DIE GARTENLAUBE BERLIN: ILLUSTRIRTES FAMILIENBLATT. 1860,[2]

Digitized by Google

37
2 Per. 6 (1860,2

Digitized by Google

<36604788660012

<36604788660012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

№ 27. 1860.

Die Garfenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Sigrid, das Fischermädchen.

Novelle von Theod. Mügge.

1.

Unter den vielen felsigen schönen Meerbusen, welche die westliche Felsküste Norwegens zerspalten, ist der Molde-Fjord zwar keiner der größten, aber einer der berühmtesten durch die romantische Herrlichkeit seiner Ufer und deren Umgebungen. Der Fjord hat zwei schmale Eingänge, Wasserpässe, zwischen denen die fruchtbare Insel Otterö liegt; sodaß der Reisende diese im Rücken hat, öffnet sich vor ihm ein meilenbreites großes Seebecken, an welchem zur Rechten grüne Weiden und Waldgehege sich erheben, zur Linken die freundliche Stadt Molde liegt, vor welcher während des größten Theils des Jahres eine Anzahl Briggs, Schooner und Pachten ankern, mit Holz bis Hellane und getrockneter oder gesalzene Fische bis in die europäischen Südländer zu führen. Der Fjord aber dringt mit zahlreichen Armen und Buchten tief in's Land; wechselnd und prächtig sind seine Ufer. Zuweilen steigen sie steil in nackten Felsmassen auf, und hinter ihnen liegen die weiten Wäsenelandsflächen aufgethürmt voll zackiger, wunderbarer Klippen; an anderen Stellen leuchten diese Ufer sanft und grün, und manche große und kleine Höfe liegen dort mit ihren Fruchtfeldern und Fruchtgärten, die gar lieblich anzuschauen sind. Tief tritt noch mehr hervor, wenn man die schwarzen Felsmassen dicht daher betrachtet, welche zuweilen mitten aus den Fluthen des Fjord wie senkrechte Mauern emporsteigen. Zwei- oder dreihundert Fuß tief geht es an solchen Wänden in's Salzwasser hinab und ebenso hoch zu Spitzen und Gipfeln hinauf, wo nur Meergänse, Alken und Möven hinfliegen und ihre Nester bauen. An einigen dieser Felsen sind alte Runenzeichen in den Stein gehauen, die Siegesdenkmale von Schlachten und Kämpen, von denen keine Geschichte Kunde gibt. Gewiß ist, daß an diesen Fjorden bis nach Trondhjem hin immerdar kühne und unternehmene Männer wohnten, ein abgehärteter, die Meere durchschwärmender Menschenschlag, nach Krieg und Beute lüstern. Aber es ist auch richtig, daß hier und auf den Inseln, welche diese Küste begleiten, noch jetzt viele Familien leben, die ihren Ursprung von berühmten Helden aus den Zeiten König Harald Harfagar's und seines Geschlechtes herleiten.

Und wunderbar sieht es aus, schön und wunderbar, wenn man in die Tiefe dieser Fjords blickt, auf den weiten Halbkreis zahlloser seltsamer Felsen und Hörner, die ihn einschließen. Ein einziger Weg führt durch diese gigantische Mauer, ein schmaler Spalt, den das Thal Romsdalen bildet; wäre er nicht vorhanden, so würde diese Welt unersteiglich verschlossen sein. Unzählige senkrechte Massen voll Zinken und Zacken thürmen sich dort empor, umschimmert von schneeigen Halsbändern, und wenn die Abendsonne darauf glüht und funkelt, kann man solch' prächtiges Panorama kaum irgend noch wieder finden.

Am Eingange des Fjord, der Stadt Molde fast gegenüber, springt das Ufer weit vor und südlich liegt es in eine tiefe Bucht ein, die der Torvfjord heißt. Auf der Spitze liegt die Kirche von Bosnies, der Pfarrer wohnt nicht weit davon, und über die Halbinsel zerstreut liegen die Höfe und Hütten der Gemeinde. Das Land umher ist grün, es wächst Gerste auf den kleinen Aeckern, und in den Gärten werden die Kirschen reif, wenn der Sommer warm ist und die Bäume geschützt stehen. Am Ufer hin wohnen Fischer, denn Fischfang ist doch auch hier die menschliche Thätigkeit, welche die Meisten ernährt, denen nur ein kleines Erbe zu Theil wurde, oder nichts als ihre rüstigen Hände. Drüben in der Stadt Molde wohnen Leute, welche Fische immer brauchen können und auch bezahlen. Frische Fische, wie das Meer sie reichlich hat, sammt Krabben, Krebsen und allerlei Gethier essen die Stadtleute täglich gern mit ihren Familien, aber die Kaufleute schließen auch Contracte mit den Fischern, wenn die Heringsschwärme von Trondhjem herunter kommen und der Segsisch hinaufsieht nach seinen Laichplätzen. Dann fahren die Fischer hinaus in die Canäle vor den Außeninseln und in's offene Meer, und wer ein vierruderig oder sechsrudrig Boot besitzt, oder wohl gar zwei, mit Stellnetze und Angeln dazu, der ist ein wohlangesehener Mann und kann, wenn das Glück mit ihm ist, auch ein Stück Geld verdienen und in seiner Art wohlhabend heißen.

Seitwärts von dem Pfarrhause, das ziemlich hoch und frei lag, senkte sich das Land zum Strande hinab, und dort auf dem Vorsprunge stand eine Fischerhütte, die Einem gehörte, der als ein solcher Glückskegel galt. Denn zwei große Boote und mehrere kleine schaukelten sich an den Pfählen im Wasser, wo sie befestigt lagen; mehrere lange Netze hingen an den Steinen zum Trocknen ausgespannt. Das Haus war auch nicht ganz klein, sondern lang gestreckt, stand es auf starken Kreuzbalken, hatte mehrere Fenster, freilich nicht eben hoch und breit, doch helle Scheiben darin und dahinter Vorhänge von rothem Kattun. Ueberhaupt sah es ordentlich und reinlich aus, und obwohl es, wie alle Häuser und Hütten im Lande, ganz aus Holz gebaut war, zeichnete es sich doch vor manchen anderen aus, denn es hatte einen röthlichen Anstrich und die Fensterkreuze waren weiß gefärbt.

Das Pfarrhaus über seinem Kopfe und mancher Gaard der wohlhabenden Bauern umher sahen freilich viel größer und schöner aus; doch wie es da vorn auf dem Vorsprunge stand, frei nach Ostern hinüberblickte und nach Molde, zur Rechten in das tiefen

Digitized by Google

Torsfjord und gerade aus über das ganze Wasser hin bis auf die Trollinseln von Remödalen, schien es schöner gelegen, als alle übrigen. Eine liebliche Stelle war es, denn die Felsklippen schützten es von zwei Seiten vor rauhen Winden und schlossen den kleinen Grund hinter dem Hause ein, wo Aepfel- und Kirschbäume beisammen in dem hohen Grase standen.

In diesem Hause, das er vor zehn Jahren neu gebaut, wohnte Gullik Hansen, der Fischer. Den allen Leuten unter wurde er geachtet, als ein ernsthafter, verständiger Mann von großem Fleiß und, obwohl er sich auf seine Vortheile im Handel und Wandel gut verstand, auch von Frömmigkeit und Rechtschaffenheit. Die Kaufleute in Molde machten gern mit ihm Lieferungsgeschäfte, und der Pfarrer, Herr Jörs Bille, sein gelehrter Nachbar, sprach oft mit ihm und hielt gute Freundschaft, obwohl er von seiner Gemeinde als ein stolzer und hochfahrender Mann betrachtet wurde, der es mit liebsten mit den Reichen hielt.

Gullik Hansen kannt sich an dem Tage, wo diese Geschichte beginnt, nicht zu Hause, aber die Bank neben der Thür, auf welcher er zu sitzen pflegte, war darum doch nicht leer. Denn es saß dort seine Tochter Sigrid, ein achtzehnjähriges Mädchen, neben welcher mancher junge Bursch gern gesessen und ihr gebolfen hätte, wenn sie es gelitten. Sie flickte an den Maschen eines alten Netzes, wie dies Fischerkinder thun müssen, und das Netz lag auf ihrem Schooß und auf dem Erdreichen zu ihren Füßen; in der Hand hielt sie ein rundes Holz, wie eine lange Nadel, um welche festes Hanfgarn gewickelt war, mit dem sie die neuen Maschen einsetzte. Sigrid war Gullik Hansens einzige Tochter, er hatte jedoch auch einen Sohn, doch dieser war acht Jahre jünger als seine Schwester. Es war ein ziemlich schwächlicher Knabe, des Vaters Liebling, auch deswegen, weil er seiner Mutter ähnlich sah, und diese war gestorben, da er kaum sechs Jahre zählte. Von jener Zeit an hatte Sigrid des Vaters Haushalt geführt und den kleinen Bruder Anders behütet und gepflegt, wie es eine sorgsame Mutter thun würde; dennoch war es ein rothes munteres Mädchen mit hellen großen Augen und braunen Haaren, mit Zähnen, die sie in zwei vollen Reihen zeigte, wenn sie lachte, was häufig geschah, und mit einem Gesicht, in welches die Allerneisten gern hineinschauten, mochten sie jung oder alt sein. Sie war stark und groß; alle Arbeit wurde ihr leicht, und von ihrer Mutter hatte sie Ordnungssinn, von ihrem Vater Ueberlegung und festen Willen geerbt.

Wie Sigrid, mit dem Netze beschäftigt, emsig schaffte, ging die Sonne tiefer am Himmel hinab und schien bald nicht mehr weit davon sich in's Meer zu versenken. Ihr Licht wurde goldig roth und überstrahlte auf's Schönste den ganzen Fjord und die hohen Trollinden in den Remödalöffeln mit allen ihren wundertichen Hexenklippen, die bald wie Schlösser der alten Riesenkönige, bald wie versteinerte felsfame Gebilde aussehen, von denen es viele Sagen gibt. Sigrid sah zuweilen hinauf zu den Tinden und einige Male, als sie dies gethan, sah sie auch seitwärts in den Torsfjord hinein, der sich bald zwischen steilen hohen Felsen einbuchtete. Dort aber lag an dem entgegengesetzten Ufer auch ein Fischerhaus unter drei hohen weißen Birken, die ihre langhängenden Zweige auf sein Dach herabträufelten. Die Sonne beschien es eben mit ihrem feurigen rothen Lichte, und es sah sehr schön aus, wie das grüne Gebüsch und die weißen Stämme und Aeste davon übergüldet wurden. Vielleicht sah Sigrid eben deswegen so lange hin und war in ihren Gedanken so damit beschäftigt, daß sie ihre Arbeit vergaß und ihre Hände in den Schooß legte. Denn viel Anderes zu sehen gab es dort nicht. Das Land umher schien öde und die Hütte selbst unbewohnt, da weder Boot noch Netz zu blicken waren, auch die Läden vor den Fenstern lagen.

Plötzlich aber legte sich eine Hand auf Sigrids Schulter, daß sie erschrocken zusammenfuhr, denn sie hatte Niemand kommen hören. Sie mußte sich ihrem Sinnen ganz hingegeben haben, sonst hätte sie nicht allein die Schritte dessen vernommen, der sie überraschte, sondern auch den Schatten bemerkt, welcher lang über das Gras fiel. Es war ein Mann, der eben nicht ganz leise auftrat, denn er hatte feste Stiefeln an den Beinen, war ein kräftiger Bursch mit breiten Schultern und trug eine blaue Jacke mit Hornknöpfen und einen Glanzhut auf seinem dicken Kopf.

„Du brauchst nicht zu erschrecken, Sigrid," lachte er. „Ich bin's."

„Ich seh' es," antwortete sie und nahm ihre Nadel wieder auf. Er zog seine grobe Hand zurück und lachte noch einmal.

„Na, na," sagte er und setzte sich auf die freie Ecke der Bank, „weh that es Dir nicht. Bist Du ganz allein, Sigrie?"

„Ja, Clas Gorud."

Clas Gorud nahm seinen Hut ab und strich durch sein struppiges gelbliches Haar, kann setzte er den Hut wieder auf. Darauf sah er seitwärts seine Nachbarin an und fuhr mit den Fingern um seinen Hals zwischen dem blauen bedruckten Tuch. Endlich sagte er: „Ist meine Mutter Grete nicht hier gewesen?"

„Nein, sie ist nicht hier gewesen," antwortete Sigrid und arbeitete fort.

„Sie wollte es thun," sagte Clas, „es muß ihr was dazwischen gekommen sein." Darauf faßte er in seine Tasche, zog eine Dose von Zinn hervor, holte ein Stückchen schwarzen Kautabak heraus, schob ihn zwischen seine Zähne und sing dann wieder an zu lachen. „Geschieht es heute nicht, kann's morgen geschehen," sagte er. „Ich bin noch nicht lange von Molde zurück. Habe mit dem Herrn Schiemann meine Geschäfte in Ordnung gebracht. Das ist ein schneller Mann, Sigrid, er kauft das Holz am ganzen Fjord weg und die meisten Fische dazu."

„Was hast Du mit ihm?" fragte Sigrid.

„Gute Dinge," antwortete Clas. „Ich soll sein Aufsichtsmann sein beim Handel, und bei mir ist er an den Besten gekommen, denn es kennt Keiner die Sache so wie ich, und die Leute und Steilen dazu."

„Mensch wohl also, daß Keiner Dir gleich kommt?" sagte Sigrid spöttisch lachend, und indem sie dies sagte, sah sie wieder nach dem Hause am Torsfjord hinüber.

„Ich denke, es ist so!" rief Clas, darauf hob er seinen Arm auf und deutete ebenfalls auf das Haus. „Es wird bald in Klang fallen," fuhr er fort, „aber nächstens wird es verkauft."

„So," sagte Sigrid, „wird's verkauft?"

„Es sind Schulden da, die müssen bezahlt werden. Der leichtsinnige Junge hat dem alten Mann, seinem Vater, ja die letzten Schillinge abgenommen. Noch ein paar Monate vorher, da er stark, mußte er ihm zu Liebe die Stelle verpfänden und hat's ihm geschickt. Eine Schande war's, jetzt kommt es danach."

„Was kommt danach?" fragte Sigrid.

„Na," rief Clas, „daß er ein Lump ist, der nichts mehr hat. Jetzt kann er Soldat bleiben, so lange er lebt, denn hier ist nichts mehr für ihn zu holen. Was der alte Mann sonst noch hinterlassen ist längst fort, jetzt geht's an die Stelle. Es wird bald anders aussehen da drüben."

„Du willst sie wohl gar kaufen?" fragte Sigrid und sah ihn wieder spottend an.

Clas grinste und nickte. „Warum nicht? ich kann's brauchen," erwiderte er behaglich.

„Weil Du der Erste jetzt bist, mußt Du Dich dort hineinsetzen," lachte sie, „wo der sast, der sonst der Erste hieß."

„Schnad!" rief er. „Thorlef Ingolf ist nun länger als drei Jahre fort. Damals warst Du noch ein kleines Mädchen. Was weißt Du von ihm?" .

„Mehr als Du denkst," sagte sie.

„Meinetwegen. Aber der Erste ist er nie hier gewesen. Jetzt soll er nicht einmal der Letzte sein." Das sagte Clas mit Spott und dabei sah er sehr häßlich aus, denn sein Gesicht war überhaupt nicht eben wohlgebildet, sein Mund sehr groß, seine Stirn niedrig und seine Nase ging in die Höhe.

Sigrid hörte nicht auf zu lachen, sah ihn jedoch nicht dabei an, sondern lüpfte ihre Fäden. „Kaufe nur die Stelle," sagte sie, „wenn Du Geld genug dazu hast. Der Platz ist gut, doch billig wird er nicht sein; Mancher wird danach ausgeben."

„Es wird sie doch Keiner bekommen, als ich," antwortete Clas zuversichtlich. „An den Herrn Schiemann ist sie verpfändet, der hat damals die zweihundert Speciesthaler gegeben, die Thorlef seinem Vater abpreßte, Niemand weiß wozu. Dafür hat Schiemann eine feste Schrift in Händen, daß die Stelle sein ist, wenn nach einem Jahre das Geld nicht zurückgezahlt worden kann. Und jetzt eben ist das Jahr um, Sigrid, und Schiemann will mir den Platz geben und verkaufen. Er will bezahlen, was sonst noch darauf hastet, dann ist sie sein und wird mein werden. Ihm wird so leicht Keiner in den Handel kommen."

„Daß es ihm nur nicht wieder leid wird," sachte Sigrid.

„Hat nichts zu sagen," versetzte Clas. „Ich kann ihm gute Dienste leisten, wie sie ihm gefallen." — Er zog seinen Hut um

Digitized by Google

den Kopf und grinste und nickte, als Sigrid ihn anſah. „Na,“ fuhr er fort, „da drüben auf Otterö gibt's ein Gut, das funfzig oder hundert Mal mehr werth iſt, und wenn er das in ſeine Taſche ſteckt, kann er mir die lumpige Stelle wohl abgeben.“

„Drüben in Otterö?“ fragte Sigrid, und indem ſich ihre blauen Augen weit aufthaten, fuhr ſie fort: „Meinſt Du Erik Meldal's Gut, Clas?“

„Das iſt eine richtige Wahrheit!“ ſagte Clas. „Erik iſt von derſelben Art wie Thorkel, darum waren ſie auch immer gute Freunde. Und Erik Meldal hat auch nichts mehr, die Schulden haben ihm aufgetroffen. Das ganze Gut iſt ſo verſchuldet, daß der alte Verwalter Horngreb nichts mehr aufreiben kann, und kann ſeinem jungen Herrn Erik Meldal, dem Lieutenant, gar nichts mehr ſchicken. Der muß jetzt alſo mit ſeinem Tractement auskommen,“ fuhr er boshaft lachend fort, „das iſt ihm gegunt; wenn ich aber ſein Verwalter wäre, ſollte er Geld genug haben. Der alte Horngreb iſt ein alter Dummkopf.“

„Was wollteſt Du denn machen, Clas?“ fragte Sigrid.

„Verpachten wollte ich das gute Land an Coloniſten,“ verſetzte Clas, „zu ganz anderen Preiſen, als es jetzt geſchieht. Und dann hat der Wuchs noch einen ſchönen Wald, alte große Bäume, die ſind jetzt viel werth, man findet ſie ſelten mehr ſo. Weiden liegen dabei, die allerbeſten, die man ſich denken kann. Dreimal ſo viel Vieh kann gehalten werden, und dazu kommt die Fiſcherei in der großen Bucht, die kommt dem Gute allein zu, ſammt den Mühlen an der Elf. Es darf nur ein Mann da ſein, der die Sache verſteht, ſo fällt alles von ſelbſt in ſeine Hand; und der Mann iſt da und hält die Hand ſchon auf.“

Sigrid ſah lachend auf die mächtigen Hände, welche Clas dabei ausſtreckte. „Sind's Deine Hände, ſo halt's feſt,“ ſagte ſie.

„Nehmen ſollt' es mir Keiner,“ antwortete er, „doch dazu gehört, was ich nicht habe.“

„Was?“ fragte ſie.

„Geld! Das hat er genug.“

„Wer?“

„Klein Sigrid,“ ſagte Clas beluſtigt, „frag nicht ſo dumm. Herr Schiemann, wer ſonſt? Alle Schulden hat er aufgekauft, ganz in der Stille und wie ich es ihm auskundſchaftet. Vieles hat er billig gekriegt, denn die Leute waren froh, Geld zu ſehen, von dem Schuldenmacher erwarten ſie doch nichts mehr.“

„Erik Meldal war kein Schuldenmacher,“ verſetzte Sigrid. „Ich habe gehört, daß ſein Vater keine gute Wirthſchaft hielt, und daß die ſchlechten Zeiten dazukamen.“

„Alle die Leute aus den alten Familien wollen vornehm hinaus,“ ſagte Clas. „Der alte Meldal gehörte auch zu denen, die obenan ſtanden, und weil er Oberſt geweſen im Kriege gegen die Schweden, meinte er, er ſei der Höchſte im Lande. Es iſt einerlei, wer die Schulden gemacht hat, jetzt heißt es bezahlen! Alſo wird's dem Jungen gehen, wie dem Thorkel, denn die Acten liegen ſchon beim Landrichter, die Klage iſt ſchon angebracht, und ſo wie es damit ſeine Richtigkeit hat, ob Hochzeit!“

„Hochzeit?“ fragte Sigrid. „Wer macht Hochzeit?“

„Zweie,“ lachte Clas, „oder viere. Erſtens Herr Peter Schiemann mit Paſtor Jöns Bille's Tochter Elſe Mary, bei der er eben ſitzt, denn ich habe ihn von Meldre mit herüber gebracht, und zweitens ein gewiſſer Clas Gorud mit Gulik Hanſen's Tochter Sigrid, bei der ich eben ſitze.“

Und indem er dies ſagte, legte er ſeinen linken Arm um ihren Leib und faßte mit ſeiner rechten Hand nach ihrer Hand. Aber Sigrid bog ſich raſch zurück und rief: „Ich glaub's nimmermehr,“ und ſo wie ſie dieſe Worte luſtig ausſchrie, geſchah etwas, das Clas noch weit mehr überraſchte. Denn das Netz, das am Boden lag, hob ſich plötzlich in die Höhe, und ein ungeheurer Rachen voll weißer Zähne kam darunter hervor und ſchnappte nach Clas Gorud's Arm und Hand, daß er mit genauer Noth beide in Sicherheit bringen konnte. Erſchrocken ſprang er auf und ein paar Schritte zurück, während Sigrid ein ſchallendes Gelächter anſtimmte und ihre Augen ſich mit überwältigtem Spott füllten.

In der nächſten Minute ſah Clas, mit wem er es zu thun hatte. Es war ein großer grauer Seehund, der auf ſeinen kurzen Beinen ſich aufgehoben und mit ſeinen glänzenden Augen ihn anſtierte. Voll Wuth und Aerger griff Clas nach einem Steine, der vor ihm lag, und ſchrie wild auf: „Ich will dich zerſchmettern, du Teufelsvieh, du ſollſt deinen Lohn haben!“

„Thue ihm nichts! Du ſollſt ihm nichts thun!“ ſchrie Sigrid eben ſo laut, indem ſie ihre Arme über den Kopf des Thieres legte, und damit zugleich rief Jemand hinter dem Hauſe: „Was gibt es denn da? Heidu! wirf den Stein fort und ſei kein Narr!“

2.

Clas Gorud ſah ſich um und ließ ſeinen Arm wirklich ſinken, aber Antwort gab er nicht, auch wurde ſein Geſicht nicht freundlicher. Es ſah einen Mann, den er nicht kannte oder, wenn dies der Fall, nicht kennen wollte. Der Fremde trug einen Soldatenrock von einem der Jägerregimenter, und als er vor ihm ſtand, rief er luſtig: „Das iſt Clas Gorud, der hat ſich nicht verändert. Er iſt noch ſo ein häßlicher Kerl, wie er immer geweſen.“ Darauf ſiegen ſeine Augen zu dem Fiſchermädchen und gleich ſtreckte er beide Hände nach ihr aus.

„Du biſt Sigrid!“ rief er. „Die kleine Sigrid; doch wie groß und ſchmuck biſt Du geworden! Kennſt Du mich denn nicht mehr, lieb Sigrid?“

„Du biſt Thorkel Ingelf,“ ſagte ſie und gab ihm ihre Hand. „Das bin ich, Sigrid.“

„Sei willkommen, Thorkel,“ fuhr ſie fort.

„Vielen Dank!“ antwortete er. „Iſt Dein Vater zu Haus?“

„Nein,“ ſagte ſie. „Wohet kommſt Du?“

„Quer durch's ganze alte Norge, Sigrid. Ich komme von Frederikshall, wo ich in Garniſon geſtanden das letzte Jahr.“

„Bleibſt Du hier, oder willſt Du wieder fort?“

„Das ſoll Gott wiſſen,“ antwortete er. „Vom Regiment bin ich entlaſſen, es war meine Zeit zwar noch nicht um, doch geſchah es ſo auf meine Bitten; denn capituliren mocht' ich nicht, das wußten ſie, und mein Oberſt wollte mir wohl. Da nun mein Vater geſtorben iſt, der Mutter nach, wollte ich ſehen, wie es mit mir geſchehen ſoll; habe aber ſchon genug gehört von den Leuten, was traurig machen kann.“

„Ich mag Dir wohl nichts Beſſeres ſagen können,“ ſprach Sigrid.

„Ich muß es nehmen, wie es iſt,“ erwiderte er. „Aber ſieh hier, ſieh! Es kennt mich doch noch Einer.“

Der Seehund war zu ihm herangekrochen und ſtieß ihn mit ſeinem dicken Kopfe an. Da er ſeine Hand ihm hinſtreckte und ihn ſtreichelte, leckte das Thier ſeine Finger und ließ ein winſelndes Knurren hören, als Zeichen ſeiner Freude.

„So iſt er noch am Leben, der arme gute Kerl!“ rief Thorkel. „Als ich fort mußte und ihn Die ſchenkte, haſt Du es freilich verſprochen, ihn nicht zu verkaufen. Aber ich glaubte es kaum.“

„Das war nicht recht,“ ſagte Sigrid. „Wir haben ihn Alle lieb, er geht nicht von uns. Auch thut er Niemandem ein Leid, wenn's nicht Einer iſt, der Böſes im Sinne hat.“

Sie ſah dabei ſchelmiſch nach Clas hin, und der Soldat folgte ihren Blicken. Clas hielt den Stein noch in der Hand feſtgepackt und ſah lauertöpfiſch aus, ohne ſich zu rühren; da aber Thorkel ihm nun auch die Hand hinhielt und freundlich ſprach: „Laß die arme Creatur in Frieden, Clas. Du haſt ihm ſicher wohl einen Stoß gegeben, daß er Dich beißen wollte!“ ließ er den Stein fallen, kam näher und ſagte: „Solche Beeſter gehören nicht ins Haus, doch ſei Du willkommen, Thorkel, biſt lange fortgeweſen.“

„Viel zu lange, Clas. Komm' aber doch wohl noch zur rechten Zeit,“ erwiderte Thorkel.

„Meinſt, weil Dein Haus noch nicht verkauft iſt?“ fragte Clas.

„Ich mein's mancher Dinge wegen,“ war die Antwort. „Jetzt erzählt mir doch, wie es hier gegangen. Es gibt Vieles, was ich von Die hören möchte, lieb Sigrid.“

So ſaßen ſie alle drei nun auf der Bank, und Thorkel erzählte ebenſowohl von ſeinem Soldatenleben, wie er nach allen Leuten umher fragte. Clas gab ihm Beſcheid, und Sigrid ſetzte ihre Arbeit fort und miſchte ſich lange Zeit wenig in das Geſpräch der beiden Männer. Es war von Dingen die Rede, welche Thorkel Ingelf nicht mit Freuden vernehmen mochte, aber Clas machte keine Umſtände mit ihm. Ein norwegiſcher Bauer iſt ein harter Mann. Gewöhnlich kurz von Worten, und man merkt nicht, was in ſeinem Innern vorgeht. Mag's ihn auch wie mit Meſſern ſchneiden, ſein Geſicht verräth es feſten, und in Leidenſchaft geräth

Digitized by Google

er nur, wenn's zum Pepten kommt. So hörte auch Thorkel ohne Zeichen einer Bewegung an, wie sein Vater hinfällig geworden und rasch gestorben sei, und wie das kleine Mädchen, das er im Hause gebabt, ihn eines Morgens todt gefunden hatte.

„Ich hatt's nicht so nahe geglaubt," sagte er vor sich niederblickend, „denn es war ein fester Mann."

„Nun," fuhr Clas fort, „sie sagen, er hat sich gegrämt, das soll wohl sein."

Sigrid sah auf. Thorkel saß stumm und hielt seinen Kopf noch tiefer. Clas zuckte mit den Achseln. „Da er tert war," fuhr er fort, „kamen Lensmann und Beigt, es kamen aber auch Leute, die zu fordern hatten. Endlich wurde verkauft, was sich verkaufen, es blieb aber noch Mancher unbefriedigt übrig."

Wieder sah Sigrid auf und wieder saß sie die Beiden. Clas schielte nach ihr hin und verzog seine Lippen. „Es hatte Keiner gemeint, daß es so schlecht stand," sagte er. „Aber da kam zuletzt auch der Herr Schiemann aus Molde und legte den Schuldschein vor über die zweihundert Thaler, für die ihm die Stelle verpfändet wurde. So kam der Landrichter und faßte zu."

Sigrid drehte sich rasch um. Thorkel's Gesicht hatte Farbe bekommen; es war, als ob seine Augen zitterten. Clas stieß sie leise an, es flog ein hämischer Zug über seinen dicken Mund, doch Thorkel schien es nicht zu beachten. Er sah eine Minute lang hinüber nach der Hütte am Torfsteer, und fuhr dann mit seiner Hand über Stirn und Haar, daß sie eine Minute lang sein Gesicht bedeckte. Sein Haar war von schöner brauner Farbe, fein und weich, und sein Gesicht sah männlich, fest und wohlgebildet aus, und als er hinüber schaute, schien es dunkler und fester zu werden. Darauf sagte er ruhig: „Das ist Alles wahr, und zu ändern ist nichts. Morgen werde ich zu dem Herrn Schiemann nach Molde gehen und mit ihm sprechen."

„Du thust recht!" sagte Clas, „könntest es aber heut gleich noch näher haben, wenn Du wolltest, könntest ihn beim Pastor finden."

„Bei dem Herrn Bille?" antwortete Thorkel, und er sah nach dem Pfarrhofe hinauf, dessen Gartenseite er sehen konnte, denn der Garten stand auf einem Felskager, das steil wohl dreißig Fuß tief abfiel, und indem er hinaufschaute, erblickte er hinter dem Gitter, das eine Brustwehr bildete, ein Frauenzimmer in hellem Kleide, und neben ihr einen Herrn, der sie begleitete.

Da sein Blick an Beiden hängen blieb, lachte Clas auf. „Nun," rief er, „bleib lieber, Du möchtest ihn stören, er ist in guter Gesellschaft. Aber wie geht's denn dem Erik Meldal, dem schmucken Lieutenant? Kommt er nicht auch bald einmal nach Haus?"

„Das könnte wohl sein," sprach Thorkel, noch immer hinaufschauend. „Warst wohl mit ihm zusammen in Frederikshall, nicht wahr?" fuhr Clas fort.

„Sicherlich, ja," sagte Thorkel.

„Und hast ihn dort gelassen?"

„So wird's sein, Clas."

„Bringst keine Aufträge von ihm mit?"

„Möglich wär's."

„Ohe," lachte Clas, „der alte Horngreb soll Geld schicken, Nicht?"

„Geld kann Jeder brauchen. Ich auch."

„Glaub's Dir gerne," sagte Clas ärgerlich, „Ihr habt aber Beide nichts. Hast nicht auch im Pfarrhause eine Bestellung?"

„Wie geht's der Jungfrau Elise droben?" fragte Thorkel, indem er sich an Sigrid wandte.

„Es geht ihr lustig!" rief Clas, ehe Sigrid antworten konnte, „überall heißt's, daß bald Hochzeit sein wird."

„Mit dem Herrn Schiemann wohl gar?" fuhr der Soldat heraus.

„Mit wem sonst?" versetzte Clas.

„Glaubst Du es?" fragte Thorkel Sigrid.

„Nein," erwiderte sie.

„Ich auch nicht," lachte Thorkel, „ich glaub's so wenig, als wenn Clas schwöre, er wollte Dich nehmen."

„O Du Donnerkeil!" rief Clas und lachte ebenfalls, indem er beide Fäuste in seine Jackentasche steckte und seine Beine ausstreckte. „Warum wolltest Du es nicht glauben?"

„Warum? Weil der Seehund Dich gleich am ersten Tage zerreißen und auffressen würde. Nimm Dich vor ihm in Acht, er bringt Unglück über Dich!"

Und indem er dies sagte, strich er der Robbe über den glatten Kopf, und es war, als ob das Thier ihn verstände; denn es sperrte seinen Rachen auf und zeigte dem Clas sein weißes Gebiß mit einer solchen Angriffsmiene, daß der Bedrohte nochmals haftig von der Bank aufsprang. Sigrid schlug vor Vergnügen in ihre Hände, und Thorkel war nicht weniger belustigt; Clas aber gerieth in Wuth über den Spott und über das nichtswürdige Vieh, dem er schlimme Titel zuschrie. Noch ehe er jedoch auch den damit bedenken konnte, der die meiste Schuld daran hatte, trat Einer hinzu, der alles weiteren Zank verhinderte.

Sigrid's Vater kam nach Hause und führte seinen Sohn Anders an der Hand. Er war ein untersetzter Mann von dem knochenstarken Bau der norwegischen Küstenleute. Harte Gesichtszüge und mächtige Kopfmuskeln, kalte Augen voll Berächtlichkeit und eine unbeweglich Ruhe beim Sprechen sowohl, wie in Allem, was er that, ließen sich gleich an ihm erkennen. Als er auf Clas zuschritt, wurde dieser still, dann drehte er den Kopf nach der Bank, und das Lachen hatte ein Ende.

Thorkel sprang auf. „Gottes Friede in Dein Haus, Gullik Hansen," sagte er, „ich habe Dich lange nicht gesehen."

Gullik Hansen änderte seine ernsthafte Miene nicht, nahm aber doch die Hand an, die der Soldat ihm bot, und sagte nur: „Ich auch nicht, Thorkel."

„Es geht Alles gut bei Dir?" fuhr Thorkel fort.

„Mag's auch bei Dir so sein!" antwortete Gullik.

„Ja, bei mir, bei mir!" rief der junge Mann. „Es ist Manches gestorben, das nicht gut ist."

„Mag's besser," sagte Gullik und drehte sich um, indem er Sigrid anfah. „Bist Du fertig mit dem Netze?" fragte er.

„Ja, Vater."

„Dönt, ich kaun's morgen brauchen. Es kommt Hering von Trondheim herunter. Weißt Du es, Clas?"

„Ja, ja!" antwortete Clas, „ich kann, um mit Dir zu sprechen. Herr Schiemann hat mir Auftrag gegeben. Er nimmt Alles, was Du fängst."

„Und Du, mein kleiner Anders," rief Thorkel den Knaben an, der sich über den Seehund geworfen hatte, der ihn mit großer Zärtlichkeit empfing. „Kennst Du mich denn auch noch?"

Das Kind bob den Kopf in ihm auf. Es sah fränklich aus. „Es ist ja Thorkel Ingolf, Anders," sagte Sigrid.

Da wurde der Knabe freundlich. „Bei Du willkommen," sagte er. „Sigrid hat oft von Dir gesprochen. Du hast uns den Hund geschenkt."

„Und Du hast ihn lieb, Anders?"

„Ja, und ich habe Dich auch lieb."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Bilder.

Nr. 3.

Otto von Wittelsbach und die päpstlichen Legaten zu Besançon.

Als Karl der Große, vom Papste gegen die Longobarden zu Hülfe gerufen, zuerst das römische Patriciat, dann die abendländische Kaiserwürde annahm, welche der griechische Hof nicht länger zu behaupten vermochte, gab Papst Leo III. seine Zustimmung und setzte ihm „aus göttlichem Rechte" die Krone auf. Aber schon unter Karls Nachfolgern führten die römischen Päpste eine höhere Sprache, und Karl's Sohn, Kaiser Ludwig der Fromme, war der Erste, den die gallischen Bischöfe zur Kirchenbuße verurtheilten. — In dem hochfliegenden Geiste des gewaltthätigen Hildebrand (als Papst Gregor VII.) reifte der Gedanke, die Kirche oder vielmehr

Digitized by Google

Päpstliche Abgeordnete. Kanzler Rainald. Cardinal Roland.

Otto von Wittelsbach und die päpstlichen Legaten.
Originalzeichnung von H. Plüddemann.

Otto von Wittelsbach. Heinrich der Löwe. Herzog Welf von Braunschweig.

Friedrich der Erste.

das Papstthum von der Abhängigkeit der Kaiser frei zu machen und zur ersten Macht der Erde zu erheben, zur bedeutungsvollen That; Kaiser Heinrich IV. mußte barfuß, im wollenen Bußgewand, drei Tage bei strenger Januarkälte (1077) nüchtern vom Morgen bis Abend innerhalb der zweiten Ringmauer der Burg Canossa stehen, bis sich der Papst bequemte, den Bann zu lösen, den er über ihn ausgesprochen; und der Papst erreichte sein Ziel; er stand jetzt neben dem Kaiser; fortan galt es, die letzte Stufe zu ersteigen und sich kühn und herrschend über ihn zu stellen.

Inmitten des Kampfes jener zwei die Welt bewegenden Mächte, des Kaiserthums und des Papstthums, treffen wir jedoch von Zeit zu Zeit auf Männer, die sich mit kühnem Muthe dem päpstlichen Herrschergelüst entgegenwerfen und für die Oberhoheit und Herrlichkeit des deutschen Reichs mit kräftigem Wort, mit tapferer That zu wirken suchen. Es sei uns vergönnt, aus dem unerquicklichen Jammer der deutschen Gegenwart, wo nur die Feder der Diplomaten leichte und ruhmlose Siege erkämpft, den Lesern der Gartenlaube ein solches Bild deutschen Männermuthes vor Augen zu führen, das durch den Pinsel eines geistvollen Künstlers (Herrn Plüddemann in Dresden, dessen großes Oelbild auf den deutschen Ausstellungen verdientes Aufsehen erregte) vielleicht Manchem, wenn auch nur im Allgemeinen, bekannt sein dürfte.

Friedrich I., der Hohenstaufe, war nach König Conrad's Tode von den zu Frankfurt versammelten deutschen Fürsten am 4. März 1152 einstimmig auf den deutschen Königsthron berufen worden. Seine Thaten sind bekannt. Seine äußere Erscheinung erinnert an die alten Deutschen, welche vor zwölfhundert Jahren die Bewunderung und den Schrecken der Römer erregt hatten. Er war nicht eben von hohem, aber von schlankem Wuchse; die Brust hoch gewölbt, der Bau des ganzen Körpers straff und stark, so daß er so leicht als kräftig einherschritt und die größten Anstrengungen leicht zu ertragen vermochte; das Gesicht fein und frisch, die Augen blau, das Haar an Haupt und Kinn roth und kraus: deswegen hat man ihn den Rothbart beigenannt. In diesem Körper aber wohnte ein gewaltiger Geist. Was die Natur für einen Menschen zu thun vermag, das hatte sie für ihn gethan. Er hatte die Fähigkeit, Alles zu ertragen, was menschlichen Kräften zugänglich ist: einen tüchtigen Verstand, ein rasches Urtheil, einen scharfen Blick und ein so ausgezeichnetes Gedächtniß, daß er einen Jeden, der ihm einmal bekannt geworden war, nach sehr langer Abwesenheit sogleich wieder bei seinem Namen zu begrüßen vermochte. Und wenn er diese geistigen Kräfte allzumal am meisten auch nur in kriegerischen Dingen und für kriegerische Dinge ausgebildet hatte, und wenn er sich auch in anderen wissenschaftlichen Kenntnissen versäumt haben mochte, so wußte er doch Manchertei und suchte selbst als Kaiser so weit als möglich gut zu machen, was gut zu machen war. Vor Allem liebte er, in diesem Stücke Karl dem Großen gleich, die Geschichten früherer Tage zu lesen oder sich lesen zu lassen, wohlerkennend, daß ein Mensch, er mag ein Fürst sein oder ein Gutsherr, welchem die Vergangenheit verschlossen ist, nothwendig ein Fremdling in der Gegenwart bleibt. Auch verstand er mit vieler Anmuth in der vaterländischen Sprache zu reden, und durch diese Anmuth im Besonderen gelang es ihm leicht, die Herzen zu gewinnen, an deren Gewinnung ihm gelegen war.

Hatte dieser tüchtige, ausgezeichnete Mann auch seine Schattenseiten, war er nicht immer Herr seiner Leidenschaften, und bewies er in der Befolgung derselben eine Beharrlichkeit, eine Stärke des Willens, die Schauder und Angst erregt, war er namentlich furchtbar in seinem Hasse, der keine Verzeihung, keine Milde kannte: so war er doch bei alledem ein guter Deutscher, dem die Macht und das Ansehen seines Vaterlandes sehr warm am Herzen lag.

Ein Mann mit solchen Gesinnungen und Gefühlen konnte natürlich die Uebergriffe des Papstthums, sobald sie seine Herrscherrechte berührten, nicht ungestraft geschehen lassen. Zunächst galt es jedoch, sich die Gunst des Papstes zu erhalten, denn Friedrich's Hauptstreben ging dahin, aus des Papstes Hand die Kaiserkrone, das Zeichen der höchsten Würde dieser Welt, zu empfangen. Aber erst im Juni 1155 konnte er vor Rom erscheinen, wofselbst jetzt Hadrian IV., ein Mann, der in vielen Stücken das Andenken an Gregor VII. auffrischte, den päpstlichen Stuhl besiegen hatte.

Wir übergehen es, die vielfach erzählte Steigbügelscene im Lager von Sutri nochmals vorzuführen. Zu stolz, das Geschäft des Reitknechts zu besorgen, versäumte der Kaiser dem Erscheinen des Papstes, die Zügel demüthig zu halten, und erklärte, als ihm vom heiligen Vater der Friedenskuß verweigert und er auf die von allen seinen Vorgängern den Aposteln Petrus und Paulus bewiesene Ehrfurcht aufmerksam gemacht wurde, mit stolzen Worten, ein König der Deutschen sei zu solchen Dingen nicht verpflichtet. Schon wollten Papst und König in voller Aufregung das Lager wieder verlassen, als es den Bemühungen der deutschen und italienischen Fürsten noch gelang, den König zu bewegen, der Form nach den Ansprüchen des stolzen Hirten von Rom zu genügen, worauf die Versöhnung stattfand und Friedrich in Rom zum Kaiser gekrönt ward.

Der alte Groll aber blieb im Herzen des Kaisers sitzen, und weniger nachgiebig, als bei dieser Gelegenheit, zeigte er sich zwei Jahre später gegen die Abgeordneten, die Papst Hadrian zu ihm nach Besançon gesandt, wo er eben die Huldigung der burgundischen Großen empfing.

Der Erzbischof Eckyl oder Eskild von Lund war auf der Rückreise von Rom nach Schweden in Burgund von einigen Edeln überfallen, ausgeplündert und in irgend einer Burg gefangen gehalten, damit er seine Freiheit durch ein großes Lösegeld erlause. Ueber diesen Frevel war, wie von Anfang, so von dem Papste selbst, bei dem Kaiser Beschwerde geführt worden. Friedrich aber hatte nichts gethan, um dem Priester die Freiheit wieder zu verschaffen, und noch weniger, um die Verbrecher zu bestrafen; vielmehr hatte er sich um die Sache gar nicht bekümmert und sich mit der Versicherung begnügt, daß er nichts von derselben wisse. Ob diese Versicherung des Kaisers in der Wahrheit begründet gewesen, ob er Betenten getragen habe, gegen Basallen in den neuerworbenen Ländern aufzutreten wegen Vorgängen, an welche sie gewöhnt sein mochten, oder ob er aus Verdrießlichkeit und um die Geistlichen zu kränken, auf diese Weise gehandelt habe, muß unausgemacht bleiben. Der heilige Vater hielt aber jedenfalls sein Wort für heuchlerisch und glaubte wohl mit desto größerer Zuversicht, bei dieser Gelegenheit gegen den Kaiser auftreten zu dürfen, je fester er voraussetzte, daß er alle Geistliche, und gewiß auch viele weltliche Herren, auf seiner Seite haben mußte. Also ordnete er die beiden ersten Männer der römischen Kirche als Gesandte an den Kaiser ab, den Cardinal Roland, Kanzler der römischen Kirche, Cardinal Bernard, der sich nicht weniger als jener durch seinen Reichthum auszeichnete, durch seine Jahre und seine Gelehrsamkeit; und diesen Gesandten übergab er ein Schreiben an den Kaiser, das sie demselben darbringen und dessen Inhalt sie durch ihre Beredsamkeit und durch ihr persönliches Ansehen unterstützen sollten.

Umgeben von getreuen Fürsten des Reichs und den burgundischen Großen, empfing der Kaiser die päpstlichen Gesandten vor dem versammelten Reichstage in der Hauptkirche zu Besançon. „Euch grüßen," so nahm der Cardinal Roland das Wort, „unser heiliger Vater und die Gesammtheit der Cardinäle der römischen Kirche; jener wie ein Vater, diese wie Brüder." Wohl erregte diese auffallende Anrede den Unwillen des Kaisers, doch kämpfte er denselben nieder und nahm das päpstliche Schreiben aus der Hand der Cardinäle, das, nachdem es lateinisch vorgelesen worden, auf des Kaisers Aufforderung sofort durch seinen Kanzler Rainald (nachmaligen Erzbischof von Cöln) also verdeutscht wurde: „Schon einmal schrieb ich Deiner kaiserlichen Majestät über jene schreckliche, verruchte, in Deutschland bisher unerhörte Frevelthat gegen den Erzbischof von Lund, und ich muß sie Dir nochmals in's Gedächtniß zurückrufen, weil Du das Schwert, welches Dir durch Gottes Gnade zum Schutz der Guten und zur Bestrafung der Bösen anvertraut worden ist, keineswegs gehörig gebrauchst, ja den Frevlern nicht einmal Veranlassung gegeben hast, ihre Unthat auch nur im Geringsten zu bereuen. Ganz unbekannt und unbegreiflich ist mir der Grund dieses Verzuges, dieser Nachlässigkeit; denn mein Gewissen zeiget mich keines Fehls, womit ich Deiner Ehre zu nahe getreten wäre, vielmehr liebte ich Dich stets als meinen theuersten Sohn und als den christlichsten, zum Schutze des apostolischen Stuhles berufenen Fürsten. Du solltest Dich erinnern, ruhmwürdiger Sohn, wie gnädig und freudig Deine Mutter, die hochheilige römische Kirche, Dich aufgenommen, mit welcher Herzlichkeit sie Dich behandelt, welche Fülle von Würde und Ehre sie Dir ertheilet, und wie gern sie, die kaiserliche Krone Dir übertragend, den Gipfel Deiner Erhabenheit in ihrem segenreichen Schooße zu verherrlichen sich bemüht hat, ja wie sehr wir uns freuen würden, wenn Deine Vortrefflichkeit noch größere Beneficia aus unserer Hand empfangen könnte."

Digitized by Google

Bei diesen frechen Worten brauste ein Sturm des Unwillens durch die weiten Hallen der Kirche; mit Zornesblicken faßte manche Faust nach dem Griff des Schwertes, und nur der gebietende Blick des Kaisers vermochte die tobenden Gemüther zu besänftigen. Rainald las zu Ende:

„Jetzt aber, da Du jene Unthat, die zur Schmach der Kirche und des ganzen Reichs begangen ist, vernachlässigst und verdeckst, so ahne und besorge ich, daß Dein Gemüth durch Einflüsterung verwerflicher Menschen (die nur üblen Samen säen) hierzu verführt und gegen deine gütige Mutter, die heilige römische Kirche, und gegen mich selbst mit Argwohn und Zorn erfüllt sei. Um dieser und anderer Gründe willen habe ich zwei der besten und liebsten meiner Brüder, welche durch Religion, Klugheit und Ehrbarkeit gleich ausgezeichnet sind, an Dich abgesandt und bitte Dich dringend, daß Du sie milde und ehrenvoll empfangest und Alles, was sie Dir zu Ehren Gottes und der Kirche, sowie zur Erhöhung des Reiches in meinem Namen vortragen, ohne Bedenken anhörest und berücksichtigen mögest."

Kaum hatte Rainald seine Verdeutschung beendigt, als der verhaltene Grimm mit aller Macht hervorbrach. Die Kaiserkrone war von dem Papst ein Beneficium genannt worden. Und dieses Wort schien in seiner allgemeinen Bedeutung: Wohlthat, Vergünstigung, sehr anstößig, weil die Anhänger der deutschen Könige die Krönung derselben zu römischen Kaisern gern zu einer Pflicht des Papstes gemacht hätten, obgleich dieselbe häufig genug bald versagt, bald verzögert worden war. Aber das Wort war auch seit der Einstehung des Lehnswesens im Besondern von jedem Lehen gebraucht worden und im Gebrauch geblieben bis diesen Tag. Wenn daher der Papst die Kaiserkrone ein Lehen nannte, welches durch seine Hand ertheilt werde, und wenn die Könige das Kaiserthum erst durch die Ertheilung der Kaiserkrone empfingen, so war auch unleugbar nach der Behauptung des Papstes das Kaiserthum selbst ein Lehen des apostolischen Stuhles, und der Kaiser war ein Vasall des römischen Papstes.

„Wohl erinnern wir deutschen Fürsten uns," donnerte Heinrich der Löwe in dem wilden Tumult, „daß man in Rom die verwegene Behauptung gewagt, die deutschen Könige hätten das römische Kaiserthum und das italische Reich als eine Schenkung der römischen Bischöfe besessen. Deutsches Eisen und deutsches Blut hat euer Reich erobert. Unser Kaiser ist der rechtmäßige Besitzer von Rom. Wer dem Hercules die Keule zu entwinden vermag, der thue es."

„Nur Zwietracht und Streit ist uns von Rom gekommen," zürnte Herzog Welf von Braunschweig. „Hat nicht schon bei des Kaisers Anwesenheit in Italien Papst Hadrian jenes Gemälde vertilgen lassen wollen, worauf König Lothar den Papst Innocenz II. um die Krone bittet und dessen Unterschrift lautet:

Der König harrte vor dem Thor,
Bis er das Recht der Stadt beschwor;
Des Papstes Lehnsmann ward er drauf,
Der setzt dafür die Kron' ihm auf.

Es existirt jetzt noch. Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! Wer das kaiserliche Ansehen beeinträchtigt, bricht auch den Frieden der Kirche, weil diese vor Allem durch die von Gott gegründete Macht des Kaisers beschützt wird."

Dann erhob sich Rainald, der deutsche Kanzler: „Wer da behauptet," rief er, „der Kaiser habe die Krone vom Papst als ein Lehen empfangen, widerspricht den göttlichen Vorschriften wie denen des heiligen Petrus und ist der Lüge schuldig. Rom, bestimmt, der Sitz der Tugend und Frömmigkeit zu sein, hat sich, wie so viele Bischöfe selbst bezeugen, in eine Räuberhöhle verwandelt und ist der Sitz der Gottlosigkeit und Habsucht geworden. Anstatt demüthig Christi Kreuz zu tragen, will der Papst Kronen vertheilen und den Kaiser spielen. Aber vor der Macht dessen, den in Italien, ja in Rom Jeder verlacht, wird sich am wenigsten ein deutscher Kaiser fürchten, und wenn der Papst von den Unsrigen zum Gehorsam bestimmten Deutschen redet, so wird es ihm das herrliche, unwiderstehliche Volk beweisen, daß es nicht zum Gehorsam, sondern zum Befehlen geboren ist."

Von allen Seiten angegriffen, ließ sich jetzt der Cardinal Roland zu solcher Heftigkeit fortreißen, daß er die Frage herausstieß: „Von wem hat denn der König das Reich (imperium, abermals ein zweideutiges Wort, das ebenso das Reich wie das Kaiserthum bedeutet), wenn nicht vom Papst?"

Wie ein Blitz schlug diese Frage in die Versammlung ein. Kaum war das Wort den Lippen des Cardinals entfallen, als der Zorn der deutschen Fürsten von Neuem losbrach. Von ihren Sesseln aufspringend, schlugen sie empört an ihre Waffen und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, sich durch die übrigen Fürsten vordrängend, zog das Schwert. Mit den Worten: „Unverschämter Pfaffe," zischte das Schwert durch die Luft, um dem Cardinal den Kopf zu spalten. Es entstand eine furchtbare Verwirrung, die Legaten wichen erschrocken hinter die umgeworfenen Sessel zurück und suchten Schutz hinter dem Kaiser. Zwar hielt der Kaiser den erhobenen Arm des Wittelsbachers zurück und besänftigte durch sein Ansehen den wachsenden Sturm, aber auch ihn ergriff der Unmuth über die römische Anmaßung, sodaß er dem Cardinal Roland die Worte zuschleuderte: „Wären wir nicht in der Kirche, ihr solltet erfahren, wie scharf die deutschen Schwerter schneiden."

Er besänftigte hierauf die zornglühenden Fürsten und ließ die Legaten des Papstes unter sicherer Bedeckung in ihre Wohnung bringen. Hier wurden ihre Sachen untersucht, und man fand unter denselben nicht nur viele Abschriften von dem Briefe des Papstes, welchen sie dem Kaiser übergeben hatten, sondern auch unbeschriebene, mit dem päpstlichen Siegel versehene Blätter, auf welche sie folglich schreiben sollten und durften, was sie in Deutschland schnell zu verbreiten für gut fanden. Unter diesen Umständen glaubte Kaiser Friedrich diesen gefährlichen Männern kein längeres Verweilen in den Ländern des Reichs verstatten zu dürfen. Er gab ihnen am andern Morgen den bestimmten Befehl, alsobald abzureisen und auf dem geradesten Wege, weder zur Linken abweichend, noch zur Rechten, nach Rom zurückzukehren, woher sie gekommen waren.

Ein so kräftiges Auftreten schüchterte den heiligen Vater ein; er berufte der Freundschaft und Unterstützung des Kaisers, und so beeilte er sich, ein „mit Ruhe und Ergebung abgefaßtes" Schreiben an den Kaiser zu senden, worin sich die demüthige Sprache rasch in eine demüthige umwandelte und die dem Kaiser unangenehmen Ausdrücke des ersten Briefes entschuldigt und in der mildesten Weise ausgelegt wurden. Die Kirche war darnach wieder die „bescheidene Magd des Reiches". —

Siebenhundert Jahre sind inzwischen vorübergerauscht; die Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ist verschwunden, aber das Sehnen nach Einheit und alter Macht und kräftigstem Handeln zurückgeblieben im Herzen des deutschen Volkes! Möchte doch, wenn die vielleicht nicht ferne Stunde schlägt, wo es einzuretten gilt für das Vaterlands Ehre und Recht, für Deutschlands Ansehen und Freiheit, derselbe Geist der Kraft und des Muthes, welcher den Ahnherrn trieb, auch die Nachkommen jenes Otto von Wittelsbach und die übrigen deutschen Fürsten beseelen; am Volke wird's wahrlich nicht fehlen!

„Die edle Kunst der Selbstvertheidigung" in England.

Engländer aller Stände, vom gemeinsten Taschendiebe bis herauf zu dem parlamentarischen Könige Großbritanniens, dem hehen Siebenziger Palmerston, wurden neuerdings geradezu begeisterungswahnsinnig durch die gesetz- und polizeiwidrige That eines ehemaligen Maurergesellen, des Preisboxers Tom Sayers. Palmerston lobte ihn im Parlamente vor den Gesetzgebern, die für ihn zweihundert Pfund Sterling gesammelt hatten. Der Rechtsschutz und höchste Gesetzwächter der City, der Lord-Mayor, hielt ihm eine Lobrede und schenkte ihm einen Sack voll Goldstücke. Die Herren der Londoner Stockbörse ließen ihn kommen, schenkten ihm einen Sack voll Goldstücke und beteten ihn an. Die grossen Zucker- und Rosinenmänner von Mincing Lane in der City von London thaten desgleichen. Lords und Barone des Reichs — über sunfzig an Zahl — schickten ihm Anweisungen von 10 bis 150 Pfund. In Liverpool ward er von vielen Tausenden mit wahnsinnigem Jubelruf empfangen und von Menschen im Triumphwagen nach dem ersten Hotel gezogen, wo ihn die begeisterten Tausende öfter hervorriefen auf den Balcon, um ihm ihren Enthusiasmus zuzubrül-

Digitized by Google

len. Die Börse von Liverpool schenkte ihm einen Sack voll Gold und betete ihn an.

Weshalb? Er war in einem gesetzlich streng verbotenen und jedem menschlichen Auge widerlichen Preis-Box-Kampfe von seinem amerikanischen Gegner fünfundzwanzigmal der Länge lang auf den Rasen hingeworfen und vor bleibender Niederlage nur durch eine gemeine List und Brutalität gerettet worden. Deshalb? Welch ein Räthsel! Dem entscheidenden Kampfe, welchen der Amerikaner forderte, entging er durch einen Friedens-Vertrag, der in einer bisherigen Reiterbude, dem Alhambra-Palaste dem kankerotten „Panoptikon") mehrere Abende hintereinander vor dem Publicum, das 1 Guinee oder 7 Thaler à Person Entrée bezahlt hatte, gefeiert ward.

Der Engländer Sayers ist „Champion" oder mit dem Preisgürtel des Landes gekrönter erster Preis-Boxer und als solcher nach dem Box-Faustrecht verpflichtet, jede Herausforderung zum Kampfe um den Gürtel anzunehmen. John Heenan, erster Box-Held Amerika's, kam herüber, um den Preisgürtel Englands zu kämpfen. Die Boxerei blieb wegen „faulen Spiels" unentschieden. Der Amerikaner forderte den Entscheidungskampf, den man durch einen Vertrag endlich so umging, daß Sayers von den Amerikanern, Heenan von den Engländern mit einer silbernen Copie des Preisgürtels beschenkt werden sollte. Diese feierlichen Bescheerungsacte wurden im Alhambra-Palaste mehrmals hintereinander à 1 Guinee Entrée wiederholt. Jeder der beiden Helden bekam jeden Abend dafür 100 Pfund Sterling. Der Secundant und der Berichterstatter Heenan's wurden bei einem Lever der Königin vorgestellt.

Das sind die hierher gehörigen Haupthatsachen. Sie sehen so räthselhaft, so brutal, so blödsinnig aus, daß man Mühe hat, sie sich zu erklären. Der amerikanische Redner nannte die beiden Boxer in seiner Beschenkungsrede nach Bellingtern und Napoleon ersten Helden. Seit Wellington und Napoleon hat's keine Helden in England gegeben. Sie brauchten lange einen großen Mann, sich an ihm aufzurichten, ein goldenes Kalb oder vielmehr einen muskulösen Ochsen, um sich in ihm selbst zu vergöttern, einen Repräsentanten ihrer Kraft und Unbesiegbarkeit, an welche sie in ihrer Schwäche um so fanatischer glauben. Siehe da Sayers! Hier hatten sie den Helden, den Nationalgott, den sinnzupanzigmal auf den Boden geworfenen, aber unbesiegt immer wieder auferstandenen. „So sind wir! Das sind wir! Auch uns kann man werfen, zu Boden schmettern, wir stehen unbesiegt immer wieder auf, stärker als vorher."

So fangen sie in der Presse, so triumphirten sie auf allen Gassen, Spitzbuben und Palmerston, Bettler und Crösus, Bischöfe und Buschkleeper, alle — alle, die ganze englische Nation — wahnsinnig vor Freude, daß sie nun doch wieder nach Wellington einen Ersatz haben — Tom Sayers, den ersten, fünfundzwanzigmal geschlagenen, unbesiegten Preis-Boxer.

Andern Völkern fehlt's freilich auch an Helden und Göttern; aber sicher ist, daß auch im größten Mangel keins rohe, brutale Faustkraft anbeten würde. Das Boxen ist ausschließlich englisch-national und volksthümlich und nur erst neuerdings unter den Stammverwandten Amerikanern importirter Unsitte geworden.

Das Boxen ist in England „die noble Kunst der Selbstvertheidigung". Andere Völker haben dafür Polizei-Lieutenants, Viertels-Commissärien und sonstige Pattiarchen, oder sie helfen sich nur mit Ohrfeigen, Schemelbeinen und sonstigen Cavaliermitteln. Die Engländer haben freie Hände und machen gern Faustes davon. Duelle mit Waffen sind außerdem verboten. Wer Jemanden im Duell tödtet, wird gehängt. Neulich standen zwei Boxer vor Gericht, die beide ihre Gegner mit den Faustkolben todtgeschlagen hatten. Die Todtenrichter erkannten über beiden Leichen auf „Tod durch Mißgeschick". Den Mördern ward kein Haar gekrümmt.

Jeder Engländer kann boxen und boxt, wenn man ihm persönlich zu Leibe geht oder ihn gröb beleidigt. Anderer Völker Leute — mehr an Polizei gewöhnt — schreien beleidigt auf: „Warte, ich sag's meinem Vater, meiner Mutter, dem Viertels-Commissarius!" So muß man die englische Box-Popularität als eine Pflanze der Freiheit, wenn auch eine sehr widerliche, betrachten und würdigen lernen. „Die noble Kunst der Selbstvertheidigung" wird von Allen verstanden und gewürdigt, aber von einer ganz besonderen Species, dem „homo pugil anglicus", englischen Faustkämpfer von Profession, um ihrer selbst willen und als Lebenslauf ausgeübt.

Der professionelle und Preis-Boxer wird in der Regel niedrig geboren und gar nicht erzogen. Er schlägt sich gleichsam von der Wiege an in's Leben hinein und durch. Entwickelt er dabei gute Fäuste, so wird sein Talent bald von einem Beteranen entdeckt und aufgebildet. Zunächst lernt er in der Regel kunstlausen, d. h. die sehr populaire Kunst des Pedestrianismus, und sonstige muskelstärkende Uebungen. Endlich muß er ein Paar furchtbar dicke, mit Pferdehaar gefüllte Fausthandschuhe anziehen, sich selbst baltnackt anziehen, den linken Fuß über ein halbe Elle weit leicht von dem schwer gepflanzten rechten vorsetzen, den Kopf hoch aufrichten, den rechten Arm einige Zoll von der Brust quer über dieselbe halten und den linken lose herunterhängen lassen, um in dieser Stellung zu lernen, wie man „trifft", „gegentrifft", „einschlägt", „stopft", „kreuzknüpft", und wie die Kunstausdrücke sonst heißen.

Hat er das ABC gelernt, so wird er eines Tages eingeweiht. Der Meister ladet einige auserwählte Boxer in seine Wohnung ein: „Bruder Mopse" in die „Krippe", die sich nun mit den Hauptschulen gegenseitig behämmern und den Neuling lachend halb todt schlagen. Jetzt ist er aber auch dafür ganz ordentlich „Bruder-Bug". Er darf jetzt sein Haar ganz kurz geschnitten tragen und die Ohren weit hervorstehen. Auch die Nase hat und behält ihr amtsmäßiges breitgeschlagenes, thierisches, entstelltes Ansehen. Ist der Nasensattel bereits zerschlagen, desto besser und ehrenvoller. Er spricht von nun an die professionelle Sprache. Herren ohne Box-Ruhm sind schlechtweg „Corinthier", Collegen „Fancy" ꝛc. Er selbst hat keinen Kopf mehr, sondern eine „Nuß", mit einem „Conk", „Niefer" oder „Schnüffler" statt der Nase, „Guckern", „Ogelo" oder „Goggels" statt der Augen, „Kartoffelfalle" statt des Mundes, „Elfenbeinen" für Zähne, „Breinapf" (mug) für Gesicht im Allgemeinen, „Dadels" für Hände und „Mauley's" für Fäuste. Unter der Brust hat er einen „Brodkorb" statt des Bauches. Er geht auf „Nadeln" oder „Unterständern", statt auf Beinen. Bin ist „Rothwein, Claret, Ruby" oder „Carmin", das durch einen Faustschlag zum Fließen gebracht „vom Zapfen gezogen" oder „entkorkt" wird. Kurz, Alles und Jedes hat eine eigene Bezeichnung im Munde des Boxers. Er hat seine eigene Sprache, wie der Jäger, der Gauner und Verbrecher, der Bergmann ꝛc. Er selbst hat immer blos einen einfachen professionellen Namen, wie „Bill, Dick, Tom, Nob", und in imminischer Weise einen ornamentalen Titel, wie „die langbeinige Spinne" oder „Küchlein", „Hammer-Gäschen" ꝛc.

Hat der junge Pugilist oder Boxer etwas Uebung, Kraft und Bertrauen bekommen, so wird es Zeit, in der Spiel-, Wett- und Boxer-Zeitung: „Bell's Life in London" anzuzeigen, daß er wünsche, mit Jemandem „Schlüsse zu versuchen". In der Regel findet sich bald ein muthiger Gegner zu diesen Versuchen, die darin bestehen, daß Einer den Andern in kunstgerechter Weise mit knochiger Faust möglichst zerrschist, bis Einer blind, athem- oder kraftlos, mit der Kinnlade auf einer Seite, mit verrenktem Arm ꝛc. genöthigt wird, „ein" d. h. nachzugeben. Der Andere heißt dann Sieger und empfängt zu seinen Brauschen und Beulen die Einlagen, Wettgelder oder „stakes", die Beide gegen einander riskirt haben, denn Niemand kann und darf sich nach den Box-Gesetzen der Gefahr begeben, zur Mumie, zum Klumpen oder Krüppel geschlagen zu werden, ohne vorher zu bezahlen, d. h. seine Wett-Einlage zu machen. Anfänger thun's gegenseitig für fünf Pfund à Person, aber alte Meister gehen nicht selten bis 300 Pfund und darüber. Da sie das Geld in der Regel selbst nicht haben, so werden sie von Box-Enthusiasten mit Geld „gebackt", d. h. Letztere riskiren und geben diese Summen, wozu sich immer eine Menge andere Gentlemen gesellen, die auf den Einen oder den Andern der beiden künftigen Preisboxer wetten.

Diese Preis-Box-Duelle spielen oft Monate lang vorher in den betreffenden Zeitungen eine große Rolle, zumal wenn viele und hohe Wetten darauf gemacht werden. Eben so lange vorher werden die Candidaten des gegenseitigen Zerdreschens von besondern Lehrmeistern oder Trainers vorbereitet. Der Trainer hat seinen Zögling Tag und Nacht in der Cur. Er muß mit aufgehender Sonne aufstehen, mit untergehender zu Bette gehen. Früh wird er zuerst gebadet und mit Pferdehaarbürsten abgerieben, dann muß er eine Stunde laufen, um darauf zu frühstücken. Thee und Kaffee, Spirituosen und schwächliche Speisen sind ihm gänzlich verboten. Er frühstückt halbrohes Hammel- oder Rindfleisch mit etwas Bier und Brod, eben so zum Mittag um fünf Uhr. Für beide Mahle erhält er anderthalb Pfund

Wasser gekocht, ohne Fett, herrichtet werden. Rauchen ist ihm wie Gift verboten. Seine tägliche Beschäftigung besteht in Kunst- und Raschlaufen und Box-Uebungen gegen einen Sack und mit dem Trainer. Hat er durch eine monatelange Schule der Art viel Muskel und Elasticität bekommen, so wird er endlich für reif erklärt, zu „schälen", d. h. die Kleider abzuziehen, zu preisboxen. Endlich kommt alle der Tag, wo er im „Preis-Ringe", d. h. in einem abgesteckten Viereck von vierundzwanzig Fuß Weite, sich für so und so viel Pfunde zerdreschen und zerstampfen lassen muß, während er dem Gegner Augen auszuschlagen (Hanptziel), Nasen zu zerstümmern und „Rothwein" abzuzapfen sucht. Unterliegt er, bekommt er gar nichts, als Sieger erhält er nicht selten blos einige Pfunde, da die Hauptgewinne seinem „Trainer" und „Backer" zufallen. Diese Preis-Kämpfe sind in der Regel große Affairen mit großen Extra-Eisenbahnzügen, um das ganze weitbetheiligte Publicum zu befördern.

Jeder Boxer tritt begleitet von zwei Freunden in den Ring, dem „Schwammer" und dem „Flaschenhalter". Ersterer hat den Schwamm zum Blut- und Wundenwischen, letzterer Wasser dazu und zum Trinken. Eine fünfte Person ist der Unparteiische, der darüber wacht, daß die Box-Gesetze eingehalten werden, und die „Runden" oder Gänge bestimmt. Der Boxer wirft zuerst seine „Schalen", d. h. Kleider in den Ring, dann folgt er selbst. Die Beiden begrüßen sich und schütteln sich unter großem Jubel und Beifall der Umstehenden die Hände, während die Tiebe ihr prostabelstes Geschäft machen, da sie wissen, daß der beste Augenblick, einem Herrn die Uhr abzureißen, der ist, wenn er sich sentimentaler Begeisterung hingibt. Die „Cerinthier" vermissen bald ihre Uhren und Taschentücher unter großem Gelächter, während die beiden Boxer durch Werfen eines Loses entscheiden, wer die „Sonnenseite" im Ringe haben soll und wer den Schatten im Gesicht. Jetzt binden sie die „Farben" ihrer Principale an Grenzpfähle des Ringes, stellen sich in Position und schlagen los, so wie „Zeit" gerufen wird. Jeder bedeutend verletzende Hieb beendigt einen Gang oder eine „Runde". Sowie der Getroffene, Gefallene oder Ohnmächtige gehörig geschwammt und gewaschen und wieder auf die Beine gebracht ist, beginnt die nächste Runde, die sich bis zu 30—60—100 vermehren können, ehe Einer sich für überwunden erklärt oder gar nichts mehr gegen Jene und erklären kann. Der Entscheidung folgt ein ungeheueres Wandern von goldenen Pfunden oder Verschreibungen aus den Händen der einen in die der andern Partei mit einem nächtlichen Gelage in den officiellen Tabernen der Box-Publicums. Stirbt der Besiegte oder ist er schon todt, so „begegnete ihm ein Unfall", wie es in der Kunstsprache heißt. Damit ist er abgethan. Der Sieger hat Ruhm und Geld, aber er kann als professioneller Preis-Boxer eben so wenig leben, wie der Dichter von Versen. Preis-Kämpfe gibt's nicht alle Tage, dann verliert er auch gelegentlich und muß sich Wochen, Monate lang Auge, Arm, Nasenbein ꝛc. curiren lassen. Auch wird er mit der Zeit alt, und Niemand will ihn mehr „backen". Se „macht er sein Leben" durch verschiedene andere Gewerbe, als Boxlehrer, Trainer, oder als Betrüger mit Karten, als Inhaber eines „Rattentheaters", wo die Lohdaren, häßlichen Hunde verschiedener Herren um hohe Wetten in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Ratten todtbeißen müssen (ein guter Rattenhund wird oft für 100 Pfunde oder verkauft), als Erzieher von Kampfhähnen oder gar als Besitzer eines Hahnengefechtredens, als Wettschwindler bei Wettrennen oder wenigstens als Beamter eines Wett-Bureau's.

Das Höchste, was er erstrebt, ist ein Public-Haus, worin Bier und Gin getrunken, heimlich gespielt, ratten- oder hahnengekämpft wird, wird dies viel Publicum, viel Nahrung, selbst viel Aristokratie herbeiziehen.

Uebrigens kann ein Preis-Boxer auch im höchsten Unglück des Alters nicht mehr so tief sinken, wie ein Armer gewöhnlicher Art. Seit 1852 gibt's eine „Pugilisten-Wohlthätigkeits-Association", welche unsäbig gewordene Boxer unterstützt und die noble Art der Selbsterhaltung unter gesetzlichem Schutze aufrecht und in Ehren zu halten sucht. Diese hat ein besonderes Gesetzbuch entworfen, nach welchem bei allen kunstgerechten Boxereien verfahren und entschieden wird. Auch ließ die Association bereits einem berühmten Mitgliede ein kostbares Denkmal auf sein Grab setzen. Die Boxer sind eine besondere Species von Engländern, ein Reich im Reiche mit einer Reihe glänzender Herrscher, Champion's oder Inhaber des Preisgürtels. Die Reihe dieser Boxerkönige von Mr. Figg, der 1719 den berühmten Graveseender Pastetenmann besiegte, geht ununterbrochen durch eine Menge großer Namen bis zu Tom Sayers, der Gegenwart — aber von jeher immer polizeilich streng verboten.

Flüchtlings Heimkehr.

Träge geht die Sonne nieder, schon dem Kamm der Berge nah;
Purpurgetben liegt die Landschaft nun im Abendfrieden da.
Leise rauscht es durch die Wälder wie vergang'ner Zeiten Mähr,
Und vom Strome zieht ein Branden wie verhallt'ne Klagen her.
Wunderherrlich, reich an Segen, behnt sich das Gelände weit,
Wiese, Wälder, Flur und Gärten, Alles prangt in Ueppigkeit.
Stolzgethürmte Städte spiegeln ihr lebendig Bild im Strom,
Graue Burgen ragen mächtig auf zum blauen Himmelsdom.
Glühend, ob er niedersinkt, weist der Sonne Feuerstrahl
Seine letzten Liebesblicke in das reichgeschmückte Thal.
Und noch einmal glänzt ihn unsern Abendblick der Buchenwald,
Wo des Beiles letzte Schläge noch das Echo wiederhallt.
Und noch einmal flißt ein letzter Strahl den altergrauen Stein,
Der da, zweier Länder Marke, finster blickt in's Thal herein.
Stiller wird's, und breite Schatten lagern ringe sich auf der Au',
Und des Flusses Nebel steigen, formenlos, gespenstisch grau.
Einsam zieht ein niederspäter Pflüger durch den abendlichen Plan,
Eilt verdüster leise schaudernd an des reichgeschmückte Thal.
Doch wer müdt sich schwankenden Schrittes dort den Hügelpfad herauf,
Lehnt sich seufzend, athemschwend, leuchend auf des Stabes Knauf?
Blankt zum Marktstein auf der Höhe, der sich trotzig dort erhebt,
Und er faßt ihn in die Arme; ha, wie da die Brust ihm bebt!
Sieh, jetzt breiten Mondesstrahlen silberfarben bleiches Licht,
Ach, sie ruh'n auf einem grauerwürdigen Menschenangesicht.
Wie das Auge, faß erloschen, schmerzvoll auf zum Himmel schaun,
Während Thrän' auf Thräne leise auf die Wange niederthaun!
Graun das Haupt, und in dem wirschen Leibe tobt des Fiebers Sturm,
Und am Herzen lonter Ende nagt ihm wohl des Kummers Wurm.
Armer Greis! Was kurrst Du traurig in das weite Thal hinaus?
Sucht wohl in der Nacht da unten Dein verschollen Vaterhaus?
Wie er breitet nun die Arme weit aus wie in Sehnsuchtsschmerz,
Gleich als wollt' er all' die Lande pressen an sein stürmend Herz,
Ringt aus seufzerschwerem Busen sich hervor im Schmerzenston:

„Land der Väter, Du geliebtes, ach, Dein angestoßner Sohn,
„Küsset küßt er Deine Erde, sieht er Deiner Blicken Grün,
„Sieht er Deine Städte ragen, Deine Sterne traulich glüh'n.
„Zeit ich ging, wie viele Jahre rauschten über dieses Haupt!
„Nun ich wiederkehre, seh' ich da ein Stammt, der morsch, entlaubt.
„Und doch bindet mich Dein Boden scheu nur in der stummen Nacht,
„Weil auf Deiner heil'gen Stätte noch der Feind der Freiheit wacht.
„Land der Väter, Du geliebtes, muß Dich traurend wiederseh'n;
„Wirst ein Rächer Deiner Schande nie in Deinem Schooß erstehn?
„Noch zerfetzten und zerrissen liegst Du unter Gottes Fluch,
„Armes Land, noch krank an Wunden, die ein Stamm dem andern schlug.
„Deine Ströme sind gedunden, Deine Kräfte sind gelähmt,
„Und die besten Deiner Söhne, ach! geächtet und verstimt.
„Mich auch haben sie vertrieben, weil im Streit ich zu Dir kam,
„Weil mein Denken und mein Streben Deinem Heile zugewandt.
„Dorten, wo ein frei Gestade noch bespült der Ocean,
„Regt es sich in tausend Herzen, die Dir treulich zugethan.
„O, wie hab' ich oft der Brandung wirrem Donner stumm gelauscht,
„Ob von Dir ein leises Grüßen mir nicht traus entgegenrauscht.
„Ha, wie oft umgab der Tod mich! Wie ich grimmig mit ihm rang!
„Denn noch einmal wollt' ich hören, Muttersprache, Deinen Klang.
„Fremdling war ich aller Orten; bin ich Fremdling denn auch Dir?
„Ruhe konnt' ich nirgend finden, Muttererde, gib' sie mir!
„Und so tief ich denn gebrochen, Vaterland, an Deiner Brust,
„So an Deinem Herzen sterben, Heimatherd, ist Götterlust.
„Wunsch' er, lebend in der Fremde, flüchtig irren, arm und bloß,
„O, so gönn' dem todten Sohne doch ein Grab in Deinem Schooß."
Sprach's. Und durch die Lüfte zieht es wie ein leiser, süßer Klang,
Und die Wellen rauschen flüsternd die Gebannten Grabgelang.
Doch der hält den Stein umschlungen, lächelnd und in Todesruh',
Und ein gold'ner Blüthenregen deckt ihn lind und liebend zu.

Max Holdau.

Digitized by Google

Ein amerikanisches Hotel.

Es wird viel geklagt, daß in den großen amerikanischen Städten nicht nur Unverheirathete, sondern auch bereits junge Ehepaare und sogar Leute mit Kindern sich permanent in den großen Gasthöfen einmiethen, infolge welcher Sitte oder Unsitte denn aller häusliche Sinn, der ganze Reiz des geschlossenen, traulichen Familienlebens immer mehr entschwinde, und statt dessen ein neues Nomadenthum, eine Art civilisirte Zigeunerexistenz, einreiße.

Die Thatsache verhält sich allerdings so, dagegen aber mag es dahingestellt bleiben, ob die an sie geknüpften Befürchtungen auch durchweg begründet sind, und ob diese neue Form des geselligen Lebens nicht Vorzüge zu entwickeln bestimmt ist, durch welche jene Verluste mit der Zeit reichlich ausgeglichen werden. Wenn in Amerika das Gasthausleben eine immer wachsende Ausdehnung gewinnt und sich in diesen Anstalten auf ganz ungezwungene Weise Fourrier's Phalansterien, nur ohne seine Phantastereien, verwirklichen zu wollen scheinen, so macht sich hierin einfach eine Macht geltend, der, wie wir täglich klarer erkennen, Alles im Leben der Menschheit sich beugen muß, nämlich der Bortheil. Er allein ist es, der unsere Sitte bisher entwickelt und geformt hat, und er wird es auch fernerhin thun. Es leidet gar keinen Zweifel, daß die amerikanischen Mittelclassen der großen Städte in nicht ferner Zeit das Führen eigener Wirthschaften gänzlich aufgeben werden, und so ungemüthlich uns der Gedanke auch erscheinen möge, so läßt sich doch mit Sicherheit voraussehen, daß auch unsere Lebensweise eine ganz ähnliche Umwandlung erfahren wird.* Man übersieht meist, daß der Begriff der Gemüthlichkeit ein rein relativer ist, und mit diesem Worte nichts weiter bezeichnet wird, als die Wirkung des Gewohnten. Darum erscheint jedem Volke die abweichende Lebensform eines andern verhältnißmäßig ungemüthlich, und ebenso jede kommende Veränderung der eigenen. Dennoch aber macht sich der Uebergang stets sehr leicht: die Jungen, diese berufenen Neuerer, fangen an, gewöhnen sich hinein, werden endlich alt darin, und so ist binnen einem Menschenalter das jetzt Unbegreifliche auf die natürlichste Weise zur allgemeinen Sitte geworden, in der das Gemüth seine vollste Befriedigung findet.

Allein was sollte wohl zum Eingehen auf eine unsern jetzigen Anschauungen so widerstrebende Veränderung bewegen können? Die Antwort ist einfach, man lebt weit besser, und zugleich viel wohlfeiler, zwei Gründe von unerwüstlichem Gewicht. Die Association, d. h. ein stiller Compagniegeschäft sämmtlicher Theilnehmer, ohne alles Risico und mit sicherem Gewinn für jeden Einzelnen, bewirkt dieses Wunder. Freilich, wer reich genug ist, sich in seinem eigenen Hause alle jene Bequemlichkeiten zu schaffen, die ihm ein großes amerikanisches Hotel bietet — und dazu gehört viel — bedarf seiner nicht; wo jedoch die gleichen Ansprüche nicht von ähnlichen Mitteln unterstützt sind, da tritt als naturgemäße Aushülfe die zwanglose Verbindung zur gemeinschaftlichen Herstellung des Gewünschten ein, wie sie sich ja bereits in unsern Reisegelegenheiten der allgemeinsten Bestimmung erfreut.

Die nachstehende Schilderung des „American Hotel" in Boston, die wir dem Reisetagebuch einer hochgestellten Dame entnehmen, wird, sobald man sich eben nur den Einwand der „Ungemüthlichkeit" durch das „Gewohntsein" beseitigt denkt, die in Amerika sich anbahnende Veränderung der Lebensweise begreiflich erscheinen lassen, und man kann, was Comfort und Luxus anlangt, dem sachverständigen Urtheil der Berichterstatterin, einer der höchsten Aristokratie angehörigen Hofdame, unbedingtes Vertrauen schenken. Sie erzählt:

„In Boston angelangt, übergaben wir unsere Gepäckmarken dem Commissionair des American House und fuhren nach diesem ungeheuern Hotel. Es war vom Souterrain bis hinauf zur letzten Kammer nächst dem Monde angefüllt und herbergte über siebenhundert Gäste. Nachdem ich den Schlüssel meines Schlafzimmers empfangen, fouprirte ich in einer Halle, die auf nicht weniger als vierhundert Gedecke berechnet war. Dann begab ich mich in den Damensalon und fühlte mich unter all den kostbaren Toiletten wirklich nicht ganz am Platze; denn als ich eben einen Brief schreiben wollte, kam ein Diener und sagte mir, daß Schreiben in diesem Salon nicht gestattet sei. „Wieder Freiheit!" dachte ich. Mich etwas umschauend, mußte ich mir freilich gestehen, daß mein altväterischer Gänsekiel und mein rostig aufgedrehtes Tintenfaß eigentlich nicht hierher paßten. Der reichgemusterte, dicke Sammtteppich des Zimmers machte auch den schwersten Fußtritt unhörbar; die auf vergoldeten Piedestalen ruhenden Tischplatten waren vom feinsten Marmor, und Goldbrocat bedeckte alle Sitze. An einem kostbaren Flügel saß eine elegant gekleidete Dame und sang. Ein Springbrunnen im Rococostyl sandte einen Strahl mit Eau de Cologne vermischten Eiswassers empor, und das Ganze wurde von vier prachtvollen Kronleuchtern erhellt, die sich endlos reflectirten, denn die Wände bestanden aus Spiegeln durch Marmorsäulen getrennt. Der Salon entsprach seiner Bestimmung: Musik, Stickerei, Conversation und Courmachen. Mit einziger Ausnahme des Schreibverbotes im Damensalon, hat ein Bewohner dieser immensen Anstalt vollste Freiheit zu thun, was ihm beliebt, sofern er nur den mäßigen Satz von zwei Dollars (2 Thlr. 20 Gr.) des Tages zahlt. Darin ist, auch in den besten Hotels, Alles inbegriffen, eine prachtvolle Table d'Hôte, ein comfortables Schlafzimmer, Licht, Bedienung und Gesellschaft im Ueberfluß. Von den Dienern erfreut man sich großer Aufmerksamkeit, die jedoch frei ist von aller Unterwürfigkeit und mehr noch von jenem affectirten Diensteifer, der bei der Abreise durch einen grinsenden Bückling zu verstehen gibt, daß er nur nach den Pfunden und Schillingen bemessen war, die der Gast muthmaßlich zu Trinkgeldern disponibel haben mag.

Das American House in Boston, ein gutes Exemplar der besten Hotelclasse in den Vereinigten Staaten, obwohl mehr von Kaufleuten als Lustreisenden frequentirt, ist aus grauem Granit erbaut, mit einer Straßenfronte von hundert Fuß. Das vordere Erdgeschoß nehmen Kaufläden ein, in deren Mitte eine hohe Doppelthüre den Eingang bildet, der überdies noch charakteristischer durch Gruppen rauchender Herren bezeichnet wird. Durch ihn tritt man in eine hohe, weite Halle, auf deren weiß und schwarz gewürfeltem Marmorpflaster sich den Wänden entlang mit Büffelleder bedeckte Divans hinziehen. Mit Ausnahme der Speisestunden ist diese große Halle der Schauplatz eines ewig bewegten Lebens. Zwei- bis dreihundert Herren sind hier stets versammelt, an der Thüre rauchend, in Zeitungen vertieft auf den Divans ruhend, oder in lebhaften Gruppen über Handelsangelegenheiten discutirend. Berge von Gepäck, in denen man bestürzte sein teichtes Reisekoffercheu unter einer riesigen Kiste zerquetscht sieht, nehmen die Mitte ein; Lastträger sitzen, Aufträge erwartend, zur Seite; Kommende und Gehende strömen hin und her; ein wirres Babel von Stimmen erschallt beständig die obern Gallerien hinauf, und am Eingange setzen Fuhrwerke nach Art der deutschen Eilwagen fort und fort neue Gäste ab. Daneben aber gibt es noch einen Privateingang für Damen. An einem Comptoir, dem Eingang gegenüber, sitzt der Cassirer mit vier oder fünf Schreibern, an den man sich wegen der Zimmer zu wenden hat. Ich schrieb hier meinen Namen in ein Buch, er setzte eine Zahl daneben und händigte mir einen Schlüssel mit der betreffenden Nummer ein, dann folgte ich einem Diener durch einen langen Corridor hinauf, in ein Liftzug, aber sehr hübsches Zimmer des dritten Stockwerks, wo fortan meine Persönlichkeit allen Anscheine nach in einer bloßen Zahl untergegangen war. Auf der andern Seite der Eingangshalle befindet sich ein schön geschmücktes Zimmer, wo Liebhaber solcher Getränke sich „Toddy, Nachtmützen, Mint-Julep, Gin-fling" ꝛc. verschaffen können, und der Umstand, daß allein schon Theetoralen (Nur-Theetrinker) an dreihundert verschiedene, nicht spirituöse Getränke bereit finden, mag eine Vorstellung von der hier waltenden Mannichfaltigkeit solcher Genüsse vermitteln. An der Thüre meines höchst nichtichen und comfortabeln Schlafstübchens unterrichtete eine gedruckte Karte über die Hausordnung, die Speisestunden und die Tagescosten. Das Hotel enthält dreihundert Schlafzimmer, darunter nicht wenige so groß und herrlich, wie in irgend einem englischen Privatpalast.

In gleicher Höhe mit dem Eingang steht ein prachtvoller Speisesaal von achtzig Fuß Länge, hauptsächlich für Herren bestimmt, während sich im ersten Stockwerke ein großer, mit eben so viel Glanz als Geschmad möblirter Salon (verschieden von dem

* Wir glauben und hoffen das nicht. England und Deutschland werden sich niemals zum Aufgeben des behaglichen Familienlebens — in einem Hotel unmöglich — entschließen können. Red.

Digitized by Google

bereits geschilderten) mit der Ueberschrift „Speisezimmer für Damen“ befindet, wo Familien wie einzelne Damen und ihre Gäste die Mahlzeiten einnehmen. Das Frühstück beginnt schon um sieben Uhr und bleibt bis neun auf der Tafel; zu Mittag gespeist wird um eins, und der Thee kommt um sechs Uhr. Bei diesen Mahlzeiten wird jede denkbare Delicatesse der Jahreszeit aufgetischt, und der tägliche Speisezettel würde einem fürstlichen Bankett Ehre machen. Der Hauptkoch ist in der Regel ein Franzose, und selbst der erfahrenste Feinschmecker Europa's fände hier noch Gelegenheit zu neuen Studien. Ueber hundert Aufwärter versehen den Dienst bei Tische, und die Damen werden stets zuerst und mit dem Besten bedient. Man kann auch in einem Privatzimmer speisen, muß jedoch für diese Exclusivität theuer bezahlen.

Die Salons werden stets durch große Feuer von Anthracitkohlen sehr warm erhalten, und um Durst zu verhüten, bleiben die Thüren offen. Die Mäßigkeit bei Tische überraschte mich. Nur selten bemerkte ich ein anderes Getränk als Eiswasser. Bequemlichkeiten aller denkbaren Art sind für die Gäste vorhanden. Die Drähte des elektrischen Telegraphen laufen in das Hotel, und ein eigener Telegraphist befördert augenblicklich Botschaften nach allen Himmelsgegenden; Commissionaire sind stets bereit, Aufträge in der Stadt auszurichten; überall in den kleinen Alkoven der Halle und Corridore stehen Tischchen mit Papier, Feder und Tinte; ein Stiefelputzer ist immer zur Hand; und wer die Treppen nicht hinaufsteigen mag oder kann, wird auf einem weichen Sopha stjend hinaufgewunden. Nicht zu vergessen ist die Vorrichtung, durch welche die Confusion und der Lärm von zwei- bis dreihundert Klingeln beseitigt wird. Alle Drähte der verschiedenen Zimmer laufen an einer Glocke zusammen, die sich in einem Gehäuse bei dem Comptoir des Cassirers befindet. An der Rückseite dieses Kastens sieht man durch eine Glastafel den ganzen Mechanismus, während die Vorderseite Reihen von Zahlen trägt. Jede Nummer ist von einem beweglichen Metallplättchen bedeckt, das, sobald in dem betreffenden Zimmer geschellt wird, umschlägt und herabhängt, während die zugleich ertönende Glocke den Schreiber benachrichtigt, der sogleich die offene Nummer sieht, einen Aufwärter nach dem Zimmer schickt und das Metallplättchen wieder emporrichtet.*

Alle großen Hotels sind mit Dampfwäschereien versehen. Im American House steht die Waschanstalt unter der Verwaltung eines eigenen Beamten, der alle Details einträgt. Das Linnenzeug wird in eigenthümlichen, durch Dampf bewegten Drehmaschinen gereinigt, in ähnlicher Weise durch Benutzung der Centrifugalkraft — wie in den neuen Berliner Waschanstalten — ausgerungen; heiße Luft trocknet sie vollständig, und in wenigen Minuten ist sie gewaschen und geplättet. Daneben befinden sich warme und kalte Bäder, sowie Barbier- und Frisirstuben.

Ehe ich die Geheimnisse dieser Hotels kannte, wunderte ich mich jedesmal, wenn ich Amerikaner auf Reisen gehen sah, ohne auch nur eine Reisetasche mitzunehmen; allein es zeigte sich bald, daß sogar das Mitführen von Nachtmesser und Zahnbürsten überflüssig wäre und der Besitzer eines einzigen Hemdes ganz eben so gut daran ist, als hätte er ein halbes Dutzend; denn während er ein Bad nimmt, stellt ihm die magische Waschanstalt den Gegenstand in seiner ganzen Herrlichkeit von blendender Weiße und Stärke wieder her. Kurz, der Comfort und Luxus des American House, wie aller Hotels derselben Classe, läßt seinen Bewohnern nichts zu wünschen übrig, und es kann daher gar nicht überraschen, wenn immer mehr Ledige wie Verheirathete ihren dauernden Aufenthalt in diesen Prachtpalästen nehmen, deren mannichfache Bequemlichkeiten sie in Privathäusern sich nicht um den zehnfachen Preis verschaffen könnten.“

* Deutsche Hotels haben sich schon seit Jahren dieser Einrichtung bedient. Die Red.

Die Blinden-Anstalt zu Dresden.

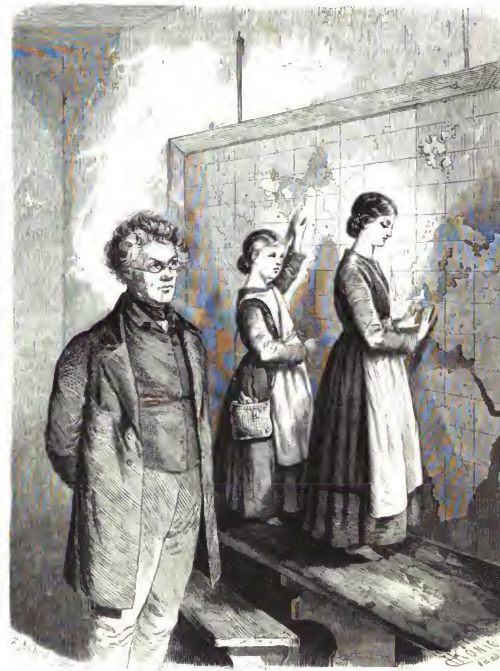
Diese rührende Inschrift begrüßt uns beim Eintritt in das Asyl der Unglücklichen. Alt und Jung huscht an uns vorüber, in jener unstäten Hast, die den Seheolosen eigen, stolpert oder schleicht die Treppe hinauf, fast ohne das Geländer zu berühren, und verliert sich in die dunkeln Gänge des Hauses. Diese sammen ein Lied vor sich hin, Jene verzehren mit bestem Appetit ihr Vesperbrod, wenige stehen still in sich gekehrt — doppelt unser Mitleid in Anspruch nehmend —, im Gegentheil geht es hier so lustig und ungebunden zu, daß man sich fragen möchte: sind das Menschen, denen der Himmel seine schönste Gabe verweigerte?

Eine fröhliche Melodie tönt aus der Ferne. Wir treten in einen hellen, geräumigen Saal, und gegen neunzig Sänger empfangen uns mit einem Lied an den Frühling, den sie nie sahen. Diese Stimmen sind rein und unschuldig, dieser Gesang athmet Frohsinn und Heiterkeit, und dennoch empfanden wir nie tiefer die Strophe des englischen Dichters: „Ihr munteren Sänger, ihr brecht mir das Herz noch“, als er sein Lied schrieb „vom armen geblendeten Finklein“. Meist Kindergesichtern, oft dem zartesten Alter angehörend, begegnet unser Blick; die Hände wie zum Gebet gefaltet, sitzen sie da, vom Kleinsten bis zum Größesten, immer in derselben Haltung stiller Ergebenheit und Duldung.

Am häufigsten erscheint die Blindheit unter den Kindern der Armen, und so ist fast auch allen diesen Geschöpfen der Stempel der Armuth aufgedrückt, den selbst die sorgfältigste Ausbildung des Geistes und Herzens nie ganz zu verwischen vermag. Das sind die gleichen dürftigen Gestalten mit den großen, spitz zulaufenden Köpfen, den niedrigen Stirnen, den stumpfen oder überlang gestreckten Nasen, wie man sie in dem sächsischen Erzgebirge findet, welches auserloren scheint, vor allen übrigen Districten des Landes bei Weitem die größte Zahl dieser Armen zu liefern. Auffallend genug, haben hinggen die Meisten feine, wohlgebildete Hände, oft mit den schönsten Nägeln versehen, weil diese Hand ängstlich geschont werden muß, die ihnen, da sie ja behalten müssen, was sie kennen und verstehen wollen die Stelle des Auges vertritt. Man sieht hier Hände, wie sie in den Kreisen der höchsten Aristokratie nicht schöner anzutreffen sind — ein Beweis, wie Schönheit nicht immer angeboren ist, sondern zum großen Theil anerzogen werden kann. Unter dem weiblichen Theile der kleinen, sich durchschnittlich auf hundert Köpfe belaufenden Gesellschaft finden sich natürlich meist glücklichere Physiognomien, als unter dem männlichen; und wir würden auf manchem Gesicht mit innigstem Gefallen weilen, starrte uns nicht jener todtleere Ausdruck des verschleierten Auges entgegen, oder wäre es nicht auf immer geschlossen, während der Körper noch auf der Erde wandelt. Doch wir dürfen uns auch hier um so weniger gegen die Ordnung der Dinge auflehnen, als die Natur in ihrem hohen Vergeltungs- und Gerechtigkeitsprincip statt des einen fehlenden Sinnes die andern bis in's Unendliche schärfte — ja um so weniger, als dies Unglück großentheils durch die Menschen selbst, durch Vernachlässigung und Unreinlichkeit, hervorgerufen wurde, indem es bewiesen ist, daß Kinder selten blind geboren werden!

Digitized by Google

Unter der freundlichen und lehrreichen Führung des Directors der Anstalt, Dr. Georgi, besuchen wir nun die übrigen Lehr- und Unterrichtssäle, und ein Bild des geschäftigsten Treibens, der unermüdlichsten Thätigkeit und Geschicklichkeit entrollt sich vor unsern Blicken. Wahrlich, hier hat der menschliche Scharfsinn, gepaart mit der erhabensten Geduld und Humanität, Alles gethan, die armen Mitgeschöpfe auf möglichst gleiche Stufe mit uns Vollsinnigen zu stellen, hier ist Nichts unterlassen, Nichts unberücksichtigt geblieben, dem Blinden ein geistiges Auge zu erschließen, mit dessen Hülfe er arbeitet, lernt und strebt, als ob er den Verlust des körperlichen nicht zu beklagen hätte. Dieses geistige Auge, leuchtend aus finsterer Nacht, regiert seine Hände, schärft sein Gehör, Gefühl und seine Gedächtnißkraft in einem Maße, daß diese Wesen die ganze Größe ihres Unglücks kaum ahnen, sondern sich in ihrer kleinen Welt vielleicht glücklich und zufrieden fühlen. Das Seelenleben der Blinden ist gleich geheimnißvoll wie die letzten Momente Sterbender — aber gewiß haben sie Phantasiegebilde, Erscheinungen und Träume so holder Art, wie Gesunde sie niemals schauen werden.



Geographischer Unterricht.
Director Georgi mit zwei Zöglingen.

Dr. Georgi war u. A. so gütig, in unserer Gegenwart geographische Uebungen mit einigen blinden Mädchen vorzunehmen. Diese standen alsbald vor einer großen Karte, deren Länder erhaben gearbeitet waren, die Hauptstädte durch Metallknöpfe bezeichnet, das Ganze aber überzogen mit Quadraten aus Messingdrähten. Nun ging es an ein Fragen der bekanntesten, wie entferntesten Städte, nach Seen, Meerengen, Gebirgen und Canälen, und kaum war die Frage ausgesprochen, so glitten die zarten Finger der Mädchen in erstaunlicher Schnelligkeit von Süd nach Nord, von Ost nach West, und bezeichneten die fragliche Stelle.

Director Georgi, eine Autorität in Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus, ein Mann des gründlichsten Wissens und der ausgebreitetsten Erfahrungen, zeigte hier wie später die glücklichste Umgangsweise mit seinen Zöglingen. Wo es passend schien, flocht er ein gütiges Wort, sogar einen leichten Scherz ein, und man sah immer ein leises, glückliches Lächeln auf den Gesichtern der armen Blinden, so oft eine scherzhafte Bemerkung von den Lippen dessen floß, der wie ein Vater unter seinen Kindern stand und durch heitere Worte und milde Reden Balsam in ihre liebebedürftigen Herzen streute. Wenn wir daher unsern Lesern das Bild dieses Mannes vorführen, dessen ebenso bescheidenes, als mühevolles Wirken Jeden mit Achtung erfüllen muß, glauben wir nur einer Pflicht genügt zu haben.

Der Schreib- und Leseunterricht ist jedenfalls der mühsamste für Lehrer und Schüler. Zu diesem Zweck hat der Franzose Louis Braille eine Punktirschrift erfunden, welche die Blinden in Stand setzt, sowohl unter sich, wie mit ihren Lehrern in schriftlichen Verkehr zu treten. Zu unserer Abbildung geben wir folgende kurzgefaßte Erläuterung: der blinde Zögling hat eine Punktirtafel vor sich, deren Oberfläche von gleichlaufenden, wagerechten Linien durchfurcht ist, sodaß das Ganze einem fortgesetzten Felde gleicht. Quer über die Tafel legt er eine messingene Schablone, die zu beiden Seiten sich dem Holzrahmen der Tafel genau anschmiegt und über denselben herumgreift, sodaß sie bequem heraus und herunter geschoben werden kann, ohne aus ihrer winkelrechten Lage zu kommen. Die Schablone ist ungefähr ein Zoll breit und durch dieselbe eine Doppelreihe länglicher Vierecke geschlagen. Ein jedes dieser Vierecke ist so hoch, daß es drei Furchen oder Linien erscheinen läßt, in welche, nachdem unter die Schablone ein Blatt starkes Papier gelegt wurde, mit einem mäßig spitzen Griffel hineingedrückt und somit das Papier durchstochen wird. Jedes der Vierecke läßt Raum für zwei nebeneinander stehende Punkte, weshalb jede der Oeffnungen sechs Punkte zuläßt, aus welchen Braille durch die mannichfachsten Variationen ein Alphabet zusammensetzte und seine Punktirschrift erfand. Noch ist zu bemerken, daß

Digitized by Google

der schreibende Blinde von rechts nach links anfängt, seine Buchstaben zu stechen, weil er, nach vollendeter Schrift, das Papier umkehren muß, indem sich dann die Punkte erhaben zeigen. Sodann liest (oder vielmehr tastet) er von links nach rechts, wie jeder sehende Lesende.

Um die Blinden über die Benutzung, Hervorbringung und Einrichtung der Dinge belehren zu können, müssen sie vor Allem die Gestalt der Körper ohne Rücksicht auf ihren Stoff, sowie den Stoff und die Bestandtheile derselben ohne Rücksicht auf ihre Form kennen und unterscheiden lernen. Deshalb hat man ein sogenanntes „Allerlei“ angelegt, das aus den nur erdenklichsten Gegenständen besteht, um den Tastsinn zu üben und zu schärfen. Sorgfältig nachgebildete Thiere aller Gattungen, Fabrikate, Metalle, Gewebe u. s. w., kurz man findet hier eine Welt-ausstellung im Kleinen.

obere Punktirung. — untere Punktirung. — GEWÖHNLICHE SCHRIFT. A·B·C·D·E·F·G·H·I·J·K·L·M·N·O·P

Q·R·S·T·U·V·W·X·Y·Z. Ein vernichtender oder durchkreuzender Buchstabe.

ä·ö·ü·au·eu·ei·ai·ch·sch·st·ck.

1·2·3·4·5·6·7·8·9·0·

N·B. Zum Unterschied obiger man die Punkte für die Ziffern mit einem spitzen, für die Buchstaben mit einem stumpfen Griffel.

Punktirschrift für Blinde von L. Baille.

Wir verlassen nun den Schulunterricht, um uns zu den älteren Blinden zu begeben, die mit Korbmachen, Rohrstuhlflechten und Seilerdrehen beschäftigt sind. Man sieht hier Geflechte vom ordinairsten Weidenkorbe bis zum kleinsten Luxuskörbchen, Schiffstaue, wie die feinsten Schnuren, und Netze, Matten und Decken aus dem gröbsten, heimischen Roggenstroh, wie aus dem Bast der fernen Cocosfrucht. Die Turnanstalt mit den umfassendsten Apparaten, wie die Seilerei befinden sich in dem Garten, der mit seinen vorzüglichen Anlagen das stattliche Gebäude umgibt. Eine immer frische Luft weht von den nahen Bergen herüber, deren Quellen die Anstalt mit dem gesündesten Trinkwasser versehen.

Immanuel Gottlieb Flemming, im Verein mit seiner Gattin, bewog, eine kleine Privatblindenanstalt zu gründen, die sich noch nicht über den Kreis einer Familie ausdehnte. Diese kleine Anstalt, von Jahr zu Jahr sich ausdehnend und an Bedeutsamkeit gewinnend, ging 1830 als Landesanstalt an die Staatsregierung über. Sie hat bereits ihr fünfzigstes Jahr vollendet und gehört unter die älteren in Deutschland, indem nur die Anstalten in Wien vom Jahre 1804, in Berlin von 1806 und in Prag von 1808 vorangehen. Sie ist lediglich Bildungsanstalt für unheilbare (einheimische) Blinde; Heilung von blos augenkranken und vorübergehend blinden Personen, oder lebenslängliche Versorgung von hülfsbedürftigen, namentlich bildungsunfähigen Blinden schließt sie daher aus. Ihr ganzer Organismus ist auf Erziehung und Ausbildung unheilbarer Blinder zur Erwerbsfähigkeit berechnet.*

Es besteht demnach in der Anstalt eine Elementarschule, in welcher blinde Kinder bis zur Confirmation in den gewöhnlichen Elementarfächern, so wie im Lesen und Schreiben fühlbarer Schrift unterrichtet werden. Für alle diese Unterrichtsgegenstände sind die nöthigen Hülfs- und Versinnlichungsmittel vorhanden und werden mit einem Erfolge in Anwendung gebracht, welcher die aus der Schule austretenden befähigten Zöglinge, soweit dies Blinden überhaupt erreichbar ist, an geistiger Bildung den aus den hiesigen Elementarschulen hervorgehenden Katechumenen als gleichstehend erscheinen läßt! Höhere wissenschaftliche oder künstlerische Bildung wird nicht angestrebt. Die Zöglinge treten daher nach Abschluß des Schulunterrichts in eine Arbeitsanstalt über, welche in eine Korbmacher-, Seiler- und Schuhmacherwerkstatt und eine Unterrichtsanstalt für weibliche Arbeiten sich spaltet. Für alle diese Beschäftigungen sind die nöthigen Lehrkräfte und Beschäftigungs-Apparate vorhanden. In diese Anstalt werden auch ältere,

Ein Schreibender.

Korbflechterin.

* Alle wissenschaftlichen, technischen wie administrativen Bemerkungen sind den besten vorhandenen Berlagen entlehnt.

Der Zweck, die Grund-Tendenz der Anstalt, ist die Erziehung und Ausbildung erblindeter Personen zur Erwerbsfähigkeit; denn die größere Abhängigkeit von der Hülfe Anderer, die Hülfsbedürftigkeit des Blinden macht sein Unglück aus. Je weniger hülfsbedürftig also, desto weniger unglücklich ist er. Dies war der leitende Gedanke, der im Jahre 1809 den Privatgelehrten

Digitized by Google

nicht in derselben erzogene Blinde in der Absicht aufgenommen, sich durch einen oft nur wenige Monate währenden Aufenthalt einige technische Erwerbsfähigkeit anzueignen. Dieser Arbeitsunterricht bezweckt, die Pfleglinge in den Stand zu setzen, durch selbstständigen Betrieb eines der genannten Handwerke ihr Fortkommen zu suchen und hierdurch in die Lage zu kommen, der Unterstützung ihrer Heimathgemeinden und der Beihülfe der Barmherzigkeit entbehren zu können.

Musik und Gesang erlernen fast alle Zöglinge, soweit irgend eine Befähigung dazu vorhanden ist. Virtuose Ausbildung hingegen wird nicht angestrebt. In der Regel lernen die Blinden mehr als ein Instrument spielen, um sich künftig als brauchbare Mitglieder einem kleinen Musikchore anschließen zu können. Solche Blinde aber, welche ihre musikalische Geschicklichkeit für eine bettelhafte, unherschweifende Lebensweise mißbrauchen, Jahrmärkte und sonstige Volkslustbarkeiten bereisen, und als Bänkelsänger oder musizirende Bettler der Barmherzigkeit zur Last fallen, treten durch diese unangemessene, auch die Sittlichkeit gefährdende Beschäftigung außer Verbindung mit der Anstalt und verlieren den Anspruch auf ihre Unterstützung. Dagegen erscheint das Anleiten der musikalisch befähigten Blinden zum Pianoforte-Stimmen als sehr nützlich, und es wird daher denen, die sich durch besondere Schärfe des musikalischen Gehörs auszeichnen, der nöthige Unterricht hierin ertheilt.

Die Erzeugnisse der Hausmanufactur sind in einem eigenen Saale zum Verkaufe ausgestellt, und der Ertrag davon, der sich jährlich auf 3—500 Thaler beläuft, wird zu dem Fond für Entlassene geschlagen, welcher theils durch Beiträge oder Hinterlassenschaft mildthätiger Privaten, theils durch Staatszuschuß gegründet wurde. Denn die Erfahrung hat es gelehrt, daß Bildung allein in den meisten Fällen doch nicht ausreicht, dem Blinden eine selbstständige Stellung in der bürgerlichen Welt zu erringen. Man sah oft die besten Früchte der Erziehung wieder verloren gehen. Sich selbst überlassen in einer ihnen fremden Welt, scheiterten nicht selten die besten und arbeitsthätigsten Blinden an der einfachen Schwierigkeit, daß ihnen nach ihrem Austritte aus der Anstalt die leitende Hand fehlte, die ihnen mit Sachkenntniß und Liebe über scheinbar oft geringe Schwierigkeiten hinweghalf. Sie verfielen in Muthlosigkeit, verfanden in Unthätigkeit, verlernten aus Mangel an Uebung die mühsam errungenen Geschicklichkeiten und verwochten, wie früher, nur unter dem Beistande der Barmherzigkeit ein verkümmertes Dasein zu fristen.

So weit irgend möglich, wird daher jeder Blinde vor seiner Entlassung mit allen Nothwendigkeiten des Lebens, auch mit einigem Gelde ausgestattet. Für die ersten Jahre wird hierdurch der Blinde der wichtigen Sorge für seinen Anzug fast gänzlich enthoben. Sodann wird Sorge getragen, ihn mit den nöthigen Handwerkszeugen und einigem Arbeitsmaterial zu versehen. Zu diesem Behufe werden die Zöglinge von Kindheit an fortgältig zur Sparsamkeit angehalten und in ihrem Gebahren mit Gelde überwacht. Dadurch, daß ihnen von ihren Arbeiten ein Fünftheil des Reingewinns bei monatlicher Ablieferung der von ihnen gefertigten Waaren als Taschengeld baar ausgezahlt wird, ist ihnen die Gelegenheit geboten, den Werth und Gebrauch des Geldes kennen zu lernen und sich in der Sparsamkeit zu üben. Nicht selten erlangt auf diese Weise ein Zögling, wenn ihm nebenher noch kleine Geschenke von diesem oder jenem Gönner zufließen, eine Baarschaft von zwanzig Thalern, Mancher aber fünfzig und sechzig Thaler, eine Summe, welche in den meisten Fällen genügt, ihrem Besitzer den selbstständigen Betrieb eines kleinen Geschäftes zu sichern.

Vor der Entlassung aus der Anstalt nun bemüht sich die Direction, an dem künftigen Wohnorte des Blinden einen gebildeten Menschenfreund zu ermitteln, welcher es auf sich nimmt, seinen Schutzbefohlenen liebreich zu bevormunden, seine fernere Verbindung mit der Anstalt brieflich zu vermitteln und von Zeit zu Zeit über das Befinden, Verhalten, die etwaigen Bedürfnisse und Wünsche seines Pfleglings an die Anstalts-Direction zu berichten. Alljährlich unternimmt auch der Director eine Reise in den einen oder andern Landestheil, um sich durch eigenen Augenschein von den Verhältnissen der entlassenen Zöglinge zu überzeugen und ihnen sowohl, als ihren Ortsobrigkeiten und Vormündern rathend und helfend an die Hand zu gehen.

Die gewöhnlichste Form, unter welcher schließlich nach erfolgter Entlassung Unterstützungen an Blinde ertheilt werden, ist in der Hauptsache folgende. Die Gewinnung eines guten und wohlfeilen Arbeitsmaterials hat für die Blinden, besonders auf dem Lande und in kleinen Städten, immer große Schwierigkeiten. Theils können sie immer nur in geringen Quantitäten kaufen und kaufen also theuer, theils müssen sie sich hierbei, da sie ihre Waare mit dem Tastsinn nur unvollkommen zu erproben vermögen, fast ganz der Rechtlichkeit der Verkäufer überlassen. Es besteht also die Einrichtung, daß die Blinden in allen Theilen des Landes ihr Arbeitsmaterial jederzeit in der Blinden-Anstalt kaufen können. Zu diesem Zwecke werden hier die Materialien aus erster Hand im Großen erkauft, und in den kleinsten Quantitäten zu den Einkaufspreisen an die Blinden wieder abgelassen. So erhalten dieselben unter Garantie der Anstalt nicht blos ein gutes, sondern auch sehr wohlfeiles Arbeitsmaterial, und dies hat dann in vielen Fällen schon allein die nothwendige Folge, daß auch die blinden Arbeiter bei Fleiß und Mäßigkeit von dem Ertrage ihrer Thätigkeit leben und, weil ihnen an ihren Fabrikaten ein höherer Gewinnantheil verbleibt, als den gewöhnlichen Handwerkern, die Concurrenz mit ihnen bestehen können. Diese erfreuliche Erfahrung aber erhält ihre Lust zur Thätigkeit rege und treibt sie zur emsigsten Benutzung ihrer Zeit. Auf diese Weise wird es möglich, einen geschickten blinden Arbeiter mit einem geringen Opfer von jährlich wenigen Thalern ohne jede weitere Beseitigung der öffentlichen Wohlthätigkeit zu unterhalten, ohne ihm die Freude am selbstständigen Schaffen zu verleiden, oder ihn zum bloßen Empfänger demüthigender Barmherzigkeit hinabzudrücken.

Und so faßt uns scheiden von dieser Anstalt — doch nicht gleichgültigen Herzens. Sie ist eine Stätte der aufopfernsten Liebe, der unendlichsten Sorgfalt. Sie gleicht einer guten Mutter, welche das kranke Kind am zärtlichsten liebt. H. Kg.

Das erste allgemeine deutsche Turn- und Jugendfest in Coburg

vom 17. bis 19. Juni.

Von Arnold Schloenbach.

Während die geheimnißvollen elektrischen Drähte von Baden-Baden aus den Cabineten Europa's die Geschicke der nächsten Zeit wenigstens insoweit verkünden, als die Diplomatie jetzt noch Geschicke bestimmen und leiten kann, wird in der freien Residenz des freisten deutschen Landes ein Fest gefeiert, dessen Idee der Entstehung und dessen Geist der Ausführung jene Zusammenkunft in Baden-Baden hauptsächlich mit veranlaßt hat: die immer mächtiger waltende Idee von der endlich Thatsache werden sollenden Einheit des Vaterlandes; der neu und mächtig erwachte Geist der Nation, in immer größerem Bewußtsein, immer energischerem Wollen. Diese Idee, dieser Geist haben erschreckend, ermahnend, hoffentlich auch aufmerend und kräftigend die Höfe Europa's, namentlich aber Frankreichs und Deutschlands, bewegt und in Baden-Baden die Fürsten, in Coburg die Vertreter der deutschen männlichen Jugend zusammengeführt. Und das ist es, was unserm Feste eine so ernste, hohe, nationale Bedeutung gibt. Das ist auch die Thatsache eines moralischen Sieges, den die Nation sich errungen hat, der ihr auch wohl nicht mehr verkümmert werden kann. Von diesem nationalen Standpunkt aus betrachtet, ist unser Fest ein großer historischer Moment deutscher Geschichts-Entwickelung; es verdient daher eine genauere Beschreibung. — Zu weit würde es indeß für diese Blätter führen, wenn die Debatten und Reden hier nachgedruckt werden sollten; das sei Aufgabe eines besondern Gedenkwerks, das die Festleiter erscheinen lassen werden; hier brauchen nur die eigentlichen Thatsachen zu gelten: zunächst die Vorlagen, um die es sich handelte, und wie dieselben zum Abschluß kamen; dann die Hauptpunkte der größeren Reden und der Geist, mit dem sie aufgenommen wurden. — Die Namen der Debat-

Digitized by Google

tirenden und Sprechenden wissen ebenfalls jenem Gedenkbuche einverleibt werden.

Am Abend des 16. Juni waren der erwählte Festpräsident, Georgii aus Eßlingen, und Kallenberg aus Stuttgart, der den ersten Anstoß zu dem Feste gegeben hatte, bereits in der letzten Sitzung des Coburger Festcomite's anwesend und nahmen die Berichte über die Thätigkeit der 11 Ausschüsse des Comite's dankend und anerkennend entgegen. Wohl hatte dasselbe solche Anerkennung durch ebenso umsichtige als kostliche Thätigkeit verdient, und Fürst, Behörden und Bürgerschaft hatten in Unterstützung und Förderung derselben gleichsam gewetteifert. So fanden denn die fremden Festleiter alles Nothwendige zurichtet vorbereitet, und es bedurfte nur noch einer, aber auch einer sehr interessanten, ja bedeutungsvollen Verhandlung über die Ordnung des Festzuges. Zwei Vorschläge wurden da gemacht: 1) Ordnung nach Gauen, als Symbol allgemeiner Einheit und in Verwischung aller Landesfarben, 2) Ordnung nach der alten Stammes-Eintheilung, als Symbol einer Darstellung der natürlichen Gegenen im Vaterlande. Diese wurde mit 13 Stimmen gegen 11 angenommen. Der Vorschlag dieser Spaltung wurde eine im Namen des Herzogs gegebene Mittheilung, daß derselbe, dem Rufe seiner Pflicht für das Vaterland folgend, nach Baden-Baden abgereist sei und schwerlich schon am Montag Morgen zum Callenberg zurückkehren könne; daß der Beginn aber gewiß noch genügend anwesend sein werde, um die Festleiter noch begrüßen und dem Schlusse des Festes beiwohnen zu können. Es wurde daher die auf dem bekannt gewordenen Programme fixirte Turnfahrt zum Callenberg, die eine Station für den gastfreien Landesherrn sein sollte, von Montag Morgen auf Dienstag Morgen verlegt. Es sei hier auch noch bemerkt, daß die vier auswärtigen Leiter des Festes: Georgii, Kallenberg, Gorp aus Leipzig und Augerstein aus Berlin, im herzoglichen Residenzschlosse, als Gäste des Herzogs, Wohnung empfangen hatten.

Der Morgen des 16. Juni verkündete den ersten schönen Tag nach langer, besorgnißvoller Regenzeit, und er hielt Wort. Immer klarer und sonniger entfaltete sich der erste Tag, der uns die Gäste bringen sollte. Nachmittags drei Uhr kamen in langem, langem Eisenbahnzuge die Turner aus Schwaben, Baden und der Schweiz, verschiedentlich mit ihnen die Thüringer und Nordfranken, vom „Wald", aus dem Lausche-, Lichte- und Saalthal; festlich empfangen vom Coburger Festcomite und Turnvereine, mit Fahne und Musik. Nun ging es durch die ersten Straßen, die durch die festlichen Thore, die Eingänge der Stadt zur Festhalle der Reitbahn, reich geschmückt mit Wappen und Fahnen, turnerischen Emblemen, Guirlanden, Kränzen, Emporn und Masten. Wahrlich, ein schöner, alle Herzen und Sinne anregender Empfang!

Nachdem die Angekommenen sich durch den berühmten Coburger „Stoff", dem zu diesem Feste noch eine ganz besondere Anziehungskraft verliehen war, gestärkt hatten, wurden sie riegenweise in die Theaterhalle zum Empfangnahme der Karten und Einquartierungsbillets, dann durch die Zöglinge der Turnerschule und deren Lehrlinge in die festlichen Räume geführt. Abends 7 Uhr kamen neue Turnerzüge aus Mittel- und Norddeutschland. Um 8 Uhr ging es in freien Vereinbarungen hinauf zur „Veste", einem der schönsten, anmuthvollsten Punkte Deutschlands, mit weitem Blick über nah und fern, über Felsen und Zinnen, über den Mauern brachen sich einst die Kräfte des allbezwingenden Waffenstein; in ihren Mauern saß der Mann, an dessen Gemahl sich Rom drach: Luther. — Jetzt ist der merkwürdige Bau durch den herzoglichen Oekonomierath Hellbach restaurirt und mit der barocken, aber vortrefflich und geschmackvoll erhaltenen, und an diesem Festabende war der innere, architektonisch höchst malerisch sich gestaltende Hofraum mit zahlreichen Lampenflammen, Transparenten, Fahnen und Masten festlich ausgeschmückt, und bot — ein Bild von mehreren hundert Jünglings- und Männergestalten — ein Bild seltenster und schönster Art dar. Vaterländische Gesänge schallten hinunter in das annutvolle Thal, dessen Höhen bisher waren von zu- und abwandelndem Publicum. Es ertönte der erste Festgruß voll deutscher Kraft und Gesinnung, und bei die dem gehobene Stimmung noch höher und freier. Bis tief hinein in die warme, klare Nacht wogte und schwellte diese Feier des Vorabends.

Am 17. früh 5 Uhr elektrisirte die Turner-Revelle Stadt und Umgebung, und wirbelte Hunderten und Hunderten zu, daß der herrliche Festtag angebrochen sei. Ob auch nicht ungewöhnliches Gefühl, das durch diese Reveille in den Herzen sich Alter erweckt wurde. Um 7 Uhr die erste Festversammlung auf dem großen Markt- oder Rathhausplatze. Der wortreffliche gedruckte Coburger Sängerkranz, im Verein mit dem „Siegesgesange" des Leipziger Turnvereines, an der Spitze die Trümmern der herzoglichen Oper, klang durch die tiefe Stille laut und andachtsvoll das wohlgewählte Lied: „Dies ist der Tag des Herrn". Eine feierliche Stimmung ergriff die lautlose Menge. Und es ging ein rechter Sonntagsgeist, war still Gottesdienst voll innerster Andacht! — Nun brachte der Bürgermeister der Stadt, im Namen dieser, der Versammlung ein begrüßendes Wort, eine vaterländische Willkommen dar, was der Festpräsident im Namen der Turner dankend entgegennahm. — Nun ertönte ein Choral von Beethoven, Mozart, Mendelssohn und dessen Dank, dann noch ein Lied beschlossen diese Frühstunden des Festes. — Um 9 Uhr ging es zum geschlossenen Ernst der turnerischen Berathung in der Festhalle. Der Ausdruck der Turner hatte sich noch früh Abends vorher und nun einige Stunden verjüngt, nun wir uns sich, wie zu einer stattlichen Versammlung, die sich zu den beginnenden Berhandlungen einstellte. Dieselben wurden eröffnet mit Ablesungen eines herzlich-freundlichen Dank- und Festgrußes an Se. Hoheit den Herzog per Telegramm nach Baden-Baden. Nun erfolgte einstimmigst Annahme der Wahl Georgii's als Festpräsident, der sich dann Gorp aus Leipzig zum Stellvertreter und Augerstein aus Berlin zum Schriftführer erwählte, seinen Festgruß der Versammlung und der Stadt Coburg darbrachte, Telegrammen-Grüße aus Braunau, Innsbruck und Thorn mündete und schließlich die Tagesordnung der zu berathenden Vorlagen feststellte.

Der Geist der nun folgenden vierstündigen Verhandlungen war zwar — das ist nicht zu leugnen — kein so geschlossener, Grenzen und Antipathien

vergessender und abserbrender, als man nach dem Ueben und Wollen der Zeit wünschen sollte, als manche in national-ideater Erwartung und Anforderung beanspruchten; es gaben sich noch scharfe Risse innerer und äußerer Natur, sowohl in Stammes- als in Gesinnungs-Verschiedenheiten, kund; es trat bei Manchen eine bedauernswerthe Aengstlichkeit für ein „Zuviel" oder „Zuwenig" und bei allen Fragen, wo es sich um Centralisation turnerischer Bestrebungen, Kräfte und Arbeiten handelte, ein energisches Gegenwirken namentlich preußischer und auch wohl sächsischer Turnvereinsäure hervor. Aber im Allgemeinen — alles in der Hauptsache — kann man als historische Thatsache feststellen: der Geist jener Berathungen war ein echt deutscher und freisinniger, ebenso gesund und resolut, als ideal und hoffnungsfaust, und war man auch nicht einig über alle Mittel, so doch im Ganzen über den Zweck: über die Hebersehe und geistige, freiheitliche und einigende Aufgabe und Bestimmung einer großen deutschen Turnerschaft zur Ehre eines großen Vaterlandes! — Das ist als ein unsichtbarer Gewinn in den Annalen unserer Gegenwart einzutragen. — Gehen wir nun über zu den einzelnen Vorlagen der Geschäftsordnung.

1. Antrag: Einführung des Turnens in allen, namentlich auch den Volksschulen, als wesentlicher Theil der Unterrichts und der Erziehung, wurde ohne Debatte einstimmig angenommen. — Ueber das Wie solcher Einführung nach einiger Debatte folgender Beschluß: Eine von zu wählender Commission abzufassende Denkschrift, die jeder Turnin seiner Regierung wie seiner Ständekammer übergibt und auch der „hochsten Großmacht", dem Volksvertrauten, an's Herz legt. Sie soll zwar frei und selbstständig für sich sein, doch in den Hauptpunkten Rücksicht nehmen auf die bekannte Denkschrift des Berliner Turnvereins.

2. Förderung des Turnens auf der bisherigen Grundlage der Turnvereine: Soll — laut Beschlußfassung nach langer Debatte — geschehen: a. durch einen öffentlichen Aufruf zum Beitritte unserer Turnvereine; abzufassen von der Commission für die Denkschrift; b. durch persönliches Wirken aller Vereins-Mitglieder; c. durch Feststellung eines kurzen allgemeinen Leitfadens der Turnen für sämmtliche deutsche Turnvereine, auszuarbeiten von der Commission.

3. Gründung eines allgemeinen deutschen Turnerbundes. Namentlich bei diesem höchst wichtigen Antrag kamen diejenigen Elemente zum Vorschein, die vorher leider angedeutet werden mußten. Sie bewogen denn auch wohl den Antragsteller (Kallenberg), seinen Antrag zurückzuziehen, weil das Volk noch zu eingeschüchtert sei". Ausdrücklich als thatsächliche Berichtigung zu dem, was über diesen Antrag factisch falsch berichtet wurde, sei noch einmal bemerkt: Ueber den Antrag wurde nicht abgestimmt; er darf also auch nicht als „abgelehnt" berichtet werden. Die merkwürdige Stimme freilich gehoben dies constatirt, thatsächlich aber nicht, weil der Antragsteller ihn zurückzog, ehe die eigentliche Abstimmung erfolgte.

4. Regelmäßige Wiederkehr des großen deutschen Turnfestes: ob alle zwei oder drei Jahre; es wurde sich in Frankfurt 1863 auf der Hofenhöhe bei Berlin, zur Feier der fünfzigjährigen Gründung dieses Turnplatzes durch Vater Jahn, oder im Jahre 1865, zur Jubiläumsfeier der Schlacht bei Leipzig. Es wurde kein Beschluß gefaßt, sondern das Weitere den kommenden Festgästen, dem sich herausstellenden Bedürfniß und den etwaigen speciellen Anregungen überlassen.

5. Eine gemeinsam Farbe, und zwar das Schwarzrothgold.

6. Ein gemeinsames Bundesgesetzen.

7. Unterstützung hülfsbedürftiger Turner.

8. Aufnahme eines Turners in allen Vereinen ohne Eintrittsgeld und ohne Abstimmung.

9. Vermeidung von aufsallendem Gebahren, absonderlichen Zeichen, Trachten und Redensarten. — Ueber diesen fünf Anträge wurde kein Abstimmen Beschluß gefaßt; jedem Vereine bleibe es überlassen, danach zu thun, was er für gut halte und was er kürze. Auch hier als thatsächliche Berichtigung, das Schwarzrothgold wurde nicht „angelehnt", wie eine Zeitung berichtet hat, sondern, wie angegeben, dem Belieben und Ueberlegen der Vereine überlassen.

10. Anziehung und Anbildung der Fernerwehren. Es wurde bestimmt: Turnwerein und Feuerwehr sollen überall sich eng verbinden. Wo Turnverein eine sind ohne Feuerwehr, sollen sie solche aus ihrer Mitte gründen, und umgekehrt.

11. Der Antrag zum Ausschuß für einen allgemeinen deutschen Schützenverein wird vom Antragsteller zurückgenommen; dagegen wird das Ueben der deutschen Turnjugend in Führung der Büchsen als nothwendig anerkannt.

12. Als ein Mittel zur größeren Verbreitung und Ausdehnung in den Turnvereinen wird die in Leipzig bei Keil erscheinende deutsche Turnzeitung durch den Festpräsidenten empfohlen.

Soweit gingen die Vorlagen der Anträge und wurden darauf noch diverse Mitheilungen gemacht. Nachdem nun noch zur mehrerwähnten Commission Jahn als erste und engere Commission gewählt worden, schloß der Festpräsident mit dankendem Gruß diese wichtige, bedeutungsvolle Sitzung des ersten Tereins deutscher Turnvereine. — Im Laufe der Unterhandlungen wurden noch mehre Telegramm-Grüße von neuen und neuen Turnvereinen verkündet, die jedesmal einen hellen Freudenschrei durch den Ernst der Arbeit in die Gemüther warfen und immer als neues Zeichen des großen einheitlichen Geistes, der doch über Alles siegen sollte, begrüßt wurden. — Am Abend des Morgens waren auch noch neue Züge von Turnern eingetroffen, und es sah man am 2 Uhr auf dem schönen Schloßplatz gegen 1200 Turner, aus circa 125 Städten gesendet, sich um ihre Fahnen versammeln. Um 3 Uhr setzte sich der nach Stämmen geordnete Festzug in Bewegung. Vorn die festmäßige Schmuckung der großen Turnerfahne, der schönsten sich hervorkehrend, circa siebzig Schüler des Knabeninstitutes von Step in Jena, mit Fahnen, Trommeln und Trompeten ihrem schönen Anfang zeigend und Zeugniß gebend von der gesunden, kräftigen deutschen Richtung, die jenes Institut verfolgt. — Das alte Reichsbanner der Schwaben, die schwarzrothgoldene Fahne der Stanfenfaiser, wehte, wie damals, auch jetzt voran. In tragischer Ironie des Schicksals ist sie nach das unsichere Banner des unglücklichen Schleswig-Holstein.

Digitized by Google

Ebenso tragisch, wenn auch in anderer Weise, war es, daß einige Vereine keine Fahne tragen durften; so kamen sie aus dem Herzen Deutschlands, aus Sachsen, wie ein Bekenntniß ohne Fahne, wie eine Pflanze ohne den Mutterkranz. Die Turner ohne ihre Fahne! Wahrlich, diese schienen den Fahnen fremden ebenso bedeutungsvoll zum deutschen Reiche, wie das schwarzumflorte Banner Schleswig-Holsteins, wie das alte Reichsbanner des einigmächtigen Schwarzrothgold der Schwaben. Doch der Anblick der gewaltigen Kette kräftigkühner deutscher Jünglinge, durchschossen mit dem festlichen Schmucke festlich bekleideter schöner Jungfrauen, beschatten von manchem theuren Banner, fröhliche Jugend und die rechtgeschmückte Stadt nach allen Seiten hin grüßend unter den Klängen der Musik: das Alles ist nicht bald zehe frohe Stimmung zu steiger Freude und starker Hoffnung umwandeln. — Auf dem schönsten Turnplatze, der wohl in Deutschland zu finden ist, eben so geschmackvoll angelegt als praktisch und nützlich zum Turnen wieder Hunderte eingerichtet, empfing ein Publicum von Tausenden den gewaltigen Festzug. Die Sänger eröffneten das Fest mit einem turnerischen Gesange; kaum begrüßte der Sprecher des Coburger Turnvereins die Versammlung mit gelungen, daß deutsche Turnerherz, auf Erfahrung, und nun begann das Turnen. Da hätten denn Alle wohl hundert Augen haben mögen, um die Menge der Gruppen verschiedenartigster Turnspiele zu sehen. Was ließen sich da für Bilder entwerfen! Der Buchstabe kann sie nicht beschreiben. Nur so viel sei gesagt: man sah die Turnerei auf einer hohen Stufe allgemeinster Ausbildung. Am Reck und in gräulicher Bildung einer strengen Schule trug Leipzig unbestritten den Sieg davon. — Nordeutschland vertrat hauptsächlich die Kraft, Süddeutschland die Gewandtheit. — Nach den letzten Spiele — dem hoch interessanten Ringen — wurden die Preisgekrönten Georgii die hoch emporragende Rednerbühne, darüber hin die grünumschmückte schwarzrothgoldne Fahne rauschte. Er theilte zuerst den Dank und Gruß des Herzogs mit, per Telegramm der deutschen Turner in Coburg eingelaufen. Dann folgten noch viele Mengt eingelaufene Telegramm-Grüße, manche von den fernsten Enden Deutschlands dergleichen. Schön und tüchtig war, was der Festredner nun sprach; aber noch schöner und tüchtiger das, was er nicht sprach, sondern schließlich nur andeutete mit der Spitze, daß ein Jeder seine Kraft entschlossen und an das Vaterland denken und dabei das denken möge, was er im Herzen trage. Da standen nun Tausende mit entschlossen entblößtem Haupte, und wir wollen hoffen, ja glauben, daß sie Meisten von ihnen das dachten, was dem Vaterlande einst noch Gott bringen wird. — Nun die feierliche Stille wurde unterbrochen durch ein unwillkürlich sich dahindrechendes Hoch auf den Festredner. Er lehnte es ab und rief die Jungfrauen auf zur Verkündigung der Turnerlohnen, mit der Anordnung, daß der sahnenlose Leipziger Turnwart den ersten Kranz verfassen, empfangen solle. Und so geschah es: alle Fahnenträger bildeten einen Kreis, in dessen Mitte die Jungfrauen mit ihren Eichenkränzen tanzen, die senkten ihre Fahnen den Jungfrauen zu, nun im frischen Spiel der Reihe herum, indem von einer jeder Fahne die schöne deutsche Gabe des herrlichen Eichengrüns. Nun ein Gruß an die Jungfrauen Deutschlands — ein Gruß an die Jungfrauen Deutschlands — dann ging es in festlichem Zuge frisch, fromm, fröhlich und frei zur Stadt zurück, zur Festhalle, wo die Fahnen aufgestellt wurden, wo der Turner im Namen der Jungfrauen für die ihnen erwiesenen Ehren dankte und wo aus jeder Fahnenmitte der gar feine Kranzspenderin nach Hause geleitet. — Manch liebes Wort mag dabei gesprochen, vielleicht manches Herz dabei ausgeaustauscht sein!

Mit einbrechendem Abend kehrten die Turner zurück zu erleuchteten Turnplatz, wo mit Sang und Trank und „ungeheurer Heiterkeit" dieser denkwürdige Festtag beschlossen wurde. Der zweite Festtag begann Morgens 7 Uhr mit einer Feuerwehrprobe der Coburger Feuerwehr am Rathhaus; hier folgte eine Schwimmübung, zu der ertrunken, sehr schön eingerichteten Schwimmbaus. Um 11 Uhr Turnfahrt über die Veste und den dichtbewohnten Baulenberg in das reizende, parkähnliche Thal der Rosenau, auf dessen weitem, schnellendem Wiesengrund gelagert, gelungen, gesprochen, in Erinnerungen aller Art gerufen und manch neuer Zeigenossenschaft für das deutschen Reiche bekannt gemacht wurde. Zu einer wahrhaft ergreifenden Feier gab ein tiefwohmüthiger Brief aus Schleswig-Holstein Veranlassung: die — mit den deutschen Brüdern dieses unglücklichen Landes trauernden — Turner stifteten in schmerzlichster Begeisterung ihr theuerstes Gut, ihre Preisbänder und Embleme, von der hochschwellenden Brust und schmückten damit die schwarzumflorte Fahne und die Brust ihres die zu erschütternden Thränen gerührten Trägers. — Da weinten Viele mit ihm; heilige, echte Mannesthränen waren es, und auf die glühenden Aeuchen, die sie benetzten, traten Alle zusammen mit entblößtem Haupte zu einem stummen Gebet, zu einem elektrisch zündenden Händedruck, zu dem begeisterten Schwur: Gegenthaten die Schmach, die auf dem abgerissenen deutschen Lande liege. Mögen die Geister der Zeit Gegenthaten, der Schwur gehört und ihn hingetragen haben durch alle Gaue des Vaterlandes!

Eine Fortsetzung dieser kurzen, aber denkwürdigen Feier fand Abends nach erfolgter Rückkehr in der Festhalle statt, wie denn überhaupt diese letzte allgemeine Versammlung der Turner metallisch genommen die bewegungsvollste war; nach manchem bedeutenden Lied und Spruch trat der Fahnenträger aus Schleswig-Holstein auf die Tribüne und berichtete mit schmerzlich-heißer Stimme, daß den Turnern dieses Landes keine Fahne erlaubt sei; daß sie erst im großen Bruderbunde eine solche angenommen und eingeweiht hätten; sie sei ihnen durch dieses Fest ein Heiligthum geworden. Doch dieses Heiligthum wüßte ihnen jederzeit kein Eintritt in die Heimath angenommen werden; deshalb wollten sie es in Coburg zurücklassen, als Pfand der Treue. Hoch auf schwoll es durch alle Herzen; ehrfurchtsvoll wurde die bessere Fahne auf die Tribüne gebracht; sie sollte, so wurde beschlossen, aufgehangt werden, wo den Turnmyhseligkeiten von Ackerstrebe auf der Coburger Veste, bis sie hingetragen werden dürfte von der deutschen Wehrkraft zu dem befreiten Lande. Ein unendlich wehmuthsvoller Jubel durchdrang Alle; mit nie gehörter Kraft und Begeisterung wurde „Schleswig-Holstein stammverwandt" gesungen; in Thränen und Hören zusammen für die Verbrechen und Nothleidenden des armen Landes; an 200 fl. waren in wenigen Minuten zusammen. Wurde nun auch wohl Manchem zu viel von Schleswig-Holstein gesprochen, so muß das von ganz anderer Seite betrachtet werden, denn Stimmungsscheu! Der Schwur war der Ausdruck für noch viele andere zornige Schmerzen, die aber nicht genannt werden durften und in Schleswig-Holstein ihren symbolischen Ausdruck fanden. Sehr merkwürdig und bedeutungsvoll war auch ein Gruß an die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz, in England und Amerika! — Wie ein beängstigendes und doch befreiendes, reinigendes Gewitter fuhr er herab von der Rednerbühne in die Menge und — wie dürfen als historisch getreuer Berichterstatter es nicht verschweigen — Manche mächtig, erweckte vielhundertfachen, donnernden Widerhall. Zwar hörte es auch nicht an Manchen, die solchem Drange des Augenblicks entgegenwirken wollten, es für Pflicht hielten, dies zu thun, und im engeren Kreise der Turnvorsteher plagten die Geister prall auf einander. Doch im Rauschen deutscher Bieder verklangen bald alle Dissonanzen, schlugen alle Herzen wieder zusammen in dem Einen Schlag für das Eine Vaterland, und ein Jeder fühlte, das reste große deutsche Turnfest habe in seinem Hauptziele einen gewaltigen Abschritt gethan.

Noch führen am dritten Tage, Dienstag, einige hundert Turngäste heim, doch blieb noch ein Stamm von mehreren Hunderten zurück, die trotz der vorigen anstrengenden Tage mit neuer, frischer Kraft unter Liederklang, Trompetenklang und Fahnenwehen eine Turnfahrt zum herzoglichen Sommerschloß Callenberg unternahmen. Dasselbe gelegene, inmitten die herrlichsten Waldpartien, als die weiteste Fernsicht darbietende, neuester Zeit charakteristisch und geschmackvoll vergrößerte und restaurirte Schloß wurde jubelnd begrüßt, und durch das Rauschen des Waldes klang manch altes Turnerlied, manch hoffnungserfrischendes „Gut Heil!" der Rückzug zur Stadt wurde ein höchst merkwürdiges Kriegsbild; die Turner theilten sich in zwei Heere, das eine hatte als Losungswort „Coburg", das andere „Deutschland". Coburg zog zuerst nach vorwärts und verschanzte sich auf einer Höhe hinter einem Graben, Deutschland griff an, Deutschland angegriffen und nach hartnäckigem Kampfe vertrieben. Nun zog Deutschland sich rasch zurück und war bald dem verfolgenden Coburg verschwunden. Es blieb ihm verschwunden bis an die erste Stadt, wo sich Coburg die Deutschland mit vereinigtem Material von einem nahegelegenen Bauplatz verbarricadirt, und Coburg mußte diese Barricade erstürmen, was ihm denn auch nach tapferer Gegenwehr Deutschlands gelang. Fasten wir dieses Spiel symbolisch zusammen, so zogen die Turner von der ersten Coburger entgegenwirkend bis Deutschland nicht besiegt werden wird, wenn Coburg an seiner Spitze steht. Die bald wieder lustig und liebevoll vereinten Herre Coburg und Deutschland richteten nun ihren Marsch zum Festplatz zu einem gemeinschaftlichen Essen, belebt durch Toaste, Gesänge, Ansprachen, Verlesung eines Briefes von Arndt zu Magmann, war vor eirca zwanzig Jahren gedrichten, aber für den Augenblick durchaus passend. Großer Beifall erhob nach der Anrede, daß der Herzog heute zurückkehren, um 1/2 8 die Turner auf dem Schloßplatz sehen und mit Deputirten zu sprechen bei sich empfangen, auch Abends den großen Ball im Theater beschauen wolle. Nun noch eine lustige Debatte über die Frage: ob die Turner zu diesem Balle Glacehandschuhe tragen müßten? Sie schloß mit Freistellung dieser Frage an das Belieben Jedes, und so ging man denn in Masse nach anbeinander. Um 1/2 8 zogen die Turner von der Festhalle aus über den Schloßplatz, an dem Fenster vorbei, auf dessen Balcon der Herzog und die Herzogin standen, gütig dankend den wiederum rasch brausschallenden Hoche und dem Hutwehen Seiten der Fenstersteine. Als der Zug dort vorüber war, empfing der Herzog in seinem Zimmer die Deputirten der Städte, in deren Namen der Festpräsident ihn mit echt patriotischen, echt deutschen Worten begrüßte. Und echt patriotisch, echt deutsch nahm der Herzog sie auf, erwiderte sie herzlichen, wünschte der Turnerei der deutschen Stämme des Vaterlandes alles Gedeihen, versprach er ihr für immer seinen fürstlichen Schutz. — An solch erstarkenden, hoffnungsreichen Schluß des Festes — würdig desselben — knüpfte sich nun der lustige, schwebende Schluß im Ballsaal im Theater. Der weite Raum füllte sich bis zur Enge der Gäste. Der höchste unter diesen, der Herzog, erschien bald und sprach lange mit jenen einzelnen der Deputirten. „Lustig und Deutschland", diesem Dioskurenpaare brachten jetzt abwechselnde Turner mit Hoch und Mann ein breifaches „Gut Heil!" Und mit solchem Gut Heil schließen wir den Bericht über eines der schönsten Feste, das Deutschland seit vielen, vielen Jahren gefeiert hat, feiern durfte. Und wo es nachklingen wird fröhlich und feierlich im Herzen jedes echten Turners bis zu seines Lebens Ende, so mag es auch als eine That Thaten zeugen für das einige Vaterland!

Für „Vater Arndt"

gingen bei Unterzeichnetem weiter ein: Aus Graz in Steiermark 20 fl. in folgenden Beiträgen: Carl M. 2 fl. — L. K. 1 fl. — J. U. 1 fl. — G. H. 40 Xr. — L. W. Sch. 1 fl. — J. P. 20 Xr. — C. K. 1 fl. — J. E. 1 fl. — J. O. 1 fl. — K. 30 Xr. — J. S. K. 2 fl. — C. Graf S. 1 fl. — K. S. Bodenmerg 1 fl. — A. A. 1 fl. — Alfred A. 1 fl. — F. A. 50 Xr. — Jac. R. 1 fl. — Josef L. 1 fl. — H. P. 1 fl. — F. W. 50 Xr. — Hermine und Josefa P. 1 fl. 10 Xr. — 1 Thlr. Alb. Heinig, Organist in Bautzen — 6 Thlr. 15 Ngr. Zweite Sammlung der Lusatia in Zittau — 1 Thlr. Schlicht in Wien — 5 Thlr. S. E. A. aus Rußland (erster Beitrag aus Rußland) — 15 Thlr. Vierte Sammlung der Turnzeitung — 10 Thlr. von Fräulein Fr. Adr. aus Kurland (zweiter Beitrag aus Rußland).

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Sigrid, das Fischermädchen.

Von Theod. Mügge.

(Fortsetzung.)

Thorkel hatte den kleinen Anders auf seinen Arm genommen und ihn dann auf sein Knie gesetzt. Claas hatte Gullik zur Seite geführt und sprach mit ihm heimlich. Thorkel aber sprach mit dem Knaben und mit Sigrid, fremdlich plaudernd, fragend und Antwort gebend über allerlei Dinge, die des Kindes Neugier reizten.

„Willst Du denn nun wieder bei uns wohnen?“ fragte Anders.

„Ich denke, ja,“ antwortete Thorkel.

„In Deinem Hause dort drüben?“

„Ei freilich, lieber Anders.“

„Da ist es schön,“ sagte das Kind leise. „Ich war neulich einmal mit Sigrid dort, doch Dein Haus war verschlossen, und an der Thür hing ein Siegel. Sigrid sagte, der Landrichter hätte es vorlegen lassen, Du könnst wohl nimmer wieder.“

„Nun bin ich doch wieder da,“ fiel Thorkel ein, „nur das Siegel schneiden wir ab.“

„Dann kommen wir und besuchen Dich, Sigrid und ich, nur bleiben bei Dir.“

„Ja, ja, komm Du nur. Habt ihr denn zuweilen an mich gedacht, Du und Sigrid?“

„Ei wohl,“ sagte Anders. „Sigrid hat nur von Dir erzählt, wie keiner so schnell sei wie Du und so stark am ganzen Fjord.“

„Das lohn' Dir Gott, Sigrid!“ sagte Thorkel, aber er sagte es halblaut und sah nach ihr hin. Sigrid sagte nichts darauf, sie legte das Netz zusammen.

„Nun willst Du wohl den Hund wieder haben?“ fragte Anders.

„Nein, nein!“ antwortete Thorkel, „der ist Dein und Du sollst ihn behalten. Das wird uns allen Glück bringen.“

„Du bist lieb,“ sagte der Knabe. „Ich will auch immer an Dich denken, so oft ich den Hund sehe.“

Eben kamen die beiden Männer zurück, und es dunkelte auf dem Fjord. Die Nebel stiegen auf, der letzte falbe Schimmer verschwand von den hohen Roustalosfjellen.

„Geh hinein, Sigrid, sieh nach dem Feuer und mach Dich an den Tisch,“ sagte Gullik. „Du geh mit ihr, Anders. Abendluft taugt Dir nichts!“

„Komm mit uns in's Haus,“ sagte das Kind zu seinem Freunde.

Doch Thorkel antwortete: „Geh nur voran,“ und als Anders zur Thür hinein war, wandte er sich an den Fischer. „Ist es Dir gelegen,“ fragte er, „wenn ich diese Nacht bei Dir bleibe?“

Es vergingen einige Augenblicke, während Gullik gerade aus sah und schwieg. Darauf antwortete er: „Es geht nicht an.“

Wieder eine Minute, dann sprach Thorkel: „Nimm's nicht übel, ich fragte, weil mein Vater Dein Freund gewesen.“

Nach einem Weilchen sprach Gullik: „Weil er mein Freund war, darum will ich Dich nicht.“

Thorkel stand auf und sah umher, es war beinahe finster geworden. „Wohl,“ sagte er, „die Nacht ist da, so muß ich fort. Mag es Dich nie gereuen.“ Er ging, es sagte keiner etwas, aber Claas lachte heimlich. Bei Nacht den Bittenden von seiner Schwelle weisen, war ein schwerer Schimpf, ein Urtheil der Verachtung über Thorkel ausgesprochen, dem viele Männer sich anschließen, das aber andere auch wohl tadeln mochten. Da jener einige Schritte gegangen war, schien Reue über Gullik zu kommen. Er rief ihm nach, und Thorkel stand still.

„Kannst das Abendbrod mit uns theilen,“ sagte er.

„Behalte Deine Speise,“ antwortete Thorkel rauh und laut, „ich mag sie nicht.“ Damit verschwand er schnell in der Finsterniß, und Gullik Hansen stand schweigend, bis Claas ihm den Arm drückte.

„So ein Lump will noch trotzen,“ sagte er. „Das hast Du wacker gemacht, Gullik, alle guten Leute werden Dir Recht geben und ihm den Rücken kehren, sowie er an ihre Thür klopft.“

Der Fischer sprach nicht mehr darüber. „Komm herein und laß uns essen,“ sagte er. „Morgen früh gehe ich mit zwei Booten hinaus nach Ageröesund, denk's soll guten Fang geben.“

3.

Am nächsten Tage fuhr Thorkel nach Molde hinüber, um mit dem Herrn Schiemann über seine Angelegenheit zu sprechen. Der Kaufmann wohnte in einem der besten Häuser, das er sich neu gebaut und stattlich eingerichtet hatte. Die braune Thür trug einen blanken Griff von Messing und ein blitzendes Schild von demselben Metall, auf welchem der Name des Eigenthümers stand. Die Vorthür war mit Matten belegt, große Flügelthüren führten nach beiden Seiten; aus einer derselben trat eben Claas Gorup, seinen Hut in der Hand. Da er Thorkel kommen sah, that er freundlich und nickte ihm zu.

„Du kommst eben zur rechten Zeit,“ sagte er, „Herr Schiemann sitzt drinnen bei seinem Frühstück, kannst gleich mit ihm verhandeln.“

Thorkel gab darauf keine Antwort, sondern ging auf die Thür zu, klopfte an und ging hinein. Claas blieb stehen, sah ihm hämisch

Digitized by Google

nach und horchte. Auf dem Sopha saß ein dürrer Herr mit langem Gesicht und starken Backenknochen, unter denen die Backen tief einfielen. Er hatte röthliches, dünnes Haar und einen röthlichen Backenbart, scharfe graue Augen und ein strenges Ansehen, das von der lang vorstehenden Nase vermehrt wurde.

Als Thorkel die Thür öffnete und guten Morgen wünschte, drehte er den Kopf hin, dankte nicht darauf, sonderen fragte: „Was willst Du?"

„Ich möchte ein Wort mit Dir sprechen, Herr Schiemann," antwortete Thorkel.

Der Kaufmann stemmte den Arm auf den Tisch, in der Hand hielt er ein Messer. Vor ihm stand eine Karaffe mit Portwein und ein halb gefülltes Glas, ein leeres nicht weit davon. Dabei Teller mit Fleisch und Kuchen, sammt Butter und Weißbrod. Herr Schiemann nahm ein Stück davon, auch Fleisch dazu, und indem er darauf hin sah, fuhr er fort: „Hast Du nicht gesehen, daß an der anderen Thür „Comptoir" steht? Wer mich sprechen will, muß dahin gehen. Oder kannst Du nicht lesen?"

„Lesen und schreiben, Herr Schiemann," sagte Thorkel. „Nimm es nicht übel. Clas Gorud sagte mir, ich möchte hier hineingehen."

Der Kaufmann fuhr fort zu essen und trank dazu. Thorkel stand geduldig und wartete. „Ich habe schon gehört, daß Du wieder hier bist," begann er. „Warum kommst Du zu mir?"

„Lieber Herr," sagte Thorkel, „ich muß wohl. Du hast die Stelle am Torsfjord vom Landvichter beschlagen lassen, so weiß ich nicht, wohin ich soll."

„Das mag wohl sein," versetzte Schiemann, „aber meine Sache ist es nicht. Gestern hat Dich Gullik Hansen von seiner Thür gewiesen, so wird es Dir bei Anderen auch gehen."

„Ich hoffe es nicht von Dir, Herr," antwortete Thorkel.

„Von mir?" fragte Schiemann, das Glas in der Hand. Und nachdem er es ausgetrunken, sprach er weiter: „Ich habe die Stelle als Pfand für die zweihundert Thaler verschrieben bekommen. Dein Vater war ein ehrlicher Mann, dem habe ich sie geborgt. Dir hat er das Geld geborgt, kannst Du es wiedergeben?"

„Ja, Herr, ich will's wiedergeben."

„Wann?" fragte Schiemann. „Wie?"

Thorkel schwieg. „Es kann vielleicht bald geschehen, vielleicht auch nicht," antwortete er nach einigem Besinnen.

„Da sei!" sagte der Kaufmann, „Du weißt es nicht. Was hast Du damit gethan? Wo ist es geblieben? Hast es vergeudet?"

„Gleichviel, Herr," sprach Thorkel, „kort ist es, ich habe nicht einen Thaler mehr davon. Aber ich bin ja jung und verstehe meine Sache. Gib mir Geduld, ich will für Dich arbeiten. Es kommt jetzt eben die Zeit für den Hering und den Segelfisch. Ich will nur das Nothdürftigste haben, alles Andere sollst Du abschreiben."

Herr Schiemann schmitt sich ein neues Stück Braten ab und sagte dabei vollkommen gleichgültig: „Ich kann Dich nicht brauchen, sieh zu, wer Dich nimmt."

Thorkel blieb noch einige Augenblicke stehen, dann sprach er: „So vergib, Herr, daß ich anfrage, und Gott's Gruß!"

Als er die Hand schon auf dem großen Thürgriff hatte, rief Herr Schiemann: „Komm einmal her, Thorkel Jngolf."

Thorkel kehrte um und trat an den Tisch. Der Kaufmann sah ihn mit den grauen scharfen Augenbrauen an, als wollte er ihn durchsehen. „Wenn ich Dir keine Arbeit gebe," sagte er, „wird es kein Anderer thun."

„Das mag wohl sein," antwortete Thorkel.

„Da Gullik nichts mit Dir zu schaffen haben will, folgen ihm alle besseren Leute, und die armen oder schlechten können Dich nicht brauchen."

„Ich mag sie auch nicht," sagte Thorkel.

„Dann werden Lensmann und Voigt bald hinter Dir her sein," fuhr der Kaufmann fort, „und werden Dich in's Loch stecken, wenn Du Dich umhertreibst oder betteist."

Thorkel's Augen wurden größer. „Das wird nicht geschehen, Herr."

Schiemann schwieg und musterte ihn. „Wo warst Du denn heut Nacht?" fragte er.

„In einer von den alten Kirchenhütten, an der mein Vater auch einen Theil hatte," sagte Thorkel.

„Hast wohl auch heute noch nichts genossen?"

„Viel war's nicht," lautete die Antwort.

„Da, iß," sagte der reiche Mann und schob ihm den Teller mit dem Brod und dem Rest vom Fleische hin. Dann nahm er die Kryststallflasche und schenkte das leere Glas voll Wein. — „Du dauerst mich," fuhr er dabei fort, „warst sonst ein anstelliger Kerl, den gute Leute gern sahen. Was soll nun aus Dir werden?"

Thorkel hatte sich Brod und Fleisch genommen, und war damit beschäftigt. „Ich bin's noch, Herr," sagte er.

„Aber es glaubt's Niemand mehr von Dir. Du gilst nun als ein leichtsinniger, sündhafter Bursche, der seinen Vater unter die Erde brachte." Hier hielt er inne, denn Thorkel's Augen sun fielen ihn an, als wäre Feuer darin. „Willst Du mir sagen, wozu Du das viele Geld gebraucht hast?" fragte Schiemann.

„Nein, Herr. Es wäre eine lange Geschichte und hälfte doch zu nichts."

Schiemann stand auf und blieb vor ihm stehen, indem er ihn betrachtete. „Du bist in schlechten Händen gewesen," sagte er, „ich will sehen, was ich thun kann; aber Du mußt erst beweisen, ob Du es verdienst." Er that nun eine Reihe Fragen an Thorkel über dessen Soldatenleben und kam endlich dahin auf den Lieutenant Erik Meldal, über den er ihn genau ausfragte und allerlei erfuhr, das ihm wohl zu behagen schien.

Der junge Officier war schon seit einiger Zeit nicht mehr in der Garnison, sondern hatte Urlaub genommen und war fortgereist, wohin, wußte Thorkel nicht zu sagen. Aber nach Allem, was er erzählte und was ihm abgefragt wurde, hatte der Lieutenant loder gelebt und beträchtliche Schulden gemacht; auch brachte Schiemann heraus, daß Erik Meldal darum gewußt, daß Thorkel seinem Vater das Geld abgepreßt, und zuletzt kam noch Etwas zum Vorschein. — Herr Schiemann fragte, ob der Lieutenant nicht auch Liebschaften angefangen, und Thorkel meinte, daran hätte es ihm wohl nicht gefehlt, denn er sei der schmuckste unter allen Officieren, und da sei ein alter reicher Proprietair gewesen, aus Moß am Christiansfjord, dessen Tochter hätte er bekommen können, wenn er so gewollt.

Herr Schiemann legte ihm seine Hand auf die Schulter und lachte. „So ist er am Ende wohl dem Proprietair und seiner Tochter nachgereist?" sagte er.

„Es mag wohl so sein," versetzte Thorkel.

„Ja, ja," rief Schiemann und nickte ihm zu. „Das ist gewiß so, und höre, Thorkel — komm her und trink noch ein Glas. Dann geh in mein Magazin, und suche Dir da einen Anzug aus, wie er Dir paßt. Einen solchen hast Du nöthig, wenn die Leute Dich mit besseren Augen ansehen sollen. Ich werde ihn Dir auf Credit geben. Du siehst also, daß ich Dir bestehen will. Dann komm wieder zu mir, ich schreibe inzwischen einen Brief an den Pastor Bille, damit er Dir seinen Rath ertheilt und Dich in seinen Schutz nimmt. Jetzt geh' und mach' daß Du fertig wirst."

Während er sprach, hatte er schon an einer Klingelschnure gezogen, und es erschien ein Buchhalter, dem er seine Befehle gab und welchem Thorkel nachfolgte. Jeder nordische Kaufmann hat ein Magazin voll Waaren der allerverschiedensten Art, Kleider und Geräthe; vom Hemdenluch bis zum Pelzrock, und von der Nähnadel und dem Angelhaken bis zur Art und zum Beilschuh. Es dauerte gar nicht lange, so war Thorkel in einen neuen Menschen verwandelt. In Knopfjacke und Gamjhut, mit einem breiten rothbraunen Tuch um den Hals, trat er wieder herein, und als er vor dem Herrn Schiemann stand, sagte dieser: „Dey wird Dich Mancher schon besser betrachten; benimmst Du Dich klug, so wird's danach auch weiter gehen. Hier hast Du den Brief. Sage dem Herrn Jens Bille Alles, was Dich bei ihm empfehlen kann. Auf den Kopf gefallen bist Du nicht, weißt selbst zu beurtheilen, was davon abhängt, daß er nicht denkt, Du hättest noch immer leichtsinnige Streiche im Kopfe, Soldatenkniffe, und den liederlichen Erik Meldal. Daß er Schuld daran hat, wenn Du schlecht wurdest, ist gewiß. Hat er nicht darum gewußt, daß Du das Geld von Deinem Vater nahmst?"

„Gewußt hat er es," sagte Thorkel.

„So verhehle dem Pastor nichts, und kann komm morgen wieder zu mir. Benimmst Du Dich so, daß man Dir vertrauen kann, so sollst Du Arbeit haben, und wegen der Stelle sprechen wir weiter. Jetzt geh."

Thorkel setzte sich in den kleinen Nachen, den auf sein Bitten ein alter Bekannter ihm geliehen, und fuhr über den Fjord zurück. Es war ein ziemlich winteiger Tag, das Wasser ging unruhig und hoch, aber er regierte den Nachen mit Kraft, als wollte er sein

Digitized by Google

altes Ansehen behaupten, daß er der beste Schiffer sei, und er sah wohl auch, wie Clas am Ufer stand mit mehreren Anderen, die mit ihm meinten, daß Thorkel umkehren müßte, weil er es gegen Wind und Fluthwelle nicht schaffen könnte. Aber der Nachen schnitt in gerader Linie über den Fjord auf Bednes-Kirche los, und er lavirte Gullik Haussteile zur Seite an den Steinen. Darauf stieg Thorkel hinauf, und als er an dem Hause vorbeiging und an der Bank, wo er gestern gesessen, blieb er einen Augenblick stehen. Die Bank war leer, jögerend ging er weiter. Dann sah er sich noch einmal um, da stand Sigrid auf der Thürschwelle.

„Guten Tag, Sigrid!“ sagte er.

„Habe Dank, Thorkel,“ antwortete sie, hielt aber ihre Hände unter der Schürze.

„Lachst Du?“ fragte er und kam näher.

„Warum nicht?“ antwortete sie und sah lachend auf seinen neuen Anzug.

„Herr Schiemann hat ihn mir geborgt,“ fuhr er fort.

„Ei ja,“ sagte sie, „er wird Dich brauchen können.“

Da lachte Thorkel auf. „Das ist richtig, Sigrid. Hier ist ein Brief an den Pastor. Sie meinten es Beide gut mit mir.“

„Wahr' Dich aber doch, Thorkel,“ sagte Sigrid.

„Wovor?“

„Vor Unrecht.“

„Nu, nu!“ sagte er, „traust Du mir Unrecht zu?“

Sie schüttelte den Kopf und ihre blauen Augen glänzten da bei, als schiene die Sonne hinein.

„Gib Deine Hand her, Sigrid!“ rief er freudig.

„Nein, nein!“ verfetzte sie, „Vater hat es mir verboten, auch soll ich nicht mit Dir sprechen, es sei denn, daß es nicht anders geht.“

„Und es geht eben nicht anders,“ lachte er.

„Weil Jungfrau Else hier bei mir war, es ist kaum eine Stunde vergangen,“ fuhr Sigrid fort, „und ich mußte ihr gelehen, daß ich Dir sagen wollte, sobald ich Dich sähe, sie müßte mit Dir sprechen und wollte heut Abend, wenn das Essen vorbei und es finster geworden, im Garten sein, gleich hier an der Ecke am Felsen.“

„Und was gibt's Wichtiges weiter, Sigrid?“ fragte Thorkel, „Du hast mich also erwartet?“

„Freilich hab' ich's,“ verfetzte sie. „Vater ist mit beiden Booten hinaus auf den Agerésfund, da stand ich am Fenster und sah Dich kommen. Nun aber sollst Du thun, was ich haben will, und sollst es mir schwören.“

„Das will ich, Sigrid,“ sagte er.

„Dann sollst Du Dich ruhig halten, Thorkel, dem Clas aus dem Wege gehen, der ist falsch, und meinen Vater darfst Du nicht noch mehr erzürnen, mußt suchen, daß er wieder sagt: Bist mir willkommen!“

„Wie soll ich das anfangen, lieb Sigrid?“

„Gut weiß ich! aber den Gerechten hilft er. Und nun, Thorkel, hör' an. Du bist ein stolzer Mann, dennoch sollst Du nicht widersprechen. Was ich Dir gebe, das nimm und hilf Dir und mir damit, wenn Du es kannst. Ehrlich ist es mein; nun geh hin zu dem Pastor und mach's recht.“

Sie drückte ihm etwas in die Hand, das in ein Papier eingeschlagen, und ging rasch in's Haus und machte die Thür zu. Da er den Umschlag abnahm, sah er ein braunes Täschchen, und als er es öffnete, lagen drei Banknoten darin, eine jede von zehn Thalern. Er hielt sie vor sich und sah darauf hin; dann kam's ihm hell in die Augen und plötzlich rief er laut: „Gott's Dank, Sigrid, Gott's Dank! Ich mehn's gar an von Dir und will's Dir lohnen mein Leben lang.“

So steckte er das Täschchen ein und ging hinauf zum Pfarrhofe. Das war ein schönes neues Haus, geräumig und mit großen Fenstern, wie die Häuser in der Stadt. Die Stuben mit Tapeten beklebt, die Thüren weiß gestrichen, die Möbel und Geräthe wie sie Herren von Rang und Reichthum besitzen. Der Pfarrer von Bednes hatte aber auch ein schönes Einkommen, man meinte, die Stelle bringe mehr als zweitausend Thaler jährlich, und überdies hatte Herr Jens Bille eigenes Gelt und eine Frau geheirathet, die ihm auch nicht wenig zugebracht. Jungfrau Else war sein einzig Kind im Hause, seinen Sohn hatte er auf der hohen Schule in Christiania. Die Beiden mußten einmal Alles erben, doch damit hatte es wohl noch Zeit, denn Herr Bille war noch gar nicht alt, kaum fünfzig, ein kräftiger, stattlicher Mann, der sich seines Lebens freute und gern ebensowohl vornehme Gäste in seinem Hause sah, wie nach Molde hinüber fuhr und sonst umher zu den vornehmen Kaufleuten und Landherren.

Früher fuhr er auch häufig nach der Insel Otterö auf das Gut des alten Obersten Meldal zu Gaste und blieb dort vielmals länger als einen Tag. Die Freundschaft war so groß, daß die Leute meinten, es würde auch Verwandtschaft daraus werden, wenn des Obersten Sohn Erik die Jungfrau Else Bille heimführte. Da aber der alte Herr Oberst gestorben war, und es sich zeigte, wie seine Vermögensverhältnisse zerrüttet, schien Herr Bille dies bess zu überlegen. Es entstanden Zwistigkeiten mit den jungen Erben, Erik Meldal wurde im Pfarrhause kalt angesehen und statt, wie es anfangs geheißen, seinen Abschied zu nehmen und in Meldalsgaard die Wirthschaft zu führen, ging er plötzlich zu dem Jägerregiment zurück und überließ es seinem alten getreuen Verwalter, die andrängenden Gläubiger zu beschwichtigen.

Darüber war nun Jahr und Tag vergangen, aber seit dieser Zeit hatte die Freundschaft des Pfarrers mit dem Herrn Schiemann in Molde zugenommen. Was er an den Obersten verloren hatte, ersetzte ihm der Kaufmann bald und besser. Herr Schiemann war ein kluger und reicher Mann, geachtet überall und mit den ersten Familien in Freundschaft. Er war Wittwer, kaum vierzig Jahre alt, hatte keine Kinder. Es gab kein Mädchen, das Nein gesagt hätte, wenn er anklopfen mochte, und daß der hochwürdige Jens Bille zufrieden mit seinen Besuchen war, konnte der Handelsherr gewiß nicht verkennen. Wäre Jungfrau Else ebenso vergnügt ihm entgegengelaufen, wie ihr Vater mit ausgestreckten Händen, so hätte die Rechnung längst ihren Strich bekommen. Aber Else war so kalt und schwer, wie ein Lachs, wenn er aus dem Wasser gezogen werden soll, so ernsthaft, daß sie über keinen Spaß lachen mochte, und überhaupt sie zurückhaltend, daß alles Mühen um ihren Beifall vergebens blieb. Je mehr die Freundschaft ihres Vaters für den reichen Freier wuchs, um so stummer wurde die Tochter, und obwohl Jens Bille bisher dazu geschwiegen, war er doch über dieses Benehmen sichtlich aufgebracht, suchte es aber als kluger und würdiger Mann mit Milde und guten empfehlenden Worten zu vermitteln.

Eben heute, ehe Thorkel in seinem Hause anlangte, hatte er dies auch gethan, denn Else hatte ihm gestern Gelegenheit zum stärksten Mißfallen gegeben. Herr Schiemann war überaus artig und zuvorkommend gewesen, aber sie hatte seine Höflichkeiten weniger als je erwidert, hatte wie abwesenden Geistes stumm und zerstreut gesessen, und zuletzt war sie verschwunden und ließ sich nicht wieder blicken, gerade da Schiemann erzählte, daß Meldal's Gut unter den Hammer kommen würde, denn die Gläubiger drängen darauf, und daß er es kaufen werde.

Von dem Gespräche mit seiner Tochter hatte der Pfarrer noch ein erhitztes, ärgerliches Gesicht, denn seine Vorstellungen hielen nicht auf guten Boden. Es war eine Scene entstanden, die er abgebrochen hatte, als Else zu weinen anfing, aber seine letzten Worte waren gewesen: „Du wirst vernünftig handeln und mich nicht zwingen, scharf gegen Dich zu sein. Einem Bettler und leichtsinnigen Menschen kannst Du nicht länger anhängen wollen. Du hast gehört, daß Meldal verkauft wird, es bleibt ihm also gar nichts. Hierher kommt er auch gewiß nicht wieder; willst Du etwa mit ihm in die Garnison ziehen? Dazu bist Du zu gut und ich auch. Nimm also Dein Einsehen zusammen und beweise es gegen Schiemann, daß er einer Närrin nicht den Rücken kehrt, und andere Leute auch, und ich — ich!“

Er schlug sich mit Heftigkeit mit der flachen Hand auf die Brust, und da Else, mit dem Tuch vor ihren Augen, sich entfernte, ging er mit großen Schritten im Zimmer umher, und ging noch, als Thorkel die Thür aufmachte. Da ihn der Pastor sah, rollten seine Augen. Er suchte Einen, an dem er seinen Zorn auslassen konnte. Jetzt schickte ihm der Himmel ein Opfer. Er hob seinen Kopf zum Strafgericht empor und blickte den Sünder durchbohrend an. „Haha!“ rief er, „da bist Du ja! Es ist doch Thorkel Jurgolf, den ich vor mir habe?“

„Ja, Herr Pastor, der ist es,“ antwortete Thorkel unerschrocken.

„Und Du gräulicher Mensch wagst es, Dich hier blicken zu lassen?“ fuhr Herr Bille mit mächtiger Stimme auf. „Kommst Du hierher zurück, damit alle rechtschaffenen Menschen mit Fingern auf Dich weisen und Dir Schimpf nachrufen?“

Digitized by Google

„Wohin soll ich, Herr?“ versetzte Thorkel. „Schilt mich nicht zu sehr.“

„Es wäre Dir besser, Du gingst bis an's äußerste Ende der Welt, ungerathner Sohn,“ rief der Pastor, „dahin, wo Dich Niemand kennt.“ Und noch lauter schreiend, denn er hatte Grund dazu, fuhr er fort: „Dich wird Gott finden und züchtigen, wie er die ungehorsamen, an der Seele verdorbenen Kinder niederwirft unter seine Gerichte, die ihred Vaters Fluch auf sich geladen haben.“

„Höre auf, Pastor,“ sagte Thorkel ruhig, „Du sprichst nicht so, wie Du sprechen sollst. Mein Vater hat mich gesegnet noch in seiner letzten Stunde und gesegnet, daß ich nicht bei ihm war. Was ich gethan habe, ist geschehen, war's Sünde, muß ich sie tragen. Doch von dem Allen ist hier nicht die Rede. Ich komme zu Dir, um Dir einen Brief zu bringen, den Herr Schiemann in Meldr mir mitgegeben hat. Hier hast Du ihn!“

Dabei zog er den Brief aus der Tasche und reichte ihn dem Geistlichen hin, auf dessen gerötheten Gesicht sich eine Donnerwolke lagerte, die wie vor einer Frühlingswärme verging. Sein aufgeborener Arm, mit welchem er diesen frechen Kerl aus seinem Hause weisen wollte, sank nieder, schweigend nahm er das Schreiben und las es, und während dies geschah, wurden seine Mienen ruhiger und milder. Darauf sah er über den Rand des Blattes Thorkel an, und wieder hinein und wieder auf, bis er endlich begann: „Du willst also umkehren von den falschen Wegen und ein ehrbarer Bauersmann werden?“

„Ja, Herr, ich will Bauer sein bis an mein Ende,“ antwortete Thorkel.

„Herr Schiemann sagt hier, daß Du ihm Vieles mitgetheilt hast über die Art, wie Du in's Verderben gerathen, und daß Erik Meldal um Alles gewußt hat, was Du getrieben.“

„Das hat er, Herr Pastor, und war mit mir in solcher Freundschaft, daß mir auch nichts verborgen blieb, was er that.“

„So!“ rief Herr Bille, und sein Gesicht wurde freundlich. „Du weißt also, was er getrieben, und jetzt, so steht hier, ist er fort, einem Mädchen nach?“

„Ja, meiner Seele!“ sagte Thorkel lachend, „er ist Einer hinterher, mit der er es vorhat.“

„Mein Sohn,“ sprach der Pastor würdevoll und ihn scharf anseheud, „kann man Dir auch vertrauen, daß Du die volle Wahrheit sprichst?“

„Ei ja!“ versetzte Thorkel, „ich mag mich nimmer zum Lügen gebrauchen lassen, darauf verlaß Dich, Herr. Und damit Du siehst, daß ich thue wie ich sage, so will ich Dir eine Sache anvertrauen, die sicher ist.“ Er trat ihm näher und sprach leise: „Es hat mir Jemand Nachricht gebracht, daß ich heut Abend in Deinen Garten kommen möchte, da wollte Deine Tochter mit mir reden.“

„Else?“ fragte Jöns Bille erstaunt und erschrocken.

„Wenn Du es nicht willst, werde ich nicht hingehen,“ antwortete Thorkel.

Der Pfarrer schwieg einige Minuten, aber er wurde immer freundlicher dabei, und endlich sah er sehr zufrieden aus und lachte. „Nein, lieber Thorkel,“ sagte er, „ich sehe nun, daß Du treu bist, und darum sollst Du hingehen und sollst die volle Wahrheit sagen. Willst Du das thun?“

„Ja, Herr,“ sprach Thorkel.

„Du mußt mir nichts verschweigen,“ fuhr Herr Bille fort. „Alles, was sie Dich fragt, sollst Du beantworten, und was Du weißt, ihr nicht verheimlichen. Und höre, Mann: Du sollst mir das nicht umsonst thun. Ich will Dir helfen vor aller Welt, Niemand soll Dir Böses nachreden. Ich sowohl wie Herr Schiemann, wir werden für Dich sorgen, daß Du zufrieden sein wirst.“

Nach einer halben Stunde kam Thorkel aus dem Pfarrhause, und der Pfarrer ging mit ihm bis an die Thüre und sagte zu laut: „Komm bald wieder, Thorkel Jngelf!“

4.

Als es Abend geworden, leuchtete das Feuer vom Heerde Gullit Hansens. Beim hellen Flammenschein saß er davor und blickte finster hinein, denn er hatte keinen guten Tag gehabt. Mit seinen beiden Booten war er außen an dem Agerösfunde gewesen, hatte aber fast nichts gefangen. Lag's an dem scharfen Winde oder an der Strömung, er dachte darüber nach; doch Andere, die nicht weit davon hielten, machten guten Fang. Ein Fischer hängt wie ein Jäger vom guten Glück und vom Zufall ab, oder vom bösen Nix, dem Neck und den Meerfrauen, die den Fisch von des Einen Netz fortjagen und in die Fallen ihrer Günstlinge führen. Es kann aber auch Hexerei dabei vorkommen. Wer sich darauf versteht, auf Bannsprüche und Verwünschungen, der kann machen, daß Unglück seinen Feind verfolgt, daß seine Thiere sterben und verderben, seine Bäume und Saaten verdorren, seine Kugel nicht tödtet, ob er das Wild auch mitten durch schösse, und daß in seine Netze kein Fisch geht. Ein Volk, das einsam lebt und wohnt in wilden Gebirgen und an wilden Küsten, Jahr um Jahr im Kampfe mit der Natur und deren Schrecken, mit Stürmen und Nebeln, redet von alten Zeiten her mit Wundern und Sagen reich versetzt, das läßt so leicht nicht los vom Glauben an gute und böse übernatürliche Wesen und Kräfte. Gullit Hansen war ein Mann, dem es nicht an Verstand fehlte, doch in Nacht und Nebel hatte er Manches gesehen und Manches gehört, das nicht von Menschen kam, auch Manchen gekannt, dem Neck und Hexerei arg mitgespielt.

Als er mürrisch in sein Haus trat, fand er aber noch eine andere Sorge. Sein Sohn Anders lag krank im Bette voll Fieberglut und Mattigkeit, es war ihm zur Mittagszeit plötzlich angetreten, Sigrid hatte ihn niederlegen müssen, sie saß bei ihm in der Kammer. Vor dem Fischer aber, auf dem Klotz am Heerde, saß dafür ein altes Weib, das häßlich aussah. Sie hatte nackte Füße in den Schuhen, trug einen weiten rothen Neck und eine braune Jacke. Ihre Nase war aufgestülpt, wie Claes Gorrads Nase, ihre Lippen bid wie seine Lippen, und ihre Augen flogen beweglich umher wie seine Augen. Es war seine Mutter Grete, der ihr Sohn so ähnlich sah, und es war eine starkknochige feste Frau, vor der die Leute umher meist mehr Furcht als Zuneigung empfanden, denn sie galt als falsch und böse, aber auch als klug und erfahren in vielen Dingen. Wenn Einer krank war, ging er zu ihr und holte sich Rath. Sie konnte die Nese und das Blut besprechen, konnte Warzen fortschaffen und konnte Gliederschmerzen heilen. Sie wußte auch Salben gegen Frost und Wunden und kochte Tränke gegen alle Krankheiten, aber das Beste that doch ihr Pusten und Streichen und was sie heimlich dabei murmelte und Kreuze machte. Es war also eine weise Frau, die häufig in die Bauerhöfe gebolt wurde, aber sie wußte auch sonst noch von vielen verborgenen Dingen, sagte manchem Mädchen ihr Schicksal voraus, was ihr bestimmt sei und was nicht, was geschehen müsse, wenn Wünsche sich erfüllen sollten, und was Jeder thun solle, wenn er Schaden oder Unglück von sich abwenden wollte.

Daß die kluge Grete ihrem Sohn Claes zumeist Glück zu schaffen suchte, und daß Sigrid ihr wohl gefiel, konnte ihr Niemand verdenken. Sie war einverstanden, daß Claes diese für sich ausgesucht, auch wußte sie, was entgegen lag und fortgeschafft werden mußte. Als sie heute gekommen, war es ihre Absicht, Gullit Hansen weiter in den rechten Weg zu bringen, und leid that es ihr nicht, daß üble Dinge ihn betrafen. Daß sie kam, war aber auch dem Fischer lieb. Sie konnte nach dem Knaben sehen und Rath geben, that dies auch, strich ihm Kopf und Hände, blies ihn an, betrachtete und betrexte ihn. Darauf setzte sie sich an das Feuer und zog aus ihrer Tasche eine kleine schwarze Tabakspfeife. Gullit reichte ihr seinen Tabaksbeutel hin, und sie stopfte die Pfeife, brannte sie an und rauchte. Das graue Haar hing ihr unter dem Kopftuch hervor, der Feuerschein spielte über ihr Gesicht, und zuweilen bengte sie sich über den Heerd und sah in die weiße Asche, die das Birkenholz übrig ließ.

Es dauerte ziemlich lange, daß Keiner sprach. Gullit saß still und ließ sie gewähren, bis Grete endlich dreimal in's Feuer spuckte und den Kopf zu ihm hinwrchte. „Nichtig ist's nicht hier,“ sagte sie, „das Unglück hast Du im Hause.“

„Was für Unglück?“ fragte Gullit.

„Du magst es machen, wie Du willst,“ fuhr sie fort, „es wird Dich nicht verlassen, wenn Du nicht klug bist.“

„Was meinst Du?“ fragte er weiter.

„Es hat Einer Dich verflucht, möchte Dich verderben.“

„Wemit?“ fragte Gullit langsam und starrte sie an.

Eben rief draußen Claes: „Willst Du von der Thür, Du Beest, Du! Ich schlage Dich todt, Du Teufelsvieh!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 12. Am Waldsee.

Wasserjagden.

Auch der Hochsommer hat seine Jagdfreuden, und unter diesen sind die Entenjagden so recht eigentlich für diese Jahreszeit geschaffen; denn wohlthätig erleichtert die kühle Fluth dem Jäger

die bereitstehenden Kähne gefüllt, während die übrigen die mühsamere, aber auch beutelohnendere Art des Watens im Schilfe zwischen den Treibern vorziehen. Deshalb haben sie auch ihren An-

In der Schießhütte.

und dem Hunde die Anstrengung, die, bei aller Lust, an einem sengenden Juli- oder Augusttage denn doch nicht ausbleibt. Folgt mit hinaus!

Einer warmen Nacht folgt ein heißer Julitag. Klar und wolkenlos anbrechend, verspricht er von vornherein ein ungetrübter Sonnentag bleiben zu wollen. Und in der That, kein Wölkchen von irgend verdächtiger grauer Farbe beschleicht den blauen Himmelsbogen; denn höchstens steigt dann und wann ein duftig weißes, vergängliches Gebilde im blauen Aether, wie ein luftiges Eistein auf und vergeht und zerrinnt vor dem nachblickenden Auge, noch ehe man es recht wahrgenommen. Kein Lüftzug kühlt die heiße Atmosphäre, die über Wasser und Schilf in flimmernder Bewegung ist, gleichsam als spiegele der See sich über sich im goldurchwebenen Aether. Bald sind von einem Theil der anwesenden Schützen

zug darauf eingerichtet, der in einfacher Bluse nebst dünner Hose und einem Paar nicht etwa wasserdichter, sondern im Gegentheil wasserdurchlassender, alter Stiefeln besteht. Das Schießzeug ist um den Hals gehängt, damit, wenn das Wasser einmal bis unter die Arme geht, nichts davon „ersäuft".

Raschelnd gleiten jetzt die Kähne durch das Schilf und Gras, um auf die Plätze zu kommen, wegegen die andern Schützen mit den Treibknechten an den Rändern des Sees, der hier nicht allzubreit ist, vertheilen. Dabei rufen sie einander zu, um beim Feuern vorsichtig zu sein, was bei der Entenjagd nothwendiger, als auf jeder andern Jagd ist, da die Schrote auf dem Wasser mit wunderbarer Wirkung abprallen. Jetzt beginnt nun auf dem reichbevölkerten See die Lust. Die Schützen im Schilfe bekommen ge-

Digitized by Google

nugsam Gelegenheit, die alten Mauser *, die, ehe sie auf dem Schiffe auf die Bänke schwimmen, sich ängstlich zu drücken suchen, so wie zwar schon starke, aber doch noch nicht flugbare Junge zu erlegen, während die im Kahne befindlichen Jäger die noch flugbaren alten und die auf dem Wasserspiegel hinflatternden oder schon aufsteigenden jungen Enten sich zum Ziele nehmen. Menschen und Hunde haben vollauf zu thun; denn schwirrend und plätschernd umgibt sie das Wassergeflügel, unter dem sich manches seltene Exemplar befindet. Der Mühe, die es kostet, sich in Schilf und Schlamm, Büngeln und Moorbeeren durchzuwinden und vorwärts zu schieben, wird nicht geachtet. Förmliche Hilfpeden von verschiedenem Wurzelwerk müssen oft durchbrochen werden, von denen manche so dicht sind, daß sie den Menschen tragen können, und man auf ihnen wie auf einer schwimmenden Insel steht. Dann bricht man wohl plötzlich an einer Stelle durch, und es ist wahrlich keine Kleinigkeit, bis an die Arme in solch einem Loche zu stecken, dabei das Gewehr emporzuhalten, vorkommenden Falls auch schießen zu müssen, darauf wieder zu laden ꝛc. Wohl dem, der in solchen Fällen mit einem moderneu, so überaus praktischen Lefeschégewehr bewaffnet ist, das, von hinten mit fertigen Patronen zu laden, an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt! Dazu schießt so ein Gewehr wie alle Teufel, pflegt einer meiner alten Jagdfreunde zu sagen. Aber um auf die vertrackten Hilfpeden zurückzukommen: durch ist man nur zu bald, aber das Herauskommen ist eine wahre Marter. Da müht man sich mit dem Körper ab, das Hinterwiß zu besiegen, und schiebt das Satansgewebe wie einen mächtigen Lauftork nur vor sich her. Herauszuklettern ist aber eine wahre Kunst, da das Loch eben nur so groß, als der Umfang unsers Körpers ist, und ringsum gibt es keinen Halt zum Widerstemmen. Während man nun ein Bein bis zum Kinn emporziehen muß, um mit demselben oben Fuß fassen zu können, wird dem andern im Wasser die Anstrengung zu groß, sodaß sich des verzweifelnden Ständers ** ein Wadenkrampf bemächtigt, der Einem fast glauben lassen möchte, es bissen sich alle unterzutauchten Enten *** auf einmal hinein. Dabei bleibt man zurück, Enten fliegen einem über den Kopf hin, nach denen unversichtige Schützen, im Glauben, Keiner sehe sie, schießen, daß die Schrote um Einem her im Schilfe rasseln. Endlich gelingt es, sich doch herauszuarbeiten, und glücklich aufathmend schickt man sich an, seinen vorausgekommenen Cameraden nachzueilen. Hierbei merkt man nun aber erst, daß das tückische Schilfgras sich unseres einen Stiefels bemächtigt hat, der, im Schlamme versenkt, wie der Nicebelungenhort für immer verloren bleibt. Der Verlust des alten Lederschlauchs würde nun eben nicht zu betrauern sein, den möchten sich die Schlammkobolde erlesen und sich darin einnisten; aber eine andere Plage entsteht uns aus dem Unfall. Beim nächsten Schritt sehen möchten wir lieber ein angeschossener Mauser sein, als noch einmal mit nackem Fuße auf eine Stachelnuß treten, die wir erst mit der Hand herauszieben müssen, um sie zu entfernen. Nicht umsonst fertigt die heitere Schuljugend aus solchen vermaledeiten Dingen kleine Teufelchen; denn gibt es irgend eine Satansfrucht, so ist es eine solche vergiftete, schwarze, stachlige Waffe, fürwahr für die Entenjäger. Spärere Autoren auf ein spitziges Steinchen, auf eine scharfe Muschel oder sonst so etwas adtet man kaum mehr; es wirkt vielmehr im Gegensatz zu dem früher gehabten Schmerz wie eine Erholung. Zu allem Ungemach kann es nun noch passiren, daß man das Gewehr verladet, entweder, indem man statt Pulver Schrot zu unterst nimmt, oder, und das bleibt immerhin noch der glücklichere Fall, doppeltes Pulver gibt, worvon man beim Schuß einen Schlag in's Gesicht bekommt, daß man meint, die Funken, die aus den Augen springen, müßten das Schilf anzünden. Dennoch läßt in der Regel ein so an beiden Enden verletzter Mensch in seiner Leidenschaft nicht nach, sondern jagt fort.

So gibt es Freud und Leid; doch letzteres wird bald vergessen, ja, in der Erinnerung gibt es erst rechten Frohmuth. Jeder hat seine eigenen Erlebnisse und faßt sie besonders auf, was beim gegenseitigen Erzählen Spaß genug gibt.

* Mauser: in der Mauser (Einsiccrung) liegende Enten, welche im Juli beginnt.

** Ständer heißt beim Federwild das Bein; hier scherzweise auf den Menschen angewendet.

*** Angeschossene und untergetauchte Enten sollen sich unter Wasser an irgend welchem Gegenstand anbeißen, um nicht wieder empor zu kommen.

Das heitere Treiben nimmt indessen seinen ungestörten Fortgang, wobei sich die Beute immer mehr anhäuft, sodaß endlich beschossen wird, Menschen und Thieren Rast zu gönnen und die Jagd zu beendigen. Die brennenden Sonnenstrahlen des bereits heraufgekommenen Nachmittags trocknen bald die nassen Kleidungsstücke der Jäger, die sich umgezogen haben und jetzt im kühlen Waldesschatten sich auf die weiche Moosdecke hinstrecken, auf welcher die von ihnen mitgebrachten Mundvorräthe zum frohen Genuß einladen. Auch die Treiber und Kahnführer thun sich nun etwas zu Gute, nachdem sie die Beute des Tages heruntergetragen haben, wobei es manches Interessante zu sehen gibt. Denn obwohl die Steckente das größte Contingent geliefert hat, so gibt es doch auch allerhand andere Arten von Enten, wie die zierliche, mit sammetschwarzem, rothbraunem Kopf geschmückte Krickente, die in raschem Fluge nicht unmelodisch flötende Pfeifente, wie die zwar schwer fliegende, aber desto behender schwimmende und tauchende, schön befiederte Tafelente und andere. Auch sonstiges Strand- und Wassergeflügel, wie die schöne, des Nachts mit eigenthümlichem, lautem, weithinschallendem Tone sich kündende Rohrdommel, Wasserhühner und Tauchergattungen sind vertreten.

Bei der Menge des Gewölels, das bei einer solchen Jagd vorkommt, gewinnt der Beobachter natürlich zum Zeit, die Eigenthümlichkeiten der mannichfachen Geschöpfe kennen zu lernen, höchstens die Weise, wie sich die verschiedenen Arten benehmen, um sich zu drücken oder sonst der Verfolgung zu entgehen. So benützt sich z. B. die Rohrdommel, der der Jäger oder der Hund auf den Leib rückt, durch emporgestreckten Hals, Kopf und Schnabel, mit welchem sie sich an ein Schilfrohr anschmiegt, sich dem Auge des Verfolgers zu entziehen, was recht wohl bei einem nicht ganz scharf Zuschauenden gelingen kann, da Farbe und kerzengerade ruhige Stellung ihr das Ansehen eines Pfahles oder Stumpfes geben. Viel Interesse bieten die unermüdlich arbeitenden Hunde und das häufige Schießen. Auch das gefellige Beisammensein, die heitere Heimkehr sind von besonderem Reiz, wie denn solche Jagden für jeden Jäger zu den angenehmsten gehören. Dennoch gibt es, wenn man von gefeiligen Anuehmlichkeiten und massenhaft zu erringender Beute absieht, nichts Schöneres, als früh die Schießhütte auf Wassergeflügel zu besuchen und den Abend auf den Enteneinfall zu gehen. Hierbei tritt das bloße Erlegen freilich in den Hintergrund, desto mehr aber ist Spielraum für die Beobachtung vergönnt. Um und ein derartiges Vergnügen zu vergegenwärtigen, wählen wir einen Herbsttag, der schon ohnehin genug Genuß in Gottes freier Natur bietet. Noch ehe es Tag wird, begeben wir uns mit dem treuen Hunde durch den nächtigen, noch im tiefen Dunkel ruhenden Wald nach dem Saume des See's, wo die aus Rohr und Schilf künstles aufgeführte Schießhütte sich befindet. Wie ein großer Schilfhaufen ragt sie empor, nach verschiedenen Seiten mit Schießlöchern versehen. Noch ist die Dunkelheit zu groß, um auf der fernen Bläuse von Waldrande aus durch das Gesicht etwas wahrnehmen zu können; man hört nur dann und wann das Quaken einer Ente. Jetzt wird es heller, aber noch undurchsichtig liegt der See vor uns. Nebel lagern darüber und wogen und drängen sich nach dem Walde zu. Doch wie durch Zauber sind sie plötzlich, bis auf einzelne Streifen, wie hufchende Gespenster im Walde verschwunden, und rein spiegelt sich der sonnendurchhauchte, rosige Horizont in der kühlen, von den Spiegelbildern des waldbestandenen Ufers umfäumten Flinth. Mafsen von Enten sieht man nun sich drüben in klarer Bläuse tummeln und einzelne dahin segelnde Taucher gliternde Furchen in das nasse Element ziehen; doch in der Nähe, auf Schußweite, will sich noch nichts zeigen.

Aber nicht blos das Wasser ist belebt, auch die Luft wird nun bereits von der glücklichen befiederten Welt durchrauscht. Da zieht mit stolzen Schwingen, wie im Aether ruhig schwimmend, der Fischaar dahin, erst weite Kreise ziehend und sie dann verengernd, bis er mit scharfem Auge ein Opfer erspäht und wie ein Meteor herabstürzt, die Beute zu ergreifen. Dieemal ohne Erfolg, denn dicht vor dem Wasserspiegel breitet er die starken Flügel wie einen Fallschirm aus und zieht über die Fläche weiter. Bald jedoch hebt er sich wieder empor, das Kreisen von Neuem zu beginnen, bis er abermals niederschießt und zwar glücklicher: seine Fänge haben den Flinthen einen ansehnlichen Fisch entrissen. Mit rauschendem Flügelschlag steuert er dem Walde zu, auf einer schräg über das Wasser hängenden halb entwurzelten dürren Fichte aufhafend,

Digitized by Google

um dort seinen Raub zu verzehren. Sonst zieht noch die langbeschwingte, silberglänzende, gellend schreiende Möve über das Wasser hin, bald sich hebend, bald dicht über die Fläche hinstreichend, oder auch wohl einen Moment darauf ruhend, ein Fischlein dem Wasser entführend. Noch andere Fischräuber gibt es, von denen die schlauen Reiher wohl die unerfättlichsten und verderblichsten sind. Einer von ihnen kommt jetzt auf Schußnähe zu unserer Schießhütte, und nicht ohne Begründung soll er vorüberkommen. Auf den Schuß fliehen die Federn von ihm umher; dennoch rafft er sich beim Herabstürzen in der Luft noch einmal zusammen, wobei er, um sich zu erleichtern, die bereits genossenen Fische von sich gibt, an deren Zahl man ermessen kann, welche bedeutende Summe ein solcher Räuber in nur einem Tage zu sich nehmen mag. Es gelingt ihm zwar, durch dieses Manöver noch ein Stück fortzukommen, aber der Schuß war tödlich; bald vergeht ihm die Kraft, der Tod packt ihn und stürzt ihn in das Schilf. Durch den Schuß rege geworden, sind auch Enten aufgegangen, und nachdem sie mehrmals einen Theil des See's umschwärmt haben, kommen sie nahe genug, um und einen Entvogel herunter schießen zu lassen. Diesen apportirt uns auf unsern Befehl sofort der Hund, damit uns die Beute nicht entgehe. Noch ehe er den Gefundenen gebracht hat, kommen abermals ein paar Enten schwirrend durch die Luft gepfiffen, von denen wieder eine unsere Beute wird. Auf solche Art erringen wir bis Vormittag noch mehrere Stück verschiedener Arten. Dann gehen wir auf dem Heimwege noch die Ränder der in die Brüche einschneidenden Buchten ab, wobei auch noch die eine oder die andere Ente sterben muß. Mit ängstlicher Gebehrde umschwärmen uns die Liebige, unaufhörlich ihren Namen rufend, und in schnellem, halenschlagenden Fluge nach dem Hunde stechend. Doch unbelästigt lassen wir die reizend belebenden Geschöpfe dahinziehen, obgleich sie ein höchst schmackhaftes Wildpret geben, das bei uns jedoch nicht gegessen zu werden pflegt. Noch lange werden wir von ihnen verfolgt, bis wir im Walde aus ihrem Bereich kommen.

Nicht mindern Reiz bietet es, Abends auf den Enteneinfall zu treten; namentlich haben wir einen schönen Genuß, wenn wir uns nach dem in's Gebrüch gebauten Tritt hinüberschiffen. Da stehen wir dem glühenden Abendhimmel oder dem über dem dunkeln Waldsaume aufsteigenden Mond gegenüber, hören den Flügelschlag und schnatternden und pfeifenden Laut kommender Enten, die auf die Blänke einfallen, daß die dadurch bewegte Fluth golden oder silbern erglänzt, je nachdem die Himmelsfärbung sich abspiegelt oder der Mond sich darin badet. Manch dröhnender Schuß rollt dann über die stille Fluth dahin und entsendet Tod unter die geflügelten Schaaren, von denen die Uebriggebliebenen kreisend die Luft durchschwirren. Die vollends einbrechende Nacht macht es endlich unmöglich, weitere Erfolge zu erzielen, und ihr Schweigen gibt uns das Geleite bis nach Hause. Nicht minder interessant ist im Spätherbst der Abendanstand in der Schießhütte auf wilde Gänse. Diese erscheinen mit einer Pünktlichkeit, daß ein Chronometer die Zeit nicht genauer bestimmen könnte, als solche lebendige Zeitmesser.

Schon ist die Sonne unter, und das Dämmerlicht liegt bereits über den stillen Gewässern. Zitternd schaukeln sich Mondsichel und Sterne in der nebelbildenden Fluth. Von hier und dort kommen die Enten, die Blänke umkreisend, die sie einfallen, aber obwohl manche mit singendem Flügelschlage über uns wegzieht, schießen wir doch noch nicht, denn unsere Uhr sagt uns, daß in wenigen Minuten die wilden Gänse einfallen werden. Und wir haben uns nicht getäuscht; schon hören wir sie von Weitem schnatternd angezogen kommen, und jetzt erblicken wir sie auch. Wohl könnten wir ihnen jetzt, der Nähe nach, entgegenschießen, aber obwohl wir starken Schrot geladen haben, lassen wir sie erst vorüber, um hinterher zu feuern, da es ohne diese Vorsicht noch sehr fraglich bliebe, ob wir eine der Langgehalsten herunterbrächten, man müßte sie denn so flügeln, daß der Flügelknochen zerschmettert würde.

Während auf die beiden entladenen Rohre eine unsere Beute zu werden versprecht, da sie aus der Reihe herabstürzt, steigt der Zug, der sich bereits zum Einfall senkte, wieder empor, in eiliger Flucht über den düstern Wald vogziehend, um weit, weit erst wieder auf einem andern Theil des See's oder einem in der Umgegend liegenden kleineren Gewässer einzufallen. Es ist nun auch bereits so dunkel geworden, daß an Schießen nicht mehr gedacht werden kann; wir kehren deshalb heim. Die heruntergeschossene, ziemlich weit drüben niedergefallene Gans lassen wir, da wir nicht einmal den Hund bei uns haben, liegen, um sie am andern Morgen frühzeitig aufzusuchen, wenn sie die Wellen, vom Morgenwind bewegt, mehr an's Ufer getrieben haben werden. Das Wasser rauschend schlagend, werden ein paar Sanen, die im Schilfe sich Nahrung suchen, durch unser Gehen flüchtig, und grunzend und schnaubend suchen sie sich jetzt von der eigentlichen Gefahr zu unterrichten, um dann durch Bruch und Moor eilend den schützenden Wald zu erreichen. Auch ein mächtig geweihter Hirsch, der sich gegen den Wasserspiegel im dunkeln Contouren abzeichnet, wird, durch die Sauen rege gemacht, flüchtig und trollt panschend durch Moos und hoch aufspritzendes Wasser, das gegen den dunkeln Wald wie Phosphorfunken leuchtet. Dann unterreicht außer dem ihn und wieder herabtönenden Schrei ziehender Vögel die Grabesstille der nächtigen Natur nichts, und nur das Auge genießt den Anblick der sich phantastisch bildenden Nebel, die am Holze hinziehen wie Geistergestalten die dunkeln alten Bäume umarmend und, indem sie den einen mit ihren weißen Gewändern verdecken, während ein anderer von den dunkeln Riesen wieder sichtbar wird, den Eindruck geben, als tanzten die lustigen Gebilde mit den düstern hanselstetten Genossen einen gespenstigen Reigen.

Auch früh, als wir wiederkehren, die geschossene Gans mit dem Hunde aufzusuchen, lagern die Nebel noch über dem Gewässer, und zwar so dicht, daß man nichts von Bäume und Schilf sieht; es ist wie ein anschwellender See, der die matt durchschimmernde nächste Umgebung, den Wald, zu verschlingen droht. Nur wenige Schritte vor uns können wir die Gegenstände wahrnehmen, und es ist gut, daß wir bei Zeiten kommen, denn schon zeigt sich Reinecke, der Erzschleicher und Freibeuter, der sein Strandrecht in Anspruch zu nehmen gedenkt, um Lebendiges und Todes bei so günstiger Gelegenheit, als der Nebel bietet, zu erhaschen. Wie wird er mit hochgehaltener Ruthe flüchtig, als wir ihm bei gutem Winde so auf den Pelz gekommen sind! Leider verschwindet er im Nebel zu schnell, als daß wir das Gewehr vom Halse nehmen und dem rothhaarigen Gauch Funken auf den Pelz reißen könnten. Nach langem Suchen bringt Diane vom Ufer die Gans, die sicherlich für den spionirenden Buschklepper eine willkommene Prise geworden wäre. Indem wir zufrieden sind, unser rechtmäßiges Eigenthum dem Schelm entrissen zu haben, lassen uns die bleternen, ruhig lagernden Nebel nicht daran denken, mehr dazu zu erjagen. Erst spät kämpft sie die emporsteigende Sonne nieder, wachsen sie lange wie die Mondscheibe matt durch den Morgen geschienen. Aber auch erst einmal ein Stückchen blauer Himmel der neuftrahlenden Sonne zur Seite gestanden, werden die wie in Beschämung zerfließenden Dunstgebilde bald bezwungen. Zum Jagen ist's freilich zu spät geworden.

Noch manchen Tag und Abend streifen wir hinaus, obgleich es nun in der Thierwelt stiller wird, da insbesondere die Zugvögel meist schon ihre Stätten verlassen haben. Manches Mal vernahmen wir sie des Nachts, wenn sie die Lüfte durcheilten, um ein wärmeres Klima zu erreichen, und darum könnte man sie beneiden, denn die Witterung tritt nun oft sehr unwirsch auf. Rauhe Stürme durchheulen den Wald und jagen über den See dahin, daß das ihn umstehende fahle Rohr und Schilf zerzaust wird und schwirrend sich niederbeugt. Wild wird der dunkel spiegelnde See bewegt, daß das Klatschen der Wellen gegen die Ufer sich mit dem Geheul der stürmenden Luft mischt, bis die beruhigte, aber dafür eisig gewordene Luft das bewegte nasse Element erstarren macht und die letzten Reste vom Wassergeflügel vertreibt, die strichweise südwärts ziehen oder sich auf nicht zufrierende Flüsse oder warme Stellen anderer Gewässer begeben.

Starr ist wieder „das Auge des Waldes“ geworden, bis einfarbig grau umgegener Himmel silberne Sternlein geräuschlos zur Erde schüttet und damit Flur, Wald und See zudeckt. Nicht mehr schauen sich die azurblaue Himmelsdecke und die daran hinschwimmenden ceßigen Wolken oder der wie ein Feuermeer flimmernde Horizont, oder der nächtliche Mond mit den buntglitzernden Sternlein im mächtigen Spiegel — die eisige Decke liegt scheinend dazwischen, bis endlich wieder der allbelebende, warme, Knospen und Keime öffnende Frühlingssonnenschein so eindringlich hereinerblickt und das träumende Waldesauge aus tiefem Schlafe weckt.

Digitized by Google

Aus Garibaldi's Leben.

Zur Charakteristik desselben.

Schon lange und vorzugsweise jetzt sind die Augen Europa's auf einen Mann, Garibaldi, gerichtet, welcher, mit seltenen Feldherrntalenten und einer außerordentlichen Energie des Charakters begabt, seine höhere militairische Laufbahn als Chef einer Escadron im Dienste der argentinischen Republik gegen den Dictator Rosas in Buenos-Ayres begann, 1848 unter Carl Albert von Sardinien ruhmreich gegen die Oesterreicher und während der kurzen Zeit der römischen Republik mit einem Heldenmuthe ohne Gleichen für diese focht. Was er auch, wiederum gegen Oesterreich, im verflossenen Jahre als sardinischer General leistete, ist noch in frischem Andenken.

Vorzugsweise in Rom, 1848, tritt dieser Mann zum ersten Male hervorleuchtend vor die Augen Europa's; Momente aus dieser Zeit, theils auf Thatsachen, theils auf seinen eigenen kurzen Mittheilungen beruhend, bezeichneten uns schon damals den Mann so, wie wir ihn 1859 in der Lombardei und jetzt in Sicilien wieder erkannt haben. Das allgemeine Interesse, welches sich ihm zugewendet hat, läßt uns hoffen, daß unsere Leser gern einige Rückblicke auf sein Leben, welche ihn uns als Krieger und Menschen bezeichnen, lesen werden.

Garibaldi, den wir 1859 in Como als bereits ältlichen Mann, von mittler Statur, mit kurz geschorenem schon etwas grauem Bart und Haupthaar, im blauen Uniformrock mit den auf Kragen und Aufschlägen seinen Generalsrang bezeichnenden Stickereien wiederfinden, hatte immer noch den freundlichen wohlwollenden Blick früherer Zeiten in seinen vollständig antiken Gesichtszügen und klaren blauen Augen. Sein Erscheinen in Rom 1848 mochte für den, welcher an das moderne europäische Soldatenwesen gewöhnt ist, etwas Außerordentliches haben. Damals trug er, so wie sein gesammter Stab und später sein ganzes Corps, die rothe Blouse und über diese einen kurzen weißen amerikanischen Mantel. Seinen Kopf bedeckte ein spitzer Hut mit schmaler Krämpe und einer vollen schwarzen Straußfeder geziert, unter welchem sich das tiefbraune Haar hervorkräuselte und sein sonnverbranntes Gesicht beschattete. Sein unteres Gesicht war fast ganz mit seinem vollen röthlichen Barte bedeckt, und seine Haltung zu Pferde war, als ob er darauf geboren wäre. Ebenso, wie dieser Mann seinen Waffenerfolge wegen schon damals angekannt wurde, trug er die Seinigen auch durch seine meisterhafte, oft spartanisch-kräftige Beredsamkeit mit fort.

Die Episode in Rom läßt sich in die Zeit vor der Belagerung, die Belagerung selbst und den Zug Garibaldi's nach San Marino eintheilen. Daß Rom mit Stolz und Würde fiel, war nur Garibaldi zu danken. Hätte nicht Roselli, ein unentschlossener Mann, sondern Garibaldi, der sich schon in den Einöden von La Plata zum umsichtigen, entschlossenen Feldherrn ausgebildet hatte, von Anfang an den Oberbefehl gehabt, wer weiß, wie anders sich noch die Resultate herausgestellt haben würden.

Die durch die Februar-Revolution 1848 entstandene französische Republik hatte beschlossen, den nach Gaeta geflohenen Papst Pius IX. wieder nach Rom zurückzuführen und die dort am 9. Februar unter einem Triumvirat, dessen Haupt Mazzini war, constituirte Republik mit Waffengewalt aufzulösen. Am 28. April landete die französische Expedition unter Marschall Oudinot in Civita-Vecchia. Zu demselben Zwecke hatte sich auch Neapel gerüstet, und sein Heer war unter Anführung des Generals Annziante bei Palmontone in römisches Gebiet eingefallen. Hiergegen war die ganze römische Bevölkerung aufgestanden, und Garibaldi, von den Grenzen Tirols herbeigeeilt, commandirte hier als General ein eigenes Corps von Bersaglieri (Tirailleurs), Emigranten, Studenten, Finanzsoldaten ꝛc. in einer zwischen 2500 bis 5000 Mann wechselnden Stärke, welches die italienische Legion genannt wurde.

Die Franzosen standen damals nordwestwärts bei St. Paolo, etwa sechs Stunden vor Rom, und hatten eine Art diplomatischen Verkehrs mit dem Triumvirat. Den 4. Mai Abends erhielt die Legion, etwa 3000 Mann stark und ohne Geschütz, Befehl, sich auf der Piazza del Popolo zum Abmarsche bereit zu halten. Um 6 Uhr erschien Garibaldi und wurde mit donnerndem Evviva empfangen. Er führte nun das Corps in die Gärten der Villa Borghese und redete sie dort an. Um 8 Uhr begann der Abmarsch, wohin, wußte Niemand. Die Spione glaubten, daß er einen Streich gegen die Franzosen beabsichtige, aber am Morgen des 5. Mai stand er plötzlich vor Tivoli, 18 Miglien von Rom, in der rechten Flanke der Neapolitaner, nahm Pränneste und verjagte ihre 5000 Mann starke Vorhut aus Palmontone. Nach dem stillen, raschen Nachtmarsche vom 4. zum 5. wurde den Truppen bei Tivoli Ruhe gegönnt. Garibaldi sprang vom Pferde, sein treuer Diener, ein Mohr, den er aus Amerika mitgebracht hatte, satlete sein Pferd ab, packte Sättel und Scheiterhaufen in die Erde, davor eine Pike und über dieses sonderbare Gerippe hing er den Generals-Mantel, legte darunter den Sattel, darüber den Bärenpelz, und der General, nachdem er seine Befehle dictirt hatte, zog nun die Blouse aus, warf sich unter dieses ihm gewöhnliche Zelt (mehr Sonnenschirm) und schlief fest ein. Die Franzosen hatten sich schon am 30. April der Stadt Rom genähert und mehrere dominirende Hügel wegzunehmen gesucht, wurden aber plötzlich von Garibaldi angegriffen, verloren 20 Officiere und 600 Mann an Todten und Blessirten, 500 Gefangene und mußten auf allen Punkten zurückweichen. Dies und nun die Schlappe der Neapolitaner veranlaßte sie wieder zum Vorrücken, aber wunderbarer Weise rückte Garibaldi schon am 9. Mai mit seinen Siegestrophäen wieder in Rom ein. Später wollte der Obergeneral Roselli sich gleichen Ruhm erwerben und rückte mit einem Corps von 8000 Mann, bei welchem Garibaldi die Vorhut bildete, am 18. Mai den Neapolitanern entgegen. Allein die Unschlüssigkeit Roselli's brachte der Expedition nur wenig Nutzen. Es kam hierbei vor, daß Garibaldi mit seiner nur 1200 Mann starken Vorhut sich mit der 5000 Mann starken neapolitanischen Avantgarde engagirte. Er forderte nun sofort die Unterstützung des Hauptcorps; Roselli aber ließ ihm sagen, daß die Truppen noch nicht „menagirt" hätten, und ließ ihn drei Stunden im Kampfe mit der Uebermacht ausharren. Garibaldi sagte später zu seinen Vertrauten, „daß er gegen diese Antwort des Generals nur einen Blick der tiefsten Verachtung gehabt habe." —

Am 24. Mai zog Garibaldi mit seiner Legion wieder in Rom ein. „Man muß," sagt hierüber einer seiner Officiere, „diese in Mühseligkeiten und Kämpfen aller Art erprobte Legion gesehen haben, um sich eine deutliche Vorstellung von ihr zu machen. Sie trug damals noch dunkelblaue Blousen mit grünen Aufschlägen, hochgrane weite Pantalons und Calabreser mit schwarzer Straußfeder, der Dolch im Gürtel fehlte nur Wenigen. Tornister oder Mäntel hatten sie keine. Die Reiterei trug hellblaue Spenser, weiße Kapuzinermäntel, rothe Hosen und auf dem Kopfe den griechischen Fez.

Am 2. Juni war in Rom bekannt gemacht worden, daß mit den Franzosen ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Aber schon an demselben Abend ließ Oudinot bekannt machen, daß sein Geschäftsträger, Herr Lesseps, seine Instructionen überschritten habe, und er am 4. den Kampf eröffnen würde. Auf diese Proclamation des französischen Generals, — „eine, wie sich nachher ergab, absichtliche Lüge" — vertrauend, hatte der Obergeneral Rosselli die nöthigen Vorsichtsmaßregeln für den 3. unterlassen. Kanonendonner weckte früh um 3. die Römer; die Franzosen hatten sich der Villa Corsini, eines die Wälle dominirenden Punktes, bemächtigt, aber Garibaldi war mit seiner Legion herbeigeeilt und suchte in übermächtiger Anstrengung die verlorenen Punkte wieder zu gewinnen. Seine nur etwa 4000 Mann starke Colonne blieb ununterstützt den ganzen Tag über im Feuer gegen fast 20,000 Franzosen, verlor 1000 Mann und 100 Officiere an Todten und Blessirten und erreichte ihr Ziel nicht. Garibaldi selbst war während des Kampfes überall; um ihn herum fielen seine bravsten Officiere, er blieb ruhig; einzig stand er da im blutigen Gefecht um die entreisene Position. Nicht Eigensinn, nicht Ehrgeiz lassen ihn die großen Opfer bringen, er fühlt die Bedeutung des Kampfes, und mit edler Seelengröße harrt er mitten unter seinen unterliegenden Freunden aus.

In seiner Begegnung gegen Officiere und Soldaten war er immer wohlwollend und freundlich; bei Verlesen und Vergehen im Dienste kannte er nur den Verweis und den Tod; er hielt

Digitized by Google

unerbittlich streng auf Mannszucht. Bei seiner fast erhabenen Seelenruhe bedurfte es der äußersten Aufregung, um ihn in Hanelungen und Worten zur Heftigkeit hinzureißen. Hierven zwei Beispiele. Die am 3. Juni so heldenmüthig tapfere italienische Legion hatte sich bei einem Ausfalle in der Nacht vom 10. zum 11. Juni durch irgend welchen panischen Schrecken zur allgemeinen Flucht zurück nach der Porta Cavallegieri hinreißen lassen. Um das Kloster der Formaci sammelten sich, vom Obersten Manara aufgehalten, die Flüchtlinge wieder; mitten im Oberzange erschien der General und tractirte, schäumend vor Wuth über diese Ehrlosigkeit der Legion, die Leute mit seiner bisherigen Reitpeitsche per „Cavaille". Zwar wollte man nun wieder vorrücken, der General aber befahl umzukehren, „weil man mit so furchtsamen Leuten nichts anfangen könne." Einer der Letzten, die zum Thore hineinritten, warf er sich mit Oberst Manara, in seinen Mantel gehüllt, auf die Erde und schlief einige Stunden. Die sonst so tapfere Legion, tief beschämt über ihre Ehrlosigkeit, schickte am Morgen des 12. eine Deputation zu ihm und erbat sich, zur Sühne beim nächsten Kampfe in vorderster Reihe zu kämpfen. Garibaldi empfing sie stolz und würdigte sie keiner Antwort; erst nach dreimaliger Wiederkehr erhielten sie die erbetene Erlaubniß.

Bei seinem gefahrvollen Zuge von Rom über Orvieto nach Arezzo nach San Marino machten eines Abends seine um ihn versammelten Officiere die Bemerkung, daß Rosselli, durchaus untauglich zum Obercommandanten, Alles verderben und dadurch Roms Fall herbeigeführt habe, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn man Garibaldi das Obercommando gegeben hätte. In hoher Aufregung erwiderte er: „Mau wagte es nicht, das Obercommando in meine Hände zu legen, weil man mehr, als französische Kugeln, Roten fürchtete, in welchen dem Triumvirate vorgeworfen werden konnte, einen Räuberhauptmann, wie sie mich zu nennen geruhen, an die Spitze gestellt zu haben, oder einen Corsaren, wie es ihnen beliebte, als ich die Escadre auf dem La Plata commandirte. Es ist allerdings bequem, einen thatkräftigen und gefährlichen Feind so zu heißen, um der Beachtung aller völkerrechtlichen Gesetze gegen ihn enthoben zu sein. Aber man reise den La Plata auf und nieder, man wird hören, daß ich stets den Krieg regelmäßig führte, daß jene Grausamkeit verpönt, jeder Raub mit dem Tode bestraft wurde. Aehnliche Chimerität gaben sie mir in Tirol, obwohl ich piemontesischer General war, und gerne, wenn sie könnten, möchten sie mich auch hier zu einem Räuber stempeln. Die Herren der Regierung und der Constituante wissen übrigens recht gut, daß ich dort wie hier die strengste Mannszucht gehalten habe."

Er ließ z. B. bei Orvieto einen Soldaten, der einer armen Frau ein Huhn gestohlen hatte und auf der That ertappt worden war, füsiliren und sprach hierbei zur erstaunten Truppe: „So bestrafe ich jeden Dieb! Sind wir Freiheitskämpfer oder Räuber? Sind wir ausgezogen, das Volk zu schützen oder zu drücken?" — Zuweilen, aber selten, bestrafte er auch durch Belehrung und Verachtung. Bei der Besetzung von Castello Fiorentino auf dem Marsche nach San Marino hatte man einen in Civil gekleideten österreichischen Unteroffizier, welcher eine Depesche der Oesterreicher aus Cortona nach Arezzo überbringen sollte, aufgefangen. Dieser war ein Italiener aus Trient. Garibaldi befahl, ihn die Uniform, die man im Postsacke aufgefunden, anzuziehen und ihr der Colonne vorzureiten. Hier rief er seinen Leuten zu: „Wie traurig ist es, daß die Unterdrücker zur Bekämpfung unseres Volkes Italiener finden! Seht, wie gut dieser sonderbare Hut und die graue Kleidung einem Italiener stehen! Ich schenke ihm das Leben, weil er keine Kugel werth ist."

Rom war nach heldenmüthigem Widerstande gefallen; das Triumvirat hatte trotz der Vorschläge Garibaldi's, mit Schützen, Geschützen und Truppen einen sicheren Ort zu wählen und von dort aus die Insurrection Neapels zu beginnen, in abgespannter Hoffnungslosigkeit am 1. Juli capitulirt. Nur Garibaldi unterzog sich dieser Capitulation nicht. Er beschloß den Partisanenkrieg, hoffte noch auf Sympathien in Toscana und in den Abruzzen, und als letzte Rettung auf Venedig. Er sog daher seine ihm ergebene Legion aus Trastevere (dem kleineren Theile Roms rechts der Tiber) nach dem größeren Theile links der Tiber hinüber. Schon am 3. Juli Morgens um 7 Uhr hatte das Corps, bestehend aus 2500 Mann Infanterie und 400 Cavallerie, das Gebirge gewonnen und zog in Tivoli ein. Den Zug begleitete auch des Generals Gemahlin. Sie war eine Frau von ungefähr achtundzwanzig Jahren, sehr dunklem Teint und sehr zartem Gliederbau. Auf den ersten Blick erkannte man in ihr die Amazone; als solche war sie auch gekleidet; sie trug ein dunkelgrünes Gewand und einen Calabreserhut mit Straußfeder, und ritt einen kleinen Graufchimmel. Gewöhnlich hatte sie keine Waffe; nur in der Zeit der Gefahr schnallte sie einen leichten Reitersäbel um. An einem der folgenden Abende erzählte der General aus Amerika folgenden Zug von ihr: „In einem Kriege in den Wäldern und Prairien gibt es keine regulären und ständigen Colonnen; oft sind die Führer heute mit 3000, morgen kaum mit 300 Streitern umgeben. So war ich einst nach mehreren Reitergefechten nur noch 800 Mann stark, wurde aber nochmals von einem überlegenen Feinde angegriffen, gesprengt und rettete mich und 400 Mann mit Mühe in die Wälder. Meine Frau hatte auf dem linken Flügel gekämpft und wurde gefangen. In der Nacht aber entwich sie den schlafenden Wächtern, schwang sich auf ein Pferd, stürzte sich in den breiten Strom und gelangte nach acht Tagen voll unsäglicher Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren wieder zu mir."

Als Garibaldi, noch immer nicht ohne alle Hoffnung, aus Rom zog, sagte er zu den Soldaten die bekannten echt spartanischen Worte: „Wer mir folgen will, dem biete ich Mühseligkeiten, Hunger, Durst und alle Gefahren des Krieges."

In Tivoli befahl er der Sonnenuntergang Aufstellung und Marsch auf der Straße nach Neapel. Aber am Abende des 4. nach eingebrochener Dunkelheit wurde querfeldein geschwenkt, und um Mitternacht Bivouak bei einer Fontana bezogen. Das Corps stand wieder nahe bei Tivoli in einer Vertiefung verborgen. Der im Partisanenkriege so gewandte General täuschte durch solche Bewegungen während des ganzen abenteuerlichen Zuges nach San Marino so Oesterreicher als Franzosen. Seine Leute fürchteten ihn ebenso, wie sie ihn liebten, und wußten recht gut, daß er sie bei Vergehungen würde füsiliren lassen, ohne die Cigarre wegzulegen. — Ebenso, wie des Generals Sicherheit in der Gefechtsführung, seine Einsicht und sein Scharfblick in der Vertheidigung Roms oft bewundert worden war, so zeigte er auf diesem Zuge eine außerordentliche Gewandtheit in der Entwickelung des Sicherheits- und Kundschafterdienstes; nur vieljährige Uebung in Kriegen und Kämpfen an der Spitze leichter Schaaren hatte ihn hierin zu einem Meister gebildet, wie es vielleicht keinen zweiten gibt.

In Terni vereinigte er sich mit dem dort stehenden Oberst Forbes, so daß trotz verloren gegangener Nachzügler und Marodeurs hier sein Corps noch 3000 Mann, worunter 450 Reiter, stark war. Dennoch verlor er bereits die Hoffnung der Insurgirung der Abruzzen, und zu seinen Hauptfeinden gehörten schon damals die gegen ihn aufwiegelnden Mönche und Priester. So hatten verzugsweise die Kapuziner im Kloster unfern Gbubi die ganze Gegend gegen ihn aufgewiegelt. Der General beschloß deshalb, ein Beispiel hiergegen zu statuiren, und ließ die vierundzwanzig Mönche durch ein Detachement Soldaten nach dem Lager führen. Keuchend und in Schweiß gebadet, kamen die corpulenten Herren an und hörten, ohne eine Miene zu verziehen, die strengen Worte des Generals an. Dieser sagte unter Anderem zu ihnen: „Ihr habt die Flamme des Bürgerkrieges angefacht; Ihr nennt Euch ministri di Dio und sein ministri di diavolo" ꝛc. Schließlich befahl er, daß sie so lange als Geiseln dem Zuge folgen sollten, bis er einige durch sie verlorene Gefangene mit Waffen und Pferden wiederhabe. Wirklich folgten sie in ernster Procession fünf Tage dem Zuge.

Obgleich man glauben könnte, daß auf diesem Zuge und der eigenthümlich abenteuerlichen Lage eine gewisse Vertraulichkeit zwischen den Oberoffizieren und dem Generale entstanden sein könnte, so war nicht nur dies nicht der Fall, sondern selbst seine treuesten Gefährten, die schon in Amerika unter ihm gedient hatten, nahenten sich ihm stets mit Ehrfurcht, und Jeder, der ein freundliches oder gnädiges Wort von ihm erhielt, schätzte sich glücklich; — ein Beweis, welche Herrschaft dieser seltene Mann über die Gemüther auszuüben verstehe.

Die Lage des kleinen Corps, welches bei Arezzo nur noch etwa 2500 Mann stark war, wurde immer bedrängter. Zwar folgten die Franzosen von Orvieto aus nicht weiter, aber die Oesterreicher drängten von Perugia aus, und in Arezzo standen ein Paar österreichische Jägercompagnien. Mehrere Oberoffiziere riethen nun dem General, die Oesterreicher angreifen und die Legio-

Digitized by Google

nähre wieder einmal schießen zu lassen. Zwar hatte der General durch einen mit einer Depesche vom General Stadion in Siena an den General Pannagarten in Perugia aufgefangenen Pestillion, den er mit dem Rathe frei ließ; sich nicht wieder erwischen zu lassen, erfahren, daß Ersterer nur 4 schwache Bataillone, Letzterer etwas mehr commandire und man Garibaldi's 6 Corps an Macht bedeutend überflügle; demohngeachtet hatte er jetzt nur noch den Plan der Rettung und sagte deshalb (was zu gleicher Zeit sein Herz charakterisirt): „Recht schön, meine Herren, aber was machen wir mit den Blessirten? Mitnehmen können wir sie nicht, und sollen sie den Oesterreichern in die Hände, so werden sie füsilirt!"

Fast ringsum von Feinden umgeben, kaum noch 2000 Mann stark, gelang es dem Talente des Generals, ein von den Oesterreichern besetztes Defilé zu umgehen, den Monte Luna zu erklimmen und die waldigen Schluchten des Metauro (in welchen einst Hasdrubal und sein Heer durch die Consuln Nero und Titus Livius Salinator vernichtet wurden, wodurch das Schicksal Hannibals in Italien entschieden wurde) zu passiren. Bei San Angelo in Bade zeigte sich endlich auch der Feind von vorne, aber außer kleinen Scharmützeln und einem Ueberfalle der Reiterei verfuhren die Oesterreicher doch sehr behutsam. Am 31. Juli des Morgens erreichte endlich die Colonne, kaum noch 1800 Mann stark, das Gebiet der Republik von San Marino. Hier beschloß Garibaldi seine Legion aufzulösen und erließ folgenden Tagesbefehl:

„Wir haben den Boden erreicht, welcher uns eine Zufluchtsstätte gewährt und sind den großmüthigen Gastfreunden die beste Aufklärung schuldig. So werden wir die Achtung verdienen, die man dem verfolgten Unglück zollt. — Von diesem Augenblicke an entbinde ich meine Gefährten von jeglicher Verpflichtung und gestatte ihnen die Rückkehr in's Privatleben, aber ich mahne sie daran, daß Italien nicht in der Schmach verharren darf und daß es besser ist, zu sterben, denn als Sclave der Fremden zu leben.

G. Garibaldi."

Es ist bekannt, daß er für sich die vom Senate von San Marino mit den Oesterreichern für die Legion abgeschlossene Capitulation nicht annahm, etwa 200 Leute und seine compromittirten Freunde um sich versammelte und Genua erreichte, nachdem er seine von ihm gärtlich geliebte Gattin auf der gefahrvollen Flucht, in Folge zu früher Niederkunft verfehlen, durch den Tod verloren hatte.

Garibaldi hat einige Eigenthümlichkeiten an sich, die seine Leute gut kennen; deshalb sind bei wichtigen Momenten die Augen aller seiner Untergebenen blos auf ihn gerichtet. Im Jahre 1848 stand er mit unverrücktem Calabreser im Feuer; 1859 trug er stets nur eine einfache Mütze. Aus seinem Benehmen ersehen seine Leute schon, wie es steht. Kommt er in die Nähe des Feindes, so hat er die Mütze so vorgezogen, daß seine Umgebung kaum die Augen von ihm sieht. Beim Beginne des Gefechts rückt er die Mütze etwas höher; je weiter der Kampf sich entwickelt, um so mehr schiebt er die Mütze auf den Kopf zurück, und wenn die Entscheidung sich nähert, setzt er sie dann in den Nacken, sodaß die ganze Stirne frei wird. Tiefes Zeichen kennen seine Leute und stürzen sich mit Hurrah auf den Feind, der, dem bedeutenden Anpralle nicht widerstehend, Reißaus nimmt.

Vergleichen wir den oben mitgetheilten, in der Geschichte fast beispiellosen Zug mit seinem kühnen Zuge von Varese nach Como 1859, seine Operationen gegen die Oesterreicher, seine Handlungsweise gegen seine Untergebenen, so finden wir in ihm denselben energischen, thatkräftigen, für sein Vaterland Alles wagenden und aufopfernden Mann unverändert wieder.

Die Louisenburg bei Wunsiedel.

Erinnerung an die Königin Louise von Preußen.

Von Ludw. Storch.

Diese Gruppen zusammen tragen gegenwärtig den Namen Louisenburg, um anzudeuten, daß eine angebrüte Königin, kurz vor großen Unfällen, einige frohe und ruhige Tage hier verlebt habe. Goethe.

Die beiden brandenburgisch-fränkischen Fürstenthümer, durch das Aussterben der Baireuther Markgrafenlinie unter dem Markgrafen Alexander von Anspach vereinigt und von diesem 1792 an das stammverwandte preußische Königshaus abgetreten, hatten bis zum Jahre 1805 noch kein Glied der neuen Herrscherfamilie begrüßt, als sich im Frühling des zuletzt genannten Jahres in diesen Ländertheilen die frohe Kunde verbreitete, König Friedrich Wilhelm III. und die von allen Deutschen hochverehrte Königin Louise würden die Brunnencur im romantischen Alexandersbad bei Wunsiedel gebrauchen. Im ganzen preußischen Frankenlande gab sich eine freudige Aufregung kund, am meisten unter den schlichten, gemüthlichen Bewohnern des Fichtelgebirgs. Zweckmäßige Anstalten, zum würdigen Empfang der hohen Gäste und zu ihrer Bewirthung getroffen, hatten im Bade Verschönerung und Vermehrung der Gebäude und neue Anlagen zur Folge. Das Königspaar, im Mai auf einer Revue bei Magdeburg, kann auf einer Lustreise nach dem Brocken, ging von da nach Alexandersbad, wo der festliche Empfang am 9. Juni stattfand.

Königin Louise, 29 Jahre alt, seit elf Jahren Gattin und Mutter von acht Kindern,* stand in der höchsten Blüthe ihrer majestätischen, mitden Schönheit, deren Zauber kein Herz in ihrer Nähe sich entziehen konnte. Es ist Thatsache, daß selbst alte Leute aus dem Volke bei ihrem Anblick vor Entzücken weinten, und Jedermann ihr eine fast abgöttische Verehrung zollte, die durchaus nichts Gemachtes, vielmehr der moralisch nothwendige Herzenstribut und Folge des Eindrucks ihrer mit sanfter Würde verbundenen hohen Schönheit war. Das Königspaar verweilte drei Wochen in Alexandersbad, Tage hoben Genusses für die Königin, vielleicht die glücklichsten ihres Lebens, der Silberblick kesselten, hinter welchem die Nacht düster auftieg und die ihr vom dämonischen Beherrscher der Zeit bereitete Pein, die als Alp sich schwer und schwerer auf ihre Brust wälzte, bis sie fünf Jahre später der Riesentast erlag.

Das Alexanderbad, reizend hingegessen in eine liebliche waldumkränzte Thalwulde mit frischem Wiesenteppich zwischen felsengeschmückten, dem Fichtelgebirge zugehörigen Bergen, bietet in seiner Umgebung eine überraschend pittereske und groteske Wald- und Bergnatur. Die Nymphe des Quells hat sich ein ausgesucht reizendes Boudoir erwählt, und die Nähe der freundlichen Bergstadt Wunsiedel erhöht die Annehmlichkeiten desselben. Die Perle der ganzen Gegend ist aber der angrenzende Berghain mit seinen unvergleichlichen Felsengebilden, den Jean Paul Friedrich Richter, das berühmte Stadtkind Wunsiedels, den „Bergthron" und „Thronhimmel" des Städtchens nennt.

Die Heilquelle, ein schwefelsaurer Eisenbrunnen, 1734 entdeckt, aber erst 1783 durch den Markgrafen Alexander mit Bauliebkeiten und Anlagen versehen, erhielt von ihm Namen und Ruhm. Jährlich stärker besucht, selbst aus weiter Ferne, bot das reizende Waldbad allsommerlich das schmucke Bild eines ungemein regen Lebens. Wer nicht des Wassers wegen kam, den lockte die köstliche Berggegend mit frischer Luft, oder die zahlreiche Gesellschaft, das starkbetriebene Farospiel und das glänzende Vogelschießen in Wunsiedel. Aber die Glanzperiode des Bads bildet die einundzwanzigtägige Anwesenheit des von einer bedeutenden Anzahl fürstlicher und hochadliger Personen umgebenen Königspaars, unter welchen der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, der Kurfürst Wilhelm von Hessen und dessen Sohn, der Kurprinz, Schwager des Königs, der Herzog von Coburg und dessen Tochter, die Großfürstin Constantin von Rußland, die beiden Schwestern der Königin, die Herzogin von Cumberland und die Prinzessin von Solms-Braunfels, und der Gemahl der Letztern die Blicke vorzüglich auf sich zogen.

Auch noch ein hoher Fürst kam, eingeladen von der holden Königin, und brachte ihr seine Huldigung dar; und trat er auch nur im schlichten Rocke in den Zaubertreis der königlichen Anmuth und Liebenswürdigkeit, und war er auch nur der Sohn eines armen Pfarrers, dennoch überstrahlte der Glanz seines Namens fast den der Hochgebornen; es war Jean Paul Richter, jener brillante Fürst des

* Sie ist überhaupt zehn Mal Mutter geworden.

Digitized by Google

Geistes, der von Gottes reichsten Gnaden hochbegabte deutsche Dichterheros, der zu dem Städtchen da drüben an der hellen Regla die herzlichen Worte sprach: „Ich bin gern in Dir geboren, Städtchen am langen hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Adlerhäupter zu uns niedersehen! Ich bin gern in Dir geboren, kleine, aber lichte Stadt!“ Liebling der genialen Königin — wie er sich denn des schönen Glückes erfreuen durfte, von allen geist- und gemüthreichen deutschen Frauen geliebt und geehrt zu sein — hatte der Dichterfürst einst (1792) poetisch-genußreiche Tage am Hofe zu Hildburghausen im Umgange mit den drei durch Schönheit, Anmuth und Geistesbildung hervorstrahlenden Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz, Charlotte (Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen), Louise und Friderike, verlebt und ihnen als den „drei fürstlichen Grazien“ eine seiner Bücher gewidmet. Jetzt stand er der gefeierten Prinzessin als seiner angebeteten Königin gegenüber, der große echt deutsche Mann der großen echt deutschen Frau, auf's Herzlichste von ihr und ihrer Schwester Friederike (Gemahlin des Prinzen Solms, früher die des 1796 verstorbenen Prinzen Ludwig von Preußen, Bruder des Königs) begrüßt; und die beiden hohen Damen plauderten mit dem verehrten Dichter, dem sie so viel Gutes und Schönes verdanken, von ihrem gemüthlich reizenden Zusammenleben in der kleinen thüringisch-fränkischen Residenz.

Aber wahrlich, die Aristokratie der Geburt und des Geistes war es nicht allein, die sich in Alexandersbad um die hohe Frau schaaren durfte; von ihr beglückt und sie beglückend, trat das ganze Volk mit Jubelgruß an ihren Weg. Alles, was Füße hatte, eilte in das grüne Thal der Waldnaille, eine Massenwanderung der preußisch-fränkischen Bevölkerung zum allgemeinen Freudenfeste. Die Königin sehen und ihr zujauchzen, galt den treuen Menschen für das höchste Glück. Greise und Greisinnen mußten herbeigeführt werden, um der hohen Frau einen fürstlichen Blick zuwerfen, ein Segenswort zurufen zu können; Mütter trugen ihre Kinder meilenweit, um ihnen die geliebte Landesmutter zu zeigen.

Der König verschwand fast in diesem der weiblichen Majestät und Anmuth dargebrachten Cultus. Ein Freudentag reihete sich an den andern; die Hochgefeierte lebte in einem dauernden Wonnerausch. Bald zog die Landwehr der Umgegend im Festgepränge auf, stolz den Dienst beim Königspaare zu verrichten; bald die Schützenmannschaften, „geschmückt mit grünen Reisern“, bald die Bergleute in Fackelzügen und Tänzen; bald die Schulkinder, die Beamten, die Geistlichen, die Förster und Jäger, Alle mit Sang und Klang. Lustpartien zu den schönsten Stellen des Gebirges wechselten mit Bällen, Vogelschießen und Märkten. Denn der Berlehr hatte sich rasch so ungemein gesteigert, daß in dem sonst so stillen und einsamen Waldthale wie von selbst ein Markt entstand, von den hohen Herrschaften nicht minder frequentirt, wie von allem Volke, eine aus dem allgemeinen Liebesbedürfniß erwachsene Messe, nicht der geringste Beitrag zum großen Freudenfeste, wie nicht leicht eine zweite zu Stande kommen wird. — Die Krone dieser allen Frauen und Vogtländern unvergeßlichen Tage war der 15. Juni, wo das Königspaar den „Bergthron“ auf den „Bergstufen, die ihn verschönern,“ zum erstenmal bestieg.

Der mäßig hohe waldige Berg mit seinen Felsenwundern, der sich dicht an Alexandersbad allmählich erhebt und eine Stunde lang von Nordost nach Südwest dem Hauptgebirge (dem Köffein und der hohen Mähe) zuläuft, hieß die Luchsburg, von einer auf dem Gipfel in die Granitblöcke gebauten kleinen Burg, wo ein Stamm des vogtländischen Adels „vom Stegreif gelebt und sich der Reiterei genährt“. Es ist schwer begreiflich, wie die Herren in dieser Wildniß nur ein einigermaßen erträgliches Leben zu fristen vermochten. Der Sage nach sind des zehnten Jahrhunderts, wurde die Burg, die mit der Zeit ihren Namen dem ganzen Bergrücken mitgetheilt, zu Anfang des vierzehnten von den Stödnern der Stadt Eger, der die Räubereien der Luchsburger beschwerlich fielen, zerstört, und Jahrhunderte lagen Mauertrümmer und Felsen, ein chaotisches Labyrinth, durcheinander, festen von einem kühnen menschlichen Fuße besucht, aber bis in die neueste Zeit Wohnung von Füchsen und Luchsen. Nur ein Tag im Jahre war's, der die Wunsiedler massenweise herauslockte, und eine Stelle, die sie besonders anzog und vereinte. Dieser Tag war der in die Mitte des Juli fallende St. Margarethentag, und diese Stelle eine kolossale Granitplatte, Podium eines felsigen Volksversammlungs, dessen Berständniß uns verloren gegangen ist. Man würde es nicht errathen, wozu die Platte diente, nämlich zum — Theater für von Lehrern des Wunsiedler Lyceums verfaßte, von ihren Schülern aufgeführte lateinische Schauspiele. Die Starkstimmer verweiligte Gelb, es wurden Hütten gebaut; auch saß das nur wunsiedlisch-deutsch verstehende Publicum auf den amberzerstreuten Granitblöcken und traktirte die lateinisch recitirenden Schauspieler mit Wurst, Schinken und Bier. Zuletzt amüsirte man sich sichtelgebirgisch auf eigene Faust, so daß der Tag doch noch zum leiblichen Volksfeste ausschlug. Noch 1764 wurde der St. Margarethentag auf angegebene Weise gefeiert, und eine Inschrift des in seiner Art einzigen Podiums gibt den Festtag und die Namenschiffer eines Erelmannes aus Regensburg, der sich's Geld hat kosten lassen, die untern Felsen des Berges mit vielen eingemeißelten Worten zu versehen.

Erst mit dem Emporklommen des Bades erwachte in den Wunsiedlern der Sinn für die gigantische Schönheit dieser Felsenwelt. Von 1788 an wurden die untern Partien von einem Stadtarzte und seinen Freunden durch mühsame und kostspielige Arbeiten geöffnet. Reiche Badegäste steuerten in die Verschönerungscasse des Doctor Schmidt, der sich dem dankbaren Geschäfte unterzog, aus dem granfig schönen Material ein greifartiges, den Schönheitssinn in erhabener Weise befriedigendes Gedicht im echten Lapidarstyl zu bilden, und es war des Dichters glücklicher Gedanke, die Königin Louise zur Taufpathin dieses Wunders der Natur und Kunst zu machen. Am 15. Juni feilte die Taufe stattfinden.

Den von glücklichen Menschenschaaren umwallten königlichen Gästen trat aus der am Wege gelegenen, jetzt „Klingershöhle“ benannten Grotte ein Chor weißgekleideter Mädchen mit der huldigungsvollen Erklärung entgegen, daß der Berg von nun an „Louisenburg“ heißen werde. In den Augen der Königin schimmerten Freudenthränen; Rührung und Ueberraschung sichen sie kaum einige Worte finden. Ueber ihre Gestalt glitt ein Hauch überirdischer Schönheit. — Die Taufweihe der Louisenburg war einer der schönsten, aber auch letzten glücklichen Momente im Leben der erhabenen Frau.

An einer höhern Stelle des Berges, wo die Granitmassen und abgelantenen Blöcke sich in abenteuerlichster Weise emporschichten, und an ihrer Wand auf reizendem Plätzchen mit wildromantischer Aussicht auf die unteren Partien eine Steinbank, auf welcher später die Königin gern verweilte, den Namen „Louisensitz“ führt, wurde das königliche Paar von einem Gesange mit Musikbegleitung begrüßt. Das Lied war eine Dichtung Jean Paul's.

Jene Tage waren der Höhepunkt im Leben der Königin. In Frühlingspracht der Gebirgsreize an der waldumkränzten Heilquelle, umwallet von der Liebe des Gatten, der Verwandten und Freunde, gehoben von der Nähe des Dichters und der Begeisterung des Volkes, sprach sie dieses Gefühl in einem Handschreiben an die Wunsiedler Schützengesellschaft, die sie auch zur Schützenkönigin gemacht, aus, mit welchem sie derselben eine Fahne überreichen ließ, bestimmt die Erinnerung daran zu erhalten.

Uns so schied sie im Besitz des Jubegriffs aller Glückseligkeit, der Liebe, Verehrung, Jugend, Anmuth, Schönheit und Königsherrlichkeit am 7. Juli aus diesen Thälern, begleitet von den Segenswünschen des Volkes. Aber schon zogen sich die Wetterwolken zusammen, aus welchen der verderbliche Blitz auf den preußischen Thron niederfahren sollte. Noch war der unheimliche Corse nicht zum Zenith seiner kometenartigen Laufbahn emporgestiegen. Der Zusammenstoß seiner Macht mit Preußen, das der fanatischen Begeisterung der französischen Heere für ihren Kriegsfürsten nur die erbleichten Erinnerungen an den Kriegsruhm des großen Friedrich entgegen zu setzen vermochte, stellte sich als unvermeidlich, der unselige Ausgang als kaum zweifelhaft heraus. Das unsühnliche Opfer der Verkehrtheiten und Unterlassungssünden von der einen, und der Gewaltthaten von der andern Seite war — Königin Louise.

Es ist für das Verständniß i ider Parteien bezeichnend, daß Napoleon's Haß vorzüglich die Königin traf. Hier zeigen sich die Factoren in ihrer wahren Gestalt, hier lernt man den grübmten Imperator, hier die geschmähte Königin kennen. Kein schroffer und charakteristischerer Gegensatz, als Napoleon und Louise! Er der gewaltige Tämon mit der Fackel der Zerstörung, die er an der niedergetretenen Gluth der Revolution entzündet, in der Faust; sie der hohe Genius mit dem sanft glimmenden Stern der Liebe, der sein Licht aus Menschengläck sog, auf dem Haupte! Er mit dem lauernden, düsterglühenden Auge der Falschheit und des Hasses;

Digitized by Google

sie mit dem süßen, redlichen, hellleuchtenden Auge der Wahrheit und des Segens! Er der tückische Mann ohne Würde; sie das ehrliche Weib voll Hoheit! Er, der seine Länder- und völkerumspinnende Macht auf die schlechten Eigenschaften, die unedlen und gemeinen Triebe im Herzen der Menschen, auf Gewinnsucht, Herrschsucht, Ehrsucht, Genußsucht, Räuberei und Eitelkeit gegründet; sie, die ihre herzgewinnende Macht auf die höchsten und herrlichsten Tugenden des Gemüthes und Geistes aufgerichtet, auf Liebe, Treue, Sanftmuth, Wohlwollen, Menschlichkeit: sie mußten sich hassen, diese beiden Größen, das war sittliche Nothwendigkeit. Sie waren Pole, die sich abstießen. Sie haßte ihn, wie das Böse vom Guten stets gehaßt wird: edel! Er haßte sie, wie das Gute stets vom Bösen gehaßt wird: gemein! Sie verkannte seine Mission nicht; sie anerkannte in ihm den tapfern und genialen Feldherrn, aber als Helden in ihrem Sinne konnte sie ihn nicht verehren; dazu fehlte ihm das Haupterforderniß, die Tugend. Und er vergaß sich soweit, der unritterliche Empfindung, daß er sie persönlich beleidigte. Damit hat er sich selbst das Urtheil gesprochen.

Und wie wahr und klar durchschaute sie ihn! In der Milde und Würde ihres Urtheils über ihn zeigt sie sich, die von ihm schwer Gekränkte, als die hohe, edle, deutsche Frauennatur, vollkommen werth der Liebe und Verehrung, die sie genoß. Dieses Urtheil ist um so wichtiger und schätzenswerther, weil es einem Briefe an ihren Vater einverleibt, also nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt ist.

„Gewiß wird es besser werden, das verbürgt mir der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, d. h. klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Von seinem Glück geblendet, meint er Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt." — Schöne ahnungsvolle Seele, großes Kinderherz auf dem Königsthrone, von einem düstern Verhängniß ausersehen, dem Gluthhauch des Moloch als Opfer zu fallen!

Klingersgrotte.

Es gibt Landschaften, die sich leicht und anschaulich beschreiben lassen; eine Beschreibung der Louisenburg, die einen klaren Begriff von diesem in seiner Art einzigen Felsenhaine gäbe, ist selbst für den begabtesten Stylisten eine Sache der Unmöglichkeit. Es wird selbst dem Maler durch gute Abbildungen der einzelnen Partien schwer werden. Goethe sagt schon, daß diese „zahllosen, in sich zusammengestürzten und gethürmten Felsenmassen alle Beschreibung und Einbildungskraft überragen." Man muß dieses poetische Naturwunder selbst sehen und den Zauber, den diese Fels- und Waldgebilde in dem Beschauer wachzurufen so geeignet sind, durch das eigene Auge auf die Seele wirken lassen, um den rechten Genuß davon zu haben.

Das steht fest, daß dieses kleine Stück Schöpfung voll Majestät und Milde den Namen der Königin Louise, des Genius Deutschlands, würdig und mit Recht führt. Neben dieser allgemeinen Charakterbezeichnung des Hains behauptet sich die des Wildgrotesken, großartig Bizarren. Der erste Eindruck dieser außerordentlichen Zusammenwürflung und Gestaltung der ungeheuern Granitblöcke, Platten, Viereck, Rhomben, Rhomboiden, Kegel, Keile, Säulen, und wie man sonst die verschiedenartig geformten Steintrümmer benennen mag, auf den Besucher ist der eines ungeheuern Erstaunens. Man erschrickt vor der großartigen Grillenhaftigkeit der Natur in diesen Gebilden; man fühlt sich von ihrer Erscheinung überwältigt und niedergedrückt, und der Geist erhebt sich erst wieder durch die Aussicht von den Gipfeln auf das majestätische Chaos, auf Wald und Flur, auf das Städtchen und die Dörfer, auf „die Adlerhäupter des Gebirges" und in die blauende Ferne. Auch muß man den Hain öfter besuchen und sich möglichst lange in seinen Schatten, in seinen Klüften und auf seinen Gipfeln aufhalten, um sich in alle seine Reize zu versenken und jeden einzelnen mit Schwelgerei durchzukosten.

Wer sich das Herz an den Brüsten der Mutter Natur groß trinken und ihre milde Majestät sittlich erhebend auf sein Gemüth einwirken lassen will, der betrete an der Hand eines geliebten, gleich ihm mit Empfänglichkeit und Verständniß für die Poesie der Erscheinung begabten Menschen an einem sonnigen Frühsommermorgen voll Thau und Frische, oder an einem Sommerabend, wo der flammende Westhimmel durch die Fichtenwipfel Gold auf das Gestein wirft, diese Felsenstätte. Aber zwei Seelen müssen es sein, die ineinanderfluhen und sich ergänzen, damit sie sich ihre Gefühle mittheilen können. Dort wird hohe Andacht sie durchschauern und sie als eine Flamme zum Geiste der Natur, zum Gott der Liebe und Schönheit emporstimmen. — Wir machen nur die ausgezeichnetsten Partien namhaft.

Die Klingershöhle, eine phantastisch poetische Grotte mit einem majestätischen Dache, einer ungeheuern Granitplatte. In der Nähe der Maximiliansplatz, der Theaterplatz, der Gesellschaftsplatz, dann die Schweiz mit der Insel Helgoland, einem isolirten Felsblocke, der ein Häuschen trägt und von einigem Wasser umgeben ist. Die Freundschaftsgrotte, von zwei riesigen zum Theil übereinander liegenden Rhomben gebildet. Die Eremitenhöhle, im hohen Grade grotesk und wildromantisch. Durch eine enge und niedrige Oeffnung in der geklüfteten Wand führt ein seltsam malerisch überhauter dunkler Felsenweg auf Stein- und Holzstufen zu herrlich ragenden kolossalen Felsengebilden empor. Hier erhebt sich die Granitthürn mit dem Namen des Königs Ludwig, und in der Nähe steht man das Schiff, einen schiffsrumpfähnlichen Felsblock, auf kaum zwei Quadratfuß ebenfalls abschüssig geneigten Raum ruhend, scheinbar kein Halt unbegreiflich erscheint. Man meint, der kleinste Stoß müsse ihn in die Tiefe stürzen. Felsenstufen leiten in die alte Burg. Auch

Digitized by Google

in der Felsenwand am Louisensitz ladet ein Thor zum Weitersteigen auf Stufen zwischen ungeheuern Granitwänden durch Nacht zum Licht empor. Ueber der Pforte stehen zwei in die Felsenwand gehauene Zeilen:

„Bis hierher sollst Du kommen und nicht weiter. 1794.“

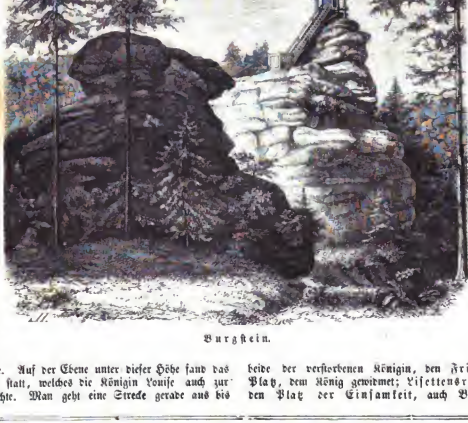
„Ich suchte und fand, es ging weiter. 1805. Daupeck.“

Bis an diese Wand erstrecken sich nämlich die alten Anlagen, und man hielt das weitere Empordringen in diesem furchtbaren Felsengewirre nicht für möglich. Daher die vorcilige erste Zeile, deren Schöpfer es wie vielen alten weisen Herrn erging, die da wähnen, die Menschheit könne nicht weiter empor, als sie gerade gekommen sind, „die Wissenschaft müsse umkehren“. Aber der Bayreuther Hofgärtner Daupeck fand den mühevollen dunkeln Weg unter zusammengestürzten

Mariannenhöhe.

Platten und Kegeln und durch wilde Schluchten hindurch; und nun erst gelangt man zur höchsten und herrlichsten Schönheit des Hains, zu den ragenden Gipfeln mit der köstlichsten Umsicht. Welch ein treffendes Lebensbild! Durch Nacht und Graus werden unsere Nachkommen den wenn auch mühsamen Weg aus dem furchtbaren Felsenlabyrinthe unserer politischen, religiösen und socialen Zustände zur höchsten Schönheit, zum reichsten Genuß, zur unbeschränkten Umsicht, zur vollen Freiheit des Lebens auf seinen sonnigen Höhen empor finden.

Neue Ueberraschungen bietet der Felsengang, die Moosgrube genannt, der zur Marianne nhöhe mit einer künstlichen Thurmruine führt. Von ihr aus genießt man die labende Fernsicht auf die böhmischen Berge. Bogelschießen 1805 statt, welches die Königin Louise auch zur Schützenkönigin machte. Man geht eine Strecke gerade aus bis unter kolossalen Steingefügen hervorsprudelnden Quelle. Weitere Felsengänge mit Stufen sind die hochgelegene Burgschlucht und die lange Wolfschlucht, wo sich dem Besucher die höchsten malerischen Reize Schritt vor Schritt aufringen. Neben den Schauder der mit Schlangenwindungen durch das Dunkel überhangender Felsen sich durchziehenden Schluchten und Klüfte liegt die Lieblichkeit heiterer Felsgestaltungen mit dem von den Ruinenmauern der Burg überragten Walde. Allman so auf Treppen bergab und auf steigen, so betritt man den Jean-Pauls-Platz, der, au grillenhaft übereinander geschichtete und gethürmte Felstrümmer gelehnt, vielfache reizende Aussicht gewährt.



Burgstein.

Auf der Ebene unter dieser Höhe fand das Bogelschießen 1805 statt, welches die Königin Louise auch zur Schützenkönigin machte. Man geht eine Strecke gerade aus bis zum Bundesfelsen, zu dessen schwindelnd empor gepfropften Geschieden man auf hölzernen Treppen steigt. Dies ist der großartigste Punkt der Louisenburg, dessen Aussicht auf wirre Felsenmassen in der Nähe und Fluren und Berghöhen in der Ferne schauerlich erhaben und schön.

Durch den Wald gelangt man zu dem eine Viertelstunde entfernten Burgstein, einer ungeheuern, gleichsam aus mehreren Stockwerken bestehenden Felsenmasse, deren Gipfel zugänglich ist. Diese letzte Partie des Hains ist mit entzückender Aussicht eine seiner schönsten und lohnendsten. Rückwärts auf der Ostseite des Bergs geht man auf einer Felsentreppe, der Teufelsstiege, und durch eine enge, steile, mit Felsstücken überdeckte Schlucht, das Labyrinth, bis zum Münsterplatz, mit einer von gewaltigem Felsendache überschatteten,

Neben dem Jean-Pauls-Platz liegt die Felsengruppe, die Mooshütte genannt, der zur Marianne nhöhe mit einer künstlichen Thurmruine führt. Von ihr aus genießt man die labende Fernsicht auf die böhmischen Berge. Bogelschießen 1805 statt, welches die Königin Louise auch zur Schützenkönigin machte. Man geht eine Strecke gerade aus bis zum Bundesfelsen, zu dessen schwindelnd empor gepfropften Geschieden man auf hölzernen Treppen steigt. Dies ist der großartigste Punkt der Louisenburg, dessen Aussicht auf wirre Felsenmassen in der Nähe und Fluren und Berghöhen in der Ferne schauerlich erhaben und schön.

Durch den Wald gelangt man zu dem eine Viertelstunde entfernten Burgstein, einer ungeheuern, gleichsam aus mehreren Stockwerken bestehenden Felsenmasse, deren Gipfel zugänglich ist. Diese letzte Partie des Hains ist mit entzückender Aussicht eine seiner schönsten und lohnendsten. Rückwärts auf der Ostseite des Bergs geht man auf einer Felsentreppe, der Teufelsstiege, und durch eine enge, steile, mit Felsstücken überdeckte Schlucht, das Labyrinth, bis zum Münsterplatz, mit einer von gewaltigem Felsendache überschatteten, unter kolossalen Steingefügen hervorsprudelnden Quelle. Weitere Felsengänge mit Stufen sind die hochgelegene Burgschlucht und die lange Wolfschlucht, wo sich dem Besucher die höchsten malerischen Reize Schritt vor Schritt aufringen. Neben den Schauder der mit Schlangenwindungen durch das Dunkel überhangender Felsen sich durchziehenden Schluchten und Klüfte liegt die Lieblichkeit heiterer Felsgestaltungen mit dem von den Ruinenmauern der Burg überragten Walde. Allman so auf Treppen bergab und auf steigen, so betritt man den Jean-Pauls-Platz, der, au grillenhaft übereinander geschichtete und gethürmte Felstrümmer gelehnt, vielfache reizende Aussicht gewährt.

Wir nennen noch den Platz Louisenruh und die Thränengrotte, Friedrich-Wilhelms-Platz, dem König gewidmet; Lisettenruh, ein Felsengipfel; den Platz der Einsamkeit, auch Beichtstuhl, Stell-

Digitized by Google

dichein, Wort unter vier Augen genannt, das versteckteste und lauschigste Plätzchen des Hains; die Hardenbergsgrotte, der Zuckerhut ꝛc. Doch wozu Namen, wozu Beschreibung? Sie geben keine Ahnung dieser wunderbaren Zusammenstellungen der Riesensteine. Goethe sagt davon: „Die ungeheure Größe der ohne Spur von Ordnung und Richtung übereinandergestürzten Granitmassen gibt einen Anblick, dessen Gleichen mir auf allen Wanderungen niemals wieder vorgekommen." Aber selbst Leute, die die Gebirge der ganzen Erde bereist haben, verstehen, die Louisenburg sei einzig. Ueber der riesigen Großartigkeit des Naturgebilds liegt jetzt der Hauch des Verfalls des Menschenwerks. Solche Schöpfungen verlangen die nie rastende nachdenkende Hand, deren Schöpfung sonst leicht von den Schrecken der Natur besiegt wird.

„Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand."

Die Vernachlässigung der schönsten Partien berührt schmerzlich.

Ein anderer, auf den intelligenten Besucher verstimmend einwirkender Uebelstand ist die Trivialität der Gedanken und des Ausdrucks in Prosa und schlechten Versen, welche sich im älteren Theile der Anlagen schier auf jeder ausgezeichneten Felsenstirne zudringlich breit macht. Sind Plattheiten und Gemeinplätze schon in der gedrechselten Schriftsprache keine angenehme Bekanntschaft, so läßt man sie doch auf dem vergänglichen Papier passiren, ohne allzuheftigen Anstoß daran zu nehmen; sobald sie aber mit so ungeheurer Prätensionen auftreten, daß sie ihre süßholzen Worte in kolossale Granitwände eingraben, soll man solche Ungebühr strafend abweisen. Unser Gefühl sagt uns, daß der Sinn, welchen die Alten mit der Bezeichnung Lapidarstyl verbanden, als der solchen Aufschriften angemessene, auch von uns festzuhalten sei: gefällige Form des Ausdrucks in gedankenreicher Kürze. In der Zeit aber, als man sich lebhaft für die Verschönerung der Louisenburg interessirte, hat jedes adlige oder reiche Individuum, welches Geld dazu hergab oder in dieser romantischen Steinwelt sein Liebchen fühte, es für Schultzigkeit gehalten, Sentenzen und Verse aus der eigenen Fabrik in dieses granitne Stammbuch einzutragen und seinen Namen oder wenigstens dessen Anfangsbuchstaben in den Tempel der Unsterblichkeit einzuschmuggeln. Aber vornehme und reiche Leute haben gerade nicht immer vornehme und reiche Gedanken, und wo der Adel des Namens imponirt noch lange nicht den des Geistes. Und so spielt denn die Eitelkeit in diesen Inschriften eine große selbst- aber nicht wohlgefällige Rolle. Ein adliger Herr vorzüglich hat ihr gar nicht genug thun können; wie oft erblickt man seine Namenschiffre! In der Klingershöhle sagt er und auf einer Marmortafel in platten Reimen, daß er Gott, Tugendhafte, frohen Umgang und klugen Scherz liebe, in den Wissenschaften nur Lehren für sein Herz suche, in einer frohen Ehe unbeneidet sich seines Lebens zu freuen wünsche und werth sein möchte, nach seinem Abscheiden von guten Menschen beweint zu werden. Auch am Burgstein hingen aufgemeinte Gedanken von ihm und sein Wappen auf zwei Marmortafeln neben einander; eine verstümmelte Hand hat beide entfernt.

Ein anderer aus Wunsiedel gebürtiger Herr berichtet uns an einem prächtigen Felsen mit riesigen Lettern in deutscher und russischer Sprache, daß er kaiserlich russischer Collegienrath sei. Und von jenem geistesfrohen Wunsiedler Stadtkinde, das mit seinen vom Genius der Poesie selbst eingezogenen göttlichen Gedanken die Welt entzückt hat und, unsterblich wie sie sind, in Ewigkeit fortentzücken wird, steht keine Zeile in diesem Steinbuche, das allein würdig wäre, die erhabensten und brillantesten Sentenzen seines Geistes aufzubewahren. Nicht einmal der ihm geweihte Platz trägt seinen Namen. Und von den hochsinnigen, charaktergroßen, treuen und schönen Aussprüchen der hohen Frau, deren Namen doch diese Felsenblätter führen, ist kein einziger darauf eingegraben. Da sind die Namen von braven Consuln und Geschäftsleuten und ihren ehrenwerthen Gattinnen, sehr achtungswerthen Regierungs- und anderen Räthen, Frei- und anderen Herren und Frauen an diesen stolzen Felshäuptern haften geblieben, aber verwundert fragt sie der Besucher: was wollt ihr hier? Und vergebens sucht er die gefeierten Namen der Heroen des deutschen Volkes. Und doch wäre die Louisenburg die würdigste Walhalla für das Andenken unserer größten Geister. Nicht einmal ein Humboldtsplatz oder -Felsen ist da, und doch war Alexander der Große der Wissenschaft einst Bergbeamter dieses Gebirges; sein Goethefelsin wird gefunden, und doch besuchte der auch als Gegnesh bedeutende Dichterfürst diese Felsenmassen, von welchen er sagt: „Sie bilden ein Labyrinth, welches ich vor vierzig Jahren mühsam durchkreuzen, nun aber durch architektonische Gartenkunst spazierbar und in Einzelnen beschaulich gefunden."

Wie elektrisch würden die empfänglich aufgeregten Herzen durchzuckt werden, wenn ihnen von diesen Felsenstirnen die gewaltigen, erhabenen und tiefsinnigen Sprüche Jean Pauls, der die frommen, ehrwürdigen, herzlichen Worte der Königin Louise entgegenleuchteten, ebenso die kraftgedanken unserer größten Dichter und Denker! Und wie stolz würde sich unsere Brust heben, wenn uns aus diesem Naturwunder die Namen derer entgegentönten, welche Deutschlands Culturgeschichte so groß gemacht haben! Das deutsche Volk muß wieder in die heiligen Haine seiner Vorfahren wandern; an den Cultstätten ihrer Götter, Schöpfungen ihres Geistes, müssen wir den Cultus unseres Geistes, unserer Vaterlandsliebe begehen. Und kein Hain eignet sich dazu besser, als die Louisenburg, dieser wahrhaftige Volks- und Königshain. Recht in der Mitte, im Herzen Deutschlands gelegen, gibt sie in ihrem wunderbar herrlichen Formenreichthum ein treues Naturbild des deutschen Geistes in seiner mannichfachen großartigen Gestaltung. Von der deutschen Königin, der Fürstin der Herzen, und vom deutschen Thorfürsten, dem Befreier der Herzen, sollten echte Gottkörner des Geistes an diesem Gestein glänzen, wie echte Geistkörner im Gestein dieser Berge.

Heil einem Volke, das eine Königin und einen Dichter gehabt hat, wie Louise und Jean Paul! Ein solches Paar ist ein unveräußerlicher Schatz, ein Volksherz, der, wenn auch versenkt, dennoch strahlt und, wenn seine Zeit gekommen, als prächtiger Doppelstern aufgehen wird, um mit seinem Glanze alles Volk zu erkräftigen und zu begeistern. Die aufflammende Kraft und Begeisterung Deutschlands streifte die Schlangenringe des ersten Napoleon Bonaparte ab, es wird und muß sich auch der Mephistopheles-Natze seines Zerrbildes erwehren; ja wie uns der Erste zu dem großen moralischen Aufschwunge von 1813 trieb, so wird uns der Zweite noch eine Stufe höher treiben auf der Leiter der Volksentwickelung. Hinauf! hinauf! Oben winken und strahlen die Sterne Louise, Schiller, Richter, Arndt!

Der 19. Juli dieses Jahres ist der fünfzigjährige Todestag der Königin Louise, und der 21. März 1863 der hundertjährige Geburtstag des Dichters Johann Paul Friedrich Richter.

Aus meinen Memoiren.

Von Emma Niendorf.

Plaudereien über die Napoleoniden.

Vor Jahren hörte ich einen vom Rhein heimkehrenden Freund berichten, er habe auf dem Dampfschiffe zwei junge Leute getroffen, die sehr artig waren und vornehm schienen. Sie hatten ihren eigenen Wagen bei sich auf dem Verdecke. Jener suchte während der Fahrt sich denselben zu nähern, weil er ihre Namen zu wissen wünschte. Aber statt des Wappens, das er erwartete, fand er auf den Knischenschlag eine aufgehende Sonne gemalt, mit den Worten: „Je monte". Erst nachher erfuhr er, daß der Eine dieser jungen Männer der Graf St. Leu, der Andere dessen Begleiter gewesen sei. Louis Napoleon hat diese Devise, den Wahlspruch seines ganzen Lebens, wahr gemacht.

Vom Prinz Jerôme Montfort selbst hörte ich, als er von Arenenberg zurückkehrte, wohin er sich von Stuttgart aus begeben hatte, um den gerade dort verweilenden Cousin zu besuchen, daß er denselben in Büchern und Karten begraben gefunden.

„Ja, was plagst Du Dich denn mit all dem Zeug?"

„Das brauche ich."

„Wozu?"

„Weil ich später doch noch einmal Kaiser werde. Ich weiß das gewiß!" wiederholte Louis Napoleon.

Aus gleicher Quelle weiß ich Manches aus der Zeit des Besuchs vom Kaiser Nicolaus am Bodensee. Prinz Montfort

Digitized by Google

befand sich mit dem Czaren bei der königlichen Familie im Schlosse zu Friedrichshafen. Auch Louis Napoleon kam von Arenenberg herüber. Der Czar ließ ihn sehr links liegen. Louis empfand dies tief, es that ihm sehr weh. Er ist, wie seine Freunde und Bewunderer selbst von ihm sagen, der Mann, der nichts vergißt und nichts vergibt. Er hat es dem Kaiser Nicolaus in der Krim heimgegeben, wie er es dem Papste jetzt heimgibt, daß derselbe ihm den Thronerben nicht selbst hat taufen wollen.

Wer erinnert sich nicht des Adlers, welcher den Neffen und Nachfolger des großen Napoleon bei seiner Landung von England symbolisch umkreiste? Britische Journale haben damals die dabei angewendete Manipulation der Fütterung unmißdeutlich besprochen. Durch diese Anekdote ist Persigny, während der Präsidentschaft Louis Bonaparte's in Berlin, hauptsächlich bekannt geworden. Er erzog und richtete diesen Adler ab, im Verein mit einem Groom des Herrn von M., des österreichischen Ministers. Durch den Stallknecht kam der eigentliche Zusammenhang der ihrer Zeit vor Gericht verhandelten Geschichte auf, welche man in diplomatischen Kreisen genau kennt. Dieser Anfang charakterisirt das ganze System. — Das ist wie für das Hippodrome berechnet. Auch der seitherige Styl offeieller und officiöser Blätter paßt dahin. Ich bin ihnen bei häufiger und längerer Anwesenheit in Frankreich bis zum Ueberdruß gefolgt. Oft dachte ich, der Kaiser müsse sich schwer ärgern, wenn er es läse. Seine Feinde könnten nicht Schlimmeres erfinnen, ihm „ridicule" zu geben. Es wird uns vollständigen Ironie. Ich möchte solchen Schwulst zuweilen die tollste Kriecherei der Lyrik heißen. Z. B. die Pairie, aus Gelegenheit einer Rundreise* des Staatsoberhauptes. Um mit dem Kaiser zu reisen, erklärt u. A. das Blatt, müsse man „Lendsangen, Hirschbeine und einen Straußenmagen" haben, um diese „eben so lehrreichen als seenhaften Course" mitzumachen.

Wie unter Septimius Severus der Senat decretirte, es müsse sich zu Rom in jedem Hause eine Kaiserbüste finden, so trifft man im heutigen Paris in jeder Localität, ich weiß nicht, ob auf höhern Befehl oder aus Schmeichelei, ein Conterfei von Louis Napoleon. Auf mich hat es den seltsammsten Eindruck gemacht, als ich das erste Mal, in einen der Schlachthäuser trotend, in der blutigen Halle, mitten unter dem todten Fleisch, an der Wand die Büste des jetzigen Kaisers gewahrte, pomphaft mit Trophäen umringt, mit Waffen und Fahnen geschmückt. Ist die Welt wahnsinnig geworden? fragte ich mich. Soll das Hohn sein? Die italienischen Schlachtfelder haben die gräuliche Allegorie, vor der mir ahnungsvoll schauerte, nur zu sehr gerechtfertigt. Es soll mich wundern, wenn er sich nicht bald selbst das Strahlenviadem aufsetzt, welches die solenne Verstellung des Divus, des vom Senat confecrirten Cäsars, verlangt.

Betrachten wir die Rückseite der Medaille. Es würde sich nicht ziemen, wenn ich die Persönlichkeit nennen wollte, von der man in manchen Salons zu urtheilen sich vermißt: „Er sieht aus, wie ein ausgebalgter Raubvogel." — Etwas Verwandtes liegt in der ganz unbefangenen Bemerkung eines Deutschen, nachdem ihm gelungen war, was er längst neugierig gewünscht, einen gewissen Löwen des Tages von Angesicht zu Angesicht zu erblicken: „Er sieht interessant aus, aber er hat auf mich den Eindruck von einem Räuberhauptmann gemacht."

Ich erinnere mich, als Kind in einem der königlichen Schlösser Bayerns, entweder in der Residenz selbst oder zu Schleißheim, ein für den ersten Napoleon prächtig ausgestattetes Schlafgemach gesehen zu haben, in welchem er eine Nacht unterbrachte, und das der Castellan mit der Bemerkung zeigte, der Kaiser habe sich nicht getraut, sich hinter die rothhammetnen von Goldstickerei strotzenden Vorhänge zu legen, auf denen seine Chiffern, seine Kronen und Wappenbilder funkelten, sondern auf dem Sopha geschlafen, weil er fürchtete, in dem schweren Baldachin möchte ein Anschlag auf das Leben lauern, eine Höllenmaschine, weil er fürchtete, seine eignen Kronen möchten ihn selbst zerschmettern, seine eignen Wappen ihn selbst ersticken. Die Reminiscenz an diesen früheren Vorgang hat einer der jüngsten Zeit mir wieder angefrischt.

Das geschah durch den Besuch, den der neue Kaiser bei einem süddeutschen Hofe machte, der ihm im guten Vertrauen auf sein Friedenswort und seine nachbarliche Gesinnung gastlich empfing. Man feierte den Geburtstag des heimischen Monarchen. Es ist noch früh am Morgen, kaum daß sich ein paar Personen in dem noch ganz verdreten innern Schloßhof blicken lassen. Unter ihnen ein bedeutender Mann am Hofe, der nach dem Appartement seines Gebieters schreitet, um vielleicht der Erste zu sein, welcher seine Glückwünsche darbringen darf. Unwillkürlich fällt sein Auge im Wandern über den Hof auf die Fenster von Louis Napoleon, welche gerade auf diesen innern Schloßhof gehen, und für den man eine Gemächerreihe mit ebensoviel modernem Luxus als Geschmack einrichten ließ. Jetzt dröhnt plötzlich ein Donner, daß die Mauern beben, die Scheiben klirren. In dem Augenblicke fährt Louis Napoleon im Hemde an das Fenster — es ist dasjenige seines Schlafzimmers — und streckt den Kopf heraus. Alles ruhig und in gewohnter Ordnung befindend, zieht er sich sogleich wieder zurück, indem er den erwähnten Herrn gewahrt und ihn mit der Hand grüßt. Die Kanonenschläge wiederholen sich in regelmäßigen Zwischenräumen — die Salven, mit denen man herkömmlich früh am Morgen das Wiegenfest des Landesvaters begrüßt. Der Kaiser, mit jähem Schreck geweckt, mochte wohl ein Attentat, eine Explosion, eine abermalige Höllenmaschine fürchten. Die Situation hat etwas sehr Drastisches. Europa, das ist der Mann, vor dem Du zitterst! . . . . . Der Moment ist nicht bekannt geworden. Nur Wenige erfuhren ihn.

Wie vorsichtig der 2. December handelt und wie weit sein Arm reicht, nur ein Beispiel. Einer meiner britischen Freunde, einer der ernstesten, gediegensten Geister, geht in diesen letzten Jahren über den Canal, um für unbestimmte Zeit in Paris wissenschaftlichen Studien zu leben. Es verstreichen Monate und Monate, und seinem Scharfsinn fehlt es nicht an tiefen Einblicken in das Räderwerk der dortigen Maschine. Allmählich stößt er aber auf Hemmnisse aller Art in seinen Angelegenheiten. Es kann ihm nicht verborgen bleiben, daß man ihn beobachtet, bewacht, daß seine Correspondenz, in welcher er von seinen Entreckungen, seinen Ansichten über das herrschende System kein Hehl machte, von fremden Augen gelesen wird. Um sich den Verfolgungen zu entziehen und dampfschlich seine Papiere zu retten, eilt er vor Jahr und Tag in sein Vaterland zurück. Er hat die schlagendste Ueberzeugung, da die Beweise gewonnen, daß Louis Napoleon Plane gegen Alt-England schmiedet, sogar einen Angriff, einen Ueberfall der unverthei digten Küstenpunkte vorbereitet. Alle diese Wahrnehmungen und dringenden Winke hat die ausgezeichnete Feder dieses Freundes in einer Broschüre niedergelegt. Allein weder in London, noch sonst irgendwo in den vereinigten Königreichen findet der sonst geschätzte Schriftsteller einen Verleger dafür. Man hat sich ja dort noch nie mächtiger in beiden Hemisphären gefühlt, als just im Augenblick, und Palmerston macht im Parlament unverbesserliche Witze!

Den der Politik ist der Weg nicht weit zu der Kaiserin Eugenie, seit dieselbe Staatsrath hält. Die Pairie, weil es ihre Eitelkeit verletzt, daß die Gesährtin von Louis Napoleon keine Prinzessin ist, haben nicht immer Sympathie für sie entwickelt. Der Augenschein lehrte es mir bei großen Paraden, z. B. am Napoleonsfeste im August. Anfangs, wenn der Wagen der Kaiserin von St. Cloud her gefahren kam durch die Champs Elysées, rührte sich keine Stimme. Als aber der Kaiser anspreugte und, wohlverstanden, zuerst den Hut abnahm, rief die Nationalgarde: „Vive l'empereur!" Dreimal ritt er so um den von Nationalgarden besetzten Concoerplatz, den Hut in der Hand.

Dort in der südlichen Ecke des Vendômeplatzes liegt das Hôtel du Rhin, in welchem Louis Napoleon zuerst wieder abstieg, als er nach Paris zurückkehrte. Er hatte daselbst mit der Königin Hortense gewohnt, welche erkrankt war, als er seine Philippe ausdrieb. Eine meiner Freundinnen machte bei diesem Heimkunft ein Bonmot, das sich sprüchlich bewährte: „Er ist angekommen am Fuße der Säule, und wird bald auf die Spitze hinaufsteigen." — Durch eines jener seltsamen Zusammentreffen, denen man in den Geschicken begegnet, und in deren Fatalismus sich namentlich die Bonaparte's gefallen, stößt das Haus, in welchem Mademoiselle de Montijo den ersten Winter mit ihrer Mutter zubrachte, an das Hôtel du Rhin. Auch sie war am Fuß der Säule angelangt, um bald sich auf deren Spitze zu schwingen.

Ich hörte über diese Verbindung und über den Ruf der Dame manche unparteiische Urtheile von gutunterrichteten Personen. Alle stimmten darin überein, daß sich über die junge Gräfin Montijo nichts sagen lasse. Graf W., der sie noch von der Zeit vor ihrer Vermählung kannte, ihr da und dort begegnete, auch in Bäcern, und durch ritterliche Wahrheitstreue den größten Glauben verdient, äußerte: „Man konnte nicht glauben, daß eine Spanierin 26 Jahre alt werden sollte ohne Abenteuer. Daher die Verleumdungen, um so mehr, als diese Heirath den Stolz der Franzosen verletzt." — Ueber

* Nach Lille, September 1853.

Digitized by Google

den Kaiser fügte er hinzu: „Man liebt ihn nicht — weil man ihn nicht achtet; besonders wegen seines Wankels, dem auch der Anlaß seiner Wahl entspricht: er war verliebt in Doña Eugenia, weil sie schön ist, und ließ sich mit ihr trauen, weil er sie nicht als Geliebte erlangen konnte." „Mon Dodo, mein Dodo kommt!" ruft die Kaiserin Eugenie, wenn sie die Schritte ihres Gemahls erkennt, springt auf ihn zu, küßt und streichelt ihn. So erzählten die in ihrem Appartement beschäftigten Frauen. Aus guter Quelle glaube ich zu wissen, daß die bangen Eltern vor einigen Jahren einen berühmten deutschen Leibarzt über den kleinen Prinzen zu Rathe zogen. Die Pariser Doctoren scheinen wegen der Theilnahmlosigkeit des Blickes einen Mangel an Sehkraft, mit einem Worte Blindheit gefürchtet zu haben. Unserem genialen Landsmann gelang es, durch glückliches Experimentiren mit einem Stabe in der Luft die Aufmerksamkeit des Kindes zu wecken: er greift nach dem Stabe — der kaiserliche Knabe ist nicht blind! Man denke sich die Wonne von Vater und Mutter!

„Sie ist's — sie ist's!" rufen die Damen, sich in die Straße stellend, wenn sie vorüber fährt in ihrem vierspännigen Glaswagen, anmuthig grüßend; und Alles zieht unwillkürlich die Hüte vor der schönen Frau. Wer sie nicht gänzlich im Staatsrath Montessinos behaupten will, daß sie in der ersten Zeit, wo sie die Krone trug, sich oft ausgesprochen, daß, wenn sie gewußt hätte, wie viel Langeweile man auf dem Throne ausstehen müsse, sie niemals Kaiserin geworden wäre. Wir sehen zum Mindesten da einen von den vielen längst verheißenen und angekrohten Fortschritten in Wirkung treten: Emancipation des Weibes. Wenn man hört, daß Eugenie im Staatsrath präsidirt, die österreichische Botschafterin bei Hofe Auffahrt hält und ihr Begleitungsgeschreiben überreicht — muß man da nicht denken, daß eine moderne Amazonenzeit anbricht?

Was die Herrschaft der Kaiserin auf weiblichem Gebiete betrifft, wollen wir sie verantwortlich machen für den verschwenderischen Kleideruxus, den sie begünstigt, vielleicht der Industrie zu Gefallen begünstigen muß. Der colossale Aufwand unter diesem Regiment hat etwas, das an die Verschleuderungen römischen Cäsarenthums mahnt. Damit gründet man keine Dynastien, damit vernichtet man sie nur. Die Toilette zerrüttet heutigen Tages die Familie und durch sie den Staat. Es ist Thatsache, daß die Damen gegenwärtig in Paris sich nicht mehr träumen lassen, ihre Rechnungen in den Magazinen zu zahlen, sondern froh sind, nur die laufenden Zinsen dieser Rechnungen noch zahlen zu können. Somit wäre der immer in den Vordergrund geschobene Vortheil für Handel und Gewerbe auch nicht so glänzend.

Anfangs machte sich dieser Einfluß der jungen Kaiserin dadurch geltend, daß sich die obnehin grazissen spanischen Moden mehr in der Hauptstadt verbreiteten, die sich ihnen eigentlich schon seit der Verlobung der Herzogin von Montpensier zuneigte. Man sah von jetzt an, neben einem viel ausgedehnteren Gebrauche des Fächers, auffallend viele schwarze Toiletten in den Straßen von Paris. Zuerst sammten die Pyrenäen eine Menge Gäste. Die Theater bemächtigten sich einiger Helden der Familie Montijo. Der Faubourg von St. Germain spielte in das Andalusische hinüber. Ich selbst lernte in den Salons Damen kennen, welche durch die gemeinschaftliche Abstammung von Don Guyman mit der neuen Kaiserin verwandt sein wollten und eifrig die Sonntagsmesse in der Capelle der Tuilerien besuchten. Man lernte die Castagnetten schlagen und jenen unnachahmlichen Schwung des iberischen Fächers.

Zu den wirklichen und nächsten Angehörigen der Kaiserin zählt der jetzige Herzog von Alba, welcher mit ihrer Schwester vermählt ist. Die alte Gräfin Montijo wußte derselben die beste Partie zu geben, die man in Spanien machen konnte. Ihre andere Tochter machte dann — die beste Partie in Frankreich, oder die erste doch wenigstens. Die Familie des Herzogs sinnet sich öfters zum Besuch in den Tuilerien ein oder begleitet die Kaiserin in die Bäder. Louis Napoleon pflegt dann eine Dame zu Palais der Letzteren — die Palastdame erzählte es mir gelegentlich selbst — in sein Cabinet rufen zu lassen, um ihr den Auftrag zu ertheilen: „Dachtet des jonjous pour les enfants du duc d'Alba." — Zuerst fiel der Herzog von Alba durch sein kleines schwächliches Aussehen in Paris auf. Daher muß er weiterhin ohne Gefolge reisen, von dem man von verschiedenen glaubwürdigen Seiten, darunter Damen und Herren aus Madrid selbst, uns den merkwürdigen Fact verbürgt, daß dieser noch lebende Herzog Alba — schon vor seiner Geburt begraben war. Als seine Mutter ihn unter dem Herzen trug, erkrankte sie schwer. Bald blieb keine Hoffnung mehr, die Herzogin zu retten. Sie starb auf einem ihrer Schlösser, entfernt vom Madrid. Als Leiche ließ man ihr, wie dies in Spanien Sitte bei Vornehmen ist, alle Kostbarkeiten, welche sie zu tragen pflegte, und deren waren nicht wenige. So ward sie in der Familiengruft beigesetzt. In einer Nacht drangen Männer aus der Umgegend oder aus dem herzoglichen Hause selbst in die Todtengewölbe ein, den Sarg zu berauben. An kleinen Finger der Herzogin steckte ein Diamant. Der Ring wollte nicht heruntergehen. Da sägten die Räuber den Finger ab. Von dem Schmerz geweckt, kommt die nur Scheintode wieder in das Leben zurück. Sie richtet sich in ihren Grabtüchern auf im Sarge. Die Räuber fliehen vor dem Anblicke erschrocken, lassen aber das Grabgitter auf. Die Herzogin kehrt in ihr Schloß heim, wo man sie gleich einem Geiste empfängt. Als ihre Stunde nahte, genas sie eines Sohnes. Er soll von Kindheit an bis auf den heutigen Tag immer leichenblaß gewesen sein. Die Alabasterfarbe des gegenwärtigen Herzogs von Alba stimmt mit der Schilderung überein. Auch der Herzog von Medina Sidonia ist einmal in Paris erschienen, der vornehmste und mächtigste Grande Spaniens. Er ist ebenfalls sehr klein von Figur. Bei einem Hoffeste in den Tuilerien hörte er, wie sie spottend hinter ihm flüsterten: „Der Kleine!" — Da wendet er sich und sagt: „In meinem Hause nennt man mich groß" (Grand).

Wenn ich mich etwas von Doña Eugenia entfernt habe, so geschah es mit der Absicht, noch einmal zu ihr zurückzukehren, um hinzuzufügen, daß sie mir am unübersinnlichsten scheint, nicht im Staatsrathe, sondern in einem andern Reiche, in ihrem eigentlichen Reiche, das sie sich selbst erobert und gegründet hat: in dem der Blumen. Sie liebt, sie beschützt die Blüthen, ist deren Patronin im ganzen weiten Frankreich. Sie steht an der Spitze aller Blumenvereine und Blumenausstellungen. Als Huldigung für sie zaubert man die vollste Feenpracht der Flora hin. So ist die holde Frau mitten in ihrem blumenliebenden, blumenduftenden Paris, wie auf einem Blüthenthrone, die echte Blumenkaiserin.

Dieser Vorstellung entspricht die Miniature der Kaiserin, die mit Paffot gezeigt, und zu der sie ihn selbst gesessen hat. Er dürfte wohl für den ersten jetzt lebenden Miniaturmaler gelten, sowie man auch das Portrait von ihr für das beste hält, das noch gemacht worden ist. Ich will es gern glauben, weil ich so nun eine ganz andere Auffassung von ihr gewann. Was mir in der Wirklichkeit einigermaßen matt erschien, ist nur die spanische Langueur. Wenn Doña Eugenia redet, dann kommen das „expansif-ement", wie sie sagen, das alle spanischen Physiognomien haben sollen, „à fleur", wie meine Freundin Gräfin Ines (Agnes) mich belehrt. „Im Vorbeifahren," behauptet Graf R., „sieht man sie nur so kalt, müde. Aber wenn sie spricht — da schmilzt alles!" — In dieser Miniature ist es eine wahrhaft kaiserliche Erscheinung, und Geist leuchtet aus den Augen — so etwas pflegt ein Miniaturemaler gewöhnlich nicht hineinzutragen. Welche schöne Büste, welcher Schwanenhals! Ganz einfach, nur von einer Perlenschnur umwunden. Vor diesem Bilde will ich abbrechen, um nicht zu bitter, zu gellend enttigen zu müssen. Die Schönheit hat immer etwas Versöhnendes. Nicht Geschichte will ich in diesen Lose an einander gefädelten Anekdoten geben, nicht einmal Chronik, blos Material für den Historiker.

Kleiner Briefkasten.

Der Verehrerin der Gartenlaube zur Nachricht, daß Herr Professor Bock vorläufig Leipzig nicht verlassen wird und täglich zu sprechen ist.

H. M. in L. Bezahlen, von Ihrer freundlichen Offerte keinen Gebrauch machen zu können.

Mt. in Warschau. Der erste Jahrgang ist gänzlich vergriffen, der zweite Jahrgang ist auf antiquarischem Wege leicht zu erlangen.

S. in F. Wir können Ihnen für diesen Fall nur die „Süddeutsche Zeitung" in München erschienen empfehlen, die mit vielem Geschick und Freimuth eine gesunde nationale Politik vertritt. Die norddeutschen Blätter verfolgen mehr oder weniger dieselbe, die sogenannte liberale Richtung, und haben in neuerer Zeit viel an Frische und Entschiedenheit gewonnen.

A. F. in Moskau. Von dem „Drama in der Luft" können wir keinen Gebrauch machen, dagegen sehen wir Ihren Artikeln über Ihre neue Heimath mit Vergnügen entgegen.

E. B. in L. Die „Schrulle" scheint sich endlich doch Bahn zu brechen. In den höheren Kreisen der Düsseldorfer Gesellschaft werden in den übergraphirten Einladungen jetzt schon Frack und Reifröcke ausdrücklich verbeten. Nur selbst verwirrte gegen alle Gebrauchsfortschritten! Hoffentlich kommt nächstens auch die Angströhre daran.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Sigrid, das Fischermädchen.

Novelle von Theod. Mügge.

(Fortsetzung)

Während Clas draußen auf die arme Robbe losschalt, griff seine Mutter drinnen den Fischer an dem Arm, schob ihren Kopf dicht an sein Gesicht und murmelte ihm zu: „Tamit, Gullit: so lange Du Thorkel's Seehund im Hause hast, hat Dich das Unglück. Wirf ihn in's tiefe Wasser, gib ihn Clas, der soll thun, was ich sage. Dann ist Clas mit Dir, und Thorkel bist Du los. Jetzt hilf ihm."

Gullit machte die Thür auf. Der Seehund lag davor und hielt Clas mit grimmigem Zahnfletschen von sich ab. Der Fischer gab dem Thiere einen Stoß, der es seitwärts warf, darauf ging er zurück, ohne ein Wort zu sagen, und setzte sich wieder an seinen Platz. Clas kam nach, aber seine Mutter winkte ihm zu, daß er schweigen sollte; so setzte er sich auch an's Feuer und betrachtete Beide. Grete rauchte, legte ein paar Holzstücke auf die Flamme, daß sie hell aufloderte. Sie hielt die kurze Pfeife zwischen ihren breiten Lippen, der Dampf zog über ihr Gesicht, ihre Augen funkelten darans hervor. Ihre Ellenbogen stemmte sie auf die Beine, legte ihr dickes Gesicht in beide Hände und hockte so vor dem Heerde. „Besser wird's nicht, Gullit," begann sie nach einer Weile, ohne ihn anzusehen, „Du wirst es inne werden. Dein Kind wird nicht eher wieder aufstehen, guter Fang wird nicht kommen, Du wirst Unglück haben, Unglück überall, bis der böse Name aus Deinem Hause ist. Ja, ja, Gullit, es ist ein Bann, ich sag's Dir, ich seh's in Deinem Feuer."

Der Fischer blickte stier ihren Blicken nach. Es war ein Grausen in seinem Kopf, das ihm die Haut zusammen zog. Er dachte daran, wie Thorkel gesagt hatte: „Mag es Dich nicht gereuen!" dachte an den Schimpf, den er ihm angethan.

„Wirst morgen auch nichts fangen," sagte Grete, „der Busemand hält Wache, läßt nichts in Deine Netze. Schickt gräulich Wetter, reißt Dich nieder, legt sich auf Anders mit seinen Plagen."

„Was soll ich thun, Grete?" murmelte der geängstigte Mann.

Sie beugte sich zu ihm und sprach: „Du wirst es sehen, Gullit, es wird morgen sein, wie heute, dann eile Dich. Der Hund muß in den Langfjord; wenn es Nacht ist, gib ihn an Clas —"

In dem Augenblick sah Clas auf, und da er nach seiner Mutter blickte, sah er noch etwas an dem kleinen Fenster hinter ihr an der Hüttenwand. Es war ein Gesicht oder ein Schatten, der schnell verschwand, aber er glaubte ihn doch erkannt zu haben, und ohne etwas zu sagen, stand er auf, ließ seine Mutter bei Gullit sitzen und ging hinaus. Als er draußen anlangte, sah er sich um und horchte. Die Sterne standen am Himmel, der Wind schwieg, sehen konnte er nichts, denn es war sehr dunkel, aber von den Steinplatten her, auf denen des Pfarrers Garten lag, hörte er ein Geräusch, und den steilen Hang herunter kollerte ein Stein. Es stieg Einer dort hinauf, hatte auf den Stein getreten und ihn zum Fallen gebracht. Clas besann sich nicht lange, folgte ihm leise nach, und da es ihm Wenige gleich thaten an Kraft und Behendigkeit, war er schnell oben, und so behutsam still, daß nicht der mindeste Lärm entstand. An dem Gitter duckte er sich dicht nieder und lag am Boden, bis er sich aufrichtete und in den Garten spähte. Es kam ihm vor, als regte sich etwas nicht weit von ihm unter einem Apfelbaum, der sein breites Geäst über den Weg ausstreckte, und plötzlich hörte er auch ein Geräusch in dem Gange, der vom Pfarrhause herführte. Es kam ein Anderer von dorther, und nun trat der unter dem Baume hervor und ging ihm entgegen.

Sobald dies geschah, stieg Clas über das Gitter, und wenige Augenblicke vergingen, so befand er sich unter dem Apfelbaume. Der Stamm war dick, und ein paar Fuß über dem Boden theilte er sich in eine Gabel; zwischen dem starken Geäst konnte ein Mann gut stehen, sich anlehnen und sich verbergen. Und hier stand Clas Gerud fest angeklammert und hörte mit gespannten Ohren; es dauerte jedoch einige Zeit, ehe er etwas vernehmen konnte. Denn die beiden Personen blieben fern in dem Gange, er hörte kaum, daß sie zusammen sprachen. Bald jedoch kamen sie näher, Clas hatte dies wohl erwartet, denn der große Baum gab ihnen den besten Schutz für ihre Heimlichkeiten. Und nun wußte er auch, wer Beide waren: Jungfrau Else und Thorkel, sie wurden schnell von ihm erkannt.

„Es geht ihm also gut, sagst Du?" fragte des Pfarrers Tochter.

„Ich denke," antwortete Thorkel, „es soll ihm bald noch besser gehen."

„Wie meinst Du das?" fuhr sie fort.

„Ich meine, er wird nicht unterliegen. Wird einmal wieder in Meldalsgaard wohnen und seinen Namen zu Ehren bringen."

„Hat er Dir nichts aufgetragen an — an mich? Keinen Gruß?"

„Nein, nein!" sagte Thorkel. „Er war fort, als ich ging. Es kam schnell, daß ihr entlassen wurde."

„Du weißt auch nicht, wo er ist?"

„Ich kann's nicht sagen," antwortete Thorkel. „Es möchte falsch sein."

Digitized by Google

Es verging eine Minute, dann begann Jungfrau Else wieder zu sprechen, aber ihre Stimme war schwach und wie von Furcht gebrochen. „Höre mich an, Thorkel," sagte sie, „willst Du mir antworten?"

„Gewiß will ich das," versetzte er.

„Und willst mir die reine Wahrheit sagen?"

„Darauf kannst Du Dich verlassen, Jungfrau."

„Man hat mir mitgetheilt, daß Erik ein schlechtes, wüstes Leben führt — ich will nicht sagen, von wem ich es hörte, aber —"

„Ich kann's denken," fiel Thorkel ein, „es gibt welche, die solche Sachen Dir gern erzählen."

„Daß er seine Schulden leichtsinnig vermehrt, und daß er auch Dich verleckt hat, so daß Du das Geld von Deinem armen Vater fordern und ihm geben mußtest," fuhr Else fort.

„Ja," sagte Thorkel, „das Geld habe ich ihm gegeben."

„Ist das wahr?!" rief sie schmerzlich erschrocken.

„Wahr und gewiß," sagte Thorkel, „aber fürchte Dich nicht davor. Er hat mich nicht verlockt, ich gab es ihm, ohne daß er es forderte. Er wußte es nicht eher, daß ich an meinen Vater geschrieben, bis ich das Geld hatte."

„Was hat er damit gemacht?" fragte sie.

„Das ist seine Sache, nicht meine," antwortete Thorkel, „doch glaube Gutes von ihm, Jungfrau Else, er verdient es."

„Sagst Du es!" versetzte sie aufgeregt, „wie soll ich es glauben?"

„Weil es eine richtige Sache ist," erwiderte er mit fester Stimme.

„Und was ist richtig?" fuhr Else fort. „Daß er — einem Mädchen nachgereist ist?"

„Ich sing Thorkel an zu lachen, ganz lustig und laut, als sei er davon besonders erfreut. „Höre an, Jungfrau Else," fuhr er dann heraus, „laß Dich davon nicht bange machen. Einem Mädchen ist er nach, aber heirathen wird er es nimmer, Du kannst es glauben. Das geschieht so wenig, wie der läppische Lümmel Clas mein lieb Sigrid heirathen wird, so wenig, wie König Olafs Hochzeitszug je von den hohen Romsdalsfjellen niedersteigt, und die Heidenpriester wieder lebendig werden, die er in Stein verwandelt hat, und die dort stehn bis in Ewigkeit. Und nun gib Dich zufrieden, Jungfrau Else, ich sage Dir, es ist Alles klug und wird sich erweisen."

„Erik ist nicht in Schande und Sünde?" fragte sie mit neuem Glauben.

„Es ist kein Falsch an ihm, Du sollst es erfahren."

„Er hofft zu uns zurückzukehren?"

„Das denkt er sicherlich."

„Und denkt — denkt auch an mich?"

„Ja, ja!" rief Thorkel, „es ist kein Tag vergangen, wo er nicht von Dir gesprochen hätte und alter Zeiten gedacht. Und was jetzt" — er hielt inne und fuhr dann fort: „Warte nur noch kurze Zeit, Nachricht muß von ihm kommen, und was ich erfahre, sollst Du sogleich wissen. Du hast an mir einen guten Freund, Jungfrau Else, das glaube immer."

„O, guter Thorkel, ich glaube es gern!" sagte das Fräulein mit zitternder Stimme.

„Ja, ja!" fuhr er fort, „es ist sowohl um Erik's wegen, wie deinetwegen und um Sigrid, und weil es mir geht wie Dir und ihm. Aber Du mußt muthig sein. Laß Dich nicht beschwatzen von dem hohlköpfigen Kerl in Molde; mit all seinem Gelde ist er doch nichts werth."

„Ach! lieber Thorkel," seufzte sie leise, „mein Vater!"

„Ei, so sprich mit ihm und sage, Du willst den reichen Schiemann nicht haben."

„Bin ich nicht meines Vaters Kind?" versetzte sie. „Kann Sigrid ihrem Vater ungehorsam sein, wenn er ihr bestehlt, zu gerechen?"

Er schwieg und besann sich. „Das geht freilich nicht an," sprach er darauf, „obwohl es hart ist, aber Vaters Wille muß Recht bleiben. Nun, so mache es also, wie Sigrid, mache ein froh Gesicht; laß Dir nicht merken, wie es in Deinem Herzen steht, und suche es klug zu wenden."

„Wie soll ich es wenden, lieber Thorkel?" fragte sie betrübt.

„Höre," versetzte er. „Es ist ein altes richtiges Wort für jeden Menschen, der in Noth ist, daß, wer Zeit gewinnt, viel gewinnt, oft Alles. Wenn der Sturm unser Boot faßt, suchen wir es von den Rippen abzuhalten, in's offene Wasser, unter Gottes Schirm. So thue Du es, und halt aus; wer weiß, wie bald sich Wind und Wetter ändern. Verspiel's bis zum Herbst, sage: ich will's bedenken! Ich meine, Sigrid wird's auch so machen, wenn Clas ihr zu nahe kommt. Sei gutes Muthes, Jungfrau Else, wir wollen mit ihnen schon fertig werden."

Ein Geräusch entstand am Pfarrhause. Die Hausthür wurde zugeschlagen. „Das ist mein Vater," flüsterte das Fräulein, „ich will ihm entgegen gehen, eile Du davon. Doch habe Dank, lieber Thorkel, und wenn Du mich sehen willst, wenn Du mir etwas zu sagen hast —"

„Dann sage ich es Sigrid und komme zu Dir hierher," fiel er ein.

„So geh — geh. Gott behüte Dich und behüt' Sigrid!"

„Vor dem Schlingel dem Clas," lachte Thorkel hinter ihr her. „Ei ja, den soll der Seehund verschlingen, oder ich thu's selbst."

Mit einem Sprunge war er über das Gitter und verschwunden. Nachdem aber Alles still blieb, glitt Clas an dem Stamme nieder und ballte seine Faust hinter ihm her. „Warte, Du Schuft," sagte er, „Du sollst von Clas Gorud kennen lernen. Du und das nichtswürdige Vieh, ich zerreiß' Euch Beide!"

5

Am nächsten Morgen befolgte Thorkel das Gebot des Herrn Schiemann. Er fuhr in seiner Jolle nach Molde hinüber, obwohl das Wetter noch schlechter war, als gestern, und eine schäumende Fluth durch den Canal von Dieröe in den Fjord drang. Da er an das Haus des Kaufmanns kam, saß Clas auf der Bank und mit ihm noch zwei andere Männer, handfeste Burschen, die in dem Speicher arbeiteten. Ihre Zwölfschaden hatten sie aufgestreift und ihre Lederschürzen, die ein breiter Schnallenriemen um den Leib befestigte, abgelegt. Als sie ihn kommen sahen, steckten sie die Köpfe zusammen und betrachteten ihn dann von oben bis unten. Thorkel ging vorüber und kehrte sich nicht daran, sagte guten Tag und blickte Clas an, der ihn ebenfalls anschaute und gleichgültig dankte, aber in seinen Augen lag nichts Gutes.

„Geh nur hinein," sagte er. „Herr Schiemann wartet auf Dich. Er hat längst nach Dir ausgeschaut."

Thorkel besann sich einen Augenblick, steckte seine Hand in seine Tasche, als suche er dort etwas, ging aber dann weiter. Der Kaufmann saß an seinem Schreibpult und blickte nicht auf.

„Wer ist da?" fragte er, während er weiter schrieb.

„Ich bin's, Herr!" antwortete Thorkel. „Gottes Gruß in Dein Haus."

„O, Du alter!" sagte Schiemann. „Was willst Du?"

„Du hast mich herbestellt, so bin ich gekommen."

„Du warst also bei dem Pfarrer, hast meinen Brief bestellt?"

„Das that ich, Herr."

„Und sagtest Jöns Bille die volle Wahrheit?"

„Ja, Herr."

„Dantte er Dir nicht?"

„Das that er."

„Er wollte Dich schützen vor Allen, die Dir schaden würden?"

„So sprach er, Herr."

„Und gab er Dir nicht einen Auftrag?"

„Ein Auftrag war's eben nicht, aber er hieß es gut, zu thun, was ich ihm vertraute."

„Was war's?"

„Nun, Herr, ich sollte der Jungfrau Else die Wahrheit sagen. Sollte getreulich antworten, was sie fragte."

„Und das thatest Du?"

„Ja, Herr."

„Hast ihr das schlechte Leben Erik Meltaks geschildert?"

„Ich hab's geschildert wie es ist."

Herr Schiemann legte die Feder hin, las den Brief durch, den er geschrieben, und streute Sand darauf, dann drehte er sich um, und seine grauen scharfen Augen hefteten sich auf Thorkel. „Gut," sagte er, „und jetzt kommst Du zu mir und willst Deinen Lohn haben?"

„Noch nicht, Herr, doch fragen möcht' ich, ob Du mir die Stelle nicht herausgeben willst. Du kannst Deine Bedingungen machen."

Digitized by Google

Ein Lachen flog über das harte Gesicht des Kaufmanns. „Nein," sagte er, „die Stelle bekömmst Du nicht, die habe ich Claes Gorvad versprochen, aber Dein Lohn soll Dir nicht fehlen. Sieh, hier habe ich soeben Deinetwegen an den Vogt Hegborg geschrieben und Dich ihm dringend empfohlen; das will ich Dir vorlesen, damit Du siehst, daß ich dankbar bin." Er nahm dabei das Blatt auf und las laut:

„Mein lieber Freund Hegborg! Seit drei Tagen ist der Thorlef Ingolf wieder hier, auf den ich Dich aufmerksam mache, als auf einen Burschen, um dessen Versorgung ich Dich dringend bitte. Ich habe mich seiner annehmen, habe ihm Arbeit geben wollen und hatte beschlossen ihm beizustehen, wenn er es verdiente, ebenso hat dies der gute Herr Jöns Bilde gethan. Er hat es aber vorgezogen, uns auf's Schändlichste zu belügen und zu betrügen, und da er sich obdachlos umhertreibt, alle ehrliche Leute ihn von sich weisen, auch Niemand ihm Arbeit geben wird, ein solcher Vagabund aber nur der Gemeinde gefährlich werden kann, so schaffe uns Ruhe vor ihm und gib ihm Beschäftigung im Spinnhause."

„So," sagte Herr Schiemann, „jetzt weißt Du, wie ich Dich empfohlen habe und was Dir bevorsteht."

Thorkel hatte, ohne eine Miene zu verziehen, zugehört. Endlich fragte er gelassen: „Warum hast Du das gethan, Herr?"

„Du frecher Kerl fragst noch danach!" schrie der reiche Kaufmann. „Willst Du es leugnen, daß Du mein und Herrn Jöns Bilde's Vertrauen auf's Schändlichste gemißbraucht hast?"

„Du hast Dich selbst betrogen, Herr," sagte Thorkel. „Es hat Einer, wie ich merke, gehört, was ich am Abend in des Pfarrers Garten sprach, und das scheint Dir nicht zu gefallen. Aber Du forderest mich auf, die Wahrheit zu sagen, der Pfarrer auch. Ich habe richtig gethan, was ihr Beide begehrtet; was scheltet ihr mich? Wolltet ihr Einen haben, der Euch zur Liebe lügen und verleumden sollte, dann seid ihr an den Unrechten gekommen."

„Du Lump Du!" sagte Herr Schiemann wüthend und ballte die Faust. „Aus meinem Hause mit Dir! Doch erst warte noch." Er riß an der Klingel, und durch die eine Thür traten Claes und die beiden Arbeiter herein, durch die andere Thür der Buchhalter.

„Nehmt dem Kerl das Zeug vom Leibe!" schrie ihnen Schiemann zu. „Alles, was er trägt, ist mein Eigenthum; dann werft ihn hinaus auf die Straße, zu Spott und Schande!"

„Herr," sagte Thorkel, „Du thust als gäbe es keine Gesetze in Norwegen, als könnteß Du mit mir verfahren, wie es Dir beliebt. Du belügst den Vogt. Niemand hat noch von mir Leid oder Schaden erfahren; Deine Falschheit wird an den Tag kommen."

„Mach keine Umstände, Junge!" rief Claes und packte ihn beim Kragen. „Faßt ihn an und hinaus mit ihm!"

Mit einer blitzschnellen Wendung drehte sich Thorkel um, und ehe die beiden Arbeiter zupringen konnten, bekam Claes einen Schlag an den Kopf, daß er gegen die Thür flog. In demselben Augenblick war Thorkels Hand auch in seiner Tasche, und ein breites scharfes Messer, wie Bauern und Fischer es in einer Lederscheide tragen, blitzte den Männern entgegen, die es nicht wagten, näher zu kommen.

„Wahrt euer Leben," sagte Thorkel, „ich rathe es euch. Du aber, Du schlechter Mann, wisse, daß Deine Falschheit Dir nichts helfen soll. Du wirst daran zu Schanden werden. Was ich an Kleidern trage, habe ich von Dir gekauft, auf Deinen Rath, und da wir es zusammenrechneten, betrug meine Schuld acht Thaler. Ich kam Dir diese zu bringen, denn ich mag nicht in Deinem Schuldbuche stehen. Hier ist Dein Geld, und jetzt macht Platz, ihr dort, und schämt euch Alle eurer schlechten Handlungen wegen."

Er legte acht Thaler auf den Tisch, die Herr Schiemann mit Verwunderung ansah. Nicht acht Groschen hatte er bei dem Burschen vermuthet und er wollte schon fragen, wo dieser das Geld gestohlen habe, aber Thorkel sah nicht aus, als ob er sich noch mehr gefallen ließe. Er hielt das Messer noch immer fest, und seine Augen hatten einen röthlichen Glanz, sie flogen wie Falkenaugen umher. Den starken Claes hatte er mit dem einen Schlag von sich geworfen, daß er noch immer wie betäubt stand; einem solchen verwegenen Kerl war leicht noch Schlimmeres zuzutrauen. Herr Schiemann schwieg daher, obwohl er voller Aerger war, denn Thorkel hatte die Rache, die er ihm zugedacht, vereitelt. Rasch und bloß sollte er aus dem Hause gejagt und dabei ordentlich durchgewalkt werden. Die beiden Arbeiter hielten dazu schon die Schmalleuteriemen ihrer Lederschürzen bereit; jetzt ging der freche Kerl davon, ohne daß ihm ein Finger weh that. Es konnte ihn Niemand halten.

„Hinaus mit Dir!" rief daher der reiche Kaufmann, „Du sollst bald finden, was Du verdienst von Beigt und Gericht."

„Ich fürchte mich nicht vor Dir," antwortete Thorkel lachend. „Du wirst es schon lassen, mich anzuklagen, denn Du hast ohne alles Recht mich angegriffen, und Deine schlechten Handlungen würden an den Tag kommen. Sei also froh, wenn ich schweige, und nimm Dich wohl in Acht vor den Steinen, die auf Deinem Wege liegen."

Damit ging er stolz auftretend hinaus, und Niemand rührte sich, um ihn anzustehen; als er aber fort war, schleuderte Herr Schiemann den Brief an den Vogt in eine Ecke des Schreibtisches, denn er dachte nicht mehr daran ihn abzuschicken, hatte auch überhaupt wohl nur Thorkel damit schrecken und einschüchtern wollen. Verdrießlich zog er die Stirn zusammen und schwieg eine Minute lang; darauf sagte er zu den Arbeitern: „Ihr mögt gehen, doch sagt es allen Anderen, daß keiner sich unterstehe, mit diesem Vagabund Gemeinschaft zu halten. Arbeit soll er in Molde nicht finden, dafür werde ich sorgen, und jeder Mann am Fjord, der sich mit ihm einläßt, soll keinen Fisch hier verkaufen, so wahr ich Schiemann heiße!"

Das war ein schweres Wort von dem Herrn und hatte Gewicht. Die Kaufleute hielten zusammen in allen Dingen, daher besaßen sie große Macht und Gewalt. Wo ein Fischer widersprechlig war, die Preise nicht annehmen wollte, die einer der Herren bot, oder sich groß und auffällig zeigte, nahm ihm seiner mehr seine Waare ab, auch wenn er sie bald so billig lassen wollte. Das ist so üblich an diesen Küsten, darum sind die Fischer ganz in den Händen der Kaufleute, und diese sich war nun über Thorkel ausgesprochen, der eilen mochte, daß er wo anders hinging, um sein Leben zu fristen.

Die Arbeiter gingen erschrocken fort, Claes jedoch blieb noch stehen, und zu ihm wandte sich Herr Schiemann, halb ärgerlich, halb sämisch, indem er ihn von der Seite ansah. „Er hat Dir wohl den Kopf eingeschlagen, Claes," fragte er, „daß er Dir so wackelt?"

„Beinahe," sagte Claes, die eine Kopfseite haltend, „aber noch nicht."

„Warum wehrest Du Dich nicht besser?"

„Ein ander Mal soll's geschehen. Ich versah's mir nicht," murmelte Claes grimmig.

„Die Stelle bekommst Du," sagte Schiemann, „aber ich schenke Dir ein sechsrudrig neues Boot obenein, wenn Du es dem Halunken für immer eintränkst."

„Es wird sich schon finden, wo ich es kann," versetzte Claes und verzerrte sein Gesicht.

„So thu's," antwortete Schiemann. „Bring ihn fort von hier auf irgend eine Weise, sonst macht er uns noch mehr Aerger und Scham. Er soll nicht wieder in des Pfarrers Garten, laure ihm auf und vertreibe es ihm. Geschieht es nicht, so wird er Dir auch die Sigrid stehlen."

„Bei Gott," sagte Claes und ballte seine Fäuste, „er soll nicht weit mehr kommen. Der Schlag an meinem Kopf soll ihm vergelten werden, mag's Blut und Leben kosten."

„Schweig still, Du Narr!" sagte Herr Schiemann und lachte dabei, „solche Worte muß man nicht aussprechen. Es ist an dem schlechten Buben wahrlich nichts gelegen, und Niemand würde sich viel um ihn kümmern, aber wenn ihm etwas zustieße, könnte man meinen, Du seist Schuld daran. Geh und mache Dir einen Umschlag, Deine Backe schwillt an; heil's aber auch von innen mit einem vollen Glase auf meine Kosten."

So ging Claes und er hatte sich Alles, was Herr Schiemann gesagt, gut gemerkt, denn als er darauf mit seinen Cameraden beisammen saß, schimpfte und fluchte er nicht über Thorkel, sondern sprach von ihm weit mehr mit Bedauern über die Bosheit, mit welcher er alle Güte des Herrn Schiemann vergolten und so ihm selbst, der es gut mit ihm gemeint, dafür aber geschlagen worden sei. Das aber möchte vergeben und vergessen bleiben alle Zeit. Als es zu dunkeln begann, begab sich Claes nach Hause und hielt dort mit seiner Mutter Rath, die soeben von Gullik Danjen gekommen war. Sie sagte ihm mancherlei gute Nachrichten, welche Claes mit Wohlgefallen anhörte. „Gut, Mutter, gut!" sprach er endlich, „es soll Alles so geschehen, wie Gullik es anordnet, gleich will ich zu ihm hin und es ausführen. Ehe der Morgen kommt, bin ich wieder da."

Digitized by Google

Er stählte seinen Mut auf, und Grete streichelte ihn und sagte tröstend: „Alles ist Dein, Claas, Alles was Gullik hat. Denn der Junge wird nicht groß, der muß sterben, und wie Sigrid ist keine Andere weit umher. Mach's also klug; wenn Du sie hast, soll sie schon gehorchen."

„Das soll sie, Mutter," antwortete Claas, „ich will ihr die falschen Gedanken austreiben. Jetzt geh ich hin, mit dem einen Racker fertig zu werden, die anderen sollen ihm nachfolgen."

„Mach's klug, Claas, mach's klug!" schrie die weiße Grete ihm nach, „thue Alles was er Dir sagt!"

Claas lachte wild auf, ging hinaus und kam nach einer Weile zu Gullik Hansen in die Stube. Der Fischer saß wiederum an seinem Heerd und sah noch finsterer aus als am Tage zuvor. Claas wußte schon warum. Der Fang war wiederum schlecht gewesen, und in der Kammer lag das Kind, kränker noch als er es verlassen.

„Guten Abend, Gullik," sagte Claas.

Gullik öffnete kaum die Lippen, sah in's Feuer.

„Wo ist Sigrid?" fragte Claas.

Gullik deutete auf die Kammerthür.

„Nun! nun!" sprach Claas leise, „es thut mir weh. Du hast den Teufel im Hause, der muß fort."

„Komm heraus," sagte Gullik und stand auf.

Sie standen Beide unter dem Vordau. Der Wind trieb die Wolken von Westen her, auf dem Fjord lag Nebel, dann und wann blitzte ein stimmerndes Leuchten über den Himmel.

„Willst Du es thun?" fragte Gullik.

„Ja, gerne," antwortete Claas. „Alles was Du sagst."

Der Fischer schwieg eine Weile, sah über das Wasser hinaus ostwärts hin und fuhr dann fort: „Du kannst in drei Stunden in den Langfjord sein, kannst auch ein Segel brauchen; der Nebel wird weichen, dann kommt der Mond."

„Ich richt's getreulich aus," sagte Claas, „Du weißt, ich kenne jeden Stein. Wo ist der Teufelshund?"

„Ich habe ihn in einen Sack gesteckt," murmelte Gullik „zugebunden und in die Jolle gelegt."

„So leb wohl," sprach Claas, „ich will ihn versorgen."

Der Fischer hielt ihn bei der Hand fest. „Höre, Claas," begann er, „Anders hat das Thier lieb, Sigrid auch, Niekels soll ihm nicht geschehen. Du selbst mir gelobeu, dem Hunde nichts zu Leide zu thun, selbst ihn in's Wasser werfen unter den hohen Felsen von Roe, von dort mit ihm" — er sprach den Namen nicht aus, der ihm auf die Lippen kam — „von dort ist er hergekommen," verbesserte er sich.

„Ich gelob's sicherlich; bring ihn lebend und gesund bei Roe in's Wasser," sagte Claas.

„So fahr mit Gott!" sprach Gullik, ließ ihn los und ging in's Haus zurück.

Claas ging hinunter, wo an den Steinen die Jolle des Fischers lag. Die Ruder in den Bändern, ein leichtes Segel über dem Stern, unter der Stange aber ein Sack, aus welchem ein grimmiges Geknurr kam, als er seine Hand darauf legte. „Wart, du sollst schon ruhig werden," murmelte Claas, und im nächsten Augenblick schwammen die Jolle unter dem Ufer hin. Er ward sich auf die Ducht, faßte die beiden Riemen und arbeitete mit Kraft und Geschick. Die Fluth drang eben in den Fjord und half ihm, das leichte scharfe Boot schoß pfeilschnell unter Kirche und Pfarrhaus fort, quer über den Torsfjord, dann über die tiefe Bucht des Romsdalsfjord, gerade auf den Langfjord los. Die dichten Nebelschichten auf dem Wasser hielten den starken Ruderer nicht auf, er sah sich kaum einmal um nach den Felsen und Klippen, die an manchen Stellen aus der Tiefe auftauchten und mit ihren schwarzen Massen die Finsterniß vermehrten. Claas leitete sein kleines Fahrzeug mit festen Schlägen an mancher Klippe vorbei, wo die Fluthwelle aufschlug und mit weißem Gischt hoch aufsprützte. Er ermüdete nicht, und seine Kraft ließ nicht nach. Daher trieb schon, noch ehe die dritte Stunde um war, die Jolle in den schmalen Wasserpaß, der Langfjord genannt, dessen hohe Uferwände dann immer mehr aufstiegen und die dunkelste Nacht unter verbreiteten. Hier lag der Nebel so fest und schwer, daß vom Himmel gar nichts zu sehen war. Wehte schon draußen kaum dann und wann ein Windhauch, so fiel hier gar nichts davon spüren, aber das phosphorische Zucken, das zuweilen wie Blitzgezitter durch das Dunkel drang und bald nach dieser, bald nach jener Seite hin über das Bett forthuschte, wurde ab und zu heller und beleuchtete auf Augenblicke ein paar Schritte weit den Nebel und das Wasser. Wenn Claas hinaus sah, war es, als schwebe ein riesiges Gespenst, ein fahles Licht in seiner nassen Riesenhand, über dem Fahrzeug und folge ihm nach. Dann und wann hielt er die Ruder an, blickte nach dem Gestade und horchte in den Nebel hinein. Es kam ihm vor, als sei nicht weit von ihm ein Geräusch entstanden, aber er konnte doch nichts sehen, auch nichts hören. Er legte sich hart in die Riemen und holte so fest aus, daß sie sich bogen und die Jolle schäumend durch das Wasser schnitt.

Es that es ihm keiner darin gleich; wer hinter ihm war, mußte zurückbleiben. Doch nach einer halben Stunde war's wieder so, als ob ein Ruderschlag vor ihm her geschah. Er sah sich um, da blieb es still. „Es wird ein Lachs sein, der aufspringt," sagte Claas, „weiter ist es nichts. Allem Trollenspuk hier unher hat der heilige Olaf ein Ende gemacht. Der hat all das wüste Heidenvolk in die Klüfte der Romsdalsfjellen gestürzt und zu Stein verwandelt. Ich bin nicht so dumm, mich davor zu fürchten," lachte er auf, „nicht so dumm, wie Gullik Hansen." — Er schwieg still, es rauschte in dem dichten Nebel zur Seite. In der Ferne klang's, als schläge eine Kirchenuhr; es mußte Mitternacht sein, und wie er horchte, fuhr plötzlich ein scharfer Windstrom durch die schmale Felsengasse. „Heida!" rief er, „der Wind setzt um. Da drüben liegt Vestvaldo Kirche, hier fangen die hohen Klippen von Roe an, jetzt will ich nicht weiter. Komm her, du Satansbrich, wir haben ein Wort zusammen zu sprechen. Lebendig bist du, gefund bist du auch, ich hab's an Gullik so gelobt und getreu gehalten. Habe ihm zugesagt, dich hier in's Wasser zu werfen, aber nicht versprochen, dich aus dem Sack zu thun. Mußt also zusehen, wie es sich da drinnen leben läßt, ob die Fische zu dir hinein kommen oder du zu ihnen hinaus, wenn der Aled die hilft oder —"

„Ich!" sprach eine Stimme im Nebel neben dem Boote, und Claas sieh beinahe zu Boden. Er hatte die Schalten eingezogen und stand neben dem Sack am Stern, als ein harter Stoß die Jolle erschütterte. In dem Augenblick flammte ein helles Leuchten auf, und Claas sah dicht an seinem Bord eine andere Jolle, und vorn in der Spitze, seinen Fuß weit von ihm, stand Thorkel. Er sah ihn genau stehen, erkannte jeden Zug in seinem Gesicht, sah, daß er im Begriff war, hinüber zu springen. Da raffte sich Claas auf, und sein Arm fuhr durch die wiedergekehrte Finsterniß. Ein schwerer Körper schlug rückwärts über in's Wasser und versank darin, der Sack mit dem Hund stieg hinter ihm her.

„Jetzt friß Euch Beide!" schrie Claas, sprang an die Sitzbank und griff nach einem seiner Schalten. Mit beiden Händen das schwere Holz schwingend, suchten seine Augen den Punkt, wo Thorkel auftauchen sollte, und dort rauschte es im Wasser, ein gurgelnder Ton, wie ein erstickter Schrei, drang herauf. Mit furchtbarer Gewalt sauste das Ruder nieder, darauf kein Laut mehr. Der Nordlichtschein huschte über die Fläche hin, nichts als Blasen waren zu sehen und ein langer schaumiger Streifen. Noch stand Claas in grimmiger Siegesfreude, erbarmungslos lauernd; da öffnete sich der Himmel über ihm, und wie von einer blutigen Sonne beleuchtet, lagen Wasser und Nebel in Blut verwandelt. Es dauerte nur einen Augenblick, aber ein Grausen überkam den grimmigen Mann. Die Jolle, von welcher er Thorkel herabgestürzt, lag noch dicht neben ihm; er ergriff sie bei der Kette, hakte sie an sein eigen Boot, und dann ruderte er mit aller Macht, daß er in wenigen Minuten weit von dem Schauplatz seiner That sich befand.

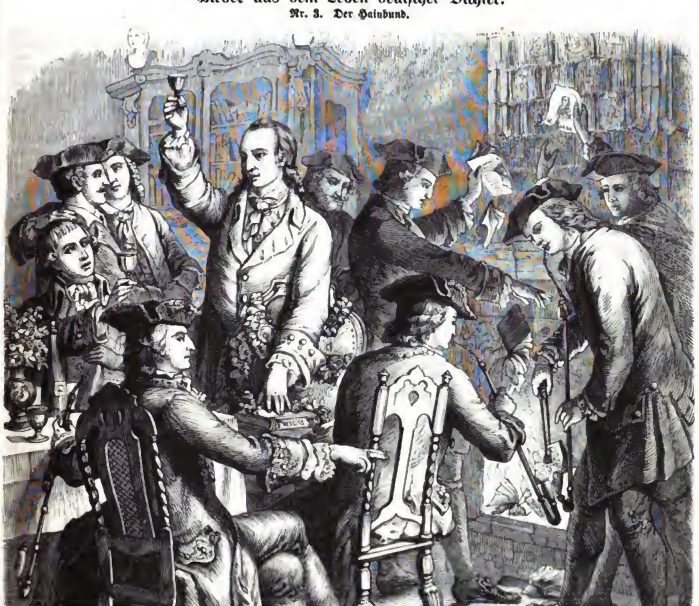
Das Nordlicht aber schlug immer wieder seine rothen Augen auf, leuchtete ihn an und zeigte ihm zu beiden Seiten des Fjord die glatten steilen Felsenwände, welche unerstreiglar in das düstere Beden sanken. Kein Menschs konnte sich hier vom Tode retten, er konnte sich nicht anklammern, nicht halten, nicht aufsteigen. Da war kein Busch, kein Strauch; nichts als lange Seetangbalme, die auf- und niederwogten; viele Faden tief kein Grund. Wie Claas das dachte, und daß auf eine Meile weit kein Platz sei für eines Menschen Fuß, ruderte er mit größerer Macht; noch immer wechselhuschte das blutige Licht über ihn hin, und in der Dunkelheit rauschte es und begann zu winseln. Es war ihm, als höre er ein Geschrei, Thorkel's Stimme, die ihm nachrufe: „Halt, Du Mörder, halt!"

Er sprang auf, riß die Kette der Jolle von der Ducht los, wo er sie festgemacht, und sprang eilig weiter. „Der Teufel

Digitized by Google

Bilder aus dem Leben deutscher Dichter.

Nr. 3. Der Hainbund.



Der Hainbund, Wieland's Schriften verbrennend.

Bürger. Hölty und Miller. Voß. Graf Christian v. Stolberg. Graf Leopold v. Stolberg. Luise Mejer.

hat Dich hergeführt, der Teufel mag Dir dreschen!" schrie er wild lachend. „Da ist Dein Boot, er mag es Dir bringen!"

Eben befand er sich am Ausgange des schmalen Felsenspalts, und vor ihm lag wieder das breite Wasser. Jetzt sprang der Wind auf und er wehte wütherlich. Claas stellte sein Segel, das kleine Fahrzeug flog rasch dahin, dann kam der Mond durch Wolken und Nebel und leuchtete ihm. Er wischte den Schweiß vom Gesicht, es wurde ihm leichter. Niemand wußte, was er gethan, und es ward ihm immer gewisser, es sei recht und sollte so sein. Wie kam der elende Jagdhund ihm nach? Hatte er ihm aufgelauert, war er ihm nachgeschlichen, der verdammte Spion? Oder war es doch Alles ein Hexenspuk, war's ein Gespenst, das ihn so genarrt? — „Nein, nein!" sagte Claas, „er war's, und dies ist meine Hand, die ihn niedergestürzt, dies ist der Sprung im Ruder, als ich ihn auf den Kopf schlug. Recht ist Dir geschehen, Du schlechter Kerl. Jetzt sind wir sie Beide los, den Teufelshund und ihn. Mag man ihn finden, wenn er nicht unten bleiben will bei den Riesen und Trollen, was geht es mich an? Wer wird sich um ihn kümmern? Herr Schiemann sagt's auch; Jedermann wird froh sein, und jetzt ist Keiner da, der mir die Stelle und Sigrid nehmen soll!"

Mit solchen Tröstungen beendete Claas seine nächtliche Fahrt, langte wohlbehalten zu Hause an und schlief zufrieden ein.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus dem Leben deutscher Dichter.

Nr. 3. Der Hainbund.

Es war im Jahre 1770, als Heinrich Christian Boie, ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling, mit gleichgesinnten Männern in Verbindung trat, um nach dem Vorbilde des mit großem Beifall aufgenommenen Pariser „Almanac des Muses“ von Göttingen aus einen „Deutschen Musenalmanach“ erscheinen zu lassen, der die Liebe und Achtung für die heimathliche Dichtkunst in immer weitere Kreise des Volkes hinaustragen sollte. Obschon selbst ohne große poetische Begabung, glückte es dem jungen Manne, alsbald einen Dichterkreis um sich zu sammeln, welcher dem kleinen Göttingen für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Nationallitteratur sichert und erst nach Jahrzehnten von dem Sternenkranze verdunkelt ward, der von Jena und Weimar aus seine leuchtenden Strahlen über Deutschland und Europa warf. Im Verein mit Gottfried August Bürger, dem Dichter der deutschen Balladie, und bald darauf mit Johann Martin Miller mit dem Hannoveraner Wehrs, der gleich Boie kein großes poetisches Talent, aber ein feinfühlendes Urtheil für alles Schöne und Edle besaß, mit dem trefflichen Ludwig Heinrich Christoph Hölty, der jedoch schon sechs Jahre später ein Opfer der Schwindsucht wurde, mit Johann Heinrich Voß, dem Dichter der „Louise“ und Uebersetzer der Odyssee, welcher zu dieser Zeit nach Göttingen kam und den deutschen Musenalmanach mit fleißiger Hand unterstützte, knüpfte Boie einen Freundschaftsbund, der sich bald zu einer poetischen Genossenschaft mit ganz entschiedenem Charakter entwickelte. Alle waren von dem gewaltigen Einwand erfüllt, welchen Lessing's kürzlich erschienene Emilie Galotti und Klopstock's Oden hervorgerufen, und begeisterten sich im Glauben an ihren eigenen Dichterberuf. Auch Karl Friedrich Cramer, der Sohn des Kopenhagener Hofpredigers, Gottlieb Dietrich Miller, ein Vetter Johann Martins, Esmarch aus Angeln, Weyer aus Harburg, Hahn aus Zweibrücken, Johann Anton Leisewitz aus Celle, die Grafen Christian Stolberg und Friedrich Leopold Stolberg aus Holstein, schlossen sich neben manchen Anderen jenem Sängerkreise als Mitwirkende oder Mitempfindende an.

Schon im Sommer 1772 begannen die Genannten sich unter Boie's Vorsitz, der bei diesen Zusammenkünften den bedeutendsten Einfluß übte und als Herausgeber des Musenalmanachs seinem gereiften Urtheile eine praktische Bedeutung unterlegen konnte, regelmäßig an jedem Sonntage, später am Sonnabend Nachmittags zu versammeln, um bei Kaffee und Tabak Klopstock's und Rammler's Gedichte zu lesen, sodann die Producte der Genossen anzuhören und gegenseitig zu beurtheilen. Der Tabak spielte hierbei eine Hauptrolle. Voß hatte ihm seine „Ode an den Pfeifenkopf“ gewidmet, Hölty die „Tabaksopfer“ gesungen und Ewald in einem Liede den Apoll sogar zum „Tabaksgott“ erhoben, der diese edle Kraut wachsen ließ, um durch das „Kauen und Lecken“ derselben die Sterblichen von der Pest zu befreien.

Bald nahm das Dichterkränzchen eine bestimmtere Form an. Voß, einer der Hauptstifter des kurz darauf mit dem Namen des Hainbundes bezeichneten Vereins, berichtet über seine Gründung an seinen Freund Brückner: „Ach, den 12. September (1772), da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Miller's, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen nach des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe (Wehnde bei Göttingen). Der Abend war außerordentlich heiter, und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns Alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum — riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unseren Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durch's Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen.“

Sehr wahr bemerkt R. E. Prutz in seiner Schrift über den „Göttinger Dichterbund“: „In Voß's vertraulicher Schilderung haben wir die Grundelemente des Bundes vollständig beisammen: den Freundschaftsenthusiasmus, die abstracte Freiheitsliebe und das Barbenwesen (wobei der Dut und die Eiche), und als Rahmen gleichsam des Ganzen die Kleist'sche Naturschwärmerei, die in sentimentalem Anschwung schon hier, wie ein Vorbote des Siegwart, den Mond zum Zeugen anruft.“

Der Hainbund gewann jedoch bald eine entschiedene Richtung, die in Klopstock ihren Ausgangs- und Mittelpunkt hatte. Hierzu trugen namentlich Cramer, der die persönliche Bekanntschaft des gefeierten Dichters im Hause seines Vaters gemacht hatte, Hahn, dessen feurige Natur in Klopstock's Oden den höchsten Ausdruck dichterischer und vaterländischer Begeisterung fand, und endlich Voß bei, der nach Durchlesung des „Messias“ über den Dichter schreibt: „O welch ein Mann ist Klopstock; ein Prophet, ein Engel Gottes kann nicht mehr die Seele durchbohren, als unser Klopstock!“ Noch inniger wurde das Verhältniß des Hainbundes zu Klopstock, als im Herbst desselben Jahres die beiden Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stolberg nach Göttingen kamen und die Verehrung für den gefeierten Meister auf's Höchste steigerten. In ihm erblickte der Bund den großen deutschen Sänger, dessen Lieder von Freiheit, Vaterland und deutscher Gesinnungen wiedertönten, während den „Galliern“, namentlich Voltaire, um die Wette Tod und Verderben geschworen wurde; dagegen galt Wieland, der Dichter des „Oberon“, den Verbündeten als Sittenverderber und Verräther. Das Bundesgelübde bestand in dem Schwur: „Religion, Tugend, Empfindung und reinen unschuldigen Witz zu verbreiten“. — Gern ergriffen sie daher jede Gelegenheit, ihre Begeisterung für den Dichter der Messiade laut und stürmisch an den Tag zu legen, wie ihren Haß gegen Wieland in zürnender Weise kund zu geben. Hierzu fand sich bald eine willkommene Gelegenheit.

Der zweite Juli des nächsten Jahres, Klopstock's 49. Geburtstag, sollte mit großer Feierlichkeit von dem Hainbunde begangen werden. In festlichen Kleidern versammelten sich an dem genannten Tage die Bündner auf Hahn's Zimmer, in welchem eine lange Tafel gedeckt und mit Blumen geschmückt war. Am obern Ende stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Lorbeyen bestreut, und auf ihm Klopstock's sämmtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wieland's „Iris“ zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Darauf wurde tapfer Kaffee getrunken und die Pfeifen angezündet, wozu man die Fidibus aus Wielands Schriften benutzte. Boie, der einzige Nichtraucher in der Gesellschaft, mußte doch auch einen Fidibus anzünden und mit den Füßen auf den zerrissenen Iris stampfen. Alsbald wurde die Tafel mit Flaschen voll Rheinwein besetzt. Mit Ernst und Würde trank man im funkelnden Nebengelote Klopstock's Gesundheit, dem sich bald Toast an Toast auf Luther's Andenken, auf Hermann's Gedächtniß, auf des Bundes, Ebert's, Goethe's, Herder's Gesundheit anschloß. Der begeisterte Hahn verlas Klopstock's Ode an den Rheinwein, andere folgten nach. Das Gespräch wurde wärmer und wärmer. Die Hüte auf dem Kopfe stieß man an auf Freiheit und deutsches Vaterland, auf Tugend und Männerwürde. Da brachte einer der Freunde Wieland's komische Erzählungen herbei. „Verbrannt, verbrannt!“ erscholl es in der Runde, und sogleich fuhren die Flamme auf! „Hier auch,“ rief ein Anderer, „das Frazengesicht an dem Tafelbuch!“ und unter schallendem Jubel riß man das Titelblatt Wieland's, das dem Leipziger „Almanach der deutschen Musen“ vorgedruckt war, aus dem herbeigeholten Buche und weihte es ebenfalls den Flammen, die in ihrer Gluth das arme Bild dreimal in die Höhe führten, bevor sie es verzehrten.

Diese Klopstockfeier, „das Barthurgfest der Göttinger Freunde“, erschien den Anwesenden als eine wichtige Demonstration, die sie mit sorglicher Eile in's Publicum berichteten. Der Bund an der Leine mit seinem literarischen Bannspruche konnte dadurch noch bekannter in Deutschland und fand daselbst ebenso eifrige Freunde, wie verdächtigende Gegner, bis er nach wenigen Jahren 1778 durch Zerstreuung seiner Mitglieder nach den verschiedensten Gauen des Vaterlands sich trennte.

Digitized by Google

So ehrlich es einige Mitglieder auch mit dem Vaterlande und ihrem Patriotismus meinten, konnte mit dieser Art Freiheitsliebe doch der guten Sache wenig genützt werden. Es waren eben unpraktische Gefühlsmenschen und Schwärmer, die mit einigen Phrasen und Gerichten die Sache abgemacht glaubten. Der hohe Schwung eines Schiller, der die Begeisterung für alles Große, Hohe und Edle im Menschen so mächtig zu wecken wußte, ging ihnen vollständig ab. Selbst die Bedeutendsten darunter bewegten sich in unwirklichen und nahezu lächerlichen Tingen. „Wir drei Voß, Stolberg und Hahn," erzählt Voß, „gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machten unser ehnedies schon heftiges Gespräch so wüthend, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären!" — In diesen sentimentalen Gefühlsergüssen suchten sie die Höhe ihrer Vaterlandsliebe, von praktischen Befreiungen war keine Rede. Die Poesie war ihnen schon eine That. Trop alledem müssen wir das, wenn auch unklare Streben dieser idealen Fahnenträger als ein achtungswerthes bezeichnen. In ihren Gedichten lag zweifellos die Absicht vor, zur Wiedergeburt des Vaterlandes, zur Versöhnung der Herzen, zur Erleichterung und Reinigung der Sitten zu wirken und so den Strom des Hasses und der Sklaverei aufzuhalten. In vielen Herzen haben ihre Gesänge auch wirklich eine heilige Flamme angezündet.

Welche Beobachtungen kann und wird man bei der totalen Sonnenfinsterniß am 18. Juli 1860 anstellen?

Von G. von Bogusławski.

Bedeutende Sonnenfinsternisse sind Erscheinungen, welche von jeher, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, die höchste Aufmerksamkeit erregt haben, sowohl bei dem stumpfsinnigsten Beobachter derselben, welcher, überrascht durch das plötzliche Verschwinden der Sonne, in abergläubische Furcht oder wenigstens in ein banges Staunen versetzt wird, sobald die strahlende Sonnenscheibe sich nach Verlauf weniger Minuten wieder in dem früheren Glanze zeigt, — als auch bei dem Astronomen von Fach, welcher Ursache und Wirkung bei dem Vorgange kennt und sich die kleinsten Einzelnheiten der Erscheinung vollkommen zu erklären weiß.

Wenn auch die Sonne bei uns in Deutschland in den ersten Nachmittagsstunden des 18. Juli nicht vollständig durch den Neumond bedeckt wird, wenn vielmehr von ihr noch eine nach den beiden Enden hin schmaler werdende Sichel übrig bleibt, deren größte Breite $^1/_{12}$ bis $^1/_{9}$ des ganzen scheinbaren Sonnendurchmessers beträgt, so ist die bevorstehende Sonnenfinsterniß auch für unsere Gegenden eine immerhin beachtenswerthe Himmelserscheinung, zumal sie von Jedem, ohne Anwendung eines Fernrohres oder anderweitiger großer Hülfsmittel außer einem geschwärzten Uhrglase, beobachtet und in ihrem ganzen Verlaufe verfolgt werden kann. Größeres Interesse erregt sie natürlich in denjenigen Gegenden, wo die Sonne gänzlich von dem Monde bedeckt wird, oder wo die Sonnenfinsterniß total ist. Dies findet in Europa nur in dem nordöstlichen Theile von Spanien statt, vom biscayischen Meerbusen an bis zum mittelländischen Meere zwischen Cap Tortosa und Cap la Nao, sodann auf den Balearen und Pityusen. Die Zone oder der Erdstrich der totalen Finsterniß* geht sodann nach Afrika hinüber, wo man die Sonne in Algier und Constantine wird total verfinstert sehen, und endet in dem rothen Meere bei 16° nördl. Br.; der Anfang dieser Zone ist an der Westküste von Nordamerika, ungefähr bei dem Ausflusse des Oregon- oder Columbiaflusses zu suchen bei 46° nördl. Br., wo sie das britische Nordamerika bis zum atlantischen Ocean bei 60° nördl. Br. in einer nach N.-O. aufsteigenden Curve durchschneidet, die alsdann sich nach S.-O. bis zum biscayischen Meerbusen senkt und in Europa eintritt. Partial wird man die Sonne verfinstert sehen in ganz Nordamerika, Europa, dem größten Theile von Afrika und dem westlichen Theile von Asien. Für Leipzig (resp. für das mittlere Deutschland) wird die erste Berührung des westlichen Randes der Sonne durch den östlichen Rand des in der Richtung von Westen nach Osten vor die Sonne rückenden Mondes 2′, 1hr Nachmittags stattfinden, und zwei Stunden später wird der Westrand des Mondes wieder gänzlich aus der Sonne herausgetreten, so daß ungefähr um 3′/, 1hr die Mitte der Finsterniß und die Zeit ist, wo für den betreffenden Ort der Mond den größten Theil der Sonne verdeckt. Diejenigen Orte, welche westlich von Leipzig liegen, werden die Verfinsterung zeitiger beginnen und enden sehen, dagegen die östlich gelegenen später, wie die Leser dieser Zeilen aus ihren betreffenden Kalendern leicht ersehen werden.

Für wichtige und allgemein interessante Beobachtungen eignet sich aber nur die Zone der totalen Finsterniß, welche, wie oben erwähnt, in Europa nur einen sehr beschränkten Raum in Spanien einnimmt. Dagegen sind die Erwartungen der afronomischen Welt, welche man von der möglichst vielseitigen Beobachtung der diesmaligen totalen Sonnenfinsterniß in Spanien durch die bewährtesten Astronomen hegt, sehr groß; hoffentlich werden sie durch die Gunst des Wetters und die Geschicklichkeit der Beobachter erfüllt werden, und dadurch manche Probleme und Fragen der heutigen Astronomie ihrer Lösung nahe kommen.

Man wird wohl einsehen, daß die Astronomen nicht nur über die allmähliche Verdunkelung der Sonnenscheibe 2c. 2c. Beobachtungen anstellen, sondern daß sie bei Beobachtungen von Sonnenfinsternissen die Lösung anderer und wichtigerer Aufgaben im Auge haben, welche es wohl verdienen, daß man ihretwegen keine noch so weite Reise scheut, selbst auf die Gefahr hin, daß die Ungunst des Wetters jede andere Beobachtung vereitelt. Durch die vereinten Bestrebungen der berechenden und der beobachtenden Astronomie werden allein die schönen Resultate erzielt, die man von der Beobachtung einer totalen Sonnenfinsterniß jetzt zu erwarten hat.

Zunächst kann man die Zeit und den Ort des Ein- und Austrittes der dunkeln Mondscheibe in und aus der Sonnenscheibe und der sogenannten inneren Berührungen der Ränder der Sonne und des Mondes genau bestimmen, hiernach die Beobachtung mit der Berechnung vergleichen und hiernach die sogen. Sonnen- und Mondtafeln rectificiren, welche die Oerter der Sonne und des Mondes für eine gegebene Zeit am Himmel bestimmen; die Beobachtung der Sonnenfinsternisse verschafft uns also ein Mittel, die so sehr verwickelte Bahn des Mondes immer genauer zu bestimmen, und auf diese Weise alle späteren Vorausberechnungen von Himmelserscheinungen, bei denen der Mond eine Rolle spielt, immer genauer anzustellen. Schon dies ist ein großer Gewinn für die Wissenschaft, aber von Interesse faßt allein nur für den Astronomen von Fach, aber auch in gewisser Beziehung für jeden Menschen, insofern man aus der Vergleichung alter und neuer Beobachtungen von Sonnenfinsternissen gefunden haben will, daß der Mond im Laufe der Zeiten sich rascher um die Erde bewege, als früher, daß also eine einstige Vereinigung des Mondes mit der Erde in Aussicht stehe. Soweit wird es indeß wohl nicht kommen; es sind noch andere Kräfte vorhanden, die den Mond in respectabler Entfernung von der Erde halten!

Ferner kann man die Sonnenfinsternisse benutzen zu Längenbestimmungen der Orte, wo die Sonnenfinsterniß beobachtet worden ist, also zu einer besseren Kenntniß der geographischen Lage einiger Orte der Erde. Die heutige Wissenschaft hat aber hierzu weit bessere Mittel, und die obenerwähnten Bestimmungen der Fehler unserer Sonnen- und Mondtafeln kann man ebenso gut an allen ständigen Sternwarten wahrnehmen, für welche die Finsterniß überhaupt sichtbar ist, so daß man zur Erreichung dieser Zwecke allein nicht nöthig hat, weite und vielleicht durch trübes Wetter frucht los gewordene Reisen zur Beobachtung einer totalen Sonnenfinsterniß zu unternehmen. Dagegen gibt es gewisse Erscheinungen, welche nur bei totalen Sonnenfinsternissen eintreten, und die von der höchsten Wichtigkeit für die Kenntniß der physischen Beschaffen-

* D. h. das Stück der Erdoberfläche, welches durch die Achsendrehung der Erde während der Dauer der Finsterniß in einer gewissen Breitenausdehnung unter dem Mondschatten hindurch geführt wird.

Digitized by Google

heit unserer Sonne sind. Diese Erscheinungen, auf welche die astronomische Welt erst seit der großen Sonnenfinsterniß vom 8. Juli 1842 aufmerksam gewerden ist, sind: die Lichtkrone (Corona, Glorie), mit welcher der runde Mond während der totalen Sonnenfinsterniß umgeben ist, und die bergähnlichen Erhebungen Protuberanzen oder Prominenzen), welche, ähnlich den in rosa- oder pfirsichblüthfarbenem Lichte erglühenden Alpenhörnern, bald nach Eintritt der totalen Verdunkelung der Sonnenscheibe sich zeigen.

Die Erklärung dieser interessanten Erscheinungen gehört zu den „brennenden Fragen" der Astronomie; vielleicht wird sie durch die vereinte Anstrengung und Bemühung des diesjährigen astronomischen Congresses in Spanien zur Zufriedenheit aller Betheiligten gelöst werden. Die zur Beobachtung nöthigen Hülfsmittel sind verhältnißmäßig sehr gering und der Art, daß nicht blos „gelernte" Astronomen sich ihrer bedienen können; es sind dieß nämlich: eine zweckmäßige, Sonnen zeigende Taschenuhr, ein mäßig großes Fernrohr von drei Zoll Oeffnung des Objectivglases nebst einem Blendglase und einem Pestionsmikrometer, einer Vorrichtung zur Messung der Lage und Größe aller Erscheinungen an den Rändern der beiden Himmelskörper, endlich ein zweckmäßig eingerichteter Polarisationsapparat, um die Natur des Lichtes der Corona zu untersuchen. Diese einfachen Hülfsmittel genügen vollkommen zu der nur durch möglichst genaue und sorgfältige Beobachtung zu erreichenden Entscheidung der Frage, ob die Sonne in der That eine durchsichtige dritte Atmosphäre hat, die man bei dem hellen Lichte der Sonne sonst nicht wahrnehmen kann.

Vermehrlich zu diesem Zwecke begeben sich in diesem Sommer aus allen Theilen Europa's, ja sogar aus Amerika, Astronomen nach Spanien und der Nordküste von Afrika; die Resultate der vereinten Beobachtungen werden gewiß bald bekannt werden. Es dürfte daher vielleicht von Interesse sein, den Kernpunkt der ganzen Frage über die drei Atmosphären der Sonne in Kurzem darzulegen. Bekanntlich zeigt die Sonne, durch ein Fernrohr betrachtet, nicht das gleichmäßig glänzende Aussehen, wie man eigentlich erwarten könnte; vielmehr zeigen sich auf ihrer Oberfläche einzelne dunkle, fast schwarze Flecken, gewöhnlich umgeben von einer grauen Einfassung, Penumbra oder Hof genannt; neben diesen dunkeln Flecken sieht man aber auch solche Stellen, die heller leuchten, als die übrigen Theile der Sonnenoberfläche; man nennt sie Fackeln. Aufserdem ist die ganze Sonnenscheibe noch bedeckt mit zahlreichen hellglänzenden Punkten und rauschenden Furchen, so daß der ältere Herschel die Oberfläche der Sonne nicht unpassend mit dem Anblick einer Pomeranzenschale verglichen hat.

Die gegenwärtig von den Astronomen allgemein angenommene Ansicht über die Ursache dieser Erscheinungen und über die physische Beschaffenheit der Sonne ist folgende. Die Sonne ist an sich ein dunkler Körper von ungefähr runder Gestalt, rings umgeben von zwei über einander gelagerten Umhüllungen oder Atmosphären. Die den dunklen Sonnenkörper unmittelbar einschließende Umhüllung ist eine unserer Atmosphäre analoge, aber aus einer zusammenhängenden Wolkenschicht bestehende Dunsthülle von großer Dichtigkeit, wenig oder gar nicht selbstleuchtend, wohl aber das Licht reflectirend. Ueber ihr ruhet sich die leuchtende Hülle, die Photosphäre der Sonne aus; Arago hat durch seine schönen Polarisationsversuche gezeigt, daß das Licht derselben von einem brennenden Gase herrührt, welches in sich sehr glühende Theile enthält, wie die selbstleuchtenden Flammen unserer Oefen und der Leuchtgase, und daß es sich wesentlich unterscheidet von dem Lichte, welches ein glühender fester oder flüssiger Körper aussendet. Die Erscheinungen der dunklen und hellen Flecken der Sonne erklären sich nun sehr gut durch diese beiden Umhüllungen der Sonne. Man darf nämlich nur annehmen, daß zu gewissen Zeiten von dem Sonnenkörper beträchtliche Gasmassen aufsteigen, ähnlich unserem conrad ascendant der Treppengegenten. Diese in die Sonnenatmosphäre sich erhebenden Gasmassen bahnen sich einen Weg durch die Wolkenschichten der beiden Umhüllungen und verursachen so jenen tiefeinsamen Theile des Sonnenkörpers eine kürzere oder längere Aufspeicherung des sonst durch die dichte, zusammenhängende Dunsthülle ganz verschleierten Himmels; wir sehen durch die so entstandenen trichterförmigen Oeffnungen Theile des dunklen Sonnenkörpers als schwarze Flecken.

Die Wolkenschichten der Photosphäre werden durch das ausströmende Gas auf die Seite gedrängt, und da dasselbe in größerer Höhe nach Maßgabe des geringeren Druckes sich immer mehr ausdehnt, so werden die oberen Oeffnungen der Photosphäre größer sein, als die unteren der Dunsthülle; man erblickt daher um die schwarzen Sonnenflecken noch die durch Reflexion des Lichtes der Photosphäre matt erleuchtete Dunsthülle als den Hof oder die Penumbra. Die durch die aufsteigende Bewegung des Gases zurückgedrängten Wolkenmassen der Photosphäre werden sich rings um die von dem Gase verursachten Oeffnungen anhäufen und die Lichtfackeln verursachen. Diese aufsteigenden Gasausströmungen scheinen sich übrigens auf eine gewisse Zone der Sonne zu beschränken. Denn die Sonnenflecken zeigen sich nicht an allen Theilen der Sonnenoberfläche; man sieht sie mit wenigen Ausnahmen nur in einer Zone, die sich zu beiden Seiten des Sonnenäquators, ungefähr 30 Grad, erstreckt.

Diese zwei Atmosphären der Sonne, die Dunsthülle und die Photosphäre, sind also hinreichend zur Erklärung der Sonnenflecken und Fackeln, aber die äußerste Grenze der Photosphäre ist noch nicht die äußerste Grenze der Sonnenatmosphäre überhaupt; nur können wir dieselbe erst dann wahrnehmen, wenn das strahlende Licht der Photosphäre durch einen vor dieselbe tretenden dunklen Körper für uns einige Zeit hindurch verdeckt wird, gleichwohl aber im Stande ist, eine sie umgebende durchsichtige, an sich aber dunkle, reine Umhüllung der Sonne zu erleuchten. Diese günstigen Umstände der Wahrnehmbarkeit derselben für unsere Augen treten aber nur bei totalen Sonnenfinsternissen ein; daher ist es für die Frage, ob die Sonne wirklich eine dritte Atmosphäre habe, von der höchsten Wichtigkeit, alle Erscheinungen, die sich nur bei einer totalen Sonnenfinsternis an den Rändern der Sonne und des Mondes zeigen, sorgfältig zu beobachten. Die diesmaligen Beobachtungen am 18. Juli werden um so entscheidender sein, insofern man jetzt genau weiß, was und wie man bei diesen Erscheinungen beobachten muß. Daß man dies nicht schon früher gewußt hat, rührt davon her, daß man diese Erscheinungen erst bei der großen Sonnenfinsterniß vom 8. Juli 1842 in ihrer vollen Tragweite für die Kenntniß der physischen Beschaffenheit der Sonne erkannt hat. Allerdings hat man schon früher bei totalen Sonnenfinsternissen um den die Sonne verdeckenden Mond einen hellen, in weißem Lichte glänzenden Schein wahrgenommen, die Lichtkrone oder der Heiligenschein (Glorie) genannt, so z. B. 1706, 1715, 1724, 1778, 1806. Man hielt aber diese Erscheinung nur für eine Wirkung der Beugung der Sonnenstrahlen, welche diese an dem Rande jedes zwischen sie und unser Auge gestellten dunklen Körpers erleiden; erst Arago machte 1842 darauf aufmerksam, daß man durch positive oder negative Beobachtungen von Polarisations-Erscheinungen an dieser Lichtkrone zu einem entscheidenden Resultate gelangen könne. Zeigt nämlich das weißliche Licht der Krone deutliche Spuren von Polarisation, kann kann es nicht von einer Beugung der Sonnenstrahlen herrühren; denn diese selbst zeigen keine Spur von Polarisation; man muß alsdann dieses Licht als ein reflectirtes betrachten, das uns von der durchsichtigen, durch die Photosphäre der Sonne erleuchteten dritten Atmosphäre der Sonne zugesendet wird. Schon 1842 haben Arago und Mauvais und 1851 d'Abbadie und Erland in Schweden deutliche Polarisations-Erscheinungen an der Corona beobachtet, und die diesmaligen Beobachtungen werden dieselben höchstwahrscheinlich für immer genau feststellen. Für die dritte Sonnenatmosphäre sprechen noch übrigens die von Secchi, Director des Collegio Romano, im Jahre 1852 gemachten Wahrnehmungen, welche deren die Sonnenscheibe in der Mitte mehr Wärme ausstrahle, als von Punkten näher an dem Rande, woraus man schon a priori die Folgerung ziehen kann, daß die Photosphäre der Sonne von einem Wärme absorbirenden Mittel umgeben sein müsse.

Endlich lassen sich die obenerwähnten wirklichen, bergähnlichen Erhebungen Protuberanzen an dem Mondesrande auf keine Weise besser erklären, als durch die Annahme einer dritten Umhüllung der Sonne, insofern nämlich diese Protuberanzen Aufwallungen in der untersten Schicht der dritten Atmosphäre seien, vielleicht Wolkenmassen, die von der Photosphäre erleuchtet und gefärbt werden. Es ist hierbei sehr klar zu vermuthen, daß diese Erscheinungen mit der Bildung von Sonnenflecken in Verbindung stehen, sofern sie die legten Spuren der von dem Sonnenkörper ausfließenden Gasausströmungen sind. Die hierorigen Beobachtungen dieser Erscheinungen bei den Sonnenfinsternissen vom 8. Juli 1842, 28. Juli 1851 und 7. September 1858 im Brasilien haben bereits festgestellt, daß diese Protuberanzen am westlichen Rande des Beginn der totalen Finsterniß an bis zum Ende derselben an Dimension

Digitized by Google

zugenommen haben, während die Protuberanzen an dem östlichen Rande in dunselten Zeitraum an Größe abnahmen. Hiernach scheint der Mond bei seiner Bewegung von West nach Ost über die Sonnenscheibe die östlich von ihm gelegenen Theile der dritten Sonnenatmosphäre immer mehr und mehr zu bedecken, dagegen die westlich gelegenen frei und sichtbar zu lassen. Ja, man hat sogar 1842 und 1858 die westlichen Protuberanzen noch einige Secunden nach dem Wiedererscheinen der Sonne gesehen, sodaß man sie keineswegs als eine bloße Spiegelung ansehen kann, wie einige Astronomen allerdings wollten. Auch haben alle Beobachter an verschiedenen Orten dieselben Protuberanzen in derselben Gestalt und an denselben physischen (nicht scheinbaren) Punkten der Sonnenscheibe gesehen. Hiernach kann man diese Erscheinungen wohl kaum noch für Mondberge oder für Spiegelungen und Beugungen des Sonnenlichtes halten, sondern nur für hellerleuchtete Wolken der dritten Atmosphäre der Sonne. Die Entscheidung hierüber wird in wenigen Tagen, am 18. Juli in Spanien, stattfinden.

Aber noch eine andere für die Kenntniß unseres Planetensystemes wichtige Streitfrage wird an diesem Tage entschieden werden, nämlich die über die Existenz eines oder mehrerer kleiner Planeten ganz in der Nähe der Sonne, die man nach des berühmten französischen Astronomen Leverrier Angaben als kleine helle Punkte dicht neben der total verfinsterten Sonne auffinden könnte. Im vorigen Jahre hat bekanntlich Leverrier, gestützt auf seine Untersuchungen der Bewegung des Mercur und der bisher noch nicht völlig erklärten Störungen desselben, die Vermuthung ausgesprochen, daß zwischen Mercur und der Sonne noch eine Anzahl kleiner Planeten kreisen, deren Zusammenwirken die Störungen des Mercur in seiner Bahn sehr gut erkläre. Bald darauf erhielt er vielfache Berichte über vermeintliche Entdeckungen dieser kleinen Planeten, denen allen er keinen Glauben schenkte, bis auf den eines Landarztes Lescarbault in Orgères (Departement Eure et Loire), wonach derselbe am 26. März 1859 auf der Sonnenscheibe einen kleinen schwarzen Körper entdeckt haben wollte, der sich durch sein schnelles Fortrücken von den gewöhnlichen Sonnenflecken merklich unterscheidet und nach Lescarbault's Berechnung eine Umlaufszeit von nur 19 Tagen 17 Stunden haben soll. Leverrier überzeugte sich zunächst durch eigene Anschauung der Lescarbault'schen Instrumente und Beobachtungsmethode von der Richtigkeit der Entdeckung und forderte demgemäß allen Ernstes die Astronomen auf, bei der diesmaligen totalen Sonnenfinsterniß in Spanien nach diesen sonnennächsten Planeten zu forschen. Bei eintretender totaler Verfinsterung der Sonne kann man mit bloßem Auge nur die hellen Planeten und Sterne sehen, weil man bis zum letzten Sonnenblicke noch von dem strahlenden Sonnenlichte geblendet ist. Deshalb schlug Leverrier vor, daß sich ein Beobachter bis zum Eintritt der totalen Finsterniß in einem dunkeln Zimmer aufhalten solle, damit er nach Sterne von mindrer hellem Lichtglanze zu erblicken vermöge, und alsdann mit einem Planetensucher alle Gegenden des Himmels in unmittelbarer Nähe der Corona durchforsche und jedes aufleuchtende Pünktchen aufzeichne.

Guan. Liais, Director der brasilianischen Küstenvermessung, schreibt dagegen, er habe nicht nur an demselben 26. März 1859 die Sonne sorgfältig beobachtet und keinen solchen Fleck, wie Herr Lescarbault, gefunden, sondern weist auch verschiedene große Widersprüche zwischen der vermeintlichen Beobachtung Lescarbault's und den von Leverrier daraus gezogenen Resultaten nach; ferner legt er aus optischen Gründen dar, daß gerade ein sonnennaher Planet besser dicht bei der Sonne durch Fernröhre wahrgenommen werden könne, als ein sonnenferner, namentlich bald nach Sonnenuntergang und vor Sonnenaufgang; aber seinen aufmerksamen Nachforschungen sei es bei diesen Beobachtungen bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsterniß vom 7. September 1858 nicht gelückt, in unmittelbarer Nähe der Sonne irgend eine Spur von einem der fraglichen kleinen Planeten zu entdecken.

Hiermit scheint die vermeintliche Entdeckung kleiner Planeten zwischen Mercur und Sonne sich in Nichts aufzulösen, wenn nicht, was höchst unwahrscheinlich ist, die diesmalige totale Sonnenfinsterniß in Spanien Gelegenheit zur wirklichen Entdeckung eines oder des anderen planetarischen Mövpers bei der Sonne geben sollte. — Schließlich will ich noch erwähnen, daß für irgend eine einzelne Gegend totale Sonnenfinsternisse sehr selten sind; Paris hat z. B. von 1771 bis 1900 59 sichtbare Sonnenfinsternisse, darunter aber keine einzige totale, und für Berlin ist am 19. August 1887 die einzige totale Sonnenfinsterniß des 18. und 19. Jahrhunderts. Merkwürdig ist noch eine Sonnenfinsterniß im künftigen Jahre, 1861 am 31. December, dadurch, daß fast ganz Europa am letzten Tage des Jahres die Sonne verfinstert untergehen sieht, indem bei dem Ende der Finsterniß die Sonne schon unter unserm Horizont ist. Total ist diese Finsterniß für Afrika vom Senegal bis Tripolis und für Europa auf der Südspitze von Morea und in Arkadien.

Kriegs-Erinnerungen.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Officiers der Fremdenlegion in Algier.

1. Eine Aufhebung.

Die Provinz Oran, die westlichste der drei algierischen Provinzen, ist in militairischer und administrativer Beziehung in fünf Districte (Subdivisionen) eingetheilt, von denen die Subdivision Sidi-bel-Abbès die an Umfang bedeutendste ist. An ihrer südlichsten Grenze, unmittelbar am Anfang der sich hier am weitesten nach Norden zu ausdehnenden großen Sahara, liegt Daya, ein befestigter Punkt, bestehend aus einem starken Fort, welches Casernen, Munitions- und Lebensmittel-Magazine einschließt, und einigen Dutzend europäischen Wohnungen, die außerhalb der Mauern des Forts um die Anhöhe gruppirt liegen. Daya besindet sich in schlechter Nachbarschaft: die wittesten und den Franzosen feindlichsten Stämme der Provinz Oran hausen in seinen Umgebungen und machen eine fortwährend starke und äußerst wachsame Garnison daselbst nöthig.

Es war im Monat Januar 1858, als das erste Bataillon des zweiten Regiments der Fremdenlegion, zu welchem meine Compagnie gehörte, in das Fort Daya einrückte. Drei Tage zuvor hatten wir Sidi-bel-Abbès verlassen, in Folge einer Ordre des commandirenden Generals der Provinz, um die im Fort liegende Garnison zu verstärken. Die dringenden Vorstellungen der arabischen Bureaux, sowie die Rapporte verschiedener der französischen Regierung sehr ergebener Chefs hatten diese militairische Maßregel bewirkt, indem sie bewiesen, daß sich unzweifelhafte Anzeichen einer bald zum Ausbruch kommenden Empörung verschiedener in den Anfängen der Sahara campirender Stämme gezeigt hatten. Derartige Revolten sind in Algerien nichts Seltenes. Obgleich der entschieden größte und einflußreichste Theil der Eingeborenen immer mehr die wohlthuenden Folgen einer civilisirten Regierung erkennt und demzufolge treu an dem bestehenden Gouvernement hält, so tauchen doch noch von Zeit zu Zeit hie und da Unzufriedene auf, welche das frühere Kopfabschlagungs-System der Dey's der wirklich mildern und wohlwollenden französischen Herrschaft vorziehen. Diese Aufwiegler sind in der Regel aus der Kaste der Scherif's, d. h. in directer Linie Nachkommen Mohammed's, deren religiöser Fanatismus durch den Anblick der christlichen Kirchen gereizt wird, oder welche aus bloßem Ehrgeiz, nicht selten auch aus Habsucht, sich an die Spitze einer stets fruchtlosen Bewegung stellen.

Ein solcher Fanatiker war unter Andern auch Ben-Djorra. Sein Renommée als ergrimmter Feind und Widersacher jeder nicht mohammedanischen Herrschaft stand fest, er war den französischen Behörden bekannt und signalisirt; allein man konnte seiner, der erfrischen Bemühungen ungeachtet, nicht habhaft werden, da er sich abwechselnd nur in den Stämmen aufhielt, welche er als seinen Principien zugethan kannte und unter denen er Verrath nicht zu fürchten hatte. Sein Aufenthalt in der Nähe von Daya war in den letzten Tagen des Januar dem arabischen Bureau daselbst bekannt geworden, und auf dessen Vorstellung hatte der General beschlossen, Alles aufzubieten, um sür diesmal den verwegenen und listigen Aufrührer aufzuheben und damit für immer unschädlich zu machen.

Digitized by Google

Die in Deya zu diesem Zweck zusammengezogenen Truppen — etwa 1800 Mann, worunter 400 Spahis und reitende Jäger — waren zur Disposition des Oberstlieutenant Sérola gestellt, welcher Chef des Districts und des arabischen Bureau's war. Dieser hatte ein ganzes Heer von Spionen auf Ben-Djorra's Fährte angesandt und erwartete von Stunde zu Stunde eine sichere Nachricht über seinen Schlupfwinkel. In Erwartung dieser gewissen Kunde lagen wir im Fort auf der Bärenhaut und vertrieben uns die Zeit mit Rauchen, Trinken, Spielen und allen den sonstigen zeittödtenden Beschäftigungen, deren der müßige Soldat ein so reiches Repertoir, und vorzugsweise in Afrika, aufzuweisen hat. Wenn ich Eingangs dieser Erzählung von Cafernen gesprochen habe, welche sich innerhalb der Mauern des Forts befinden sollten, so möge man dies nicht nach dem Buchstaben nehmen: wir lagen in Baracken von Holz, in denen wir vor schlechter Witterung leidlich geschützt waren und welche ausserdem für uns Officiere recht hübsch eingerichtete Zimmer enthielten.

In einem dieser Zimmer saßen wir am späten Abend des 30. Januar 1858 in gemüthlicher Unterhaltung beisammen. Sämmtliche Officiere der Garnison waren anwesend. Es wurde viel gescherzt und gelacht, die Unterhaltung drehte sich größtentheils um den Mann des Augenblicks, Ben-Djorra. Ein Capitain der Turcos (leichte, aus Eingeborenen bestehende Infanterie in orientalischem Costüm, deren Officiere zu drei Viertheilen Franzosen sind) hatte ihn früher gesehen und gekannt, als der Scheriff noch nicht erklärter Gegner des Gouvernements war und häufig in der Stadt Maskara sich aufhielt. Er schilderte uns denselben als den pfiffigsten und verwegensten Menschen, dessen Ehrgeiz ebenso unersättlich, als seine Geldgier, und der bei seinem großen Anhang gerade in dieser Gegend ein für uns durchaus gefährlicher und keineswegs zu verachtender Gegner sei. Alle waren begierig, ihn bald von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Unter dieser Hoffnung hatten wir das Gespräch abgebrochen und waren soeben im Begriff, uns an die Abendtafel zu setzen, als die Thür sich öffnete und Sidi-Soliman-ben-Abdallah, Aga der Sahara in der Provinz Oran, hereintrat. Dieser arabische Fürst war Commandeur des Ordens der Ehrenlegion, persönlicher Freund des General-Gouverneurs von Algerien, und stand im Range eines Divisions-Generals. Wir erhoben uns daher sämmtlich, ihm die gebührende Ehre zu erweisen, worauf er mit artigem Gegengruß erwiderte und uns dann in gutem Französisch den wohlgemeinten Rath gab, die Abendtafel zu beschleunigen, indem die Nachrichten, welche er mitbrächte, nicht der Art seien, uns lange Zeit zum Souper zu lassen. Sich darauf an den Oberstlieutenant Sérola wendend, sagte er: „Ich komme soeben, nur von vier Spahis begleitet, aus Sidi-bel-Abbès zurück; zwei Stunden von hier, in dem Stamme der Beni-Zaffar, habe ich mit Bestimmtheit in Erfahrung gebracht, daß Ben-Djorra sich augenblicklich in der drei Stunden von hier entfernten Oasis El-Hardin befindet und daselbst um 11 Uhr in der Nacht die Anführer derjenigen Stämme erwartet, welche sich seinen Plänen angeschlossen haben und die Fahne des Aufruhrs unter seiner Führung erheben wollen. Sich habe sofort die Pferde ausgreifen lassen und, trotz des grundlosen Weges, nur wenige Minuten gebraucht, um hierher zu kommen und Dir diese Mittheilung zu machen. Halt Deine Truppen bereit, eine bessere Gelegenheit, den Rubestörer zu fangen, dürfte sich nicht finden. Ich werde Dich begleiten."

Man wird begreifen, daß unter solchen Umständen ein Jeder in größter Eile nur die unentbehrlichste Speise zu sich nahm und sich dann sofort für die nächtliche Expedition vorbereitete. Es war bald zehn Uhr; schnell wurden die Truppen in aller Stille unter die Waffen gerufen, weder Horn noch Trommel wurden gehört, und als es zehn schlug, hatte die etwa 1500 Mann starke Colonne schon Deya einige hundert Schritte im Rücken. In südwestlicher Richtung ging's unaufhaltsam vorwärts. Ein Detachement Spahis, jedes Weges, jedes Schlupfwinkels kundig, diente uns als Avantgarde. Abdallah ritt zur Rechten des Oberstlieutenants in seiner vollen orientalischen Kriegsrüstung, das breite rothe Band der Ehrenlegion mit dem daran befindlichen Commandeurkreuz um den Hals, auf einem herrlichen arabischen Graufchimmel. Das Wetter war unserem Streifzug günstig, nur die in Folge des lange Zeit stattgehabten Regens grundlosen Wege erschwerten bedeutend das Fortkommen, so daß die Mehrzahl der Leute ermüdet war, als wir nach dreistündigem, angestrengtem Marsche inmitten einer weiten, mit Zwergpalmen bedeckten Ebene Halt machten.

Die Oase El-Haddin lag in einer Entfernung von etwa 2000 Schritten vor uns, trotz der Nacht durch ihre riesigen Palmen erkennbar, welche sich an dem vom Vollmond beleuchteten, fernen befäeten Firmament scharf markirten. Die Bevölkerung der Oasis El-Haddin mochte sich auf nahe an 2000 Seelen belaufen, und wohnte in mit Palmenblättern gedeckten Erdhütten. Die Anwesenheit Ben-Djorra's in einer dieser Hütten war außer Zweifel; allein in welcher derselben befand er sich? Dies zu erforschen sandte Abdallah seine Kundschafter aus, Araber befreundeter Stämme, welche er zu diesem Zweck mitgenommen hatte. Es lag in der Absicht des Gouvernements, die Gefangennehmung Ben-Djorra's, wenn irgend möglich, ohne Blutvergießen in's Werk zu setzen. Nur im äußersten Nothfall und bei ernster, zahlreicher Gegenwehr sollte von den Waffen Gebrauch gemacht und selbst dann noch die Person des Rebellen so viel als möglich geschont werden; der General wollte eine Unterredung mit dem gefangenen Ben-Djorra haben. Mochte er nun hoffen, ihn zu einem Freunde der französischen Occupation zu machen, oder glaubte er ihn Geständnisse zu entlocken oder von ihm zu erzwingen, genug, es galt, ihn lebendig nach Oran zu schaffen.

Gegen zwei Uhr Morgens kehrten die Kundschafter des Aga zurück und hatten in Erfahrung unseres Commandeurs und des Dolmetschers eine ziemlich lange Unterredung mit Abdallah, deren Resultat war, daß wir in aller Stille vorrücken, um alle Ausgänge der Oasis zu besetzen. Gegen drei Uhr Morgens war diese Maßregel in Ausführung gebracht. Hierauf nahm sich der Oberstlieutenant eine Escorte von zwei Compagnien Infanterie und einem Peloton reitender Jäger und drang unter Führung der Kundschafter und gefolgt von Abdallah und den Officieren des arabischen Bureau's in's Innere der Oasis ein. Ich befand mich mit meiner Compagnie in der Escorte und wurde somit Augenzeuge aller der Vorgänge, welche uns erwarteten. Zehn Minuten lang hatten wir unsern Weg zwischen hohen Palmen und üppigem Graswuchs fortgesetzt, als wir die ersten Hütten erblickten. Die uns als Führer dienenden Araber ließen diese ersten Wohnungen links liegen, und wir gelangten bald an den Mittelpunkt der Oasis, einen ungefähr hundert Schritte im Durchmesser haltenden freien Raum, um welchen herum gigantische Cacteen, Stachelfeigenbüsche und Aloes eine undurchdringliche Hecke bildeten; diese Umzäunung hatte zwei Eingänge, den einen nach Norden, den andern nach Süden zu gelegen.

Wir waren nur noch wenige Schritte von der nördlichen Oeffnung entfernt, als wüthendes Hundegebell unsere Ankunft signalisirte. Sofort wurden Tirailleure um die ganze Umzäunung herum aufgestellt, und wir drangen in's Innere derselben ein. Hier zeigte sich uns eine große Hütte inmitten des freien Platzes; das anhaltende Gebell der zahlreichen und an Wachsamkeit unübertrefflichen arabischen Hunde hatte die in derselben befindlichen Araber belehrt, daß etwas Ungewöhnliches draußen vorgehe. Allein Ben-Djorra war so weit entfernt, an eine Ueberrumpelung zu glauben, und hielt sich für so sicher in seinem Versteck, daß er anfänglich dem Lärmen der Hunde wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte und es uns somit möglich geworden war, uns der großen Hütte unbemerkt und ohne Widerstand zu nähern. Hier sollte jedoch die Scene wechseln. Seltsam, selbst wenn Araber sich vollständig eingeschlossen, jedes Mittel zum Entkommen abgeschnitten oder verbarricadirt sieht und einem übergroßen Feinde sich gegenüber befindet, ergibt er sich ohne Kampf. Es befanden sich gegen sechzig Araber, Ben-Djorra unter ihnen, im Innern der Hütte. Sobald sie uns bemerkt und sich umzingelt gesehen hatten, wurden wir mit Flintenschüssen begrüßt. Die Mehrzahl der Meuterer hatte sich durch alle Oeffnungen des Hauses in's Freie geworfen, wo ein Kampf, Mann gegen Mann, begann. Allein ihr verzweifelter Widerstand war bald gebrochen. Wir erzwangen den Eingang. Der Oberstlieutenant Sérola, den Säbel in der rechten, eine Pistole in der linken Hand, gefolgt von Abdallah, drang zuerst in die Hütte ein. Ben-Djorra, mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt, war im Begriff sein langes Gewehr zu laden, sieben oder acht kräftige Beduinengestalten hatten sich vor ihm gruppirt und schienen entschlossen, sich mit ihren Hauptling bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen; im Augenblick, wo die Officiere in der Hütte erschienen, krachten ihre Schüsse, und keiner der zuerst

Digitized by Google

Eingedrungenen blieb unverwundet. Ein Sergeant der reitenden Jäger stürzte, durch die Brust geschossen, lautlos nieder. Unserm Commandeur verwundete eine Kugel die linke Schulter, und noch zwei andere Officiere hatten ebenfalls mehr oder minder erhebliche Verwundungen erhalten. Im Nu füllte sich die Hütte mit unsern Soldaten, und ehe noch die Gegner Zeit hatten, auf's Neue ihre Flinten zu laden, waren sie entweder niedergestoßen oder gefnebelt.

Ben-Tjerra stand allein; mit gekreuzten Armen und verächtlichem Blick sah er auf seine Feinde. Abdallah ging auf ihn zu und forderte ihn auf, sich zu übergeben und seine Waffen von sich zu werfen. Einen vernichtenden Blick warf er auf den Aga. „Verräther!" war die einzige Antwort, welche er ihm zurückgab. Dann, schnell wie der Blitz, und noch bevor irgend Jemand seine Absicht ahnen oder deren Ausführung hindern konnte, riß er seinen breiten Yatagan aus der Scheide und stieß ihn dem Aga tief in die Brust. Darauf, mit sichtbarer Genugthuung einen Schritt gegen den Oberstlieutenant thuend, warf er seine blutige Waffe zu Boden und sagte, ihm seine beiden Hände entgegenhaltend:

„Jetzt kannst Du mich binden; gegen die Uebermacht ist kein Kampf. Es war Allah's Wille!"

„Du weißt, Ben-Tjerra," erwiderte ihm der Commandeur, „daß jetzt Dein Leben verwirkt ist; ohne diesen Mord hättest Du es Dir, aller Deiner Vergehungen ungeachtet, erhalten."

„Ich weiß," sagte er, „Allah will es, Allah ist groß, sein Name sei gelobt!"

Es wurden ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden und er einem besondern Detachement Cavallerie übergeben, das ihn auf ein Pferd festband und in seine Mitte nahm. Die übrigen Gefangenen, sämmtlich selbst gefesselt, wurden zwischen Infanterie- und Cavallerie-Abtheilung placirt. Abdallah war nicht todt, die beiden die Expedition begleitenden Wundärzte erklärten, daß sein Zustand allerdings gefährlich, indeß nicht hoffnungslos sei. Da an einen Transport des Aga nicht zu denken war, so ließ der Oberstlieutenant 200 Mann unter dem Commando eines Capitains zu seiner Bedeckung zurück, einer der Aerzte blieb ebenfalls bei ihm, und die Colonne selbst trat ihren Rückweg nach Teyda an, wo wir um 10 Uhr Morgens eintrafen. Hier wurden sofort alle nöthigen Anstalten getroffen, um dem verwundeten Aga und seinem Arzte es an nichts fehlen zu lassen. Ein Detachement vom Train brachte noch am nämlichen Tage Medicamente, Lebensmittel und Haus- und Lager-Utensilien in die große Hütte der Daïa El-Hadrem.

Die glückliche Gefangennehmung Ben-Tjerra's war sogleich durch den optischen Telegraphen nach Oran in's Hauptquartier berichtet worden, und es langte in Folge dessen von dort der Befehl an, denselben unter starker Bedeckung und in möglichster Schnelligkeit dahin zu schicken. Am nächsten Morgen schon verließ Ben-Tjerra, von zwei Schwadronen Cavallerie escortirt, Teyda, um zunächst nach Sidi-bel-Abbès und von da zu Wagen nach Oran transportirt zu werden. Sidi-Soliman-ben-Abdallah genas langsam. Vierzehn Tage nach obigem Vorfall hatte der Arzt ihn außer Gefahr erklärt, und er konnte in seine Wohnung transportirt und der Pflege seiner Frauen übergeben werden. Zu Anfang des Sommers war er vollständig hergestellt und konnte sich nach Oran begeben, um den bis zu seiner Genesung ausgesetzten Verhören Ben-Tjerra's beizuwohnen. Dieser — bis dahin verschlossen wie das Grab und keine Kenntniß gebend, daß der Aga gerettet sei — gerieth bei dessen unerwartetem Anblick in einen Anfall wahnsinniger Wuth und konnte nur mit Mühe durch seine Wachen abgehalten werden, sich von Neuem auf seinen Feind zu stürzen. Das Kriegsgericht verurtheilte Ben-Tjerra zum Tode, und dieses Urtheil wurde durch Erschießen in der Nähe von Oran vollzogen, obgleich Abdallah sich alle Mühe gegeben hatte, seine Begnadigung zu erwirken.

Nach dem Tode dieses Fanatikers hörten die meuterischen Bewegungen unter den Wüstenstämmen der Provinz Oran auf, die Contributionen gingen ohne Rückhalt ein und die nach Teyda gezogenen Verstärkungen kehrten in ihre Stantquartiere zurück.

Theodor Küster.

Menageriebilder.

Nr. 2.

In Herrn Jamrach, dem Besitzer einer Menagerie in London, der aber zugleich auch mit den Bestien handelte, lernte ich, wie es schon halb und halb sein Name ahnen ließ, einen biedern Deutschen kennen, und zwar einen Mann von so herkulischen Dimensionen, daß freilich jeder verschlagne Löwe oder Tiger eine thätliche Erörterung mit ihm abgelehnt haben würde, besonders wenn er seine Bereitschaft dazu mit einer Brechstange unterstützte, die überhaupt, wie ich später erfuhr, das entscheidendste argumentum ad bestias in der Abrichtung seiner Eleven bildet. Als ich ihm den Zweck meines Besuches zu erklären verschulte, lachte er — und ich lachte mit; denn jetzt erst fiel mir auf, daß ich eigentlich auf nichts Geringeres ausgegangen war, als ihm so nebenbei im Handumdrehen den ganzen, durch lange Jahre und saure Mühe erworbenen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen abzunehmen. Ich wäre nämlich gerne, wie Faust's Schüler, in kürzester Frist und auf die bequemste Weise so recht grundgelehrt geworden in allen Eigenschaften wilder Thiere und der zweckmäßigsten Behandlung eines jeden. Indessen, ein herzliches Lachen stimmt Jedermann wohlwollend, und Herr Jamrach bestätigte die Regel. „Hier habe ich nur kleines Zeug," sagte er, „meist Vögel, wie Sie sehen; kommen Sie aber mit mir ein Stück Weges die Straße hinunter, dort werde ich Ihnen meine größern Schüler präsentiren. Es ist nur ein hundert Schritt von hier."

In einen Hof tretend, stand ich zwischen zwei Reihen Käfigen, von denen zufällig jedoch nur wenige bewohnt waren. Ein Leoparder der Andern, der höchst verdrießlich und gelangweilt in seinem Käfig schmollte, hatte fast die eine Seite des Hofes für sich allein. Weiter hin kam ich an eine Leiter, die zu einer Art Dachluke führte. Da müsse ich hinauf, sagte Herr Jamrach, was mir die verwunderte Frage entlockte, ob er denn das Rhinoceros etwa schon so weit gebracht, daß es Leitern hinankletterte. „Es ist nicht da oben," erklärte er, „sondern unten in einem Stalle; aber durch ein Loch in dem Boden oben werden Sie es bequem sehen können."

So schaute ich denn hinunter durch das Loch, und richtig, da stand das verfünfthalbfüßige Ungeheuer und labte sich behaglich an Heu. Herr Jamrach wurde jetzt abgerufen und übertrug meinen weitern Unterricht seinem Thierwärter. Dieser Mann war körperlich der vollendete Gegensatz seines Herrn, ebenso klein und anscheinend schwach, als jener groß und stark war, und dennoch kam ihm die Ehre zu, eine entflohene Tigerin eigenhändig zu bezwingen und heimgebracht zu haben. Er war voller Anekdoten und höchst mittheilsam, sobald meine Lernbegier auf's Neue erwachte und ich die Gelegenheit eifrigst benutzte, mich in alle Geheimnisse seines Faches einweihen zu lassen. Pflichtschuldigst erkundigte ich mich zuerst um den König der Thiere. Es sei leichter, meinte er, das Vertrauen eines Löwen, als eines Tigers zu gewinnen; doch aber denähmen sich Tiger und Tigerinnen zuweilen recht liebenswürdig. „Die Tigerin, die damals ausgebrochen ist," sagte er, „kannte mich ganz gut und schien mich recht lieb zu haben. Gar oft, wenn ich an ihrem Käfig vorübergang, streckte sie beide Tatzen zwischen den Gittern heraus und winkte mich zu sich."

„Sie lehnten natürlich eine so verdenkliche Einladung freundlich ab?" frug ich.

„Warum denn? So oft ich Zeit hatte, ging ich zu ihr, und da legte sie mir ihre Tatzen auf beide Backen und streichelte mich ganz liebevoll. Ueberhaupt sind Tiger und Löwen in ihrem Käfig meist ganz sanft; wenn es ihnen aber gelingt, loszubrechen, dann kehrt ihre angeborne Wildheit auch zurück. Sie vergessen dann alle frühere Freundschaft, und man darf ihnen weder Gnade noch Barmherzigkeit zeigen. In solchen Fällen gibt's nur ein Mittel, das hilft."

„Und welches ist das?"

„Man muß sie gleich vor den Kopf schlagen, sie betäuben. So habe ich die Tigerin bedient. Ich schlug sie mit einer Brechstange nieder. Eine Weile lag sie wie todt, und als sie wieder zu sich kam, hatten wir einen schönen Tanz. Sie zeigte mir ihr

Digitized by Google

Gebiß und zerrte dorthin, ich zeigte ihr meine Brechstange und zerrte daher. Das Nachhausegehen wollte ihr gar nicht behagen, aber ich und meine Stange, wir haben sie doch dazu überredet."

„Und hat sie Ihnen je vergeben?" fragte ich. „Ich sollte meinen, daß ihr freundliches Winken und Streicheln jetzt ein Ende hatte."

„Durchaus nicht. Nach ein paar Tagen waren wir so gute Freunde, wie je."

„Ihr Gedächtniß war wohl nicht sonderlich?" meinte ich; „sie hat die Sache wahrscheinlich wieder vergessen?"

Der Wärter schüttelte lächelnd den Kopf. „Löwen und Tiger haben ein ganz vortreffliches Gedächtniß," sagte er; „ich will Ihnen einen Beweis dafür geben. Schauen Sie mal diese Käfige an. Sie werden bemerken, daß wir sie mit einem eisernen Rechen durch eine schmale Oeffnung unten im Gitter reinigen müssen. Nun ist es ein gewöhnlicher Witz der frisch angekommenen Tiger und Löwen, den Rechen zu packen, zu beißen und zu zerbrechen. Diese Unsitte muß ihnen abgewöhnt werden, und unser Mittel ist einfach: wir machen den Rechen brennend heiß, und kein Löwe oder Tiger beißt ihn zum zweiten Mal."

In diesem Augenblick veranlaßte uns ein kurzes, heiserstimmendes Grunzen des gefangenen Rhinoceros, durch das Loch hinabzuschauen. Aber die Tume hatte sich unsichtbar gemacht. Das neugierige Angaffen eines Fremden schien ihr Zartgefühl beleidigt zu haben, sodaß sie sich nach der andern Ecke ihres Stalles zurückgezogen, wohin ihr meine Blicke nicht folgen konnten. Der Wächter war entrüstet. Was fiel ihr ein, so spröde zu thun gegenüber einem in bester Form vorgestellten Herrn?

„Ho ho, Mauta!" sagte er, sie bei ihrem indischen Namen rufend, denn sie war eine Bewohnerin des Ganges — „ich will Dich bessere Manieren lehren — Warten Sie nur ein bischen," setzte er, zu mir gewendet, hinzu, „ich will hinunter und sie aufstacheln; ich werde sie schon verbringen."

Ich bat ihn, es zu lassen, denn es schien mir geradezu Tollkühnheit. Lächelnd hieß er mich, keine Sorge zu haben. Wie der Schulmeister das spanische Röhrchen ergreift, so packte er jetzt mit starker Faust ein mörderisch aussehendes Instrument, das nichts Geringeres war als eine altteutsche Streitaxt mit einer scharfen Spitze oben und am Rücken, und schwang sich durch das Loch hinunter. Bu um! ging die Axt rechts und links, und unter Grunzen und Schnauben kam das so freundlich personifizirte Rhinoceros wieder hervor in das Licht. Unsere schönen Leserinnen mögen sich jedoch über dies nur grausam scheinende Verfahren beruhigen. Da das Rhinoceros mit einer Haut gepanzert ist, durch welche selbst eine Flintenkugel nicht dringt, so mochten ihm die wuchtigen Hiebe der Streitaxt vermuthlich nur den Eindruck eines scherzhaften Streichelns oder Kitzelns machen. Jetzt erst bemerkte ich, daß das Horn auf der Nase, dem der Name dieses Thieres entnommen ist, beinahe verschwunden war — die unausbleibliche Folge der Gefangenschaft, wie ich erfuhr. Diese Thiere haben es nämlich in der Art, die Spitze des Horns schneller an der harten Wand ihres Stalles abzureiben, als es an der Wurzel nachwachsen kann, und so wird es immer kleiner.

Affen in stiller Thätigkeit.

Uns von hier weiterwendend, kam ich an einer Reihe Käfige vorbei, in denen kleine Thiere waren, und fühlte plötzlich eine sammtartige Berührung auf dem Rücken meiner Hand. Mich umsehend, gewahrte ich ein Thierchen, das zwar nicht ganz ein Affe schien, sich aber doch der Gattung näherte. Ich irrte nicht in der Vermuthung, daß es dem auf Madagaskar hausenden Lemurengeschlechte angehören möge. Das arme Ding bettelte um etwas zu fressen. Die Lemuren sind, wie die Affen, sehr starke Esser. Das Erziehungsinstitut des Herrn Jamrach bot eine reiche Auswahl Affen jeder Art. Da fassen sie, schnatternd, grinsend und Gesichter schneidend. Zum ersten Male entdeckte ich, wie alle die Affen herkommen, die in den Straßen Londons ihre Kunststücke produciren. Ich bekenne mich zu einer gewissen Sympathie für diese kleinen Waldmenschen und hatte oft die Absicht, meine Familie um einen derselben zu vergrößern. Unbekannt jedoch mit dem wahren Affenmarkt, wendete ich mich wiederholt um Aufschluß an die Orgelmänner und Savoyarden auf der Straße, die aber den ganzen Affenhandel so geschickt in ein unentwirrbares Geheimniß zu hüllen verstanden, daß ich endlich daran verzweifelte, den Meinen die Gelegenheit zu verschaffen, sich in dieser Carricatur der Menschheit zu bespiegeln. Der Preis für Affen ist gar nicht so übermäßig, wenn man an die rechte Quelle geht. Haltung und Benehmen werden höher angeschlagen als das bloße Aussehen, und Damen gelten, wie billig, für kostbarer als Herren. Die langschwänzigen Affen, vulgo Meerkatzen, vertragen das Klima besser als andere.

In einer Situation kann man, wo Affen zu sehen sind, einige gewiß antreffen, das ist die, wenn sie sich gegenseitig die lebenden

Digitized by Google

Bewohner ihres Zelles abfuchen und die gefunenen schleunigst verzehren, welche Umschreibung man auch kürzer mit einem einzigen Zeitwort ersetzen kann. Da sie aber die erhaschten Unglücklichen fressen, so könnte man eigentlich ungewiß sein, ob dieser materielle Trieb oder das höhere Interesse der Reinlichkeit und öffentlichen Wohlfahrt sie zu der ganzen Thätigkeit veranlaßt; jedenfalls muß der Grund ein sehr wichtiger sein, wenn in der That ist der Ernst nicht zu übertreffen, womit der Eine dasitzt und mit den Fingern der einen Hand das Kopfhaar seines Freundes aufeinander biegt, um mit der andern die Schmaroger ohne Gnade zu fassen und zu vertilgen, während dieser mit der Seelenruhe des Gerechten dasitzt, wohl wissend, daß neben dem angenehmen Gefühl des Kratzens ihm auch eine hohe Wohlthat erzeigt wird. Ist ein Dritter dabei, so hilft dieser entweder mit, indem er sich auf Schultern, Armen oder Beinen ein anderes Feld seiner Thätigkeit aussucht, oder er hält wenigstens den Abzusuchenden, oder auch er beobachtet genau das Verfahren der Andern, um es sich selbst gehörig einzuprägen. Paviane mit ihren schwarzen larvenartigen Gesichtern nehmen sich in dieser Thätigkeit immer am ernstlichsten aus, wenn ihre beiden obern Augenlider erhöhen den wichtig-feinlichen Ausdruck ihres Gesichts ungemein.

Auch dem Menschen erzeigen die Affen gern diese Wohlthat, und wenn Jemand seinen Kopf nicht darbieten will, um bei seinen Nebenmenschen nicht in den Verdacht der dazu treibenden Nothwendigkeit zu kommen, so genügt ihnen auch ein etwas behaarter Arm oder Hand, um sofort eine Suche anzustellen, die, wenn auch fruchtlos, sie nicht leicht ermüdet.

„Sie müssen doch im Ganzen ein etwas gefährdetes Leben führen?“ bemerkte ich, als wir wieder zu dem Rhinoceros zurückkamen. „Fürchten Sie sich nicht zuweilen?“

Er lächelte. „Nicht vor Thieren nur Vögeln, aber die Schlangen, die gefallen mir allerdings nicht sonderlich.“

„Handeln Sie auch mit Schlangen?“

„Von jeder Art und Größe. Ich bin so ziemlich vertraut mit ihrer Art und Weise, doch aber kommen zuweilen unbekannte Gattungen, mit denen ich mich nicht gut zurechtfinden kann. Der Kurzen lamen erst wieder vierzig Blasenmattern, die giftigsten und bissigsten von allen Schlangen, an, und ich mußte sie alle, eine nach der andern, aus der Kiste nehmen, um sie extra einzeln zu verpacken und weiterzuschicken. Ich muß gestehen, daß mir diese Arbeit nicht sehr behagen wollte.“

„Packen Sie diese Thiere mit Zangen?“

„Wir haben nicht eine einzige Zange im Hause,“ erwiderte er. „Nun, wie greifen Sie die glatten Gschepse?“

„Ich fasse sie mit dem Zeigefinger und Daumen dicht hinter dem Kopf und halte sie fest. Das ist die einzige Art, mit ihnen fertig zu werden.“

„Tragen Sie dabei Handschuhe?“

„Ja, aber sehr dünne, denn dicke Handschuhe würden meine Finger an der freien Bewegung hindern. Eine Schlange würde leicht eine Menge solcher Handschuhe, wie ich trage, durchbeißen; aber ich denke, das Leder fängt doch immer etwas von dem Gifte auf, wenn es auch dünn ist, — was freilich, wie die Gelehrten behaupten, nur eine Einbildung sein mag. Eine Blasenmatter ist die häßlichste Schlange, die ich kenne. Ihre Manieren sind so abscheulich, wie ihr Aussehen. Mit der Klapperschlange komme ich sehr gut aus: die ist ein Gentleman, und verfährt offen und ehrlich. Che sie beißt, rasselt sie zur Warnung zweimal mit der Klapper. Nach einmaligem Rasseln kann man sie noch mit voller Sicherheit anfassen; sobald sie aber zum zweiten Male geklappert hat, heißt's zurücktreten, oder es kostet das Leben.“

Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß es unter solchen Umständen doch wohl gerathener sei, die Blasenmattern, Klapperschlangen, Cobra's und das ganze Giftgezüchte ungestört in ihren heimathlichen Schlupflöchern zu lassen, denn die Beförderung der Neugier durch ihren nicht einmal schönen Anblick wiegt doch sicher die damit verbundene Lebensgefahr ihrer Wärter nicht auf. Indessen ergab sich im Verlauf des Gespräches, daß selbst der Handel mit diesen Productionen einer üblen Naturlaune seiner wirklichen Nützlichkeit halber noch eine Rechtfertigung zuläßt. Diese Gschepse werden nämlich an Physiologen und andere Forscher verkauft, um die Wirkungen des Giftes zu ermitteln. So hatte dieser Wärter selbst viele von den genannten Blasenmattern zu diesem Zweck nach Deutschland gebracht, woräber sich unsere armen Katzen und Kaninchen, an denen meist experimentirt wird, sicher wenig gefreut haben werden.

Eben kam Jamrach zurück, und ich fragte ihn unter Anderem, ob er auch einen Riesen-Salamander besitze, den ich bisher nur ein einziges Mal in der Menagerie von Amsterdam gesehen hatte.

„Nein,“ erwiderte Herr Jamrach, „das wäre zu kostspielig und gewagt. Doch da Sie den in Amsterdam kennen, will ich Ihnen auch erzählen, wie er nach Europa kam. Die Salamander dieser Art finden sich nur in Japan und sind auch dort selten. Nichts destoweniger gelang es einem holländischen Arzt, der sich längere Zeit in Nangasaki, oder vielmehr in der holländischen Factorei von Decima bei dieser Stadt, aufhielt, deren acht zu sammeln, was ein kleines Vermögen war, wenn es ihm gelang, sie lebend nach Europa zu bringen. Mit reisenden Salamandern, wie mit marschirenden Heeren, bildet die Proviantirung die Hauptschwierigkeit. Sie leben nur von frischen Süßwasserfischen, und nun können Sie sich selbst die Aufgabe vorstellen, diese wählerischen Thiere auf dem ganzen sechsmonatlichen Seeweg von Japan nach Europa zu beköstigen, zumal sie sich eines sehr gesegneten Appetits erfreuen und die Fahrt überdies nicht selten noch ein paar Monate länger währt. Für die täglichen Mahlzeiten eines Tigers von Bengalen aus zu sorgen, ist eine Kleinigkeit gegen das, was der Doctor unternommen hatte. Endlich schiffte er sich ein mit seinen Salamandern, den sechsen Süßwasserfischen in großen Fässern und dem Futter für die Fische, die ja auch beköstigt sein wollten und die für gewöhnliche Matrosenkost von Salzfleisch und dürren Erbsen gar wenig Neigung verrathen. Ich weiß nun nicht, dauerte die Reise länger als gewöhnlich, oder hatte der Doctor den durch die Seeluft vielleicht noch geschärften Appetit seiner Pfleglinge zu gering angeschlagen, kurz, die Fische verschwanden einer nach dem andern bis zum letzten, und die Salamander machten Zeichen nach mehr. Was war zu thun? Nur eins, und ich bedauere, es erzählen zu müssen. Man entschloß sich endlich zu salamandrinischem Cannibalismus. Salamander Nummer Eins fiel unter dem Messer des Proviantmeisters und wurde, unparteiisch vertheilt, von seinen Brüdern verschmaust. Dem armen Doctor mußte das Herz geblutet haben, als er ihnen diese kostbare Speise, den achten Theil seines geträumten Vermögens, aufsischt. Aber dabei verblieb es nicht. Salamander Nummer Zwei folgte dem ersten, diesem der dritte, und so ging es fort, bis auch die zwei letzten das Loos geworfen hatten, und endlich dem Allerletzten nichts mehr übrig blieb, als sich selbst zu fressen. Da aber zeigte sich in der höchsten Noth das Land, frische Fische waren dabei verschafft, und Salamander Nummer Acht, das lebende Grab seinen sämmtlichen Cameraden, ziert jetzt das Museum von Amsterdam. Doch kann ich Ihnen mittheilen, daß er kürzlich durch einen Landsmann erfreut wurde, der extra von Japan kam, um ihm Gesellschaft zu leisten.“

Ich mußte dieser Plauderei ein Ende machen, und will nur noch hinzufügen, daß, wenn es einer unserer Leserinnen vielleicht nach einem Schoß Rhinocerosleder gelüsten sollte, sie diese Liebhaberei um drei- bis vierthalbtausend Thaler befriedigen kann. Sollte sie einen Tiger verlieben, so genügen, wenn der Markt gerade überfüllt ist, wohl sechs- bis siebenhundert Thaler, in gewöhnlichen Zeiten hält sich der Preis jedoch gegen zweitausend. Löwen sind etwas wohlfeiler. Die Hauptbedingung ist jederzeit baar Geld, Credit wird nicht gegeben, ebenso wenig gehandelt, dagegen aber für's Beißen garantirt.

Die Thun-Fischerei.

Sicilianisches Lebensbild.

Die Phantasie, die Zeitungen, die Herzen und Gespräche Europa's beschäftigen sich Monate lang mit den Thaten, Leiden und Schicksalen Siciliens, das am südlichen Ende Europa's mit seinen Palmen und Felsen, Olivenhainen und Orangefelden wie ein überlister Vorposten der Tropen aus den blauen Wassern des mittelländischen Meeres hervorragt. Von diesem aus gesehen

Digitized by Google

ist es eine ungeheuere Masse wildzerrissener, phantastischer Felsengebilde, deren Spitzen weit hinauf steigen in den blauen, sonnigen Himmel.

Es ist von außen schwer, sich zu denken, daß diese starren Felsenzacken die fruchtbarsten Thäler und Ebenen verbergen, reich an Getreide, Oel und Wein, reicher an unsäglichem Fluche, an Gefängnissen voller Gerippe neben Sterbenden, in deren Fleisch sich schwere Ketten tief hinein geträgt, an Verjungerten, Verhungernden und lebendig halb Verwesten. Aber so sanden Schaaren Garibaldi's, als sie solche Gefängnisse brachen, das Innere verselben. Der Befreier ist gekommen, aber nicht für die unzähligen Tausende, die bereits einem Molloch geopfert wurden, wie wir ihn wohl kaum je in der Weltgeschichte von Menschenopfern zehren sahen. —

Doch wir können wenig oder nichts von den Schauplätzen der letzten Befreiungskämpfe mittheilen, da nur verworrene und widersprechende Nachrichten an die sonnige Küste drangen, deren Bewohner ihr jährliches Meerfest feierten, um wieder ein Jahr leben zu können. Die „Kornkammer Roy's," wie das alte Sicilien oder Trinacria hieß und war, kann jetzt nicht halb so viel Menschen nähren, als vor einem Jahrtausend. Und diese Hälfte würde vielleicht auch jetzt verkommen, wenn nicht die jährliche Ernte aus dem Meere erfolgte, was bombonische Herrschaft, Pfaffen und Priester bis tief in den Boden unfruchtbar gemacht, mit Fluch, Furcht, Thatenlosigkeit, Aberglauben, Intrigue, Spionage und Verwahrlosung aller Art bedeckt haben.

Wo die tropische Sonne noch fruchtbar wirkt auf Sicilien, da blühen und fruchten das ganze Jahr hinturch Haine und Gretten voller Orangen und Oliven, und Feigenbäume und Reben bedecken die Abhänge est bis zum Meere herab. Zwischen den Weinbergen wächst Getreide, das sehr gutes Brod, aber nicht mehr hinreichend liefert. Felsenwüsten und weite Wüstnisse von Steingeröllen sind bedeckt mit indischen Feigen, einer phantastischen, gigantischen Art Cactus, dessen massive Blätter aus einander heraustreiben und pfirsichartige Früchte tragen, von denen die ärmeren Sicilianer oft Monate lang im Jahre leben müssen, da sie Brod nur als Delicatesse dazu essen können. Diese Cactusmände und Labyrinthe mit fächerartig aus- und übereinander ausschießenden, 12 bis 14 Zell langen Blättern charakterisiren fast alle landschaftlichen Gebilde Siciliens. Für Vieh wächst nichts, höchstens suchen kletternde Ziegen kärgliche Nahrung aus den Felsenklüften zusammen und liefern die nöthigste Milch. Rindvieh wird größtentheils von getrocknten Blättern der indischen Feige und türkischen Weizens gefüttert und gibt nur den Reichen mageres, erbärmliches Fleisch. Auf dem Fleischmarkte von Palermo kaufen sich die Leute ganze Haufen von gewöhnlichen Gartenschnecken oder ein Stückchen Polype (Sternfisch). Bohnen werden roh gegessen. Im Winter kommt theueres Kalbfleisch von Neapel. Aermere Leute müssen sich Jahr aus, Jahr ein mit Früchten des Caetus, Maccaroni, rohen Bohnen und verschiedenen Wurzeln behelfen. Fleisch können sie selten bezahlen, höchstens Fisch.

Haupt-Ernte unter den Bewohnern der ehemaligen „Kornkammer Roms", wenigstens für die Küstenbewohner, ist daher die Fischerei. Und hier gibt's nichts Charakteristischeres und Ergiebigeres als das jährliche Meerfest, zu welchem der Thun- oder Thunfisch Fang Veranlassung gibt. Der Thun*, wie wir ihn der Kürze wegen nennen wollen, ist ein in Heerden zu gewissen Raub- und Wanderzügen und erreicht oft eine Größe von 5—7 Fuß in der Länge bei ziemlich derselben Breite. Vom April an kommen sie in Zügen von verschiedener Zahl aus dem großen Ocean durch die Meerenge von Gibraltar und ziehen an den Küsten hin, wo sie Sardinen, Anchovis und Meergewächse für ihre Nahrung finden und unterwegs, an den sardinischen und sicilischen Gestaden, gelegentlich gefangen werden, bis sie, in der Straße von Messina von der Scylla und Charybdis, den Gegenströmungen aus dem adriatischen Meere, beunruhigt, um die Küste von Sicilien herum in ruhigerem Wasser, das sie lieben, den Weg nach ihren Sommerwohnungen im schwarzen Meere verfolgen. Auf diesem Umwege nun gerathen sie in die „Gemächer des Todes", die man ihnen gebaut hat, um unter den Stichen und Stößen jauchzender, blutrieschender, fanatischer Menschen zu verenden und die Sicilianer mit ihrem substantiellen, kalkhaltigen Fleische zu ernähren.

Schon Monate vorher waren Hunderte von Menschen eifrig beschäftigt, um die „Gemächer des Todes" mit den gehörigen Verzimmerungen bereit zu machen. Sie bestehen aus ungeheuren Netzen, die sich wirklich zu vier Wänden zusammenschließen und selbst einen Boden haben. Diese Netze werden von den Bewohnern selbst aus sparto-, spanischem Seegras, und neapolitanischem Hanf bis zu 1500 Fuß Länge, 500 Weite und 50 bis 100 Tiefe verfertigt, und zwar zunächst die Fäden oder Taue dazu in Palermo, die in Solante zu den verschiedenen Arten und Graden des Netzwerks verwebt werden. Solante ist eine mit Fischerhütten bedeckte, felsig vorspringende Landzunge mit einem normännischen Schlosse in der Mitte, dem Wohnsitze des jetzigen Eigenthümers der Tonnara oder Thunfischerei. Es erhebt sich auf einem vorspringenden Felsen so weit über's Meer, daß man von den Balcons die Fische in dem klaren Wasser schwimmen und in der klaren Luft Sicilien bis zu den liparischen Inseln sehen kann.

Vom März bis Juli ist hier Alles in vollster Thätigkeit. Die Arbeiter erhalten ihren bestimmten Tagelohn und bestimmte Prozte von der Ernte, für deren Gelingen sie demnach alle ihre Kräfte aufbieten. Mit eintretendem warmen Wetter, das bald zur Hitze wird, schlafen sie oben und oft halb nackt auf dem Sande der Meeresküste, von den weichen Lüften wärmer zugedeckt, als wir von unsern Federbetten, neben welchen keine friedlichen Meereswogen murmeln und plätschern.

Anfangs April sind die Netze fertig und werden in großen Booten mit einer gehörigen Menge großer Steine und Korkstücken bereit gehalten, bis das Wasser still und klar ist. Namentlich muß das Meer von den häufig vorkommenden rema's oder Unterströmungen frei sein, weil sonst die Netze nicht, wie erforderlich, senkrecht wie Wände eingesenkt werden können. Wächter müssen ununterbrochen in Booten auf dem Meere, auf dem Bauche liegend, selben untere und innere Bewegungen beobachten, bis sie es still finden. Jetzt ruft ein Zeichen alle harrenden Boote herbei, die etwa ½ Meile vom Gestade die Netze senken und zu verschiedenen geschlossenen Gemächern vereinigen. Oeffnungen, die aus einem in das andere führen, können durch benzagezogenes Netzwerk von oben her geschlossen werden. Dies geschieht, um die Fische aus einem in das andere ziehen zu lassen, hinter ihnen zu schließen und die ersteren für neue Ankömmlinge wieder zu öffnen. Sind eine gehörige Anzahl endlich im „Leva", dem letzten der „Gemächer des Todes" versammelt, so wird der unter demselben angebrachte starke Netzboden heraufgezogen und die Gefangenen mit ihm.

Doch so weit sind wir noch nicht. Wenn die Netze in gehöriger Ordnung gesenkt, geschärft und geschlossen sind, wird erst der heilige Antonius, als specieller Schutzheiliger der Fischer der einmal vergessen den Heiden predigte, so daß er die Fische im Meere anrief, die dann auch zu ihm auf's Land kamen, ihm andächtig zuhörten und sehr erbaut wieder in's Wasser gingen) angerufen und der Segen der Kirche über die Netze gesprochen. Ein in der Kirche geweihter, riesiger Olivenzweig wird in der Mitte der Tonnara oder des Netzwerkes befestigt und ein Geistlicher im Boote von einem Werke zum andern getahren, um den Segen zu sprechen. Jetzt gilt es, zu warten und zu wachen. Ueber dem offenen Eingange zu dem ersten Netz-Zimmer liegen die Wächter in ihren Booten unter einer schattenden Leinwanddecke auf ihren Bäuchen, zuweilen Oel auf die Oberfläche gießend, um sie blank und ruhig zu halten und die blaue Tiefe zu durchschauen, bis sie Gefangene anmelden, den ersten Eingang schließen und die Beute von einem Gemache zum andern verleiten können. Doch werden sie oft lange, manchmal mehrere Tage hinter einander, alle drei Stunden abgelöst, ehe das „Zimmer des Todes" herbeigegangen gefüllt ist. Dann aber wird's nach langer Ruhe diese lebendiger und dramatischer. Ein Signal von den Wächtern her wird der ganzen Volksmasse, die sich weit umher im Kreise auf lustigen Booten, Gondeln und Schiffen aller Art eingefunden, durch eine rothe Flagge auf der Thurmspitze des Schlosses zugetragen: „Bandiera a Solanto!" (Flagge auf Solante) schreit und jubelt es nun weit hin über das sonnige Meer und an den Gestaden entlang bis in die höchsten Felsen hinauf. „Bandiera a Solanto!"

Die Fischer oder Schlächter, die bisher in der Ferne wartenten, schießen mit fanatischem Geschrei heran. Ihre Spieße oder Harpunen blitzen mit ihren Augen in den braunen Gesichtern um die Wette in der Sonne. Die Boote, Schiffe, Gondeln von Palermo und den Küstenörtern drängen sich zu einem engen Kreise

* Von Linne „scomber thynnus" genannt, Thun oder Thunfisch.

Digitized by Google

ringdum. Man scherzt und lacht und neckt sich und klettert von Boot zu Boot. Alles ist Leidenschaft und Leben, Aufregung und Feuer. „Tonnara“ ist den Sicilianern, was den Spaniern die Stiergefechte, den Engländern der „Derby-Tag“, den Deutschen eine — Parade.

Der bewegliche Netzboden im „Gemache des Todes“ wird immer höher und höher gezogen. Die halbnackten, braunen, schlanken „Estädchter“ stehen oben in ihren Booten und kreischen und schwingen ihre Harpunen wie Besessene. Sie stieren hinunter und sehen ihre Opfer in Verzweiflung klatschen und platschen und immer höher kommen. Zunächst springen in der Regel einige fliegende Fische heraus und suchen durch die Luft zu entkommen, werden aber von dem großen schwimmenden Amphitheater der Zuschauer gefangen. Der Netzboden wird endlich 6—8 Fuß unter der Oberfläche befestigt. Das Wasser darüber bereckt sich mit weißem Schaum, so furchtbar klatschen und peitschen die Gefangenen. Der weiße Schaum färbt sich blutroth. Das klare, blaue Meer umher wird weiter und weiter wie ein Blutmeer. Alles brüllt, schreit, jauchzt, schwingt Mützen, Hüte, Tücher, Flaggen. Wie gräuliche Unholde stechen und stoßen die Fischer in den Booten blindlings auf ihre Opfer unten, und werden manchmal von der verzweifelten Kraft der starken Fische in's Wasser gezogen, bis zwei oder drei Mann sich je eines bemächtigt haben, um ihn herauszuziehen. Die Thune sind furchtbar stark im Wasser, besonders in ihren Todeszuckungen, die Wasser und Blut weit und hoch umherspritzen. An die Luft, in's Boot geworfen, sterben sie nach einigen gefährlichen Schlägen sehr bald, aber nicht, ohne ihre Mörder vorher mit Blut überspritzt zu haben, mit Blut, das den schreienden, stoßenden, ausweichenden, zuspringenden Harpunieren unter dem klarsten, blauen Himmel im hellen, stechenden Sonnenschein aus Gesicht und Haar an den braunen Leibern herunterströmt. Das Blutvergießen und der fanatische Kampf in der Mitte ist von einem fanatischen Kreise jauchzender Zuschauer eingerahmt. Ein furchtbares, eigenthümliches Jagdbild, das Augen, die nicht daran gewöhnt sind, nicht so leicht wieder vergessen können!

Der erste Fang dieses Jahres — bestehend aus 16 Fischen, wurde in Palermo mit mehr als 450 Thalern bezahlt. Aber bis zum Vollen Juni wird ziemlich alle Tage ein neuer Fang gemacht, und nicht blos vor Solanto sallerdings dem Hauptplatze wegen des Golfs und der Nähe Palermo's), sondern den unzähligen Küstenorten aus, so daß die armen Leute das Pfund Thunfisch nicht selten für 3 oder 4 Pfennige kaufen können. Schwertfische, die sich zuweilen mit einfinden, werden an Harpunen im Wasser bis an's Land gezogen. Ihr Fleisch ist eine Delicatesse, besonders der Rogen.

Der St. Peter-Pauls-Tag, 29. Juni, ist der letzte Tag der sicilianischen Thunfisch-Ernte.

Blätter und Blüthen.

Bei Carl Vogt. Wenn man Genf den Rücken wendet mit seinem bunten, lebendigen Treiben, seinen prächtigen, großartigen Läden und seinem Schwindel à la parisienne, und schreitet am neuen Museum vorüber der schimmernden Arve zu, so erinnern den Wanderer bald schattige Baumgruppen und ländliche, zerstreute Behausungen daran, daß sich hier, fern von dem geräuschvollen, politischen Getümmel, der Genfer Gemüthlichkeit ihre Wohnstätten erbaut hat. Verfolgen wir unsern Pfad, bis uns durch die Bäume die ersten Häuser des freundlichen Carouge entgegenschimmern, so tritt uns zur Rechten ein kleines Landgut, zu der kleinsten und unscheinbarsten einer, die wir auf unserm Wege getroffen; aber doch sind wir am Ziele: es ist Plainpalais, hier wohnt Carl Vogt.

Ich kannte Carl Vogt schon jahrelang. Ich hatte ihn gehört im deutschen Parlamente, hatte ihn später oft gesehen in der schweizerischen Bundesversammlung, kannte seine weltverschollenen Werke, die meisten seiner Broschüren, sowohl naturwissenschaftlichen wie politischen Inhalts. In allen diesen Richtungen war er mir stets als ein Starker, gewaltiger, ich möchte fast sagen, schonungsloser Vorkämpfer seiner Principien erschienen, als ein Mann, der nicht selten mit den derbsten Geschossen seine Gegner zerschmetterte oder, wie er selbst sagt, „seine Stacheln gegen die Gift mischel emporrichtete“, wenn sie seine Persönlichkeit anzutasten gewagt hatten. Ebenso hatte ich häufig seinen schlagenden Witz, sein heiteres gesellliges Talent bewundert. Aber heute soll ich ihn zum ersten Mal in seiner Familie, zum ersten Mal die Seite seines Charakters, welche nur wenige seiner Freunde, seine Feinde aber gar nicht kennen — weil er sie oft absichtlich verhüllt; seine herzliche Gemüthlichkeit.

Wir betraten bald die Behausung des „Reichsvogtes“ und „Reichsverräthers“, das Innere der einfachen Villa, an die ein nicht allzugroßer Garten grenzt. Ueberall Bequemlichkeit, überall die größte Ordnung, nirgends der Luxus, von dem sich die Feinde Vogt's den Besitzer des „Krötenglanzes“ und der „Studien“ umgeben denken. Im Salon freilich hängt manche schöne Oelgemälde, alle Wände sind damit gziert. Aber Vogt selbst hat sie gemalt; alles sind sprechende Erinnerungen an seine Tage in Nizza, an manche Bergexcursion, die er durchstreift, ehe er hier in Genf einen häuslichen Heerd gründen konnte. Ein Paar alte, verblichene Bilder rühren noch von der Hand seiner Großmutter her, und mit großer Behaglichkeit erzählte er mir, wie er zwei schöne deutsche Landschaftsgemälde von einer reichen Berner Familie gegen eine Spottpreis gekauft, da diese durch das stete Sinken der öffentlichen Staatspapiere im letzten Jahre recht herunter gekommen war. An Interessantesten war mir aber Vogt's Studirzimmer, denn hier zeigt er sich uns mit einem Male als Naturforscher, als Professor. Wo man kann über Vogt's Productivität, wenn man die Resultate seiner mühevollen Forschungen dankbewie nebeneinander aufgestellt sieht; man kannt aber noch mehr, wenn man die Stöße von Zeitungen durchblättert, in denen er seine Ansichten säge und seine Vertheidigung gegen die Angriffe der Presse von halb Europa seit mehr als zehn Jahren niedergelegt hat. Und neben all diesen Erzeugnissen seines unablässigen Ringens für Wahrheit und Recht, zeigt uns eine noch unvollendete Staffelei im Hintergrunde des Zimmers, daß man Vogt in seinen Mußestunden zu Feder verbannt. Noch häufiger aber verdringt er diese kurzen Stunden im Schooße der Seinen.

Ich habe oft Leute gesehen, die mit ihren Gästen table à hôte speisten oder ihnen zu Hause sybaritische Gastmähler gaben, um durch den Glanzthung ihre künstlichen Mißklänge zu übertönen; ich habe wieder andere gefunden, in deren Salon man des Gastes wegen sein Gesicher schnitt, sich gegenseitig viel verschwatzte von Familienzwistigkeiten rc. Von dem Allen findet Du bei Carl Vogt nichts! Man weicht Dinnerwagen nicht ab von seiner gewöhnlichen Lebensweise, man gibt sich Dir, wie man einmal ist, weilleicht manchmal etwas eigenthümlich, etwas derb, aber gerade dadurch fühlt man sich so „heimelig“ bei Carl Vogt, als wäre man selbst ein Glied seiner Familie. Bei allebem habe ich wenig Hasser gefunden mit einem so innigen, traulichen Familienleben wie hier. Nichts trübt das Verhältniß der Gatten zu einander, nichts das der Eltern zu den Kindern. In seiner Familie ist Vogt ganz Vater und Gatte, so liebevoll und kindlich heiter, mit den Kindern halbwüchsig, lachend und schäkernd wie ein Kind.

Ich weiß, auch über seine Ehe ist die Lüge und die Verleumdung geschritten. Nichts ist ihm „Gift mischel“ in der Vogt'schen Familie heiterg genug gewesen, das sie nicht beindelt hätten mit ihrem Hauche. Vogt ist ein Materialist, ein Republikaner, also Grund genug in ihren Augen, um ihn der Doppelzüngigkeit, der Liederlichkeit und wer weiß, was Alles, zu beschuldigen. Also erlogen! Man frage nur in Genf nach, frage Alle, die Vogt persönlich kennen, und man wird bald hören, daß trotz der wüthendsten Verleumdungen und Schimpfereien gewisser deutscher Blätter der Ruf des einfachen, glücklichen „Reichsverräters“ in seiner Heimath ein durchaus reiner und makelloser ist, den zu vertheidigen, eine Beleidigung für den wackern Mann wäre.

Palermitanisches Studentenleben. In dem bourbonischen System gehörte, wie man weiß, eine gänzliche Vernachlässigung des Unterrichts, verbunden mit der strengsten Beaufsichtigung aller derer, welche sich den Künsten und Wissenschaften widmeten. Wie sich das Leben der sicilianischen Studenten dadurch gestaltete, wollen wir, gestützt auf lauter Angaben aus amtlichen Regierungsschriften, Erlassen, Ordonnanzen rc., an dem Beispiel der Hochschule von Palermo zeigen. Der angehende Jurist oder Mediziner hatte im Jesuitencollegium der Stadt eine Vorbildung erhalten, die hinsichtlich der Fürsorge für sein Seelenheil nichts zu wünschen übrig ließ. Auf der Hochschule aufgenommen, genoß er einer verdoppelten geistlichen Berücksichtigung. Man gab ihm einen besonderen „Seelenmeister“ (Maestro di spirito) und stellte ihn unter die Aufsicht eines Präfecten, der in seiner Thätigkeit von dem Rector der Hochschule und von sämmtlichen Professoren unterstützt wurde. Die Vorträge der Professoren nachzuschreiben, war dem Studenten verboten, aber dafür mußte er an jedem Sonntage vor einem Professor aufsagen, was er die Woche über gelernt hatte. An jedem Sonntag hatte er im Oratorium zu erscheinen, um die Messe zu hören und sich katechisiren zu lassen. Beim Herausgehen aus der Kirche erhielt er eine Bescheinigung über seine Anwesenheit ausgestellt, den sorgfältig zu bewahren sein Interesse war, denn man ließ ihn später zu seiner Prüfung, zu seinem Amt zu, wenn er nicht schwarz auf weiß bewiesen konnte, daß er ein fleißer Besucher des Oratoriums gewesen sei. Der Rector, immer ein Theatiner mußte, hatte das Recht, jeden Studenten auf die bloße Anklage eines Lehrers hin von der Hochschule auszuschließen. Der Fortgewiesene hatte zu gegen sein Verschwinden, da die Deputation der Hochschule über Großjuroren, der Rector und vier Professoren, der der Fall allerdings vorzutragen war, dies zu untersuchen hatte, ob die Ausschließung fortdauern oder eine härtere Strafe eintreten solle.

Von den ersten Tagen des Juni bis zum 5. November waren Ferien. In der Zeit der Vorlesungen gab es viele Feiertage, in der Regel mit Processionen verbunden, bei denen die Hochschule mit allen ihren Studenten paradirte. Die wichtigste Periode des Jahres war die Fastenzeit. In dieser hatte der Student unter der Aufsicht eines Geistlichen eine Woche lang

Digitized by Google

die accessiblen Uebungen des heiligen Ignatius durchzumachen. Die Regierung hab es sehr gern, wenn die jungen Leute dazu das Alcster Segra Gala wählten, wo besondere Zimmer eingerichtet waren. In allen Zellen mussten die Uebungen bei möglichst verdunkelten Fenstern gemacht werden. Es war Vorschrift, daß der Student allein war und nach einer genau vorgeschriebenen Reihenfolge sich bald fasse, bald stand, bald sich auf den Rücken legte und Hände und Füße von sich streckte. Er hatte sich der Beichtanstalt dreimal und sich in seiner Phantasie die sämmtlichen christlichen Vorstellungen lebendig anzumalen, heute die Hölle, morgen die ewige Seligkeit, ein Mal die unbeschreibliche Todesangst, ein anderes Mal den blutigen Schweiß des Erlösers. Wer sich dem Allen mit treuinnem Ernste unterwarf, wurde für eine ganze Anstellung vorgemerkt; wer sich lässig oder gar ungeberdig zeigte, wurde verhärtet, d. h. der Zeitlist des Polizeidirectors Manicetaus und seiner mehr als tausend Officiellen mit geheimen Ohren preisgegeben. Für solche Studenten besaß das Gebäude des Hofes noch unterirdische Räume, in denen manches Aushöhlbrige bei Brod und Bohnenwasser Jahre lang saß. So war das Leben beschaffen, von dem Garibaldi mit seinen Anverwandten die sicilianischen Studenten erlöst hat.

Schwerdgeburth in Weimar, der durch seine „Kutherbilder" in ganz Europa bekannte und beliebte Kupferstecher, hat wieder ein Kunstblatt vollendet. Auch diesmal hat der geniale Künstler seinem Gegenstande der Geschichte entlehnt, einer Epoche aber, welcher dieser Acker der deutschen Kupferstecher selbst mit angehöret: der Zeit Karl August's und Goethe's, zu welchen beiden er bekanntlich in einer ihm ehrenvollen Beziehung gestanden hat. Das betreffende Blatt vereinbarsichtet das Haus des großen Dichter und seines fürstlichen Freundt in dem häuslich bekannten Zimmer, in welchem Goethe seinen vornehmsten Besuch zu empfangen pflegte, dem sogenannten „Arbeitszimmer". Dieses bis auf die Tapeten-kante ist getreues Porträt, welches sicht man bestehen Zeitgal, auf welchem gefeierte Künstler und Künstlerinnen durch ihr Talent manchen Winterabend Goethe und den gladenen Freunden bereiten Genuß bereiteten; darüber „letztes Porträt", welches das Goethe, worüber eine von Meyer für Goethe in Rom gefertigte Copie der abedrandinischen Hochzeit hängt; in der Mitte endlich den Tisch, an dem die Freunde sitzen, zwischen innen die schwebende Figur einer Victoria in Gyps, von welcher Goethe in Briefen an Schiller und Meyer spricht. Die Richtung ist die, in welcher bekannt sind: K. August in seinem polnischen Schnurrenock, neben ihm seine Jagdmütze; schräg der treue Gefährte, sein Hund „Neptun", ist nicht vergessen. Was die Aehnlichkeit der Gestalten anlangt, so spricht dafür nicht nur sagt der Künstler die beiden Männer kannte und mit ihnen verkehrte, beide Male, sondern auch daß er sich Gestalt und Haltung der Beiden schon lange zum Studium gemacht hat, wie wir dieses aus früheren, sehr schätzenswerthen und allgemein beliebten Arbeiten des Herrn Schwerdgeburth wissen. Wenn wir den Moment herschhebigen, worin der beiden Freunde aufgefaßt sind, so scheint es, als werde ein wichtiger Gegenstand besprochen; Karl August hat eben eine Bemerkung gemacht und ist gewandt auf Goethe's Erwiderung, der nachdenkend in seiner imponirenden Bülste dasitzt.

Was den Kupferstich (Preis 4 Thlr., chincl. Rand 1⅓ Thlr.), vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, anlangt, so macht derselbe durch einen über das Ganze verbreiteten harmonischen Ton einen sehr angenehmen Eindruck. Daß er vortrefflich ausgeführt ist, bedarf bei dem Namen des Künstlers keiner besonderen Erwähnung.

Pariser Freunde schreiben uns auf der französischen Hauptstadt: „Haben Sie die neue Brochüre „L'Empire du Rhin" schon gelesen? Gött liches Machwerk des kaiserlich französischen Uebermuthes! Inhalt folgender: Gründung einer großen Mittelstaates mit Ausdehnung von Preußen und Oesterreich, Wiederherstellung Polens, Ungarns, Irlands, eines lombardisch-venetianischen Königreichs (unter Herzog von Parma), — kurz, Oesterreich, Russland, England, Preußen, Alles mit Haut und Haaren lassen und sich den kaiserlichen Bestimmungen unterwerfen. Oesterreich entsagt jedoch die türkischen Fürstenthümer als Entschädigung, Preußen dagegen soll durch den Verzicht der Rheinlande und des Großherzogthums Posen zu einer Macht von acht Millionen und seine Armee natürlich auf die bekannte „Friedensmacht Schuwarzenberg" herab. Der Papst wird von dem Vorschlage nicht erbaut sein, der Katholicismus schwärmerischen Verfasser nicht vergessen. Er erhält Alles wieder, was ihm Niemand genommen hat. Ebenso der gute König Bomba II. Die Türken haben per Ordre de Mufti Europa zu verlassen, ein großes Griechenland unter katholischen Fürsten entsteht, England verliert fast alle Inseln des Archipels und der übrigen Meere, und tritt sie theils an Frankreich, theils an Griechenland und Spanien ab. Mac Mahon wird zum künftigen König von Irland. Was wollen Sie mehr?

Noch mehr Unverschämtheit entwickeln aber die französischen Zeitungen bei Besprechung der Baroner Conferenzen. Da lassen „die Deutschen das Haupt einhüllen, weil sie vom Kaiser entlüftet haben, weil sie" — man höre und lache nicht — „weil sie in ihm den treuesten Freund, die einzige Stütze der deutschen Nationalbewegung, den Mann, der sich jeder guten Sache annehme, erkannt haben." Tas können Sie wörtlich hier lesen. Tagegen darf ich Ihnen versichern, daß man hier recht wohl von den Zisben der Badener unterrichtet ist, und ehrige Benapartisten wie die Nebrigen lange auf die „geeben, unwissenden Deutschen" schimpfen."

Die Schiller-Lotterie hat augenblicklich bereits 138,000 Loose abgesetzt, und noch immer laufen die Bestellungen in Masse ein. Die zahlreich angekauften und geschenkten Gewinn Gegenstände sind sehr freidhaltig und werden ein schönes Bild deutscher Kunst und Gewerbsthätigkeit gewähren.

Schach.

Lange schon und wiederholt war das Bedürfen an uns gestellt worden, dem edlen Spiele, dessen begeisterte Pflege auf der ganzen Erde treue Anhänger findet, auch in unseren weitgelesenen Blatte eine Stätte zu gönnen. Nach früher vereinzelten Versuchen, jener Bitte zu entsprechen, dürfen wir jetzt in der Verbindung mit einem angesehenen Schachmeister eine sichere Garantie für bestmöglichste und dauernde Erfüllung erblicken. Uns bereit bereit die freie Zuversicht, als erbeiterude und verdeckende Beschäftigung der Muße das sinnige Spiel in noch weiteren und zahlreicheren Kreisen, als es gelebte eigentliche Schachvereinigungen von Fach vermögen, heimisch zu machen. So soll denn auch dieser Absicht unseres Blattes dann dienen, den gemüthlichen Genuß einer abendlichen oder feuntäglichen Mußestunde im Leben gebildeter und strebsamer Familien zu erhöhen. Wir werden deshalb abwechselnd eine interessante Partie wie eine anregende Aufgabe mittheilen, die man unter Beigabt der Schachkunstigen Familienglieder an Sonntag Nachmittag auf dem Schachbret in der Laube des Gartens oder an Familientisch nachziehen und durchprüfen möge. Daneben gedenken wir von Zeit zu Zeit aus der Lagerreichen Geschichte des Spieles oder auch im Zusammenhange mit der schachlichen Literatur kurze und anziehende Schlaternungen zu bringen, sowie endlich durch Anhaltne leichterer Schachmaterien, die sinnvumäßig vorschreiten, auch Anfänger wie schwächere Spieler allmählich zum Verständniß der Meisterwerke heranzubilden. Für heute nehmen wir zunächst die Aufmerksamkeit jedes größeren Spieler für die Durchsicht nachstehender Partie und Aufgabe in Anspruch.

Partie Nr. 1.

(Gespielt zu Paris im April d. J.)

Hr. Prof. Anderssen aus Breslau. — Hr. M. Kolisch aus Warschau.

Weiß.	Schwarz.
1) e 2 — e 4	1) e 7 — e 5
2) S. g 1 — f 3	2) S. g 8 — f 6
3) S. f 3 — e 5 :	3) D. d 8 — e 7
4) S. e 5 — f 3	4) D. e 7 — e 4 †
5) K. f 1 — e 2	5) K. e 8 — e 7
6) o — o	6) o — o
7) D. d 1 — d 4	7) K. e 7 — f 6
8) S. b 1 — c 3	8) e 7 — e 6
9) S. d 4 — e 3	9) D. e 4 — e 7
10) K. f 2 — g 3	10) h 7 — h 6
11) T. g 1 — h 1	11) g 7 — g 5
12) T. h 1 — g 1	12) d 7 — d 5
13) S. e 3 — e 5 :	13) S. b 8 — d 7
14) S. f 3 — e 5 :	14) S. f 6 — d 5
15) S. e 5 — d 7 :	15) f 7 — g 3 :
16) S. d 7 — f 6 †	16) K. g 8 — g 7
17) S. d 1 — d 2	17) T. f 8 — h 8
18) T. e 1 — e 5 :	18) K. e 6 — e 5
19) D. d 2 — e 3 †	19) K. e 5 — e 6
20) L. g 2 — e 6	20) L. c 8 — e 6 :
21) D. e 3 — e 3	21) K. e 6 — e 7
22) T. f 1 — f 8	22) T. a 8 — e 8
23) T. a 1 — f 1	23) T. e 8 — e 7
24) D. e 3 — g 5	24) K. e 7 — e 6
25) T. f 8 — f 6 †	25) K. e 6 — e 5
26) L. g 3 — e 2	26) T. h 8 — h 7
27) D. g 5 — h 5	27) T. e 7 — e 8
28) D. h 5 — g 5	28) T. e 8 — e 7
29) D. g 5 — h 5	29) T. h 7 — h 6
30) L. e 2 — f 3	30) K. d 8 — c 7
31) T. f 6 — e 6	31) K. e 7 — e 6 :
32) T. f 1 — f 7	32) K. e 6 — d 6
33) T. f 7 — e 7	33) K. e 7 — e 6
34) D. g 5 — e 5 †	34) K. d 6 — c 6
35) K. g 3 — h 4	35) T. h 6 — h 7
36) T. e 7 — e 6 †	36) K. c 6 — b 5
37) T. e 6 — d 6 †	37) K. b 5 — c 4
38) T. d 6 — d 4 †	38) K. c 4 — b 3

Weiß setzt in spätestens acht Zügen matt.

Aufgabe Nr. 1.

Von Herrn Kapellmeister Rudolph Willmers in Wien.

Schwarz.

Weiß.

Weiß setzt an und setzt in vier Zügen matt.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. 1860.

Die Garfenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Sigrid, das Fischermädchen.

Novelle von Theod. Mügge.

(Fortsetzung.)

6.

Am nächsten Morgen wurde Elas von seiner Mutter aufgerüttelt, und sie sprach zu ihm: „Du darfst nicht länger liegen. Herr Schiemann ist spät noch selbst hier gewesen, daß Du gleich in der Frühe bei ihm sein sollst."

Elas sprang auf und rieb sich die Augen. „Gut," sagte er, „doch lange soll er mich nicht mehr so commandiren. Die Stelle soll er jetzt herausgeben und ein neu sechsrudrig Boot dazu; hab' ich das, so will ich mein eigener Herr sein."

„Der ist so hart wie ein Stein," sagte Grete. „Versprechen thun die Herrn viel, aber halten ist nicht ihre Sache."

Elas lachte. „Ich will ihn schon kriegen!" antwortete er. „Hab ich erst Haus und Boot, so sagt Gullik auch nicht Nein, und Sigrid ist's zufrieden."

„Hör' an," sagte Grete, „ich will Dir was vertrauen. Die hat's noch immer mit dem Thorkel, ich weiß es gewiß. Gestern Abend, da Du fort warst, schlich ich Dir nach, und wer stand an dem Fenster von Gullik's Kammer? Der Lotterbub' war es. Er sprang davon, aber ich kannte ihn doch."

„Hat er mit Sigrid gesprochen?" fragte Elas.

„Ich weiß es nicht. Ich ging darauf zu Gullik hinein, aber wußte nicht recht, ob ich's ihm sagen sollte, was ich gesehen. Sigrid habe ich den ganzen Abend über gut bewacht und viel Schlechtes erzählt, was die Leute von Thorkel sagen."

Elas lachte noch mehr. „Das hast Du nicht mehr nöthig," rief er, „hast es auch nicht nöthig, Sigrid zu bewachen. Laß sie nur an's Fenster laufen und umhersuchen, sie wird ihn nimmer finden."

„Warum wird er nicht zu finden sein?" fragte Grete und machte große Augen.

„Nun!" sagte Elas bedächtig, „ich meine nur so. Weil das Teufelsvieh, der Hund, fort ist, wird er auch fortbleiben."

Grete grinste ihn an und sah falsch unter ihren grauen Haaren hervor; aber Elas legte seine feste Hand auf ihre Schulter und sprach an ihrem Ohre: „Schweig stille. Eher soll diese Hand verlahmen, ehe der wieder an Gullik's Haus kommt. Darauf verlaß Dich und frag nicht mehr."

So ging er hinaus, und Grete sah ihm vergnügt nach. Sie setzte sich an's Feuer, und aus ihrer kleinen schwarzen Pfeife stiegen dicke Dampfwolken auf. Was hatte Elas gethan? Den stolzen Thorkel niedergelegt, daß er nimmer wieder aufstand? — „Recht! recht!" kicherte sie, „so ist Friede im Hause, Elas. Es ist eine feine Stelle am Torvfjort, wirst gut da wohnen."

Als Elas nach Molde kam, fand er, daß Herr Schiemann ihn schon erwartete und ziemlich ungeduldig war. „Warum kommst Du so spät?" fuhr er ihn an. „Hast Du zu viel getrunken, daß Du nicht früher aufstehen konntest?"

Elas hatte große Lust, grob zu werden, allein er unterdrückte dieselbe. Die Wahrheit, was er in der Nacht gethan, mochte er auch nicht sagen, aber er sagte: „Nimm's nicht übel, Herr, ich hatte noch spät einen weiten Gang abzumachen; hoffe wohl, daß Du damit zufrieden sein wirst."

„So?" sagte Schiemann und sah ihn an. „War's etwa, um nach dem Landstreicher zu sehen?"

„Ei ja!" versetzte Elas, „es könnte wohl so sein." Er riß den Mund weit auf, faßte in sein blaues Halstuch und kniff die Augen zusammen.

„Wo ist er denn?" fragte der Kaufmann.

„Kann's nicht sagen, Herr," grinste Elas, „meine jedoch, er ist fortgereist."

„So?" sagte Herr Schiemann noch einmal. Darauf setzte er hinzu: „Kommt er nicht wieder?"

„Nein, nein!" sprach Elas, „ich glaub's nicht. Er wird seinen Einspruch mehr ihm wegen der Stelle, und das schwindrige Boot, das Du mir versprochen hast, kannst Du mir immer geben."

„Du sollst es haben," sagte Herr Schiemann, „und auch die Stelle wirst Dir nicht entgehen, Elas, sobald wir gewiß sind, daß der Landstreicher sich auch wirklich fortgemacht hat. Gut! gut!" fuhr er fort, als er die Mienen seines Vertrauten betrachtete, „ich glaube Dir, Mann, wir wollen uns nicht weiter um den Schelm bekümmern. Aber Du sollst Hochzeit halten mit mir an einem Tage, und mein Geschenk sollen Stelle und Boot sein. Also hilf sorgen, daß es bald geschieht, und eben deswegen sollst Du heute nach Otterö fahren."

„Oho," rief Elas vergnügt über die erneuten Versprechungen, „nach Meltalsgaard, Herr?"

„Ja," sagte der Kaufmann. „Was Du im Garten des Pfarrers erhorcht hast, ist richtig. Ich habe dem guten Herren Jöns sein Wort davon gesagt, er würde sich nur darüber betrüben und ärgern. Als ich aber gestern in's Pfarrhaus kam, wen fand ich dort? Den alten Horngreb."

„Die alte Nachteule!" lachte Elas. „Kam er auf's Bitten?"

„Er ist ein Spitzbube!" sagte Schiemann. „Er saß wie ein Heiliger bei dem Pfarrer und hatte ihn ausgefragt, ob er nichts von seinem jungen Herrn gehört habe. Da aber Herr Jöns antwortete, was er vernommen, auch fallen ließ, daß es zum Verlauf

Digitized by Google

des Guts kommen werde, hatte er feierlich versichert, es sei Alles falsch und erlogen. Nimmer werde auch der alte Familienstuhl in andere Hände gelangen, möchten diese so gierig darnach sein, wie sie wollten."

„Ich habe den alten Kerl schon weinen sehen, wenn er davon sprach," fiel Clas spottend ein.

„Höre an," fuhr Schiemann fort, „ich glaube noch mehr. Der Pfarrer hat auf solch Geplapper nichts gegeben, doch sicher hat es die Jungfrau Else besser angenommen, oder Hoyngreb hat noch besonders mit ihr gesprochen. Ich weiß es nicht, allein ich weiselte nicht daran, denn ich sah es an ihrem Gesicht und an Allem was sie that. — Und ich will nun wissen," fuhr er fort, indem er sich vor Clas stellte, „was der alte Kerl im Sinne hat. Du sollst hinüber fahren und ihn besuchen, sollst ihn ausforschen und mir dann Nachricht bringen. Ich will Nachmittag wieder zu dem Pfarrer, komm dann zum Pfarrhaus herauf und erwarte mich. Um neun Uhr will ich nach Haus, dann sage mir Alles was Du erfahren konntest."

Er gab ihm noch mehrere Anweisungen, und nach einer Stunde fuhr Clas durch den Sund von Nekkös nach Oterröe, das sich quer vor die Mündung des Fjord legt. Das Wetter hatte sich aufgehellt, und die grüne hohe Insel war wolkenklar und glänzte von Sonnenlicht. Wo die Westküste sich umbiegt, sprang eine breite Bucht ein, und in der südlichen Ecke lag dort ein großer Hof, der weit über Land und See schaute. Das Klima ist auf allen diesen Inseln weit milder, als auf dem Festlande; Clas schaute die grünen umbuschten Höhen und sanftabfallenden Thäler wohlgefällig an und sagte: „Da liegts, als wär's ein Königssitz; es kann keiner einen besseren in ganz Norge haben. Da kommt der Bach herunter und friert niemals, der Wald steht zu beiden Seiten, Schnee liegt nirgend hier fest, sie können das Vieh fast das ganze Jahr über im Freien halten, es findet sein Futter. Hei! hätt' ich's, kein verdammter Krämer in Molde sollt' es mir nehmen; aber das vornehme Volk taugt auch nichts, und diesem Meldal, der mit dem Lump, dem —" er blieb stehen und sprach nicht weiter. An einem Fenster im Hause, dem er sich zugekehrt, war ein Gesicht erschienen und gleich wieder verschwunden. Clas hatte es nicht erkannt, aber es fiel ihm Jemand dabei ein, daß ein Schauder ihm über den Leib lief. Im Augenblick darauf jedoch lachte er, denn da stand es wieder an derselben Stelle und sein ander Gesicht war es, als das des alten Hoyngreb, dass ihn groß anfah.

„Wer soll's auch anders sein, als die alte Eule!" murmelte Clas, nickte ihm zu, trat in's Haus und sogleich auch in die Stube. „Gottes Frieden!" sagte er. „Du erlaubst es doch, daß ich vorspreche?"

„Sey Dich, wenn Du willst," antwortete der alte Mann.

„Ich war in Aggröe," fuhr Clas fort. „Es geht gut mit dem Hering, ist frischer Fang."

„Wir können es brauchen," erwiderte der Verwalter.

Clas sah auf den Tisch. Da stand eine Schüssel mit Flachbrod, eine andere mit Butter und geräuchertem Fleisch, auch eine Flasche und Gläser. „Hast Du Gäste gehabt?" fragte er.

Der Alte sagte trinkend „ja," nahm dann die Flasche, schenkte ihm ein Glas Branntwein ein und schob es ihm hin. Clas blickte ihn scharf an und in der Stube umher. Diese war geräumig, die Wände auch mit Tapeten bekleidet, doch zerrissen und verräuchert, die Geräthe alt und abgenutzt, das Netzgeflecht in den schweren Birkenstühlen zerlöchert. Der Verwalter blickte mürrisch unter seinen breiten, ergrauten Augenbrauen hervor. Er hatte einen ehrwürdigen, greisen Kopf. Seine langen grauen Haare, nach hinten gekämmt, ließen die hohe Stirn frei; das ganze Gesicht war voll Falten, und es kam Clas vor, als hätten sich diese vermehrt, der Alte sähe noch trauriger und kummervoller aus, als es sonst schon der Fall war. „Na," sagte er, und hob das Glas auf, „Du sollst leben, Vater Olaf! Warum siehst Du so verdrießlich aus?"

„Es macht wohl, weil ich Dich sehe," antwortete der alte Mann und blickte finster auf.

„Ei," lachte Clas, „was willst Du von mir? Ich bin Dein guter Freund."

„Behalte Deine Freundschaft!" sagte Hoyngreb.

„Sei doch nicht so kösel" rief Clas und schenkte sich ein neues Glas ein. „Komm, setz Dich her, das ist ein guter Trank. Der Schwarze soll mich holen, wenn ich es nicht gut meine und Dir guten Rath geben will. Willst Du ihn hören?"

„Sprich," erwiderte Hoyngreb und setzte sich.

„Ist's wahr," fragte Clas, „daß Dein Lieutenant mit einem Frauenzimmer fortgelaufen ist, Niemand weiß wohin?" und schob ein ungeheures Stück Flachbrod zwischen seine Zähne, die es krachend zermalmten.

Hoyngreb stützte den Kopf in seine Hand; es war Clas, als hörte er lachen. „Lacht Du?" fragte er und sah sich um.

„Was weißt Du davon?" rief der Alte und fuhr auf. „Mach Dich fort!"

„Sachte, sachte!" sprach Clas bedächtig, „ich meine es gut. Heiß mich nicht gehen. Bald wirst Du selbst gehen müssen, wenn Du nicht klug bist. Meldal's Hof kommt zum Verkauf, die Klage liegt fertig beim Landrichter, Herr Schiemann hat fast alle Schuldbriefe angekauft. Es wird nicht Winter werden, so ist der Gaard sein Eigenthum."

„So schnell wird's nicht damit gehen," brummte der Alte und schlug seine Augen nieder.

„Ja, ja!" rief Clas, „aber es soll Dir nichts schaden, wenn Du willst. Ich will's machen, daß Schiemann Dich in seinen Dienst nimmt. Gefällt es Dir?"

Es trat ein Schweigen ein, bis Hoyngreb endlich langsam sagte: „Warum nicht? Wenn er Herr hier wird, will ich sein Diener sein."

„Das ist ein Wort!" rief Clas, „Du kannst Dich darauf verlassen. Er kann Dich brauchen und wird gut bezahlen, wenn Du treu bist."

„Das will ich sein," sprach der alte Mann.

„So komm nach Molde und sprich selbst mit ihm, er wird es gerne sehen und Dich gut aufnehmen. Weißt Du nichts von dem Brief Meldal? Hat er nicht an Dich geschrieben?"

Hoyngreb schüttelte den Kopf.

„Warum gingst Du gestern zu dem Pastor?"

Der Alte schwieg stille, endlich sprach er mit seiner harten Stimme: „Niemand will von ihm wissen, auch die nicht, die sonst thaten, als sollte ihre Liebe von Ewigkeit sein."

„Oho," lachte Clas höhnisch auf. „Sie haben Dich nicht gut aufgenommen, wie ich merke; das geht so her in der Welt und steht schon in der Bibel: Wer da hat, dem wird gegeben. Das ist ein feiner Spruch, alter Olaf. Hat Schiemann Meldal's Hof, so hat er auch die Jungfrau Else, und habe ich die Stelle am Torvfjord, so hab' ich auch die Sigrid."

„Meinst Du wirklich, daß es so kommt?" fragte Hoyngreb.

„So gewiß wir Beide hier sitzen!" schrie Clas mit einem neuen vollen Glase. „Wir machen an einem Tage Hochzeit, und Du mußt dabei sein. Hurrah hoch!" Indem er dies schrie und trank, hörte er wieder ein Lachen, so laut als dachten ihrer mehrere hinter und vor ihm, und da er erstaunt absetzte, sah er daß Hoyngreb noch kein Lachen war.

„Ja, ja!" rief der Verwalter, „wenn Else und Sigrid zur Kirche gehen, will ich nicht fehlen. Darauf stoß ich mit Dir an, Clas Gorud; doch habe ich immer gemeint, daß Thorkel Ingolf sich die Sigrid nicht nehmen lassen würde."

„Weißt Du was?" begann Clas mit boshaften Augen. „Er soll sie haben, wenn Erik die Else bekommt. Meinst Du nicht?"

„Das mein' ich!" rief der Alte, und sie lachten Beide und nickten sich zu, als wären sie einverstanden. Darauf rückte Clas noch näher und schrie: „Der Eine paßte immer zum Anderen, darum sollen sie beisammen bleiben; wir aber wollen gute Freunde sein und wollen zusammenhalten und einander beistehen."

Nach einer halben Stunde schien ihr Bündniß abgeschlossen und dem Clas gewiß, daß der Verwalter Alles thun würde, was man von ihm verlangte. Daß er von Erik Meldal nichts wußte und nichts hoffte, hatte er ihm wiederholt, auch daß er dem Herrn Schiemann dienen würde, wenn dieser ihn haben wollte. Zuletzt noch sagte er: „Gleich kann ich nicht nach Molde kommen, aber bald soll's geschehen, und wenn Herr Schiemann mich dann nehmen will, kann er mich bekommen. Das aber möchte ich ihm gleich rathen und auch Dir rathen, Clas: wartet nicht länger mehr, er bei dem Pastor, Du bei Gullik. Sie sind euch Beiden gewogen, ich weiß es, und der ist ein Narr, der Fluth und Wind verpaßt, wenn Niemand weiß, wann sie wiederkommen."

„Meiner Seele!" rief Clas erfreut, „das ist ein guter Rath. Daran sehe ich, daß Du es ehrlich meinst, auch Herr Schiemann wird es erkennen. Heute noch soll er wissen, wie Du gesinnt bist, und jetzt noch ein Glas, dann lebe wohl, Olaf Hoyngreb, es soll Dir nicht leid thun, daß ich bei Dir war."

Digitized by Google

„Nein, nein!“ versetzte der Verwalter, „ich hoffe auch, Du sollst mit mir zufrieden sein.“

So schieden sie in bester Freundschaft; als Clas sich aber von dem Hause entfernte, hörte er drinnen wieder das Gelächter und mußte mit lachen. „Wart, Du alter dummer Kerl,“ sagte er, „Dir wird das Lachen bald vergehen. Ist Alles abgethan, wirft Schiemann Dich noch hinaus, und wenn Einer hier Meier sein soll, so will ich es sein und kein Anderer.“

Clas blieb in froher Laune, besuchte noch ein paar Bekannte, that groß mit seinen Aussichten und seinem Ansehen bei dem reichen Kaufmann und kam zurück, als der Abend schon dämmerte. Er hatte noch manches Glas getrunken, und als er in seinem Boote an Gullits Haus hinfuhr, sah er Sigrid vor der Thür sitzen.

„Heida!“ schrie er hinauf, „geht's Dir gut, Sigrid?“

„Es geht gut,“ nickte sie und lachte.

„Soll ich zu Dir kommen?“ fragte er.

„So komm!“ rief sie hinab.

Gleich war er oben, und da saß sie wieder bei einem Netze. „Nun mußt Du den Knäuel fortwerfen und mit mir sprechen, klein Sigrid,“ sagte er, „ich habe Dir viel zu erzählen.“

„Was ist es, Clas?“ fragte sie.

„Ei, Du Wetterding!“ schrie er, „thust Du, als wüßtest Du es nicht? Bin ich nicht Clas Gerdt? Gleich komm her und rück nicht fort. Sieh dort nach dem Torsiord hin, da selbst Du wohnen. Binnen vier Wochen ist Alles dort mein und Du auch.“

„Schrei nicht so,“ sagte Sigrid. „Mein Bruder ist eingeschlafen, es geht heut um vieles besser. Aber er könnte aufwachen.“

„Laß ihn,“ sprach Clas, „ich hab's mit Dir zu thun. Ein sechsrudrig Boot wird dort liegen, andere dazu, und wer weiß, was dann weiter geschieht in kurzer Zeit. Wer weiß, ob's nicht besser ist, Verwalter in Medvalsgaardz zu sein. Was sagst Du dazu?“

„Mir gefällt es,“ antwortete Sigrid.

„Und möchtest mich gleich heirathen? Wie?“

„Ich möchte wohl, Clas,“ sagte sie, ihre Augen lustig aufschlagend, „aber —“

„Was hast Du?“

„Ich fürchte mich.“

„Wovor?“

„Hast Du nicht gehört, was Thorkel gesagt hat?“

„Thorkel? haha!“ lachte er gewaltsam auf. „Verdammt soll er sein und sagen — sagen — was war's?“

„Der Seehund würde Dich fressen!“

„Mich nicht, sei sicher, doch ihn — ihn! Komm her, klein Sigrid, ich laß Dich nicht.“

Da schnarchte und schnaufte es unter dem Netze, und ein mächtiger grauer Kopf klappte seine weißen Zahnreihen auf. Mit einem Satze stand Clas drei Schritte weit, stier blickend mit weit aufgerissenen Augen und sprachlos. Aber Sigrid drückte ihre Hände in die Seiten, verbarg ihr Lachen und rief, als seufzte sie vor Kummer: „Ich sagte es ja, Clas, warum hörst Du nicht? Er frißt Dich auf, also kann es nicht sein.“ Indem sie dies sagte, stieg ihr Vater die Steine vom Ufer herauf; eben war er in seiner Jolle dort gelandet. Er sah den Hund und sah Clas, blickte finster auf Beide, darauf seine Tochter an.

„Wo kommt der Hund her?“ fragte er rauh. „Da ich heute früh abfuhr, war er nicht da.“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Sigrid, „doch als ich aus der Thür trat, da Du fort warst, lag er auf der Schwelle naß im Sonnenschein.“

In des Fischers Gesicht rührte sich keine Miene. „Geh hinein,“ sagte er zu Sigrid und wandte langsam den Kopf. Darauf, als die Thür geschlossen, sprach er zu Clas: „Wohin hattest Du ihn gebracht?“

„So wahr mir Gott helfe!“ versetzte Clas, „ich brachte ihn in den Langfiord und — und — wenn's kein höllischer Teufel ist, so weiß ich nicht, wie er zurückkommen konnte.“

Gullit Hansen trocknete sich um, ging in sein Haus und warf die Thüre zu. Ein paar Minuten stand Clas unentschlossen, seine Augen hefteten sich auf den Hund, der ihn unverwandt ansah, und jetzt fiel ihm Alles ein; er konnte es nicht fassen. Mit scheuen Blicken sah er sich um, des Hundes Kopf schien immer größer und dicker, die Augen immer feuriger zu werden. Rasch sprang er hinab und eilte schnell davon.

Als es aber finster geworden war, kam die alte Grete und ging in Gullits Haus. Sie setzte sich an des Fischers Heerd und sprach mit ihm. Er war noch kummervoller: der Gang war wieder der schlecht gewesen, er hatte seine Boote draußen gelassen mit seinen Männern in der Bucht von Agerös und kehrte in der Jolle allein zurück, vielleicht, daß es ohne ihn sich besserte. Der Knabe aber, mit dem's am Tage besser gegangen, lag nun wieder im Fieber und in Betäubung. Er hatte ihn nicht gekannt, sondern sprach irre.

„Weil der Kerl und der Fluch nicht von Dir lassen wollen,“ sagte Grete, „sonst wär's anders; weil sie den Hund Dir in's Haus zurückgeschickt haben, liegt der Junge im Krampf. Ehe Du den Hund nicht los bist, kommt nichts Gutes. Jetzt mußt Du ihn selbst fortschaffen, gleich morgen, noch ehe es hell wird. Fahre mit ihm hinaus nach Harke's Klippe Onen. Da gibts tiefe Löcher zwischen den Felsen, das sind Hexenlöcher, darin wohnen die Meerwollen. Dort hinein wirf ihn; darin muß er umkommen. Hörst Du?“

„Ich hör's,“ murmelte Gullit.

„Noch Eines,“ sagte Grete und faßte ihn beim Arm, „darauf merke. Ehe Du ihn hinabstößt, nimm Dein Messer und stich ihm die Augen aus.“

„Nein, nein,“ schüttelte sich der harte Mann, „das kann nicht sein.“

„Es muß sein,“ sprach Grete, „sonst kommst Du nicht frei, und Anders —“ In dem Augenblick drang aus der Kammer ein Schrei, und der beklommerte Vater sprang auf und ging hinein. Grete schaute ihm nach und rief: „Mach' Dein Messer scharf, sonst ist es vorbei mit ihm.“

Um die neunte Stunde stieg Clas zu dem Pfarrhofe hinauf und blieb seitwärts stehen, wo nach der Kirche hin mächtige Steine lagen. Dort setzte er sich nieder, knöpfte seine Jacke dicht zu, zog den Kragen über die Ohren und steckte die Hände in die Taschen, denn es war kalt geworden. Ein feiner, feuchter Nebel, durch den doch einzelne Sterne glänzten, wurde vom Wasser heraus in die Luft getrieben. Clas saß still und wartete. Er sah hinab nach Gullits Haus und konnte das Licht darin erkennen. Dabei dachte er an Sigrid, und ein grimmiges Lachen lief durch sein Gesicht. „Ich will Dich doch haben,“ murmelte er, „und kann will ich Dich unmöglich und selglam machen.“ Dann sah ihm wieder der Hund ein; er hatte seiner Mutter Grete, erschrocken wie er war, Alles erzählt, aber sie hatte ihn getröstet. Das Band am Sack mußte aufgegangen sein, vielleicht war auch keines darum gekniipft gewesen, Clas wußte es nicht. Da das Vieh in der Tiefe lag, hatte es sich befreit; Seehunde können lange unter Wasser bleiben. So war er entkommen und fand den Weg zurück. Aber von Thorkel wußte Niemand, der war verschwunden. Grete hatte eben von einem Nachbar vernommen, daß eine Fischerjolle aufgefunden wurde, auf den Steinen von Beröen, halb voll Wasser. Morgen würde es Sigrid auch wohl erfahren und mehr dazu, daß Thorkel die Jolle geliehen, und dann — Clas stemmte seine Arme auf seine Knee und lachte boshaft in seine Hände. „Was geht es mich an?“ sagte er, „mag sie weinen, wenn sie will, sie wird schon aufhören, und dann ist der Schandbube vergessen.“

In dem Augenblick schreckte er auf. Ein dunkler Schatten glitt an dem Pfarrhause hin. Er kam vom Garten her; wo es in die Tiefe hinunter ging, war er verschwunden. Clas hatte Schritte gehört und anfangs gemeint, es sei Herr Schiemann, dann aber wußte er nicht, was wahr oder falsch sei. Es brauste in seinem Kopfe wie ein Donner, um ihn her schwebten schreckliche Gesichter. Er sah eines, blaß und naß, langer Seetang hing daran nieder, darunter weit offene stiere Augen. Er konnte sich nicht bewegen, obwohl es ihm immer näher kam, immer schrecklicher wurde. Da ging die Thür im Pfarrhause auf, und ein heller Lichtschein floß über den Platz, gerade auf Clas, fort waren die Gespenster.

„Gute Nacht, bester Freund! Träumt recht viel Schönes, Jungfrau Elke, und morgen erzählt es mir, ich verstehe mich auf die Auslegekunst!“ rief Herr Schiemann an der Thür und nahm dort Abschied.

Und Clas sieh sich die Augen, reckte seine mächtigen Schultern, ballte die Fäuste und sprach: „Das ist Alles Quark, meine Mutter hat Recht. Wer todt ist, kommt nicht wieder. Reckt's mich noch einmal, so schlag ich's in den Grund.“

„Bist Du da, Clas?“ fragte Herr Schiemann.

„Ja, Herr,“ antwortete dieser.

„Bringst mir gute Nachricht?“

Digitized by Google

„Steht Alles gut, Herr.“

„Nun, so komm und fahr mich über,“ lachte der Kaufmann, „mit mir steht es auch gut. Ich glaube, Du wirst nächstens in dem neuen Boote am Torsöfjord sitzen.“

7.

Als der Morgen dämmerte, stieg Gullik Hansen in sein kleines Fahrzeug und stieß rasch vom Ufer ab. Nur einmal warf er die Augen nach seinem Hause hinauf und zog sie scheu zurück, sah nach vorn hin, wo unter der Ruderbucht wiederum ein Sack lag und darüber sein dicker Friesrock. Dann setzte er die Segelstange ein und blickte nach den Trolltinden hinauf. Von dort her kam der Windzug. Nachdem er die Leinen geordnet und den Kloben in den Haken gehängt, ließ er das Segel ausrollen und griff nach den Schoten. Die Jolle lief leise in den Canal von Otterée, sie lief mit der Ebbe mehr als mit der schwachen Luftbewegung. Grämlich vor sich niederschauend, saß Gullik lange Zeit, denn es war ihm schwer umb Herz; ein schlimmer Gang, den er vorhatte.

Mitten im Canal frischte der Wind ein wenig auf, das Boot zog rascher an der Insel Mien vorbei, dann lag breites Wasser vor ihm, jenseit eine lange Kette niederer Felseilande, die einen granitnen Wall gegen die brandenden Wogen des atlantischen Meeres bilden. Die Nebel flogen hier rasch in grauen langflatternden Streifen und Fetzen über das Wasserbecken. Der Wind trieb sie vor sich her ins Meer hinaus, aber über der langen Felsenlinie hingen sie schwer und dunkel und bildeten eine düstere Bank, aus welcher da und dort ein kahler, schwarzer Kopf auftragte. Zur Linken boch am Himmel lagen die Trolltinden im hellen Sonnenschein; das Tagesgestirn kam leuchtend über dem weißen Doppelkegel des Romsdalshorns hervor und überfunkelte den ganzen Kranz der Hochlandszipfel mit seinen Strahlen.

Wenn Gullik Hansens Herz nicht so beschwert gewesen, hätte er sich wohl an diesem edlen Gottesmorgen freuen mögen. Da er weiter hinauskam, glänzte die Sonne auch warm über ihm und sein Boot und spielte mit den kleinen hüpfenden Wellen, die zu glitzern und zu flüstern und zu lachen begannen. Fische sprangen auf und zeigten ihre silbernen Seiten. Die Möven und die Meerschwalben schrien über ihm und schwirrten freudig um seinen Mast; schwarze Alken mit rothen Schnäbeln saßen auf den Klippen, schlangen mit ihren Flügeln und sonnten sich; alles Thiere empfanden neues Leben, das Wetter wurde besser — da fiel des Fischers Blick auf den Sack unter seinem Rock, der bewegte sich auch und schob sich zur Seite — er wandte seinen Kopf schnell davon fort und sah nach Otterée hin, um nichts mehr von dem Sack zu sehen.

Die Insel hat hohe Küsten, und wo die Meerkalbbucht sich öffnet, sprang ein Vorgebirge scharf in die See hinaus. Dort standen zwei Männer und schauten auf die Jolle, die ihren Weg quer über nach Sondöe nahm. Die Entfernung war schon weit, Gullik konnte die Leute nicht erkennen, aber er meinte, daß der Eine davon der alte Herngreb sein müsse; der Andere schien ihm jung und groß und trug einen Mantel, den der Wind flattern ließ. Ueber Gullik kam ein Gedanke, bei dem er seine Augen noch mehr anstrengte, aber er schüttelte endlich doch den Kopf. Er kannte den jungen Erik Meldal gut genug, seinen Vater hatte er noch besser gekannt. Es war ein wackerer Herr gewesen, niederen Leute hatten ihn immer gern gehabt, und Gullik dachte mit Kummer daran, wie das alte Geschlecht herunter gekommen sei und nun sein Gut dem reichen Herrn in Molde zufallen sollte. Das war ein harter, schlauer Handelsmann, freilich klug und niemals ein Verschwender. Es mochte ihn keiner gern, aber er konnte commandiren, denn jeder fürchtete ihn, und in Molde machten es ihm die anderen Herren nach, er gab den Ton an. In den alten Familien war ein großmüthig Wesen: mochten manche auch stolz und hochfahrend sein, so fanden sie doch arme Leute nicht aus, wie die Handelsherrn. Diese drängten und zwackten, suchten nur ihre Vortheile, und jemehr sie zur Herrschaft gelangten mit ihren Speculationen, Landkäufen und Waldkäufen, um so geringer wurden die Verdienste der Fischer und Arbeiter.

Gullik Hansen fühlte daher bei seiner Vorstellung über den Fremden dort oben den Wunsch, daß es Erik Meldal sein möchte; aber wo sollte der herkommen, und wenn er es wäre, was konnte es helfen? Das Gut war doch einmal schwer verschuldet, die Schuldbriefe hatte Herr Schiemann; wo sollten Mittel herkommen, die zu bezahlen? Dann dachte Gullik daran, was Claa Gorup ihm erzählt, was dem beverstand und was ihm selbst durch Claa und dessen Freundschaft an Vortheilen zugwachsen sollte. Da fiel ihm sein ganzer Kummer wieder ein. Es fiel ihm Sigrid ein und der liederliche, falsche Thorkel, von dem er wohl früher gedacht, er sollte sein Mädchen haben, sie sollten ein Paar werden. Aber Thorkel hatte über seinen Vater Schande und Tod gebracht, und der Erbe von Meldal war nicht besser denn er. Und Anderes lag krank auf den Tod, und in dem Seehund stedte ein Herausstoß, der ihn unglücklich machen sollte. Der Knabe war munter gewesen lange Zeit, doch so wie er Thorkel von seiner Thür gewiesen, so wie dieser gerufen: „Mag es Dich nie gereuen!“ war das Unglück gekommen.

Anfangs wohl hatte der Fischer gezweifelt, ob Thorkel es ihm angethan, aber nach und nach wurde der Aberglaube mächtiger. Es gab Zauberssprüche und böse Menschen, die solche Künste verstanden. Thorkel hatte in seiner Sache sich an solche gewandt oder konnte solchen Bannfluch, und die alte Grete verstand sich darauf. Sie wußte, daß der Hund aus dem Hause müsse, der Hund, der Thorkels Geschenk war, den der Knabe liebte und Sigrid. Und wäre der Teufel nicht dabei gewesen, wie konnte das Thier den Weg ins Haus zurückfinden? Darin mußte es doch stecken. Der Hund mußte fort, es mußte so geschehen, wie Grete es geboten, und indem er grimmig auf den beweglichen Sack schaute, preßte er seine Zähne zusammen und sagte mit Festigkeit: „So soll es sein und nicht anders. Wenn das Kind gesund wird, soll Sigrid Claa heirathen. Habe wohl nimmer gedacht, diesen zum Schwiegersohn zu nehmen, aber er ist ehrlich, und wenn er die Stelle am Torsöfjord hat und ein schönes Boot, ist nichts mehr zu sagen. Er kann mir auch Vortheile verschaffen bei dem Herrn Schiemann, was aber kann ein solcher Landläufer, wie der, den ich mit Recht aus dem Hause warf?“

Nach dieser Rechtfertigung lockerte Gullik sein Segel, denn der Wind wurde stärker und blies mehr nördlich. Das Boot flog jetzt rasch auf die Felsen von Sondöe los und dann daran vorüber in's Meer hinein, wo ganz außen noch eine hohe Klippe aus dem Wasser ragte: das war Otne, wohin Gullik wollte. Nach beiden Seiten in der Ferne gab es schwarze Punkte auf den Wellen, das waren Fischerboote, die dort ihren Fang trieben, aber Gullik lief mit seinem Fahrzeug in einen kleinen Einschnitt am Felsen, deren es viele gab, und dann sprang er auf die Steine, zog die Jolle weit hinauf, ergriff den Sack und trug und schleppte ihn mit Mühe bis auf die Höhe der Klippe. (Schluß folgt.)

Deutsche Bilder.

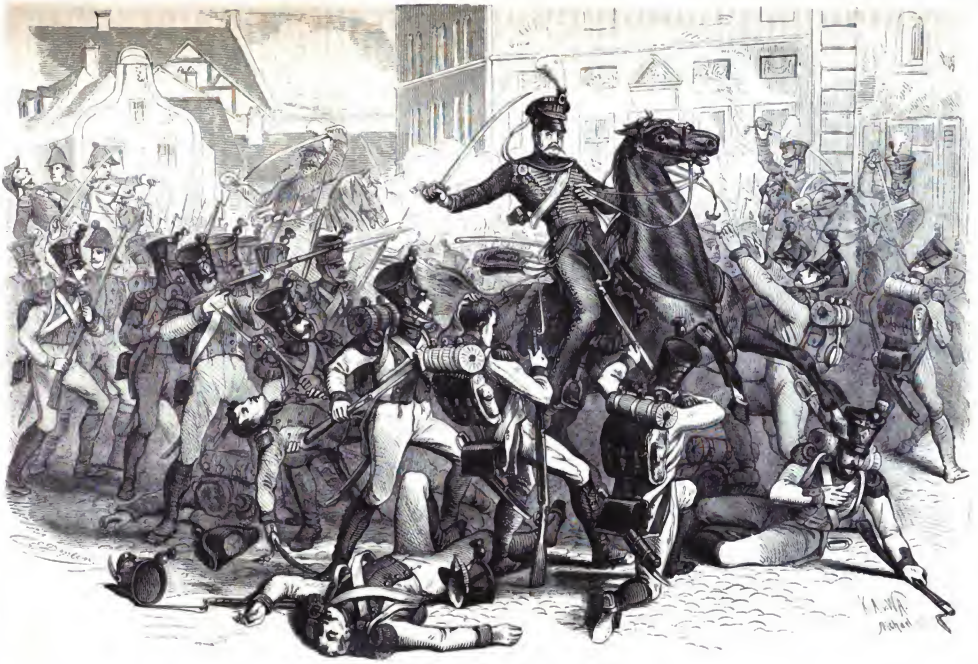
Nr. 4.

Schill und seine Reiterzüge.

Von Schmidt-Weißenfels.

Man kennt die traurige Geschichte von Jena und Auerstädt, die Geschichte des Zusammenbruchs von Friedrich des Großen Monarchie; man kennt diese wehmüthige Blutlaufe des preußischen Staats, wenn man auch heute noch immer nichts daraus gelernt hat. Der alte Tick machte damals bitteres Fiasco, die alte Gottesgnädigkeit ward sehr profaisch heimgesucht, die großen Herren mit ihren großen Worten zogen kleinlaut, oftmals feige wie ehrlose Buben von dannen. Das erste Beispiel hundsöttischer Gesinnung gab Erfurt, und nur zu bald folgten ihm die meisten anderen Festungen Preußens mit ihren alten Commandanten. Spandau ergab sich, Küstrin ergab sich, Stettin öffnete einer Schwadron Franzosen — am 29. October 1806, vierzehn Tage nach der Jenaer Schlacht — die Thore, Magdeburg, die Erzfestung, capitulirte, Breslau capitulirte, Brieg und Glatz und das feste Schweidnitz capitulirten — kaum daß man hier und da nur den ernstlichen Versuch eines Widerstandes gemacht, nirgends, wo

Digitized by Google



Schill's Heldentod in Stralsund.

ein echter Heldenmuth dem Feinde Achtung eingeflößt hätte. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“; diese berüchtigte Mahnung des Berliner Commandanten fand ihre Seitenstücke: die großen Herren glaubten damals noch, sie wären die wahre Vorsehung und das Volk verstände gar nichts, hätte sich gar nicht darum zu kümmern, was um es und mit ihm geschehe.

So war's auch in Colberg, der alten pommerschen Festung. Da commandirte der alte Oberst Lucadou, ein griesgrämiger Offizier aus des großen Fritz Schule, gewissenhaft bis zur Pedanterie, ein echter Exercirgeneral, aber ohne Energie und Kenntniß der Bedeutung der geschehenen Ereignisse. Kamen die Franzosen vor seinen Platz, so wollte er schon mit ihnen die Sache ausmachen, darum brauchte sich die Bürgerschaft nicht zu beunruhigen, sie hatte sich gefallen zu lassen, was der Herr Oberst bestimmen würde. Ja, da kam er bei den Colbergern schlecht an! Die hatten den alten verwetterten, kreuzfesten Nettelbeck an ihrer Spitze, und der hatte ihnen den Standpunkt klar gemacht. Die Bürger sollten sich bewaffnen, die Schanzen wieder in Stand setzen, sie im Nothfall mit vertheidigen, so verlange es die Noth und die Ehre von Colberg; worauf Herr von Lucadou ganz grimmig die ehrkarren Bürger anschnaupte und sie daran ermahnte, daß Ruhe ihre erste Pflicht sei. Er sei dazu da, hier in Colberg zu commandiren, und er wisse, was er zu thun habe; die Bürger möchten bei ihrer Pfeife Tabak bleiben und sich um seine Angelegenheiten nicht scheeren.

Brummig und mit langen Nasen gingen sie ab; nur Nettelbeck ließ sich nicht einschüchtern und organisirte auf seine Hand die Vertheidigung der Festung, so viel Lucadou auch wettern und suchen mochte. Der Lieutenant von Schill bestärkte sie in ihrem Vorhaben getreulich; er hatte auch ganz andere Begriffe, als sein Herr Oberst, und stimmerte sich schier wenig um ihn. Es war ein schmucker, prächtiger Dragoneroffizier, der bei Auerstädt tapfer gefochten und, der Gefangenschaft glücklich entronnen, in Colberg eine Zuflucht gefunden hatte. Ihn liebte Alt und Jung, denn er war ritterlich von außen und von innen und ein ganz eigenthümlicher Geist, der nicht in die Schablone der damals gang und gäben Officierstournüre paßte. Lucadou hatte ihn schon längst auf dem Strich, denn Schill spielte den Lieutenant auf eigene Rechnung. Mit etlichen seiner Reiter pflegte er die Colberger Umgegend zu durchstreifen, oft weithinaus in's Land, entführte bedrohte Cassen, Pferde, Waffen, trieb den Franzosen Transporte von Schlachtvieh ab, und kamen ihm ihn und wieder kleine Streifcorps von Franzosen in den Weg, so hieb er muthig drein und sie fast immer gehörig zusammen. Patriot durch und durch und ein phantastischer Kopf dabei, lockte ihn die Gefahr und Kühnheit solcher Handstreiche zu Unternehmungen, aus denen ihn oft nur sein Muth und seine Geistesgegenwart retteten. Schon manches Mal war er deshalb hart mit Oberst Lucadou, dem diese Streifzüge ohne seinen Auftrag erbittert hatten, zusammengerathen; aber Schill, eigensinnig und von seinem Geist erfüllt, war nach wie vor in's Land gezogen mit seinen zwei, drei Dutzend Reitern und hatte seine Thaten verübt. Da schickte ihn denn eines Tages Lucadou in Arrest. Nun aber stieg's den ehrsamen Bürgern zu Kopfe. Ihnen war Schill der echte rechte Soldat, dessen wagnißvoller Muth dem ihrigen mehr entsprach, als die matthergige Superklugheit Lucadou's. Sie liebten ihn, wie Jeder denn bald das Kühne und Hochherzige liebt; sie rückten, der stramme Schiffscapitain Nettelbeck voraus, dem Commandanten auf's Quartier, und der mußte wohl oder übel den Lieutenant Schill wieder frei lassen.

Es war ein Triumph für den kühnen Reitersmann und spornte seinen Ehrgeiz und damit seine Bewegenheit bedeutend an. Es zog sein Name ruhmvoll durch das Land; freiwillige kamen und schlossen sich ihm an, und es streifte mit ihnen umher, verübte mit ihnen Thaten, welche durch ihren tollen Heroismus so unendlich gegen die Schlafsheit der preußischen Kriegführung im Ganzen abstachen. In der Nacht vom 7. zum 8. Decbr. überfiel er z. B. mit zehn Reitern und ebenfoviel Infanteristen eine fünfzig Mann starke Colonne und nahm ihr Gepäck, ihre Waffen und Vorräthe weg. So etwas zündete überall, wohin die Kunde drang, neuen Muth und neues Leben; solche unerschreckene Männer — ach, hätte man nur deren in den Festungen gehabt, anstatt der alten Officiere mit ihrer souverainen Verachtung alles dessen, was seinen bunten Rock trug! Hätte man deren nur mehr an der Spitze gefunden, als es mit dem Kriege begann!

Und trotzdem, daß an Rettung kaum noch zu denken war — denn die preußische Armee war theils kriegsgefangen, theils versprengt — richtete sich an diesem einzelnen kühnen Parteigänger doch momentan die Hoffnung der Besseren auf. Noch waren ja die Russen da, um Napoleon zu beschäftigen; noch sammelte man ja in Preußen die Rudera der Armee — wenn man einen Mann von solchem Glück und solcher Kühnheit wie Ferdinand von Schill unterstützte, wie leicht, daß sich dann das Blatt noch wendete! Und so zogen die Tapferen und Abenteuerlustigsten nach Colberg, um unter Schill zu dienen, mit ihm Thaten zu vollbringen, die schon im Munde des ganzen Volkes lebten. Ja, am 12. Januar ermächtigte ihn eine königliche Cabinetsordre sogar, in Pommern ein Freicorps zu organisiren und nach Ermessen der Umstände und in Uebereinstimmung mit der Commandantur zur Deckung des Landes mitzuwirken. Man kann sich denken, wie schwer dies den Obersten Lucadou ärgerte. Kopfschüttelnd, als begreife er nicht, welche Ideen man sich von solchen „zusammengelaufenen Haufen“ mache, ließ er zuletzt die Dinge, wie sie gingen; er ließ den Nettelbeck gewähren, so lange es nicht in der Festung geschah — denn da wollte er allein befehlen —, er ließ die Bürger nach Herzenslust vor den Wällen schanzen und Schill seine Züge unternehmen.

Gerade zu jener Zeit rückten die Franzosen in stärkeren Haufen nach Pommern, um auch hier kahula rasa zu machen und Colberg zu nehmen. Schill hatte wohl Leute genug, aber ihre Bewaffnung war schwer zu ermöglichen, besonders da Lucadou nicht eine Säbelklinge aus dem Colberger Arsenal herausgab. Man bekam zum Glück aus Stralsund Gewehre, Säbel, ein paar Kanonen, und den verschiedenen überfallenen Franzosencorps nahm man auch ein gut Theil Waffen ab. So war es Schill denn in merkwürdig kurzer Zeit gelungen, ein kleines Bataillon Infanterie, ein paar schwache Schwadronen, eine Jägercompagnie und etwas Artillerie zu formiren. Damit ging's denn hinaus, drauf auf den Feind. Tagtäglich liefen Nachrichten von den tollen Thaten des Schill'schen Freicorps ein, manchmal freilich auch üble. So hatte Schill, von Verwegenheit geblendet, sich auf ein starkes Corps Franzosen bei Naugardt geworfen (17. Febr.) und war dort in sehr herber Weise zurückgeschlagen worden. Aber solche mißlungene Unternehmungen standen doch weit hinter dem Einbruch zurück, den die Kühnheit dieses Reitersmannes überall hervorgerufen, und wurden überdies nur zu bald und zu oft von glänzenden Erfolgen des Freicorps vergessen gemacht. Da fand keines Einzigen Muth, wenn's einmal fehlschlug, und die Leute hingen mit unendlicher Liebe an ihrem Führer, der in Tapferkeit und Ausdauer mit seinen Officieren freilich das beste Beispiel gab. Wohin er befahl, da zog die lustige Schaar mit; durch's Feuer liefen die Kerle, als seien sie gefeit, Schill selbst immer mit dem Säbel dazwischen, fechtend wie ein Löwe.

Ende Februar 1807 hatten die Franzosen Colberg umzingelt. Nun mußte Lucadou gar nicht, wie er sich zu benehmen hatte, und in Wirklichkeit leiteten Nettelbeck und Schill die Vertheidigung des Platzes. Lucadou wollte still abwarten, was die Franzosen unternehmen würden; Schill aber, der brennende Geist, der rückte fast allnächtlich über die äußersten Werke Colbergs hinaus und überfiel die als schwach erkannten Stellungen des Feindes. So bereitete er ihm, unterstützt von der Colberger Besatzung, am 21. März bittere Verluste, und am 12. April lieferte er ihm ein hitziges Gefecht, welches in eine vollständige Niederlage der Franzosen auslief. Es waren dies immerhin bedeutende Erfolge, insofern, als durch diese reichen Verluste die Franzosen abgehalten wurden, zu einer energischen Belagerung zu schreiten, der Muth und das Vertrauen der Colberger sich dadurch erhöhte und zwei Monate Zeit gewonnen wurde, wodurch das Schicksal des Platzes sich entschied. Denn während Schill mit seinen Reitern, überdreistig der Lucadou'schen Bedenken und Widerspenstigkeit, nach Schwedisch-Pommern aufbrach, um dort wirksamer aufzutreten, kam Gneisenau an Lucadou's Stelle und setzte die Vertheidigung Colbergs mit einer Energie und Umsicht in's Werk, welche seinen Namen weit berühmt machte. Mit unendlichem Heroismus hielt er die vom Mai ab energisch betriebene Belagerung aus; er und Nettelbeck waren Tag und Nacht auf den Beinen, mitten in dem furchtbaren Bombardement, welches das fast aller Bollwerke beraubte Colberg vom 1. Juli an zu erleiden hatte. Der endliche Untergang war unvermeidlich; da erschien, im höchsten Drange des Kampfes und der Noth, als der entscheidende Sturm schon vorbereitet war, ein preußischer Officier und brachte die Nachricht vom Waffenstillstande. Colberg

Digitized by Google

war geretttet, und die zwei Monate, während welcher Schill's Heldenmuth die Franzosen beschäftigt und auf ihre Vertheidigung als Belagerer angewiesen, hatten ihes Resultat ermöglicht. Es war eine glänzende Waffenthat, die Vertheidigung von Colberg, um so glänzender, als sie allein dastand, keine andere preußische Festung ähnlich gehandelt hatte. Das belebte wohl darüber, daß Muth und Tapferkeit auch unter ungünstigen Umständen zu siegen wissen, daß die Ehre nicht im Rock, sondern im Herzen lebt, daß auch der Bürger seine Stelle haben soll, wenn Noth's um's Wohl des Landes und seines Heeres handelt. Aus der feigen Klugheit und Unterwürfigkeit jener Zeiten hebt sich diese Waffenthat einzig groß hervor, und Gott sei Dank, daß sie innig mit dem Volk verbunden ist.

Nach dem Tilsiter Frieden und der Reduction des preußischen Heeres wurden die vier Reiterschwadronen, welche Schill sich gebildet und die er geführt, als Husaren ausgerüstet und erhielten den Namen des „zweiten brandenburgischen Husarenregiments". Der Inhaber dieses neuen Regiments ward Ferdinand von Schill, den der König anfer der Reihe in Anerkennung seiner hervorragenden Tapferkeit zum Major erhoben hatte. Die Infanterie, welche er geführt und die größtentheils in Colberg geblieben war, wurde in ein leichtes Bataillon umgewandelt und durfte zur ehrenden Erinnerung an seinen einstigen Chef den Namen „Bataillon Schill" fortführen. Ja, eine andere Auszeichnung ward der tapferen Schaar dadurch zu Theil, daß der König verfügte, sie solle zuerst in die von den Feinden geräumte Hauptstadt ihren Einzug halten; stand sie ja doch mit ihrem Schill als die erste Truppe der preußischen Armee da, was Bravour, Muth, Ausdauer, Ruhm und Beliebtheit, ja Enthusiasmus beim Volke betraf.

Aus Pommern herunter rückte diese neugeformte Truppe nach Berlin. Es war ein Triumphzug; in jedem Weiler, jedem Dorf, in jeder Stadt empfing lauter, stürmischer Jubel den Reitermann Schill und seine Schaar. Blumen und Kränze flogen ihnen entgegen, Ehrenpforten waren ihnen errichtet, stundenlang ging das Volk in Begeisterung unter Klang und Sang mit ihnen, bis die Bewohner des nächsten Ortes kamen, um sie einzuholen. Am 10. December 1808 fand der feierliche Einzug in Berlin statt. Fast zwei Jahre lang hatten hier die Franzosen regiert, und keine preußische Uniform war dort, wo sie sonst mit zur Decoration des Straßenlebens gehörten, gesehen worden. Der Enthusiasmus des Volks war unbeschreiblich. Man denke sich diese Berliner, die mit Leib und Seele an ihre Soldaten gewachsen sind, von denen, wie Rahel schreibt, „Jeder bis auf die allbernste Demoiselle wußte, was gut marschiren, aufsitzen und bergl. war", welche ohne preußische Soldaten nie gewesen, beim Wiedererblicken derselben nach weisjähriger Entbehrung Ströme von Freudenthränen vergossen.

Und nun kamen ja zu allererst die Schill'schen Truppen, deren Thaten in Aller Munde lebten, welche von der Bevölkerung mit Verehrung und Stolz genannt wurden, für welche alle Frauen in Entzücken schwärmten. Unermeßlicher Jubel begrüßte sie, als sie einrückten unter ihrer frischen, lustigen Jagdmusik; die Begeisterung für die tapfere Schaar und ihren Führer vermischte sich mit der Freude, von dem verhaßten Anblick des Feindes befreit zu sein, und ein Taumel des Jubels empfing sie, der nahe an Abgötterei grenzte. Man illuminirte am Abend die Stadt und gab Freiemdöie, Festmahle und Bälle. Ueberall, wo Schill erschien, im Theater, in den Salons, auf der Straße wurden ihm Huldigungen bereitet; es ward ein Cultus mit ihm getrieben, der auf diesen phantasiereichen, lebhaften Geist betäubend wirken mußte. Seine ganze Erscheinung rief überdies zu solchen Huldigungen auf — kein Soldat, der schöner, imponirender sein konnte, als Schill, diese martialische und doch so liebenswürdige Erscheinung mit ihren feurigen schwarzen Augen und umhüllt von der malerischen Husarentracht. Er war damals 36 Jahr alt und der berühmteste Mann in Preußen, getragen von der Gunst seines Königs, von der Verehrung der Soldaten und der Bevölkerung. Wohlwollend und freundlich, mäßig in seinen Bedürfnissen, großmüthig und freigebig, dabei jungblütig, rasch und lebhaft — wie konnte es fehlen, daß er der Abgott des hoffenden Volks ward? Man beschrieb sein Leben, seine Thaten; man erzählte überall von ihm und seinen Streichen, man verkaufte Portraits von ihm an allen Orten, das mußte wohl eine solche Natur zu einer Ueberschätzung ihrer Kraft verleiten. Wohl sagte er damals, betroffen über den Rausch der Huldigungen, dem er unaufhörlich begegnete: „man macht zu viel aus mir;" aber die Versuchung trat zu stark an ihn heran, er begann sich als den zu fühlen, den die patriotische Begeisterung der Welt in ihm sah, er wiegte sich in Unruhe und phantastischen Unternehmungen und dies mit einem Starrsinn, der wohl an seine ungarische Abstammung mahnte. Dabei benutzte er seine herrliche Gabe populärer Beredsamkeit bei allen Gelegenheiten, um den erwachenden Patriotismus zu schüren, auf die nahe Zeit der Befreiung des Vaterlandes hinzuweisen.

Wohl gab es Engherzige unter seinen Cameraden, die mit Neid und Scheelsucht auf den jungen Helden blickten; wohl Solche, die von seiner Selbstüberschätzung und lebhaften Neigung zu kecken Handstreichen Unheil für ihn und die gehein betriebene Sache der Erhebung fürchteten; aber im Allgemeinen war er ausgesprochener Liebling und wurde für denjenigen Mann gehalten, dem vermöge der Leitung der Nationalerhebung zufallen werde. Selbst ein Gneisenau, dem Schill ohne Willen einen Theil des Ruhmes der Vertheidigung von Colberg entführt hatte, schrieb damals über ihn: „Mag die Welt immerhin glauben, daß er Colberg vertheidigt hat, für den Staat ist das desto besser. Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten, durch seine Popularität und seinen allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden; wir müssen daher solchen verherrlichen, so viel wir können." Und zu Schill sagte er selbst einmal: „Fahren Sie fort, die Gemüther zu erfreichen, wo das Blut etwas stocken will. Meine treue Mitwirkung für Ihre Pläne sage ich Ihnen von Herzen zu." Aehnlich sprach sich Scharnhorst in einem noch ungedruckten Brief an ihn aus. „Sie sind auf einem guten Posten," heißt es darin, „und die Zeit ist nahe, wo wir auf kräftige Handlungen rechnen müssen. Haben Sie ein gutes Auge auf die Dinge in Oesterreich; der Krieg wird dort ganz wahrscheinlich noch in diesem Jahre (1809) ausbrechen, vielleicht schon zum Frühjahr. Wir müssen alsdann überall fertig sein, um den kleinen Krieg zu unternehmen, und auf Sie rechne ich dabei am meisten. Es wäre gut, wenn Sie sich alsdann Magdeburgs zu bemächtigen suchten und Mittelteutschland insurgirten. An Theilnahme wird es Ihnen unter der vorigen Bevölkerung nicht fehlen. Doch warten Sie das Zeichen ab und übereilen Sie nichts."

Wie merkwürdig, wie folgenschwer! Scharnhorst selbst weist dem kühnen Officier das Ziel, dem er bald darauf nachstrebte und das er verfehlen sollte, weil er den wohlgemeinten Rath, nichts zu übereilen, vergaß und, über die Wirklichkeit der Dinge im Irrthum, sich nur seinen patriotischen Täuschungen hingab!

(Schluß folgt.)

Zur Berichtigung irriger Ansichten.

Die Testamentsscheu und der wissenschaftliche Tod.

Das Testament zu machen, verabsäumen und verweigern nicht blos Solche, die in Folge blödsinnigen Aberglaubens fürchten, daß durch die Niederlegung des Testamentes dann ihr Tod eiligst herausbeschworen werde, sondern auch die, welche (meistens aus Bequemlichkeitsliebe) meinen, daß es bei ernstlichem Krankwerden schon noch Zeit genug sei, auf Anrathen des Arztes die letzten Verfügungen zu treffen. Gerade als ob ein Mensch nicht in jedem Augenblicke dem plötzlichen Tode (aus äußern und innern Ursachen) ausgesetzt wäre, und als ob bei der scheinbar leichtesten Krankheit nicht gegen alles Vermuthen des Arztes ein tödtliches Ende eintreten könnte! Ganz abgesehen davon, daß es äußerst inhuman und grausam ist, einem Kranken durch Erinnern an's Testamentmachen gewissermaßen sein Todesurtheil zu verkünden.

Kurz, es ist unverständig und gewissenlos, ja oft geradezu sündhaft, wenn Jemand, der vor seinem Tode zum Wohle seiner Angehörigen oder anderer Mitmenschen noch Bestimmungen und Verfügungen zu treffen hat, diese nicht bei Zeiten trifft und zwar so, daß sie auch rechtskräftig sind. Wenn es Manche sind hinreichend

Digitized by Google

halten, ihren letzten Willen nur im Schubkasten für die Angehörigen zu hinterlassen, so irren sie und können in den meisten Fällen, zumal wenn unmündige Erben mit in Betracht kommen, die Vollziehung ihres Willens total vereitelt sehen. Alles also, was man vor seinem Tode zu besorgen hat, das besorge man so zeitig und ordentlich als möglich, damit man für alle Fälle gesichert und für das Seinen gehörig vorbereitet sei.

Wie oft ist es nicht schon vorgekommen, daß Wohlhabende, auf deren Tod nur lachende (nicht selten ganz unwürdige) Erben schnüchtig warteten, diejenigen ihrer Getreuen, die ihnen Jahre lang die größten Opfer, selbst an Gesundheit, brachten, in der größten Noth hinterließen, nur weil sie ihr Testament, welches sie zu Gunsten ihrer aufopfernden Freunde zu machen gedachten und versprachen, zur richtigen Zeit gesetzlich niederzulegen verabsäumten. Daß solchen herz- und rücksichtslosen, undankbaren Subjecten sein gutes Andenken über das Grab hinaus folgen kann, versteht sich wohl von selbst. — Wie mancher Geldprotze, der in Folge seines irdischen Thuns nach seinem Tode gar nicht fortzudauern verdiente, wünscht sich bei der nachkommenden Menschheit durch Gründung von Humanitäts-Einrichtungen wenigstens eine Namens-Fortdauer zu schaffen, allein seine Testamentsscheu vermichtet seinen Namen mit der Hand voll Erde, die von den das offene Grab Umstehenden auf seinen Sarg geworfen wird. — Ich selbst würde mich sicherlich vor Aerger im Grabe noch herumdrehen, wenn ich bei meinem Begräbniß hinter meinem Sarge (natürlich in der Leichenkutsche) eine schwarzbefrackte Homöopathen-Deputation einherschreiten sähe, welche das mir im Jahre 1849 wegen allopathischer Arzneiunglaubigkeit vom homöopathischen Centralvereine ausgestellte Diplom als Mitglied der homöopathischen Heilkünstler-Societät auf weißem Sammtkissen einherträge, was ich mir doch durch rechtzeitige Niederlegung meines letzten Willens verbitten konnte. — Also nochmals: hübsch zeitig und ordentlich testirt!

Was nun den „wissenschaftlichen Tod“ betrifft, so soll darunter das von Aerzten als sicher vorher gesagte und in Bälde eintretende Sterben eines Kranken verstanden werden. Es ist dies ein Tod, den schon viele, zur Zeit noch im besten Wohlsein Befindliche unwautende der Aerzte gestorben sind, wie ja auch eine uralte, vermeintingersche Anekdote beweist, die einen Arzt zu einem ihn anfprechenden Spaziergänger ganz ärgerlich sagen läßt: „Mein Herr! Sie sind für mich wissenschaftlich todt.“ Vor Monaten hatte nämlich jener Arzt diesen Manne, der damals lebensgefährlich krank schien, voreiliger Weise nur noch wenige Stunden zum Leben gegeben. — Es ist gräßlich unwissenschaftlich, wenn ein Heilkünstler bei kranken Personen die Zeit des Todes mit nur einiger Sicherheit voraussagt, zumal wenn diese Zeit wohl gar auf Jahre hinausgestellt wird. Es ist ferner eine ganz nichtswürdige Verleumdung, wenn man einem gebildeten Arzte nachsagt, daß er Patienten in's Gesicht erklärt habe, sie hätten nur noch so und so lange zu leben, ganz abgesehen von der Unbumanität, zu Rehbeit, welche eine solche Erklärung in sich trägt. Nur unwissenschaftliche Charlatane, die sich wichtig machen wollen, werfen mit Todesbestimmungen um sich herum, der gelehrte Arzt weiß, daß bei den allermeisten Krankheitsprocessen, selbst wenn schon der Tod im Anzuge zu sein scheint, doch noch Heilung oder wenigstens eine ganz unbestimmte Fortdauer des Lebens möglich ist. Beispiele mögen dies bestätigen; vorher sei aber noch erwähnt, daß Kranke, die von unwissenden Aerzten aufgegeben wurden, gar nicht selten unter der Behandlung von Charlatanen und Homöopathen gesunden, und zwar deshalb, weil die Naturheilkraft s. Gartenlaube 1855, Nr. 25) scheinbar unheilbare Krankheitsprocesse zu heilen oder doch anschädlich zu machen vermag. Natürlich schreibt dann der urtheilslose Laie um Quackfalber die Heilung dem angewendeten Hokuspokus und nicht der Naturheilkraft zu.

Beim Schlagflusse s. Gartenl. 1855, Nr. 19) heimgesucht zu werden, ist allerdings nicht gerade wünschenswerth, allein wie viele vom Schlage Getroffene, die tagelang bewußtlos, röchelnd, halbseitig gelähmt dalagen, sind nicht schon nach wenigen Wochen wieder wie die Gesündesten einhergegangen, und es ist ihnen nicht einmal zur Aber gelassen worden! — Ueberhaupt ist bei allen das Gehirn in seiner Thätigkeit störenden Krankheiten, welche mit Kopfschmerz, Bewußtseinsfasten, Sinnesstörungen, Irrereden, Krämpfen und Lähmungen auftreten, niemals die Hoffnung auf Genesung zu verlieren, zumal bei Kindern nicht. Wie sich die Aerzte bei vielen Leiden hinsichtlich des Wesens, Verlaufs und Ausgangs derselben täuschen können, so ist dies gerade bei Hirnleiden am leichtesten möglich. Und daher kommt es denn auch, daß die so beliebte Hirnerweichung mehr in den Köpfen der Aerzte, als in denen der Kranken spukt. Wie wenige kleine Kinder des sogen. Hirnkrämpfen an der vom Arzte mit Blutegeln und Calomel verfolgten Hirnentzündung leben, ist ganz erstaunlich.

Das Nervenfieber oder der Typhus s. Gartenl. 1856, Nr. 10) bringt bisweilen den Kranken, nachdem derselbe sage- und selbst wochenlang phantasirte und seines Bewußtseins gänzlich beraubt war, in einen Zustand, wo er zu seinem Glücke keine Medicin mehr schlucken kann, im Bette zusammengerutscht, fast pulsund athemlos, eben sterbend erscheint. Und doch stirbt er nicht, ja, selbst auch dann nicht, wenn der Typhus zum Ueberflusse noch von einer Lungenentzündung begleitet wird und der Typhöse sich brantzig aufgelegen hat. Hier denkt dann der Arzt wie Goethe's Mephistopheles „und läßt's am Ende gehn, wie's Gott gefällt.“ In den meisten Fällen wär's freilich besser, wenn die Aerzte nicht erst am Ende, sondern gleich vom Anfange der Krankheit an sie dächten.

Bei der Lungenschwindsucht (s. Gartenl. 1855, Nr. 15), selbst wenn schon ein ziemlicher Theil der Lungen total verloren gegangen ist und der bleiche, blutspuckende Kranke bis zum Skelet abgezehrt, mit einem Beine im Grabe steht, kann doch noch ein Stillstand des Leidens und (auch ohne Lebertbran, Hunyefelt, Heringsmilch, Salzbrunnen und schwedische Heilgymnastik) eine solche Aenderung im Befinden des Patienten eintreten, daß dieser, wenn auch etwas kurzathmig und zeitweilig vom Husten geplagt, doch dick und munter noch ein langes Leben verlebt. Ja, er hat dann dabei sogar den Vortheil, daß er von einer Menge anderer Krankheiten unangefochten bleibt.

Von Wassersucht (s. Gartenl. 1857, Nr. 25) bis zum Platzen Geschwollenen, die schon nahe daran waren, in ihrem eigenen (innern, Lungen-) Wasser zu ertrinken, gaben manchmal plötzlich, und zwar ohne Arznei genommen zu haben, durch Nieren und Haut (mit Harn und Schweiß) soviel Wasser von sich, daß sie wieder auf's Trockne kamen und trotz des Uebels, von welchem die Wassersucht nur ein Symptom war, noch lebendig sind nach eine höchst Weile fortleben. Es sind demnach die wassersüchtig geschwollenen Beine nicht gleich als „Reisefieber in's Jenseits“ anzusehen.

In den verschiedenen Entzündungen (s. Gartenl. 1855, Nr. 36), zumal edler Organe, wie des Herzens, der Lunge, des Gehirns u. s. w., hält oft der bedeutenden Ausbreitung und Heftigkeit der Krankheit wegen auch der ruhigste und vorsichtigste Arzt eine Rückkehr des erkrankten Organs zur Gesundheit fast für unmöglich, und doch weiß die Naturheilkraft nicht selten die Entzündung kammt ihren Folgen gänzlich zu tilgen oder doch für längere oder kürzere Zeit unschädlich zu machen.

Rückenmarks-Verzehrung, — aber die echte, nicht die, mit welcher junge Männer sich und die Aerzte quälen, wenn sie mit Unwissenheitsbissen bei geiweiligem Schmerze im Kreuze etwas Unschreinig einher bummeln, — ist gar nicht so selten auch dann hinter dem Rücken der Aerzte noch vollständig verschwunden, wenn bei halbgelähmten Beinen die Harn- und Stuhlentleerung in die größte Unordnung gerathen war. Also mögen auch die Rückenmärker mit Hahnenmuth die Hoffnung auf Kräftigung ihres Pedals durch die gütige Mutter „Natur“ nicht aufgeben, selbst wenn die Aerzte nur vom Bade Gastein noch Hülfe erwarten.

Wollte ein Arzt selbst bei den furchtbarsten Verletzungen genau bestimmen, ob und wann der Tod eintreten muß, so könnte er sich sehr oft in seiner Vorhersage blamirt sehen, denn was in Verstümmelungsbinsicht ein Mensch aushalten kann, das grenzt geradezu an's Unglaubliche und läßt sich auf dem Schlachtfelde oder in Amvutationssälen am besten begreifen. Daß Arme und Beine von Kanonenkugeln wegrasirt werden, Eisenkeulen durch Brust oder Leib hindurchdringen, der Schädel gespalten wird, die Gedärme zum aufgeschlitzten Bauche heraushängen u. s. f., und schließlich der junge Bleffirte doch noch ein uralter Invalide (leider Gottes nicht selten mit der Trebergel) wird, ist gar nichts Seltenes. — Ob das aber wohl dem Verstande und Gemüthe des Menschen Ehre macht, daß er fortwährend auf Erfindung von raffinirten Menschen-Verstümmelungs-Apparaten ausgeht?

Und was ist nun dieses langen Aufsahes kurzer Sinn? Der Arzt ist fast nie im Stande, den Tod eines Kranken oder Verletzten mit nur einiger Sicherheit zu bemessen.

Red.

Digitized by Google

Australien und die australische Race.

Von Fr. Gerstäcker.

Es sind in letzter Zeit wieder eine Menge von Gerüchten aufgetaucht, daß neue fruchtbare wasserreiche Strecken im Inneren Australiens entdeckt wären; ja die Zeitungen phantasirten sogar von einem mehrere englische Meilen breiten Strome, den man dort gefunden haben wollte; kein Blatt gab aber an, wohin er strömte, woher er kam.

Es sind das lauter Märchen, die sich auf ein Minimum reduciren, und sämmtliche neue Entdeckungen laufen höchstens darauf hinaus, daß noch einige Stellen im Inneren, und nicht zu weit von der Küste entfernt, gefunden sind, wohin ein paar Stationsbesitzer ihre Schafheerden treiben können, denn mit der dortigen Nahrung, die gerade die Schafe abweiden, mit dem im trockensten Sandboden wachsenden, sehr saftigen pigsface und Salzkraut, können diese Thiere auch vollständig das ganze Jahr ohne Wasser bestehen, während die Schäfer in der „Regenzeit" zum Trinken wie Waschen genug haben, um sich in der trockenen Saison das Waschen abgewöhnen.

Es gibt Leute in Deutschland wie England, die noch immer die Hoffnung haben, daß in dem ungeheuren Inneren des Landes wichtige Entdeckungen für die Colonisation gemacht werden würden — aber es sind nur solche, die das Land nicht von eigenem Besehanen kennen, und die Zeit wird lehren, daß all ihre Hoffnungen vergebens waren.

Die Erforschung des inneren Australiens hat in der That etwas ungemein Aehnliches mit der Untersuchung und Auffindung der Nordwest-Passage um Amerika — sie ist von rein geographischem Interesse, und wird schwerlich je den geringsten Nutzen für das Land selber bringen. Von der Wasserarmuth jenes ungeheueren Landes hat der Fremde nämlich nur selten einen Begriff und denkt deshalb immer, daß solch ein weites Terrain, das seinen Flächenraum nach Tausenden von Quadratmeilen zählt, auch noch hie und da ein kleines Paradies in seinem Inneren bergen könne, ohne daß man bis jetzt etwas davon entdeckt habe.

Es ist unmöglich, denn zu einem Paradies gehört Wasser, und ein Strom kann im Innern Australiens nicht existiren, weil weder ein Plan da ist, wohin er fließt, noch woher er kommen kann. Australien hat überhaupt nur einen Fluß, der fortwährend fließendes Wasser hält, den Murray, denn selbst der Murrumbirgee, nach ihm der größte und ein in der Regenzeit bedeutender Strom von mehreren hundert Schritten Breite, besteht außer der Regenzeit nur aus einer Kette von Wasserlöchern, zwischen denen man überall hin mit trockenem Fuß gehen kann. Ebenso ist es mit Hunter's River, auf dem allerdings Dampfboote laufen, aber in der trockenen Jahreszeit nur so weit die Wirkung der Meeresfluth reicht. Darüber hinaus schwinkt er ebenfalls zu Wasserlöchern zusammen. Das Nämliche ist es mit dem aus dem Innern kommenden und sich in den Murray ergießenden Darling, das Nämliche mit dem Torrens und allen anderen Flüssen Australiens, einige kleine Bergbäche abgerechnet, die aus den sogenannten australischen Alpen kommen.

Diese australischen Alpen sind die höchsten Berge des Landes, und von ihnen aus geht kein einziger Strom nach dem Inneren, der nicht genau bekannt wäre und im Meere ausmündete, und aus dem Inneren kommen nur jene furchtbaren und heißen Winde, die das sichere Zeichen einer Wüste sind. Wie wenig aber selbst in diesem Inneren auf die Regenzeit zu rechnen ist, davon gab jenes Jahr, in dem ich Australien besuchte (1851), den sichersten Beweis, da am Murray in sechzehn Monaten kein Tropfen Regen gefallen war, und auf der ganzen ungeheueren Strecke kein einziger Grashalm mehr wuchs. Nur in der Nähe der Berge hatte es geregnet.

Jenes Land habe ich in dem 4. Bd. meiner Reisen (J. G. Cotta'sche Buchhandlung) genau beschrieben und damals selber die Gegend besucht, die unmittelbar an dem bedeutendsten Strom des ganzen Continents liegt. Aber selbst dort mußte zu den nächsten Schafstationen, die nur wenige Miles vom Strome entfernt lagen, das Trinkwasser für die Schäfer in Fässern hinausgefahren werden, und dicht am Strome begannen schon die kürren Mallahhügel, die sich wellenförmig in das Innere ausdehnten, und vom Strom ab nicht einmal die Spur eines selbst trockenen Flußbettes zeigten. Der Regen, der dort fiel, wurde auch im Nu von dem Boden aufgesogen und konnte nicht einmal in der Regenzeit eine Rinne bilden. Daß hie und da im Inneren des Landes noch höhere, vielleicht mit Bäumen nicht bestandene Strecken liegen, die in der Regenzeit Wasser und Gras, und in der trockenen Jahreszeit Salzbusch und pigsface für die Schafe haben, will ich nicht bestreiten, und mehr verlangen die Schafzüchter auch nicht; für diese gäbe es also in der That noch hie und da ein Terrain, auf dem sie sich ausbreiten könnten, aber daß ein großer Strom, daß ein fruchtbares Land im Inneren bis jetzt entdeckt wäre, ist ein Märchen, und wird ein Märchen bleiben noch für Jahrhunderte lang. Daß es sich nämlich später ändern könnte, ist möglich, denn in Australien steht die wunderbare Thatsache fest, daß sich das Wasser mehrt. Im Adelaide-Distrikt ist es in der That schon in den letzten zehn Jahren geschehen, und im Lyndock-Valley, dem fruchtbarsten District in der Nähe Adelaide's, das einen prachtvollen Ackerboden hat, ist das Wasser in den letzten Jahren so augenfällig gewachsen, daß es sogar einen kleinen See oder Teich gebildet. Möglich, daß es durch irgend eine uns unbekannte Naturkraft, vielleicht durch Hebung des Bodens selber, mit den Jahren noch bedeutender würde.

Eben so irrige Begriffe bestehen über den Ursprung der australischen Eingeborenen, die es mich drängt, zu berichtigen, in soweit ich sie selber nach eigener Anschauung kennen gelernt habe.

Die Eintheilung des Menschengeschlechts überhaupt, wie sie Blumenbach hingestellt hat, ist meiner Meinung nach ungenau, und ich will suchen es zu beweisen. Ich nehme allerdings fünf verschiedene Menschenracen an, wie Blumenbach, aber in anderer Eintheilung, und scheide sie nicht in die lautasische, mongolische, malayische, äthiopische und amerikanische, sondern in die lautasische, mongolische, äthiopische, amerikanische und australische, denn die australische ist kein Mischlingsstamm von Malayen und Aethiopiern, während die Malayen selber unter keiner Bedingung eine eigene und selbstständige Race bilden können.

Wir haben eine Anzahl von Menschen, die sich die größte und höchst unnöthige Mühe geben, zu beweisen, daß wir Alle, wie wir den Erdboden bewohnen, von einem einzigen Menschenpaar abstammen, und es geschieht dies einzig und allein nur, um ihrer Meinung nach die Worte der Bibel aufrecht zu erhalten. Das Merkwürdige ist, daß sie dabei von ihrer eigenen Quelle im Stich gelassen werden, denn die Bibel sagt nicht allein nirgends ausdrücklich, daß Adam und Eva die einzigen Menschen gewesen wären, sie spricht nur von den ersten, sondern sie bestätigt auch mit klaren, gar nicht anders zu deutenden Worten, daß außer der Familie von Adam und Eva auch noch andere Menschen existirt haben, indem Kain, nachdem er seinen Bruder Abel erschlagen hatte, „in ein anderes Land ging und ein Weib nahm". Das alte Testament liefert uns auch nur die Geschichte jenes Erdtheils, der den damaligen Bewohnern bekannt war; sie konnte, eben nichts weiter liefern, und wir wären thöricht, mehr davon zu verlangen. Für jenes Ländergebiet und also für die fantastische Race überhaupt mögen wir denn auch immer Adam und Eva als erstes Menschenpaar beibehalten. Da wir die damalige Zeitrechnung nicht kennen, liegt nicht der geringste Grund vor, jene Angabe zu bezweifeln. Aber außer Asien existirte auch schon damals die übrige Welt, und es wird Niemand kühn genug sein zu behaupten, daß sie Jahrtausende leer gestanden habe.

Mit den Erfahrungen, die wir bis jetzt gesammelt, gibt uns die uns umschließende Natur nicht allein die feste Ueberzeugung, sondern sogar die Gewißheit, daß, wenn nicht die Thiere und Pflanzen von der ersten Möglichkeit ihres Bestehens an gleichmäßig über alle Länder vertheilt wurden, wenigstens verschiedene Centralstellen bestanden haben, von denen aus sie sich in der Nachbarschaft und dann ihren zugegenen Klima verbreiteten. Der Eisbär und Zobel ist ebenso wenig in einem warmen Klima erschaffen worden und später, mit den dortigen Verhältnissen unzufrieden, nach seiner behaglich kalten Eisregion ausgewandert, wie der australische Gummibaum, mit all den zahlreichen Arten der Banksias, aus Asien stammt, wo nicht einmal die Spur einer ähnlichen Vegetation gefunden wird.

Digitized by Google

Die Kraft, die jene Thiere erschuf, hat auf das Wunderbarste in ihrer kunstvollen Bildung auf jedes ihrer Bedürfnisse Rücksicht genommen, und dürfen wir da glauben, daß sie dieselben nicht auch gleich der Stelle zugetheilt hätte, auf der sie später hausen — auf der in vielen Fällen sie nur allein existiren konnten? Wie wäre im anderen Fall — von den übrigen Thieren gar nicht zu reden — ein Tiger z. B. aus dem Paradies nach Süd-Amerika gekommen? Zu Wasser sicher nicht, und zu Land hätte er die Eisregion durchwandern und die Lebringsstraße durchschwimmen müssen. Die Kraft aber, die einen Elephanten und Tiger, einen Eisbär und Walfisch, ein Känguruh und einen Strauß schuf, die ein Kameel in die Wüste, eine Gemse auf die zackigen Grate der Alpen, ein Flußpferd in die Moräste Afrika's setzte, war auch im Stande den Menschen dort zu erschaffen, wo er sich eben heimisch fühlen konnte. Im anderen Fall müßten wir außerdem annehmen, daß alle jene entlegenen Welttheile Jahrtausende lang ihre für das Menschengeschlecht so werthvollen Gaben unbles getragen und vergeudet hätten, ehe sie zufällig von ein oder dem anderen Wanderer entdeckt und langsam bevölkert wären.

Weit natürlicher und ihrem Zweck entsprechend stellt sich uns aber die Bevölkerung des Erdballs dar, wenn wir verschiedene Centralstellen annehmen, deren Beweis wir auch in der verschiedenen Körperbildung und Farbe, wie in der ganzen geographischen Eintheilung der Erdtheil finden. Die Frage ist nur jetzt, wie viele solcher Centralstellen bestanden haben müssen, und hierin gibt uns unsere jetzige Kenntniß des Erdballs den besten und sichersten Anhaltspunkt, indem sie uns lehrt, daß wir mit gutem Gewissen wenigstens fünf annehmen dürfen. Schon Cuvier erkennt keine malayische Race an und theilt das Menschengeschlecht in Kaukasier, Mongolen und Aethiopier — die amerikanische Race als eine Unterabtheilung der Mongolen, die Malayen als eine eben solche der Kaukasier betrachtet. Er wie Blumenbach gehen über die australische Race flüchtig weg, indem sie jene Stämme als Mischlingsrace von Malayen und Aethiopiern absertigen — aber sie haben Beide darin Unrecht.

Die malayische Race kann vor allen Dingen gar kein Haupt- oder Urstamm sein. Sie hat überhaupt in der Geschichte keinen Anhaltspunkt, keine eigentliche Heimath, und nur Vermuthungen ist es, daß sie vom Sumatra stamme. Viel wahrscheinlicher bleibt es dagegen, daß sie ihre Entstehung dem ersten Seeverkehr zwischen mongolischen und kaukasischen Stämmen verdankt, und bis auf den heutigen Tag sind die Malayen ein unternehmendes, seefahrendes, aber auch vollkommen unstätes und wanderlustiges Volk geblieben, das sich auf fast allen Inseln des ostindischen Archipels, wie an allen Küsten festsetzte und die dort vorgefundenen Eingeborenen in's Innere jagte. So finden wir auf Borneo, Luzon, Sumatra, Java und wie die Inseln alle heißen, verschiedene Völker im Inneren, wie an der Küste, so verschieden in der That, daß sie sogar in ihrer Sprache nicht die geringste Aehnlichkeit haben.

Die Küstenbewohner, wenn sie nicht das unvermischte Gepräge des Stammes tragen, den wir nun einmal Malayen nennen, tragen jedenfalls deutlich ihre malayische Abstammung. Die alten Stämme aber, die in die Berge flüchteten, als die Eroberer ihre Küsten überschwemmten, werden von ihnen Orang Gunung oder Bergmenschen genannt. Es ist allerdings immer eine mißliche Sache, Autoritäten wie Cuvier und Blumenbach gegenüber eine eigene Meinung zu haben. Nach dem aber, was ich selber von der Welt gesehen, hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß beide Naturforscher die australischen Eingeborenen wie das australische Land nicht gründlich genug kannten, wenn sie jenen Stamm als eine Mischlingsrace von Aethiopiern und Malayen bezeichneten. Ich meinestheils halte die Australier, so gut wie die Kaukasier und Aethiopier, für einen ganz entschieden echten Urstamm, wie denn Australien jedenfalls einen jener Centralpunkte bildet, der seine eigenen Exemplare von Thier- und Pflanzenarten für sich bekommen hat, und dem wir nicht den geringsten Grund haben die Menschen abzusprechen.

Wichtig ist hierbei, vor allen Dingen eine falsche geographische Eintheilung zu berichtigen, die noch in manchen Schulen und auf vielen, selbst neueren Landkarten ihre Vertreter wie Unterstützung findet. Ich meine die Eintheilung, welche, als fünften Welttheil unter dem Namen Australien oder Oceanien, das eigentliche Neu-Holland mit sämmtlichen Inseln der Südsee und Neu-Seeland, oft sogar mit einem Theil des ostindischen Archipels zusammenwirft und ihm, der Bequemlichkeit wegen, den Namen Oceanien gibt. Diese Zusammenlegung ist vollkommen falsch, und die Engländer, mit der Natur jener einzelnen Inseln aus eigener Anschauung bekannt und vertraut, rechnen schon seit langen Jahren sämmtliche Südsee-Inseln — selbst Neu-Seeland nicht ausgeschlossen — zu einem besonderen und sechsten Welttheil, den sie Polynesien nennen.

Zu Australien aber Neu-Holland (der Name Australasia, der auch vorkommt, ist ein Unding, und etwa gerade so, als ob ich sagen wollte Amerikanisch-Europa) kann nur Van-Diemensland gezählt werden und vielleicht noch die Süd-Küste von Neu-Guinea; aber selbst Neu-Guinea gehört schon weit mehr dem ostindischen Archipel wie Australien an, und dieser ostindische Archipel, wie auch die Inseln des stillen Meeres, ist an Menschen, Thieren und Pflanzen von Australien so verschieden, wie Europa von Afrika. Mit Australien haben diese Inseln alle auch nicht die geringste Aehnlichkeit, und Australien bildet deshalb für sich ein eigenes, selbstständiges Land — mit einem Wort einen eigenen Welttheil und einen jener Centralpunkte unserer Erdkugel.

Um nun wieder auf die Eingeborenen Australiens zurückzukommen, so hat man sich bis jetzt außerordentlich wenig Mühe gegeben, ihre Abstammung zu ergründen. Die verschiedenen Naturforscher sagen: Der australische Eingeborene hat eine schwarze Hautfarbe und weiches lockiges Haar — folglich stammt er von Malayen und Aethiopiern ab. — Folglich stammt er aber, gerade aus diesem Grund, nicht von diesen beiden Völkern ab, denn alle Nachkommen der äthiopischen Race, wenn sie sich nicht wenigstens dreifach mit einer anderen gemischt hatten, haben das mehr oder weniger wollige Haar, haben jene bestimmten Zeichen an den Fingergnägeln, haben die sammetartige Haut, vorspringende Backen und aufgeworfene Lippen — was Alles dem Australier fehlt.

Eine Mischlingsrace von Aethiopiern und Malayen haben wir an der Ostküste Madagaskars, aber es ist noch Niemandem eingefallen zu behaupten, daß zwischen den Malegassen und australischen Schwarzen auch nur die geringste Aehnlichkeit herrsche. Doch wir brauchen wahrlich nicht bis Madagaskar zu gehen, um den Beweis zu finden, daß die Aethiopier Australien nicht bevölkerten. Ja die Expreße sogar, daß je ein Neger seinen Fuß auf australischen Boden setzte, bis in neuester Zeit Einzelne auf Schiffen der Weißen dorthin gebracht wurden.

Die Aethiopier sind überhaupt kein Volksstamm, der sich weit über die See hinüber ausgebreitet hätte, und nur die unmittelbar in der Nähe des afrikanischen Continents liegenden Inseln, wie Madagaskar, die Comoren, die Inseln des grünen Vorgebirgs und einige andere, wurden von ihnen erreicht. Hätten sie aber weite Seereisen gen Osten unternommen, sie brachte sie der günstige Monsuhn viel leichter zu den schönen Inseln des ostindischen Archipels. Dort finden wir jedoch keine Spur von ihnen, und das soviel weiter entlegene Australien mit seinen dürren Sandwüsten und wasserarmen Küsten — gerade am trostlosesten im Norden und Westen — sollten sie so bevölkert haben, daß jede Spur eines anderen Stammes verwischt wäre? Es ist das nicht gut zu glauben, und mit einem Wort nicht wahr.

Die Bewohner von Sumbaya, Timor wie der kleineren benachbarten Inseln des ostindischen Archipels besuchen allerdings im günstigen Monsuhn die australische Nordküste, um in der außerordentlich fischreichen Torresstraße dem Fischfang obzuliegen. Sie vermeiden aber so viel als möglich den Continent selber, der vielen dort hausenden bösartigen Stämme wegen, und halten sich auf den kleinen, durch jenen flippenreichen Canal zerstreuten Inseln auf. Trotzdem aber, daß sie alljährlich diese Reise machen, hat sie das öde, heiße, wasserarme Land noch nie verleiten können, sich dort niederzulassen, und daß sie mit den australischen Wilden in gar keiner Berührung stehen, dafür gibt schon die Thatsache den sichersten Beweis, daß die Letzteren nichts in ihrem Besitz haben, was von den Malayen abstammen könnte. Was sollten diese auch von Leuten eintauschen, die sich kaum selber das Leben fristen können und nichts auf der Gotteswelt besitzen, als ihre einfachen hölzernen Waffen, Wurfspeere und Harpunen?

Wollten wir dann auch wirklich annehmen, daß sich ein Theil von ihnen, vielleicht aus dem Unterland vertrieben, oder durch Schiffbruch an die Küste geworfen, dort niedergelassen hätte, so würden sie erstlich keine Aethiopier dort gefunden haben, und dann wären sie immer noch von dem übrigen Theil Australiens durch

Digitized by Google

die große Sandwüste abgeschnitten geblieben. Ganz ähnlich den verschiedenen Inseln des Archipels finden wir aber in ganz Australien nur ein Volk, und zwar vom äußersten Norden bis zum Süden, in dem Innern, wie an allen Küsten, das weder mit den Malayen, noch den Bewohnern der Südsee-Inseln die geringste Aehnlichkeit in Sprache, Sitten, Religion, Gebräuchen, Sagen und Waffen hat. Auf den Boden wanderte auch kein anderer wilder Stamm, der auf das angewiesen blieb, was ihm die Natur selber bot, ein, denn nicht einmal wilde Früchte finden wir in den Lande, ausgenommen an der Nordküste eine Pflaumenart. Nein, ein Volk, das diese saftigen wasserarmen Einöden bewohnt, mußte auch von Anfang an dafür erschaffen werden, oder hätte es nun und nimmer ausgehalten.

Noch jetzt erhalten sich auch die Australier rein, nur wie man überall bei den Stämmen, die mit den Weißen seit Jahren in nächster Berührung stehen und keinen anderen „Handelsartikel" für sie haben, als ihre Frauen und Mädchen, nie ein Kind von Mischlingsblut sieht, weil sie es jedesmal nach der Geburt gleich tödten, so hat sich auch kein anderer Stamm mit ihnen vermischt, wie sie denn auch noch weniger ihren Ursprung von einem anderen ableiten.

In Afrika allerdings bewohnen die Nachkommen der kaukasischen Race, die Einwanderer aus Arabien und Kleinasien — die Mauren — noch jetzt die Wüste Sahara, oder wenigstens die darin liegenden Oasen, aber sie sanken zuerst, wie sie erobernd dahin Land betraten, eine fruchtbare Küste, weite, wasserreiche Districte, an denen sie sich festsetzen, von denen sie sich ausbreiten konnten, und unterwarfen dabei die Eingeborenen oder trieben sie in's Innere zurück. So finden wir, wie in Afrika die Abkömmlinge der kaukasischen Race die ganze Nordküste, den größten Theil der Ostküste bis Nubien hinunter und auch einen kleinen Theil der Westküste bevölkerten, und während der eigentliche Urstamm des Landes, die äthiopische oder Negerrace, im Innern unverfälscht blieb, war im Süden oder Südosten auch dieser Theil des Landes den Eroberungen der malayischen Völker ausgesetzt, von denen wahrscheinlich die Kaffern in ihrer Vermischung mit den Negern abstammen.

Für Asien und Europa dürfen wir ebenfalls die auffällig von einander unterschiedene mongolische und kaukasische Race annehmen, die dort, wo sie zusammentrifft, die unzähligsten und verschiedenartigsten Vermischungen hervorrief, trotzdem aber in den Grenzvölkern ihre Spuren zurückließ, wie denn auch z. B. die Slaven wahrscheinlich ihren Ursprung einer mehrfachen Verschmelzung dieser beiden Racen verdanken.

Die amerikanische Race steht ebenfalls selbstständig in dem ungeheuren Continent, denn schon die Farbe derselben verräth, daß sie nicht von Asien gekommen sein kann, wenn auch der Uebergang über die Behringsstraße sonst sehr leicht möglich gewesen wäre.

Die amerikanische Race zeigt uns aber auch, wie die Farbenveränderung des Menschen unter einer heißen Zone gar nicht stichhaltig sei, auf welche sich Jene immer stützen, die den Neger gern von Adam und Eva ableiten möchten. Mit nur geringem Unterschied in ihren äußeren Formen, aber mit ein und derselben dunkelkupferbraunen Haut bevölkert dieser Stamm den ganzen ungeheueren Continent, von den nördlichen Eisregionen durch die heiße Zone bis zu dem in Schnee begrabenen Feuerland, und mit derselben Hautfarbe, mit der der Feuerländer über seinem dürftigen Feuer kauert, eder der in sein Büffelfell gehüllte Blackfoot am Sioux auf Schneeschuhen das Wild verfolgt, läuft der Botokude unter seinen Palmen in Brasilien herum. Die Bewohner der heißen Zone hätten allerdings jenem Glauben der Farbenveränderung nach dunkler werden können, als die asiatischen Stämme waren, aber wie steht es dann mit den Bewohnern des hohen Nordens und Südens, denen Eis und Schnee doch schwerlich die verbrannte Hautfarbe geben konnte?

Der amerikanische Stamm bildet also, wie das auch schon die abgeschiedene geographische Lage seines ganzen Landes auf den ersten Blick zeigt, eine auch vollkommen selbstständige Race, wie Amerika auch wieder seine nur ihm eigenthümlichen Pflanzen und Thiere hat, und als wenigstens einer jener fünf Centralpunkte des Erdbodens betrachtet werden muß. Ob nun die Südsee-Inseln, die zum großen Theil erst in späteren Jahren durch das Wachsen der Korallen entstanden, von Amerika oder Asien ihre Bevölkerung erhielten, bleibt sich vollkommen gleich, und meiner Meinung nach wurden sie von beiden Theilen besetzt: vom Westen her durch die unternehmenden seefahrenden Stämme der Malayen, vielleicht auch mit von Australiern, und vom Osten durch die amerikanischen Indianer, die mit ihren leichten Fahrzeugen, nur erst einmal vielleicht durch einen Sturm aus dem Bereich der Land- und Seewinde gebracht, von dem Passat und der dort stets Meeresströmung schon ganz von selbst jenen Inseln zugetrieben wurden. Jedenfalls haben diese ihre Vegetation von Amerika erhalten, denn die Meeresströmung setzt zwischen den Wendekreisen entschieden von Ost nach West.

Wie ich also der festen Ueberzeugung bin, daß Gott den amerikanischen Wilden auch für das Land schuf, das er noch bis zum heutigen Tag bewohnt, wie der Stamm der Neger allein in Afrika heimisch war, wie der Kaukasier aus dem Grenzland zwischen Asien und Europa stammt, und dem Mongolen die ungeheuren Strecken des östlichen Asiens zur Wiege gegeben wurden, so finden wir eben falls in den australischen Stämmen eine besonders jenem Lande vollkommen eigenthümliche Race, die weder dem Malayen, noch weniger aber dem Aethiopier für ihren Ursprung zu danken hat, sondern auf dem Boden, auf dem sie lebt, mit dem Känguruh zugleich erschaffen wurde.

Die Fata Morgana in der Wüste.*

Schilderungen aus dem westlichen Nordamerika.

Von Baldwin Möllhausen.

In den fernen, fernen westlichen Regionen, wo der wolkenlose Himmel sich in selten getrübter Klarheit über endlose Grasfluren und unabsehbare, öhrer Sandwüsten wölbt, wo der einsame Wanderer die Richtung seines Weges nur an der getreuen Magnetnadel oder nach den leitenden Gestirnen wählt, und vergeblich nach einer Unterbrechung der weitgeschweiften Linie des Horizontes späht, wo kein Baum oder Strauch, kein Hügel oder Berg das müde, irrende Auge grüßt, da schafft die Fata Morgana, bald lockend und fesselnd, bald neckend und peinigend ihre trügerischen Bilder.

Schon in der Frühe beginnt sie ihr launenhaftes Spiel, denn wenn die Sonne, das nächtliche Dunkel verdrängend, sich leise dem Rande der Wüste nähert, dann entstehen im gerötheten Osten, wie von unsichtbaren Händen erbaut, zauberische Paläste, malerische Städte, schlanke Obelisken und regelmäßige Denkmäler, wie sie die kühnste Phantasie nicht wunderlicher zu entwerfen vermag. Es sind dies die verschobenen Formen von Berg, Hügel und Wald, welche, zu ferne, um über den Horizont emporzuragen, sich in den oberen Luftschichten spiegeln.

Wenn nun allmählich die Sonne höher steigt, verändern und verfeinern sich die bizarren Umrißlinien, und die luftigen, aber scharf abhebenden Bilder erhleichen, ähnlich scheidenden Träumen oder den aus süßem Duft gewoben Palästen der Elfen in den Zaubermärchen. Eilen dann die ersten Lichtstrahlen blitzend über die weite Ebene, so verschwimmen sie endlich ganz im sonnigen Aether, und es zeigt sich dem Wanderer die Prairie wie ein grün schimmerndes Meer, die gelbe Sandwüste aber wie das starre, schreckenerregende Bild des Todes. — Wenn dunkele Schatten noch auf der Ebene ruhen, der Thau vereinzelte Halme perlenähnlich beschwert und den abgekühlten Sand leicht befeuchtet, dann schüttelt der kundige Wüstenreiter den Staub aus seiner Decke, sattelt sein

* Die Fata Morgana, Kimmung, Luftspiegelung oder Mirage, wird erzeugt durch die Berührung ungleich erwärmter, mithin ungleich verdichteter Luftschichten und ist eine Art Gesichtstäuschung, die uns in der Ferne oder an dem Himmel verschiedene Bilder, wie Thürme, Thiere, Schiffe ꝛc. zeigt, die in Wirklichkeit gar nicht an diesem Ort vorhanden sind, sondern vermöge einer besonderen Brechung der Lichtstrahlen von anderen Stellen hierhin gezaubert werden. Dergleichen Erscheinungen wiederholen sich in allen Erdtheilen, wo sich große Ebenen befinden, und wo sich die sehr rasch erwärmten und daher verdünnten unteren Luftschichten nur langsam mit den oberen, dichteren mischen.

Digitized by Google

geduldiges Thier, und die erfrischenden Morgenstunden zur Reise benutzend, zieht er mit verdoppelter Eile dahin. Verwunderungsvoll schaut er hinüber nach den Städten und Schlössern, deren Zinnen ihm so einladend winken und den baldigen Ausgang der Sonne verkünden; er kennt die Erscheinung und berechnet die Tagereisen, die ihn noch von den schattigen Wäldern und auffrischenden Bergen trennen, welche zwar noch tief unter dem Horizont liegen, deren Vorhandensein ihm aber die Luftspiegelung verräth. Sein Begleiter, ein eingeborener Sohn der Steppe, wendet seinen Blick von den phantastischen Formen und flüstert auf geheimnißvolle Weise: „Das ist Manitou, der uns zur Geduld mahnt und uns die goldenen Wigwams in den seligen Jagdgefilden zeigt."

Höher steigt die Sonne; tausendfach brechen sich die Strahlen in den glatten, buntfarbigen Kieseln, welche den Boden mosaikartig bedecken, und schmerzhaft berühret der verstärkte Glanz das von allen Seiten geblendete Auge; mit gesenkten Häuptern ruhen die unbeirrt mit gesenkten Köpfen ihren mühevollen Weg und achten des Wassers nicht, welches, gleichen Schritt mit ihnen haltend, nechst vorauseilt. Höher steigt die Sonne und fast senkrecht fallen die brennenden Strahlen auf den heißen Sand. — Plötzlich beginnt der See sich nach allen Richtungen hin auszudehnen, und buchtenähnlich, wie beim Austreten großer Gewässer, erstrecken sich die Fluthen in weitem Halbkreise um die Wanderer. „Das ist das Gespenst der Wüste," sagt der weiße Reiter zu seinem rothhäutigen Gefährten. „Es ist der böse Geist, der uns zu martern gedenkt," antwortet dieser, „er ladet zur Rast ein, um uns zu verderben, aber seine Mühe ist vergebens, selbst unsere Thiere glauben ihm nicht."

Der schmale Landstreifen, der den umfangreichen See vom Horizont trennt, schwindet immer mehr, zerreißt endlich ganz, und wie auf dem ewigen Ocean, so schweift der Blick über eine Wasserfläche, welche in weiter Ferne mit dem sonnigen Aether zusammen-

Fata Morgana in der Wüste.

Männer im Sattel, und mit gesenkten Häuptern schreiten die Thiere dahin, wie im Vorgefühl der Qual, welche ihnen durch die sich steigernde Sonnengluth und den sich mehrenden Durst droht. Die Reiter vermeiden es zu sprechen, der letzte Trunk aus der Kürbisflasche wurde ja schon vorsichtig in der Frühe geschlürft, und wer weiß, wo und wann sie wieder auf Wasser stoßen werden, denn ringsum, so weit die Blicke reichen, ist kein Zeichen wahrnehmbar, von welchem man auf die Nähe einer Quelle schließen könnte; selbst die tröstende Luftspiegelung, die von fernen Wäldern und Bächen erzählt, ist verschwunden, und an ihre Stelle tritt die peinigende Luftspiegelung, welche in Afrika's Sandsteppen so bezeichnend „Durst der Gazelle" genannt wird.

Freundlich winkt in der Ferne eine kleine Wasserfläche, dürrer Sand fast dieselbe zwar ein, doch deutlich spiegelt sich dafür der blaue Himmel in den klaren Fluthen, die, wie von einem sanften Luftbauch bewegt, leicht gekräuselt erscheinen. Aufmerksam schauen die Reisenden hinüber, aufmerksamer noch beobachten sie das Benehmen ihrer Thiere, doch diese, vom Instinct geleitet, verfolgen fällt. Die erhitzte Atmosphäre hebt und flimmert, und wie mit regelmäßigem, gleichförmigem Wellenschlag bewegt sich der See; Meile auf Meile legen die Reiter zurück, und eben so schnell weicht vor ihnen der trügerische Wasserspiegel. Der Sand knirscht unter den beschlagenen Hufen und keuchend dringt der Athem aus der beengten Brust; sonst herrscht Todtenstille überall; die Natur scheint wie ausgestorben, und außer einigen goldbeschwingten Laufkäfern, die flüchtig über den losen Sand eilen, zeigt sich kein Leben in dieser niederdrückenden Einsamkeit. Da tauchen plötzlich aus dem Wasser, in nicht allzugroßer Entfernung, zwei unförmliche Gestalten auf; man könnte geneigt sein, dieselben für halbversandete Sphinxe zu halten, wenn sie nicht durch mancherlei Bewegungen Leben und eigenen Willen verriethen. Scheinbar schwimmend nähern sie sich mit gewaltigen Sätzen einander und trennen sich dann wieder, und deutlich spiegelt sich ihr ungelenkes Bild in den klaren zitternden Fluthen. Jetzt, wie durch Zauber, verwandeln sich die Sphinxe in breite, plattgedrückte Schwimmvögel, die bald mit verlängerten, bald mit verkürzten Hälsen auf dem Wasser einher-

Digitized by Google

schreiten. Mit jedem Augenblick nähern sich die Reiter den wunderlichen Geschöpfen, und wie sich ihre Stellung zu denselben verändert, so verändern diese ihre merkwürdigen Formen, denn nachdem sie zu beinahe unsichtbaren Punkten zusammengeschrumpft sind, beginnen sie wieder in die Höhe zu schießen und zu wachsen, bis sie langgereckten, spindeldürren Kranichen gleichen. Die beiden Kraniche reißen mitten auseinander, und es erscheinen deren vier, von welchen zwei auf den Rossen stehen, auf ihren hoch hinaufreichenden Füßen ihre eben so langbeinigen Doppelgänger tragen und deren kleinste Bewegung genau nachahmen. Das Wasser scheint unter den gespenstigen Bildern fortzugleiten, und nach wenig Schritten erblicken die Reisenden zwei hungrige Kräben, die sich bei ihrer Annäherung von dem glühend heißen Sande erheben und verdrießlich krächzend über sie hinflattern. „Das sind die bösen Geister," sagt der Indianer, „aber sie lauern vergeblich auf unser Fleisch."

Sein Gefährte nickt, und schweigend verfolgen sie dann wieder ihre staubige Straße. Mechanisch halten sie die Augen auf einige Wildspuren geheftet, welche, an den runden Aushöhlungen in dem losen Sande kenntlich, in derselben Richtung stehen. Eine Bewegung der Thiere veranlaßt die Reiter aufzuschauen, und sie erblicken in geringer Entfernung eine schöngezeichnete Antilope, die sich eben erhoben hat und sie neugierig betrachtet. Die Büchsen gleiten in die Hände, doch wie im Bewußtsein einer annähernden Gefahr, eilt das anmuthige Thier in langen Sprüngen dahin. Nach kurzem Lauf erreicht es den See; das Wasser benimt nicht seinen flüchtigen Fuß, aber wie ein muthwilliger Rehbock verändert und verdoppelt es seine Gestalt in der nächsten Minute. Sich hin- und herschwingend wachsen die beiden über einander hängenden schattenähnlichen Figuren, nach einigen vergeblichen Versuchen der Vereinigung, fest zusammen, und sich ausreckend zur langhälsigen Giraffe und zusammensinkend zur unbeholfenen Schildkröte, eilt die Antilope unaufhaltsam dahin. Plötzlich versinkt sie in den Fluthen, Kopf und Hals ragen noch hervor, doch auch diese verschwinden, wie bei Extrinfenden erscheinen noch einige Male die äußersten Spitzen der Ohren und des Geweihes auf der Oberfläche, und auf vielen Quadratmeilen durch nichts unterbrochen, zittert und bebt das trügerische Wasser in seiner gewöhnlichen neckischen Weise. Stunden verrinnen, ermattet folgen die Thiere dem fliehenden See, der sich wie spielend ausdehnt und verfleinert und beständig seine niedrigen Ufer verschiebt; Inseln tauchen auf und verschwinden wieder; ein schmaler Landstreifen begrenzt zeitweise den Horizont, und stromähnlich schießen zuweilen Wasserstrahlen nach verschiedenen Richtungen hin.

Die Sonne senkt sich, schräger fallen die Strahlen, häufiger werden die Inseln, weniger das Wasser, bis endlich nur noch hin und wieder kleine Pfützen die mattgelbe Sandfläche zieren; doch auch diese zergehen, und ungestört liegt sie wieder da in ihrer traurigen Oede und Einsamkeit, die nackte, schreckliche Wüste.

„Ich wollte, das Wasser wäre nicht mehr ferne," sagt der weiße Reiter zu dem braunen, indem er mitleidsvoll den bestaubten und von Schweiß triefenden Hals seines geduldigen Thieres klopft.

„Eh' die Sonne sinkt, werden wir dort sein," antwortet dieser, und stumm reiten sie dann wieder neben einander hin.

Da pfeifen die Thiere plötzlich die Ohren, schnaubend stoßen sie den heißen Athem durch die weitgeöffneten Nüstern und ohne durch Peitsche oder Sporen aufgemuntert zu sein, beschleunigen sie ihre Schritte. — Nichts verständigt dem Auge des Menschen die Nähe des Wassers, die Thiere aber haben es erkannt, neues Feuer blitzt aus ihren Augen, und so leicht eilen sie dahin, als ob keine Last ihre Rücken beschwerte. Eine Stunde später trinken Reiter und Thiere aus einer spärlichen aber klaren Quelle, welche in einer Thalsenkung den sandigen Boden in geringem Umkreise befeuchtet. Etwas Gras, untermischt mit dornigen, kraushärtigen Stauden, festellt die Thiere besser, als es die langen Zangleinen vermöchten, und nach kärglichem Mahl aus der gefüllten Satteltasche lagern sich die Wanderer, um sich nach mühevoller Reise des erquickenden Abends und der nächtlichen Ruhe zu erfreuen. Die Sonne versinkt; schnell geht die Dämmerung in Dunkelheit über, tiefer Schatten bedeckt Alles, was das Auge unsanft berühren könnte, und gestattet es der regen Phantasie, sich mit Bildern reicherer Zonen zu umgeben; aber von mildem Licht übergossen erglänzt das sternenbehäfte Firmament und erzählt und zeugt von der genauen Befolgung streng vorgeschriebener Gesetze.

Ein einsames Herz.

Von F. Brunold.

Der Leichenwagen hielt vor der Thür. Die alten Frauen, die, wie bei den Trauungen vor den Kirchen, bei jedem Leichenbegängniß vor den Häusern sich aufhalten, standen auch hier, die Hände unter der Schürze, um sich, wie immer, über Jedes ihre Bemerkungen laut und ungehindert mitzutheilen. Sie warfen einen Blick auf den Leichenwagen und sagten: „Es ist der große! Also keine kleine Leiche!"

„Ja!" sagte die Eine, „dort kömmt auch Geheimraths Kutsche angefahren."

„Und der Herr Rechnungsrath von neben an," sagte eine Andere, „hat sogar seine Orden vorgebunden und den neuesten Frack angezogen. Man sollt's nicht meinen!"

„Und nun sehe Einer die Blumenpracht!" sagte die Dritte. „Sollt' man nicht glauben, die Dinger wüchsen jetzt wie die Grashalme auf allen Plätzen? Und wir haben doch erst April im Kalender, wo eben die Rosen und Schmucklilien nicht wie Gras wachsen. War das ein Anblick!"

In diesem Augenblick fuhren wieder mehrere elegante Kutschen vor, in denen, wie man sah, reiche und vornehme Herren saßen. Auch der Prediger kam und ging in das Haus. Mehrere Damen, in tiefe, schwarze Gewänder gehüllt, blühende Myrthen und andere herrliche Blumen in der Hand, folgten bald darauf. Alle schritten sie mit dem unverleugnbarsten Zug der tiefsten Trauer die Treppe hinauf zur Wohnung, wo die Leiche stand.

„Wer ist gestorben?" frug eine schöne blühende Frau. „Wohl ein junges Mädchen, das oben im Sarge liegt?"

„Nicht jung! nicht hübsch mehr!" hieß es. „Die droben liegt, war eine arme Näherin — und jung? — Nein! jung war sie schon lange nicht mehr!"

Die Frau schwieg, sie schien nicht mehr reden zu wollen, sie ging in das Haus hinein und schlich sich langsam, leise, gefolgt von etlichen Anderen, die Treppe hinauf, bis sie endlich vom Flur aus durch die offene Thür den Sarg sehen konnte, wie auch im Nebenzimmer die Leidtragenden, die sich anschickten, die Rede des Geistlichen zu vernehmen. Die Frauen waren gerade noch zu rechter Zeit gekommen. Man war im Begriff den Sarg zu schließen — noch ein Blick, der letzte, war ihnen vergönnt.

Und da lag sie nun in weißem Sterbekleide in dem schwarzen Schrein, der überaus reich mit weißen Kanten, Spitzen und Bändern garnirt war, die volle, blühende Myrthenkrone auf dem Haupt, umschlungen von einem Kranz von Camelien und weißen Rosen. Die Hände ruheten gefaltet auf der Brust, auf der sonst nichts weiter lag als ein kleines, schmuckloses, goldenes Kreuz, das an einem einfachen, weißseidenen Bande vom Halse niederhing. — Der Sarg wurde geschlossen. — Es war geschehen! Die Frauen und Jungfrauen, die jungen lieblichen Kinder, die im Nebenzimmer geweilt, kamen und legten ihre duftenden Blumen, ihre Kränze auf den Sarg, sodaß derselbe wie unter einer Blüthendecke begraben lag. Die Rede des Geistlichen begann. Und während derselbe in einfach rührender Weise der Geschiedenen dachte, während die Umstehenden sich der aufrichtigen Thränen des Schmerzes und der Wehmuth nicht enthielten, ging den Einzelnen das Leben der nun in dem Herrn Ruhenden in Bildern und Zügen der Erinnerung vorüber.

„Weißt Du noch?" flüsterte eine Dame in schwarzer Robe, an deren Seite zwei herrlich schöne Kinder weinend standen, ihrer Nachbarin zu, „weißt Du noch?"

Und die Andere nickte leise und sagte traurig: „Ich weiß es wohl!"

Wie hatte einst der Frühling des Lebens, der Lenz der Natur der Verstorbenen entgegengelacht! Ihr Vater war Beamter des großen königlichen Institute, dessen Säulen des Portals, dessen reichgeschmückte Giebelwand jetzt noch die breite, prächtige Straße daher

Digitized by Google

leuchtet. Sie war ein wahrhaft schönes Mädchen, sie gehörte zu jenen Wesen, von denen die Sage geht, daß ein Engel bei ihrer Geburt die Augen ihr gestißt habe und dadurch die anfangs schwarzen in dunkelblaue umgewandelt, während das Haar seine glänzende Rabenschwärze behielt. Ihr Anblick hatte etwas bezaubernd Anziehendes, und dieser Anblick wurde schöner und schöner, je mehr sie sich zur Jungfrau entwickelte, je mehr ihr inneres und äußeres Leben sich entfaltete.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die jungen Männer, die vorüberzogen, die am Fenster Sitzende bewunderten, und daß manch' Einer von ihnen sich zu der aufbrechenden Mädchenrose hingezogen fühlte. Und als die Liebe nun durch ihre Seele zog, also sie meinte, Den gefunden zu haben, dem ihr Herz jubelnd entgegenflog, da war ihr Leben ein einziger Wonnegesang. Sie jubelte dies Glück nicht aus in Wort und Blick, aber ihr ganzer Körper schien durchgeistigt vom Hauch der Liebe, ihr Körper schien Engelsflügel bekommen zu haben — und in ihrer Brust schienen unsichtige Lerchen einen Wettgesang anzustimmen.

Und als dennoch, wenige Monden darauf, diese Liebe zu Grabe getragen werden mußte, als er, der Treue geschworen, diese Treue brach, ihr Ringlein ihr wiedergab — hat sie nicht laut geschrieen, gefluht und die Hände gerungen; sie hat nur wochenlang still gelegen, wie in Todesschlaf versenkt. Und als sie endlich zu neuem Leben erwachte, wußte man es, daß der Engel, der die Augen ihr gestißt — der Engel der Schmerzen gewesen war.

Bald darauf trat ein neues Unglück ein. Der Vater starb. Und wie es bei solchen Beamtenfamilien meist der Fall zu sein pflegt, daß, wenn der Gatte die Augen schließt, auch die Sorge und Noth, die bisher das kaum nothdürftig ausreichende Gehalt von Monat zu Monat fern gehalten hat, klar zu Tage tritt, so war es auch hier der Fall. Das Amt war kein bedeutendes gewesen, Vermögen nicht gesammelt worden. Die Dienstwohnung mußte verlassen werden, und Mutter und Tochter zogen in eine bescheidenere, als sicheres Einkommen nur die Pension genießend, die der Beamtenwittwe von Staatswegen zu Theil wurde.

Ein anderes Mädchenherz wäre dem Schmerze erlegen. Ihr stählte der Schmerz den Charakter, die innere Lebenskraft. Es war ein bescheidenes Stübchen, das Mutter und Tochter von jetzt ab ihr eigen nannten. Alles Ueberflüssige, alles Entbehrliche war verkauft worden. Sie lebte von nun ab für die Mutter; sie arbeitete für sie. Und als Letztere weinend die Hände auf ihr Haupt legte, sagte sie in ruhigem Ernst:

„Beklage mich nicht! Ich habe des Lebens schönstes Glück genossen; ich habe das Diadem der Freude getragen — und so will ich auch die Schattenseite von diesem Dasein tragen. — Es kommt ja nicht darauf an, wie lange man ein Glück genießt, sondern nur, daß man überhaupt von Gott gewürdigt wurde, es zu genießen. — Ich habe geliebt, treu, herzinnig, mit ganzer Kraft meiner Seele; ich werde dieser Liebe nicht für einen Augenblick untreugeworden bleiben, ich werde mich derselben nimmer schämen; aber an das Licht des Tages soll dieselbe niemals wieder treten. — Und wenn ich heut, zum ersten Mal nach seinem Scheiden, von dieser Liebe zu Dir, Mutter, spreche, so laß es auch das letzte Mal gewesen sein! — Ich will und werde diese Liebe niemals verleugnen; nein, offen will ich es bekennen: Ich habe ihn herzinnig lieb gehabt, wie nur ein Herz das andere lieben kann — aber sprechen davon soll uns nimmer wieder. Ich bin glücklich gewesen. Dieses Glück war zu groß, zu schön für mich; und um desselben willen vergebe und vergeße ich die Schmerzen, die sein Scheiden mir bereitet hat. Möge die Erinnerung an mich nie den Frieden seiner Seele trüben."

Sie schwieg; — und niemals wurde des Abgeschiedenen wieder mit Worten gedacht. Keine der Bekannten, seine der Freundinnen erwähnte jemals dieser Liebe wieder. Sie wußten es Alle, daß sie diese Liebe noch immer verschwiegen in der Brust trug, daß sie aber auch zugleich dieselbe nicht durch ein profanes Wort entheiligt oder geschmäht wissen wollte. Den eigentlichen Grund, weshalb diese Herzen sich schieden, hat Niemand erfahren, sie hat ihn mit in's Grab genommen.

Nur manches Mal in tiefer Nacht,
Wenn Alles ringsum schlief,
Sah sie aus ihrem Traum erwacht,
Und seufzte schwer und tief.

Und unbewußt der Lippe Leid'
Entlohr ein Name dann —
Jedoch vom Ruhe kehrend bald
Einsam sie Thräne rann.

Sie hat gelebt, geschafft, gearbeitet für die Mutter. Und als diese, sie segnend, starb, blieb sie in dem Stübchen wohnen, das sie bislang inne gehabt — und schaffte und arbeitete mehr denn zuvor — für sich, für ihren Unterhalt. Kamen die Freundinnen, die Bekannten und baten, diese oder jene Unterstützung nachzusuchen, diese oder jene Hülfe anzunehmen, die ihr gut thun würde, da der Mutter Pension ja nun auch seit dem Tode derselben nicht mehr ausgezahlt würde, so schüttelte sie ernst das Haupt und sagte: „Nein, nein! nicht betteln! Der Staat hat genug zu ernähren; ich kann arbeiten; ich werde und will Niemand zur Last fallen. — Was thut's, daß ich von früh auf bis spät in die Nacht hinein werde die Nadel führen müssen? Ich danke es meiner guten Mutter, daß sie mich das Nützliche, das Brauchbare lernen ließ, daß sie mich an ernste, ausdauernde Thätigkeit gewöhnte. — Ich werde nicht mehr, wie in jungen Jahren, am Clavier sitzen und singen können, aber meine Lieblingsbücher kann ich mir noch immer, wie ehedem, bei der Arbeit summen. Was thut's, daß ich nicht mehr Blumen und Bilder zeichnen kann, die ja doch im Gaugen genommen werthlos waren? Ich stick dafür jetzt die schönsten Blumen und Arabesken in Tüll und Mull, und meine Gedanken sticke ich eben mit ein. Freilich! meine lieben Bücher, meinen Schiller, meinen Lessing, werde ich nicht mehr lesen können — ich muß meine Augen schonen. Doch sind sie mir deshalb gänzlich verloren? Wird die Recha des Nathan mir nicht immer gegenwärtig bleiben? Wird Schiller's Louise, seine Maria, seine Thekla, seine Bertha mir nicht, wie sonst, zu Herzen sprechen? — Was ich liebte, das Gute, vergesse ich nimmer, nur das Böse suche ich aus meinem Gedächtnisse zu verbannen."

Und nach einer Weile setzte sie, ein wenig schalkhaft lächelnd, hinzu: „Fürchtet auch nicht, daß ich in der Mode werde gänzlich zurückbleiben! Ihr wißt, ich hielt von jeher auf guten Stoff zu meinem Anzuge — und der verastet immer weniger leicht, als solch unsolider Fitzelzeug. Ihr sollt in mir keine Vogelscheuche finden — sie Euch die Gäste verscheucht, so ich einmal Euch zu besuchen komme." Das sprach sie Alles so sanft, so ruhig mild lächelnd, daß man ihr nicht stürnen konnte, aber daß man sie auch lassen mußte, wie sie war, wie sie blieb, wie sie sein wollte. — —

Und sie war und blieb einsam, still für sich, auf sich selbst bauend, sich selbst vertrauend. Die Jahre kamen und gingen. Ihre Freundinnen wurden verheirathet, sie wurden glückliche Mütter — und schickten nun, wenn sie nicht selber kommen konnten, ihre Kinder von Zeit zu Zeit zu der Freundin, die sie nicht vergessen hatten, die sie selbst noch zu besuchen kamen, hin und wieder, wie ehedem, da sie noch jung waren, da die Tage des Schmerzes, der Einsamkeit noch nicht gekommen waren. Sie selber klagte nie, sie blieb sich immer gleich, gleich mild, gleich freundlich, den Kindern eine liebe gute Tante, zu der sie gern gingen, zu der die Mütter sie gern sendeten.

Der Geheimrath, der drüben, ihr gegenüber, seit einiger Zeit in der theuren Wohnung wohnte, sah ihr Licht noch spät in der Nacht schimmern, wenn er von seinen Acten aufblickte oder aus fröhlicher Gesellschaft spät nach Hause kam. Er fand sie immer schon auf, still am Fenster nähend sitzen, wenn er früh des Morgens aufstand und zu seinem Tische ging. Er kannte sie, ihr Leben — er hatte sie von Jugend an gekannt. Sein Vater war Director des Instituts gewesen, an welchem der ihrige seine beschränkte Unterstelle gehabt hatte. Er gedachte des frischen, blühenden Mädchens, mit dem er sich als Knabe fröhlich durch den Garten getummelt hatte, dem er später als Jüngling so manche kleine Aufmerksamkeit erwiesen hatte, dessen Liebeleben den äußeren Umrissen nach ihm nicht unbekannt geblieben war. Jetzt sah er nun das alternde, einsam drüben am Fenster sitzende Mädchen, dessen Leben einst so glücklich, so heiter, sorgenlos zu werden versprach. Er konnte es nicht lassen, es drängte ihn, er mußte zu ihr gehen, er mußte sehen, wie es ihr ginge.

Und sie erkannte ihn gleich, sie errötete ein wenig, als sie ihn eintreten sah. Aber es war nur einen Augenblick, und die flüchtige Scham, die sie empfand, daß sie in so beschränkten Verhältnissen dem gegenüber stehen mußte, der sie einst wohl anders wieder zu sehen erwartet hatte, war überwunden. Sie kam seiner offenen Güte, seiner freundschaftlich herzlich entgegen. Sie wies seine angebotene Hülfe nicht zurück, aber sie nahm dieselbe auch nicht an.

Digitized by Google

„Ein einzeln stehendes weibliches Wesen bedarf wenig," sagte sie.

„Und wenn Sie älter werden?" sprach er und ließ die Hand bei voll Wehmuth und Theilnahme ab.

„Ja, freilich," sagte sie und fuhr sich dabei mit der Hand über die noch immer schöne Stirn, „wer möcht' gern alt werden! und wir Frauenzimmer am wenigsten, und doch nimmt das Alter seine Rücksicht, es kommt — und oft recht fühlbar."

Doch als er nun dringender fragte: „Haben Sie jemals an diese Ihre Zukunft gedacht? Haben Sie einen Plan? Bitte, sprechen Sie!" da schante sie ihn an mit den blauen, von dem Engel gestützten Augen und sagte: „Ich denke immer, Gott wird mein Gebet erhören und mich früher von der Welt nehmen, ehe diese Hände, diese Augen aufhören, ihren Dienst zu verseben. Doch freilich, Gottes Wege sind wunderbar! So hab' ich alle auch den Fall bedacht. Und damit Sie sehen, daß ich Ihr freundliches Entgegenkommen in vollem Maße zu schätzen weiß, will ich Ihnen sagen, was ich meine, und Sie sollen mir dazu behülflich sein, damit geschieht, was ich wünsche. Nein, nicht gerade was ich wünsche, aber was ich doch als Nothwendigkeit betrachte, wenn mich Gott nicht früher abrufen sollte. Blicken Sie zum Fenster hinaus, von drüben herüber glänzen und strahlen die Magdalenenstiftes entgegen. Das ist ein Zufluchtsort für ältere Damen. Dort möchte ich mein Leben beschließen. Wollen Sie für mich die geeigneten Schritte dazu thun?"

Der Geheimerath blickte auf das einst so blühende Mädchen, er gedachte ihrer Schönheit, ihrer Jugend — und nun ihred Wunsches, ihrer Zukunft. Ein schmerzliches Gefühl zog durch seine Brust; er konnte nicht sogleich antworten — er mußte schweigen.

Sie sah seine Bewegung, sie wußte, was in ihm vorging, und sprach daher weiter, unter wehmüthigem Lächeln: „Es berührt Sie eigen, daß ich meine Zuflucht in ein Stift der Barmherzigkeit, oder wenn Sie wollen, in ein Spital nehme. Der Name schreckt mich nicht. Und meinen Grundsätzen, mich, so lange es geht, mit eigener Kraft durch die Welt zu bringen, werd' ich dadurch nicht untreu. Anstalten der Art werden von Wittgenstein bedeutend beimgesucht, seraß unter Vielen es nur Wenige gelingt, die Aufnahme zu erreichen. Wollen Sie deshalb für mich schon jetzt die geeigneten Schritte thun? Ich thät' es selbst, aber ich denke, ein Mann in Ihrer Stellung findet weniger die Thüren und Herzen verschlossen, als es mit einem unbedeutenden Frauenzimmer der Fall sein würde. Wollen Sie?"

Der Geheimrath mußte unwillkürlich die Hand der Bittenden ergreifen, und er sagte in einiger Hast, wie voll Freude: „Gewiß will ich das thun!" Zögernd jedoch setzte er hinzu: „Aber wissen Sie auch, daß eine bedeutende Summe zum Einkauf in die Stiftung nöthig ist?"

„Ich weiß es!" sagte sie ruhig, als sie sah, daß der Geheimrath in seiner Rede inne hielt, „und ich hab dies wieß, macht es eben, daß mir die Aufnahme in dies Stift besonders wünschenswerth ist. Ich mag unsonst, aus Gnad' und Barmherzigkeit, nicht Aufnahme finden. Habe ich, wenn auch wenig, ein ich gleichsam dort, wie auf Leibrenten!"

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Die französischen Orpheonisten in London. So dicht das englische Inselland auch an Frankreich sich mit seinen breiten Busen anlehnt, kann es doch nichts Verschiedeneres geben, als diese Gallier Albions und diese Angloisachsen hier. Haben sie doch auch Jahrhunderte lang theils wirklichen Krieg mit einander geführt, theils auf Kriegsfuße gelebt. Und auch neuerlings rüsten sie sich in gegenseitiger, diplomatisch gehemmter Entrüstung. Am 24. Juni paradirten 25,000 Mann Londoner Freischaaren vor der Königin im Hyde-Park. Ganz Engtand bedeckt sich mit solchen freiwilligen Rifle-Corps, weil man sich ernstlich und gründlich vor einer französischen Invasion fürchtet, und nachdem 27 Jahrhundert Völker auch mehrhundriger „Allianz" noch einen ganz belondern Friedens- und Freundschafts-Vertrag geschlossen haben. Wer herrscht jetzt in Europa? Man sage nicht: Der Tieler, der Tzar, Es gibt nur Eine herrschende Macht, das von Napoleon erfundene Papiergeld, über ihm Unverbrüchlichkeit bleibten, alle Herrscher beherrschenden Mißtrauens, die Nemesis der letzten 10 Jahre, als deren Personification wir den grauen oder schwarzen Mann in Paris anzuerkennen haben. Dieses allseitige Mißtrauen begleitete auch die große Sänger-Mission aus Frankreich. Es sind 300,000 Mitglieder der Orpheonien über ganz Frankreich verbreitete Sängerbund der Orpheonisten (nach Orpheus, dem antiken Meister der Töne, so genannt) sandte in fünf Dampfschiffen und mit Extra-Eisenbahnzügen über 3000 seiner besten Sänger herüber nach London in den Krystall-Palast, dazu die rothen, goldgestickten „Guides", das vollemmenste Orchester, das je existirt haben soll. Sie feierten durch ihre Gesänge und Töne in einem dreitägigen Gelaugfeste einen beispielstosen Triumph vor dem nach Tausenden zählenden englischen Publicum, das ihnen einen in England ebenfalls unerhörten Enthusiasmus zeigte, wie ihn Engländer wohl kaum je gefühlt haben.

Und doch wunkelt das Mißtrauen, diese beinahe 4000 lustigen, singenden Franzosen in England sein reichtes als eine Art trojanisches Pferd, wie es die Griechen einst als Friedensgeschenk in das belagerte Troja sandten. Rielitte der Krystall-Palast die schweren Kosten, 4000 Franzosen aus allen Theilen Frankreichs nach Dieppe zusammenzubringen, sie von da aus in fünf Extreß-Dampfschiffen nach Newhaven, von hier nach Extreß-Eisenbahnzüge nach London zu führen und sie mindestens acht Tage lang zu logiren und zu beköstigen, — etwa 30,000 Pfund Sterling? Unmöglich, sagt das Mißtrauen, zumal da Napoleon mit großer Bereitwilligkeit seine „Guides" gleichsam zugab. Der Krystall-Palast hat allerdings schon über 18,000 Pfund Sterling, um das Fäckelfest zu Stande zu bringen, und faßt just 18,000 Pfund Reingewinn gemacht. Warum hätte er nicht mit der berühmtesten und großartigsten aller musikalischen Körperschaften eine ähnliche lukrative Speculation wagen sollen? Aber unsereseits weisen den Spaß überall in Diplomatie und Politik herrschenden Argwohn des Mißtrauens aus dem Kreise der lustigen, friedlichen Orpheonisten, die sich den Teufel um den Menschen scheeren, für den nie eine Leyer erklang, nie ein Orpheus in die Saiten griff, und auch dem fanatischen Fanatismus des Krystall-Palastes, wo nie Dirceonen zwar immer gebetet und schaut spectirten, aber eben deshalb gewiß nie auf den Gedanken kamen, aus der jetzigen Politik Geld zu machen.

Wer sind plötzlich mitten im Feste. Doch nein, es müssen wir hier diesen ungeheuern Halbmond von Orchester, diese Amtewühlten der großartigsten musikalischen Schöpfung und Organisation, vorstellen. Vor etwa fünfzehn Jahren sang ein Deutscher in Paris, den die Franzosen Wilhem schreiben (spezinglie entstellt), an, Singvereine in Schulen und Gemeinden zu gründen. Er aber starb unter unglücklichen Versuchen. Eugene Delaporte, Organist in der Hauptkirche zu Lens, Schüler und Erbe des Wilhem'schen Planes, wanderte eines Tages mit einem Stock und einer Reisetasche bewaffnet von seiner Orgel, seinem Breie, seiner Familie, von Lens zu Stadt zu Stadt und Dorf zu Dorf in Frankreich, Singvereine und „Choral-Gesellschaften" gründend. So wanderte, schuf und organisirte er unter den unmöglichsten Hindernissen drei Jahre. Dann kam Hülfe, zu Gunst von Ortsleiten und künstlerischen Berühmtheiten. Jetzt gibt's ein allen größern Städten und selbst in unansehnlichen Dörfern Französisch Orpheon-Gesellschaften, zusammen über achthundert mit 40,000 ordentlichen und 30,000 „Aspiranten" Mitgliedern. Sie singen und üben Liebe und Freundschaft gegen einander und gegen Menschen. Bereits über zwei Millionen Franco haben sie für letztere erfungen und vertheilt. Paris ist deren Mittelpunkt und Dictatur noch deren geliebtes, allverehrtes Haupt. Als es unten in Dresden erschien, am 20. Juni mit 3 Uhr, um mehr als 10,000 Köpfen das höheren englischen Publicums, wurde er von seinen Sängern mit einer wahrhaften Lust enthusiastischer Begeisterung, mit Freudengeschrei, gekwungenen Kopfbedeckungen aller Art und Notenblättern empfangen.

Dumpf rauschende, feierlich-leise, notenklärende Stille, erwartungsvolle Stille. Plötzlich aufschendes, schnell anschwellendes Gelächter mit Jubelruf und Händeklatsch. Was ist's? In einer der Passagen unten zwischen den zehn Schillinge à Personen plazirten Tonkünsten wieden sich schnell und graciös anfartig ein zarter kleiner Franzose mit einem irgendwo gerauften Stuhle, von einem Kellner verfolgt, der ihm den Stuhl mit Gewalt wieder abnehmen will. Der Franzose siegt und triumphirt sichtlich, den Stuhl gesichert und der einen in die andere Hand sichernd, schürfend, tanzend, gleitend der dem verfolgenden, plump und vergebens zuappirenden Engländer, der, obgleich mit Gesetz und Recht auf seiner Seite, aber „auf beiden Händen links", eclatant und unter gleichem Gelächter total geblamirt wird. Der Franzose tanzt und singt seine Strafe bis zur letzten Tatte, obgleich diese darauf nur winkt dem Verfolger mit allerliebster, graciöser Unverschämtheit, sich zurückzuziehen. Dieser zieht sich zurück, so verlacht und so verschämt mit eingedrogenem Veilerechsstigen, wie ein gepeitschter Köter mit eingeklemmter Ruthe. — Eine ganz unbeschreiblich komische und ganz spaßhaft charakteristische Scene. Wie ich vorher und nachher bemerkte und es durchweg schlagend auffiel, zeichneten sich diese allerliebst schmutzigen, leger liederlich, sogar oft ärmlich gekleideten, kleinen, schwachen, lärmenden, beunruhigenden Franzosen, freien Franzosen, Kinder eines freien Landes, durch das allerstrenge Benehmen vor den freien, durch Etikette und Bakerwörter, durch soziale Aengstlichkeit und Aengstlichgezogenheit geknechteten, kleinlauten, ängstlich reinlichen, weißgewaschenen, sorgfältig gebürsteten Engländer-Kinder, Kinder der Freiheit und Knechtschaft. Das Natürliche, an unzähligen Stellen des Krystall-Palastes strikt verboten, war ihnen überall erlaubt, weil sie die Leichtigkeit und Courage hatten, dem Gesetze zu trotzen. Sie schwatzten und sprangen überall umher und verpfiffen Knechte. Und die Engländer standen und saßen sich vor Freude über diese Blüthen der Volksverwandtschaft, die sie zum ersten Male von diesen Kindern des Tyrannenstaates kennen lernten.

Sie sangen. Dreitausend auserwählter Männerstimmen. Ich kann nicht sagen, was und wie sie sangen. Ich bin kein Musikkenner, aber noch nie haben Engländer ihr „God save the Queen" so glorios, so deutsch, so virtuos intonirenden, und über ihr „Veni, Creator!" Mozarts und selbst „O Isis und Osiris" jauchzte Alles, was da gekommen war. Sie sangen theils ohne, theils mit Orgel-, theils mit „Guides"-Begleitung, mu-

Digitized by Google

mer triumphirender, immer erwärmender, in Begeisterung erhitzender. Ach, und „der kleine Rekrut" vom Küchen und das Abendsegenslied: „Lebewohl!" und andere heimliche Klänge hier in glorreicher Meisterschaft, zwei leindische Bäder verbrüderend, triumphiren zu hören, das war ein Genuß für ein deutsches Ohr und ein deutsches Herz, für recchen ich alles Heimweh und Weh der Heimath verjaht und vergaß.

Tiefste Stille, feenes, fernes Trommeln, sich näherend, anschwellend, Aufrauschen der Heeresmacht zum Sturme, heftiger Kampf, Weichen, Fliehen, allmählichen Aufgeben des Gefechtes der Flucht und der Trennung — Todtenstille. Aufgeschenden Erbeben mit einem so furchtbaren Knattern und Zittern, als drächen alle Müssenen Schalen des Krystall-Palastes in Millionen Scherben. Als Gefallsthuen des Gefechtes ertönt von Laurent de Rille, einem Mitglieder, ein Sturm nach dem andern, immer ärger, immer fanatischer, bis dieser unerhörte Meisterstück von Pianissime, Crescendo und neuem Aufsteben zum Pianissime mit 3000 Stimmen wiederholt wird. — Wer, wer denkliche Dirigent des beiden Orchesters in der Welt, der „Quidex", mit seiner „Giralda", „Cherem", „der Tag des Herrn" von Kreutzer — doch nichts mehr davon. Wir sind am Schlusse. Ueber 10,000 Engländer und Engländerinnen, sonst so kaltblütig verpackt, begrüßen zum ersten Male in ihrem Leben Jubelgeschrei, mit bunte Beeken von Hüten, Mützen, Taschentüchern, gefranzten Sonnenschirmen wallen über ihren Häuptern. Die 3000 Franzosen erwidern dies von oben mit viel mehr Lärm und Enthusiasmus, und singen „God save the Queen" noch einmal, noch stärker, noch feuriger. Dann werden bombardiren mit Beifalls-Attaden hin und her und mischen sich drauszen zum großen Fontainen Schauspiel enthusiastisch durchmandet. So hab' ich die Engländer nie gesehen. Nie, eingeweurte Feindschaft zwischen den beiden Völkern? Sie schießen sich vielleicht eines Tages wieder gegenseitig todt, aber nicht als Engländer und Franzosen, sondern als politische Bestien fingerischer Diplomaten.

Ein weiblicher Opfer politischer Rachsucht.

Nachdem im Januar 1799 in Neapel die kurzdauernde parthenopäische Republik war errichtet worden, konnte dieselbe nach erfolgtem Abzug der französischen Armee unter General Championnet sich gegen die von Calabrien heranziehende „Volksbenschaar" unter dem Cardinal Ruffo, welche die Sache des nach Sicilien geflüchteten Königs verfocht, und von der See aus durch englische Schiffe unterstützt ward, nicht lange mehr halten, zumal in der Hauptstadt selbst die königliche Partei im Geheimen thätig und wenig entmuthigt durch die verringerten Erfolge und das anscheinende Glück ihrer politischen Gegner, gewaltige Umtriebe machte. Ein Glaubsbüter hatte eine große Menge Lazzaroni angeworben, die ohne Vorliebe für die eine oder die andere Partei, nur Gelegenheit zu Raub und Plünderen, die Gier ihrer Herzen zu unterstillen schweren. Ein anderer Cimoenher, Namens Tanfano, hatte an der Spitze eines zahlreichen Corpsvolks und bewaffnete mit dem Hof in Sicilien, dem genannten Cardinal und den andern Häuptern der königl. Mandten zur Wiederherstellung in ihren Rechten. Ihnen war erhebt Geld zum Bestheilen unter seine Leute, hatte Waffen und alle zum Zweck einer Gegenrevolution dienliche Mittel in Bereitschaft. Am gefährdrichsten von allen diesen Verschwörungen war jedoch die des Schreiners Bader, der seit Längerer Zeit zu Neapel lebte und mit mehreren Königlichen Familien verwandt, und persönlich den Bourbonen sehr ergeben war.

Dieser unterhielt mit den Officieren der feindlichen Stadt gehenme Verbindungen und machte mit ihnen aus, daß ein sicilianisch-englisches Geschwader an einem Festtage, wo das Volk seinem Vergnügen nachgehe und nichts thut, Bomben in die Stadt werfen sollte. Wenn dann die Truppen nach den Halenbatterien und Castellen eilen müßten und in der Stadt keine Mannschaft mehr bliebe, so könnten die verbreiteten Aufrührer mit Leichtigkeit den Pöbel bewaffnen, die Republik überfallen, die Republik, niedergemacht, ihre Häupter in Brand gesteckt und mit einem Schlage zugleich Rache genommen und die Regierung gestürzt werden. Nachdem auf diese Art Alles bis in's Detail war geordnet, bezeichneten die Verschworenen Thüren und Mauern der Häuser, welche gerettet oder verschont werden sollten, auf verschiedene Weise, wie es bei ihren verrunkten Zusammenkünften war beschlossen worden. Weil nun einmals Leute von beiden Parteien unter einem Dache wohnten oder in einer Familie lebten, theilten sie ihr gemeinsam Sicherheitszeichen aus. Eine von dieser war der Hauptmann Bacher, ein Bruder dessen, der an der Spitze des Complotts stand, der Novize Sanfelice, in die er sterblich verliebt war, und zugleich einen Wink über die Gefahr, indem er ihr erklärte, welchen Gebrauch sie von der Karte zu machen habe.

Das Mädchen dankte ihm und nahm die Karte, aber nicht für sich, sondern gab sie dem Geliebten ihres Herzens, der also eifriger Anhänger der Republik und Officier in der Nationalgarde war, von den Absichten der Verschwörung unterrichten war. Der junge Mann, Ferri mit Namen, entdeckte der Regierung, was er von dem Complott wußte, wies die Karte vor und nannte die beredet Beschaffen, stolz auf sein Mädchen und sich, des Vaterlandes Retter zu sein. Die Sanfelice ward vorgeladen und wie's Verhör genommen. In der größten Verlegenheit darüber, daß ihr liebesverhältniß so öffentlichzig geworden und die Sache zur Anzeige gekommen, sowie auch wegen der Strafen, die es zur Folge haben mußte, bestte sie durch aufrichtige Erzählung des wahren Sachverhalts den Richter zu Nachsicht und Entschuldigung zu stimmen, und sagte Alles, was sie wußte, mit allseitiger Berücksichtigung des Namens derjenigen, von welchem sie die Karte erhalten, und der bestimmtesten Erklärung, daß sie lieber sterben, als unbankbar den mitleidsvollen Freund, der sie retten wollte, verrathen würde. Man hatte aber schon genug an ihm, man gehört, und besonders an den Schriftzügen und Siegeln auf der Karte, um die Häupter der Verschwörung zu entdecken, die eingekerkert wurden und bei denen man Waffenvorräthe und noch andere Papiere fand, sodaß man völlig die Fäden der Verschwörung in die Hände bekam und dieselbe unterdrücken konnte — und die Sanfelice, welche von der öffentlichen Stimme nur Tadel und Verachtung hätten zu müssen geglaubt, dieß jetzt eine Mutter des Vaterlandes, eine Retterin der Freiheit.

Doch nicht nur zu kurz dauerte die Stunde des Untergangs der neuen Republik, deren Häupter ihrer Reue wenig gewahrten, ohne Menschenkenntniß, großentheils idealistische Schwärmer oder zu rechtschaffen waren, um tüchtige Revolutionsmänner zu sein. — Als die Kämpfe mit den Royalistenbanden der Hauptstadt immer näher rückten, und sich fast ganz Land schon in die Gewalt der Glaubenseroberer gekommen war, wurden die beiden Brüder Bacher und drei andere Verbaftete, welche das Revolutionsgericht verurtheilte, im Castellnuovo erschossen. Eine grausame Execution, da sie, in den letzten Stunden der republikanischen Regierung vollzogen, als abscheckendes Beispiel nichts mehr nützen konnte!

Als nach dem Sieg der königlichen Sache die Reaction ihr grausames Rachewerk begannen, aller Gerechtigkeit Hohn gesprochen, dreißig tausend Bürger eingekerkert, ein Standgerichtsbefehl gegen die sogenannten Hochverräther und den leisesten Schatten des Verdachtes einrichtet wurde; als dieser schon in Folge königlicher Cabinetsbefehle eine große Zahl der Anhänger oder Diener der Republik vom Civil- und Militärstande auf dem Schaffot hatte fließen lassen, da mußte auch die Sanfelice, die Gattin, die zur Entdeckung der Bacher'schen Verschwörung Anlaß gegeben.

Ihr Gelichter, Ferri, war vor dem Feinde geblieben oder nach Frankreich entflohen, und die Anverwandten der beiden hingerichteten Bacher forderten ihr Blut. Staatsgerichte und den Hof zur Rache an. Nicht zufrieden mit dem Blut, das für das bourbonische Königthum in Strömen geflossen, wollten sie auch noch um ihrer Familie willen Opfer sallen sehen. Das unglückliche Mädchen ward in einen schauerlichen Kerker geworfen, in Gemeinschaft des Gelichter, das sich dort für den Tod schuldig erklärte, der zu Gunsten der Republik seine Unterthanenpflichten verletzt hatte, und ihre Hinrichtung nur darum aufgeschoben, weil sie heimlich vermählt und guter Hoffnung zu sein behauptete. Das Gericht erhielt Kunde aus Palermo einen Befehl vom König mit dem Befehl, die Angabe der Sanfelice sei eine Erdichtung und die Schwerstbejahigen seinen hinter's Licht geführt worden. Als jedoch eine obermalige Untersuchung den Ausspruch derselben bestätigte, wurde das Mädchen auf Marktplatze des Gefängnisses Vicaria noch einmal von den Aerzten in Feldbetten daselbst untersucht werden. Hier ward indeß ihre Schwangerschaft außer allen Zweifel gesetzt und die Unglückliche sofort in den Kerker zurückgeführt, um aus der Welt geschafft zu werden, sobald ihr Kind das Licht derselben erblickte.

Dieß lange danach wurde die königliche Familie durch die Geburt eines Thronerben erfreut, den die Gemahlin des Prinzen Franz (Oberpater des jetzigen Königs Franz II., Marie Clementine, gebar, und der nach hiesigem Ceremoniel „Erbprinz" genannt wurde. Da war ein frommer Gebrauch in dieser Familie, daß bei Gelegenheit einer solchen Geburt die erlauchte Wöchnerin eine dreitaufe große Gnade sich vom König erbitten durfte. Um aber desto eher auf Erhörung rechnen zu können, mußte sie zeigen, wie sehr ihr die Erfüllung angelegen sei, daß die Prinzessin auftatt breier Bitten nur eine einzige, zu Gunsten der unglücklichen Sanfelice, erbitte. Einige Tage zuvor im Gesängniß entbunden worden, aber noch nicht kräftig genug war, um die Reise nach Neapel ausmachen zu können, so daß Ferdinand sie in Abwesenheit wurde erhalten müssen. Man reichte ein Papier, welches ein Gnadengesuch verstehen und die Fürbitte der Prinzessin enthielt, in das Wöchnerstuben des kleinen Prinzen, damit der König es lesen sollte. Als dieser seine Schwiegertochter besuchte, und heiter und lächelnd das Kind, dessen Schönheit ihn verzückte, auf den Armen hielt, bemerkte er wirklich das Papier und fragte, was es wäre. „Es ist ein Gnadengesuch", sagte die Wöchnerin, „und zwar ein einziges, nicht dreifaches, so daß ich wünsche ich von dem einzigen Vorzug Ihrer Majestät daffelbe erfüllt zu sehen." — Jimmer ungeduldig heraustich sagte er: „Wenn es nur" — „Für die unglückliche Sanfelice." Sie weilte noch mehr tagen, allein das Wort erfuhr ihr im Munde von dem Prinzen Franz, der neben ihr stand, seine Arme rungte und mit Gewalt aus dem Kind erbrach und das Papier seiner Mutter legte oder vielmehr hinwarf nun, ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer verließ, auch mehrere Tage lang nicht mehr wiederkam.

Seine Strenge, die Verschwörung ihrer Rückkehr, das Unglück der armen Gefangenen schienen vergessen entlassen zu sein. Ihre Zeit. Diese Zeit erinnerte blos den König an die Unglückliche, welche dem auch, kaum genesen, nach Neapel gebracht und auf dem Victualienmarkt, dem gewöhnlichen Hinrichtungsplatz, enthauptet wurde. Das Publikum nahm geräuberten Antheil an dem traurigen Schicksal eines jungen, schönen Mädchens aus angesehener Familie. Von Kummer und Gram hatte sie graue Haare entstellt, und tiefe Furchen hatte das Leiden in die Wangen der Unglücklichen gegraben, deren einziges Verbrechen die Rettung des Hauptstadt von Mord und Brand gewesen. Wie hart, wie über alle Maßen schrecklich mußte sie büßen für dasjenige, was sie aus Liebe gethan!

Für „Vater Arndt"

gingen im Laufe der letzten Tage wieder bei mir ein: 4 Thlr. 7 Ngr. Ertrag einer Sammlung in Paris — 10 Ngr. Berger in Waldenburg — 2 Thlr. A. in Frankenhausen — Aus Graz in Steiermark 7 fl. in folgenden Beiträgen: Dr. F. G. 1 fl. — A. W. 1 fl. — F. P. Berger — 3 W. 1 fl. — F. Sch. 1 fl. — J. Sch. 1 fl. — W. B. 1 fl. — 28 Thlr. 2 Ngr. (56 Mrk.) Ertrag Berliner des Vater Arndt in Petersburg — 10 Thlr. Fünfte Sammlung der Turnzeitung — 3 Thlr. Ein größerer Kreis von Schülern in Halle mit dem Motto: „Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas".

Ernst Keil.

Schach.

Aufgabe Nr. 2. Weiß am Zuge setzt in vier Zügen matt. Stellung: Weiß. K. b 4. D. g 5. S. e 1, g 6. L. d 4. T. d 1. S. a 4. B. e 4.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Biede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Sigrid, das Fischermädchen.

Von Theod. Mügge.

(Schluß.)

Kein Strauch und kein Halm war auf der Klippe zu sehen, wohin Gullik den Sack mit dem Seehunde geschleppt hatte. Zerrissen und ausgewühlt lagen die Felslager, zertrümmert und zerborsten von vieltausendjährigen Stürmen. Nur aus manchen Fugen wucherten schilfige Fäden, die im Winde rauschelten, und unten stöhnte das Meer, wenn es gurgelnd in die tiefen Höhlungen drang, die es in zeitlosen grimmigen Kämpfen geschaffen. Wenn Winterstürme wütheten, flog die Brandung über die Klippe fort und zwischen den Felslagern senkten sich tiefe Löcher hinab, die von Eis und Schnee ausgefressen, zerbröckelt und zermürbt waren und auf deren Grunde schlammiges Wasser dunkelte. Zu einem solchen Loche schleifte Gullik den Sack, blieb dabei stehen und sah hinunter. Es war mehr als zehn Fuß tief, von allen Seiten steil und fast rund. Borstfechten hingen darin nieder bis auf die schwarze, zitternde Flüssigkeit, die den Boden bedeckte.

Ein paar Augenblicke starrte Gullik vor sich hin, dabei falteten sich seine harten Hände zusammen, er stand in tiefen Gedanken. Darauf aber ließen sich seine Finger los, und langsam kamen die Worte über seine Lippen: „Es muß so sein, also mag's geschehen!“ Und indem er mit der linken Hand nach dem Sacke griff, faßte seine rechte in die Tasche; er zog dort sein Messer heraus, ließ aber die Scheide darin stecken. Es war ein langes scharfes Messer, wie es die Fischer zum Ausweiden der Fische bei sich führen. Mit einem Schnitt ist der stärkste Kabeljau damit von oben bis unten aufgerissen, die scharfe Spitze trennt ihm Kehle und Kopf. Gullik hielt es in seiner vollen Hand so gefaßt, wie es zu Stoß und Schnitt nöthig war, und während er sich bückte und die Schnur vom Sacke zurückschlug, schlossen sich seine Finger fester um den Griff des Messers, als wollte er rasch sein blutiges Werk thun. Da wühlte sich der graue dicke Kopf des Seehundes aus der Umhüllung hervor, und die Freude, welche das Thier empfand, dem Gefängniß entronnen zu sein und den wohlbekannten Beschützer nun zu sehen, drückte sich in seinen glänzenden Augen und schnellen, schmeichelnden Bewegungen aus. Er kroch zu Gullik's Füßen, blickte zu ihm auf und leckte seine Hand. Das Gesicht des Fischers zuckte, das Messer zitterte in seinen Fingern, er hob den Arm auf und ließ ihn wieder sinken, er konnte es nicht vollbringen. Seinen Kopf richtete er zum Himmel empor, kreischend flogen die Seeschwalben über ihm, unter seinen Füßen stöhnte in den Höhlen die Brandung, als läge da ein Sterbender. Das mahnte ihn wieder an sein sterbendes Kind.

„Nein, nein,“ sagte er entschlossen und hart, „du mußt daran. Besser du als er, Gott steh' dir bei!“ Und damit griff er dem Hund in's Genick, preßte ihn mit aller Kraft zusammen und zückte das Messer auf dessen Augen. Aber indem sein Arm niederfahren wollte, hörte er eine Stimme dicht neben sich, die ihn anschrie, und im Schrecken ließ er den Hund los.

Thorkel Ingolf stand dicht bei ihm; ein stieres Entsetzen kam über den Fischer, und da er ihn ansehen wollte, vermochte er es nicht, er mußte die Augen niederschlagen. Thorkel sprach kein Wort, aber der Hund benutzte seine Freiheit, er kroch zu ihm hin, Schutz bei ihm zu suchen. Da fuhr ein grimmiger Zorn durch Gullik's Brust. Sein Arm mit dem Messer streckte sich, sein kaltes Gesicht schwoll an, er athmete schwer. „Bist Du da, Du elender Kerl?“ schrie er. „Hast noch nicht genug Unglück über mich gebracht? Willst Deinen Herzenshund haben, mir die Plagegeistpeitsche weiter in's Haus zu bannen?“

„Wie sprichst Du so, Gullik Hansen?“ antwortete Thorkel. „Weißt Du nicht, daß ich gern Dir nur Liebes thun möchte?“

Der Fischer schwieg, seine Augen rollten noch immer. „Wie kommst Du hierher?“ fragte er endlich.

„Das geht natürlich genug zu,“ sagte Thorkel. „Ich stand gestern dicht an Deinem Fenster, als Grete Dir rieth, den armen Hund grausam zu martern und zu tödten, damit Anders gesund werde. Ich wollte das nicht leiden, Gullik, wollte Dir sagen, welche Sünde es sei, darum fuhr ich hierher auf die Klippe, noch ehe Du kamst, und erwartete Dich.“

Gullik blickte noch immer finster. „Was schlichst Du Dich an mein Fenster?“ fragte er.

„Auch das will ich Dir sagen. Ich hatte am Abend vorher schon Sigrid ein Mittel für den Kranken gebracht, in Meidalsgaard hatte ich es für ihn bekommen. Es wird ihn gesund machen.“

„Du brachtest ihm ein Mittel?“ rief Gullik entsetzt. „Willst Du ihn morden?“

„Sei verständig,“ sagte Thorkel. „Das Mittel ist von einem berühmten Doctor in Christiania und wird Anders wohlthun, denn seine Krankheit ist sicherlich nichts, als wiederholtes hartes Fieber. Gestern schon ist es danach fortgeblieben, heute wirkt es sicherlich noch besser. Der mir das Mittel gab, wird selbst mit Dir sprechen, und Du mußt den Doctor holen, was Du gleich hättest thun sollen, statt der bösen alten Grete zu glauben, die so schlecht ist, wie ihr Sohn Elad.“

Da fuhr Gullik auf, es war halb Aerger, halb Scham. „Schlicht Du ihn,“ drohte er, „Du, der so viel Schlimmes that

Digitized by Google

und, was gute Leute Dir boten, mit Unrauf vergelten hat? Claas ist wacker, aber Du — Du gehst mit Schande und Lügen um!“

Thorkel blieb ruhig, doch sein Gesicht wurde ernst und seine Augen groß. „Wann hast Du je gehört, daß ich lüge?“ antwortete er. „Nimmer wird Schande über mich kommen, hüte Du Dich davor und hüte Dich vor Claas. Du hattest ihm den Hund gegeben, ihn nach dem Langfjord zu bringen, dort traf ich ihn an, als er ihn eben mit dem Sack in's Wasser werfen wollte, damit er elend dabei umkomme. Da ich zu ihm sprang, stürzte er mich hinein, mitten zwischen den steilen Klippen von Rök, und noch glaubt er, daß ich tief unten bei den Trollen liege. Eilig machte er sich fort, nahm mein Fahrzeug mit und war sicher, mich erschlagen zu haben. Aber der Hund kam in die Höhe und ich auch. Ich brachte ihn aus dem Sack und wir schwammen beisammen; die Ebbe half uns glücklich heraus bis nach Bedde. Dort ließ ich den Hund weiter schwimmen, ich wußte wohl, daß er den Weg zu Dir zurück finden würde; mehr als einmal war er früher schon mit mir in dem Langfjord gewesen. Ich aber ging weiter und die Nacht durch bis zum Morgen, wo ich nach Meldal's Gut kam. In dem Gaard din ich bis jetzt gewesen, dahin führte mich Gottes Hand, ich kam zur rechten Zeit.“ — Er schwieg ein Weilchen und setzte dann hinzu: „Du stehst wohl, daß Claas Gorud ein böser Schelm ist, der keine schlechte That fürchtet. Seine Mutter hat den Plan gemacht, Dich zu verlocken, durch Aberglauben und Bosheit mich von Dir zu stoßen und zu verderben. Du sollst ihm Sigrid geben, mir will er meine Stelle nehmen, möchte auch wohl gern Dein Erbe sein, wenn Anders stürbe; aber von dem Allen wird nichts werden. Ich denke, Du glaubst es mir, Gullik Hausen.“

Der Fischer antwortete nicht und regte sich nicht. Endlich blickte er Thorkel fest an und fragte: „Ist das Alles wahr, Thorkel, ist es so geschehen?“

„Es ist kein falsches Wort darin,“ sprach Thorkel. „Willst Du meine Hand jetzt nehmen?“

Gullik blickte ihn nochmals an, darauf hob er seine Hand auf. „Ich will,“ sagte er, „bei Gottes Wort! Ja, ich will! — Jetzt setze Dich nieder und laß uns reden.“

8.

Als Herr Schiemann am Nachmittage dieses Tages seinen Aufsichtsmann Claas zu sich hereinrufen ließ, stand der reiche Kaufmann eben vor dem goldrahmigen Spiegel und steckte eine kostbare, mit funkelnden Steinen besetzte Nadel in seine Halstuchschleife. Auf dem Tische lag ein seiner prächtiger Blumenstrauß, daneben stand ein Kästchen von gepreßtem Leder, und weiterhin sah Claas eine Kette von Granatsteinen mit großem Schloß, wie stattliche Bauerntöchter solche als Sonntagspuß tragen. Das Kästchen war geöffnet, mit weißem Atlas gefüttert, darin glänzte ein Goldschmuck, wie Claas ihn nie gesehen. Herr Schiemann trug einen neuen schwarzen Fracksrock, eine weiße Weste, gelbe Hautschuhe, und der weiße Halskragen stand ihm steif über den rothgelben Bart und die hohlen Backen bis an die Mundwinkel. Da er sah, wie Claas vor Verwunderung Mund und Nase aufsperrte, fing er an zu lachen und kam auf ihn zu.

„Nun, Claas,“ sagte er, „der alte Horngreb ist sicherlich war ein falscher Kerl, mit dem wir bald abrechnen wollen, aber er hat uns doch den guten Rock gegeben, unsere Sachen schnell in Richtigkeit zu bringen und keine unnütze Zeit zu verlieren. Da liegt mein Brautgeschenk für Jungfrau Else; bringe Du Deiner Sigrid, was Du hast, nimm ihr aber auch die Kette da mit und hänge sie ihr um den Hals; sie wird wohl stille halten.“

„Ja, ja, Herr!“ rief Claas erfreut, „viel tausend Dank alle Zeit!“

„Im Uebrigen bleibt es, wie ich bestimmt habe,“ fuhr Herr Schiemann fort. „Morgen werde ich mit Dir zum Landeichter gehen, mein Recht auf Dich übertragen und die Schrift aufnehmen lassen. Sobald wir die Stelle zugesprochen bekommen, sorge ich für die Einrichtung, das kannst Du Gullik und Sigrid sagen, auch werde ich selbst mit ihnen sprechen. Bringe sie Beide hinauf in's Pfarrhaus, wenn Du fertig bist, und jetzt mach', daß wir hinüber kommen, es wird bald dunkel werden.“

Claas sprang nach dem Boote, trug die Kissen auf den Steuersitz, und gleich darauf kam Herr Schiemann, den Blumenstrauß in der Hand. Alle Leute, die ihn sahen, staunten ihn an. Er setzte sich in das Boot, und Claas arbeitete so rasch, als hätte er doppelte Kräfte. Das Fahrzeug lag bald unter der Kirche, und als der reiche Bräutigam sich feyrlichst entfernt hatte, lief der arme schnell in seine Hütte, schrie seine Mutter an, ihm die Sonntagsjacke zu bringen, sein rothes Seidentuch und die neuen Schuhe. Grete warf die Pfeife fort und schrie: „So ist's gut, Claas, jetzt haben wir sie. Geh Du hin und dann bring' sie her. Ich will mich auch putzen, wie's einer Brautmutter zukommt, und will rothen Grütze kochen und Heringe braten. Der Fang ist heute gut gewesen. Gullik's Boote kamen beide voll von Fischen. Er stand darauf. „Hast Glück gehabt, Gullik?“ schrie ich ihm zu. „Ja, ja,“ antwortete er. „Ist Alles in Ordnung!“

Sie knüpfte ihm das Seidentuch um, kicherte und nickte dabei. „Nun geh,“ sagte sie, „bist schmaud und bist willkommen. Der Hund liegt in den Heringskörben von Unen, und Thorkel dazu; Keiner mehr wird Dir Sorge machen.“

Claas ging stolz lachend fort; was konnte ihm jetzt noch fehlen? Er schritt auf Gullik's Haus zu, und eben trat die rothe Abendsonne aus den Wolken und leuchtete über den Fjord fort auf die Trollinseln von Romsdalen. Da stand oben der ganze Hochzeitzug, den der heilige Olaf einst in Stein verwandelt hatte. Der heidnische König mit seiner schönen Tochter, die Priester und der riesige Bräutigam mit allen Hochzeitsleuten, den Fiedlern und Fahnenschwenkern schienen lebendig zu werden. Es war dem Claas Gorud, als winkten sie ihm und singen an zu springen und zu tanzen. — „So soll's auf meiner Hochzeit sein,“ sagte er. „Alles soll tanzen, was Beine hat, und Keiner soll fort, so lange er gerade stehen kann; es muß wenigstens zwei Tage lang gegessen und getrunken werden.“

In dem Augenblick hörte er Sigrid's helle Stimme und wie sie laut sprach: „Ja, ja, Else und ich, wir wollen beisammen unter der Krone gehen.“

Claas zog die Granatenschnur aus seiner Tasche; was er hörte, machte ihn jubiliren. Er hielt die Schnur hoch, sprang um die Ecke des Hauses und schrie: „Das sollst Du, Sigrid, und sollst —“ da hielt er plötzlich inne.

Vor ihm lag der hölliche Hund gerade vor Sigrid's Füßen, und sie mit ihren Händen um eines Mannes Hals, der eben seinen Kopf aufrichtete und zu ihm hinschaute. War's wahr, oder that's wiederum der hölliche Rek und blendete seine Augen? War's ein Gespenst, ein Schatten, ein Trug? In den Schrecken des Anblicks mischte sich Claas Gorud's Wuth. Er faßte die Granatenkette in seiner Hand zusammen und schleuderte sie gegen das Gebilde. „Verfluchter Spuk!“ schrie er, „ich will Dich zermalmen!“

Aber indem er dies sagte, war Thorkel Ingolf schon an ihm, hatte ihn mit beiden Händen gefaßt und hoch aufgehoben. Er rannte mit ihm an die Wand, daß es krachte. Dann hob er ihn von Neuem auf und ließ ihn wieder fallen, darauf zum dritten Male, ohne zu sprechen, schleuderte ihn über die Steine fort zu Boden. Nun wurde er festgehalten. An dem einen Arm hielt ihn Sigrid, am andern Gullik Hausen. — „Halt ein,“ sagte der Fischer, „er hat genug. Geh fort mit ihm, Sigrid, geh hinein, Thorkel.“ Claas lag wie todt, das Blut floß ihm aus dem Munde.—

Zu derselben Zeit hatte auch Herr Peter Schiemann seine Werbung im Pfarrhause angebracht, wo der Pfarrer Jens Bille ihn einige Zeit warten ließ, ehe er zu ihm hereintrat. Herr Jens hatte seinen großen schwarzen Rock angezogen und sah sehr feierlich aus, als er sich verbeugte.

„Nun,“ sagte Herr Schiemann lachend und ihm die Hand schüttelnd, „ich glaube, Sie haben mich erwartet, mein werther Freund?“

„Das habe ich allerdings,“ antwortete der Pfarrer, „da Sie gestern so gütig waren —“

„Ohne alle Umstände!“ rief der reiche Kaufmann, „Sie dürfen mit mir keine Umstände machen, hätten im bequemen Hause reden bleiben sollen, theuerster Freund. Wo ist Fräulein Else?“

„Ich denke, sie wird im Garten sein,“ sagte Herr Bille.

„Sie darf ich sie wohl aufsuchen, sobald ich —“ Herr Schiemann lachte. „Ich darf doch?“ fragte er. „Ich möchte ihr diese Blumen bringen und etwas fragen, wenn ich Ihre Erlaubniß dazu habe. Was es ist? Aufrichtig, ich hoffe, Sie wissen es. Es ist kein Geheimniß.“

„Sie haben Else der Ehre gewürdigt, Ihre Blicke auf sie zu

Digitized by Google

richten," sagte Herr Bille mit würdiger Haltung, indem er ebenfalls lächelte und seine Hände faltete.

„Sprechen Sie nicht von Ehre!" rief Herr Schiemann, „ich werde glücklich sein, wenn Sie mich mit Allem, was ich habe, als Sohn auf- und annehmen. Wollen Sie?"

Er sagte dies sehr zuversichtlich, aber der Pfarrer machte ein süßes Gesicht, wiegte den Kopf dabei und antwortete: „Was könnte mir größere Freude gewähren? Aus dem Grunde meines Herzens bin ich Ihnen dankbar."

„So erlauben Sie, daß ich Else aufsuche?" unterbrach ihn der ungeduldige Bräutigam und stand auf.

Herr Bille hielt ihn mit einem sanften Handwinken zurück. „Warten Sie noch, geehrter Herr Schiemann," sagte er, — „noch ein Umstand, — hm! ja, dieser ist es. Sie wissen, daß meine Tochter — Else — Sie haben gehört, wie deren frühere Neigung für Erik Meldal —"

„Das sind alte Geschichten, ich frage nichts danach!" fiel Herr Schiemann großmüthig abwehrend ein. „Schweigen wir davon, hochverehrter Freund."

„Dennoch," sagte Jöns Bille und hielt ihn wieder fest — „dennoch ist ein Umstand eingetreten — ja wohl, ein Umstand, der sehr sonderbar ist."

„Was ist es?" fragte Schiemann.

„Eine Nachricht, die — die — Sie wissen es nicht, und ich habe es auch nicht gewußt, daß Erik Meldal noch einen Verwandten von seiner Mutter Seite besaß. Die Großmütter, glaube ich, waren Schwestern — aber man hatte sich in der Familie so ziemlich vergessen, wie das nicht selten geschieht; stimmerte sich nicht um einander."

„Nun, dieser Vetter oder dergleichen?" unterbrach ihn Schiemann.

„Er wohnte in Moß, und Erik Meldal lernte ihn kennen."

„O!" rief der Handelsherr lachend, „so ist es wohl der Gutsbesitzer, der mit seiner Tochter nach Frederikshall kam, worauf der lustige Lieutenant ihr nachreiste? Hat er sie geheirathet?"

„Das ist nicht geschehen, aber —"

„Er hat sich mit ihr verlobt?"

„Auch das nicht," erwiderte Herr Bille, verlegen räuspernd. „Dieser Vetter ist im vorigen Jahre gestorben."

„Ja freilich, dann mußte er die Trauerzeit abwarten, doch nun wird wohl bald Hochzeit sein?"

„Lassen Sie mich ausreden," sagte der Pfarrer. „Die Tochter war eine Pflegetochter, schon etwas bei Jahren. Sie hat jedoch das ganze hinterlassene Vermögen geerbt, und das war beträchtlich."

„Um so besser!" lachte Schiemann; „der leichtsinnige Patron wird sich an ihr Alter nicht kehren, wenn's mit dem Gelde seine Richtigkeit hat."

„Es ist vom Heirathen überhaupt nicht die Rede!" rief Herr Bille heftiger. „Es ist ein altes elendes Frauenzimmer, aber das Testament konnte angegriffen werden. Wenn dies jedoch geschehen sollte, mußten Untersuchungen angestellt, mußten Advocaten zu Rathe gezogen werden, mußte nach Christiania und Moß gereist werden. Erik Meldal hatte weder Muth noch Lust dazu, er hatte auch kein Geld, um die Reisen und Schritte zu machen. Aber Thorkel ließ ihm keine Ruhe, und endlich schrieb er heimlich an seinen Vater, der borgte sich zweihundert Thaler bei Ihnen und schickte sie ihm."

„Das Geld gab er darauf gewiß dem Lieutenant?" fragte Herr Schiemann und verzog sein Gesicht.

„Das that er. Erik reiste nach Christiania und nach Moß, und jetzt ist ein Vergleich mit der Pflegeschwester abgeschlossen worden, wonach sie Beide die Erbschaft theilen. Er kommt dadurch zu einer beträchtlichen Summe."

Herr Schiemann hatte eine Zeit lang ernsthafter zugehört, jetzt aber rief er vorwurfsvoll spottend: „Und das glauben Sie, mein verehrter Freund? Solche Märchen wollen Sie sich doch nicht aufbinden lassen?!"

„Es ist Wahrheit!" rief Herr Bille würdevoll. „Mein Sohn schreibt es mir aus Christiania, und diesen Brief sammt gültigen Beweisen habe ich heute erhalten von — von —"

„Von mir!" sagte Jemand hinter dem Herrn Schiemann, und da er sich überrascht umwandte, als er die kräftige volle Stimme hörte, sah er die Thür weit geöffnet. Mitten darin stand der Lieutenant Erik Meldal, an seiner Hand Fräulein Else. Hinter den Beiden aber erblickte er Sigrid und Thorkel Ingolf, und ganz hinten standen der Fischer Gullik Hansen und der Verwalter Hornegreb von Meldalsgaard.

Herr Schiemann sah mit einem Blick die ganze Gesellschaft, kehrte sich dann wieder ab, steckte seinen Blumenstrauß hastig in die Tasche und griff nach seinem Hute.

„Das sind allerdings Gottes Schickungen," sprach Herr Bille mit süßem Gesicht. „Er hat es so gefügt, und Sie werden einsehen, lieber, geehrter Freund, daß — daß —"

„Ich gratulire! gratulire!" rief Herr Schiemann, und beugte sich rechts und links, „habe nichts weiter hinzuzufügen."

„Bleiben Sie doch," sagte Herr Bille und faßte nach seiner Hand.

„Dringende Geschäfte!" antwortete der Kaufmann. „Ein ander Mal. Leben Sie wohl, Herr Pfarrer, leben Sie wohl!"

„Nur noch ein Wort!" begann Erik Meldal und trat näher. „Sie sind so freundlich gewesen, sich meiner in jeder Weise anzunehmen, auch verschiedene Schuldbriefe einzulassen, die auf Meldal haften. Ehe ich mich dorthin verabschiede und mein Gut bewohne, möchte ich diese Documente einlösen."

Schiemann blickte zu ihm auf. Es war ein stattlicher junger Mann, so recht „Einer vom alten Stamme", und seine Augen blitzten stolz und verächtlich. „Ja so!" rief Schiemann, „Ihre Schuldbriefe! Das kann morgen geschehen und muß geschehen!"

„Halten Sie die Papiere bereit," antwortete Meldal. „Hornegreb wird Ihnen das Geld bringen."

„Warte noch, ich muß Dir auch etwas sagen," sprach Thorkel und hielt den Eiligen abermals auf. „Auch meines Vaters Verschreibung muß Du herausgeben, das Geld ist schon in meiner Tasche. Ich habe es bringend, denn hier ist Sigrid, die, so schnell es geht, am Torsfjord wohnen will; der Pastor soll uns heut noch aufschreiben, Erik auch."

Herr Schiemann sagte nichts, er konnte vor Grimm nicht sprechen. Thorkel aber ließ seine Hand nicht los, sondern drückte ihm die Granatenkette hinein, die er aus seiner Tasche holte. „So," sagte er, „das nimm mit, Sigrid will sie nicht. Und höre, schicke dafür Deinem Manne, Claß, den Doctor aus Molde. Er hat einen schlimmen Fall gethan. Ich habe es ihm vorher gesagt, der Seehund ist sein Unglück gewesen!"

Da lachte Sigrid hell auf, und wie sie es that, stimmten die Anderen alle ein, nur Gullik blieb ernsthaft, und der Pastor lächelte leise. Herr Schiemann stürzte wüthend zur Thür hinaus, doch das Gelächter folgte ihm nach, er hörte es noch, als er über den Platz lief. Vier Wochen darauf standen der junge Herr von Meldalsgaard und Thorkel Ingolf neben den beiden Bräuten am Altar, und noch erzählten die Leute von dieser Hochzeit, wie lange keine gewesen. Herr Schiemann zog bald darauf aus Molde fort; die Leute erzählten zu viel von ihm und seiner Brautwerbung, was Spott brachte. Claß Gorud aber geschah, wie er es verdient und sich versprochen. Seine rechte Hand war vom Fallen gebrochen, blieb lahm und verdorrte. Endlich kam er elend um in Trunk und Schande, und nun wär's der alten Grete übel ergangen, wenn Thorkel und Sigrid nicht für sie sorgen halfen bis an ihr Ende.

Ein einsames Herz.

Von F. Brunold.

(Schluß.)

Nach einer kurzen Pause erwiderte der Geheimrath dem alternden, einsamen Mädchen: „Aber es sind mehrere Hunderl, wenigstens dreihundert Thaler, zum Einkauf in die Stiftung nöthig."

„Auch das weiß ich," rief sie freudig entschieden; „denken Sie nicht, daß ich, wenn ich an eine solche Zuflucht dachte, nicht auch für dieselbe gespart haben würde. Ich weiß, ich werde mir diese Summe vollständig ersparen."

„Ersparen?" fiel der Rath erstaunt und doch auch wieder

Digitized by Google

etwas ungläubig ein, „ersparen von Ihrem geringen Verdienst, der oft zum Lebensunterhalt nicht zureichend sein mag? Hunderte ersparen? Das ist unmöglich!“

„Unmöglich?“ lächelte sie und ihr Auge glänzte in heiligem Feuer. „Sie kennen die Charakterfestigkeit der Frauen nicht! Ich bedarf Weniges — und ich habe gespart.“

Der Geheimrath schüttelte noch immer wie ungläubig das Haupt; endlich sagte er: „Ich will Ihnen glauben; ich will thun, was Sie verlangen. Ist's möglich, so soll Ihr Wunsch erfüllt werden. Doch um dies Eine bitte ich: betrachten Sie mich von heute ab als Ihren Freund, und wenn es mir gelingt, Ihnen die Aufnahme zu verschaffen, und Ihnen die erforderliche Summe zum Einkauf mangelt — lassen Sie mich das Fehlende ergänzen.“ Der Rath schwieg.

Sie aber sprach, freundlich lächelnd: „Nicht ergänzen, nur vorstrecken das etwa Fehlende, das ich dann nach und nach abzahlen gedenke. Damit Sie aber nicht stürchten, daß Ihre Güte zu bedeutend in Anspruch genommen werden möge, erkunden Sie mir —“

„Doch nicht etwa, Ihre Ersparnisse zu sehen?“ rief der Geheimrath in komischer, freundlicher Hast. „Nein, nein! ich will nichts wissen, nichts sehen —“ und schnell eilte er zur Thür hinaus.

Und nun! welch reizendes Bild! Am Flügel sitzt ein junges Mädchen — und singt. Und die Worte, die der Lippe entströmen, klingen so metallvoll, glockenrein, daß es eine unaussprechliche Freude gewährt zuzuhören. Jetzt geht die Thüre auf. Sie, die wir kennen, tritt leise ein. Sie bleibt zögernd stehen, sie lauscht den Worten des Liedes — und ein Zug recht schmerzlich süßer Freude lagert sich auf ihrem Gesicht. Endlich wendet die Sängerin den Kopf und wird so die Lauschende gewahr. Mit dem Feurigen Ausruf: „Tante, meine liebe, beste Tante,“ fliegt sie auf, umschlingt sie mit ihren vollen, weichen, schönen Armen und drückt ihren Mund auf den ihrigen. „Wie Du mich erfreut hast durch Dein Kommen! Um gerade heute mußt Du kommen, wo Alle aus dem Hause sind, wo ich allein bin, Dich ganz gewiesen kann — und Dir Alles thun, was Dir Freude macht.“

„Ja, ja!“ sagte die Angekommene und streichelte ihrem Lieblinge die Wange; „nennst mich auch Tante, und ich bin's auch dem Herzen nach. Bist mein Prachtmädel! War mir heut' so eigen zu Muth, es hielt mich nicht daheim! So bin ich denn nun gekommen — und sollst mir Etwas singen — singen, bis ich ruhig geworden sein werde.“

„Und das will ich von ganzem Herzen thun,“ sagte das junge Mädchen und kauerte sich nieder zu den Füßen der Verehrten. „Ich will Dir alle meine neuesten, schönsten Lieder singen — bis Du selber sagen wirst: nun hör' auf. Hab' Dich ja so lieb! Und bist Du es nicht gewesen, die meine Mitte bei den Eltern unterstützte, als ich bat, mich dem Theater widmen zu dürfen?“

„Denk' auch daran Recht gethan zu haben!“ sagte die Tante und streichelte dem Lieblinge das blonde Haar. „Bist mit Leib und Seel' Sängerin, und der liebe Gott hat Dir eine Stimme gegeben, daß es Sünde wäre, wenn Du sie einrosten ließest. Doch Eins, Kind, was Du werden willst, werde es ganz; nur was man ganz erfaßt hat, bringt Glück und Freude — und die Schmerzen, die nicht fehlen — trägt man auch. Und nun sing' mir Deine Lieder, Kind, aber nicht Deine neuen, sondern die alten, die ich kenne und die mir lieb sind!“

Die Sängerin nickte, sie stand auf, sie ging zu ihrem Instrument und sang. Es waren einfache Lieder, die ihrer Brust entströmten. Und sie mit ihrem einsamen Herzen, mit ihren Jahren voll Gram, mit ihrem Tropfen Glück und Lebensfreude, sie saß in der Ecke des Sophas, hatte die Augen geschlossen und ließ diese Lieder, diese Melodien vorüberrauschen, durch ihre Seele ziehen, wie Wundharfenklang, wie einen Gruß aus ihrer Heimath Augenland. Die Sängerin sah sich um, und unbemerkt, unbeachtet bub sie plötzlich nun, im süßen Wohllaut ihrer Stimme, der Träumenden Lieblingslied zu singen an. Aus vollem Herzen sang sie jetzt:

Findt'ß Du auf Deinen Wegen
Ein Herz, das treu Dich liebt;
Denk', daß Dir wird ein Segen,
Den Gottes Hände legen
Auf's Haupt Dir, ungetrübt.

Die Ruhende öffnete das Auge, sie lauschte; sie hob sich leise auf und schritt zur Singenden. Derselben ihre Hand auf das Haupt legend, sagte sie: „Hab' Dank! 's ist ein wahr Wort, das dort im Liede steht. Und wenn auch Du, mein Liebling, einst findest, was Dir Dein Herz rascher schlagen macht — dann, Kind — dann laß still und einzig allein die Liebe walten. Denk', daß Du jede Minute, die Du ihm und Dir verbittert, Dir selbst von Deinem schönsten Glück entziehst. Und wenn er kommt und Dich um Etwas bittet, schlag's ihm nicht ab, so Du's erfüllen kannst; denn die Liebe zeigt sich mehr in dem, was man bittet, als was man gewährt. Geht's nicht, kannst Du den Wunsch ihm nicht erfüllen, dann, dann versüß ihm die abschlägige Antwort wenigstens durch große Freundlichkeit, durch ein herzinnig Wort, durch doppelte Liebe und Güte. Er muß sehen, daß die Nichtgewährung Dir mehr Schmerz verursacht, als die Erfüllung ihm je Freude bereiten könnte. Kind! Kind! wir können unendliches Glück auf Erden spenden — und Leid bereiten, daß, wie der Name in der Baumrinde, nie verwächst! Laß still die Liebe walten.“ Bei diesen Worten rollten die Thränen ihr aus den Augen, und sie vermochte sie nicht zu halten, wenn sie auch zu lächeln versuchte.

Das junge Mädchen schlang ihre Arme um den Hals der Weinenden, dann rief es: „O, ich weiß es, Du hast viel, unendlich viel gelitten; aber vergiß, vergiß ihn — er war Deiner Liebe nicht werth!“

„Nicht werth?“ rief die Weinende und wischte in Hast die Thränen aus den Augen, sodaß diese wieder in voller Klarheit zu leuchten begannen. „Nicht werth?“ sagte sie, wie voll Unwillen; „und wären wir die Besten der Menschen, wir — wir sind niemals des Glückes werth, das ein Augenblick herzinniger, reiner Liebe bringt. Nein, nein! sprich mir so nicht. Die Liebe ist des Lebens Paradies — und wer daraus vertrieben wird, der hat es stets auch mit verschuldet. Schilt mir die Liebe nicht, sprich nicht gering von Ihm!“

Beide schwiegen. Endlich sagte das junge Mädchen: „Tante, liebe, beste Tante! nur eine Frage: Lebt er noch? Hast Du nie, nie von Ihm erfahren?“

Die Gefragte nickte mit dem Kopf, sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte leise: „Ich weiß Alles. Man will es nicht und erfährt es doch; es ist als trüg's der Wind uns zu. Er ist gegenwärtig ein hochgestellter Beamter, sein Name wird oft genannt — aber glücklich, nein, glücklich ist er nicht. Hätte mein Schmerz, mein Gebet Erhörung gefunden, er müßte es geworden sein.“ Doch wie über sich selber zürnend ob des Gesagten rief sie schnell: „Laß uns abbrechen; es taugt nicht, alte Geschichten aufstöbren; geh, sing' mir das Lied zu Ende — und dann — dann will ich heimgehen — und arbeiten.“

Und das junge Mädchen schritt lautlos wieder zu dem Instrument, setzte sich nieder und sang, während die Thränen ihm in die Augen traten:

Oh' Maß und Ziel und Zeiten
Blüht's nun Dich allerwärts;
Und Engel Dich begleiten,
Stand' an die Pforte stets
Der Liebe nur Dein Herz.

Drum, steh Dir Lieb' zur Seite,
Pflegt sie durch Wort und Blick;
Denk', was das Herz erfreute,
War Liebe, sonst wie heute;
Die Liebe nur bringt Glück.

Die Sängerin schwieg. Sie aber, die zugegen hatte, stand auf und sagte: „Dank'! Nun muß ich gehen! Adee! Grüß' Dein Mütterlein — und meine Thür sind'st stets offen.“

Der Geheimrath hatte sich keinen Gang verdrießen lassen; er war, wie man zu sagen pflegt, von Pontius zu Pilatus gelaufen, bis er endlich seinen Zweck erreicht hat — und der einsam Harrenden die Erfüllung ihres Wunsches zuschern konnte. Jahre, viele Jahre vielleicht mußten muthmaßlich noch vergehen, ehe die Aufnahme erfolgen konnte, da der Tod noch manche Bewohnerin des Stiftes abzurufen hatte, ehe für sie ein Plätzchen offen wurde; aber die Hoffnung dazu war doch da. Und sobald die Einkaufssumme nur erst entrichtet war, was schon jetzt geschehen sollte, konnte sie sich als eine Genossin des Magdalenenstiftes betrachten. Er kam, er brachte die Nachricht — und sie, sie dankte es ihm aus vollem Herzen.

Digitized by Google

Erzschlitten am Gonzen in der Schweiz.

Digitized by Google

„So wäre also mein Alter gesichert," sagte sie; „ich weiß, wohin ich mein Haupt zur Ruhe legen kann."

„Und das Geld?" fragte er und wollte noch Mehreres hinzusetzen. Doch sie fiel ihm sofort in die Rede, indem sie sagte und eine flüchtige Röthe ihre Wangen überhandnahm:

„Ja! das Geld! Es ist mir ganz beisammen; ich dachte, offen gesagt, nicht, daß Ihnen diese Erreichung meines Wunsches sobald gelingen würde, zumal ich weiß, wie Viele sich ganz vergeblich bemühen; aber sehen Sie, ich habe die Jahre her gespart, was möglich; ich denke, es wird so sehr viel an der erforderlichen Summe nicht fehlen." Mit diesen Worten ging sie zur Commode, zog den Kasten heraus und holte einen ziemlich schweren Beutel mit Geld hervor. „Sehen Sie, das ist mein Schatz; wollen Sie ihn an sich nehmen und das Fehlende mir verschießen? Ich denke so lange zu leben, daß Sie nichts verlieren sollen," setzte sie lächelnd hinzu, während der Rath mit Erstaunen das Geld nahm, es ausschüttete und zu zählen begann. Und er zählte und zählte; und je mehr er zählte, desto größer wurde seine Verwunderung. Endlich hielt er inne und sein Gesicht auf die lächelnde ihn Betrachtende richtend, sagte er:

„Mein Gott! das sind ja bereitend mehr als zweihundert Thaler! Und dies Alles haben Sie erspart, erspart von dem Verdienst Ihrer Hände Arbeit? Wie ist dies möglich? Wie haben Sie dies angefangen?"

„Einfach," sagte sie und lächelte dabei zum ersten Mal glückselig zufrieden. „Ich hab' nur ordentlich Buch, d. h. im Kopf, geführt, denn zum Schreiben war nicht Zeit. Einnahme und Ausgabe habe ich streng berechnet. Was mich sättigte, wußte ich; was ich zur Kleidung bedurfte, war leicht zu berechnen — und da fand sich bald, wie viel ich von jedem Thaler, den ich einnahm, zurücklegen hatte — wenn ich anders etwas vor mich bringen wollte. Anfangs, in jüngeren Jahren, wurde es mir freilich schwerer, Alles manchmal Dies oder Jenes gern gelassen, auch wohl dies oder jenes kleine anschnliche Begnügen mir gestattet — aber hat man nur der ersten Versuchung widerstanden, die übrigen machen sich leichter."

Der Geheimrath lächelte, und von leichter Freude geflachelt, sagte er scherzend: „Bei Gott! Sie sollten Finanzminister werden; ich glaube, Sie brächten den Staat auf einen grünen Zweig." Doch sogleich wieder ernst werdend überzählte er noch einmal das Geld und sagte, sich zum Abgehen anschickend: „Ich besorge Alles sogleich zur Casse und lege das Fehlende zu. In einer Stunde sende ich Ihnen die betreffenden Quittungen und Documente. Wie leicht hätte Ihnen dies Geld gestohlen werden können!"

„Bei mir hätte es Niemand gesucht," sagte sie freundlich und geleitete ihn zur Thür hinaus. Er ging. Sie blieb. Einsam blieb sie, wie vorem, Tag ein, Tag aus arbeitend, jede Stunde nützend, keine Minute unbedacht lassend.

Der Geheimrath sah ihr Licht bis spät in die Nacht hinein leuchten, und wieder vor Tagesanbruch fand er sie schon emsig nähen am Fenster. Die Freundinnen kamen nach wie vor, und wenn sie nicht selber kam, schickten sie die Kinder; auch die Sängerin, der Altersrden blühender Liebling, fehlte nicht. Sie kamen Alle, und Niemand schien es zu bemerken, daß die von Allen Tante Genannte älter und älter wurde; daß sie seltener denn früher ausging, immer spärlicher kam, ihre Lieblinge zu besuchen. — Sie hatte nicht Zeit, Besuche zu machen; die Arbeit schaffte nicht mehr wie ehedem; sie mußte schon oftmals die Nadel ruhen lassen oder das Auge für Augenblicke schonen. Was konnte es schaden? Niemand wußte es ja, daß sie des Nachts ein Stündchen zu den übrigen Arbeitsstunden zulegte; sie mußte sich sputen, damit auch den letzten Rest des Verschuldes dem Rathe abzutragen ihr möglich werde — und das Alter bedarf ja auch des Schlafes weniger, als die Jugend; der Tod ist nahe — nur dann hat man Zeit genug, im Grabe zu schlafen.

Es war im Winter wieder; eine Kleinigkeit war nur noch zu tilgen — dann — dann war die ganze Summe gedeckt. Alles Uebrige hatte sie bereits in den Jahren nach und nach abbezahlt; nur die letzten wenigen Thaler fehlten noch. Endlich war die Arbeit, an welcher sie so emsig genäht, beendet. Wohl ist es bereits Abend geworden. Es schneit und stürmt auf den Straßen. Was thut's? Sie ist ja oft in solchem Wetter ausgegangen. Wird die Arbeit berichtigt, kann sie ihre Rechnung noch heute dem Geheimrath abzahlen. Der Gedanke macht sie jubeln. Sie steht ohne Schulden, ohne Sorgen da — dann kann der Tod kommen, ihre Bücher sind in Ordnung. Soll und Haben stimmt genau. Sie geht. Sie achtet des Wetters nicht; sie achtet es nicht, daß sie sich den Tag über schon unwohl gefühlt. Hut und Mantel wire schützen. Die Arbeit im Arm schreitet sie muthig dahin. Es ist ein garstig Wetter. Sie liefert die Arbeit ab, sie empfängt das Geld; sie trägt es mit heiterlachender, leuchtender Brust dem Geheimrath hin und schleicht sich müde fröstelnd nach Hause. Andern Tages war sie krank.

Der Geheimrath sah ihr Stübchen Abends dunkel bleiben; er fand sie früh des Morgens nicht am Fenster sitzen. Das beunruhigte ihn mehr, als er es sich selbst gestehen mochte. Er konnte nicht zögern, er mußte zu ihr gehen, zumal er Freudiges ihr zu verkündigen gedachte. Er kam und fand sie krank, recht krank auf dem Lager. Mild verweisend sagte er ernst: „Und Sie schicken nicht einmal zu mir? Wenn ich nun nicht gekommen wäre? Sie müssen machen und gesund werden — der Tod hat im Magdalenenstift Rast gehalten. Ihr Stübchen ist binnen Kurzem leer."

Die Kranke lächelte schmerzlich. „Ich werde dies Asyl nicht mehr bedürfen," sagte sie matt. „Gott hat mein Gebet erhört; ich scheide von hier — zur ewigen Ruhe."

Und als der Geheimrath dies nicht Wort haben wollte, als er von baldiger Genesung, von besseren Tagen sprach, schüttelte sie das Haupt und sagte: „Wollen Sie mir die Ruhe nicht gönnen? Mein Tagewerk ist gethan; ich mache drüben im Stift einer Anderen Platz, die der Ruhe dort vielleicht mehr benöthigt ist, als ich es wäre, und die sich der Wohlthat mehr erfreuen wird, als ich es wohl jemals gethan hätte. Leben Sie wohl — und nehmen Sie vor meinem Scheiden meinen herzinnigen Dank."

Der Geheimrath vermochte nichts mehr zu sagen; er ging — und sendete den Arzt. Es war zu spät! Alle Pflege, alle Liebe, alle Sorgfalt, die der Kranken von allen Seiten zu Theil wurde, vermochten nicht, den Tod zu bannen. Sie blieb wochenlang krank. Die Aerzten sangen, die Schwalben kamen wieder, ohne Genesung zu bringen. Anfangs April war sie gestorben. Als der Arzt kam und den Geheimrath den Tod verkündete, sagte dieser: „Sie war beim Himmel ein ehrenwerther Charakter; der Hinblick auf dies weibliche Wesen hat mir oftmals Muth gegeben — wo ich schon verzagen wollte." Und mit der Hand auf den Aetenisch zeigend, sagte er, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit und Geringschätzung: „Sehen Sie dort diesen Stoß Papiere — es sind alles Bittgesuche! O, wie beschämt die Todte alle Diese! Sie hat nie ein Bittgesuch um Unterstützung eingereicht, sie hat gearbeitet, sie lange sie zu arbeiten vermochte; sie hat gespart und sich gekümmert — aber sich nie auf Anderer Hülfe verlassen, oder den Staat mit Bittgesuchen belästiget. Und jene Bittenden dort — es sind Männer, Männer, die von Noth und Sorge sprechen, während die Frauen sich in Sammet und Seide kleiden. Sie bücken sich bis zur Erde, wenn sie eine Remuneration erringen haben — und schauen sich doch auch wieder gegenseitig bis auf den Tod an, wenn Der oder Jener wenige Thaler mehr erhalten hat, als die Andern nach ihren neidischen Ansichten meinen, daß ihm zukomme. O, wie viel ehrenwerther steht jenes Mädchen da! Und wir Männer wagen die Frauen das schwächere Geschlecht zu nennen! Der Todten gebühren, wie selten einer Andern, die Krone, das Glück des Lebens; ihr gebührt, wie Niemandem sonst, der reichste Blumenschmuck auf dem Sargesdeckel."

Und was er sprach, was er dachte, er suchte es zur That, zur Wahrheit zu machen. Er ging zu seinen Freunden, die alle durch ihn längst von der Gestorbenen wußten, die ihren Werth bereits erkannt hatten, da sie noch lebte. Sie kamen alle. Alle kamen sie aus innerster Ueberzeugung, mit einem Herzen voll Hochachtung, voll Liebe und Trauer. Sie kamen, wie der reiche Fabrikant kam, für den die Verstorbene im Leben so thätig gearbeitet hatte, und der es fühlte, daß er seine treueste, zuverlässigste, beste Näherin verloren habe; wie die Freundinnen kamen, wie deren Kinder gekommen waren, mit Blumen in den Händen, mit Thränen in den Augen. Sie stehen Alle am Sarge. Und während der Geistliche sprach, während er der Verdienste der Geschiedenen gedachte, ging den Einzelnen der Trauernden das Leben der Todten im Schmucke der Erinnerung, im Geiste des Friedens, der Milde und der Liebe vorüber.

Die Rede ist beendet, der Sarg wird aufgehoben, der Leichenwagen nimmt ihn auf. Noch eine kurze Zeit, und man senkt ihn

Digitized by Google

in die Gruft. Die Erde fällt auf den Sarg. Der Hügel erhebt sich; der letzte Akt eines Menschenlebens ist vorüber. Gerade, als der Trauerzug sich in Bewegung setzte, fuhr eine elegante Kutsche am Hause vorüber; ein einzelner Herr saß in derselben. Er sah den Zug, er wußte wer gestorben war — er wendete sich ab, er mochte nichts sehen, nichts hören, nichts wissen. Er war auf's Neue befördert worden, er fuhr zum Minister — um seinen pflichtschuldigen Dank abzustatten.

Vorüber! nur vorüber!
's ist Alles ja ein Hauch;
Und Du, Du einsame Thräne
Verschwinde, vergehe nur auch.

Was drängst Du heiser Gedanke
Dich wieder in's Herz hinein:
Warum? warum geschah es?
Kennt' es nicht anders sein?

Das Eisenbergwerk im Gonzen.

Von H. A. Berlepsch (in St. Gallen).

(Mit Abbildung.)

Ein jährlicher, wildanstrebender Schweizerberg, den jährlich Tausende und Tausende deutscher Vergnügungsreisende von der Thal-Ebene aus anstaunen, ohne den Versuch zu seiner Besteigung zu machen, soll den Vorwurf zu nachstehenden kleinen Landschaftsbilde abgeben. Er hat eine doppelte Berechtigung, unter den bevorzugten Genossen seines schönen Heimathlandes genannt und beachtet zu werden; denn nicht nur bietet er von seinem Gipfel aus großartige Umblicke auf einen Theil der östlichen Schweizer Alpen, sondern er hat auch culturhistorische Bedeutung und antiquarisches Interesse. Dies ist der Gonzen im Canton St. Gallen.

Seit der im Sommer 1858 stattgehabten Eröffnung der vom Bodensee nach Chur führenden Eisenbahn ist das St. Gallisch-österreichische Rheinthal nicht sowohl ein Wanderziel der Touristen, als vielmehr eine beliebte und immer mehr in Aufnahme kommende Route für alle diejenigen geworden, die auf den Allerweltsrigi steigen, die viel besungenen Tell-Orte am Vierwaldstätter See besuchen, und von da aus in's Melks und Meduna der Schweiz — in's geliebte Berner Oberland pilgern wollen. Und in der That kann derjenige Tourist, der, aus Deutschland kommend, gleich mit beiden Füßen in die volle Alpenpracht hineinspringen und seine Tour möglichst genußreich einrichten will, keinen befriedigenderen und vortheilhafteren Weg wählen, als diesen. Früher, wenn man in Lindau oder Friedrichshafen vom bayerischen und würtembergischen Eisenbahnen enden) den deutschen Boden verließ und, von Dampfschiff über den Bodensee getragen, die Schweiz in Rorschach oder Romanshorn betrat, verfolgte man die sehr gut conservirten, aber nichts weniger als interessanten Straßen durch das ackerbautreibende, fruchtbaumgesegnete, aber ziemlich ebene Thurgau oder durch das Mousselin wohnende, freundliche Toggenburg, und langte gegen Abend in Zürich an. Jetzt gehen auch durch diese Strecken Eisenbahnen, — aber die Landschaft blieb natürlich die gleiche, wie früher; sie bietet nichts Außerordentliches, um deswillen man doch die weite Reise macht. Wie ganz anders das alpenumragte, von hohen Firnzinken eingeschlossene, ruinengeschmückte, lachende breite Rheinthal! Sofort beim Eintritt eröffnet es eine Reihe von Gebirgsbildern, die ununterbrochen abwechselnd, immer sich verschieden, umgestaltend und wie dissolvirte Views in neue reizende Landschaften übergehend, zu den malerisch-überraschendsten gehören, welche die Schweiz aufzuweisen hat. Gleich drüben links stufen sich die Vorarberger Alpen auf, denen dann ein tiefer, ungemein prächtiger Einblick in's Montafun und auf die zackenreiche Kette des Rhätikon mit den schneebedeckten Kulmen der Seeſaplana, des keilgeformten Zimberspitz, des Gallinakopfes ꝛc. bis zum vergletscherten Silvretta-Massiv folgt, während rechts der patriarchalische Sentis mit seinen Vasallen und den beiden Vorposten Kamor und Hoher Kasten, dann später der Alvier, la Gauschla, die Grauenhörner, und ganz in der Perspective der Kalanda nacheinander aufmarschiren. Heitere, formenschöne Vordergrund-Gruppen beleben die mit hochsteggelegtem Mais und Weinreben bepflanzte Thalsohle, und halten die Schaulust durch den jagenden Wechsel ihrer Verwandlungen in unausgesetzter Spannung. Und alle diese prächtigen, wandernden Decorationen kann man vom weich gepolsterten Sopha des Waggon aus während der dreistündigen Fahrt bis Sargans an sich vorüberziehen lassen. Darum erkennt das einmüthige Urtheil der gebildeten Reisewelt diese Eisenbahn als eine der an landschaftlichen Genüssen reichsten auf dem ganzen europäischen Continente an.*

In Sargans wäre das Ziel für unsere Bergpartie zum Gonzen. — Offen gestanden, für zarte Damen, für altersschwache Herren oder kniekahme Männer, für Touristen, die keinen festgenagelten, derben, dickschlägen Bergschuh an den Füßen verleiden mögen, ist unser Gonzen nichts; er verlangt gesunde, sleißige Beine, etwas Ausdauer im Muskelspiel, leicht athmende Lungenpumpen und frische vernünftige Augen, die, wenn der Weg hie und da ein wenig schmal wird und an einer Tiefe vorüberführt, nicht gleich dem Gehirn schwindelsüchtige Reflex-Komödien vorgaukeln. Wer zu weichlich oder zu schwach ist, folge uns lieber nicht; er bleibe im Wagen und setze seine in ihren Effecten sich immer noch steigernde Reise auf der Eisenbahn längs des Wallensee zum idyllischen Züricherse fort. — Wem aber oben genannte Requisiten nicht mangeln, wer Proviant an stottem Humor, offenen Sinn für die Pracht der schönen Alpenwelt hat, und vom Wetter begünstigt wird, der nehme den Bergstock zur Hand, etwas zu essen in die Tasche und steige mit uns aus. Mit dem Gonzen macht er eine Vorstudie zur Besteigung höherer Berge.

Da liegt der imposante Koloß mit seiner breiten, wettertrotzigen Felsenstirn, wie ein vorgeschobener Sturmbock, an dem der mächtige Föhn (Südwind) seine Kräfte brechen soll. Er ist eine natürliche Weg- und Wanderscheide, ein dem Touristen von den Alpen aufgeworfenes Fragezeichen, an dessen Fuß drei Schienengleise ineinander münden. Links hinüber geht's in's Land der „alten drei Bünde" im Hohen-Rhätien (Graubünden) nach Chur und über die Berge (Julier, Splügen, Bernhardin) nach Italien, — rechts hinein aber an den felsenumgürteten, rebelisch-wilden Wallensee und in die Urcantone der schweizerischen Eidgenossenschaft. Unwillkürlich fragt jeder Fremde auf dem Sargauser Bahnhofe nach dem Namen unseres Gonzen, denn der Bursch kommt ihm doch zu originell vor. — Denke Dir, lieber Leser, ein weites, rings von hohen Gebirgszügen eingeschlossenes Thaltreieck, an dessen Winkeln sich breite, in der Tiefe dustigblau verschleierte Ausgänge öffnen. An Mitte desselben steht Sargans, ein Städtchen mit Buchen überwaltetter breiter Bergsockel auf. Es ist ein ganz respectabler Gesell, der sich mit vielen der renommirten Höhen- und Aussichtspunkte Mitteldeutschlands messen darf. Aus diesem wächst nun, abermals wieder ein paar Tausend Fuß hoch, senkrecht ein riesiges Felsenfrontispice, kahl, vegetationsentblößt, stolz und starr. Das ist der Gonzen, in dessen Eingeweiden die ältesten Eisenbergwerke der Schweiz und wahrscheinlich aller germanischen Länder sich befunden. Schon vor jenen Zeiten, in denen die Römer sich Helvetiens bemächtigten, und ihre Colonien und Städte (Aventicum — Wiflisburg, Bundenissa — Windisch, Curia Rhätorum — Chur, Arbosela — Arbon ꝛc.) anlegten, also vor dem vierten Jahrhundert, muß hier Eisen gewonnen worden sein. Denn vor ungefähr dreißig Jahren wurden in unmittelbarster Nähe von Plons, wo gegenwärtig noch das Eisenerz des Gonzen geschmolzen wird, celtische Gräber, aus großen rothen Schieferplatten erbaut, gefunden, und bei den zu Alp Ochse zerfallenden Erzgipfen lagen Eisenschlacken, ein Zeichen also, daß es Eisenschmelzer waren, die hier zur Ruhe bestattet lagen. Wären es Römergräber gewesen, so

* Wer auf seiner Rigi- oder Berner-Oberlands-Fahrt das pompöse Rheinthal prostituiren will, dem rathe ich in Rorschach zu übernachten (Krone, Hirsch oder Schiff). — Morgens sechs Uhr mit dem ersten Zug bis Ragaz (wenn er den Gonzen nicht besteigen will) zu fahren, das hochromantische Taminathal bis Bad Pfäffers (1 Stunde) zu Fuß zu gehen, die heißen Quellen zu besuchen. Nachmittags die Sargans zurück, längs der wildbrennenden Wallensee nach Glarus zu fahren, dort zu übernachten und am andern Tage mit Eisenbahn die Rapperschwyl, von da per Dampfschiff auf

Digitized by Google

hätte man sicher Münzen, Thongefäße oder irgend andere, auf weitere Cultur-Entwickelung hinweisende Beigaben gefunden. Denn der Römer verleugnet sich nirgends: wo er seinen Fuß hinsetzte, ließ er irgend ein Denkmal seiner Anwesenheit zurück. Gräber aus der späteren christlichen Zeit können es eben so wenig gewesen sein, da Plons nie eine Kirche und einen Kirchhof hatte, sondern, wie auch noch heute, immer nach Mels eingepfarrt war (was unserem Standpunkte eine Viertelstunde gegenüber liegt).

Außerdem findet man droben im Bergwerk noch Stollen (horizontale Gänge), die mit dem Meißel ausgehauen sind, also aus den Zeiten vor Erfindung des Schießpulvers (13. Jahrhundert, herrühren. Dies ist das eine culturhistorisch sehr interessante Moment. Aber ein zweiter Umstand beschäftigt unsere Aufmerksamkeit in noch höherem Grade. Bei den meisten Bergwerken muß der Grubenmann durch senkrecht niedergehende Schächte erst tief in'd Erdinnere hinabsteigen, ehe er zur Erzader kommt; hier müssen umgekehrt die Bergleute erst 2200 Fuß am Berge hinauf steigen, um geraden Weges in die Stollen einfahren zu können. Dies ist bei den meisten schweizerischen Bergwerken der Fall.

In dieser Höhe herrscht denn ein seltsames, mehr als bei einem anderen Bergwerke an das Märchenschaurige, Sagengeheimnißvolle erinnerndes Treiben. Aber es sind keine Motive aus dem kobaldrischen Gnomen-Reiche, welches die phantastische Poesie in die unterirdischen Höhlen und Gänge der Bergwerke verlegte, und jedem dieser zwergenhaften Erdmännlein mit langem Bart einen funkelnden Diamant verlieh, den es an der Stirn als leuchtende Lampe trägt, — es sind ehrr Figuren, die uns aus dem mittelalterlich-unheimlichen Gebiete der goldsuchenden Venetianer und ihrer mysteriösen Verbündeten, aus der zigeunerhaften Waldromantik her bekannt sind, gewissermaßen Reminiscenzen aus dem Faustsagen-Cyclus.

Wir steigen bergauf an dem altersgrauen, auf Felsen stehenden Schlosse Sargans vorbei, durch Wiesen, in denen malerische, tiefbraune Holzhäuser mit steinbelasteten Dächern stehen, und treten in schattigkühlen Buchenwald. Links, drüben überm breiten Seezthal, erschließt sich der Einblick in das schlundtig geöffnete Weißtannenthal und auf die duftig überhauchten Bergweiden der Nagazer, Melser und Flumser Alpen. — Da begegnen wir den ersten Merkmalen des Bergbaues, dem Erzplatz, wo die rothgrauen Eisensteine von den Schlittern abgeladen werden, um durch Pferde- oder Eseltransport hinüber in die Hochebene von Plons geschafft zu werden. Der wildzige Holzweg wird steiler, dämmeriger. Jetzt kommen Staffagestudien für Landschaftsmaler, wie sie kein Berg der Schweiz schöner und in größerer Auswahl liefert. Zwischen der Säulenhalle der glattrindigen, dichtbelaubten Buchen haben Sturztrümmer, graue Felsenbrocken in allen Größen und Figuren ihre Lagerstätte aufgeschlagen, und überlassen in indifferenter Ruhe es der verschämt jungfräulichen Waldvegetation, sie lebensvoll bunt zu schmücken. Zerstreute Sennenstcher, welche durch das Blätterge wölbe der vollen Laubkuppeln sich einstehlen, um mit den Orchideen und Mairieseli heimlich einen Augenblick zu kosen, fallen in ihrer Strahlenbrechung violett-dämmerig auf den Boden und contrastiren so wunderbar zu der übrigen Farben-Zusammenstellung, daß sie, vom Maler wiedergegeben, als kolette Erfindung, als outrirte Effectbascherei gelten würden.

Was leuchtet dort so schimmernd hell zwischen den weißgrauen Stammsäulen hindurch, wie verborgenes Mauerwerk? Es ist die Wattkapelle in lauschiger Einsamkeit, von grünen Reisern überzittert. Ein Ort für stille Selbsteinkehr, mag wohl schon mancher der Bergknappen, wenn er auf's Neue an seinen gefährlichen Broderwerb ging, hier frommer, inbrünstiger gebetet haben, als drunten in der großen Dorfkirche oder bei den Kapuzinern zu Mels. Ungeachtet der vielen hineingehangenen Heiligenbildlein sieht das kleine Gotteshaus weder katholisch noch protestantisch aus; es hat gar keine confessionelle Färbung, sondern erscheint in seiner großen Einfalt wie ein dem Welt-Cultus der Natur errichtetes Heiligthum. Wer Lessings schwärmerisches Bild: „die Kapelle im Walde" kennt, hat hier ein Original zu dem genialen tiefempfundenen Meisterwerke.

Ein schriller Ton durchfährt den Wald und schreckt uns aus der elegischen Stimmung auf. Er kommt aus dem um eine Felsenecke biegenden Hohlwege herab. Nun mischen sich menschliche Stimmen, Zurufe, hallend hinein, und das knatternde, knirschende Geräusch wird lauter, breiter, voller. Da erscheint droben in der hohlen Gasse ein Mann, braunroth vom Kopf bis zu den Füßen, der mit energischem Kraftaufwande einen Schlitten zurückzuhalten sich bemüht. In wahrhaft athletischen Bewegungen, kämpfend gegen die auf ihn eindringende Schwere, legt er sich in die halbwendförmig aufragenden Schlittenkufen wie der personificirte active Widerstand. Jetzt überwältigt ihn der Druck; mit beiden Beinen stemmt er sich in den aufgewühlten steinigen Sand, daß Staubwolken rundum aufdampfen. Er geht nicht mehr, er gleitet, wie auf der Eisbahn, mit der Last herab; seine bis mit Eisen beschlagenen Holzschuhe durchschneiden das am Boden liegende Gerölk wie der Stiel eines Schiffes die Wogen. Jetzt steuert er scharf auf eine Felsenecke zu; dort zerschellt es ihn, wenn er anprallt. Aber trotz der jagenden Hast, mit der der Braune herabkommt, ist er seines Fahrzeuges mächtig; mit lautem Zuruf wirft er die schwere Last herum, die kreischend über die Steine hinschleift. Jetzt sehen wir auch, wenn der Zuruf galt; hinter dem mit 20 Centnern Eisenstein beladenen Schlitten ist ein Gehülfe des eigentlichen Schlitters bemüht, die entzweinde Last zu hemmen und mittelst schwerer eiserner Ketten die treibende Wucht zu schwächen. Jetzt schleifen sie an uns vorüber, mit freundlichem Gruß unseren Gruß erwiderend. Sie halten an. Es gehören Pferdeknochen und Löwenkraft dazu, täglich zwei Mal die entleerten Schlitten auf den Schultern zwei Stunden hoch hinauf zu tragen, an die Mündungen der Gruben, um dann, ebenfalls zwei Mal, in beschriebener Weise, bei einer Neigung von durchschnittlich 30 Grad, wieder herab zu fahren.

Es gibt saure Beschäftigungen im Erwerbsleben, die jeder Edelstein freilich Bedeo mit Thränen nehen; aber es gibt wohl kaum eine zweite, bei welcher eine größere Consumtion der Kräfte stattfindet. Wir werden es fühlen, wenn wir wieder hinabsteigen, wie empfindlich der andauernde zähe Fall des Weges unsere Knie und Schenkel berührt; und doch gehen wir frei, völlig Herr unserer Bewegungen, unserer Zeit, unserer Kräfte. Nun denke man sich das rasend-forcirte Ineinandersrtauchen der Knochen, die verzweifelte Anspannung aller Sehnen und Bänder des Schlitters, wenn er seiner ihn drängenden Last mächtig bleiben will. Man sollte glauben, es seien Männer von Stahl und Eisen. Und doch sehen sie gar nicht so herkulisch aus. Sechs Franken (1 Thlr. 18 Ngr.) ist der Tagelohn für je zwei Männer eines Schlittens. Nun wähne man aber nicht, einem lebensmatten, mit der Welt zerfallenen Proletariate, wie dem in den englischen Steinkohlengruben, zu begegnen, dem die Leiden der gesellschaftlichen Stellung mit tiefgegrabenen Linien in's Antlitz gezeichnet sind, — im Gegentheil, es ist ein heiteres, rebfliges, sachlustiges Volk, das sich nur immer darüber wundert, wie man eine solche Leidenschaft für die Besteigung der Berge haben könne. Eine kurze Rast in Mitte der im Walde gelagerten Schlitter, wenn sie ihre schweren Fahrzeuge auf Kopf und Schultern wieder bergan tragen, gewährt viel Unterhaltung, vorausgesetzt, daß man ihren Oberländer Dialekt versteht. Mitunter wird man bei der Ankunft von irgend einer Seite her angeredet, ohne den Sprecher entdecken zu können; endlich erblickt das suchende Auge ganz nahe, im rothen dürren Buchenlaub, den in der Farbe gleich rothen Schlitter am Boden hingestreckt, der sammt seinen Cameraden in schallenden Lachjubel ausbricht, uns verirt zu haben. Se gefahrvoll die Beschäftigung ist, so wenig namhafte Unglücksfälle kommen vor; sie scheinen in Gottes besonderen Schutz zu stehen. Se ereignete es sich am Sonntag vor Pfingsten (dieses Jahres), daß von der Felswand herunterkollernde Steine einem Manne den auf dem Kopfe getragenen Schlitten total zerschmetterten, ohne ihm selbst den mindesten Schaden zuzufügen.

Nach zweistündigem, ziemlich strengem Steigen durch den Wald lichtet sich's, und wir gelangen endlich an's hölzerne Knappenhaus. Alles um und um ist holzdurch, die Wände, die Treppen, das Dach, der Erdboden, der gemüthliche Oberstezer Bärtsch, der uns bewillkommnet, ja sogar der ursprünglich mausgraue Hauskater. Hier wird, will man in eine der drei Gruben einfahren, der Erlaubnißschein des Hütten-Verwalters von Plons abgeholt. Kaffee, Brod und frisches Wasser ist Alles, was Gastfreundschaft an Erquickung bieten kann; darum ist Provisant in der Reisetasche von Nöthen. Während wir an dem prächtigen Niederblick in's Rheinthal uns erfreuen, kommt die Schaar der Grubenarbeiter eisenklappernden Trittes zum Mittagbrot (11 Uhr). Wie der Müller von seinem Geschäftsbetriebe weiß, der Kaminfeger rußschwarz ist, so fenern diese Leute in hochkupferrother Farbe. Es würde diabo-

Digitized by Google

lischer Mephistophelesmus aus den weißglänzenden Augen leuchten, wenn nicht der gutmüthige Gruß und der von strenger Arbeit ermüdete schwerfällige Gang uns rasch trösteten, daß hier durchaus keine Teufeleien zu befürchten sind. Nicht einmal von Geistern und Unholden werden sie gemeldet, denn ihre Gruben sind gesund, werden weder von „Bisen und schlagenden Wettern", noch von Wilderwassern heimgesucht, und das feste Gestein (blauschwarzer Kalk) bürgt dafür, daß kein Stollen „nachfällig" werde. Von einem einzigen traditionellen, geisterhaften Anzeichen wissen sie zu erzählen, das noch in unseren Zeiten repetirt, und dies ist folgendes: Wenn die Knappen im ziemlich unergiebigem Gestein arbeiten und die Oeffnung neuer reichhaltiger Erzgänge bevorsteht, so geschieht es, während sie ahnungslos im Knappenhause beim Essen sitzen, daß vom Bergwerke her, über die Steine bis auf die hölzerne Stiege laute Tritte erschallen, als ob dreißig und mehr Arbeiter mit schweren, eisenbeschlagenen Schuhen sich näherten. Die Knappen springen hinaus — aber Nichts ist zu hören, noch zu sehen, nur der Waldbach rauscht durch die einförmige Stille.

Imposant, schaurig, großartig ist der Eingang zur mittleren Grube. Wir stehen am Fuße der beinahe 2000 Fuß hohen Felsenwand. Diese ist gespalten; eine fast senkrechte Schlucht klafft wie eine riesige Wunde uns entgegen. Nach dem Berg-Innern zu verdüstert es sich geheimnißvoll. Bergdohlen umflattern die Klüfte, in denen sie nisten, mit schwirrendem Geschrei, das wie in einer Kirche wiederhallt. Hoch droben gähnen schwarze, höhlenartige Löcher, und daneben klebt eine dunkele Holzbaracke im Gestein wie ein angebautes Schwalbennest. Das ist die Grubenpforte. Von dieser gleiten in jähen, aus rohen Baumstämmen construirten Rinnen die guten und schlechten Erze polternd herwieder. Hei! glitzert es da wie calisornische Beute und peruanischer Ueberfluß von den im brennenden Sonnenschein goldgelb flimmernden Schwefelkiesen, diesem hüttenmännischen Unkraute, das alle Metalle im Ofen verdirbt. Wie gar oft im Menschenleben äußerer Prunk und Glanz innere Gehaltlosigkeit und moralische oder geistige Fäulniß verdecken muß, während geringere Charaktere voll inneren Werthes schlicht, anspruchslos, einfach dahergehen, so auch hier. In der Neben-Rinne kommt das unscheinbare, aber köstliche, gehaltvolle Mangan-Erz herab, das wie hellgrauer Kalkstein aussieht. — Es geht an's Klettern; steil hinauf, neben der Kluft, führt eine pfadähnliche Zickzack-Linie an blühenden gelben Alpenprimeln und feuerroth leuchtenden Eriken (im Volksmunde „Brüsch" genannt) vorüber, zu einem schmalen Felsenband, und über dieses in die Schlucht hinein. Das ist ein unheimlicher Aufenthalt, der unwillkürlich an Lenau's Faust erinnert, wo er die erste Bekanntschaft mit dem bösen Geiste macht:

„Da plötzlich wankt und weicht von seinem Tritt
Ein Stein und reißt ihn jach zum Abgrund mit;
Doch faßt ihn rettend eine starke Hand
Und hellt ihn ruhig auf den Felsenrand:
Ein fuchtrer Jäger blickt in's Aug' ihm stumm
Und schweinet um das Felsenes hinum."

Hier brausen im Winter und Frühjahr die Lawinen mit donnerndem Krachen hernieder und füllen die breite, hohe Schlucht nach und nach mit ihren abgelagerten Schneemassen aus. Kein Bergmann, kein Schlitter würde es wagen, im Winter den Weg, den wir soeben passirten, zurücklegen. Darum führt im Innern des Bergwerkes ein sogenannter Winterweg von der mittleren Grube zu der hinter dem Knappenhause sich öffnenden vorderen Grube.

Um ein Bild vom Inneren des Grubenbaues zu geben, müßte das, was allen Lesern aus anderen Bergwerksbeschreibungen schon genugsam bekannt ist, wiederholt werden. Lange, nachtdunkele Gänge, bald ganz horizontal, bald etwas steigend oder fallend, der laufende Hund (Grubenwagen) auf den Schienen, dumpfschallendes Hämmern der Arbeiter, wandernde Grubenlichter, donnerndes Knallen beim Sprengen und rasselndes Fallen des Gesteins nach dem Schuß, das Alles ist, wie gesagt, allgemeiner Natur. Nur eine Eigenthümlichkeit verdient Erwähnung. In der Grube Nr. 1, wo hauptsächlich reichhaltiger Magnet- und Rotheisenstein gewonnen werden, ist die Lagerung gen N.-O. abfallend vielfach geknickt und gebogen und darum der Gang der Stollen auch ein wellenförmiges Auf- und Absteigen. In der mittleren Grube dagegen, wo vorherrschend kohlensaures Mangan-Erz exploitirt wird, steht der Gang fast vertical, sodaß die Stollen aus hölzernem Einbau über graufen schwarzen Tiefen, früher abgebauten Gängen, eingesprengt sind. Das Bergwerk wird seit 1824 auf's Neue durch Herrn Neher von Schaffhausen betrieben und gewinnt jährlich ca. 40,000 Centner 40 bis 60 Procent haltendes Erz.

Um endlich auf die Spitze des Ganzen zu gelangen, bedarf es nochmaligen 1½stündigen Steigens; erst geht es an einer etwa 50 Spreessen zählenden, in die Felsenwand senkrecht mit Ketten befestigten Leiter hinauf (hierzu bedarf es eines schwindelfreien Kopfes), dann über Tschensälpli immer auf Rasenboden und zwischen einzelnstehenden Wettertannen ansteigend zu dem 5643 Fuß übern Meer erhabenen Gipfel (also 100 Fuß höher als der Rigi). Die Aussicht erschließt sich besonders gen Ost und Süd. Die Spitzen, welche man da droben sieht, hier einzeln aufzuzählen, dürfte den Leser wenig interessiren. Wer hinaufgeht, orientirt sich mit Hülfe einer guten Karte bald. Möge rüstigen Alpenfreunden die Besteigung des Ganzen hierdurch angelegentlichst empfohlen sein.

Des blinden Kindes Klage.

Ich klage nicht, daß ich nicht seh'
Des Lenzes Zaubersglanz,
Des Himmels köstlichen Azur,
Der Sterne mildren Kranz,
Nicht, weil der Schönheit eitles Gut
Für mich ein Traumgesicht —
Trifft nie des Meeres Pracht mein Blick,
Darüber klag' ich nicht!

Der Vogel, der so lieblich singt,
Man sagt, er sei nicht schön —
Die Blüthe, deren Duft entzückt,
Soll oftmals farblos stehn.
O nein! die Schönheit reizt mich nicht,
Sie ist wohl bettelarm —
Ein andrer Wunsch mein Herz bewegt,
Mein Herz so liebewarm.

Mein kleiner Bruder führet mich
Zum duft'gen Veilchenbain —
Ich kenne seinen leichten Schritt,
Für mich wie Sonnenschein;
Und meiner Mutter süßes Wort
Ist mir, wie Saitenspiel —
In ihrer Arm' das Himmels Glück,
Der Seligkeit Gefühl!

Wenn bei der Theuren Zärtlichkeit
Mein ganzes Sein erbebt,
Wenn mich des Vaters Arm umschlingt,
An seine Brust mich hebt —
Dann füllt mit Thränen sich der Blick,
Ich weine, weil ich blind:
Der liebe Engen seh' ich nicht,
Ich armes, armes Kind!

Digitized by Google

Deutsche Bilder.

Nr. 4.

Schill und seine Reiterzüge.

Von Schmidt-Weißenfels.

(Schluß.)

Die große Nationalverschwörung in Deutschland gegen Napoleon war damals in ausgebreiteter Weise organisirt. Bis tief nach Oesterreich hinein, ja bis an den kaiserlichen Hof reichten die Fäden, und Stadion wie Gentz unterhielten eine bedeutende geheime Verbindung mit Preußen und den vortigen Patrioten Scharnhorst, Gneisenau und Hauptmann Bauer. Der Tugendbund bildete die Vereinigung der patriotischen Ideen; von hier aus gab man die Winke und Zeichen, ihm ließ man verstohlen die Pläne der Häupter der Bewegung zugehen, um für sie Propaganda zu machen. Daneben existirten andere geheime Vereine, wie z. B. die Gesellschaft der Vaterlandsfreunde, welche in gleicher Weise für die Erhebung arbeiteten und Geldmittel sammelten, um im entscheidenden Moment mit ihnen die Ausrüstung der vorbereiteten Guerillabanden zu ermöglichen. Zwischen allen bestand ein gewisser, wenn auch loser Zusammenhang, und alle erwarteten die allgemeine Erhebung Deutschlands in den Augenblick, wo Oesterreich den Krieg gegen Napoleon unternehmen würde.

Ferdinand von Schill war eingeweiht in diese Verhältnisse: er stand mit dem Tugendbund in Verbindung, noch inniger mit der Gesellschaft der Vaterlandsfreunde. Hirschberg und Dörnberg waren seine Vertrauten, sogar von Oesterreich her hatte man mit ihm angeknüpft. Andere Patrioten, mehr leidenschaftlich als vorsichtig, forderten ihn auf, auf eigene Faust zu handeln, wenn es so weit sei; man brachte ihm fast gewaltsam die Meinung bei, daß er sich nur zu zeigen brauche, um ein Volk in Waffen um sich zu sehen. Schill selbst gab sich, phantastisch wie er war, und leidenschaftlich, mit außerordentlichem Eifer, aber auch mit Unvorsichtigkeit diesen Hoffnungen, die man auf ihn setzte, hin. Die übertriebenen Schilderungen der Vorbereitungen, der vorhandenen Mittel täuschten ihn und ließen ihn sowohl die Kampflust des Volks, als auch seine eigene Bedeutung überschätzen. Katt und Dörnberg drängten ihn überdies, mit ihnen gemeinschaftlich loszubrechen, ja, der zum Kampf bereiten Bevölkerung in Westphalen ein Zeichen zu geben, daß er ihr Führer sein werde. Geheime Agenten kamen und drängten auch, und Schill gab Briefe an die Eingeweihten mit und Proclamationen, welche das Volk heimlich bearbeiten sollten. Nun brach auch der Krieg Oesterreichs gegen Napoleon aus; die Oesterreicher rückten nach Baiern vor, das Volk in ganz Deutschland gährte: ein Funke, und die Flammen der Erhebung mußten hoch und gewaltig emporschlagen.

Katt hatte unvorsichtiger Weise im Anfang April das Signal zum Aufbruch gegeben, während allgemein angenommen war, daß selbe sollte der erste entscheidende und zuversichtlich erwartete Sieg der Oesterreicher sein. Er hoffte im Einverständniß mit Bewohnern Magdeburgs diese Festung zu übermumpeln; aber die Beschleunigkeit seines Beginnens warnte den Feind, und der Handstreich auf Magdeburg, sowie der ganze Katt'sche Aufstand mißlangen gänzlich. Nun begann die wachsame Polizei König Jerome's ihr Werk, und das Mißgeschick wollte, daß man in Magdeburg den westphälischen Landmann aufgriff, der Schill die Botschaft gebracht, sich an die Spitze der Insurrection zu stellen, und dem der unvorsichtige Husarenmajor seine Briefe und Proclamationen anvertraut. Man fandte diese Papiere nach Cassel, legte sie dort dem preußischen Gesandten vor, und der mußte wohl oder übel darüber an seine Regierung berichten. Ein vertrauter Freund und Patriot, der spätere hannoversche General von Bothmer, setzte Schill von dieser unerwünschten Enthüllung im Geheimen in Kenntniß.

Schill sah sich bedroht; das Mißerfolg, was er zu erwarten hatte, war das Schicksal des Freiherrn von Stein, der ein halbes Jahr früher aus Preußen nach Oesterreich geflüchtet war. Aber damit wurde die Erhebung, deren Erfolg ja so sicher schien, einer kräftigen Stütze beraubt, Schill selbst um alle seine Hoffnungen betrogen. Der lebhafte Mann war eine Beute der Unruhe und Unentschlossenheit; sollte er gehen, sollte er bleiben, sollte er verfluchen, auf eigene Hand die Insurrection zu bewirken? Das Letztere schien ihm nach Allem, was man ihm berichtet, leicht zu sein, und dann war's ja kühn, verwegen, ein echter Husarenstreich, wie er zu Schill paßte! Die eingehenden Nachrichten bestärkten ihn überdies in diesem Entschlusse. Es kam ein Bote von Dörnberg, der ihm meldete, daß er am 21. April mit seinen Hausen losgegangen sei und nun auf seine Unterstützung rechne; es gelangte das falsche Gerücht nach Berlin, Erzherzog Karl habe bei Neu gesiegt, und man glaubte, weil man es so heiß erwünschte, so fest daran, daß Chazot, damals Commandant von Berlin, für den 27. April die Parole „Karl und Hof" gab.

Nun hielt's den kühnen Reiteroffizier nicht länger. Mag's kommen, wie es will, jetzt oder nie mußte er losschlagen. Ohne seine Absicht zu verrathen, machte er schnell seinen Plan; nur Adolf von Lützow, den spätteren Freischaarenheld, und Lieutenant Baersch, seinen Freund, weihte er in das Geheimniß: er wollte nach Magdeburg. Auf seine Leute konnte er zählen; die gingen, das wußte er, mit ihm, und wär's in die Hölle.

Am Nachmittag des 28. April zog Schill mit seinem schmucken Husarenregiment zum hallischen Thore hinaus, anscheinend um, wie gewöhnlich, dasselbe exerciren und mit Sack und Pack manövriren zu lassen. Und richtig, hinter Berlin fanden mehrere Evolutionen des Regiments statt. Dann aber zog man stracks in der Richtung nach Potsdam los; auf dem Wege dahin ließ Schill plötzlich Halt machen und verkündete in begeisterter Rede, so wie's ihm eigen war, seinen Entschluß, den Kampf aufzunehmen gegen die Gewalt des fremden Tyrannen. Unterstützung sei ihm sicher, schon sei der Aufstand in Hessen losgebrochen. Wer ihm aber nicht folgen wolle, der möge sich nicht scheuen, es zu sagen, und heimreiten. Aber es rückte sich kein Mann; Alle, vom Ersten bis zum Letzten, jubelten ihrem kühnen Führer zu, und so ging's denn unter lustigem Trara fort über Potsdam nach der Elbe. In Berlin glaubte man indessen, Schill habe einen unerwarteten Uebungsmarsch unternommen. Man sandte ihm einen Officier nach, um ihm diese Eigenmächtigkeit zu verweisen und ihn zurückzubeordern; Schill zog ihn in's Vertrauen, und der Officier kehrte nach Berlin zurück. Dies Ereigniß bestärkte die Husaren wohl noch in der Meinung, ihr Führer handle im Einverständniß mit der preußischen Regierung.

Schon am letzten April erfuhr Schill, daß auch Dörnberg's Handstreich mißlungen sei. So war denn an einen Ueberfall Magdeburgs nicht mehr zu denken, und die Schaar rückte deshalb auf Wittenberg zu. Der dortige sächsische Commandant setzte keinen Widerstand entgegen, ließ die Husaren vielmehr ruhig durch die Stadt ziehen. Am 2. Mai gelangte Schill nach Dessau. Ein feuriger Aufruf sollte die gehoffte Insurrection jetzt in's Leben rufen. „Alles," sagte der kühne Officier, „greife zu den Waffen; Senfen und Piken mögen die Stelle der Gewehre vertreten . . . Wer feig genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung." Er, der's nicht besser wußte, rief jubelnd in die Welt hinein, daß die Oesterreicher gesiegt, die Hessen im Aufstande seien. „Auf zu den Waffen! Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wiederhergestellt sein. Auf zu den Waffen!" Und nun ging's weiter, überall aufforderud zum Kampf, überall das gegende Volk begeisternd. Man kam nach Sternberg; Streifpatrouillen des schon durch Zulauf vermehrten Corps wandten sich in's Land hinein, nach Halle; Schill selbst zog auf Cöthen los, wo man dem französischen Fürsten den Marschall leerte, die vorhandenen Waffen wegnahm, dessen Leibgarde auflöste und einen Theil derselben zum Uebertritt in das Schill'sche Corps bewog.

Da trafen Hiobsposten ein, welche den kühnen Mann zu sich selber irre werden ließen. Die Dörnberg'sche Schilderhebung war vollständig gescheitert; die Oesterreicher, anstatt gesiegt zu haben, waren an der Donau geschlagen worden und auf dem Rückzug nach Wien; ein Courier von Berlin brachte ihm die ernste und drohende Mahnung, sofort umzukehren. Schill war wie gebrochen. War es denn jetzt noch möglich, umzukehren, mit Spott und Hohn zurückzugehen, um sich dem Kriegsgericht zu stellen? War denn

Digitized by Google

durch diese Nachrichten mit einem Male Alles verloren, keine Aussicht mehr auf die so eifrig betriebene Erhebung? Das Letztere mußte sich Schill mit Trauer eingestehen; hatten ihn die Tage bisher schon belehrt, daß man ihm den Kampfmuth der Bevölkerung übertrieben geschildert hatte, und daß diese lange noch nicht genug zur Erhebung vorbereitet war, so sah er ein, daß nach dem mißglückten Aufstand der Hessen und den niederdrückenden Nachrichten aus Oesterreich vollends nicht mehr auf eine rege und aufopfernde Theilnahme des Volkes zu rechnen war. Er berief seine Officiere und hielt Kriegsrath mit ihnen über das, was zu thun. Die Genossen des Unglücks, die Uneinigkeit, hatte bereits Erfolge gemacht, um so mehr, als Schill, gebeugt und anschlüssig, mit seinem kühnen Selbstvertrauen nicht mehr Alle mit sich fortriß. Wenn auch Alle einmüthig sich für den Kampf entschieden, so wollten die Einen sich doch nach Oesterreich durchschlagen, die Andern den alten Plan beibehalten und auf Cassel rücken; Schill selbst schlug vor, nach dem Norden vorzudringen, um möglicherweise die erwartete Diversion englischer Truppen am Rhein und an der Weser unterstützen zu können. Diese Ansicht trug den Sieg davon.

Inzwischen war ein Corps rheinbündischer Truppen von Magdeburg her herangerückt, um die Schill'sche Schaar zu versprengen. Das kam dem Husarenmajor, der Feuer, Muth und Kampf bedurfte, gerade recht, und er zog ihnen mit seinen Reitern frischweg entgegen. Sein Corps bestand jetzt aus 400 Husaren, 60 reitenden Jägern und etwa 50 Mann Infanterie.

Am 5. Mai stieß er bei Dodendorf, unweit Magdeburg, auf den Feind, der, sechs Compagnien und zwei Geschütze stark, sich in drei Quarré's aufgestellt hatte. Vier Compagnien darunter waren westphälische Truppen, und Schill versuchte deshalb, sie zum Ueberlaufen zu bestimmen. Aber vergeblich. Es geschah denn der Angriff. Im Nu sprengten die Schill'schen Husaren die Quarré's, warfen den Feind zurück, nahmen 170 Mann gefangen und erbeuteten eine Menge erwünschten Gepäcks, Waffen und Fahnen. Freilich war der Sieg theuer erkauft, sieben Officiere waren erschossen, drei schwer verwundet — worunter Lützow —, zwei gefangen. Der Verlust der Mannschaft betrug über hundert Mann. Ueberdies konnte der Sieg, bei der Schwäche des Corps, in nichts ausgebeutet werden, und Schill wußte nach wie vor an Rettung vor der Gefahr denken.

Hoffnung zu fassen für ihn und seine Unternehmung war fast unmöglich. Ein Decret König Jerome's bezeichnete Schill's Corps als eine Räuberbande, befahl „darauf Jagd zu machen" und setzte auf Schill's Einlieferung einen Preis von 10,000 Francs. Ein Parolebefehl des Königs von Preußen vom 8. Mai mißbilligte Schill's „unglaubliche That" in den strengsten Worten und legte jedem preußischen Soldaten die unbedingte Verpflichtung auf, sich ruhig zu verhalten; zugleich wurde eine Untersuchung über die eigenmächtige Handlungsweise des fähnen Majors eingeleitet. Napoleon endlich bezeichnete Schill in einem Bulletin vom 9. Mai als „brigand", sein Unternehmen als ein „lächerliches"; zugleich wurde ein 10,000 Mann starkes Observationscorps an der Elbe gegen dieses „lächerliche Beginnen" aufgestellt, und der General Grafien mit meist holländischen Truppen zur Verfolgung Schill's abgeschickt. Und nun noch der Sieg der Franzosen über die Oesterreicher! Wie sollte da noch ferner auf Theilnahme der Massen gerechnet werden können? wie war es möglich, an einen Erfolg einer solchen Handvoll Leute, mochten sie auch noch so kühn sein, zu glauben?

Und Schill selbst glaubte nicht mehr daran; die Verzweiflung bemächtigte sich seiner, und er spähete nur noch, wohin er sich zu retten vermöchte. Er hatte sich nach dem Gefecht bei Dodendorf nach Stendal und Arneburg gewandt, und hier waren 160 Mann mit vier Officieren unter Quistorp's Commando zu ihm gestoßen. Es waren Truppen des leichten Infanteriebataillons, das seinen Namen führte und unter ihm bei Colberg gefochten. Begeistert für Schill waren sie heimlich, noch ehe der Parolebefehl des Königs erlassen war, aus Berlin gezogen, um unter ihrem alten Führer zu kämpfen. Wohl richtete dies Schill's Hoffnung für einen Augenblick auf; aber nur zu schnell sank sie wieder im Angesicht der Unmöglichkeit des Erfolges. Und damit ward der kühne Mann unschlüssig, hartnäckig, verbittert. Gewinnen war zu ihm gekommen und hatte ihn beschworen, nach Westphalen aufzubrechen, wo für den Aufstand am meisten vorbereitet sei; er weigerte sich, zog planlos umher, verschwendete kostbare Tage mit nutzlosen Märschen, während die Franzosen sich in „Uebermacht zu seiner Verfolgung aufmachten. Endlich, gedrängt und von drohenden Gefahren umgeben, entschloß er sich, nach Pommern aufzubrechen, um von Stralsund aus mit den britischen Schiffen in der Ostsee in Verbindung zu kommen, sich vielleicht mit seinen Getreuen nach Spanien zu retten.

Am 13. Mai brach er nach Mecklenburg auf, besetzte Dömitz und indem er dort seine Infanterie zurückließ, damit sie den verfolgenden Feind anhalte und über den von ihm eingeschlagenen Weg irre führe, zog er mit seinem Corps gegen Wismar und Stralsund, benachrichtigte auch zu gleicher Zeit den Admiral der englischen Ostseeflotte von seinem Vorhaben. Während nun die Dömitzer Infanterie, kaum 400 Mann stark, sich weidlich mit den Truppen Grafiens herumschlug und sich darauf glücklich nach Rostock zurückzog, war Schill mittlerweile in Eilmärschen auf Stralsund marschirt. Am 24. Mai stieß er bei Damgarten auf eine Abtheilung Truppen, welche der französische Gouverneur ihm entgegenwarf. Schill vernichtete dieses weit überlegene Corps fast vollständig, und nun hatte er den Weg auf Stralsund frei.

Es war am 25. Mai. Die Artillerie Stralsunds feierte eben mit Kanonensalven den siegreichen Einzug Napoleons in Wien. Da sprengte plötzlich Schill mit dreißig Jägern und fünfzehn Husaren in die Stadt, hinter ihm her kam die übrige Schaar, und nun ging's flugs über die Kanoniere her, die nach verzweifelter Gegenwehr zusammengehauen wurden. Stralsund war wirklich von Schill erobert. Noch einmal flammte der alte Muth und das alte Selbstvertrauen in dem kühnen Reitersmanne auf; aber ein Preußen der Umstände erkletzte ihn schnell. Bald sollte man Mannschaften nehmen, die Wälle zu vertheidigen, die Festungsartillerie zu bedienen, Schanzen zu errichten? Das ganze Corps war höchstens sechshundertundert Mann stark und zur Hälfte Reiterei! Auch gab es schon Zaghafte und Unzufriedene unter ihnen, und Schill klagt in einem Parolebefehl darüber: „es sei der sehr unglückliche Ton im Corps eingerissen, seine Befehle willkürlich abzuändern oder gar nicht zu befolgen." Und doch that er, als wenn er sich in Stralsund zu halten vermöge, freilich wohl mit dem Hintergedanken, daß die Engländer in Rostock landen und ihm zu Hülfe eilen würden. „Meine Arbeiten an der Wiederherstellung der Werke," schrieb er damals an Erbprinz Karl, „sind von einem solchen Erfolge, daß ich dreist behaupten kann, das demolirte Stralsund werde sich, gleich einem andern Saragossa, nicht allein gegen den anrückenden Feind, sondern auch noch größered Corps auszeichnen." War dies Selbsttäuschung oder wirkliche Ueberzeugung?

Am 31. Mai kam Gratien mit 6000 Mann meist holländischer und dänischer Truppen vor Stralsund. Auf alle drei Thore der Festung begann der Angriff; die Verwerke wurden erstürmt, die Wälle erstiegen, die dort aufgestellten Geschütze genommen. Ueberall zurückgeworfen, sammelte Schill seine Reiterei auf dem Marktplatz; aber der siegende Feind ließ ihm nicht Zeit dazu, er stürmte aus den Straßen heran, warf sich auf die ungeordneten Reiterschaaren und versprengte sie nach allen Richtungen. Jetzt hieß es: rette sich wer kann! Schill selbst, von verzweiflungsvollem Muth erfüllt, brach mit einem Reiterhaufen in die Feinde, hieb Alles vor sich nieder, ohne doch vor dem Uebermaß der Feinde Luft zu bekommen. Ein wüthendes Handgemenge entspann sich, Mann gegen Mann focht und mit einer Erbitterung ohne Gleichen. Schill's Säbel blitzte unaufhörlich in der Luft; sein Roß bäumte sich hoch auf, erdrückte einen Haufen Dänen, sprang über ihn fort in eine Seitenstraße hinein. Auch hier drang der Feind vor. Verzweifelt stürzte sich Schill auf den ihm entgegenkommenden holländischen General Carteret und hieb ihn mit einem Streich vom Pferde — aber in demselben Augenblick traf ihn ein Schuß, er sank herab, und die Bajonnete der dänischen Musketiere bohrten sich in seinen Leib. — Der kühne Reitersmann war todt; in ein Haus, gegenüber dem Rathhause, brachte man ihn und ließ ihn dort entkleidet auf dem Boden eines Zimmers liegen. Er war unentstellt, selbst in den Wangen war noch das Roth des Lebens, so kurz und schnell hatte er geendet!

Furchtbar war der Kampf gewesen in Stralsund; der Feind hatte grausame Verluste erlitten, das Schill'sche Corps sein Leben theuer verkauft. Aber es war fast gänzlich erschlagen, erschossen oder gefangen, kaum zweihundert davon retteten sich aus diesem Gemetzel nach Preußen. Napoleonische Grausamkeit richtete über die Unglücklichen, welche lebendig in die Hände der Häscher gefal-

Digitized by Google

len waren. Man brachte sie nach Braunschweig, an 600 Mann; deutsche Officiere verurtheilten sie, meist zur Galeere, viele zum Tode. Die elf gefangenen Officiere indessen wurden nach Wesel geschafft und als „zur Bande von Schill" gehörig am 16. September vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und laut eines Gesetzes aus der Revolutionszeit wegen Diebstahls mit Einbruch oder Straßenraub zum Tode verurtheilt. Noch am selben Vormittag wurden diese elf Helden, von denen nur einer das zweiundzwanzigste Jahr überschritten hatte, auf einer Wiese bei Wesel erschossen. Es waren zwei Brüder von Wedell*, der eine zwanzig, der andere dreiundzwanzig Jahr alt, ein Herr von Keller, Jahn, Gabain, von Flemming, von Kessenbrinck, von Trachenberg und drei von Schill zu Officieren ernannte junge Leute aus Berlin, Schmidt, Feigentreu und Gulde. Zwei und zwei zusammengebunden gingen sie dem Tode muthvoll entgegen; sie brachten ihrem Könige noch ein Hoch aus, dann commandirten sie selber Feuer! Nur Einen hatten die Kugeln nicht getödtet; er riß sein Kleid auf und rief, auf sein Herz deutend: „Hierher, Grenadiere!" Und sie schossen ihn in's Herz. Es war Blut der Märtyrer, das hier floß, und ein Same erstand daraus, ein Haß gegen das napoleonische Regiment, durch den vor Allem der Thron des Usur-

* Ein dritter Bruder, Heinrich von Wedell, der bei Dodendorf gefangen worden, wurde zur Galeere verurtheilt und schmachtete vier Jahre in dem gräßlichen Bagne. Nachdem er durch den Zaren Napoleon's, wie so viele andere seiner Schill'schen Schicksalsgenossen, seine Freiheit wiedererhalten, trat er in preußische Dienste und bekleidete noch vor Kurzem als General die Gouverneursstelle in Luxemburg. So viel wir wissen, lebt dieser ehemalige Schill'sche Officier noch.

** Soeben wird nachfolgender Aufruf erlassen:

Aufruf

zu Beiträgen für

ein Denkmal auf dem Grabe Schill's.

„Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß gestellt!"

So lang flagend der ehrwürdige selige Arndt schon vor 47 Jahren, und — bis heut hat Deutschland dem Vorkämpfer für seine Freiheit, dem Bahnbrecher der Heldenzeit von 1813—1815 die Ehrenschuld nicht abgetragen. Bei der würdigen hundhundertjährigen Gedächtnißfeier seines Todes am 31. Mai 1859 zu Stralsund ward der Wunsch für ein Grabdenkmal Schill's wieder rege; die Unterzeichneten traten freudig zu einem Ausschusse für Errichtung eines solchen Denkmals zusammen. Durch den Minderting einer kleinen Schrift „Ferdinand von Schill und die hundertjährige Gedächtnißfeier seines Todes in Stralsund. Mit Beilagen") und durch sonstige Gaben sind zwar bereits über 400 Thaler eingekommen, worüber in Nr. 25 der hiesigen Zeitung Rechenschaft gelegt worden; soll aber das beabsichtigte Grabdenkmal einigermaßen ein würdiges werden, so sind noch 500 bis 600 Thaler erforderlich. Daher die vertrauungsvolle dringende Bitte an alle Vaterlandsfreunde, uns für den obigen Zweck Beiträge zukommen zu lassen.

Die Redactionen der deutschen Zeitungen werden die Güte haben, die eingehenden Beiträge gefälligst entgegenzunehmen und uns zukommen zu lassen. Jeder der Unterzeichneten ist gleichfalls bereit, Beiträge, namentlich durch Privatsammlungen zusammengebrachte, anzunehmen. Sowohl über diese Gaben, wie über das Denkmal selbst soll seiner Zeit Bericht erstattet werden.

Der nun verewigte E. M. Arndt hat sich stets, selbst noch in seinem letzten Lebensjahre, für Ferdinand von Schill verwandt. Ein Denkmal für denselben ist gleichsam ein Vermächtniß für den treuen Arndt. Das letzte seiner Gedichte (Ende Januar 1860 verfaßt) war der Gedächtnißfeier des von ihm hochverehrten Helden gewidmet. Wir schließen unsere Aufforderung mit der sechsten Strophe dieses Gedichtes:

„Ja, als die Wucht von Schanden
Den Nacken Deutschlands beg,
Ist Einer aufgestanden,
Der stolz den Degen zog.

Als Viele wie Memmen erblichen
Und tuschten feig und still,
Ist Er nicht ausgewichen:
Sein Name klinget Schill!"

Stralsund, im Julimonat 1860.

Francke, Rathsherr. v. Haselberg, Stadtbaumeister. Lübke, Stadtbaumeister. Dr. Zober, Professer.

Garibaldi in Palermo.

Aus zwei Briefen eines deutschen Malers im Garibaldi'schen Freicorps.

Ja, auch ich habe mich den Garibaldi'schen Streitern angeschlossen und längst Pinsel und Palette und die lustigen Farben-Päckchen im alten, verfallenen Rom weggeworfen. Ich kenne wenigstens 150 Deutsche aus allen möglichen Ständen und Gegenden, die sich neben Russen und Engländern, Franzosen und Ungarn, Polen und Griechen als italienische Freischaaren unter dem bezauberten und bezaubernden Commando-Stabe unseres Oberhauptes geltend zu machen suchen. Die schweizerischen Söldner, die die Ersten waren, die Fahnen ihres „Brotherrn" zu verlassen und zu uns zu stechen, zähle ich gar nicht mit. Sie werden aber mit uns fechten, d. h. gegen Schweizer, gegen Landsleute, die „drüben" blieben. Schweizer im Lager der Legitimität und Schweizer im Lager der Revolution, Beide gegen gleich baare Bezahlung — eine hübsche Moral, die darin liegt! Die Fürsten können daraus sehen, daß Freiheit mit denselben Mitteln gefördert werden kann, mit denen diese Bourbonen bis dahin den vollendetsten Despotismus, die Inquisition und Gerichtsverfahren mit der raffinirtesten Tortur aufrecht erhielten. Auch der stupideste, religiöse Fanatismus, der Wunderglaube und alle die Früchte der pfaffisch-jesuitischen Priesterherrschaft, unter der die Sicilianer zu treuen Unterthanen ihres göttlichen Königs erzogen wurden, alle diese Mittel des Despotismus haben sich jetzt gegen ihn bewaffnet. Jetzt ist ihnen Garibaldi der Heilige. Sie schwören darauf, daß mit seiner Ankunft auf Sicilien die heilige Mutter Gottes und Jungfrau vom Himmel herabstieg und ihn unverwundbarer machte, wie einst eine heidnische Göttin den Achilles, der wenigstens seine schwache Ferse behielt. Die Sicilianer würden den als Ketzer behandeln, der von einer Achilles-Ferse Garibaldi's spräche. Und doch hat er eine: er ist ein tüchtiger Haudegen von Stahl und Eisen, von diamantener muthiger Ausdauer, aber wegen der Ehrlichkeit und Grobheit seines Wesens schwach als Diplomat. Ja, so weit sind wir in der Diplomatie gekommen, daß die herrlichen Mannestugenden in ihrem Kreise zur Schwäche, zum Verbrechen werden.

Wie göttlich er aber hier verehrt wird, zeigte sich niemals glänzender, rührender, volksthümlicher, als am 2. Juli, dem Feste der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin Palermo's. Ihre Kloster-

Digitized by Google

kirche steht auf dem 2000 Fuß hohen Monte Pellegrino am Nordwestende des Hafens, unzugänglich für gewöhnliche Beine und Nerven, da der Weg sich an der steilen, zackigen Felsenmasse in furchtbaren Zickzacks über zebrechliche, morsche Brücken und wankende Bogen, auf schmalen Stegen an Abgründen entlang, in scharfen Kanten und Biegungen hinaufwindet. Und dennoch hatte sich der Kegel oben und die Kirche schon bei guter Zeit am Morgen mit Andächtigen gefüllt, und immer noch strömten Wallfahrer hinauf, um vor dem Bilde der Heiligen zu knieen und für Garibaldi zu danken, für Garibaldi zu bitten, Garibaldi leben zu lassen, den Namen Garibaldi weit hinaus in den sonnigen, blauen Himmel, über das lachende, strahlende, unendliche Meer hinzujauchzen. Die Hauptfeierlichkeiten fanden unten Statt: Processionen durch die Straßen und Gottesdienst in der Santa-Rosalia-Domkirche. Ich habe nichts davon gesehen, da ich meinen Urlaub dazu benutzte, den ganzen Tag auf den lichten, sonnigen, himmlischen Höhen des Monte Pellegrino zuzubringen, frei zu athmen, mich der schönen, überirdischen und doch irdischen Seligkeit dieser Luft, dieses Lichtes, dieser Aussicht zu freuen, an die dunkele, seine Heimath zu denken, von Freiheit zu träumen, auf Freiheit, auf glückliche Völker zu hoffen und der Todtengebeine, der in Ketten lebendig Halbverwesten, der von Ketten bis auf die Knochen durchgeriebenen, eiternden Glieder, der furchtbaren Schatten und Schreckensgestalten zu vergessen, die nach unserem Einzuge tausendweise aus dem Kerker wankten. Zwanzigtausend Gefangene und Gefettete wankten durch die geöffneten Gefängnißthore. Wie Viele waren verhungert, zu Tode gemartert worden, um über- und unterirdische Räume mit Gebeinen zu füllen! Ueberall in versteckten Winkeln und Löchern Menschengerippe, Todtengerippe zwischen Mauern, unter den Fußböden unterirdischer Kerkerlöcher, in den Höfen — Gott, und deshalb, weil sie den größten Tyrannen, der je einen Thron einnahm, nicht als von Gott bestellten Landesvater liebten oder wenigstens in dem Verdacht gestanden hatten, ihn nicht zu lieben! Und bis zu Garibaldi, wie wirthschaftete die Polizei für den 21jährigen Jüngling des neapolitanischen Thrones?

Jedes Polizei-Revier hatte seine Tortur-Bureaux. Sie wurden in Sicilien unter Direction des Oberbüttels Maniscalco, in Neapel unter Aiossa für die Ehre dieses Thrones verwaltet. Sie ließen, die nach jenem Tag tausende von Hieben austheilten, wobei oft Knochen zerschlagen und Fleisch aus dem Körper gerissen wurden. Aber so gnädig kamen nur die absolut Unschuldigen weg. Alle Unschuldigen, an deren Unschuld man nicht glaubte und die nichts zu gestehen hatten, wurden durch verschiedene Instrumente ermahnt, zu bekennen, zu gestehen. Wenn man ihnen den Kopf zwischen die Beine band und sie so liegen ließ, bis sie ausfagten, was man ihnen schuld gab, waren sie verhältnißmäßig noch glücklich gegen die, die auf einen eisernen Rost gebunden wurden, unter welchem man Feuer anmachte, in welches Feuer manchmal auch Schwefel geworfen ward. Dieses Rösten war eine besondere Liebhaberei des Polizei-Directors Pontillo. (Ich höre eben, daß ihn das Volk verbrannt hat, aber ohne Rost und Schwefel.) Andere bedienten sich gern des von Luigi Maniscalco seinem Vetter des Oberbüttels von Sicilien) erfundenen „Engelsinstruments". Es ist sehr einfach, aber diabolisch in höchster Vollendung: ein dicker eiserner Ring, inwendig sehr breit, auf einer Seite mit einem Kolben an einer Schraube versehen. Man steckt einen Arm oder ein Bein des Angeklagten in den Ring und dreht die Schraube, welche den Kolben gegen das Glied drückt, bis es zerquetscht ist. Die einfachen Daumenschrauben mittelalterlichen Angedenkens wurden auch sehr häufig gebraucht, aber die eifrigen Diener seiner apostolischen Majestät zogen immer das impofantere Engelsinstrument vor.

Manchmal wurden Angeklagte an Händen und Füßen zwischen zwei Mauern horizontal schwebend aufgehangen, damit ein auf den so hängenden Körper springender königlicher Beamter Arme, Schultern oder Beine aus den Gelenken reiße. Neben dem Engelsinstrumente wandte man auch in manchen Bureaux die Kopfbinde an, ein Engelsinstrument, in welches man den Kopf steckte, um die Hirnschale zu drücken oder zu zerquetschen. Mit einem andern Schrauben-Apparate, den die Cannibalen die Lorgnette nannten, drehte man durch Einschrauben zwischen dem Augapfel das Auge zum Kopfe heraus. In der Nähe des Meeres, besonders am oben Cap Zafferana, trugen die Polizeidiener fast alle Tage große Säcke in's Wasser. In jedem Sacke steckte ein Mensch. Man wirft ihn in's Wasser und läßt ihn darin, bis er sich nicht mehr rührt. Dann zieht man ihn heraus, sieht zu, ob er wieder zu sich kommt, und fragt den Aufathmenden, ob er bekenne. Weigert er sich, wird er wieder in den Sack gebunden und in's Wasser geworfen, bis er wieder ganz still ist und es auch oft für immer bleibt. So wurde Giovanni Pienno in Messina, ein nobler, angesehener Bürger, von der Polizei ermordet. In Monreale fielen ein alter Vater und seine Tochter, eine verheirathete, schwangere Frau, in dem Verdacht, daß sie Patrioten seien. Den alten Mann knutete man direct todt; die Tochter aber wurde erst vollständig entkleidet und dann erst zu Tode gepeitscht. Und die Glücklichen, welche sich durch Flucht retten in sichere Gebirgsschlupfwinkel, werden sie etwa steckbrieflich verfolgt? Nein, so väterlich ist man hier nicht für den jungen Landesvater. Ueberhaupt thut niemals ein anständiger Mann mit Angehörigen, weil man sich dann der Letzteren bemächtigte. Man dachte an Casimiro Arsimano, der vorher erfuhr, daß die Polizei ihn suche. Er floh in die Gebirge. Die Polizei nimmt seine Frau und bindet sie auf den Brenn-Rost, die Polizei nimmt seine Söhne und bindet sie auf den Brenn-Rost, die Polizei nimmt seine Töchter und bindet sie auf den Brenn-Rost. Sie wurden des Verbrechens beschuldigt, den Gatten und Vater in der Flucht unterstützt zu haben und zu wissen, wo er sich verborgen hatte.

Unter den Gerippen und lebendig in Ketten Halbverfaulten im großen Gefängnisse zu Palermo fand man auch zwei an eine Kette geschmiedete Unglückliche liegen, die erst sosgehauen und dann getragen werden mußten, weil Beide sich nicht mehr auf den durchgeriebenen Beinen halten konnten. Man forschte, was die Beiden verbrochen hätten. Der Eine, seit Jahren öfter in Todwahnsinn ausbrechend, hatte dem Andern durch seine furchtbaren Zuckungen und Bewegungen die Kette tief in's Fleisch gerieben, und er sie sich selbst. Er hatte, schon wahnsinnig, seine Geliebte ermordet. Den Andern bezeichnete die verhörte Polizei als politischen Verbrecher; aber kein Buch, kein Actenstück gab Auskunft, weffen er beschuldigt worden war. Auch hatte er selbst nie etwas darüber erfahren. Er war nie verhört worden — seit den fünf Jahren seiner Ketten, die er mit dem wahnsinnigen Mörder gemeinschaftlich getragen.

Dies ist nicht etwa ein ausgesuchter Fall. Du würdest mir nicht glauben, wenn ich Dir noch ganz andere Thatsachen und Erlebnisse erzählte. Lies Gladstone's, des englischen Finanzministers, Buch über die neapolitanischen Gefängnisse: da sinvest Du's haarklein, daß Hunderte und immer wieder Hunderte Jahre lang in Untersuchungshaft schmachteten, ohne daß sie je verhört wurden, bis selbst die Gefängnißbeamten vergessen hatten, weshalb sie im Kerker seien. Gladstone erzählt specielle Beispiele, wie sich auswärtige Gesandte eines oder des anderen so Gefangenen speciell annahmen, und sich die Polizeibehörden Mühe gaben, herauszufinden, wer ihn und weshalb verhaftet habe, ohne etwas ermitteln zu können.

Und diese Bomben, dieses Verwüsten blühender Städte, dieses ungeheure Blutvergießen 1849 und 1860! Ist's möglich, jetzt im Jahre 1860 des Heils, der Religion der Liebe? Und im Namen und auf Befehl eines 21jährigen Jünglings! Im 21. Jahre! In diesem Alter lieben, glauben, hoffen, schwärmen andere Jünglinge für alles Schöne, Edle, Ideale, und in diesem Alter martert und mordet dieser unsäglich elende Mensch! —

Solche Cannibalismen schreib' ich Dir aus Palermo „Relico", der Glücklichen, schon von Herodot und Diodorus dem Sicilier vor Jahrtausenden der große Garten, das glückliche Gestade, Paradies der Erde genannt, aus Palermo mit den leuchtenden Gärten, wo „im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn", Palermo mit dem ewig lachenden blauen Himmel über sich, den zum Westthore hereingrünenden Bergen, deren heiße Luft durch das vom Osten hereinlachende Meer gekühlt wird, aus der Hauptstadt des süßesten, glücklichsten Nichtsthuns in offenen Kaffeehäusern, Casino's, Barbierstuben und feenhaften Aquiazeli. In ersteren streckt und dehnt sich der junge, heruntergekommene Adel und macht viel Aufwand mit seinen fünf bis zehn Tari oder Silbergroschen, die er täglich zu verzehren hat; in den Casino's spielt und tanzt man, in den Barbierstuben, oft blosen offenen Plätzen auf der Straße selbst, wird geklatscht und gelacht, und die Aquiazeli oder Wasser- und Limonaden-Kneipen strahlen, duften und sprudeln allen Ständen und Classen und Geschlechtern, die müde und durstig sind, für fabelhaft billige Preise himmlische Erquickung. Auf goldenen

Digitized by Google

Säulen ruht der Eingangs-Balken, durch welchen das in krystallener Helligkeit fontainenspruhende Eiswasser, die Blumen, die Früchte, die bethauten Bäume schon wonnig herauskühlen auf die heiße Straße. Und wie leicht und paradiesisch unschuldig — die braunen Kinder laufen massenweise, bis auf ein Paar Badehosen, ganz nackt umher, und auch das gewöhnliche erwachsene Volk trägt nach unsern Begriffen unverschämt wenig auf den Gliedern — wie leicht und leder lebt man hier! Ich wollte, ich könnte Dir einige Genrebilder aus den beiden Hauptstraßen schicken, aus dem Caffaro und der Maqueda.

Caffaro oder Via Toledo und die Via Maqueda — diese beiden Hauptstraßen mit felsfamen Balcons — durchschneiden die Stadt rechtwinkelig und in vier ziemlich gleiche Theile. Die meisten andern Straßen sind freilich eng, krumm, winkelig, voller Wäsche und Handwerker, die alle um die Wette auf der Straße arbeiten, und dabei lachen und scherzen, als thäten sie Alles blos des Zeitvertreibes wegen. Welche Füllhörner des Glücks und Segens gießen hier Klima, Luft und Sonne, Berge und Thäler, Land und Wasser auf diese Sterblichen — und wie zerrissen, zerschissen, verrenkt, verfallen, verwittert und verwüst sind diese Häuser und Straßen und 180,000 Bewohner! Wir haben deren Zahl um 20,000 vermehrt, und fast täglich kommen neue Schaaren zu Wasser und zu Lande an, um Garibaldi zu dienen, ihn zu vergöttern, unter seinen Fahnen Italiens Freiheit zu erkämpfen. Unzählige dieser Freiwilligen sind, wie es scheint, kaum 15—16 Jahre alt, allerdings hier ein viel reiferes Alter, als im Norden, aber doch noch kein Mannes-, kaum ein Jünglingsalter. Wir sind in und um Palermo ihrer 20,000; in den Provinzen werden eben so viel — und täglich mehr — Freiwillige einexercirt. Ich weiß nicht, wie Viele von uns auf dem Recognoscirungswege nach Messina sind; überhaupt erfahren wir wenig von den eigentlichen Plänen unseres Führers. Nur als Unzufriedenheit über Verzögerungen in Benutzung unseres Sieges, über den täglich aufgeschobenen Marsch gegen Messina laut ward, ließ er bekannt machen, daß er nichts ohne Macht auf dem Wasser thun könne, und zehn große Dampfer aus Amerika erwarte, andere in England vorbereitet würden.

Nach den Aufregungen und Gefahren der ersten Tage haben wir immer ziemlich gute Zeit gehabt. Doch ist diese hoffentlich bald vorüber: es heißt, daß wir gegen Messina marschiren werden, d. h. über Felsen und Schluchten, die uns das Leben wohl sauer genug machen. Mehrere unserer Truppen sind gegen Catania vorgerückt, ohne welches gar kein strategischer Landweg nach Messina möglich ist. Die zehn Dampfer, welche Garibaldi in Amerika kaufen läßt, können vor August nicht hier sein. Bis jetzt haben wir acht Kriegsdampfer für Operationen von der Seeseite. — Die Sicilianer sind und werden keine Soldaten. Unser Kern besteht noch aus den Mannschaften, die mit ihm von Petschiera kamen, sahen, siegten. Unsere Uniformirung ist sehr einfach und zweckmäßig. Wenn ich Dir sage, wie ich aussehe, so hast Du ein Bild von Allen. So bente Dir mich in einer kurzen grauen Kattunjacke mit blauen und weißen Streifen, kurzen grünen Hosen und Leder-Gamaschen vom Knie an und derb gesohlten Schuhen; auf dem Kopfe sitzt ein leicht aufgedrückter, an einer Seite aufgeklappter Hut mit wehenden Federn. Einige von uns haben Rifles, die meisten aber noch Musketen, die aber in den Händen echter Garibaldianer viel wirksamer wurden, als die besten Schußwaffen. Er verlangt von jedem seiner Krieger, daß er dem Feinde immer so bald als möglich mit dem Bajonnet zu Leibe gehe, in dessen Gebrauch denn auch Alle täglich tüchtig geübt werden. Von Gepäck ist bei uns keine Rede, keine Spur von Lederzeug, Tornister ꝛc.; nichts als ein Leinwandsäckchen an der Seite mit Patronen und einem Stück Maccaroni-Teig. Jeder ist der freie Mann, stets fähig und fertig, zu schießen, und besonders zu stechen und mit dem Bajonnete einen 15—20 Fuß weiten Kreis von Lebensgefahr um sich herum zu schlagen.

Für den jungen Adel Italiens hat er desto mehr Staat machende freiwillige Husaren aufgeputzt, die nicht kämpfen, sondern blos im Stabe dienen und recognosciren. Wenn sie reiten, liegt der Säbel Schnuren-Jacke hinter ihnen her. Ihre in der Regel nicht sehr muskulösen Lenden und Schenkel stecken in grauen, schwarzgestreiften Beinkleidern. Der Helm leuchtet, unter ihm blitzen schöne, schwarze, feurige Augen.

Freilich nur Wenige können sich dieser oder auch nur unserer Uniformirung rühmen. Die Massen von Freiwilligen, die vom Meere her und aus den Bergen herbeiströmen, können vorläufig gar nicht eingekleidet werden, und ein Gewehr ist Alles, was ihnen bisher verabreicht werden konnte, wenn sie nicht schon mit einem solchen kamen. Aber der Verrath von Musketen ist erschöpft. In England wurden für gutes, baares Geld neue bestellt, ebenso Dampfschiffe, aber in diesem Falle scheinen die Engländer unser Geld nicht haben zu wollen. Hat ihnen Palmerston besseres gegeben? Unsere ärgsten Feinde sind nicht in Neapel, sondern in London und Paris, von wo aus man die neue neapolitanische „Constitution“ gegeben hat, um den jungen „constitutionellen König“ und seine „Engelsinstrumente“ zu schützen. Gib Acht!

Bürgersleute.

Nr. 2.

Bürgermeister Bartholomäus Blume, der letzte Held Marienburgs. *

Am 8. August d. J. sind vierhundert Jahre vergangen, seitdem ein edler Mann, den der berühmte Geschichtsschreiber Johannes Voigt den letzten Helden Marienburgs nennt, auf dem Blutgerüste sein Leben endete. Dieser Mann hieß Bartholomäus Blume und war Bürgermeister von Marienburg.

Bekanntlich war der deutsche Ritterorden, der im Jahr 1191 bei der Belagerung der Stadt St. Jean d'Acre zum Schutze deutscher Pilger im heiligen Lande gegründet wurde, im Jahre 1230 nach Preußen gekommen, um hier mit dem Schwert in der Hand die heidnischen Altäre zu zertrümmern und das Kreuz des Christenthums aufzupflanzen. Die Blüthe des deutschen Adels befand sich damals unter den Rittern, und darum gelang es ihnen mit Hülfe deutscher Kreuzfahrer die heidnischen Bewohner des Landes, freilich erst nach einem 53jährigen, blutigen Kampfe, zu unterjochen. Unter der Leitung kräftiger Meister blühte nun Preußen rasch empor, so daß der Wohlstand der Bewohner eine fast unglaubliche Höhe erreichte. Auch Kunst und Wissenschaft blühten damals frischer und freier am Weichselstrome, als in dem von Raubrittern und Mönchen niedergedrückten deutschen Bruderlande. Solcher Wohlstand, solche Macht und Größe erregte aber in dem Nachbarstaate, dem damals umfangreichen Polen, nicht geringe Eifersucht. Gelegenheit zu blutigen Händeln zwischen den Rittern und Polen fanden sich daher oft; jedoch gingen die Ritter stets siegreich aus diesen Kämpfen hervor. Mit der Zeit aber erlahmte die alte Kraft und Energie des Ordens. Viele Ritter ergaben sich, obgleich sie Armuth, Keuschheit und Gehorsam gelobt hatten, einem wüsten, wilden Leben, und der Orden fing an sich innerlich aufzulösen. Um diese Zeit fand die Schlacht bei Tannenberg (1410) statt, in welcher die Ritter von den Polen gänzlich geschlagen wurden. Wenige Tage nach der Schlacht, in welcher 100,000 Streiter, unter ihnen auch der Hochmeister Ulrich von Jungingen, den Tod fanden, standen die Feinde vor der Marienburg, der Residenz des Meisters. Die starke Feste wurde aber tapfer von dem löwenmüthigen Comthur Heinrich von Plauen vertheidigt, und unverrichtet-e Sache mußten die Polen nach einer mehrwöchentlichen Belagerung abziehen. In dem darauf folgenden Frieden zu Thorn erhielt der Orden zwar seine früheren Besitzungen wieder zurück; jedoch mußte er eine ungeheure Summe Kriegsentschädigung und Ersatz für die gefangenen Ordensbrüder entrichten. Das Land mußte diese Summe aufbringen, und das fiel schwer. Da außerdem das Land durch Mißwachs, Pest, Ueberschwemmungen und Viehseuchen heimgesucht wurde, so entstand überall Unzufriedenheit.

Die täglich mehr entarteten Ritter konnten sich nicht mehr die nöthige Achtung erwerben, um so kam es denn, daß die Un-

* Das dankbare Marienburg hat beschlossen, seinen letzten Helden dadurch zu ehren, daß es am 8. August d. J. vor dem schönen Rathhause, das schon zur Zeit jener schweren Belagerung stand, seine vom Bildhauer Freitag in Danzig gearbeitete Büste aufstellen wird.

Digitized by Google

zufriedenheit des Landes sehr bald in offene Empörung gegen den Orden ausbrach. Im Jahre 1440 stifteten viele preußische Städte und Edelleute zu Marienwerder einen Bund, den sogenannten preußischen Städtebund, der den Zweck hatte, falls der Hochmeister der mehr und mehr um sich greifenden Verarmung nicht abhelfe, sich selbst Hülfe zu verschaffen. Obgleich der Papst diesen Städten mit dem Bann und der Kaiser mit der Reichsacht drohte, so löste sich der Bund doch nicht auf, vielmehr suchte er Schutz und Hülfe bei dem König von Polen, der ihm Beides versprach. Thorn kündigte zuerst dem Hochmeister den Gehorsam auf; 1454 Danzig, und viele andere Städte folgten. Nachdem die Aufständischen in kurzer Frist 56 Burgen erobert hatten, beschlossen sie, den Hochmeister in seiner eignen Residenz zu belagern. 6000 Danziger, verstärkt durch Polen und böhmische Söldner, legten sich vor die Marienburg und forderten zunächst die Stadt zur Uebergabe auf. An der Spitze derselben stand aber der wackere Bürgermeister Bartholomäus Blume, der tief entrüstet über den Verrath war, den der Städtebund am Vaterlande geübt hatte. Er entheilte auf das verrätherische Ansinnen der Belagerer keine Antwort, sondern stellte sich an die Spitze der Marienburger Bürger und machte einen Ausfall, in welchem er den Gegnern vielen Schaden zufügte. Bei einem zweiten Ausfall tödtete er 700 Danziger, worauf sämmtliche Belagerer, nachdem ihnen Proviant und sämmtliches Geschütz abgenommen war, eiligst die Flucht ergriffen. Viele Flüchtlinge fanden den Tod in den Fluthen der Weichsel.

Unterdessen war aber der König von Polen herangerückt. Er hatte sich in Thorn, Elbing und Danzig huldigen lassen und zog jetzt gegen die starke Ordensburg Konitz. Die Danziger, unterstützt durch Polen und Böhmen, legten sich wieder vor die Mauern Marienburgs. Blume übernahm abermals die Vertheidigung der Stadt und trieb die Danziger zum zweiten Mal in die Flucht. Zu gleicher Zeit hatten auch die Ordensritter den König von Polen bei Konitz in die Flucht getrieben, und der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen athmete wieder auf. Doch im folgenden Jahre kamen die Feinde mit einer zahlreichen Kriegsheere abermals nach Preußen, und der Hochmeister sah sich genöthigt, um ihnen die Spitze zu bieten, deutsche und böhmische Söldner in Dienst zu nehmen. Als diese aber ihren Sold verlangten, konnten sie nicht befriedigt werden. Der Hochmeister hatte bereits die Neumark für 60,000 Goldgulden an den Markgrafen Friedrich von Brandenburg verkauft; jetzt blieb ihm nichts übrig, als die Ordenshäuser den Söldnerhäuptlingen zu verpfänden; auch die Marienburg befand sich darunter. Dem Abkommen gemäß sollte nun die Bürgerschaft Marienburgs ihren Eides gegen den Hochmeister entlassen werden und den Söldnerhäuptlingen huldigen. Als Blume davon Kunde erhielt, erklärte er: „Nur aus Zwang will uns der Hochmeister des Eides entlassen. Er ist aber unser Herr und spricht unsere Sprache, und so lange noch ein einziger Ordensritter im Lande weilt, werden wir keinem Andern den Eid der Treue leisten." Die Söldnerhäuptlinge drängten den Hochmeister, Blume nochmals zur Eidesleistung aufzufordern. Der schwache Mann that es; Blume aber erklärte im Namen der Marienburger: „Wir stehen allhier, und ehe wir den Söldnern schwören, wollen wir sterben!" Als die Hauptleute weder durch Bitten noch durch Drohungen zum Ziele gelangten, verkauften sie für 436,000 Gulden sämmtliche Ordensburgen, darunter auch die Marienburg, an den König von Polen. Am 6. Juni 1457 öffneten die Söldner den Polen die Thore des herrlichen Schlosses, und weinend verließ der Hochmeister den berühmten Sitz seiner Vorfahren. Er floh nach Mewe und von hier in einem kleinen Kahne über das frische Haff nach Königsberg, wo fortan die Hochmeister bis zum Jahre 1525 residirten.

Blume gab aber die gute Sache seines Landesherrn und seiner deutsch gesinnten Marienburger noch nicht auf. Als er vernahm, daß der Orden in Ostpreußen Vortheile im Kampfe gegen die Polen errungen habe, faßte er den heldenmüthigen Plan, die Marienburg seinem rechten Herrn wieder zu erobern. In Gemeinschaft mit dem tapfern Comthur von Stuhm, Bernhard von Zinnenberg, wollte er die Stadt und das Schloß Marienburg überrumpeln. In einer finstern Herbstnacht des Jahres 1457 rückten etwa 1200 Mann, geführt von Blume und Zinnenberg, vor das Marienthor der Stadt. Die polnische Thorwache wurde niedergehauen und die Besatzung der Stadt gefangen genommen; ein Sturm auf die Burg mißlang aber, weil die Mannschaft durch den Lärm in der Stadt aufmerksam geworden war. Der Comthur Bernhard von Zinnenberg verließ am Morgen die Stadt, die nun Blume mit der Bürgerschaft und wenigen Kriegsleuten gegen die Polen vertheidigen sollte. Und diese Vertheidigung stellte Schwerdt und Blut! Tagelang wurde die Stadt von der Burg aus beschossen, so daß man auf den Straßen seines Lebens nicht mehr sicher war; Blume aber wußte Rath. Er ließ die Brandmauern der Häuser durchbrechen, und schaffte auf diese Weise eine sichere Verkehrsstraße. Im Jahre 1458 legten sich 6000 Danziger vor die Stadt. Blume griff sie an und trieb sie fast ganz auf. Im Jahre 1459 rückte aber ein Heer von 40,000 Polen heran. Vom Schloß und vom Lager her wurde nun ein furchtbares Geschützfeuer gegen die Stadt eröffnet, und gewaltige Belagerungsmaschinen zertrümmerten die Mauern. Blume aber bewährte seinen Heldenmuth; denn mit fühner Todesverachtung besserten die Marienburger unter seiner Leitung die schadhaften Stellen wieder aus und wiesen die Feinde überall siegreich zurück. Da äußerten nach einigen Monaten ansteckende Krankheiten im polnischen Heere auszubrechen, so mußte der König unverrichteter Sache die Belagerung aufheben.

Im Jahre 1560 lagerten sich abermals 50,000 Polen und Danziger vor die Mauern Marienburgs. Der Feind schieß jetzt die ganze Stadt enge ein und verhinderte jede Zufuhr, denn man wollte durch Hunger zwingen, was man nicht durch Waffengewalt erreichen konnte. Leider stieg denn auch die Noth in der belagerten Stadt auf eine entsetzliche Höhe. Zwar rückte der Hochmeister zweimal herbei, um seiner treuen Stadt Mannschaft und Proviant zuzuführen, stets wurde er aber von dem weit überlegenen Polenheere geschlagen, und so konnte er seine Absicht nicht erreichen. Blume's Heldenseele aber zagte nicht. Seiner Anordnung gemäß sollten die Frauen, Kinder und Greise die Stadt verlassen und sich auf die Dauer der Belagerung anderwärts ein Unterkommen suchen. Alle waren zu diesem Opfer bereit. Als jedoch 5000 Weiber und Kinder zu den Thoren hinauszogen, wurden sie von den Polen wieder in die Stadt getrieben.

Obgleich die Noth in der Stadt nun von Stunde zu Stunde stieg, so dachte doch noch Niemand an Uebergabe. Da verrieth aber ein Danziger Knecht, ein geborner Marienburger, dem Feinde eine Stelle, wo die Stadtmauern nur auf leichten Bogen ruhten, die ohne Mühe untergraben werden konnten. Sofort machte sich der Feind an das Werk, während er vom Schloß aus Minen nach der Stadt hin anlegte. Unter solchen Umständen wäre ein längerer Widerstand Wahnwitz gewesen, und deshalb knüpften die Rathsherrn, ohne daß sich Blume daran betheiligte, Verhandlungen mit dem königlichen Schloßhauptmann an. Dieselben endeten mit der Uebergabe Marienburgs an die Polen. Der tapfere Held, der drei Jahre lang dem mächtigen Polenkönig nicht gewichen war, sollte seinen Feinden ausgeliefert werden.

Am 6. August 1460 hielt der König seinen Einzug in die schwer geprüfte Stadt, und zwei Tage darauf fiel in einer Thurmzelle das Haupt Blume's unter dem Beile des Henkers. Seine Leiche wurde geviertheilt, und dann nagelte man die einzelnen Theile an die Thore der Stadt und des Schlosses. Das war die Rache eines Polenkönigs gegen einen Mann, der seinem Herrn und seinem Lande treu geblieben. Blume's Besitzungen wurden eingezogen und dem Beiwoden von Pommerellen, Otto von Machwitz, geschenkt. Gewissenlose veranlaßten diesen Mann wahrscheinlich, einen Theil der eingezogenen Güter der Wittwe Blume's zurückzugeben.

Tragisch endete der brave deutsche Mann, der tapfere Kämpe gegen Landesverrath und Sklaventhum. Blume gehört zu den seltenen Charakteren, die aus einem Guß zu sein scheinen, und die ihr Leben freudig für eine Idee, für das als recht Erkannte einsetzen. Deshalb wurde ihm auch, wie es bei solchen Eisen- und Granitmenschen oft der Fall ist, die Märtyrerkrone zu Theil.

Vierhundert Jahre sind seit jener Bluthat vergangen; das damals so mächtige Polen ist in ein Nichts zerfallen; Blume's Name aber wird noch in den Annalen preußischer und deutscher Geschichte glänzen, wenn auch nochmals 400 Jahre über die Ruinen des Thurms, in welchem sein edles Haupt fiel, dahingerauscht sind. Möge diese kurze Skizze der Immortellenkranz sein, den am 8. August d. J. seine Grabstätte verdient hätte. O. L.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Deutsche Dienstmädchen in Amerika. (Aus einem Privatbriefe an den Herausgeber der Gartenlaube.) Hier ist der Mangel an deutschen Dienstmädchen sehr groß, und es ist gräßlich, wenn ein Hannoveraner zu leiden hat, dessen Frau nur deutsche Mädchen gebrauchen kann. 10 bis 15 Dollars der Monat erhält noch diese hübschen Landmänninnen ohne die geringste Schwierigkeit, und es ist überhaupt ein Glücksfall, wenn man eine in drei Monaten erhält, nach welcher Güte aber, wenn man sie drei Monate hält, denn sie verheirathen sich alle, alt oder jung, häßlich oder hübsch, wenn sie kaum warm geworden sind. Irische Mädchen kann man zu Hunderten zu 5 bis 7 Dollars haben, aber weder die deutschen noch amerikanischen Familien wollen sie. Das Schlimmste bei unsern Landsmännissen ist nur, daß sie sich arbeiten müssen, Waschen, Scheuern, Waschen und Bügeln — das thun diese feinen Damen selten oder gar nicht; sie wollen die Stuben in Ordnung halten und sich, wie sie sagen, „im Allgemeinen nützlich machen", nur keine schwere oder schmutzige Arbeit. Sonntags flanieren sie um 1 oder 2 Uhr, wie die Gräfinnen um sie gehen, aus, oder besuchen von ihren Liebhabern abgeholt, gehen auf die erste Gallerie in's Theater oder in's Concert, und lehren je nach Bequemlichkeit um 12 oder 2 Uhr nach Hause. Anderthalb haben sie einen halben Tag in der Woche und bekingen gleich aus, daß sie Waschen zu machen Mädchen, und speisen halten sie nicht. Wenn man sie im ganzen Hause herumstöbern, ob auch Alles nobel ist, ob überall, in den Stuben und Kammern, im Vorsaale und auf der Treppe, ja selbst in der Küche Teppiche und Wachstuch liegt; mit einem ihr Zimmer und ihr Bett zeigen, und wenn es ihnen nicht gefällt, so sagen sie ganz gemüthlich: „Ich denke, es wird mir doch wohl nicht gefallen." Sind sie zufrieden gestellt, so sagen sie: „Well, ich will es mal einen Monat versuchen!" Die Ursache dieses Uebels liegt in der Art der Amerikaner, Haus zu halten. Erstlich nehmen sie kaum reelle Mädchen, und speisen halten sie nicht. Zu den Dienstboten, daß es wirklich lächerlich ist. Familien mit zwei Kindern haben oftmals ein Dutzend dienstbarer Geister, welche Tausende von Dollars jährlich kosten und daß ganze Jahr in Aufregung, im Putzen, Schmarotzen und Extravaganzen wahrgenommen, und doch nicht zufrieden gestellt werden. Deutsche Köchinnen erhalten nicht selten 30 bis 40 Dollars per Monat!

Wenn Du uns zwanzig Schiffe, mit lauter Dienstmädchen jedes, herüberschicken könntest, würden sie in 24 Stunden alle „vergriffen" sein, und in sechs Monaten würde durch ihre Verheirathung der Vorrath wieder groß sein, als vorher. In ähnlichem Verhältnisse stehen hier die männlichen Arbeiter zu ihren Brodherren und dem Publicum; Alle sind Gentlemen und wollen als solche behandelt werden; Maurer und Tischler, Kutscher und Handwerker sind mit zwei Dollars nicht zufrieden; die Waschen und Bügeln leben, und ihre Frauen die Damen spielen; dann verlammen sie sich, wenn die Arbeiten drängen und keine Hand entbehrt werden kann, und sagen einfach: „Vom nächsten Montag an verlangen wir drei Dollars, statt zwei, oder wir hören gänzlich auf." Das ist so, man kann thun? Das Essen muß bis auf das Dach, jeden Tag kann ein Platzregen kommen und das Gebäude zuweilen, so denkt man: „Well, ein Tausend mehr oder weniger —" und bewilligt die Forderung.

Unsere politischen Verhältnisse sind zum besten Wege, endlich geschlichtet zu werden; zwar bekümmert sich die große Mehrzahl gar nicht um Politik, dafür sind aber die professionellen Politiker um so lauter und machen ein Geschrei, daß dem Furchtsamen die Haare zu Berge stehen möchten. Die Anhänger der sclavenhaltenden Staaten haben eine tüchtige Mauleschle bekommen, und es wird nicht lange dauern, so werden sie ganz zu Kreuze kriechen. Am 4. November ist Neuwahl des Präsidenten; bis dahin wird viel gehmaagt und gefritten — weil die Kentuckyäger ihr Oberhaupt nicht fürchten; am 5. November ist Alles wieder so ruhig und zufrieden, wie kein Mensch spricht von Politik. Diese politische Aufregung wiederholt sich alle 4 Jahre; auswärtige Zeitungen, welche den wahren Grund nicht kennen (es braucht sich Niemand um die Belegung von Stellen und dergleichen zu bekümmern), halten das ganze Millionen-Reich, dreyßigein Staaten begreifen und Bürgerkrieg, während wir in der allerwelkommensten Ruhe unsern Scat spielen und unser Lagerbier trinken.

Der Thüringerwald. Fast gibt es für mich keinen schöneren und erfreulicheren Beweis des geistigen Fortschritts (und der materielle ist ja damit auf das Engste verbunden), als der allüberall sich vermehrende Besuch der schönen deutschen Gebirge, und besonders eben so sehr zu augenein reizenden und lieblichen Thüringerwaldes, des grünen Herzblattes Deutschlands. Welch eine gewaltige Umwandlung in der Zeit des letztvergangenen Halbjahrhunderts, die ich mit dem leidlichen Auge gesehen habe! In meiner Kindheit besuchten nur die nächsten Bewohnerschaften, und zwar in spärlicher Anzahl, und einige muthige Gothaer an schönen Sommersonntagen den Inselsberg, dessen kürzlige Gastwirthschaft freilich recht lockend war. Meine Mutter gast sür lüdig, daß sie, meinem Drängen nachgebend, mit mir den Berg bestieg. In den Büchersammlungen sind selbst damals schon Bücher über Thüringerwald in einer Stunde Hunderten von südlich gelegenden Landerern beiderlei Geschlechts begegnen, meist Deutschen aus allen Gegenden des Gesammtvaterlandes, und vorzüglich Preußen. Die Poesie der Gebirgsnatur ist durch die breitere Erschennung dieser Besucher ungemein erhöht und wird hinwiederum erhoben, belebend, vergeistigend auf viele zurück. Ein neuer Geist ist in diesem Geschlechte erwacht, der physische und moralische Drang nach den freien Höhen, nach der „Freiheit des Berges", „wo der Atem Gotten haucht", nach Bewegung und Streben nach oben, nach Licht, Luft, Feenfische und Schönheit des Gebirgs. Wie die Mauern und Thore der Städte gefallen sind, so hat sich die Scheu unserer Eltern vor den Gebirgen in uns in Lust und Liebe zu ihnen verwandelt, und die Worte Richters finden auf die jetzt lebende deutsche Welt die schönste Anwendung:

„Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanken,
Aus dem Druck der Stuben und Zachern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle an's Licht gebracht!"

In meiner Jugend gab es deren auch nur ein eben erschienenes Buch über den Thüringerwald, das starke wissenschaftliche Werk von v. Hoff und Jacobs; heute gibt's eine ganze Literatur des Gebirges. Einheimische und Fremde haben sich beeifert, den Thüringerwald zu beschreiben, und seit jedes Jahr bringt ein neues schönes Buch, das uns die Reize des Gebirgs vorführt. Nur allein zwei Berliner Schriftsteller haben in den letztvergangenen Jahren Beschreibungen des Thüringerwaldes drucken lassen. Und in der That verschönert sich die Physiognomie des Gebirgs so außerordentlich schnell, daß die neuen jährlichen Verschönerungen kaum erkennbar als überhaupt erscheinen. Mein vor zwanzig Jahren erschienenes „Wanderbuch durch den Thüringerwald" ist heute größtentheils veraltet.

Ein wenig in diese specielle Gebirgsliteratur einschlagenden, mit einer Menge Ansichten illustrirten und Spuren aufgeschlagenes Werk ist: „Heinrich Schwerdt's Album des Thüringerwaldes. Leipzig, Georg Wigand." Der Verfasser, geborner Thüringer und Pfarrer in seinem Geburtsorte Neukirchen bei Eisenach, ist mit warmer Liebe und großem Fleiß an sein Werk gegangen, und man sieht und fühlt es bei der Schöpfung auf jeder Seite an, daß ihr Schöpfer etwas Gutes und Tüchtiges hat liefern wollen. Er beherrscht die Schönheiten des heimischen Gebirgs mit entsprechendem Pathos, der auf den Leser dadeim aber auf der Gebirgswanderung den angenehmsten Eindruck nicht verfehlen kann. Das Buch selbst, wie Herzogs „Thüringerwald", aus alphabetisch geordneten Artikeln, doch ist man einigermaßen verwundert, darin Halle, Merseburg, Naumburg, Torgelow und andere Ortschaften zu finden, welche doch vom Gebirge weit entfernt liegen. Der Verfasser hat in seinem Vorwort eine etwas gezwungene Erklärung dieser Anomalie. So viel Mühe sich der Verfasser auch gegeben haben mag, seine statistischen Angaben richtig zu machen, so hat er doch gerade nicht selten in Partien gefehlt, die ihm nahe liegen. Uebrigens wird das Werk des Interessanten Einiges auch derjenigen bieten, der Leipziger werden, und die intelligenten derselben werden gewiß den humanen Verfasser und die Verlagsbuchhandlung zu Dank verpflichten, wenn sie die kleinen Irrthümer selbst verbessern und diese Verbesserungen dem Einen oder dem Andern zugehen lassen, sodaß eine hoffentlich bald zu veranstaltende zweite Auflage dem Ideale näher gerückt wird, welches dem Verfasser vorschwebte. Kenner der Holzschneidekunst wollen die Illustrationen gerade nicht rühmen.

L. Storch.

Das Debuskop. Die Lehre von dem Winkelspiegel hat in dem Kaleidoskop eine in der ganzen Welt bekannte Anwendung gefunden, und wohl die meisten der Leser werden sich an den mannichfaltigen Bildern ergötzt haben, welche dieses mit so großem Beifall aufgenommene Spielzeug zu schaffen vermag. Dennoch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß das Kaleidoskop manches zu wünschen übrig läßt. Einmal selbst es den Bildern, die nur durch eine enge Oeffnung gesehen werden können, an Reinheit und Schärfe, andererseits gehen sie rasch in leidige Erschütterung der Hand für immer dem Auge verloren. Diesen Mängeln hat das auf gleichem Princip ruhende Debuskop in der einfachsten und trefflichsten Weise abgeholfen. Statt des Glases sind nämlich polirte Silberplatten in Anwendung gebracht, welche die Bilder in einer Schönheit, Schärfe und Klarheit darstellen, die nichts zu wünschen übrig lassen. Sodann ist das Instrument so construirt, daß es auf die untergetegten Gegenstände der verschiedensten Art, Farbenlose, Seidenstoffen, Moosblüthchen, Perlen, artificiele Objecte aller Art, Bilder ꝛc. aufgelegt wird. Die in mannichfacher Mannichfaltigkeit aus den einfachsten Stoffen erzeugten Figuren bleiben demnach ruhig und sest vor den Augen liegen und können in aller Bequemlichkeit abgezeichnet werden, bis es dem Beschauer beliebt, durch eine leise Aenderung oder Verrückung des Instruments sich ein anderes Bild hervorzurufen. Aus diesen wenigen Andeutungen erhellt sich hinlänglich die schnelle Verbreitung, welche dieser von mehreren Professoren nach seinem Erfinder, dem Steuerrath Debus in Schöneberg bei Darmstadt, benannte Apparat in der kurzen Zeit seines Erscheinens gefunden hat. Aber ein zugleich den Schönheitssinn bildendes Unterhaltungsmittel sucht, oder wer durch seinen Beruf auf die Auffindung von Mustern mannichfacher Art angewiesen ist, der findet in dem Debuskop einen Rathgeber und Helfer, der ihn nie im Stiche läßt, sondern ihn bei jeder Zwarbeitsziehung mit neuen und sichern Fingerzeigen überrascht und erfreut.

Unter diesen Umständen konnte es an Nachbildung der Instruments nicht fehlen; nur schade, daß dadurch auch schon ungenaue und unreine Exemplare in den Handel gekommen sind.

Nicht zu übersehen!

Briefe und Sendungen für die Redaction der Gartenlaube sind stets an die Buchhandlung von Ernst Keil zu richten.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Geschwister.

Erzählung von Dr. J. D. H. Temme.

1. Eine reiche Frau und eine arme Schwester.

In einem sehr eleganten Boudoir saßen drei junge Frauen beisammen. Beide waren schön. Die ältere war eine stolze, imposante, blendende Schönheit, in voller Toilette, und mit einer Eleganz gekleidet, die eben so sehr ihrer stolzen Schönheit, wie der eleganten Einrichtung des Salons entsprach. Die jüngere war in Allem ihr voller Gegensatz. Fein und zart gebaut, hatte ihr schönes, etwas blasses Gesicht den Ausdruck ungemeiner Sanftmuth und Weichheit, verbunden mit dem Zuge einer unschuldigen, kindlichen, stillen Fröhlichkeit. Ihre Schönheit konnte nicht durch Reize blenden, mußte aber durch ihre liebliche Anmuth anziehen, und konnte dann das Herz unwiderstehlich fesseln. Sie war sehr einfach, fast ärmlich gekleidet. Freilich schien sie Reisekleidung zu tragen, und auch eine gewisse Unruhe und Erregtheit ihres Aeußeren, wie ihrer Bewegungen deutete an, daß sie so eben erst von einer weiteren Reise angekommen sei.

Trotz jener Verschiedenheiten war in den Gesichtszügen der beiden Frauen eine gewisse Aehnlichkeit nicht zu verkennen. Man hätte sie gar für Schwestern halten können, so ähnlich sahen sie sich plötzlich in einzelnen Momenten. Und in der That, die Beiden waren Schwestern, und auch die eine, die jüngere, war seit wenigen Augenblicken bei der älteren Schwester eingetroffen. Warum und wozu? Die Schilderung deutete an, daß sie so eben erst von einer weiteren Reise angekommen sei.

Der Vater der beiden Schwestern war ein armer Subalternbeamter in einer kleinen Stadt gewesen und hatte drei Kinder, außer den beiden Schwestern einen Sohn. Der Sohn war das älteste. Er mußte in dem Bureau des Vaters arbeiten, um sich ebenfalls zum Subalternbeamten auszubilden. Die älteste Tochter dann, Charlotte, hatte schon früh zu blendender Schönheit sich entwickelt. In dieser hatte bei einer Gelegenheit ein alter, reicher Kaufmann aus einer entfernten großen Stadt sie gesehen. Er hatte sich in sie verliebt, und sie hatte dem alten Bösewicht von Hundert tausenden, wenn auch nicht ihr Herz, doch ihre Hand gegeben.

Die jüngste Tochter, Henriette, war damals noch ein Kind von zwölf Jahren. Ein Jahr später war der Vater gestorben, an seinen Wunden, die er in den Feldzügen von 1813 bis 1815 erhalten hatte. Er hatte sie als Landwehrunterofficier mitgemacht und nach ihrer Beendigung den Charakter als Lieutenant bekommen. Die Mutter war schon seit mehreren Jahren todt. Vermögen hatten Beide nicht hinterlassen. Zwei Jahre lang nach des Vaters Tode hatte Henriette noch die Schule besucht, bis zu ihrer Einsegnung. Ihr Bruder und ihre Schwester hatten gemeinschaftlich die Kosten ihres Unterhalts und ihrer Erziehung bestritten. Als sie aber eingesegnet war, hörte dies auf. Ihr Bruder war unterdeß selbstständiger Subalternbeamter geworden, aber er hatte sich verheirathet, er hatte Kinder und nur einen geringen Gehalt, und war zudem in eine andere Provinz versetzt worden. So konnte er für die Schwester nichts weiter thun. Die ältere Schwester aber, Charlotte, die Frau des reichen Handelsherrn Rether, war in dem Reichthum geizig geworden, verwendete nur gern und viel für sich selbst, für ihren Putz, ihre Einrichtung, ihre Equipagen, für große Gesellschaften und dergleichen, sparte jedoch desto mehr in und an allem Anderen, und wollte für die Schwester nichts mehr thun.

So war die arme Henriette Geene, als sie vierzehn Jahre alt war, sich selbst überlassen, und um leben zu können, trat sie bei einer Schneiderin ein, die in dem kleinen Orte zugleich die Putzmacherin war. Sie lernte Beides, Schneidern und Putzmachen, dafür mußte sie sich auf drei Jahre verdingen, und sie bekam in der Zeit nichts als ihren Unterhalt und abgelegte Kleider von ihrer Dienstherrin. Das ist für ein armes Mädchen ein schweres und saures Brod, für andere Leute herrliche Kleider und schöne Putzsachen machen zu müssen. Die arme Henriette war zudem gerade in der Zeit ihres Wachsens und war sehr zart gebaut. Ihr Vermund schrieb daher an die reiche Madame Rother, das arme Kind gebe bei der Arbeit zu Grunde, die reiche Schwester möge doch etwas für sie thun, daß sie anderswo und anderswo untergebracht werden könne. Die reiche Schwester aber meinte, den Contract mit der Schneiderin und Putzmacherin müsse das Kind erst aushalten, denn es sei eine Gewissenssache, einen Vertrag zu brechen. Kein Mensch, nebenbei bemerkt, beruft sich mehr auf sein Gewissen, wenn es darauf ankommt, Geld hergeben zu müssen, als reiche Leute.

Indeß versprach sie, nach Ablauf der drei Jahre sich der guten Schwester annehmen zu wollen, und schon gleich setzte sie ihr monatlich einen Thaler aus, wofür sie sich, zur Stärkung ihrer Gesundheit, etwas zu Gute thun solle. Wer hätte dafür dankbarer sein können, als die bescheidene, genügsame Henriette? Schon die Freude über die Güte der reichen Schwester stärkte sie, und als ihre dreijährige Dienstzeit ihr Ende erreicht hatte, war sie zur vollen Jungfrau aufgeblüht, wenn auch mit einem blassen Gesicht und zarten Formen. Die Schwester hielt auch jetzt das Versprechen, das sie gegeben hatte. Sie schrieb Henriette, diese solle zu ihr kommen, sie wolle dann schon weiter für sie sorgen. Reisegeld schickte sie ihr mit.

Digitized by Google

Henriette, die arme Schneiderin und Putzmacherin, war bei ihrer Schwester, der Madame Rother, einer der reichsten Frauen in der reichen Handelsstadt, angekommen. Sie war gerade siebzehn Jahre alt. Die ältere Schwester zählte fünfundzwanzig Jahre. Die Madame Rother war Wittwe schon seit zwölf Jahren. Sie hatte gerade am Tage der Ankunft der jüngeren Schwester das letzte Stück ihrer Wittwentrauer abgelegt und war in reicher und eleganter Toilette. So wollte sie sich heute zum ersten Male wieder zeigen. Sie war im Begriff auszufahren und wartete auf den Wagen.

Da trat das ärmlich gekleidete Mädchen zu ihr in das prunkende Boudoir. Sie trat schüchtern, zitternd, noch blässer als gewöhnlich, in den Reichthum, den Stolz. Aber ihr weiches und dankbares Herz drängte ihr einen Strom von Thränen in die Augen und führte sie an die Brust der Schwester, die ihre Wohlthäterin schon war und noch mehr werden wollte.

„O, meine liebe, liebe Charlotte, wie bin ich Dir dankbar für alles Gute, das Du an mir gethan hast! Ich werde Dir immer gehorsam und treu dafür sein."

Es waren vielleicht zwanzig Thaler gewesen, die die Besitzerin einer halben Million für die Schwester hergegeben hatte. Die Frau Rother wurde in der That mit gerührt, und in ihrer Rührung hatte sie einen großmüthigen Einfall.

„Du bist ja recht groß und hübsch geworden, mein liebes Jettchen, und man kann sich mit Dir sehen lassen. Ich wollte gerade ausfahren. Eine halbe Stunde von hier ist ein Bad, es ist heute Concert da, und Du sollst mich begleiten. Der Wagen kann eine Viertelstunde warten; unterdeß ziehst Du Dich an."

Henriette war verlegen geworden. „Du bist sehr gütig, liebe Schwester, aber — aber —"

Die Frau Rother lächelte. „Du hast wohl nichts Anderes anzuziehen?"

„Die Wahrheit zu sagen, nein."

„Ich habe für Dich gesorgt. Meine Kleider aus der Zeit vor meinem Wittwenstande — ich konnte sie jetzt doch nicht weiter anziehen — ich habe sie für Dich zurückgelegt und so ungefähr für Deine Figur umändern lassen. Die Kammerjungfer wird mit Dir auf Dein Zimmer gehen und Dir helfen, Dich rasch anzuziehen. Sollte etwas nicht passen oder nicht gut sitzen, so — Du kannst ja selbst schneidern und Putz machen — so werdet ihr bald damit fertig werden." Sie klingelte ihrer Kammerjungfer und ertheilte dieser die nöthigen Befehle. Als dann die Zofe mit der Schwester das Zimmer verlassen wollte, wurde sie doch auf einmal nachdenklich.

„Mache Dich aber recht hübsch," rief sie der Schwester nach. „Wir sehen im Bade sehr vornehme Gesellschaft."

Dann aber war es auf einmal, als wenn sie wieder einen andern Sinn in das Herz bekommen habe. „Sie ist hübsch," sagte sie für sich, der feinen, anmuthigen Gestalt nachblickend, die gerade das Zimmer verließ und im Hinausschreiten ihr noch einen freundlichen, dankbaren Blick aus den frommen blauen Augen zuwarf. „Sie ist wirklich hübsch, und sie soll gerade das blaue Kleid tragen, in dem er mich zum ersten Male sah. Aber —"

Sie trat vor einen Spiegel und sah darin voll ihre schöne, hohe, üppige Gestalt, ihr noch in frischester Schönheit blühendes Gesicht. „Aber sie wird mir nicht gefährlich werden!" Sie blieb triumphirend vor dem Spiegel stehen. Plötzlich erschrak sie und wurde blaß; die Thür hatte sich langsam und leise hinter ihr geöffnet, dies hatte sie im Spiegel gesehen.

Ein junger Mann war eingetreten; ein blasser, junger Mann, abgehärmt, in diesem Augenblicke nur Angst in dem hageren Gesichte. Dem Schreck der Dame war der Zorn gefolgt. Mit diesem wandte sie sich hastig nach dem Eintretenden um. „Mein Gott, wo kommst Du her? Was hast Du schon wieder?"

Der junge Mann hatte die Thür hinter sich verschlossen, dann war er auf sie zugestürzt und warf sich vor ihr nieder. Die Angst hatte ihn aufgeregt. „Charlotte, Schwester, rette mich noch einmal!"

Er war der Bruder der schönen und reichen Wittwe, Theodor Grone, Rendant bei einem kleinen Gerichte in der Provinz. Von der Schwester war der Schreck völlig gewichen, desto mehr steigerte sich ihr Zorn. „Schon wieder?" rief sie. „Du wagst es? Nie mehr, ich habe es Dir geschworen."

„Nur noch einmal, Charlotte, Schwester!"

„Nein, nein!"

„Ich bin entehrt, ich bin ein Bettler, wenn Du mir nicht hilfst!"

„Nein, sage ich Dir!"

„Um meiner armen Kinder, um meines unglücklichen Weibes willen!"

„Du hättest vorher an sie denken sollen."

„O Charlotte, Du hast, Du hattest keine Kinder. Aber um unserer Eltern willen, des braven Vaters, der auch für Dich arbeitete und entbehrte, der Mutter, deren letzte Sorge wir Kinder waren, auch Du; — Charlotte, habe Erbarmen —"

„Du bittest vergebens. Du bist eine Schande unserer armen Eltern geworden. Du bist eine Schande für mich."

„Diesmal ist es ohne meine Schuld —"

„Das sagst Du immer. Du vernachlässigst Dein Amt, Du bist ein Spieler, Du bist unverbesserlich."

Die Angst des jungen Mannes war immer größer geworden. Er bat in ihr weiter, trotz der Härte, der Kälte der Schwester, die immer härter und immer schneidender wurde.

„Schwester, nur um zweihundert Thaler bitte ich Dich."

„Du bekommst keine drei Groschen von mir."

„Es ist ja eine Kleinigkeit für Dich, eine so unendliche Kleinigkeit. Du hast so viele Tausende in diesem Secretair —"

„Und wenn ich so viele Hunderttausende hätte, Du bekämst nichts von mir. Ich habe Dich zwei Mal gerettet. Es hat nicht geholfen. Und das letzte Mal habe ich geschworen, es solle das letzte Mal sein. Meinen Schwur halte ich, muß ich halten. Es ist eine Gewissenssache für mich."

Es hat Alles sein Maß und sein Ziel; selbst das Flehen der Todesangst um das Leben. Der Bruder der reichen Dame erhob sich.

„Der Herr hat doch Recht," sagte er. „Gott und die Bibel und das Gewissen sind Euer drittes Wort. Ja, der Herr hat es gesagt: Eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher in den Himmel kommt. Lebe wohl, Schwester. Möge der Himmel Dir gnädiger sein." Er verließ das Zimmer.

Die schöne, reiche Dame stand einen Augenblick wie gedrückt. Dann sagte sie: „Es war wirklich eine Gewissenssache für mich." Damit hatte sie den Druck von sich abgeschüttelt. Sie trat wieder vor den Spiegel, ob ihr Anzug während der kleinen Episode nicht gelitten habe. Es hatte sich nur eine Locke verschoben. Sie brachte sie wieder in Ordnung.

Die Viertelstunde war verflossen. Henriette kehrte zurück, in der abgelegten Kleidung ihrer Schwester, aber doch beklommen von der Pracht und dem Reichthum dieser Kleidung. Und das einfache Mädchen konnte diesen Druck nicht von sich abschütteln. Machte aber doch auch das Erröthen der Bescheidenheit, und freilich zugleich des Glücks, sie doppelt schön!

„Ich bin doch noch schöner!" sagte sich die reiche Wittwe.

Der Wagen war vorgefahren. Die beiden Schwestern stiegen ein, um nach dem benachbarten Bade zu fahren.

2. Ein alter Invalide und ein vornehmer General.

Der Wagen erreichte das Bad. Es lag reizend in der Nachbarschaft der reichen Stadt. Eine elegante Gesellschaft bewegte sich jedes Jahr während der Saison darin, aus der Stadt, aus der Gegend, aus weiterer Ferne. Bei besonderen Gelegenheiten waren Gesellschaftsräume und Plätze des nicht großen Bades überfüllt. Heute war eine besondere Gelegenheit. Die große Nachbarstadt war nicht blos eine reiche Handelsstadt, sie war namentlich auch eine bedeutende Garnisonstadt. Die Musikcorps der sämmtlichen Regimenter der Garnison hatten in dem Badeorte ein großes Concert veranstaltet. Was an vornehmer und eleganter Welt in Stadt und Umgegend war, hatte sich von allen Seiten zusammengefunden.

„Du wirst auch einen sehr vornehmen Adel hier finden," sagte die ältere Schwester mit einer gewissen Betonung zu der jüngeren.

„So?" erwiderte das junge Mädchen sehr gleichgültig.

„Aber auch einen sehr stolzen."

Das Gesicht des Mädchens antwortete, daß ihr in der Welt nichts gleichgültiger sein könne. Den Worten der reichen Dame folgte ein Seufzer. Das Mädchen legte ihnen darum nicht mehr Gewicht bei. Die Dame mußte dennoch fortfahren.

Digitized by Google

„Du wirst aber auch sehr liebenswürdige Menschen darunter finden."

„Ich glaube es, Schwester."

„Namentlich einen jungen Grafen Hochstadt."

„Er ist noch jung, Charlotte?"

„Und der liebenswürdigste Mensch von der Welt. Und — ach, Henriette, ich muß es Dir sagen — er liebt mich, und ich —"

„Du liebst ihn wieder?"

„Ich liebe ihn."

Den Worten folgte wieder ein Seufzer. Diesmal achtete Henriette darauf.

„Und Du bist dennoch nicht glücklich, Charlotte?"

„Es gibt so viele Verhältnisse in der Welt!"

„Der vornehme, stolze Graf kann sich wohl nicht entschließen, Dir seine Hand zu reichen?"

„O, er wohl. Aber —"

„Seine stolzen Eltern wollen ihm die Einwilligung nicht geben?"

„Er hat seine Eltern mehr, er ist unabhängig."

„So begreife ich in der That nicht."

„Er hat kein Vermögen."

„Du bist desto reicher, Schwester."

„Er ist viel zu stolz, ohne eigenes Vermögen eine reiche Frau zu heirathen."

„Höre, Schwester, das gefällt mir an dem jungen Grafen Hochstadt."

„Er hat freilich ein bedeutendes Vermögen zu erwarten, von einem alten Onkel, der große Güter besitzt und keine Kinder hat."

„Dann ist er ja eigentlich nicht arm."

„Wie man will. Aber der Alte ist sehr adelstolz, und hat seinem Neffen rundweg erklärt, sein Erbe könne er nur unter der Bedingung werden, daß er ebenbürtig, also eine Dame von altem Adel heirathe."

„Das ist garstig von dem alten Manne. Aber der junge Graf?"

„Was soll er thun, Henriette?"

„Er zieht die Erbschaft seines Oheims Dir vor?"

Die frommen Augen des jungen Mädchens blitzten bei der Frage. Die reiche Wittwe schlug ihre Augen nieder. Der Wagen hatte das Curhaus erreicht. Er hielt. Vor dem Hause breitete sich ein weiter, runder Platz aus. Ein Kranz schattiger Bäume umgab ihn. Schattige Bäume und bunte Zeltdächer bedeckten ihn. Hier wurde das Concert gegeben. In der Mitte war die Tribüne für die Musiker aufgerichtet. Rund umher, wo ein Schatten in der heiteren Nachmittagssonne sich abzeichnete, saß an kleineren und größeren Tischen die zahlreichste und eleganteste Gesellschaft. Die Musik rauschte, die Gesellschaft hörte mit Entzücken den melodiereichen und mit der wundervollsten Präcision vorgetragenen Tönen zu. Das Entzücken hinderte die Unterhaltung nicht.

In der Nähe des Curhauses saßen an einem kleineren Tische zwei Herren. Der eine trug eine Officiersuniform; der andere war in bürgerlicher Kleidung. Beide waren jung. Der in bürgerlicher Kleidung schien Jemanden zu erwarten. Er blickte fast unaufhörlich angelegentlich nach jener Seite des Curhauses hin, an der die neuankommenden Wagen vorfuhren. Als die elegante Equipage der reichen Wittwe ankam, glänzte sein Gesicht in hoher Freude. Er sprang auf, dem Wagen entgegen zu eilen. Er wurde aufgehalten. Von einem Nachbartische kam ihm eilig ein junger Officier entgegen.

„Weißt Du, daß Dein Onkel hier ist, Hochstadt?"

Der Gefragte stutzte. „Wo?" fragte er.

„Hinter dem Flieder dort. Er muß wissen, daß Du da bist; er richtet durch das Gebüsch Blicke nach Deinem Tisch."

„Gut."

Der junge Graf Hochstadt setzte seinen Weg zu dem Wagen fort. Er konnte doch nicht umhin, einen flüchtigen Blick zurückzuwerfen. Etwa zwanzig Schritte von dem kleinen Tische entfernt, an dem er gesessen hatte, erhoben sich ein paar vollblühende Kugelakazien. Unter ihnen stand ein dichtes Gebüsch spät blühenden Flieders. Dorthin, auf den rothblauen Flieder, warf der junge Mann seinen Blick. Ein spähender Blick mußte ihn dort verfolgen. Aber er kümmerte sich nicht darum. Um was kümmert sich die heiße Liebe in einem glühenden Herzen von fünfundzwanzig Jahren? Um etwas doch!

Es war ein hochgewachsener, schöner junger Mann, der Graf Ottomar von Hochstadt. Muth, Kraft, Adel traten aus jedem Zuge seines aristokratischen Gesichts, aus jeder Bewegung seiner edlen Gestalt hervor. Jede Frau hätte ihn lieben mögen. Er liebte nur Eine, und die Liebe zu ihr verklärte ihn. So stand er an dem Wagen der reichen Wittwe. Er sah nur die schöne Frau. Die schöne Frau, die es sah, glich einer Göttin des Glückes und der Freude. Der sanften, weichen Henriette aber, die das ebenfalls sah und von ihm nicht gesehen wurde, schien es auf einmal zu sein, als wenn ihr ein tiefer Stich durch das Herz fahre.

„Meine Schwester Henriette," sagte die Wittwe zu dem Grafen. „Ich habe Ihnen von ihr erzählt. Sie ist heute angekommen, und ich wollte die Arme nicht allein lassen."

„Sie sind ein Engel voll Güte," sagte der Graf und drückte ihr die Hand.

Er wandte sich zu der kleinen Schwester, und als der Blick der glänzenden und glücklichen Augen so gleichgültig auf sie fiel, da schien dem siebzehnjährigen Mädchen gar das Herz sich zuschnüren zu wollen.

Der Officier, der mit dem Grafen zusammengesessen hatte, war, als er die zweite Dame im Wagen sah, dem Freunde nachgeeilt. Er hob das Mädchen aus dem Wagen, und der Graf freute sich, daß er es nicht brauchte, denn er hätte den Arm der Geliebten loslassen müssen, und die kleine Henriette — ach, das sanfteste und weichste Mädchenherz muß unter gewissen Umständen schmollen, trotz allem Unglück, gerade im Unglück.

„Mein Freund, der Baron Althof," stellte der Graf den Officier vor.

Die Herren führten die Damen zu dem Tische, an dem sie gesessen hatten. Die schöne Wittwe ging an dem Arm des Grafen stolz, wie eine Königin. Sie kannte stolz sein. Der schönste, der vornehmste, der angesehenste junge Mann der Provinz führte sie. Und nach dem Tode seines Oheims wurde er der reichste. Sie war aber auch eine bitterschöne Frau, und reich war sie, wie nur der Graf es werden konnte. Mancher Blick der Bewunderung folgte dem schönen Paare. Der schönen Frau aber auch mancher Blick des Neides. Sie kümmerte sich nicht darum. Dachte sie ja nicht einmal ihres armen, unglücklichen Bruders, den sie in Verzweiflung hatte von sich gehen lassen! Um etwas sollte sie sich doch bekümmern, auch sie.

„Mein Onkel ist hier," flüsterte der Graf ihr zu. „Er hat sich mir nicht gezeigt. Er weiß nicht, daß ich seine Anwesenheit kenne. Er will uns beobachten."

Das war es nicht, was sie bekümmern sollte. Im ersten Momente hatte sie ebenfalls gestutzt. Dann aber leuchteten ihre Augen zufriedener. Sie wußte, wie schön sie war, und wie liebenswürdig sie sein konnte.

„Hoffen wir, daß es ein Glück für uns werde," sagte sie.

Ein Anderes sollte sich nicht freundlich in ihre Hoffnung mischen. Und es war doch so freundlich. Die Musik hatte einen brillanten Walzer den Strauß beendet. Man hatte diesmal mit einem stillen Entzücken zugehört. Niemand hatte einen Ton verlieren wollen, und die funfzig bis sechzig Instrumente spielten wahrhaftig laut genug. Die Stille auf dem weiten Platze hielt noch an; man lauschte den verschwundenen Tönen noch nach.

Da kam um eine Ecke neben dem Curhause herum in langsamem, schwankendem Schritt ein alter Mann. Er war sehr alt; das spärliche Haar auf seinem Kopfe war schneeweiß. Das Gesicht war bleich und eingefallen. Seine Kleidung war alt, durchlöchert. Und diese Kleidung war eine alte Militairuniform. Auf der Brust der alten, abgeschabten Uniform trug er die Kriegsdenkmünze der Jahre 1813 bis 1815, das eiserne Kreuz und einen russischen Orden. Auf dem Rücken trug er einen Kasten, in der Hand ein Gestell zu dessen Aufrichtung. Er trug schwer darar; der alte, schwache Greis. Er sah sich etwas schüchtern um, als er auf den weiten, von der buntesten, elegantesten und fröhlichsten Welt belebten Platz trat. Dann faßte er sich ein Herz, aber mit Wehmuth und Trauer in den Augen, als wenn es ihm schwer genug werde, und er doch nicht anders könne. So schritt er weiter, zwischen die Tische, in die Gesellschaft. Alle die verwunderten Blicke, die ihm begegneten, achtete er nicht.

An einer etwas freien, schattigen Stelle machte er Halt. Es war in der Nähe des Tisches, an welchem der junge Graf Hochstadt mit seiner Gesellschaft saß. Er stellte das Gestell zu seinem

Digitized by Google

Kasten auf. Dann wollte er den Kasten von seinen Schultern nehmen. Er konnte nicht recht damit fertig werden, er war zu steif und zu schwach, der alte Mann. Anderswo halfen ihm die Leute wohl dabei. Hier, unter allen den vornehmen, reichen, geputzten, stolzen Menschen, konnte er nicht einmal wagen, sich nach Hülfe umzusehen.

„Was mag der Mensch hier wollen?“ fragten sich hundert Augen, die ihn hatten ankommen sehen.

Als er das Gestell aufstellte, als er den Kasten von seinen Schultern nehmen wollte, wußten sie es.

„Mein Gott, das ist ein Leierkasten!“

„Nach jener köstlichen Musik ein Leierkasten, das ist empörend!“ riefen Herren und Damen, die Kunstkenner waren.

„Nach einem so entzückenden Straußischen Walzer!“ setzten entrüstet einige jüngere Damen hinzu.

„Die Idee ist unbezahlbar!“ lachten blasirte junge Herren, und sie lachten fest langer Zeit zum ersten Male wieder laut. Sie hatten Recht. Indeß waren ihrer nur wenige, und die energische künstlerische Entrüstung blieb vorherrschend, freilich unter dem Hinzutreten einer tiefen moralischen.

„Wie schmutzig der Mensch aussieht,“ riefen die geputzten Damen und die Herren in Glacéhandschuhen wieder.

„Es ist ein alter Soldat,“ riefen entrüstet ältere reiche Kaufleute. „Es ist eine Schande, daß man solchen Leuten ein Bettelprivilegium gibt.“

Am zornigsten waren die Officiere der Garnison der benachbarten Stadt.

„Er ist von der Landwehr! Diese Landwehr compromittirt immer die Armee. Sie ist die wahrhafte militairische Schattenseite. Wie lange man den Unfug noch dulden mag!“

Ja, die Landwehr ist vielen Leuten ein Unfug. Sie war es schon lange. Jetzt wollen sie ihn ausrotten. Der alte Invalide war ein alter Landwehrmann. Die abgeschabte, zerrissene Litewka zeigte es. Das Landwehrkreuz an der Mütze, die sein weißes Haupt bedeckte, zeigte es. Zeigten es nicht auch das eiserne Kreuz und die anderen Zeichen der Tapferkeit, die seine Brust schmückten? Und unter diesen Zeichen manche breite und tiefe Narbe von den Kugeln, Säbeln und Bajonnetten der Franzosen?

Ihr, die Ihr jetzt der Landwehr das Todesurtheil sprecht, möchtet Ihr statt dessen Euch danach drängen, dem übermüthigen, frechen Franken, der Euch nächstens wieder in das Land hineinkommen will, Mann gegen Mann Brust und Stirn zu zeigen, und zur Ehre Eures deutschen Vaterlandes ihn mit Säbel, Bajonnet und Kugel niederzuwerfen oder, wenn ein gutes Geschick Euch das nicht gewähren will, Stirn und Brust zum breit und tief benarbten Walle gegen das Hereinstürmen jenes frechen Uebermuthes zu machen, wie der alte Landwehr-Invalide mit dem Leierkasten es gethan hatte!

Es wollte ihm nicht gelingen, den Leierkasten von den Schultern wegzubringen. „Der linke Arm ist mir zerschossen,“ sagte er zu einem Herrn neben ihm — „und mit dem rechten allein will es nicht recht mehr gehen; man wird alt.“

Der Herr neben ihm sah nach einer anderen Seite. In dem jungen Grafen Hochstadt zuckte etwas, und er schien aufspringen zu wollen. Die schöne Wittwe an seiner Seite warf ihm gerade einen zärtlichen Blick zu. Und über den Blick vergaß er den Invaliden; er hätte die Welt über ihn vergessen können. Aber Jemand anders erhob sich von dem Tische des Grafen.

Henriette Grene, die Schwester der schönen Wittwe, hatte nur Augen für den alten, schwachen Invaliden gehabt. Sie war unruhig geworden und kämpfte mit sich über etwas. Sie sah sich verlegen um nach allen den reichen, vornehmen, geputzten Leuten. Auf einmal hatte sie einen Entschluß gefaßt. Sie sah nur den alten, schwachen Invaliden, der mit seinem Leierkasten nicht fertig werden konnte, sprang von dem Sitze auf und war bei dem alten Manne, vielleicht wußte sie selbst nicht, wie sie zu ihm gekommen war. Ihr Gesicht war hochglühend. Aber sie hatte nicht anders gekonnt. Mit leichter Hand hob sie den Kasten von den Schultern des Greises und stellte ihn auf das Gestell, das vor ihm stand. Dann wollte sie zurücktreten, blaß im Gesicht geworden, zitternd vor Verlegenheit und Scham. Aber sie wurde aufgehalten.

Ein alter Herr war plötzlich unter blühenden Kugelakazien hinter einem Gebüsche von Flieder hervorgetreten. Es war eine hohe, stolze Gestalt. Er trug bürgerliche Kleidung, aber auf dem einfachen schwarzen Rocke schimmerte das weiße Johanniterkreuz, und an silberdurchwirkter Schleife hing das eiserne Kreuz erster Classe auf die Brust herunter. Auf wie viele andere Orden mußte man schließen, die der stolze Mann nicht tragen mochte, vielleicht weil so viele Andere sie trugen! Er ging auf den Invaliden und das Mädchen zu und stutzte nicht, als er sie sah; er hatte sie wohl Beide schon durch das Gebüsch gesehen.

„Ach, Alter,“ sagte er zu dem Invaliden, „ich wollte Dir helfen, ein alter Camerad von der Landwehr. Da kam eine bessere Hand mir zuvor. Spiele Du jetzt, ich sammle unterdeß für Dich. Zwei Stücke spiele. Hast Du des Arndt's Husarenlied auf Deinem Kasten?“

„Zu Befehl, mein General.“

„Und „Noch ist Polen nicht verloren“?“

„Auch, zu Befehl.“

„So spiele auch das, alter Camerad. Noch ist auch unsere Landwehr nicht verloren, obwohl sie genug davon reißen und theilen und sie ganz zerreißen möchten. Fange an.“

Dann wandte er sich an Henrietten. Er sah das schöne, bescheidene, einfache Kind mit freundlichem Wohlgefallen an. „Und Sie, mein liebes, braves Fräulein — wie kann ich Ihnen danken für das, was Sie an diesem alten Manne mir gethan haben? Ich kann es nur durch eine Bitte: Geben Sie mir Ihren Arm, und wir sammeln Beide für den armen Leierkastenmann.“

Er hatte ihre Hand schon gefaßt und drückte sie herzlich. Dann legte er ihren Arm in den seinigen. Sie konnte nicht widerstehen und weinte nur; sie mußte es, und wußte selbst nicht, warum.

„Mein Onkel!“ hatte an dem Tische zehn Schritt davon der Graf Ottomar von Hochstadt überrascht ausgerufen.

„Ihr Onkel?“ hatte erschrocken die schöne Wittwe an seiner Seite wiederholt.

Der alte Herr war der Onkel des Grafen Ottomar, der Graf Gotthard von Hochstadt, der reichste und adelstolzeste Edelmann des Landes. Er war in seinen jüngeren Jahren, nach der Sitte des reicheren Adels und zu seinem Vergnügen, einige Zeit Officier in der Garde gewesen und hatte nach der Schlacht bei Jena den Abschied genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Messina.

Diese Jahrtausende alte Sichelstadt „Zankle“, so genannt wegen des sichelförmigen Hafens, eines der schönsten und größten in der Welt, das Messana der alten Römer, später nacheinander von muhamedanischen Saracenen, christlich-ritterräuberischen Normannen, unglücklichen Hohenstaufen Deutschlands, spanischen und zuletzt bourbonischen Tyrannen beherrscht, zieht jetzt als letzter Halt der neapolitanischen Bourbonen die Aufmerksamkeit der Welt auf sich. Nachdem Garibaldi Palermo und das übrige Sicilien wie auf einen Zauberschlag erlöst hatte, blieb es wochenlang die wichtigste Frage in dieser weltgeschichtlichen Angelegenheit: Wird er es auch erlösen können, und wie stehen die Bedingungen dazu? Dies drängt uns sofort zu der Frage: Wie liegt Messina strategisch, und welche Kraft hat es als Festung?

Messina ist als wichtigste Hafen- und Handelsstadt Siciliens und wegen ihrer Lage dem Festlande gegenüber, von welchem es blos durch die Straße von Messina getrennt ist, der neuen Regierung Garibaldi's unentbehrlich. Sie ist Hauptstadt der 14 geographische Meilen langen und etwa halb so breiten Provinz gleiches Namens. Diese wird im Innern von der großen Felsenkette ziemlich ausgefüllt, die von Osten nach Westen ganz Sicilien durchschneidet und südwestlich von der Stadt, unweit Catania, den Aetna enthält. Zwischen den Kämmen und Kanten der Gebirgszüge, an

Digitized by Google

Messina.

Digitized by Google

den Abhängen und in den Thälern ist die Provinz ganz besonders fruchtbar an Wein und Oel, großen und kleinen Rosinen, Mandeln, Citronen, Sumach, Süßholz, Lakritzen, den verschiedensten Früchten und an Seide, die in der Stadt mit besonderm Kunstfleiße verarbeitet wird. Der Hafen von Messina führt diese Producte aus und dafür europäische Industrie- und Luxusartikel für beinahe das ganze Inselland ein.

Messina die Stadt liegt sich sichelförmig um den zwei englische Meilen langen Hafen und steigt nach dem Lande zu etwas bergaufwärts. Die Mauern hier haben keine strategische Bedeutung und sind blos aus Zollrücksichten gegen Schmuggler etwas hoch gebaut. Oberhalb der Stadt erheben sich auf steilen Hügeln die Festungswerke Gonzaga und Castellaccio, aber ohne großen militairischen Werth, da sie von höheren Bergrücken dahinter leicht beherrscht werden können. Freilich würde es keine leichte Arbeit sein, Artillerie auf diesen Höhen aufzupflanzen. Die Citadelle liegt in der Ebene unten, da, wo eine hervorspringende Landzunge dem eigentlichen Festlande ziemlich nahe kommt. Nach letzterem hin ist sie stark und hat in dem detachirten Fort Blasee, das durch Minenwege mit der Citadelle in Verbindung steht, ein respectables Außenwerk. Die Seefront ist strategisch unbedeutend mit ihrem Fort Salvatori. Daraus läßt sich leicht ersehen, daß Messina nicht nachdrücklich vertheidigt werden kann, wenn die hinter den Werken Gonzaga und Castellaccio aufsteigenden Felsenrücken nicht stark besetzt werden. Wegen Mangel an Truppen, zumal zuverlässigen, ist daran jetzt kaum zu denken. Man wird sich deshalb, wie 1848, hauptsächlich auf die starke Citadelle beschränken. Damals hielten sich die königlichen Truppen bis zum September in der Citadelle, aber die Revolutionstruppen hatten keine Kanonen, und die Schweizer-Regimenter waren nicht, wie jetzt, in Auflösung und Anarchie begriffen. Anfangs Juli hatte Messina 10,000 Mann Garnison, die allerdings verstärkt werden sollte; aber schwerlich sind die nöthigen 30,000 Mann zur Besetzung aller Posten herbeigeschafft worden, obwohl man es neuerdings behauptet. In der Citadelle selbst ist blos Raum für höchstens 4000 Mann. Wenn Garibaldi, wie seine Absicht war und er vorbereitet hatte, von Catania her angreifen sollte, werden ihm die ausgetrockneten Felsenflußbetten zwischen den Bergen und dem Meere zu Gute kommen. Die königlichen Truppen in Messina wird er wohl nicht zu fürchten brauchen. Deren Seele waren immer die Schweizer, welchen 1848—49 „Bomba" allein die fliegreiche Contre-Revolution verdankte. Von „Bombino", dem 21jährigen Nachfolger, sind sie bereits theils in aller Form, theils moralisch abgefallen.

Die neapolitanische Flotte ist dem Namen und den Zahlen nach sehr bedeutend: 115 Kriegsfahrzeuge, bestehend aus zwei Fregatten zu 48 und zwei zu 60 Kanonen, drei Corvetten zu 44 und einer zu 32, fünf Brigantinen zu 20, zwei Schooners zu 14 Kanonen, vierzehn Dampf-Fregatten, vier Dampf-Corvetten, siebzig Kanonenbooten und im Uebrigen Transport-Fahrzeugen. Solch eine Flotte, gut bemannt und patriotisch wirksam gemacht, würde zehn Garibaldi's das Landen unmöglich gemacht haben, — der Geist ist von ihr gewichen, wie von den Landtruppen. Sie wird von den Geistern der Tausende, die in Kerkern vermoderten, bemannt, welche die Glieder der „Treugebliebenen" lähmen und den Schiffen wehren, Mannschaften und Munition nach bedrohten Punkten zu schaffen und Garibaldi's armselige zehn Dampfer anzugreifen.

Was Garibaldi betrifft, so hat er allerdings höchstens 25,000 Mann, darunter 5000 Mann durchgeschulte Kerntruppen, die mit ihm kamen, sahen, fiegten, und zum Theil schon 1848—49 mit ihm stritten. Von diesen hat denn aber auch gelegentlich wohl Jeder „eine Armee in seiner Faust". Die Begeisterung für ihn, die Nemesis, erzeugt Furcht, Schrecken und Feigheit im Lager der Feinde. Die stark zuströmenden Freiwilligen, die im Innern des Landes Rekruirten sind vorläufig von keinem taktischen oder strategischen Werthe, da sie erst eingeübt werden müssen. Letzteres hilft übrigens bei den eigentlichen Sicilienn wenig oder nichts, man kann keine ordentlichen Krieger aus ihnen machen, wiewohl man annehmen darf, daß Begeisterung für den wundergleich gekommenen Befreier und Eruption des lange im Innern kochenden heiligsten Ingrimmes dieser oft Ersatzhinlänglich Seelen Militairschule und Exercirplatz ersetzen mag. Mitte Juli waren Garibaldi'sche Vorposten von Catania her schon mit königlichen Truppen von Messina zusammengestoßen. Vielleicht ist inzwischen das Schicksal Messina's schon entschieden worden. Sicilien gehört dem Dictator Garibaldi. Er wird es für den König von Sardinien zu halten suchen, aber schwerlich zwischen den doppelten Gefahren der Scylla und Charybdis in der Meerenge (zwischen dem Festlande und Sicilien) in das nun plötzlich wieder „constitutionelle" Neapel eindringen. Der bourbonische Thron muß ja gerettet werden! Ist doch bereits wieder einmal „Freiheit" von ihm aus verkündigt worden, wie 1848. Frankreich und Rußland müssen das nun glückselig constitutionelle Königreich Neapel erhalten. Auch fordert dies das „europäische Gleichgewicht". Der deutsche Bund und alle „Gutgesinnten" Europa's würden ebensfalls für den legitimen Herrscher gegen den „Räuberhauptmann" Garibaldi (wie ihn die gute Presse nannte) Partei nehmen. Wenn nicht ein grimmiger Ruck der Geschichte diese Pläne für die Erhaltung des ganz besonders gottseligen Bourbonenthrones stört, wird der junge König die Gefängnisse wieder ärger füllen und neue Tortur-Instrumente erfinden, eh' er einen Bart bekommt.

Wie zauberisch spiegeln sich die prächtigen, mit buntem südlichen, halbnackten, braunen Leben erfüllten sicilischen Hauptstädte in den blendenden Wassern des Meeres! Wie märchenhaft leuchten die Säulen und Ruinen und Baleens Messina's aus dem oft spiegelblanken Hafenwasser auf! Von drüben blinken die calabrischen Berge und Dörfer herüber durch die klare, weiche Luft. Das Stadt-Panorama selbst ist wunderprächtig. Himmel und Erde scheinen sich oft zu vereinigen, um hier ein Paradies für die Menschen zu sichern. Aber nirgends in der Welt haben Schergen und Bomben den wahnsinnigsten Despotismus seit Jahrhunderten ärger gewüthet, als in diesen himmlischen Häfen und Städten.

Der Blitzableiter.

Von Dr F. M.

Es war im Jahre 1708, als Dr. Wall die wichtige Bemerkung machte, daß das Licht und das Knistern des geriebenen Bernsteins eine ähnliche Erscheinung sei wie Blitz und Donner, ohne daß er jedoch der gegenseitigen Vergleichung dieser Erscheinungen weiter nachging. Späterhin sprach sich ein anderer Physiker, der Abt Nollet, über diese Aehnlichkeit deutlicher aus, indem er erklärte, „wenn Jemand durch Vergleichung der Erscheinungen darthun würde, daß der Donner in den Händen der Natur eben das sei, was die Elektricität in den unserigen ist, und daß die Wolke dabei die Stelle des Hauptconductors der Elektrisirmaschine vertrete, so würde ihm diese Erscheinung sehr gefallen." In der That mußten ihn die Experimente mit der Leydener Flasche, die Heftigkeit des elektrischen Funkens, die Knallschen, mit der er überspraug, seine Fähigkeit, beim Entladen durch den menschlichen Körper heftige Erschütterungen zu bewirken und Thiere selbst zu tödten er war der Erste, der diesen Versuch anstellte, auf jenen Gedanken leiten und in ihm die Hoffnung erwecken, daß durch die gehörige Anwendung der Elektricitätserscheinungen auf den Blitz und Donner diese letzteren Erscheinungen eine richtigere Auffassung und Erklärung als bisher finden würden.

Es hatte jedoch die Richtigkeit dieser Anschauungsweise nur eine große Wahrscheinlichkeit für sich, und um diese zur Wahrheit zu erheben, mußten nothwendig mit Wolkenelektricität Versuche angestellt werden, um die hierbei auftretenden Erscheinungen mit den bereits bekannten vergleichen zu können. Diesen großen Fortschritt verdankt die Wissenschaft dem Amerikaner Dr. Benjamin Franklin, der hierdurch sowohl, wie namentlich durch die weitere praktische Anwendung seiner Entdeckungen unsterblich geworden ist. Dieser scharfsinnige Naturforscher hatte zu Philadelphia eine große Reihe von Versuchen über Elektricität angestellt, und seine Beobachtung, daß spitzige Körper die Elektricität weit mehr und aus größerer Entfernung anzögen als stumpfe, brachte ihn auf den so folge-

Digitized by Google

reichen Gedanken, durch solche spitzige Körper die Elektricität von den Wolken nach der Erde zu locken. Er machte deshalb den Vorschlag, man solle auf einem Thurm oder sonst einem hochgelegenen Orte ein Schilderhäuschen errichten, woraus sich ein spitzer Eisendraht durch einen Harzkuchen isolirt erhebe. Wenn darüber Gewitterwolken hinzögen, so müßten sie, meinte er, vom Eisendrahte einen Theil ihrer Elektricität mittheilen, welches den Sinnen durch Funken wahrnehmbar werden könnte, wenn man einen Schildwachtsmann einen Knöchel oder sonst einen Leiter in die Nähe brächte. Da ihm jedoch in Amerika zur Anstellung dieser Versuche die nöthigen Hülfsmittel fehlten, so forderte er hierzu die Physiker Europa's auf, welcher Aufforderung zunächst in Frankreich Dalibard zu Marly la Ville und Delor zu Paris folgten. Der Erstere ließ eine Hütte bauen, über welche eine am unteren Theile isolirte Eisenstange von 40 Fuß Länge aufgerichtet war. Als eine Gewitterwolke über das Zenith dieser Stange hinzog, gab sie bei Annäherung eines Fingers Funken und zeigte alle anderen Erscheinungen, welche die durch unsere gewöhnlichen Maschinen elektrisirten Conductoren darbieten. Dieser in der Geschichte der Wissenschaft denkwürdige Tag war der 10. Mai 1752. Zu Paris wurden diese Versuche wiederholt und erregten das höchste Interesse der Bevölkerung.

Was Franklin jedoch nicht auf diese Weise erreichte, gelang ihm auf eine andere, die um so bemerkenswerther ist, als sie den Beweis liefert, wie ein gewöhnliches Spielzeug der Kinder in den Händen eines wissenschaftlichen Forschers hochwichtige Entdeckungen machen hilft. Er kam nämlich auf den Gedanken, die Elektricität nicht durch eine Eisenstange, sondern durch einen in die Höhe steigenden Drachen, an dessen unterem Ende eine Schnur angebracht war, längs dieser herabzulocken. Mit diesem Instrumente begab sich Franklin im Juni 1752, von seinem Sohne begleitet, in's Freie zur Zeit als ein Gewitter aufstieg. Eine blitzschwangere Wolke zog über dem Drachen hin, ohne daß eine Wirkung sichtbar wurde, und schon schien es, als sollten die Erwartungen getäuscht werden. Da auf einmal entfand ein leichter Regen, welcher die Schnur etwas befeuchtete und so besser leitend machte; die Fasern am unteren Ende der Schnur fingen an sich zu sträuben, es ließ sich ein kleines Geräusch hören, und als nun ein Finger der Schnur genähert wurde, sprang ein Funke über, dem bald noch mehrere folgten.

So waren die Erwartungen eingetroffen, der Versuch vollkommen gelungen, aber zugleich mit einem bedeutenden Glück für den Experimentirenden. War nämlich der Regen stark genug, um die Schnur vollständig zu durchnässen und so vollständig leitend zu machen, so konnten die überspringenden Funken so heftig werden, daß Franklin sein leben einbüßte, mit dem zugleich Alles verloren ging, was dieser große Mann noch in der Wissenschaft und für die Freiheit seines Volkes geleistet hat.

Sehr merkwürdig ist es, daß dieses Experiment ganz mit denselben Hülfsmitteln von dem französischen Physiker de Romas zu Nerac im Jahre 1753 angestellt wurde, ohne daß die Kenntniß der Franklin'schen Resultate schon dorthin gedrungen war. Um die Schnur von vornherein besser leitend zu machen, hatte er in dieselbe einen dünnen Metalldraht eingeflochten. Die Freude und das Erstaunen theilte er Nollet in den Worten mit: „Stellen Sie sich den Anblick von Feuerstreifen vor von 9 bis 10 Fuß Länge und einem Zoll Dicke, die ebenso viel oder noch mehr Geräusch machten, als Pistolenschüsse. In noch weniger als einer Stunde erhielt ich gewiß 30 Streifen von diesen Dimensionen, ungerechnet tausend andere von 7 Fuß und darunter. Was aber meine Zufriedenheit bei diesem neuen Schauspiele vorzüglich erweckte, war, daß die größten Feuerstreifen von selbst hervorbrachen und ungeachtet der großen Masse Feuers, aus der sie bestanden, stets auf den zunächst befindlichen Leiter fielen. Da ich dies immer ohne Ausnahme erfolgen sah, warb ich so sicher, daß ich mich nicht scheute, das Feuer bei ziemlich lebhaftem Gewitter mit meinem Ausladen hervorzulocken, und wenn die Glasarme nur zwei Fuß Länge hatten, so vermochte ich mittelst derselben, ohne die geringste Erschütterung in meiner Hand zu spüren, Feuerstreifen von 6 bis 7 Fuß ebenso leicht, wohin ich wollte, zu leiten, als Streifen von blos 7 bis 8 Zoll." Man begreift leicht, mit welcher Vorsicht derartige Versuche angestellt werden müssen, um wie sehr es darauf ankommt, die hierzu nöthigen Apparate auf das Geeignetste einzurichten.

Franklin hatte somit erkannt und nachgewiesen, daß der Blitz ein eben solcher Entladungsstrom sei, als die sind, welche wir mittelst der geladenen elektrischen Batterien hervorbringen können. Seine früheren Untersuchungen über das Ausströmen der Elektricität aus Spitzen machten in ihm den weiteren Gedanken rege, daß man mit einer in die Luft ragenden und oben mit einer Spitze versehenen Eisenstange die Wolkenelektricität neutralisiren könne und somit ein gegen den Blitz schützendes Mittel in den Händen habe. Er hatte somit die Erfindung des Blitzableiters gemacht, eine Erfindung, welche als eine der wichtigsten und wohlthätigsten für die Menschen betrachtet werden muß.

Wie sehr ein spitzer, die Elektricität leitender Körper, der einem andern mit Elektricität geladenen Körper nahe kommt, diesen zu entladen vermag, kann folgender leicht anzustellende Versuch beweisen. Man hänge an einem Seidenfaden einen Baumwollenflocken (der ziemlich groß sein kann) auf und lade denselben etwa mit positiver Elektricität, welche Ladung man an der Ausweichung der Fasern des Flockens, noch besser aber an dem Auseinandertreten zweier an ihm angehängter Korkkügelchen erkennen kann. Nähert man diesem Flocken einen Metalldraht, der vorn in eine feine Spitze ausläuft, so werden die Korkkügelchen rasch zusammenfallen, wodurch die Entladung angezeigt ist. Diese Erscheinung ist leicht zu erklären, zugleich mit der Anwendung auf die Wirkung des Blitzableiters, denn der Baumwollenflocken kann recht gut eine mit positiver Elektricität geladene Wolke, die demselben genäherte Spitze den Blitzableiter vorstellen. Nähert sich nun eine mit positiver Elektricität geladene Wolke dem Blitzableiter, so werden in diesem die bis dahin vereinigten Elektricitäten getrennt. Die negative wird nach der Spitze gezogen, die positive dagegen strömt nach dem Erdboden. In diesen Trennungszustand erhält sich jedoch das Ganze nicht, sondern die negative Elektricität strömt aus der Spitze aus, begibt sich nach der Wolke, um hier einen Theil der positiven Elektricität zu neutralisiren. Eine neue Menge negativer Elektricität wird wieder nach der Spitze gezogen, strömt von hier aus und neutralisirt wiederum einen Theil der hier noch angehäuften positiven. Dieser Vorgang wiederholt sich so oft, bis die positive Elektricität der Wolke durch die aus der Spitze strömende negative neutralisirt ist, oder mit andern Worten, bis die Wolke entladen ist.

Die hauptsächlichste Wirkung des Blitzableiters besteht also darin, daß durch ihn die Wolken neutralisirt werden. In unserer Erklärungsweise wurde angenommen, die Wolke sei mit positiver Elektricität geladen, was natürlich nicht immer der Fall ist. Nach den Versuchen, welche Crosse über die elektrische Beschaffenheit der Wolken angestellt hat, ergab sich, daß sogar ein und dieselbe Wolke aus verschiedenen Zonen besteht, die bald positiv, bald negativ geladen sind. Hierdurch ändert sich jedoch nichts in der obigen Erklärungsweise.

Der Blitzableiter ist jedoch auch noch in einer anderen Beziehung von großer Wichtigkeit. Wenn nämlich die Elektricität in den darüber streichenden Wolken eine solche Spannung besitzt, daß das Ausströmen der entgegengesetzten Elektricität aus der Spitze des Blitzableiters nicht hinreicht, um sie zu neutralisiren, so wird ein Blitzstrahl erfolgen und aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Punkt fallen, wo die meiste Elektricität aufgehäuft ist, nämlich die Spitze des Blitzableiters, um von hier durch die Blitzableiterstange nach dem Boden hin seine Richtung zu nehmen. Zwei Bestimmungen muß also der Blitzableiter erfüllen: erstens die Unschädlichmachung der blitzschwangeren Wolken durch das Ausströmen der Elektricität aus seiner Spitze, zweitens die Unschädlichmachung eines wirklich erfolgten Blitzstrahls, insofern er diesen nach dem Boden ableiten muß.

Die wesentlichen Bedingungen eines gut eingerichteten Blitzableiters sind zunächst folgende drei: erstens muß die Spitze desselben hinlänglich fein sein, zweitens muß er seiner ganzen Länge nach sowohl über dem Boden, wie in dem Boden vollständig leiten, drittens muß er die gehörigen Dimensionen besitzen. Die erste Bedingung muß deshalb erfüllt sein, damit die Ausströmung der Elektricität so stark wie möglich ist. Man befestigt zu dem Ende oben nach der vorterflichen Instruction, welche Gay-Lussac über die Einrichtung der Blitzableiter gegeben hat, eine 5 Centimeter lange Platinspitze, welche zunächst mit ihrem unteren Ende in eine Messinghülse gefaßt ist und mit dieser auf der eigentlichen Blitzableiterstange aufsitzt. In Deutschland, wo sich hauptsächlich Reimarus um diese Gegenstände verdient gemacht hat, läßt man die Eisen-

Digitized by Google

stange selbst oben in eine feine Spitze angegehen und vergoldet diese, um sie vor Rost zu bewahren. Was die zweite Bedingung betrifft, so leuchtet ein, daß, wenn die Leitung an einer Stelle des Blitzableiters mangelhaft oder gar vollständig unterbrochen ist und ein Blitz in denselben einschlägt, dieser an der betreffenden Stelle leicht auf seitliche Gegenstände überspringen kann. Ein solcher Blitzableiter würde mehr schaden, als nützen können. Um die Leitung nach dem Boden hin möglichst vollständig zu machen, leitet man das untere Ende der Stange in einen Behälter, der mit Wasser sich gefüllt erhält, oder, falls dies unmöglich ist, wenigstens an einen feuchten Ort; auch theilt man gern das untere Ende in mehrere Arme und umgibt diese mit gestoßener Kohle, welche ein guter Leiter der Elektricität ist. Ist trotzdem die Dicke der Blitzableiterstange zu gering, so kann leicht der Fall eintreten, daß der Blitzstrahl nicht rasch genug nach dem Boden abströmen kann und in Folge dessen sich auf seitliche Gegenstände wirft. Dem seitlichen Ueberspringen des Blitzes werden hauptsächlich metallische Gegenstände ausgesetzt sein, wie etwa Metalldächer, und es ist von großer Wichtigkeit, daß derartige Gegenstände in hinlängliche Leitung mit dem Blitzableiter gesetzt werden und nicht etwa von diesem isolirt sind, wie Einige für gut befanden.

Ein nach solchen Principien eingerichteter Blitzableiter schützt nicht nur das Gebäude, woran er angebracht wird, sondern auch die nächste Umgebung, und zwar, wie man annimmt, in einer Entfernung vom Blitzableiter, welche doppelt so groß ist als die Höhe der Stange. An directen Beispielen des Nutzens, den ein gut eingerichteter Blitzableiter gewährt, fehlt es nicht; es möge hier von den zahlreichen nur eines angeführt werden. Der Thurm des Freiburger Münsters ist wiederholt von Blitzstrahlen getroffen worden, die das herrliche Kunstgebäude mehr oder weniger beschädigten. Ein Strahl, welcher am 28. April 1561 die Pyramide traf, richtete so bedeutenden Schaden an, daß die Kosten der Reparatur auf die benachbarten Städte vertheilt werden mußten. Ebenso verheerend wirkten, wenngleich in geringerem Grade, zwei andere Blitzschläge am 2. Januar 1819 und am 10. Januar 1843, worauf im Jahre 1844 der Thurm nach der Angabe Fricke's mit einem sehr zweckmäßigen Blitzableiter versehen wurde, dessen Einrichtung sich so trefflich bewährte, daß im Blitzstrahl, der am 28. April 1847 den Thurm traf, dem Blitzableiter folgte, ohne auch nur den geringsten Schaden anzurichten.

Die prächtige Naturerscheinung des Gewitters bietet noch eine Menge Verhältnisse dar, welche von Seiten der Physik ihre Aufklärung finden müssen und die wir wohl nächstens noch näher besprechen.

Aus Garibaldi's Leben.

Nr. 2.

Wohl selten hat die Geschichte von einem Leben zu melden, das wechselvoller und vielbewegter sich gestaltete, wie das jenes Mannes, welcher als das gefeierte Haupt des demokratischen Italiens, ans nationalen Rücksichten die monarchische Fahne Victor Emanuels entrollend und von Sieg zu Siege tragend, die Blicke der Welt in so reichem Maße auf sich gezogen hat und vielleicht noch lange nicht am Ziele seines hochfliegenden Strebens steht. Reich an Abenteuern und Gegensätzen, bietet dieses Leben eine solche Fülle des Interessanten, daß wir gern bei ihm verweilen und staunend die große Ausdauer bewundern, die den kühnen, thatendurstigen Mann unter den verschiedenartigsten Verhältnissen zur Verwirklichung seiner idealen Pläne antrieb und leitete.

Giuseppe Garibaldi, der Vielgeschmähte und Hochgepriesene, wurde, wie er selbst erzählt, am 22. Juli 1807 zu Nizza in demselben Hause und demselben Zimmer geboren, in welchem auch Frankreichs berühmter Marschall Massena das Licht der Welt erblickte. Mit großer Bescheidung und tiefer Zärtlichkeit gedenkt er seiner Eltern, seines aus Chiavari gebürtigen Vaters, Dominico Garibaldi, und namentlich seiner Mutter, Rosa Raginndo, in welcher er das Musterbild aller Frauen verehrt. Der Sohn eines Seemanns und selbst Seemann, gedachte ihn sein Vater zu einem gleichen Berufe zu erziehen, und da er eben nicht sehr mit Glücksgütern gesegnet war, so sah er sich auch nicht im Stande, dem Sohne irgend eine aristokratische Bildung angedeihen zu lassen. „Mein Vater," so erzählt er, „ließ mich weder in der Gymnastik, noch in der Fechtkunst oder im Reiten unterrichten. Allein ich erlernte doch eine Art Gymnastik, indem ich in den Wanttauen heraufkletterte und im Seilwerk herabglitt, die Fechtkunst, indem ich mein Haupt vertheidigte und das meiner Feinde zu spalten suchte, das Reiten aber, indem ich mir die ersten Reiter der Welt, ich meine die Ganchos, zum Muster nahm." — Dagegen war der junge Giuseppe einer der verwegensten Schwimmer, dem kein Strom zu breit und zu reißend dünkte, und der sich im Meere so heimisch fühlte, daß er glaubte, er habe von Kindesbeinen an schwimmen gelernt und sei als „Amphibie" geboren. Uebrigens befand sich in jener traurigen Zeit das Amt der Jugenderziehung zu Pienent in den Händen fauler, nichtsnutziger Mönche, die nur dahin strebten, aus den jungen Leuten ihres Gleichen heranzubilden.

So verbrachte Giuseppe die ersten Jahre seiner Kindheit, wie sie die meisten Kinder verbringen, unter Lachen und Weinen, mehr dem Vergnügen, als der Arbeit, mehr der Erheiterung, als den Stürmen hingegeben. Schon frühzeitig entwickelte sich jedoch in ihm der Drang nach Abenteuern. Des Schulzwangs und der steifen Lebensweise müde, nahm er sich eines Tages mit dreien seiner Altersgenossen, Cesar Parodi, Raffaello de Andreis und Cristoforo Bermond, vor, nach Genua zu entfliehen. Gesagt, gethan. Sie suchten sich ein Fischerboot zu verschaffen und machten sich auf den Weg nach der Levante. Kaum hatten sie aber die Höhe von Monaco erreicht, als schon ein Korsarenschiff, das sein trefflicher Vater ihm nachgesendet, sie einholte, gefangen nahm und ganz beschämt wieder nach Hause zurückbrachte. Ein Abbé, der sie beobachtet hatte, verrieth sie, wie sie nachmals erfuhren, „und daher," meint Giuseppe, „stammt wahrscheinlich meine geringe Sympathie und mein Groll gegen alle Abbé's."

Nachdem seine dürstige Jugenderziehung vollendet war, unternahm er seine erste größere Seereise auf der Brigantine „la Costanza" nach Odessa, der bald eine zweite auf seiner eigenen Tartane „la Santa Reparata" nach Rom folgte, die ihn mit der größten Freude erfüllte, denn Rom war für ihn Italien, das geheiligte Symbol der italienischen Einheit. Auf einer Fahrt nach Marseille weihte man ihn in die Pläne der patriotischen Partei ein, der er sich mit ganzer Seele hingab. Mazzini, den er in Marseille persönlich kennen lernte, bezauberte ihn; er ging zu jener Zeit damit um, eine neue Schilderhebung für die Sache Italiens zu wagen, zu deren Leitung Ramorino — gegen Mazzini's Ansicht — herbeigerufen wurde. Sie endete unglücklich. Garibaldi befand sich im Staatsdienst als Matrose erster Classe auf der Fregatte „Eurydice"; hier sollte er Proselyten für die Revolution machen und sich, falls der Hauptstreich der Insurrection gelingen würde, der Fregatte bemächtigen und dieselbe den Republikanern zur Verfügung stellen. „Ich wollte mich jedoch nicht," erzählt er, „bei dem Feuer, das mich durchglühte, zu dieser Rolle hergeben. Dagegen hatte ich vernommen, daß sich eine Bewegung in Genua vorbereitete, und daß man sich dabei der auf dem Sarzana-Platz gelegenen Genie-Caserne bemächtigen wollte. Ich überließ es daher meinen Cameraden, das Fahrzeug zu nehmen, und landete zur Stunde, in welcher die Bewegung ausbrechen sollte, auf einem Boote an der Douane zu Genua, den wo auch ich mich nach dem genannten Platze begab.

„Hier wartete ich fast eine Stunde lang; allein es bildete sich keine Zusammenrottung, und bald vernahm ich, daß das Unternehmen gescheitert wäre, und die Republikaner sich flüchteten. Man fügte hinzu, daß Verhaftungen vorgenommen würden. Da ich mich jedoch bei der sardinischen Marine engagirt hatte, um der sich vorbereitenden republikanischen Bewegung zu dienen, so hielt ich es für nutzlos, an den Bord der Eurydice zurückzukehren, und dachte ebenfalls an's Flüchten.

„Im Augenblick, wo ich mich solchen Betrachtungen überließ, begannen Truppen, die ohne Zweifel von dem Plane der Republi-

Digitized by Google

kaner, sich der Caserne zu bemächtigen, unterrichtet worden waren, den Platz einzuschließen. Ich sah ein, daß jetzt keine Zeit mehr zu verlieren war. Deshalb flüchtete ich zu einer Obsthökerin und gestand ihr meine Lage. Die treffliche Frau bekann sich nicht lange; sie verbarg mich in ihrem Hinterladen, verschaffte mir eine Verkleidung als Bauer, und um acht Uhr Abends entwich ich durch das Laternenthor aus Genua und begann auf diese Weise das Leben der Verbannung, des Kampfes und der Verfolgung, das ich aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht ganz hinter mir habe. Dies geschah am 5. Februar 1834.

„Ohne eine gewisse Straße zu verfolgen, wandte ich mich in's Gebirge. Ich sah mich genöthigt, Gärten zu durchschreiten und Mauern zu überspringen. Zum Glück war ich mit derartigen Uebungen vertraut, und nach einer Stunde gymnastischer Exercitien war ich jenseit des letzten Gartens und hinter der letzten Mauer. Ueber die Berge von Sestri langte ich nach Verlauf von zehn Tagen, der vielmehr von zehn Nächten, in Nizza an, wo ich das Haus meiner Tante keck aufsuchte, um durch sie meine Mutter verzubereiten, die sonst zu heftig erschrecken sein würde.

„Nach einer eintägigen Ruhe machte ich mich Nachts, von zwei Freunden begleitet, Joseph Joun und Ange Gustavini, wieder auf den Weg. Am Var angekommen, fanden wir denselben von Regengüssen angeschwollen, was jedoch für einen Schwimmer, wie ich, kein Hinderniß war. Ich passirte ihn halb zu Fuße, halb schwimmend, während meine Freunde am andern Ufer zurückblieben. Ich war gerettet, aber noch nicht ganz, wie man gleich sehen wird.

„In diesem Vertrauen ging ich keden Schritts auf ein Corps Zollwächter zu, denen ich sagte, wer ich wäre und warum ich Genua verlassen hätte. Die Zollwächter erklärten mir, daß ich bis auf weiteren Befehl, den sie in Paris einholen wollten, ihr Gefangener sei. Da ich jedoch dachte, daß sich mir dabei eine Gelegenheit zur Flucht darbieten würde, leistete ich keinen Widerstand und ließ mich nach Grasse und von Grasse nach Tragnignan abführen.

„In Tragnignan brachte man mich auf ein Zimmer im ersten Stock, dessen offenes Fenster in einen Garten ging. Ich näherte mich dem Fenster, als ob ich die Lanschaft betrachten wollte. Es waren kaum zehn Fuß bis auf den Boden. — Ich schwang mich hinab, und während die Zollwächter, weniger behend oder weniger auf ihre Füße vertrauend, als ich, den großen Weg zur Treppe herab einschlugen, gewann ich einen Vorsprung und warf mich wieder in's Gebirge. Ich kannte den Weg nicht, aber ich war Matrose. Wenn mich die Erde verließ, blieb mir der Himmel, dieses große Buch, in welchem ich meinen Weg zu lesen gewöhnt war. Mit Hülfe der Sterne orientirte ich mich und gelangte glücklich nach Marseille.

„Ich trat in ein Gasthaus ein. — Ein junger Mann und eine junge Frau wärmten sich nahe an einem Tische, der nur auf das Abendessen zu warten schien. Ich verlangte etwas zu speisen, da ich seit gestern Abend nichts genossen hatte. Der Wirth bot mir an, mich mit an den Tisch zu setzen und mit ihm und seiner Frau zu Nacht zu essen. Dies nahm ich an. Das Essen war gut, der Landwein angenehm, das Feuer erwärmend. Ich empfand einen jener Augenblicke des Wohlseins, wie man sie nach einer überstandenen Gefahr oder wenn man glaubt, nichts mehr bestürchten zu müssen, empfindet. Mein Wirth wünschte mir Glück zu meinem guten Appetit und zu meinem munteren Aussehen. Ich erwiderte ihm jedoch, daß dies nichts Bewundernswerthes sei, denn ich hätte seit achtzehn Stunden nichts zu mir genommen. Was aber mein munteres Aussehen anlange, so sei dies noch einfacher, — in meinem Vaterlande wäre ich wahrscheinlich dem Tode entwichen, — in Frankreich dem Gefängniß. Da ich mich se weit herausgelassen, konnte ich aus dem Uebrigen kein Geheimniß machen. — Mein Wirth schien so frei, seine Frau so gut, daß ich ihnen Alles erzählte. Jetzt sah ich aber zu meinem großen Erstaunen das Angesicht meines Wirthes sich verfinstern. — „Nun," sragte ich ihn, „was haben Sie?"

„Nach dem Geständniß, das Sie mir gemacht haben, halte ich mich mit bestem Gewissen für verpflichtet, Sie in Haft zu nehmen."

„Ich fing an zu lachen, um mir nicht den Anschein zu geben, als nähme ich diese Eröffnung ernstlich. Uebrides Einer gegen Einen, gab es auch nichts, was ich hätte fürchten sollen. „Gut!" sagte ich zu ihm, „verhaften Sie mich; es wird immer noch Zeit sein, mich beim Nachtisch festzunehmen. Lassen Sie mich meine Abendmahlzeit beschließen — ich habe noch Hunger." Und ich fuhr fort zu essen, ohne irgend unruhig zu scheinen. Bald jedoch bemerkte ich, daß, wenn mein Wirth Hülfe nöthig hätte, um seinen Plan auszuführen, diese ihm nicht fehlen würde.

„Sein Gasthof war der Sammelplatz der Dorfjugend; allabendlich traf man sich hier, um zu trinken, zu rauchen, Neuigkeiten auszukramen und über Politik zu schwatzen. Die gewöhnliche Gesellschaft versammelte sich noch nicht, und bald waren einige zehn im Gasthause gegenwärtig. — Diese jungen Leute spielten Karte, tranken und sangen. Der Wirth sprach nicht mehr davon, mich festzunehmen, kennech verlor er mich nicht aus den Augen. Es ist wahr, ich hatte nichts von Sachen bei mir, und mein Anzug konnte meiner Zeche nicht eben entsprechen. Aber ich besaß in meiner Tasche einige Thaler und ließ diese klimpern; ihr Klingen schien den Wirth einigermaßen zu beruhigen.

„Ich wählte den Augenblick, wo einer der Trinker mitten unter Brave's ein Lied, das sich des größten Erfolgs erfreute, beendigt hatte, und das Glas in der Hand rief ich: „Jetzt hab' ich das Wort!" Und nun stimmte ich das Lied Beranger's: „Le Dieu des bonnes gens" an. Wenn ich keine andere Bestimmung gehabt hätte, so hätte ich sollen Sänger werden; ich habe eine Tenorstimme, die, wäre sie ausgebildet worden, einen gewissen Umfang erreicht haben würde. Die Verse Beranger's, die Sicherheit und Frische, mit welcher sie vorgetragen wurden, der wiederkehrende Refrain und die Volksthümlichkeit des Dichters erhoben alle Zuhörer. Ich mußte zwei oder drei Couplets wiederholen, man umarmte mich zuletzt und rief: „Es lebe Beranger! es lebe Frankreich! es lebe Italien!"

„Nach einem solchen Erfolge konnte von keiner Verhaftnahme mehr die Rede sein; mein Wirth sprach kein Wörtchen mehr davon, so daß ich denke noch nicht weiß, ob er es einstlich gemeint oder sich nur einen Scherz gemacht hat. Man verbrachte die Nacht mit Singen, Spielen, Trinken; dann, am nächsten Morgen mit Tagesanbruch, bot sich die ganz fröhliche Gesellschaft zu meiner Begleitung an, eine Ehre, die ich natürlich annahm; wir trennten uns erst nach einem Wege von sechs Miglien. — Wahrlich, Beranger ist todt und weiß nicht, welchen Liebesdienst er mir geleistet!"

Glücklich entkam Garibaldi nach Marseille, ohne daß eine andere Ueberraschung ihn betroffen, als daß er in einer Zeitung, „das seuweraine Volk" betitelt, seinen Namen, wie er selbst scherzt, zum ersten Male gedruckt sah; er war von den Blutrichtern Karl Alberts zum Tode verurtheilt worden, und dies raubte ihm die Aussicht auf einen längeren Aufenthalt in Frankreich, denn dem „kürgerfreundlichen" König Louis Philipp war eine Verletzung des Asylrechts wohl zuzutrauen. Deshalb schiffte er sich alsbald nach Tunis ein, von wo aus er jedoch nach kurzer Zeit, da ihm die vom Bey von Tunis übertragene Stellung als Reis einer Barbaresken-Schecke nicht sonderlich zusagte, unter dem angenommenen Namen Pane wieder nach Marseille zurückkehrte, das, von der Cholera furchtbar verheert, einem weiten Kirchhof glich und vergebens nach Leuten suchte, welche Dienste in den überfüllten Hospitälern verrichteten. Sofort übernahm Garibaldi einen solchen Baumherzigkeitsdienst und blieb daselbst vierzehn Tage unter allen Schreckmissen einer verheerenden Seuche, bis dieselbe an Heftigkeit abgenommen hatte. Bald darauf bot sich seinem nach Abenteuern verlangenden Geiste eine willkommene Gelegenheit zur Gewährung seines Sehnens dar: der Capitain der Brigg „le Nautennier" nahm ihn als zweiten Matrosen mit nach Rio Janeiro. Diese Reise gewährte ihm ein hohes, nicht geahntes Vergnügen, indem sie ihm neue Wunder der Schöpfung erschloß, die sein weiches, für zarte Eindrücke empfänglichs Herz mit Staunen erfüllten. Viele seiner Freunde haben ihm deshalb nachgelagt, daß er vorzugsweise zum Dichter geboren sei. „Wenn man aber nur unter der Bedingung Dichter ist," sagt er selbst in seinen Aufzeichnungen, „daß man die Iliade, oder die göttliche Komödie, die Meditationen Lamartine's, oder die Orientalen Victor Hugo's dichten kann, so bin ich nicht Dichter; wenn der jedoch ein Dichter ist, der Stunden zubringt, um in den azurnen und tiefen Wogen die Geheimnisse der unterseeischen Vegetation zu erforschen; wenn der ein Dichter ist, welcher Angesichts der Bai von Rio Janeiro, Neapel oder Constantinopel in Wonnetrunkenheit geräth; wenn der ein Dichter ist, der sich zurückträumt in die Zärtlichkeit der theuern Mutter, in die Erinnerungen der Kindheit und der ersten Jünglingsliebe, während Flin-

Digitized by Google

ten- und Kanonenkugeln ihn umdonnern, ohne zu fürchten, daß dieser Traum mit einem zerschmetterten Kopf oder einem zerquetschten Arm endigen kann — dann bin ich Dichter."

„Ich erinnere mich," fährt er fort, „eines Tages im letzten Kriege gegen Oesterreich, wo ich von Müdigkeit erschöpft, da ich seit zwei Nächten kein Auge geschlossen hatte und seit zwei Tagen nicht vom Pferde gestiegen war, den General Urdan mit seinen 12,000 Mann mit meinen 40 Berfaglieri, meinen 40 Reitern und einem Tausend wohl oder übel bewaffneter Mann auf einem kleinen Fußsteig zur Seite marschirte, während auf der andern Seite am Berg Orsano der Oberst Türr mit fünf oder sechs Mann vorrückte; plötzlich blieb ich stehen, vergaß Müdigkeit und Gefahr und hörte dem wunderbaren Sang einer Nachtigall zu. Es war Nachts, bei Mondschein, in einer prachtvollen Jahreszeit. Das Vögelchen ließ im leisen Säuseln des Windes seine harmonischen Töne wie einen Rosenkranz abperlen, und mir dünkte, als ich diesen kleinen Freund meiner Jugendjahre wiederhörte, als träufe ein wohlthätiger, neuschaffender Himmelsthau auf mich herab. Meine Umgebung glaubte, ich wisse nicht, welcher Weg einzuschlagen sei, und ich hörte vielleicht ein fernes Donnern der Kanonen oder den dröhnenden Hufschlag der Rosse auf der Heerstraße. Nein, ich hörte eine Nachtigall schlagen, deren Gesang ich fast seit zehn Jahren nicht vernommen hatte, und meine Entzückung währte, wenn auch nicht so lange, bis meine Umgebung mir zurief: „General, hier ist der Feind!" sondern bis der Feind mir selbst durch Kanonenschüsse ein „hier bin ich!" zu vernehmen gab und dadurch meinen nächtlichen Liebling verscheuchte."

Wir haben diese kleine Episode absichtlich mitgetheilt, und überlassen dem Leser, zu beurtheilen, ob ein Mann mit einem solch' zartfühlenden Herzen wohl die Ehrennamen eines Scrubers und Flibustiers verdient, mit welchen ihn selbst ein Schönhals beehrt!

Kehren wir jetzt zur Geschichte zurück. In Rio Janeiro hatte Garibaldi das seltene Glück, einen wahren Freund zu finden, einen gewissen Rossetti, für welchen er das treueste und zärtlichste Angedenken bewahrt hat; er nennt ihn eine auserwählte Seele, seinen Freund, seinen Bruder, seinen Unzertrennlichen. Mit diesem errichtete er, zunächst um die Stunden der Muße auszufüllen, einen kleinen Handel; bald aber sahen Beide ein, daß sie für derartige Geschäfte nicht geboren waren. Der Zufall führte ihnen den Secretair des Präsidenten der Republik Rio Grande, die sich damals im Kriege mit Brasilien befand, zu, und sie beschlossen, sie die Waffen für die republikanische Partei in Rio-Grande zu exgreifen. Nachdem sie mit einer geringen Mannschaft eine feindliche Goelette erobert, erhielt Garibaldi den Oberbefehl über dieselbe; sie warfen alsbald in Maldonado (Republik Uruguay) Anker, mußten dasselbe aber schon nach acht Tagen wieder verlassen, da Oribe, in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der Republik von Montevideo, dem politischen Chef von Maldonado Befehl zuschickte, Garibaldi zu verhaften und sich der Goelette zu bemächtigen. Die Anker wurden daher sofort gelichtet, und bald war die Höhe von Jesus Maria, gerade den Barranecas von San-Gregorio gegenüber gelegen, erreicht. Inzwischen nahte neue Gefahr von Montevideo. Zwei Barken griffen die Goelette an; die erste Geschützladung, die sie empfing, tödtete den Unterseeoffizier, einen der besten Matrosen Garibaldi's, und dieser selbst ward, als er kaum das verlassene Steuer ergriffen, von einer feindlichen Kugel getroffen, die in den Nacken eindrang und ihn bewußtlos auf das Verdeck schleuderte. Trotzdem kämpfte seine kleine Truppe wacker fort, und nach einem einstündigen Widerstand fand der Feind sich gut, sich mit einem Verluste von ungefähr zehn Mann Todter oder Kampfunfähiger auf die Flucht zu begeben.

In Gualguay, das er nach einer neunzehntägigen Fahrt erreichte, wurde Garibaldi freundlich aufgenommen, namentlich gab ihm der Gouverneur der Provinz Entre-Rios, Don Pascale Echagne, vielfache Beweise von Wohlwollen; dennoch erfuhr Garibaldi nur zu früh, daß er so gut wie Gefangener sei, indem die Entscheidung über seine Freiheit von dem Dictator von Buenos-Ayres, Rosas, abhängig gemacht wurde. Man erlaubte dem Reconvalescenten zwar kleine Promenaden zu Pferde, allein sie waren auf gewisse Grenzen beschränkt, und als nach Don Echagne's Abreise ein gewisser Leonardo Millan Commandant von Gualguay geworden, reifte in Garibaldi's Kopfe der Entschluß, sich seiner mißlichen Lage durch die Flucht zu entziehen.

„Ich traf," so erzählt er, „meine Vorbereitungen, um bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit fertig zu sein. An einem stürmischen Abend eilte ich daher nach der Wohnung eines alten Biedermannes, den ich gewöhnlich besuchte und welcher drei Miglien landeinwärts wohnte; niemal theilte ich ihm meinen Entschluß mit und hat ihn nun einen Führer und zwei Pferde, mit denen ich eine von einem Engländer gehaltene Estancia (südamerikanische Farm), die an sinken Ufer des Parana gelegen war, zu erreichen hoffte. Hier fand ich sicher Zufluchtge, die mich incognito nach Buenos-Ayres oder Montevideo schaffen würden. Er gab mir das Gewünschte, und wir machten uns querfeldein auf den Weg, um nicht entdeckt zu werden. So hatten wir in einer halben Nacht, aber im steten Galopp, ungefähr 54 Miglien zurückgelegt.

„Mit Tagesanbruch befanden wir uns im Angesicht von Ibiqui, ungefähr eine halbe Miglie von dem Parana entfernt. Der Führer forderte mich auf, zu warten, während er Erkundigung einziehen wollte. Ich willigte ein, und er verließ mich. Jetzt setzte ich mich auf die Erde nieder, band den Zaum meines Pferdes an einen Baumast, legte mich selbst unter diesen Baum nieder und wartete so zwei bis drei Stunden; da mein Führer jedoch nicht wieder erschien, stand ich auf und entschloß mich, den nahegelegenen Waldsaum zu gewinnen zu suchen; im Augenblick aber, wo ich ihn erreichte, hörte ich hinter mir einen Flintenschuß und das Einschlagen der Kugel in's Gras. Ich kehrte um und erblickte ein Cavallerie-Detachement, das mich, den Säbel in der Faust, verfolgte. Dieses Detachement befand sich bereits zwischen mir und meinem Pferde. Bei der Unmöglichkeit zu fliehen und der Nutzlosigkeit mich zu vertheidigen ergab ich mich."

An Händen und Füßen gebunden, ward hierauf Garibaldi nach Gualguay zurückgeführt, wo die härteste Behandlung seiner wartete.

„Man wird mich nicht beschuldigen," fährt er fort, „allzuzärtlich gegen mich zu sein. Dennoch, ich gestehe es, fühle ich stets ein Schaudern, wenn ich an dieses Ereignis zurückdenke. Vor Leonardo Millan geführt, ward ich von ihm aufgefordert, ihm diejenigen zu nennen, die mir zur Flucht behülflich gewesen wären. Ich erklärte natürlich, daß ich die Vorbereitungen allein getroffen und auch allein die Flucht unternommen hätte. Da ich gebunden war und Don Leonardo Millan daher nichts von mir zu befürchten hatte, so trat er näher zu mir heran und stieß mich mit seiner Peitsche; hierauf wiederholte er sein Verlangen und ich mein Leugnen. Nun befahl er, mich in's Gefängniß abzuführen und flüsterte dabei meinen Begleitern einige Worte in's Ohr. Diese Worte enthielten die Weisung, mir die Tortur zu ertheilen. Als ich in dem mir bestimmten Zimmer anlangte, ließen meine Wächter mir die Hände auf den Rücken festgebunden, knebelten mir die Daumen mit einem neuen Strick, wanden das andere Ende um einen Balken, zogen mich hinauf und hingen mich wie ein fünf Fuß von der Erde auf.

„Jetzt trat Don Leonardo Millan in mein Gefängniß und fragte mich, ob ich gestehen wolle. Ich konnte ihm nur in's Gesicht spucken, und er züchtigte mich dafür.

„Wohlan," sagte er beim Fortgehen, „wenn es ihm gefällig sein wird, dem Kerkermeister zu beichten, so ruft mich, und hat er gestanden, so laßt ihn wieder auf die Erde." Hierauf ging er hinaus.

„In dieser Lage blieb ich zwei Stunden aufgehängt. Das ganze Gewicht meines Körpers lastete auf meinen blutriesenden Daumen und meinen verrenkten Schultern. Mein ganzer Körper brannte, als wäre ich in einem feurigen Ofen; aller Augenblicke hat ich um Wasser, und menschlicher als meine Henker brachten mir meine Wächter solches. Allein das in meinen Magen eindringende Wasser verkrochte, als hätte man es auf ein rothglühendes Eisen geschüttet. Man kann sich von dem, was ich erduldete, nur eine Idee machen, wenn man die an den Gefangenen im Mittelalter verübten Folterqualen liest. Endlich, nach Verlauf von zwei Stunden, hatten meine Wächter Mitleid mit mir oder hielten mich für todt und ließen mich herab. Ich stürzte meiner ganzen Länge nach hin. Ich war nur noch eine todte Masse, ohne ein anderes Gefühl als das eines dumpfen und tiefen Schmerzes — ein Leichnam oder so etwas Aehnliches. Ich hatte unmittelbar vorher fünfzig Miglien über Meergrund gehen und dann mit gefesselten Händen und Füßen dieselbe Strecke ein zweites Mal zurücklegen müssen. Die zahlreichen und in dieser Jahreszeit wüthenden Moskitos hatten

Digitized by Google

mein Gesicht und meine Hände in ein großes Geschwür umgewandelt. Ich hatte eine zweifelhafte, fürchterliche Tortur ausgehalten, und als ich wieder zu mir kam, war ich an einen Mörder angeschlossen.

„Ohne die sorglichen Bemühungen einer Frau, die für mich ein Engel der Barmherzigkeit ward, wäre ich gestorben. Sie warf jede Furcht bei Seite und kam dem armen Gefolterten zu Hülfe. Sie hieß Madame Alleman. Dank dieser milden Wohlthäterin fehlte es mir in meinem Gefängniß an Nichts. Zwei Tage darauf ließ mich der Gouverneur, der wohl einsehen mochte, daß alle Versuche, mich zum Sprechen zu bringen, fruchtlos wären, und daß ich eher sterben, als einen meiner Freunde anzeigen würde, in die Hauptstadt der Provinz Bajada abführen. Hier blieb ich zwei Monate im Gefängniß, worauf mir der Gouverneur sagen ließ, daß es mir gestattet sei, die Provinz frei zu verlassen. Obgleich ich mich zu Aeußerungen bekenne, welche denen Schague's entgegengesetzt sind, und ich seit diesem Tage mehr als einmal gegen ihn gefochten habe, so will ich doch nicht die Verpflichtung verschweigen, die ich ihm schulde, und ich wollte, ich wäre jetzt im Stande, ihm meine Dankbarkeit für Alles zu beweisen, was er für mich und namentlich für die Erlangung meiner Freiheit gethan hat.

„Später ließ das Glück alle militairischen Häupter der Provinz Guayaquy in meine Hände fallen, und sie wurden insgesammt ohne die geringste Kränkung, weder an ihrer Person noch an ihrem Eigenthum, in Freiheit gesetzt. Was Don Leonardo Millan betrifft, so wollte ich ihn nicht einmal sehen, aus Furcht, daß seine Gegenwart bei der Rückerinnerung an die überstandenen Leiden mich vielleicht zu einer meiner unwürdigen Handlung veranlassen könnte."

Eine Klosterschule.

Im Herzen Deutschlands, in Thüringen, gibt es ein weites, schönes Thal, das die „gütene Aue" heißt. Diesen Namen verdankt es schon seit alten Zeiten der außerordentlichen Fruchtbarkeit seines Bodens; denn hier prangen die Saaten in üppigster Pracht und bringen alljährlich goldnen Erntesegen, hier grünen Wiesen und Wälder, daß sich des Menschen Herz erfreut. Die Helme und Unstrut, welche das Thal durchfließen und es alljährlich mit ihrem trüben Wasser, dem Nil gleich, düngen, tragen viel zu dieser Fruchtbarkeit bei. Diese Aue fängt bei der Stadt Nordhausen an, zieht sich von West nach Ost viele Meilen weit hin, nach Sangerhausen, Artern, Wiehe, von einer Seite durch die hohe Bergwand des Harzes gegen die kalten Nordwinde geschützt, während sie auf der andern Seite von weniger hohen Bergzügen, welche mit Feld und Wald bedeckt sind, begrenzt wird.

In einem der schönsten Theile dieses gesegneten Thales, nahe an der Unstrut, liegt auf einer Anhöhe die Klosterschule Roßleben, welche unsere Abbildung darstellt.

In früheren Zeiten stand hier ein Augustiner-Nonnenkloster, welches, soweit reichen die ältesten Nachrichten, seit 1142 bestanden hat. Auch hierher kam die Reformation mit ihrer zerstegenden Kraft. Das Kloster wurde aufgehoben und säcularisirt. Ein frommer Thüringer Ritter, Heinrich von Witzleben, wurde damit beliehen; er gründete in dem Klostergebäude im Jahre 1554 eine Gelehrten-Schule, die er mit dem Klostergut und einigen andern Besitzungen ausstattete. — Die Familie von Witzleben war seither im Besitz aller Güter jener reichen Gegend, daher waren schon die Vorfahren des Stifters die Schirmherren des alten Klosters gewesen, und so verwaltet einer seiner Nachkommen die Angelegenheiten der Schule mit bestimmten Vorrechten, unter dem Titel eines Erb-Administrators. Gegenwärtig führt der Oberpräsident der Provinz Sachsen, Hartmann Erasmus von Witzleben, die Erb-Administratur.

Im Jahre 1686 wurden die alten Klostergebäude durch Feuer gänzlich zerstört. Ein neues, größeres Gebäude, aus drei Flügeln bestehend, für die Zwecke der Schule eingerichtet, trat an dessen Stelle. Es hat außer den ökonomischen Localen, den Lehrerwohnungen, den Speise- und Classensälen und einer Kapelle hochgelegene und gesunde Wohnungen zur Aufnahme der Schüler. Die Zahl derselben war bisher 60—80, doch ist im letzten Jahrzehnt der Zudrang zu der Anstalt so gewachsen, daß man sich genöthigt sah, neue Stellen zu gründen. Die Leitung der Anstalt unter dem jetzigen Rector, eines als Mensch, wie als Lehrer gleich ausgezeichneten Mannes, des Professor Dr Anton, hat zur Blüthe der Schule viel beigetragen. Der Geist, der hier herrscht, ist ein höchst humaner. Lehrer und Schüler leben wie eine große Familie. Die jungen Leute werden nicht nur in jeder wissenschaftlichen Hinsicht vortrefflich für die Universität vorbereitet, es wird auch durch eine sittliche Mitgabe für ihre Zukunft Sorge getragen.

Außer den eigentlichen Zöglingen, Alumnen genannt, für welche es ganze und halbe Freistellen gibt, finden andere als außerordentliche Kostgänger in den Familien der Lehrer Aufnahme; diese heißen Extraneer. Aber nicht nur für die geistige und sittliche Ausbildung, sondern auch für das körperliche Gedeihen der Schüler ist vielseitig gesorgt; ein großer freier Spielplatz, mit alten Linden besetzt, schließt sich unmittelbar dem Gebäude an, eine Turnanstalt, ein Flußbad, eine Eisbahn auf überschwemmter Wiese und vor allem ein naher großer Wald, das Ziel täglicher Spaziergänge, geben den jungen Leuten hinreichend Gelegenheit, ihre Körperkräfte zu üben und sich tüchtig zu tummeln.

Folge mir, lieber Leser, durch das ansehnliche Portal des Hauptgebäudes und die Treppenfäntenhallen in die hohen, hellen Räume. Vergegenwärtige dir, in Flügelbau, eine Eisbahn auf überschwemmter Wiese und vor allem ein naher großer Wald, das Ziel täglicher Spaziergänge, geben den jungen Leuten hinreichend Gelegenheit, ihre Körperkräfte zu üben und sich tüchtig zu tummeln.

Folge mir, lieber Leser, durch das ansehnliche Portal des Hauptgebäudes und die Treppenfäntenhallen in die hohen, hellen Räume. Vergegenwärtige dir, in Flügelbau, eine Eisbahn auf überschwemmter Wiese und vor allem ein naher großer Wald, das Ziel täglicher Spaziergänge, geben den jungen Leuten hinreichend Gelegenheit, ihre Körperkräfte zu üben und sich tüchtig zu tummeln.

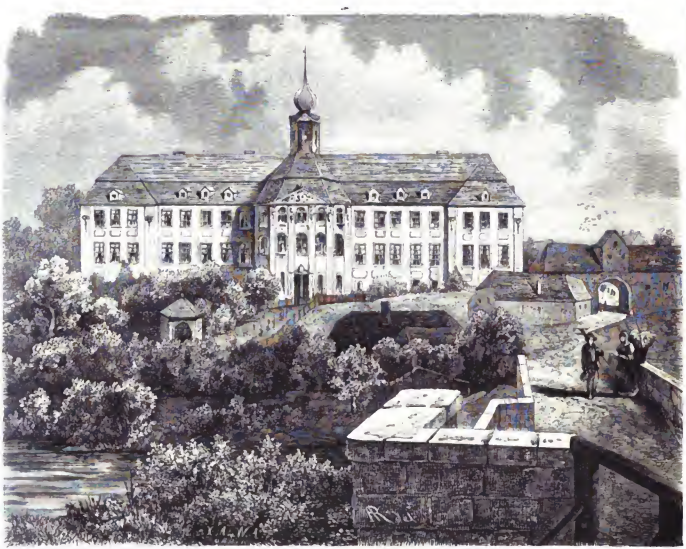
Folge mir, lieber Leser, durch das ansehnliche Portal des Hauptgebäudes und die Treppenfäntenhallen in die hohen, hellen Räume. Vergegenwärtige dir, in Flügelbau, eine Eisbahn auf überschwemmter Wiese und vor allem ein naher großer Wald, das Ziel täglicher Spaziergänge, geben den jungen Leuten hinreichend Gelegenheit, ihre Körperkräfte zu üben und sich tüchtig zu tummeln.

Digitized by Google

Zeit im steten Bewußtsein seiner höhern Pflichten gegen die Anstalt danach gestrebt, durch Epoche machende Werke zu glänzen und nach ungewöhnlichem schriftstellerischen Ruhme zu trachten, so haben dieselben doch, so weit bekannt, mit wenigen Ausnahmen — besonders in neuern Zeiten — den dauernden Ruhm der treusten Hingebung an die edlern Zwecke der Schule bewährt und Roßleben zur wahrhaften Pflege- und Bildungsstätte des echten Humanismus gemacht, wo Obscurantismus und anderer Ismus gleicher Art zu keiner Zeit die mindeste Wurzel fassen konnten. — Der deutsche Norden hat überhaupt — und Roßleben sammt seinen ein Jahrzehnt früher gestifteten drei „fürstlichen" Schwestern Pforta, Meißen, Grimma, schließt sich dem zum Beweise ganz vorzüglich an — einen hochgebildeten Lehrerstand aufzuweisen, der eine feste, unerschütterliche Phalanx gegen die Ueberfluthungen theologischen und ähnlichen Unwesens bildete und bildet.

Hier und da haben sich neuerer Zeit vereinzelte Stimmen gegen diese „geschlossenen" Klosterschulen hören lassen. Man hat ihre Licht- und Schattenseiten abgewogen. Wir wollen hier darauf nicht näher eingehen. Nur dies sei bemerkt: Eine gemeinsame Erziehung scheint ganz besondere Vortheile zu bieten. Eine solche im größern Maßstabe, wie auf Klosterschulen, ist nicht ohne festgewurzelte Disciplin und Ordnung möglich. Ordnung aber erheischt Commando. Lehr- und Erziehungsinstitute dieser Art — dies ist unsere feste Ueberzeugung — können nur durch den Geist ihrer Leiter und Lehrer zu schlechten werden, also durch Brutalität — Gamaschendienst — Pedanterie — Niedertreten der Ueberzeugungen und der Individualität — Bevorzugung einzelner und vornehmerer Zöglinge, Hinsteuern zu unwürdigen (auch Partei-) Zwecken ꝛc. Eine solche Corruption der Bildungsprincipien scheint jedoch auf unsern protestantischen Gymnasien kaum möglich, am wenigsten in Roßleben, das sich von jeher, ja früher, als viele andere Schulen, durch wahrhaft humane Lehr- und Erziehungsweise auszeichnete, worüber wohl alle ehemaligen Zöglinge dieser trefflichen Anstalt in Rückblick auf ihre Schulzeit mit mir einig sein werden.

Viele ausgezeichnete Männer sind schon aus dieser Anstalt hervorgegangen. Alle, wohin das Schicksal sie auch verschlagen hat, gedenken mit warmer Freude der schönen Jahre, die sie in Roßleben zugebracht. Mit Entzücken wird das Auge manches Greises, manches gereiften Mannes auf unserem Bilde ruhen, und voll Begeisterung erzählt er dem Kreise lauschender Kinder oder Enkel von der „güldnen Aue", ihren Schönheiten und Merkwürdig-



Die Klosterschule Roßleben.

keiten. Diese herrliche weite Landschaft, dicht mit reichen Dörfern besät, ihren prächtigen unabsehbaren Wiesen und waldgekrönten Bergen — wer könnte sie je vergessen? Eine grüne Weide, das Ried genannt, zieht sich meilenweit am Ufer der Unstrut entlang, belebt von großen Heerden weidenden Rindviehs und Pferden, die der Gegend einen sehr belebenden Reiz geben. Ein Geist des Friedens, der Stille ist über dem ganzen, weiten, sonnigen Thale ausgebreitet und theilt sich dem Gemüth des Beschauers gar wohlthätig mit. Man ist hier entfernt vom Trouble großer Städte, keine Eisenbahn stört durch ihren schrillen Pfiff die tiefe Ruhe der Natur — nicht einmal eine Chaussee geht durch diesen Theil des Thales.

Gegen Westen schließt die Aussicht von Roßleben der Kyffhäuser-Berg, auf dessen höchster Spitze ein alter Thurm, gleich einem emporgestreckten Finger, gegen den goldnen Abendhimmel absticht. Er erinnert uns, daß wir hier auf historischem Boden

Digitized by Google

wandeln. Wie alle reichen und malerischen Gegenden Deutschlands, waren auch in diesem Thale die schönsten Punkte mit Schlössern und Klöstern besetzt, die uns aus ihren Ruinen die Kunde geben von früherer Herrlichkeit (?), von einer längst versunkenen Zeit. Die deutschen Kaiser waren es, die die „güldne Aue“ vorzüglich liebten, und sich oft und lange hier aufzuhalten pflegten. Ganz in der Nähe Roßlebens steht Kloster Memleben, ein Lieblingsort des Kaiser Heinrich I. des Fiuklers oder Vogelstellers. Er starb hier im Jahre 936. Doch ist er nicht in Memleben begraben, wie man dort irrig meint, sondern seine Leiche wurde nach Quedlinburg zur feierlichen Beisattung gebracht. Die Namen von vier Dorfhäuten sollen nach einem Ausspruch dieses vortrefflichen Kaisers benannt sein. „Wie wohl mir sieht allhier mein Leben!“ rief der Kaiser aus, und taufte dadurch die Orte: Wiehe, Wohlmirsteht, Allerstedt, Memleben. Letzteres war ein großes und reiches Kloster, die Kirche ist erst im vorigen Jahrhundert verfallen, ihre Ruinen, sowie eine unterirdische Kirche, erregen noch unsere Bewunderung. Auf jeden Kirchenpfeiler ist in den Sandstein das Bild eines deutschen Kaisers eingegraben mit Krone und Scepter, ihm gegenüber seine Gemahlin. Macht man die Steine naß und tritt in einige Entfernung, so werden die Gestalten um so deutlicher.

Bei unserer Rückkehr nach Roßleben berühren wir noch die Ruinen von Wendelstein, die einen Felsen krönen, der unmittelbar am Ufer der Unstrut sich erhebt. Ihr Ursprung liegt in grauer Ferne, ihr Name deutet auf eine Wehr gegen die Wenden. Domänengebäude und die Oberforstmeisterei sind auf die alten Mauern gebaut — ein modernes Schornstein entsendet die Dämpfe einer Zuckerfabrik auf den alten Ruinen empor!

Sehr verschieden von diesen Betrachtungen des Alterthums wird die Aufmerksamkeit des Wanderers durch ein Werk der Gegenwart in Anspruch genommen. Die im Winter so heimsuchenden Ueberschwemmungen der Unstrut thun den Wiesen und Feldern, wenn sie im Sommer nach heftigen Gewitterstürmen oder lang anhaltendem Regen eintreten, unendlichen Schaden. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, wird jetzt ein großartiger Bau an den Ufern des genannten Flusses ausgeführt. Unter der Leitung eines Mannes, der schon durch bedeutende Wasserbauten von ähnlicher Art, die er mit Glück ausgeführt hat, sich einen berühmten Namen erworben — des Geheimrath Würfbein — sollen auch hier unendliche Schwierigkeiten überwunden werden. Bewährt sich dieser Bau, der seiner Vollendung, wie man hofft, bereits nahe ist, dann werden für den Landmann seine Felder und Wiesen von Neuem zur „gültenen Aue“.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

VII.

In London traf Wilhelmine Schröder-Devrient abermals mit ihrem Freunde und Kunstgenossen, Anton Haitzinger, zusammen, und wieder waren die Beiden berufen, die deutsche Musik in einigen ihrer besten Schöpfungen zur Geltung zu bringen. Besonders war es Fidelio, der Furore machte. Nur bei Paganini's Concerten war der Zudrang des Publicums so groß, die Begeisterung so allgemein gewesen, wie bei Beethovens Oper und Wilhelminens Leonore. Außerdem gab sie Pamina, Rezia, Emmeline. Die Agathe wurde leider nicht von ihr, sondern von Madame de Meric gesungen.

In jeder ihrer Rollen wurde Wilhelmine mit Beifall überschüttet. Wer nur irgend auf Geschmack, Kunstsinn, Bildung Anspruch machen wollte, mußte die deutsche Künstlerin gehört haben. Eben so eifrig drängte sich die alte und junge Männerwelt um die schöne Frau. Die Aristokratie des Talentes, der Geburt und des Geldes war täglich in ihrem Salon vertreten; sie wurde mit Einladungen bestürmt — eine Soirée oder Matinée musicale ohne „Schröder-Devrient“, wie sie von den Engländern genannt wurde, war nicht mehr denkbar.

Aber diese Art von Erfolgen war es nicht, die Wilhelmine Schröder-Devrient befriedigen konnte. „Auf der Bühne fehlte mir das Bewußtsein, verstanden zu werden,“ schrieb sie; „ich wurde von dem größten Theile des Publicums doch nur angestaunt, wie eine fremdartige Erscheinung — und für die Gesellschaft war ich eben nur ein Spielzeug, für das sich zufällig die Mode entschieden hatte, das aber gewärtig sein mußte, im nächsten Moment bei Seite geschoben zu werden.“

Der Grund ihres Mißbehagens lag übrigens noch tiefer. Rahel Varnhagen bellagt sich einmal, „daß sein innerer, nur ein äußerer Charakter schützt vor angethaner Ehre.“ Auch Wilhelmine Schröder-Devrient gehörte zu den stolzen, selbstbewußten Naturen, die sich von solcher „angethanen Ehre“ in tiefster Seele verletzt fühlen. Wie selten sind aber die Vornehmen vornehm genug, um ihrem Verkehr mit denen, die sie sich untergeordnet glauben, den bittern Beigeschmack der Herablassung zu nehmen!

Um die geselligen Zustände in England zu charakterisiren, erzählt Wilhelmine, die Pasta hätte sich eines Tages, als ihr die Ehre zu Theil wurde, bei der Herzogin von K..t zu singen, von den Damen der Gesellschaft durch eine dicke seidne Schnur getrennt gesehen, die in Tischhöhe quer durch den Musiksaal gezogen war. „Mir gegenüber hat man sich das nun zwar nie erlaubt,“ fügt Wilhelmine hinzu; „aber im Geist habe ich zwischen mir und den englischen Damen bestündig eine solche Schranke gefühlt.“

„Man braucht übrigens nicht nach England zu gehen, um derartige Erfahrungen zu machen,“ fährt sie fort. „Ich habe in Deutschland in Hofconcerten gesungen, in denen die Kunst, die uns Künstler von dem hoch- und höchstgebornen Publicum trennt, eben so zart als sinnig dadurch angedeutet war, daß für uns einfache Rohrstühle dastanden, während unser erlauchtes Auditorium auf vergoldeten, weich gepolsterten Sesseln Platz nahm. Für uns Plebejer war das ja auch ganz in der Ordnung, aber unsere Atlas- und Sammet-Roben, die auf den harten Sitzen unbarmherzig zerdrückt wurden, hätten wohl einige Rücksichten verdient.“

Mit Ausnahme des häuslichen Comforts, nach dem sie sich häufig zurücksehnte, war Wilhelmine das englische Leben im Allgemeinen nicht zusagend. Das ganze Sein und Thun erschien ihr zu sehr in Formen eingezwängt, mit denen sie sich nicht befreunden konnte, mit denen sie sogar mehr als einmal in Conflict gerieth.

So z. B. hatte sie bald nach ihrer Ankunft eine Privatwohnung bezogen, in der sie sich sehr behaglich fühlte. Das Haus war still, die Einrichtung eben so geschmackvoll als bequem, und Alles bis ins kleinste Winkelchen von höchster Sauberkeit. Die Wirthin war eine sanfte, freundliche Frau, voll Aufmerksamkeit für ihre Hausbewohnerin; die Domestiken waren gut geschult — Wilhelmine wünschte sich Glück, dies hübsche, ruhige Daheim gefunden zu haben.

Alles ging gut bis zum Sonntage. Aber kaum hatte sich die Künstlerin, wie sie es gewöhnt war, nach dem Frühstück an den Flügel gesetzt, um ihre Uebungen zu singen, als das Stubenmädchen hereinkam und sie im Namen ihrer Wirthin ersuchte, „den Sabbath nicht durch Musik zu entheiligen.“

Zum Glück für das Mädchen war Wilhelmine so heiter gestaunt, daß sie die Sache von der humoristischen Seite nahm, Gehorsam versprach und auch sogleich den Flügel schloß. Aber was nun beginnen? Die Besuchstunde war noch nicht da; zu lesen hatte sie nichts; zum Ausgehen war das Wetter zu schlecht — sie nahm ihr Strickzeug zur Hand und setzte sich damit ans Fenster.

Ob an diesem heimischen Beginnen eine fromme Nachbarin Aergerniß nahm und die Wirthin zum Einschreiten veranlaßte, oder ob die würdige Frau, von banger Ahnung getrieben, ihre Botin abermals sandte, hat nie ermittelt werden können. Gewiß ist, daß Wilhelmine kaum ein paar Nadeln abgestrickt hatte, als das Stubenmädchen wieder eintrat, die Strickadeln einen Augenblick auftrarte, um stumm, wie sie gekommen war, wieder zu verschwinden. Wilhelmine wußte nicht, was sie aus der Scene machen sollte, aber die Erklärung kam nur zu bald. Die Wirthin erschien in feierlicher Haltung und eröffnete der erstaunten Künstlerin, sie

müsse, so leid es ihr thue, Madame Schröder-Devrient bitten, sich im Lauf der nächsten acht Tage eine andere Wohnung zu suchen; ihr Gewissen erlaube ihr nicht, in ihrem „christlichen Hause“ solche Sabbathschändung zu dulden. — Bergebens stellte ihr Wirthsemine vor, daß sie mit der englischen Sonntagsfeier ganz unbekannt gewesen wäre, daß sie nur gethan hätte, was in Deutschland allgemein geschähe. Die Engländerin blieb unerschütterlich — die singende, streichende Deutsche durfte keinen zweiten Sonntag in dem „christlichen Hause“ erleben.

Am allerpeinlichsten aber war für Wilhelmine das geringe Musikverständniß der Engländer. „Die große Menge,“ schreibt sie, „schwärmte für diesen oder jenen Componisten, für diesen oder jenen Sänger, nur weil es so Mode war. Jenes sich Hingeben an die Musik, das dem deutschen Volke in so hohem Maße eigen ist, war kaum nur bei Einzelnen zu finden. War ein Künstler einmal Mode, so konnte er thun und lassen, was er wollte; so lange ihm die Mode zur Seite stand, war Alles recht und gut, und wenn die heilige Cäcilie selber vom Himmel herunter gestiegen wäre, sie hätte nicht wagen dürfen, sich mit ihm zu messen. Man that übrigens wohl, sich auf dies „Modesein“ nicht zu viel einzubilden, denn der Grund dazu war oft für den Künstler nichts weniger als schmeichelhaft. Ein Beweis dafür war Hummel. Er hatte schon in mehreren Concerten gespielt, ohne besonders beachtet zu werden; das eine Mal aber fiel es einer der tonangebenden Damen ein, während seines Spieles aufzustehen, um die Bewegungen seiner Hände zu beobachten — und nun schien ihr plötzlich die Musik verständlich zu werden. Ein steigendes Entzücken malte sich in ihren Zügen — endlich brach sie in die bewunderndsten Worte aus: „O der Triller, der Triller, und noch dazu mit der linken Hand!“ Wie eine Lösung flogen die Worte von Mund zu Munde; alle Damen standen auf, Hummels Spiel zu — betrachten; als er zu Ende gekommen war, brach von allen Seiten donnernder Beifall aus, und von Stund' an war er der erklärte Liebling der Londoner „musikalischen“ Welt.“

„Auch ich habe Gelegenheit gehabt, gar eigenthümliche Erfahrungen zu machen,“ fährt Wilhelmine fort. „Als ich zum ersten Mal in einer großen Privatgesellschaft singen wollte, machte mir ein berühmter deutscher Künstler, der mich accompagnirte, den Vorschlag, einen Strauß'schen Walzer zu wählen. „Das kann nicht Ihr Ernst sein!“ rief ich halb bestürzt, halb unwillig. Der Künstler lachte. „Ich sehe,“ sagte er, „daß Sie das hiesige Publicum nicht kennen und in allerlei Illusionen befangen sind. Singen Sie, was Sie wollen: die Cavatine aus der Euryanthe oder „Du, Du liegst mir im Herzen,“ die große Arie aus Fidelio oder „Und als der Großvater die Großmutter nahm“ — immer wird Ihr Gesang nur die Begleitung zu der lebhaften Unterhaltung sein, die mit den ersten Tönen der Musik beginnt. Hören Sie aber auf zu singen, so stockt jedes Gespräch und der rauschendste Applaus wird Ihnen zu Theil.“ Ich hielt diese Worte für einen Scherz — noch dazu für einen schlechten. Aber ich habe mich vom ersten bis zum letzten Liede, das ich in englischen Gesellschaften gesungen habe, von ihrer Wahrheit überzeugen müssen.“

Trotz dieser Erfahrungen und Enttäuschungen konnte sich Wilhelmine Schröder-Devrient dem berauschenden Einfluß nicht entziehen, der in dem Bewußtsein liegt, inmitten der gewaltigen Strömung des Londoner Lebens, wenn auch nur auf Augenblicke, aufzutauchen und zum Mittelpunkte zu werden, dem sich Hunderttausende in Bewunderung zuwenden. — Dieser Zauber bewog sie denn auch, im Mai 1833 abermals nach London zu gehen, obwohl sie das Jahr zuvor die contractlich zugesicherte Gage nicht erhalten hatte.

Das zweite Londoner Engagement — welches bei der deutschen Oper und für die Dauer der Saison — schloß Wilhelmine mit Mr. Bunn, Director des Theaters von Drury-Lane. Ihr Repertoir sollte folgende Opern umfassen: Fidelio, — Freischütz, — Euryanthe, — Oberon, — Iphigenie, — Bestalin, — Zauberflöte, — Jessonda, — Templer und Jüdin, — Blaubart, — Isabella, — Wasserträger — viele derselben kannen aber nicht zur Aufführung. Sie verpflichtete sich, 25 Mal aufzutreten, und sollte für jede Vorstellung 40 L. St. erhalten. Außerdem wurde ihr ein Benefiz bewilligt, wogegen sie eine Abschiedsvorstellung zum Besten der Directien geben sollte.

Das Jahr zuvor war die Zauberflöte zum ersten Mal in London gegeben, dies Mal lernten die Engländer Jessonda und Euryanthe kennen, und letztere besonders erregte das höchste Entzücken. Zu derselben Stadt, wo Carl Maria von Weber vor kaum sieben Jahren verkannt und verlassen sterben mußte, war er jetzt der erklärte Liebling aller Stände, und nur der Erfolg der „Teufelsbrücke“ — einer englischen Posse, worin die Malibran spielte — kam dem seiner Opern gleich. Mr. Bunn hatte nämlich neben der deutschen auch eine englische Oper, bei welcher die Malibran engagirt war, und da er den Geschmack seiner Landsleute kannte, ließ er die beiden Gesellschaften einen Abend um den andern spielen, oder auch — um Jedem, der sein Theater besuchte, gerecht zu werden — nach dem Fidelio, dem Freischütz, der Euryanthe die beliebte Teufelsbrücke folgen. Marie Malibran hatte wieder den Schmerz, sich die deutsche Künstlerin an die Seite gestellt zu sehen und allgemein — in der Gesellschaft, wie in der Presse — das Urtheil zu hören, daß ihr Wilhelmine Schröder-Devrient zum Minbesten ebenbürtig wäre. „Freilich,“ — setzten die Freunde der Malibran hinzu — „ist Schröder-Devrients Talent nicht so vielseitig, wie das der italienischen Sängerin. Die deutsche kann nur die Priesterin der ernsten deutschen Muse sein; kann nur Spohrs, Webers, Beethovens Melodien singen. Mit Bellini würde sie nichts anzufangen wissen.“

Diesen Irrthum sollte Wilhelmine Schröder-Devrient — wenn auch erst vier Jahre später — auf's Glänzendste widerlegen. Zur Saison 1837 ging sie zum dritten Mal nach London, diesmal zu der englischen Oper, die Bunn für die beiden Theater Covent-Garden und Drury-Lane engagirt hatte. Wilhelmine debütirte wieder als Fidelio, den sie jetzt aber in einer schlechten englischen Uebersetzung singen mußte. (Auch den Freischütz, die Euryanthe, die Zauberflöte und andere deutsche Opern hatte Bunn in ähnlicher Weise zurechtmachen lassen.) Das Publicum sah Wilhelminens Auftreten in großer Spannung entgegen; man fürchtete allgemein, daß sie die fremde Sprache nicht genug in der Gewalt haben würde. Bei den ersten Worten, die Fidelio spricht, ließ sich auch der fremde Accent und eine gewisse Aengstlichkeit nicht verkennen, aber als die Künstlerin zu singen begann, wurde die Aussprache sicherer, correcter, und am folgenden Tage erklärten die englischen Blätter einstimmig, Schröder-Devrient hätte noch nie so entzückend gesungen, wie in diesem Jahre. „Anfangs verursachte ihr die fremde Sprache einige Schwierigkeiten,“ heißt es in einem dieser Journale, — „aber sie hat dieselben vollständig besiegt und beweist uns, daß die englische Sprache der deutschen an Wohllaut in demselben Maße überlegen ist, wie das Englische wieder von dem Italienischen übertroffen wird.“ — Wilhelmine war auch ganz dieser Meinung!

Nach dem Fidelio folgten nun: die Vestalin, Norma und Romeo, und für jede dieser Rollen wurde der Künstlerin entschiedener Dank zu Theil. Aber als die Zeitungen verständigten, daß sie auch als Sonnambula auftreten würde, ließen sich von allen Seiten zweifelnde, beinah tadelnde Stimmen hören. Die Sonnambula war eine Hauptrolle der unvergeßlichen Malibran gewesen — wer durfte es wagen, sie nach ihr zu singen? Dennoch erraug Wilhelmine auch in dieser Partie den entschiedensten Triumph. Ihre Amine, das war das allgemeine Urtheil, überträfe alle ihre Vorgängerinnen an Schönheit, Wahrheit und Wärme.

Aber während die Künstlerin vom Publicum mit Beweisen der Zuneigung und Bewunderung überhäuft wurde, bereitete ihr der Director Bunn tausendfältigen Verdruß. Der erste Grund zu Mißhelligkeiten war, daß er seine pecuniären Verpflichtungen nicht erfüllte, auf der andern Seite aber die übertriebensten Anforderungen machte. Wilhelmine brauchte wöchentlich zwar nur zwei Mal, höchstens drei Mal aufzutreten, dann hatte sie jedoch die Aufgabe, die 3. B. den Fidelio zu singen, dann kam ein Zwischenspiel der Ballet, das ihr Zeit gab, sich etwas zu erholen, und zum Schluß sang sie dann noch den letzten Act aus den Capuletti; oder der Abend begann mit der Norma, um mit dem zweiten Act des Fidelio zu schließen; oder es standen gleich drei Bruchstücke verschiedener Opern auf dem Repertoir. Dazu kamen Virtuosenconcerte, Concerte für wohlthätige Zwecke, Matinées und Soiréen in Privatkreisen, denen die Künstlerin ihre Mitwirkung nicht versagen konnte, bis sie endlich der Anstrengung erlag. Sie wurde ernstlich krank, und nun offenbarte sich Bunn's Charakter in seiner ganzen Rohheit. Er bestürmte die kranke, schutzlose Frau mit Anforderungen, die sich bis zu Drohungen steigerten. Einmal ging er soweit, daß er in das Zimmer der Kranken eintrang, um sie mit Gewalt auf die Bühne zu schleppen. „Daß sie nicht singen könne,

Digitized by Google

sähe er wohl," versicherte der Ehrenmann ein Mal über das andere — „das wolle er denn auch gar nicht verlangen. Sie solle sich nur einen Augenblick im Costüm vor dem Publicum zeigen, dann könne er „wegen plötzlich eingetretenen Unwohlseins der Sängerin" ein anderes Stück einschieben und hätte die Einnahme gerettet."

Dem energischen Einschreiten des Arztes gelang es, Wilhelmines für diesmal von dem Unverschämten zu befreien, aber durch sein wiederholtes Drängen ließ sie sich verleiten, wieder aufzutreten, als sie kaum zur Hälfte genesen war. Als der Vorhang zum letzten Male fiel — sie hatte erst Zitelio, dann den zweiten Act der Sonnambula gesungen — sank sie ohnmächtig zusammen und lehrte erst nach zwei Stunden zum Bewußtsein zurück.

Zum Glück war das Ende der schweren Zeit nicht mehr fern, und die Hoffnung auf baldige Erlösung gab Wilhelminen Kraft. Sie genas, trat noch ein paar Mal auf, gab ihre Abschiedsvorstellung und wartete, um abzureisen, nur noch auf die Auszahlung der ihr versprochenen Summe — als sich Mr. Bunn banquerott erklärte. Die öffentliche Meinung sprach sich ganz entschieden gegen ihn aus; die Zeitungen rechneten ihm die enormen Einnahmen nach, die ihm Wilhelmine Schröder-Devrient sowohl, wie die Tagliони, die zu derselben Zeit bei ihm engagirt war, verschafft hatte — es war umsonst; die betrogenen Künstlerinnen konnten nichts gegen ihn ausrichten und mußten abreisen, ohne auch nur einen Theil der Gage zu erhalten.

Körperlich und geistig müde kam Wilhelmine nach Deutschland zurück. Sie hätte der größten Ruhe bedurft, konnte sie sich aber nicht gönnen, da ihr die Früchte ihrer letzten, übergroßen Anstrengungen verloren gegangen waren. Gleich nachdem sie in Hamburg angekommen war, trat sie ein Gastspiel an; mit welchen Empfindungen und Befürchtungen, spricht sie in einem Briefe an einen deutschen Freund in London aus. Sie schreibt:

„Mein lieber Freund! Zürnen Sie mir nicht über mein langes Schweigen, was Sie allerdings befremden und beängstigen muß. Sie wissen ja aber, wie es geht, wenn man beschäftigt ist. Gern würde ich Ihnen ausführlich schreiben, erlaubte es meine Zeit und meine hypochondrische Stimmung, denn Sie mögen wissen, daß ich ganz elend bin! Morgen reise ich ab, Gott sei Dank, und denke in längstens acht Tagen in Dresden zu sein. Hier haben Sie fast dieselben Worte wie in Weber's letztem Brief, und am Grund meines Herzens wünsche ich mir ein gleiches Loos.* Ich wollte, ich hätte morgen nicht mehr auf. Ich glaube auch, daß ich mich nie wieder ganz erholen werde; ich schwinde mit jedem Tage mehr dahin und werde so hinsiechen, bis meine Kräfte gänzlich gebrochen sind. Die hiesigen Aerzte haben mir ein verändertes Klima angerathen. Ich soll den Winter in Italien zubringen; vielleicht erlange ich den nöthigen Urlaub, denn für die Bühne bin ich doch für längere Zeit verloren. Ich habe hier mit dem Aufwand meiner letzten Kräfte wie Mal gesungen. Heute war Norma, und mit dem letzten Lebewohl, was ich zu singen hatte, schien es mir, als wenn ich meinen Schwanengesang vollendet hätte. Ich habe mir doch wohl durch übermäßige Anstrengung die Schwindsucht zugezogen und sehe nun einer Zeit voll Kummer und Noth entgegen. Gott gebe mir Kraft, es muß mich ja für meine Kinder erhalten. Sein Wille geschehe! Leben Sie wohl."

* Der Brief Karl Maria's von Weber, auf den sich Wilhelmine hier bezieht, beginnt mit den Worten: „Ich bin ganz elend. Mittwoch reise ich ab, Gott sei Dank — " Die Abreise verzögerte sich, und der Künstler starb in London.

Wilhelminens Befürchtungen gingen nicht in Erfüllung. Ihre kräftige Natur überwand die Krankheit nach kurzer Ruhe; als sie im October ihre künstlerische Thätigkeit in Dresden wieder aufnahm, war ihre Stimme schöner, ihre Darstellung gewaltiger als je zuvor. Mit neuer Lust vertiefte sie sich in dramatische und musikalische Studien und gab die Reise nach Italien auf — wie sie hoffte, bis auf spätere Zeiten. Aber wie Schiller und Jean Paul ist sie gestorben, ohne das Land ihrer Sehnsucht zu sehen.

Ungleich erquicklicher als die Reisen in's Ausland, wenn auch weniger ruhmbringend im gewöhnlichen Sinne des Wortes, war Wilhelminens künstlerische Wirksamkeit in Dresden, wohin sie immer wieder zurückkehrte, sowie ihr Gastspiel in den bedeutendsten Städten Deutschlands. Bald sehen wir sie in Berlin, bald in Hamburg, dann wieder in Leipzig, in Wien, in München, in Hannover. Von Braunschweig geht sie nach Breslau, von Breslau nach Nürnberg.

Im Frühjahr 1835 faßte sie zum ersten Mal den Plan nach Italien zu gehen, nahm auf $^3/_4$ Jahr Urlaub, änderte aber plötzlich ihren Entschluß und blieb längere Zeit in Baiern und Oesterreich, besonders in Wien, wo sie mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Auch nach Pesth und Prag wurde sie berufen, und als sie im September 1836 nach Dresden zurückkam, durfte sie sich sagen, daß ihr Hunderttausende die höchsten Kunstgenüsse verdankten, daß ihr Name von der Nordsee bis zu den Alpen, vom Rhein bis zur Oder mit Begeisterung genannt wurde. Ihr Kommen wurde überall wie ein Freudenfest gefeiert; wenn sie ging, herrschte allgemeine Betrübniß, und wie viel schmückende Grüße mögen die sichtbaren Liebeszeichen sein — die zahlreichen Kränze und Gedichte — begleitet haben, die sie mit heim nahm! Unter den Kränzen war ihr der Lorbeerkranz besonders werth, den ihr die Studenten in Breslau nach einer Serenade überreicht hatten. „Ich war so ergriffen, als ich ihn erhielt," erzählte sie, „daß ich nicht im Stande war, auch nur ein Wort des Dankes zu sagen. Die Thränen stürzten mir aus den Augen. Es lag etwas Entzückendes in dem Bewußtsein, alle diese jungen Herzen begeistert zu haben — ich empfand wieder einmal ganz das Glück des Künstlers." Unter den poetischen Gaben war ihr Liebling ein längeres Gericht von Heinrich Laube. Sie hatte dasselbe nach einem Gastspiel in Leipzig erhalten, wo sie als Fidelio, Romeo und Desdemona aufgetreten war. Es schließt mit den Versen:

„William Shakespeare war ihr Vater,
William Shakespeare tauchte sie —
Auf den Lippen, auf den Wimpern
Trug sie seine Pfeile.
Als sie ging, war Alles stille,
Jedes Herz sprach leis: ade!
Pfeile ist sie tief geschossen.
Wie ihr Glück ist groß ihr Weh.
Und sie ging — die Menschen aber
Schlossen's in ihr Herz hinein:
Ob der Himmel noch so ferne,
Schickt er doch die Boten heim.
Dieses Weib, des Dichters Tochter,
Sang uns ihre Seel' in's Herz.
Geht sie auch — es bleibt und ewig
Ihres Tones Himmelsschmerz."

Wie jede echte Künstlernatur wurde auch Wilhelmine Schröder-Devrient durch jeden Triumph, den sie feierte, zum Weiterstreben getrieben. Einige ihrer bedeutendsten Gestalten hat sie in dieser unruhvollen Zeit geschaffen: Desdemona 1831, Romeo 1833, Norma 1835, Valentine 1838. Ueberhaupt hat die Künstlerin von 1828 bis 1838 siebenunddreißig neue Opern einstudirt.

Blätter und Blüthen.

Graf Szécsenyi, jener große und ungarischste Magnat, der sich vor wenigen Monaten im Wiener Irrenhause erschoß, wurde in seiner Jugend auf eine ereignisvolle Weise von der damaligen Sucht der Cavaliere, Schulden zu machen, geheilt. Damals noch Militair, besuchte er einst seinen Gutsnachbar, den Fürsten . . . . , einen weltberühmt reichen Grundbesitzer, der aber zu jener Zeit noch verschuldet tief verschuldet war. Während nun der Graf sich mit dem Fürsten unterhielt, meldete plötzlich der letzteren Kammerdiener: ein Banker, mäge er Meyer genannt werden, erbitte die Gnade, Seine Durchlaucht sprechen zu dürfen. Der Fürst befahl den Besuch eintreten zu lassen, und als er mit dem Grafen allein war, ersuchte er diesen dringendst, ihm nicht den der Seite zu weichen. Szécsenyi fragte erstaunt, es sich der Fürst etwa vor dem Juden fürchte, und mit Grund zu fürchten habe. Der Fürst jedoch erwiderte, er wolle den Grafen nicht im eigenen Interesse hier behalten, sondern um ihm Einsicht in Verhältnisse zu gewähren, die leider damals auf dem gesammten ungarischen Adel lasteten, und die in ihrer ganzen Scheußlichkeit kennen zu lernen, einem jungen Cavalier nur zur besten Lehre dienen könne, und somit schob er den Grafen hinter eine spanische Wand.

Gleich darauf führte der Kammerdiener den Wiener Geschäftsmann in den Salon. Der Geldprotz verneigte sich tief und buckligenkt vor dem Fürsten, und getraute sich kaum näher zu treten. Im Augenblicke jedoch, als der Kammerdiener verschwunden war, richtete sich der Geldmäkler doch mit brutal auf, ging auf seine Durchlaucht los und fragte im verschlichten Tone: „Was ist's nun mit Ihnen, mein lieber Fürst, wann werden Sie endlich zahlen? Sech unverschiedliches Lumpenvolum verlangt heimelei Rückstech mehr, und meine Geduld ist erschöpft. Was heißt, immer protegiren und die paar Interessen zahlen, wenn man nie zu seinem Kapitale kommt und dabei immer leben muß, wie diese Bettelhorrichfleit, diese Verschwen-

Digitized by Google

dung und Prasserei festgeschürt wird auf anderer Leute Kosten, und die Schulden immer mehr anwachsen?“ Und in diesem Tone ging's fort. Der Fürst demüthigte sich bis zur Unglaublichkeit — vielleicht eben weil er einen Zeugen in der Nähe wußte, dem er eine heilsame Lection erertheilen wollte — bot die unverschämtesten Prercente, wies auf seinen großen Actienstand, und daß ihn nur die schlechten Creditverhältnisse der Monarchie zwangen, trotz seines reichen Besitzes Schulden zu machen, um durch sein fürstliches Haushalten Hunderten von ärmern Leuten Brod und Arbeit geben zu können, und bat nur noch um kurze Fristprolongation. Vergeblich, der reiche Wucherer benutzte die Gelegenheit im vollsten Maße aus, den hohen Magnaten, selbst Ihron und Altar nicht ausgenommen, die Blöße ihrer Stütze in trüben Tagen war, sich zu Füßen von den Gläubigern werfen zu lassen, um sich tiefer in Schulden und Zinsen, auf daß er fühle, wie sehr er in Händen des Darleihers sei, und erst nachdem dieser seinem Opfer alle moralischen Fußtritte ertheilt und die Peinsagation auf das höchste Prercent gesteigert hatte, gewährte er diese im Tone einer Begnadigung unterm Galgen.

Als sich der Bankier entfernt hatte, stürzte Spesenvi wüthend und knirschend aus seinem Versteck hervor, und starrte den ebenfalls bleich gewordenen Fürsten voll Unlehen an. Dieser aber meinte: „Siehst Du, Steh! diese Lection war Dir nöthig. Wir ist nicht mehr zu helfen, ich sehe nun klar durch meines Vaters Auge, und durch meine zu späte Selbsterkenntniß unterthan in diesem tiefen Schlamme; Du aber trittst erst Dein nicht großes, jedoch wohlgeordnetes Vermögen zu und machst schon den verdorbenen Schulden ohne zeitiges Bedenken. Du hast mir selbst erzählt, wie Du im Hause Ferdinand Isaac Bankier hingesandt Gulden verpiestest, die Du zu leihen genommen, also schuldig warst, und wie Du, die Dir Deine gute Mutter ihres Gold und Juwelen auf Schicken kannte, tagelang in jenem Spielpalaste Dich umherirrtest, ein fürstliches Benehmen zu erlernen, stimulirend, in Gesellschaft von einem Tische zum andern essen zu können, indem dort sist die Speisenden gratis ein Diner servirt wird. Als merke Dir diese Lection, setzen Du nur eine Aber wirklichen Cavaliersgefühlen und des Patriotismus in Dir hast, und suche diesen Flecke zu ertgehen, so lange es noch Zeit ist. Suche ihm nun so wie so zu entfliehen, als man in Wien gar sehr gerne diese Unsicherung sieht, durch die der freiheitliebende, treuige ungarische Adel so sicher und leicht gebändigt und zahm gemacht wird, wodurch denn auch gar nichts gefährlich, nun einen Fürsten mit unbedeutenden und reichen Domainen für die Monarchie zu verschaffen. Kannst nie etwas, so Du nicht gleich baar bezahlen kannst, und indem Du selbst eine vernünftige Wirthschaft erstreibt, suche jenen Deiner Landsleute und Freunde durch Dein Beispiel zu gleichem Bedenken anzuregen, denn nur durch solche Lebensweise in Mitteln kann unsere Nation noch jemals wieder erstarken!“ Graf Spesenvi verzog dann auch diese Lection nicht, und in der That war er bald der bestrangirte Cavalier, was in damaliger Zeit zu den Unmöglichkeiten gehörte, was heißen will. Ein Bater, Fürst Esterhazy machte sich zum Erben des ältesten Sohn Ludwig am besten, am mittelmäßigsten den Grafen Stefan, auf den er überhaupt nicht große Stücke hielt, und bei aller natürlichen Liebe nicht entfernt die Charaktergröße des tünftigen Reformers in ihm ahnte. Graf Stefan erbte sein Vermögen nicht und hatte im Ganzen eine Jahreseinnahme von 60,000 Gulden Silber. Während seiner Reisemthätigkeit soll er durch glückliche und allgemein bekannte sehr ehrenwerthe Speculationen seine Jahreseinnahme verdoppelt haben, indem er Güter und Häuser ankaufte, um sie dann durch seine genauinnigsten Kenntnisse theuer wieder zu verbessern, was sein vorurtheilsfreier und praktischer Blick rechtzeitig herausfah. In seinem Haushalten war er großer Herr, jedoch ohne alle Verschwendung.

Ein kaiserlicher Mord. (Nach dem Tagebuche eines Erfurter Bürgers.) Es war im Jahre 1812, als die große französische Armee, ihrem Verhängnisse entgegeneilend, nach Rußland zu marschiren im Begriff war. In Erfurt zogen sich zwanzig Regimenter schwerer Cavallerie zusammen, um von ihrem Kaiser gemustert zu werden. Stattliche Leute, ausgesuchtere Pferde, glänzendere und zugleich tüchtigere Ausrüstung war die dahin noch nicht gesehen werden. Ueber sechs jedes militairische Schaulust sich sich eine Art von Anziehungskraft auf die große Menge aus, und so gar auf den, welcher ein Stubenburrist'schen Quietismus in sein Bogen hatte, wer viel mehr hätte es nicht hier der Fall sein sollen, wo jeder Einzelne dieser Weltbezwinger von einer strahlenden Glorie umgeben zu sein schien. Dennoch wanderten nur wenige Erfurter Bürger zum Krämpferthore hinaus, um Augenzeuge der bevorstehenden Revue zu sein. Denn sie hatten gern den Triumphzug seiner eigenen Ueberwinder, und auch der Verantassung zu Hamlet'schen Selbstbekenntnissen geht Jeder gern aus dem Wege, welchem noch einige Selbstaufrichtigkeit geblieben ist.

Der Morgen in aller Frühe stellten sich die Truppen, welche in der Stadt und in den umliegenden Dörfern übernachtet hatten, zwischen Erfurt, Dittelstedt und Melchendorf in musterhafter Ordnung auf. Einige Erfurter Bürger, worunter auch ich, gegen aus dem Krämpferthore nach dem bezeichneten Rendezvous, wo sich auch der für Zuschauer bestimmte Standpunkt zu ermitteln hofften. Kaum hatten wir auf der alten Gerichtsstätte Posto gefaßt, als der Kaiser mit seinem Gefolge im Schritt reitend denselben Weg einschlug. Am Rande eines Feldweges stellten wir uns in einer Reihe auf, entblößten Haupt, hantirt, und sahen hier zwischen den Schlachtengeste scharf unter die Augen. Sein Antlitz war aufgedunsen und erstahl; auf der Stirne schienen schon die Nachgefühl von Mostau und der Berelina der Mühsal düstere Schatten geworfen zu haben. Er trug das bekannte grüne Jägerröckchen, einen großen Federhut, dunkelweiße, an den Taschen reich gestickte Weste, welche unter dem Reke eine Hand breit hervorstrau, lange weiße Casimir-Beinkleider, an den Knieen mit einigen Knöpfen und Schleifen besetzt, und Stulpenstiefeln. Beim Vorüberreiten stirrte der Kaiser jeden Einzelnen von uns, und als er an den letzten der Reihe gekommen, war sein Auge so starr geworden, daß man nicht ohne Grauen hineinsehen vermochte.

Ihm folgte der ganze zahlreiche Generalstab, und den Schluß bildete die Garde Ehrengarde. Die Männer waren trefflich beritten und trugen dreieckige Hüte, blauen, rothaufstatten Lübrock mit goldenen Epauletten, weiße Weste, lange weiße Calbeinthosen und Stiefeln mit Goldquasten. Wir Zuschauer schiessen uns den Reitern an. Aber bald setzten dieselben in einen kurzen Galopp ein und waren, da das Terrain vollauf durchschnitten war, uns schon nach wenigen Minuten aus den Augen.

Plötzlich stürmte Ruftan, des Kaisers Mameluk, wie ein Besessener hinter uns her und an uns vorüber, und der Hui seines prächtigen Berberhengstes überschüttete uns mit einer Welle von Staub und Sand. Obwir uns noch recht die Augen ausgewischt, hörten wir einen schweren Fall. Ruftan war mit dem Pferde in einen Graben gestürzt, über welchen er hatte setzen wollen. Wir eilten zur Hülfe. Aber noch hatten wir die Stelle nicht erreicht, als er sich schon wieder aufgerafft und sein Pferd bestigen hatte, worauf er in vollem Tagen das Gefolge des Kaisers zu erreichen suchte.

Als die feine Gesellschaft, der ich mich angeschlossen hatte, bei der damals schon aufgeweichten, aber noch nicht vollendeten Weimarischen Straße anlam, wurde unserem weiteren Vorgehen durch die aufgestellten Wachen ein Ziel gesetzt. Etwa tausend Schritte vor uns wurde die Truppen in einem länglichen Viereck aufgestellt, dessen Langseite uns gegenüber offen war. Der recht Flügel lehnte sich an Dittelstedt, das Centrum stand bei Melchendorf und der linke Flügel lehnte sich nach Erfurt hin aus. Der Kaiser, von seinem Stabe gefolgt und die Erfurter Ehrengarde unmittelbar, ritt den rechten Flügel entlang, welcher seine Fronte der Stadt zugekehrt hatte, und nahm jedesmal den Obersten des zu passirenden Regimentes mit sich. Die Feldmusik, die Trommelwirbel, der von jedem zu Regiment zu kommende Ruf „Vive l'Empereur!“ meldete sein Nahen und Weitergehen.

Nach etwa einer Stunde hatte der Kaiser auch die Truppen des Centrums gemustert und ritt nun an dem linken Flügel herunter. Da machte er bei einem am äußersten Ende aufgestellten Regimente Halt. Es war ein reitendes Artillerie-Regiment in grüner Uniform. Wegen der damaligen während dieser Zeit mich mit meinen Gefährten mehr nach diesem Flügel hingezogen, vermochte aber nicht, ein Wort von dem zu vernehmen, was der Kaiser sprach. Derselbe hielt drei Mann jenes Regimentes abstigen, den Mantelsack abschnallen, die Pferdedecken abnehmen und ausbreiten, und die Cavalleriung auspacken und Stück für Stück auf die Decken legen. Dann haben wir die drei Leute bis auf das Hemd sich entkleiden. Wir waren über diese auf das Genügste eingehende Musterung erhaunt und regingen uns in allerlei Vermuthungen, als der Kaiser sich an den Regimentscommandeur wandte und denselben, wie aus den heftigen Gebehrden zu schließen war, zornig zur Rede stellte. Der Oberst trit einen Schritt näher heran, um sich zu rechtfertigen, und — wie es schien — mit gesteigerter Rube, und zog kaum sein Haupt wieder einen Schritt zurück, als der Kaiser in augenblicke aber zog der Kaiser seinen Degen und stieß ihm dem Officier in die Brust. Der Schwergetroffene sank vom Pferde. Das Gefolge des Kaisers stieß einen kurze von dem wenigen Gebotter und entsog sich weiterer Theilnahme unserem Blicken. Sie ritten fort. Der Kaiser, in ruhiger Haltung, als wäre etwas Besonderes nicht vorgefallen, ritt an der Spitze seines Gefolges auf der Weimarischen Straße der Stadt zu. Wir, die wir Zeugen dieses tragischen Vorfalles geworden, gaben in gedrückter Stimmung uns eben nicht Mühe, unsere Blicke von dem Mörder und seinen Opfer abzuwenden. Da kamen eben dazu, wie auch Mann jenes Artillerie Regimentes den Verwundeten an die Böschung der Chaussee lehnten und mit Thränen in den Augen aus jungen, in der Nähe stehenden Pappeln eine Bahre zusammenhauten, um ihren Commandeur nach der Stadt zu tragen. Dieser wurde durch das Schwerletzlicher Thor in den goldenen Hirsch gebracht, wo der schon barrende Leibarzt einen Todten in Empfang nahm.

Ueber diesen Vorfall wurde, da die französische Spionnierei zu dieser Zeit in höchster Blüthe stand und jeder unvorsichtige Ausdruck schwerem Aerger gebadet werden konnte, nur unter vier Augen gesprochen. Niemand wagte es, Erkundigungen über die Meinde dieser raschen That einzuziehen. Auch folgten die Ereignisse dieser schweren Zeit so schnell aufeinander, daß diese vom Kaiser eigenhändig geübte Justiz — wenn sie nicht einen schrimmeren Namen verdient — nur den wenigen bei der Revue gegenwärtigen Zuschauern bekannt geworden ist.

Schach.

Lösung von Aufgabe Nr. 1

Stellung: Weiß. K. d2. D. a6. L. e5. Sz. 3. B. 4 5. Schwarz. K. e4. D. f7. L. d4. Sz. 3, e5, g4. B. 4, a7, b6, g6.

Wir bemerken für die Angabe der Züge, daß nur der Anfangsbuchstabe der Figur, welche zieht, und dann das Feld, wohin sie geht, genannt werden, bei Bauerzügen aber auch der Anfangsbuchstabe fortbleibt.

1. L. h5. Sh6: 2. K. e3. K. d5: 3. K. f4: Sg8: 4. K. e5: 4. D. d4 ‡.

Variantes: a) 1... K. d5: 2. D. f5: ‡. 4.: 5: 3. D. e6: ‡. 4.: 4. D. e3 ‡. — b) 1... K. b4. 2. K. e2. S. d3. 3. L. e3 ‡. 4. e5. 4. D. e6 ‡ — c) 1... a2 oder L. g6. 2. L. d6. ‡. d4. 3. S. f4: nebst 4. D. d3 ‡. Die Art des ersten Zuges 1. S. h5 scheint darin, daß den schwarzen Bauer auf g4 für Zuletzt, wenn dem weißen König zu entfernen, damit dieser ungestört den entscheidenden Zug auf e3 thun könne, 2) den eigenen Springer, falls er nicht genommen wird, von h5 aus nach f6 oder f4 zu ziehen, damit er im Bereine mit dem Läufergug. L. d6 den vorletzten Zug in der Matstellung treibe. Eine richtige Angabe der Lösung ging nur von Hrn. J. Roby in Cöln ein.

Aufgabe Nr. 3. (Für Anfänger.)

Matt in zwei Zügen. Stellung: Weiß. K. h1. D. f2. B. e6. S. e2, h3. B. g2, g5. Schwarz. K. e4. L. a8, h7. L. d3, f4. S. e4, h2. B. b3, e5. Weiß hat den Anzug, wie die Umdeutung.

Briefwechsel.

Rhany. J. R. — Gräfenroda. J. L. Sie überlehen den schwarzen Bauer e3, welcher den Matzug auf d2 zum auf b2 vereitelt.

Cöln. J. K. Für die richtige Lösung unsern Dank. Den den Aufgaben ist Nr. 3 unrichtig notirt, das Feld b7 doppelt besetzt. Nr. 1 und 2 mit ihren etwas unregelmäßigen Stellungen der Dame auf e2 und der Bauern auf e2 und e3 verdienen der Aufgaben Ehre wegen Umarbeitung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Geschwister.

Erzählung von Dr. J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1813 war der alte Graf Gotthard von Hochstadt einer der Ersten gewesen, die dem Könige ihre Dienste anboten. Man hatte ihm ein Landwehrregiment anvertraut, das er freilich zum großen Theile selbst gebildet hatte. Noch im Laufe des Feldzugs war er wegen seiner militairischen Talente und Verdienste zum Brigadegeneral befördert worden. Er hatte eine Landwehrbrigade geführt. Nach der Einnahme von Paris hatte er seinen Abschied genommen. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba war er wieder einer der Ersten auf dem Platze. Er wurde Divisionsgeneral. Nach dem zweiten Pariser Frieden nahm er wieder seinen Abschied, um sich ganz auf seine Güter zurückzuziehen. Er hatte nie eine andere Uniform, als die der Landwehr getragen.

Der Landwehr habe das Vaterland seine Befreiung zu verdanken. Nur die im Volke wurzelnde Landwehr sei auch künftig die feste Mauer gegen äußere Angriffe auf das Vaterland. Heute sammelte der alte, tapfere, stolze General Gaben für einen alten Leierkastenmann; der Leierkastenmann war freilich ein alter, invalider Landwehrmann, sein Camerad.

„Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!"

spielte der Leierkasten. Der General hatte seinen Hut in die Hand genommen. Er selbst warf zuerst einen Doppellouisd'or hinein. Das Mädchen an seinem Arm erröthete höher. Die arme Henriette hatte nichts hineinzuwerfen. Sie wollte ihr Gesicht verbergen.

„Halt, mein Kind," sagte der General. „Sie haben schon die reichste Gabe gegeben. Aber ich muß noch mehr thun."

Er warf dem ersten Doppellouisd'or einen zweiten nach. Dann trat er, das Mädchen am Arm, zu dem nächsten Tische. Er hielt den offenen Hut hin.

„Für den Leierkastenmann, meine Herrschaften! Ein alter Camerad bittet für ihn."

Er sprach es freundlich, aber mit der kurzen, derben militairischen Stimme des alten Generals und mit dem vollen Stolze des stolzen Aristokraten. Die „Herrschaften", alle die eleganten und vornehmen Menschen auf dem weiten Platze, hatten schon längst verwundert aufgeschaut, die reichen Kaufleute der Stadt, ihre hochmüthigen und gepuzten Frauen, der sich stolz und vornehm zurückhaltende Adel der Nachbarschaft, die steifen Stabs- und die beweglichen Subaltern-Officiere der Garnison.

Als das Mädchen zu dem Invaliden geeilt war, hatten sie die Nasen gerümpft, gepöttelt, gezischelt. Nur ein paar Lieutenants hatten die Bemerkung gemacht: „ein hübsches Kind." Wogegen aber einige derbe Rittmeister gemeint hatten: „zu mager!"

Als dann aber der alte Graf Hochstadt hinzugetreten war, war eine allgemeine Stille entstanden. Nur in höchster Ueberraschung hatte man sich zugeflüstert:

„Der Graf Hochstadt!" die Adligen.

„Der reiche Graf Hochstadt!" die reichen Kaufleute.

„Zum Teufel, der General Hochstadt!" die Officiere.

„Was mag er wollen?" fragten sie sich Alle.

Sie sahen es bald. Und sie sahen zugleich ein anmuthiges, ein schönes, ein edles Bild. Der hohe Greis war ein schöner Mann. Er schritt stolz einher, nur im einfachen schwarzen Rock, aber auf diesem Rocke die Ordenszeichen des ältesten Adels und der höchsten militairischen Tapferkeit. Neben ihm das zarte, schöne Mädchen von siebzehn Jahren, gleichfalls einfach, in einem abgelegten Kleide ihrer Schwester, aber an dem Arme des vornehmen und tapferen Greises, der sie mit einer Achtung, selbst mit einer Ehrerbietung führte, als wenn er einer Fürstin hätte seinen Arm bieten dürfen. Sie weinte nicht mehr; aber sie zitterte auch nicht mehr. Das Bewußtsein einer guten That erhebt und stärkt unwillkürlich auch das bescheidenste und schüchternste Herz. Eine leise Röthe verschämter Verwirrung hatte noch immer ihr feines Gesicht bedeckt. Aber ihre Augen glänzten in Freude, in Glück und in Demuth. Kein Mensch rümpfte mehr über sie die Nase.

„Teufel, sie ist schön!" riefen jetzt eifrig die Lieutenants, ohne daß ein derber Rittmeister widersprach.

„Sie ist reizend," sagten selbst die stolzesten Frauen.

Und Jeder, an den der alte General mit ihr herantrat und mit seiner kräftigen Stimme die Bitte richtete: „Für den Leierkastenmann, meine Herrschaften!" warf gern seinen Beitrag in den Hut hinein, und die reichen Kaufleute wollten auch gegen den reichen Grafen nicht zurückbleiben.

An den Tisch seines Neffen und der schönen reichen Wittwe ging der Graf Hochstadt zulezt.

„Für den Leierkastenmann! Ein alter Camerad bittet für ihn!" sagte er auch hier, nicht anders, als an den anderen Tischen.

Sie gaben, wie die Anderen. Die reiche Dame doch wohl nur mit schwerem Herzen. Der Hut des Generals war voll, er war voll und schwer. Er mußte ihn schon unter dem Arme tragen.

„Könnten Sie ihn tragen, mein liebes Kind?" fragte er das Mädchen.

„O, gewiß."

„So machen Sie den alten Mann glücklich! Nicht wahr, Sie thun es?"

Digitized by Google

„Geen, gern."

Er gab ihr den gefüllten Hut. So kehrte er mit ihr zu dem Invaliden zurück.

„Noch ist Polen nicht verloren"

endete der Leierkasten.

Henriette schüttete den Inhalt des Huts in die Taschen des Leierkastenmanns. Der General half ihr. Der Invalide hatte so viel Geld in seinem Leben nicht beisammen gesehen.

„Mein General!" stotterte er erschrocken. Er wollte dem Grafen die Hand küssen.

„Dem Fräulein da," rief der Graf. „Ihr allein verdankt Du es."

„Nein, nein," wollte das Mädchen rufen. Aber sie konnte es vor Schluchzen nicht. Auch dem Invaliden kamen die Thränen aus den alten Augen, und der alte Graf mußte mit der Hand über die Augen fahren.

„Gehe jetzt, Alter," sagte er, „damit ihre rauschende Regimentsmusik wieder ihr Recht bekommt. Aber wenn auch die Landwehr jetzt nur auf den alten, invaliden Leierkasten Musik machen darf, wir gehen doch nicht verloren. Gott befohlen, alter Camerad."

Er gab dem Invaliden die Hand, und diesmal ließ er sie sich von ihm küssen. Dann wandte er sich wieder an das Mädchen zu seiner Seite.

„Darf ich Sie um Ihren Namen bitten, mein liebes Kind, ehe ich Sie zu Ihrer Gesellschaft zurückführe?"

„Ich heiße Henriette Grene."

„Sie sind die Schwester der Frau Rether?"

„Ich bin ihre Schwester."

„Hm, hm, ich hatte es gedacht."

Er hatte es mit einiger Verstimmung gesagt. Aber in demselben Augenblicke strafte er sich.

„Sie sind ein braves Kind. Geben Sie mir Ihren Arm."

Sie hatte seine Verstimmung nicht bemerkt. Sie sah nur seine Güte. Diese machte sie so glücklich. Das Glück machte sie zutraulich.

„Sie sind der Herr Graf von Hochstadt?" fragte sie ihn.

„Ja, mein Kind."

„Und waren früher General?"

„Auch das ist so."

„Mein verstorbener Vater hat oft von Ihnen erzählt."

„Ihr Vater?"

„Er hat unter Ihnen gedient."

„In der Landwehr?"

„Ja. Er hat beide Feldzüge mitgemacht und als Lieutenant den Abschied bekommen."

Sie sagte es mit Stolz, und der General sah sie mit stolzer Freude an.

„Und in Dir steckt echtes Landwehrblut, mein Kind. Schade — Aber komm."

Er hatte wieder ihren Arm genommen. Er führte sie zu ihrem Tische zurück.

„Meine gnädige Frau," sagte er zu der schönen Wittwe, „ich wünsche Ihnen Glück zu einer solchen Schwester. Sie ist eine Perle."

„Ah, Du hier, Ottomar?" wandte er sich dann an seinen Neffen. „Sehe ich Dich auch einmal bei mir?"

„Zu Befehl, lieber Onkel."

Der Onkel hatte die Antwort kaum abgewartet. Er kehrte stolz und langsam zu seinem Platze hinter dem Flieder zurück. Die Militairmusik begann einen stürmenden, siegenden Marsch. Drei Personen hörten aber keinen Ton des Sturmes, des Sieges.

Der Graf Ottomar von Hochstadt hatte plötzlich einen Blick auf das schöne, bescheidene Mädchen geworfen, das sein Oheim mit der ganzen ehrerbietigen Galanterie eines alten Aristokraten an seinen Tisch zurückgeführt hatte. Er hatte sie früher kaum flüchtig angesehen. Er hatte nur Augen für die stolzere Schönheit ihrer Schwester gehabt. Jetzt stand sie in dem vollen Schmucke ihrer durch die holdeste Verwirrung verklärten Schönheit vor ihm, und — seine Augen entdeckten auf einmal eine Kleinigkeit, aber welche zauberhafte Macht üben oft Kleinigkeiten aus! Sie stand vor ihm in einem Kleide, das er kannte, in dem blauen Kleide, das einst die schöne Wittwe getragen hatte, das dann als verbraucht in irgend einen Schrank auf die Seite geworfen war, und das heute gut genug war, die eleganteste Toilette der armen Schwester zu machen. Es war ihm wohl, als wenn er, nicht einen Stich, aber einen Riß in das Herz erhalten habe.

Henriette sah den Blick des jungen Grafen, und wie schon früher sein Anblick ihr das Herz hatte einengen wollen, so schoß ihr jetzt auf einmal ein scharfes Weh hinein, das als plötzlicher Schmerz in ihrem Auge sich wiederspiegelte. Die schöne Wittwe hatte Beider Blicke beobachtet, und die „Perle" tönte noch in ihren Ohren.

„Fahren wir nach Hause!" sagte sie. „Es ist heute zu laut, zu rauschend hier."

„Ich darf Sie doch begleiten?" sagte der Graf.

Er sah die schöne Frau mit dem vollsten Blicke des glühendsten Leidenschaft an. Er war wenigstens ein verliebter junger Mann.

„Sie dürfen," drückte sie ihm zärtlich die Hand wieder.

Sie fuhren zur Stadt.

---

3. Eine Diebin?

Sie waren nach Hause zurückgekehrt. Die schöne Wittwe war mit dem Grafen Ottomar im Salon. Sie hatte wohl Gründe gehabt, mit ihm allein zu sein, und hatte der Schwester einen Wink gegeben; diese hatte den Salon verlassen. Henriette saß in dem Boudoir ihrer Schwester. Sie war allein dort und träumte. Es ist ein eigen Ding um den jungen Mädchenherz. „Es ist garstig von ihm!" hatte sie für die Schwester gesagt, von dem alten Grafen, der so adelstolz war. „Es ist sehr garstig von ihm!" sagte sie jetzt, recht ärgerlich und recht verdrießlich, und sie dachte wohl nicht an ihre Schwester, sondern träumte von ganz andern Dingen.

Der junge Graf hatte auf dem Rückwege zu der Stadt nicht immer glühende Blicke auf die schöne Frau geworfen. Er hatte bald auch Zeit zu einem sinnigen Betrachten des schönen, sanften und bescheidenen Wesens an ihrer Seite gehabt. Und dann hatte er sie nach Mancherlei und Allerlei fragen müssen: Wo sie bisher gelebt habe, bei welchen Leuten, in welchen Verhältnissen, womit sie sich besonders beschäftigt habe?

„Wie? Mit Schneidern und Putzmachen?"

Die schöne reiche Wittwe wurde glühend roth; sie wußte ihre Augen nicht zu lassen. Das einfache Mädchen aber fand in der Frage nichts.

„Es war keine schwere Arbeit," sagte sie, „und ich verdiente genug damit."

„Wie? Für Ihren Unterhalt mußten Sie arbeiten?"

„Nun ja."

Die Wittwe war leichenblaß geworden, und sie mußte so wohl nicht schön und reizend sein. Der Blick des Grafen hatte sie getroffen, aber er schien nicht gern auf ihr verweilen zu wollen. Er kehrte zu dem einfachen Mädchen zurück, das in ihrer fremdlichen Bescheidenheit doppelt schön war.

Das Alles, oder viel davon, mochte ihr Träumen ihr wiederholen, mit manchem Anderen dazu. „Sehr garstig war es von ihm!" hatte sie wiederholt. „Und sie ist so reich," sagte sie weiter, „so schön, so sehr schön. Und ich bin ein armes Mädchen, das nichts hat, das schneidern und Putz machen muß, um zu leben, und ihm war der Gedanke daran schon unangenehm; man sah es ihm deutlich an. Ach, es ist doch wohl recht traurig, ein armes Mädchen zu sein!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Boudoirs, langsam und leise, wie am Nachmittage, als die Madame Rether sich im Spiegel bewundert hatte. Es trat auch wieder ein blasser, abgehärmter Mann in das Zimmer, aber jetzt mit fast entsetzlichen Zügen, mit Blicken, aus denen Verzweiflung und ein Entschluß der Verzweiflung sprach. Er machte die Thür wieder hinter sich zu. Dann erst sah er sich in dem Zimmer um. Er sah das Mädchen; er stutzte.

Henriette hatte ihn mit Schrecken eintreten sehen. Es war schon dunkler Abend. Im Hause war Alles still gewesen. Auf einmal war ein fremder Mensch bei ihr, mit jener Miene eines unheimlichen verzweiflungsvollen Entschlusses. Sie war allein und war aufgesprungen. Sie wollte fliehen, Hülfe rufen. Der Fremde vertrat ihr den Weg. Da erkannte er sie aber auch.

„Henriette, Du hier?"

Digitized by Google

Und auch sie erkannte jetzt den Bruder. Die Geschwister hatten sich seit Jahren nicht gesehen. Beide hatten sich unterdeß verändert. Sie war erwachsen geworden, er unglücklich. Aber es war keine Zeit, sich davon zu unterhalten.

„Wo ist Charlotte?“ rief leidenschaftlich der Bruder.

Gegen sie mußte er etwas im Sinne haben. Das Mädchen erschrak von Neuem.

„Was willst Du von ihr?“

„Hat sie es Dir nicht gesagt?“

„Sie hat mir nichts von Dir gesagt.“

„Die Geizige! Die Unnatürliche! So will ich es Dir sagen. Höre mir zu; höre aber auch Alles, auch von mir. Ich hatte Schulden und wurde gedrängt. Da ließ ich mich verleiten, die mir anvertraute Gerichtscasse anzugreifen. Uebermorgen wird sie revidirt. Ich bin verloren, wenn ich bis dahin das Geld nicht habe, verloren mit meinem armen Weibe, mit meinen drei kleinen Kindern. Ich eilte hierher, zu der Schwester. Sie gebietet über Hunderttausende, über eine halbe Million. Sie wollte mir das Geld nicht geben und stieß mich zurück. Sie gibt für ein Kleid morgen vielleicht das Doppelte aus, für das Elend ihres Bruders hat sie keinen Groschen. So war sie schon lange, so war sie immer, Verschwenderin für sich, ein herzloser Geizhals für Andere, für Alle, für ihre nächsten Verwandten, für sie am meisten. Ich bat sie, ich flehte sie an und lag vor ihr auf den Knieen, hier, auf dieser Stelle: sie stieß mich von sich. Sie hat Tausende in diesem Secretair liegen für ihr Vergnügen. Sie ließ mich in Verzweiflung gehen. Ich wollte mir das Leben nehmen und konnte nicht. Was soll aus meinem Weibe, was soll aus meinen Kindern werden? Ich bin noch einmal hierher zurückgekehrt. Ich mußte es um der Armen willen. Ich muß sie noch einmal bitten. Wo ist sie? Führe mich zu ihr.“

Henriette war bleicher geworden, als ihr Bruder. Wohl nicht blos über sein Unglück.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief sie. „Die Schwester wollte dem Bruder nicht helfen? Charlotte Dir nicht? Ist es denn möglich?“

„Dem Geize ist das Entsetzlichste möglich.“

Sie konnte es noch immer nicht begreifen.

„Sie hatte vielleicht einen Grund?“

„Sie hatte nur Vorwürfe. Und Du sollst Alles wissen. Ja, ich war früher ein Spieler, und sie hat mir schon zwei Mal aus der Noth geholfen. Aber schon seit länger als einem Jahre habe ich keine Karte mehr angerührt, und was sie mir gegeben hat, es waren nicht volle zweihundert Thaler.“

„Und wie viel musst Du jetzt haben, Bruder?“

„Ich mußte sie um dreihundert Thaler bitten. Es sind alle Schulden, die ich nicht abbezahlen konnte. Meine Frau war krank, meine Kinder, zuletzt ich selbst, vor Gram und Sorgen.“

Dem Mädchen flossen die bittern Thränen aus den Augen. „Ach, die Armuth ist doch schwer!“ Es ist traurig, ein armes Mädchen zu sein, sagte sie nicht. Ihr mitleidiges Herz dachte in diesem Augenblicke an nichts weniger, als an sich selbst und an einen jungen, schönen, reichen Grafen. Aber einen Plan hatte sie für den unglücklichen Bruder gemacht.

„Die Schwester hat Dir Deine Bitte entschieden abgeschlagen?“

„Sie schwor, mir keinen Groschen zu geben, und berief sich sogar auf ihr Gewissen. O, dieses Gewissen des Geizes!“

„So werden, wie Du sie beschreibst, auch Deine ferneren Bitten bei ihr vergeblich sein. Laß mich für Dich bitten. Sie soll mir das Geld geben und wird es. Gehe Du unterdeß in mein Zimmer. Folge mir. Ich führe Dich hin.“

Er machte keine Einwendungen und schöpfte neue Hoffnung. Sie führte ihn in ihr Zimmer. Dann lehrte sie in das Boudoir der Schwester zurück und klingelte der Kammerjungfer.

„Bitten Sie meine Schwester, einen Augenblick hierher zu kommen. Ich habe sehr dringend mit ihr zu sprechen.“ —

„Sie wird, sie muß!“ mit diesen Worten ging sie, dennoch zweifelnd und zagend, im Zimmer umher. „Er ist ja ihr leiblicher Bruder! Aber wenn er auch nur ein Fremder wäre — er ist im Unglück. Ich gäbe meinen letzten Pfennig, und sie ist so reich! Gewiß, Theodor hat Recht, gewiß hat sie Tausende in diesem Secretair liegen.“

Sie trat an den Secretair, der in dem Zimmer stand, und blieb sinnend vor ihm stehen. Ihre Schwester trat ein. Das schöne Gesicht war wieder blendend, bezaubernd schön. Süßes Plaudern der Liebe hatte es wohl wieder verschönt. Aber es zeigte Unmuth, es war dem süßen Plaudern entrissen, und gar durch die „Perle“, auf der in so bedenklicher Weise das Auge des Geliebten geruht hatte.

„Was wüsst Du?“ fragte sie kurz.

„Charlotte, unser Bruder Theodor war hier.“

Nichts entstammt, nächst der Eifersucht, leichter zum Zorn, als der Geiz.

„Schon wieder? Der Elende! Er wagte es?“

„Er ist ein Unglücklicher, Schwester!“

„Ein Elender, ein Spieler, ein frecher Schuldenmacher.“

Aber jetzt im Unglück, in tiefen Unglück, mit einer kranken Frau und drei kleinen Kindern.“

„Warum hat er sich hineingestürzt? Sprich kein Wort mehr von ihm.“

„Schwester, er ist in Verzweiflung. Er wollte sich das Leben nehmen.“

„Mag er. Es ist das Beste, was er —“ Sie sprach das Wort doch nicht aus. Sie konnte es nicht.

„Charlotte, um Gotteswillen!“ schrie das entsetzte Mädchen auf. „Genug, ich will nichts mehr von ihm wissen.“

„Du kannst ihn retten. Er bedarf nur dreihundert Thaler.“

„Nur? Ist es vielleicht für Dich eine solche Kleinigkeit?“

„Aber für Dich, Schwester. Du hast in diesem Secretair vielleicht das Zehnfache liegen.“

„Ah, Du hast wohl schon spionirt?“

Sie ging rasch an den Secretair. Der Schlüssel steckte darin. Sie machte Miene, ihn herauszuziehen, doch sie that es nicht und schien sich der Schwester gegenüber zu schämen.

„Er bekommt keinen Groschen von mir,“ sagte sie. „Ich habe es geschworen. Dabei bleibt es!“

„Aber mir gibst Du es, liebe Schwester —?“

„Dir? Ei, sehe Einer! Niemandem. Und Du, merke es Dir, Du bist aus meiner Gnade bei mir!“

Sie verließ das Zimmer, stolz, hochmüthig, zornig, aber nicht schön. Und doch! Es gibt kein härteres Herz, als das des Geizes und der Eitelkeit. Als sie die Thür hinter sich zumachte, war ihr Gesicht schon wieder glatt, und sie konnte selbst die dunkle Röthe des Zornes daraus verbannen. So lehrte sie zu den süßen Liebesgeplauder mit dem jungen Grafen zurück. Die arme Henriette stand fast erstarrt in dem Zimmer. Ihr Gesicht war heiß. Ihre Augen hatten keine Thränen mehr.

„Ist das möglich?“ mußte sie ausrufen. „Gibt es solche Menschen? Kann so eine Schwester sein? Und es ist meine Schwester!“

Ein Strom von Thränen stürzte doch wieder aus ihren Augen. Aber sie mußte an den Bruder denken.

„Ist er denn gar nicht zu retten? O, wie hart ist die Armuth! Aber ist der Reichthum nicht noch härter? Sie gibt ihm nichts — ich habe nichts — habe ich wirklich nichts?“

Sie erschrak plötzlich, denn sie stand vor dem Secretair, in dem der Schlüssel steckte und in dem Geld sein mußte, mehr an Tausenden, als ihr Bruder an Hunderten bedurfte. Sie warf einen Blick auf das Behältniß, auf das Schloß, auf den Schlüssel. Sie erschrak vor dem Blick, den sie hinwarf, vor dem Gedanken, der den Blick geleitet hatte.

„Mein Gott, was wollte ich? Nein, nein!“

Sie trat von dem Secretair zurück und warf sich auf ein Sopha, laut weinend, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Der arme Bruder! Er verliert sein Amt. Er wird sich das Leben nehmen, und seine Frau, seine Kinder werden betteln müssen. Und sie ist so reich! Und hier, wenige Schritte von mir —“

Der Versucher trat wieder an sie heran. Es war der Versucher des Mitleids, der Liebe, des edelsten Mitleids, der reinsten Geschwisterliebe. Es war dennoch der Versucher des Bösen, der Sünde, der Unredlichkeit, des Verbrechens. Sie nahm die Hände von dem Gesichte und warf den Blick wieder zu dem Geldschälter, zu dem Schlüssel darin. Sie sprang auf, ging hin und blieb stehen.

Sie streckte die Hand aus, den Schlüssel umzudrehen. Ihr Gesicht war wieder glühend heiß, ihre Augen waren wieder trocken geworden. Aber noch einmal rief sie: „Nein, nein! Ich kann es nicht. Ich kann keine Diebin werden.“ Sie zog die Hand zurück und warf sich wieder auf das Sopha. Wieder mußte sie laut weinen.

Digitized by Google

„Ich kann es nicht. Ich war immer ein ehrliches Mädchen. Das ist ja Alles, was ich in der Welt habe. O Gott, o Gott, stehe mir bei — und ihm!“

Sie weinte bitterlich und faltete die Hände. Die Thränen fielen auf dieselben. Es war ein furchtbarer Kampf, den das unglückliche Kind kämpfte. Was sollte in dem Kampfe siegen? Die Ehrlichkeit des armen Mädchens, die nichts hatte, als ihre Ehrlichkeit, oder jener Versucher des Mitleids und der Liebe? Gott behält in Gnaden einen jeden Menschen vor einem ähnlichen Kampfe. Das Bild des Bruders trat wieder vor sie, vor ihre heißen, trockenen Augen, in ihre bitteren Thränen.

„Er ist verloren und geht mit Frau und Kindern zu Grunde.“

Und an der Hand des Unglücklichen stand immer wieder der Versucher. Er kam schon mit seinen Vorwänden, mit seinen Ausreden, seinen Scheingründen.

„Nur ich kann ihn retten. Ich muß es, denn es ist ein gutes Werk. Er darf seinen Selbstmord begehen. Und ich werde ja auch ihre Wohlthäterin. Sein Blut würde über sie kommen, und sie würde keine ruhige Stunde mehr haben. Sie ist nur gerade heute bei ihrer Leune gewesen. Morgen wird sie mir Dank wissen, daß ich ihn und sie gerettet habe. Sie ist so sehr reich und entbehrt ja nichts. Und können denn am Ende Geschwister gegen einander einen Diebstahl begehen? Wenn ich so reich wäre, sie könnte mir Alles abnehmen.“

Sie sprang wieder von dem Sopha auf und erhob wieder den Schritt zu dem Secretair hin. Aber eine ungeheure Angst ergriff sie. Ihr ganzer Körper zitterte, und die Kniee drohten zusammenzubrechen.

„Diebin! Diebin!“ rief es in ihr. Ihr laut und bang klopfendes Herz rief es.

„Du mußt ihn retten!“ rief eine andere Stimme in ihr, auch ihr Herz, das wild, das ängstlich wild klopfende Herz. Nein, nicht in ihr rief diese Stimme. Hinter ihr rief es so. Der Versucher stand hinter ihr, unmittelbar hinter ihr. Sie fühlte seinen Athem in ihrem Nacken; es lief ihr kalt den Nacken hinunter.

„Du mußt. Du mußt! Du kannst nicht anders!“

Ihre Sinne verwirrten sich.

— — — —

Erſt beten!
Originalgemälde von Otto Mengelberg.

welche die beiden obengenannten Künſtler auf eine ſo reizende, namentlich das Mutterherz ſo ſehr anſprechende Weiſe zur Darſtellung brachten, üben auf Alle, welche noch Sinn für das Innige und Anheimelnde des Familienlebens haben, einen ungemein wohlthuenden und erfriſchenden Eindruck. Meyer's und Meyerheim's Bilder finden ſich deshalb auch in ſchlechten und guten Nachbildungen in vielen tauſend deutſchen Familienzimmern und ſind dort wegen ihrer Treue und Naturwahrheit Lieblinge Aller geworden.

Als Dritter in dieſem Bunde iſt vor Kurzem der Düſſeldorfer Maler Otto Mengelberg mit dem reizenden Bilde „Erſt

Digitized by Google

beten!" aufgetreten. Das Gemälde, von dem wir mit Genehmigung des Herrn Mengelberg eine Nachbildung geben, macht augenblicklich in einer von dem Künstler selbst gefertigten Copie die Rundreise durch die deutschen Ausstellungen und findet überall durch die Innigkeit und Naivetät seiner Auffassung, durch die edle und einfache Composition und durch sein klares Colorit allgemeinen Beifall. Es trägt so durch und durch den Stempel des deutschen Gemüths an sich, daß es schon deshalb in allen Kreisen unseres Vaterlandes sehr ansprechen muß.

Der Künstler versetzt uns in eine einfache ländliche Wohnstube. Eine junge Bauerfrau sitzt mit dem Strickstrumpf in der Hand an dem bereits halb abgedeckten Tische, an dem sie selbst, vielleicht mit ihrem Manne, den die Arbeit wieder in's Feld gerufen, eben ihre Mahlzeit gehalten hat. Der etwa zweijährige Knabe, jedenfalls kurz vorher aus der Wiege genommen, steht halbangekleidet (sein Kittelchen hängt über der Stuhllehne) auf einem kleinen Stuhle, sein Peitschchen liegt auf dem Tische, und eben ist sein Spielcameerad, das Hündchen mit der Schnur um den Hals, ebenfalls auf den Stuhl gesprungen, den verlangenden Blick auf die Schüssel gerichtet. Das Kind hatte schon zugegriffen; denn an dem Löffel, den es zwischen den nun gefalteten Händchen hält, ist etwas vom Milchbrei hängen geblieben. Aber die Mutter hat dem weiteren Schnabeliren des Söhnleins, mit der Hand das Tellerchen bedeckend und mit der freundlichen Warnung „Erst beten!" einstweilen ein Ziel gesetzt, und so schaut denn der kleine Blondhaarige mit den hellen glänzenden Augen halb schelmisch, halb fromm verschämt zur Mutter hin, um sein Gebetlein, vielleicht das zur Situation passende „Vaß, o Jesu, bei dem Essen uns doch Deiner nicht vergessen", zu lallen.

Ob und wie weit die Gedanken des Kindes bei dem Gebet sind, und ob die Süßigkeiten des zu erwartenden Milchbreis für diesen Augenblick nicht alle gottesfürchtigen Gefühle in den Hintergrund drängen — das mögen die Leser der Gartenlaube aus dem Gesichte des Kleinen entziffern, dessen Backbacken einen sehr gesunden Appetit und einen durch Nichts gestörten Stoffwechsel andeuten. Je länger man das Bild anschaut, je mehr tritt die Innigkeit des Gefühls und die Wahrheit, mit der es gemalt, glänzend hervor.

Mengelberg's (geb. 1817 in Düsseldorf) Kunstrichtung war bisher eine streng biblisch-religiöse. Seine Gemälde aus dem neuen Testament sind gläubig erdacht und tief empfunden, die Darstellung ist edel und würdig, und selbst die strengste Kritik ist darüber einig, daß seine Bilder erhebend auf die Seele des Beschauers wirken. Die bedeutendsten darunter sind: „Der Tod Mosis" für den rheinwestph. Kunstverein; „Judith" für denselben; eine Wiederholung desselben für den König von Hannover; nach derselben ist eine Lithographie als Vereinsblatt des hannöv. Kunstvereins erschienen; „der Erzengel Michael den Satan stürzend", großes Bild für die Apostelkirche in Köln; „Kaiser Heinrich IV.", ganze Figur in Lebensgröße für den Römer in Frankfurt a. M.; „Lorelei", im Besitze Sr. Majestät des Königs von Preußen; „Ecce homo" für den königlichen Kunstverein; „der verlorne Sohn", großes Bild für den rhein.-westphäl. Kunstverein; „die Buße Petri" für den königlichen Kunstverein; „Ecce homo" für den König von Preußen, befindet sich in der H. Geistkirche zu Frankfurt a. d. O. Die Skizze dazu war an den „Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate" (Berliner Kunstverein) verkauft. Der König genuan dieselbe bei der Berloosung und bestellte darauf das lebensgroße Bild. Ferner „Melanchthon", gemalt als Geschenk für den alten Pfarr-Jubilar Heilmann in Crefeld auf Bestellung der Gemeinde. Lessing sollte es malen, da er jedoch keine Zeit hatte, so empfahl er Mengelberg dazu. Dann „Christus in Gethsemane", kleines Bild für den Kunstverein in Christiania, später als Folge gewonnener Concurrenz in anderer Weise lebensgroß ausgeführt für die Kirche zu Hirschberg in Schlesien. Sein neuestes Bild ist unser heutiges: „Erst beten!"

Mit einem schönen Talente als Künstler verbindet Mengelberg eine tüchtige wissenschaftliche Bildung und ein ganz besonderes Talent zur Heranbildung von Schülern. Sein richtiges schnelles Urtheil, die Gabe, dasselbe wohl und überzeugend zu begründen und die feinsten Nüancirungen der Gedanken und Empfindungen in Worten wiederzugeben, sowie das Talent, sich in alle möglichen Charaktere und ihre Bildungsstufen hineinzufinden, um daran anknüpfend seine Wirksamkeit als Lehrer zu fördern, machen ihn dazu vorzüglich geeignet. Mengelberg übt durch alle diese Eigenschaften einen bedeutenden anregenden Einfluß auf einen großen Theil der Düsseldorfer Künstlerschaft.

Für Freunde eines guten Zimmerschmuckes haben wir schließlich noch zu bemerken, daß unser heutiges Genrebild „Erst beten!" auch in einer vortrefflichen Lithographie (à 1½ Thaler) existirt, die durch die Gestewitz'sche Kunsthandlung in Düsseldorf zu beziehen ist.

Die deutschen Demagogen-Untersuchungen. *

II.

Mitten unter allen Verfolgungen der zwanziger Jahre hatten sich die Burschenschaften auf vielen Hochschulen erhalten, oder es waren neue entstanden. Man konnte sie jetzt insofern geheime Verbindungen nennen, als sie sich aus sehr begreiflichen Gründen vor den Behörden versteckten. In der Studentenwelt waren ihre Mitglieder übrigens alle bekannt, und jeder Pedell, jeder Professor wußte, wer die Leute waren, die mit deutschen Röcken und mit schwarzen Mützen, an deren unterem Rande eine rothe Linie schüchtern hervorblickte, in den Straßen umherzogen. Jedes Kind konnte ihre Versammlungsorte nachweisen, der Burgkeller in Jena hatte als Burschenschaftskneipe sogar einen Ruf in ganz Deutschland. In den Verfassungen der Burschenschaften war eine Aenderung eingetreten, die man bei den spätern Untersuchungen sehr hoch angeschlagen hat. Es gab jetzt eine engere und eine weitere Verbindung. Daraus folgerte man nach dem Inquisitionsprincip, daß die engere Verbindung die fertigen, die weitere Verbindung die angehenden Demagogen enthalten habe. Dieser Schluß war indessen ein grundfalscher. Mit der engeren und weiteren Verbindung ahmte man den Unterschied nach, den die Landsmannschaften aller Hochschulen zwischen „Corpsburschen" und „Renoncen" machten.

Eine Spaltung, die nach der Mitte der zwanziger Jahre in der Burschenschaft entstanden war, müssen wir ebenfalls erwähnen, da sie bei der zweiten großen Demagogenhetze eine gewaltige Rolle gespielt hat. Die Burschenschafter theilten sich jetzt in Germanen und Arminen, und beide Parteien haßten sich mit einer Bitterkeit, die so weit ging, daß die Germanen, der Zahl nach der schwächste, aber der geistig regsamste und zugleich schlagfertigste Theil, regelmäßig mit den Landsmannschaften gegen die Arminen zusammenhielten. Jene Spaltung war in Erlangen auf eine seltsame Weise entstanden. Die Erlanger Studenten sind von jeher in der Theologie und im Biertrinken stark gewesen. Nun hatte einer von ihnen gefunden, daß einer der großen oder der kleinen Propheten (Jesaias, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht) die Burschenschaft vorher verkündigt habe. Er eilte mit der frohen Kunde auf die Verbindungskneipe, aber dort gab es Gegner der Auslegung, und deren Mitte ein sehr starkes Wort fiel. Die Gläubigen erklärten die Ungläubigen in Verruf, und es erfolgte eine Trennung in zwei Verbindungen, die sich nicht aus religiösen, wohl aber aus studentischen Gründen auf verschiedene Hochschulen übertrug. Die Arminen repräsentirten die alte Burschenschaft namentlich in dem Punkte, daß sie außer sich, da die Burschenschaft die Allgemeinheit der Studentenschaft sei, keine Verbindung anerkannten. Die Germanen ließen diese Anmaßung fallen, um mit den Landsmannschaften auf einem geregelten und anständigen Fuße verkehren zu können. Jeder Theil wußte noch andere Unterschiede hervorzuheben. Der Germane gab seinem feindlichen Bruder anzuhören, daß der Armine ein Muster und Kopfhänger sei, der Armine antwortete mit dem Vorwurfe, daß der Germane drei Götter neben einander habe: Mars, Bacchus und Venus.

Als die Juliirevolution im deutschen Volke und mithin auch auf den Hochschulen eine große Gährung hervorrief, bildete sich in den Burschenschaften eine Art von politischem Leben aus. Man

* Siehe Nr. 20.

Digitized by Google

nahm lebhaft an allen Vorgängen Theil, man sammelte für die Polen und betheiligte sich an öffentlichen Versammlungen und Vereinen. Der Gedanke der deutschen Einheit wurde lebhaft aufgegriffen, ohne daß er übrigens eine bestimmte Form annahm. Man dachte wohl an Preußen, aber nicht an Preußen, wie es war, sondern an Preußen, wie es sein konnte und sein sollte. Bei den Unruhen jener Zeit war kein Burschenschafter thätig. Ein äußerst komischer Aufstandsversuch in Jena ging von einigen Bürgern und einem Landsmannschafter aus. Die Burschenschafter griffen zu den Schlägern, um sie für die Regierung zu gebrauchen. Als dann der Göttinger Aufstand kam, waren es wieder Landsmannschafter, welche im Bereine mit Bürgern das Signal gaben. Obgleich Jedermann dies wußte, warf die Polizei die Schuld dennoch auf die Burschenschaften, die weiter nichts gethan hatten, als mit allen übrigen Studenten zusammen eine Sicherheitswache zu bilden. Das Bersteken dörfte jetzt völlig auf. Wenn Baiern auch der einzige Staat war, wo Arminen und Germanen mit obrigkeitlicher Genehmigung bestanden, so traten die Burschenschaften doch überall so offen auf, daß nur der Unverstand oder die Böswilligkeit sie als geheime Verbindungen bezeichnen konnte.

Das Jahr 1830 hatte die Zahl der constitutionellen Staaten in Deutschland um Sachsen, Hannover, Kurhessen und Braunschweig vermehrt. Das politische Leben war ein lebhafteres geworden, die Liberalen benutzten die Rednerbühnen der Kammern und die Zeitungen. Es fanden Versammlungen statt, bei denen die schwarzrothgoldene Fahne zum ersten Male sich zeigte, und der Einheitsgedanke begann tief in's Volk einzudringen. Dieses Alles beunruhigte die Reaction nicht wenig, und namentlich kam Preußen angesichts so vieler constitutioneller Staaten mit seiner Nichterfüllung des dreizehnten Artikels der Bundesacte stark in's Gedränge. Da man in Berlin keine Verfassung geben wollte, so hatte Metternich mit seinen gegen das westliche Deutschland gerichteten Einflüsterungen leichtes Spiel. Der Beschluß, das constitutionelle Leben zu erschlagen, wurde gefaßt und ausgeführt. Die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni, 3. Juli und 5. Juli 1832 erschienen. Sie richteten sich wie gewöhnlich gegen die Hochschulen, insbesondere gegen die Burschenschaft, aber auch gegen das gesammte öffentliche Leben der Nation, gegen die Presse, gegen das Vereinsrecht, gegen die Ständekammern und die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen. Es ist ein sehr mildes Urtheil, wenn Ilse in seiner Geschichte der politischen Untersuchungen über diese Beschlüsse sagt: „Nicht nur das Tadelnswerthe wurde beseitigt, sondern die Mittel zur politischen Entwickelung Deutschlands selbst sollten dem Volke genommen werden."

Der Gegenschlag war der Frankfurter Aprilaufstand von 1833. Daß die verhältnißmäßig wenigen Burschenschafter, die daran Theil genommen hatten, Hochverräther waren, unterliegt so wenig einem Zweifel, als daß diejenigen von ihnen, welche einige Monate vorher auf dem Burschentage zu Stuttgart den Anschluß an die Revolution verabredet hatten, dem Gesetz verfielen. Sich auf die Bestrafung dieser Schuldigen zu beschränken, lag nicht im Sinne der Reaction. Sie wollte einen großen Schlag führen, der die ganze liberale Partei treffe und die Burschenschaft bis auf die letzte Wurzel vertilge. Je mehr Leute man in den Riesenproceß, der beabsichtigt wurde, verwickelte, um so mehr hatte man den Schein für sich, wenn man den guten Deutschen vorstellte, wie unzertrennlich der Mißbrauch von der Freiheit und welche üppige Saat von Verbrechen in den beiden Jahren aufgeschossen sei, in denen das Volk der Wohlthat einer durchgreifenden polizeilichen Leitung entbehrt habe.

Da nach einem System gehandelt werden sollte, so empfahl sich die abermalige Einsetzung einer Bundesbehörde, welche alle Fäden in der Hand hatte und die Triebfeder der Untersuchungen sei. Am 30. Juni 1833 wurde dieser Beschluß gefaßt und die Regierungen von Oesterreich, Preußen, Baiern, Würtemberg und Hessen-Darmstadt beauftragt, die Mitglieder der Bundescentralbehörde zu wählen. Man gab der letztern nicht blos dieselben Befugnisse, wie der Mainzer Commission, sondern viel weiter gehende. Faßt man alle diesen Gegenstand betreffenden Bundesbeschlüsse zusammen, so erhält man folgendes Resultat: Die Landesregierungen wurden aufgefordert, bestimmte Landesbehörden mit der Untersuchung und Urtheilsfällung zu beauftragen, also Specialgerichte mit völligem Ausschluß der Geschworenen, wo es solche gab, einzelnen. Diese Gerichte wurden angewiesen, der Centralbehörde des Bundes schleunigst und sorgfältigst Alles, was sich auf die Untersuchungen beziehe und zu ihrer Kenntniß gelange, mitzutheilen und den Requisitionen derselben, welche die Ausmittelung des Thatbestandes, des Ursprungs und der Verzweigungen des Complots beträfen, unverzüglich und vollständig zu genügen. Der Centralbehörde des Bundes wurde die Befugniß beigelegt, an alle Orte, wo solche Untersuchungen im Gange seien, eines ihrer Mitglieder abzuordnen, um die Acten einzusehen und den Verhören der Angeschuldigten beizuwohnen. Die Centralbehörde sollte endlich Anträge über die Leitung und Beförderung der Untersuchungen stellen, die Thatsachen aufklären, die Urheber und Theilnehmer ermitteln und hiernit Anträge wegen gründlicher Hebung des Uebels verbinden dürfen.

Es ist merkwürdig, daß die empfindliche Eifersucht, mit der die meisten deutschen Regierungen jedes Stückchen ihrer Souveränetät bewachen, bei dieser Gelegenheit in tiefem Schlafe lag. Man gestattete einer Bundesbehörde Eingriffe in den Gang der eigenen Justiz, die sich bis zur persönlichen Ueberwachung der Gerichte steigern durften, ja, man wies die eigenen Behörden an, ehe sie ein Urtheil fällten, die Acten der Centralbehörde einzusenden. Somit verletzten die constitutionellen Regierungen der genannten Länder ihre Verfassungen in denkelben Augenblicke, in dem sie gegen Verfassungsverletzungen, die von Staatsbürgern begangen worden waren, mit äußerster Strenge einzuschreiten sich anschickten.

Die Centralbehörde hat bis zum Jahr 1842 bestanden. In diese neun Jahre fällt eine Demagogenhetze, wie sie in Deutschland noch nicht dagewesen war. Die Zahl der angeklagten Burschenschafter wird auf 1300 angegeben, und die Verfolgung erstreckte sich auf Germanen, wie auf Arminen, auf Studenten, wie auf solche, die, seit Jahren im Amt, dem Staat ihre Kräfte widmeten und oft den Träumen ihrer Jugend längst entsagt hatten. Welches Elend dadurch über Hunderte von Familien gebracht wurde, ist kaum zu schildern. Und welcher Behandlung wurden die Gefangenen unterworfen, deren Verbrechen in den meisten Fällen darin bestand, für eine Ordnung des Rechtszustandes in Deutschland durch Einheit und innere Freiheit geschwärmt zu haben! Kurz vor seinem Ende entfaltete das geheime Gerichtsverfahren noch einmal alle seine Schrecken. Die Verhaftungen wurden der Regel nach in der Nacht vollzogen und der Gefangene im verschlossenen Wagen nach dem Orte gebracht, in dessen Kerker er auf Jahre verschwinden sollte. Dort fand er eine kleine Zelle, deren vergitterte, mit einem Laden versehene Fenster ihm die Aussicht auf einen schmalen Streifen Himmel ließ. Bücher, Papier, Feder und Tinte, irgend welche Beschäftigung erhielt er nicht, und die lange Zeit der Dunkelheit mußte er ohne Licht hinbringen — im Winter bis zu siebzehn Stunden! Ob man ihm Licht und Bücher gab, ob man ihm Briefe seiner Eltern und Geschwister, seiner Braut und seiner Freunde zukommen ließ, hing von seinem „guten Betragen" ab, oder mit andern Worten davon, daß er genau so aussage, wie der Richter es wollte. Leugnete er ein Verbrechen, das er nicht begangen hatte, so steigerte sich die Härte gegen ihn. Man beschränkte ihn dann Tage lang auf Wasser und Brod, man führte ihn in Dunkelarrest, man belastete ihn mit Ketten, und bei den Verhören mußte er stundenlang stehen. So verfuhr man besonders in Preußen. Laube hat in seinen „Bürgern" diese Kerkerquälen, die er selbst erleiden mußte, in ergreifender Weise geschildert. Mancher wurde durch sie wahnsinnig, mancher stumpf gemacht. In Hessen-Darmstadt hat ein Gefangener, dem seine Begnadigung angekündigt wurde, daß man ihn in seine Zelle zurückführen möge, denn für die Welt da draußen tauge er ja doch nicht mehr.

Mit den Burschenschaftern warf man viele reifere Männer zusammen, die mit ihnen gleiche Gesinnungen hegten. Behr, Eisenmann, Jordan und Weidig sind die namhaftesten derselben. In Eisenmann verfolgte man den politischen Schriftsteller. Wegen Aufsätzen, wie sie heut zu Tage jede unabhängige Zeitung bringt, zur öffentlichen Abbitte vor dem Bilde des Königs und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, mußte er fünfzehn Jahre im Kerker verbringen. Kurz vor der Bewegung von 1848 entlassen, war er der thätigste Agitator Baierns — für die Monarchie. Welch' ein Verbrecher! Was Behr eigentlich verbrechen hatte, wurde nicht öffentlich bekannt gemacht. Vermuthungsweise finden wir in Schriften aus jener Zeit ausgesprochen, daß er durch Eingaben an die Stände Anstoß erregt habe. Dafür mußte er mit fast zehn Jahren seiner Freiheit büßen. Neben Eisenmann und Behr waren einem dritten Würzburger, Schönlein, dem spätern Leibarzt des

Digitized by Google

Königs von Preußen, Haft und Untersuchung zugedacht. Er entfernte sich noch rechtzeitig in die Schweiz.

Jordan wurde im Frühling von 1839 verhaftet, als die Demagogenuntersuchungen bereits geschlossen waren. Man hatte lange in der Stille Beweise gegen ihn gesammelt, die sich benutzen ließen, ihn für seine Thätigkeit als Marburger Professor und Hessischer Abgeordneter zu bestrafen. Zum tiefsten Bedauern Hassenpflugs hatte sich nichts Rechtes zusammentragen lassen, bis endlich ein wegen Todtschlags verhafteter Verbrecher sich zu der Aussage bestimmte, daß Jordan um das Frankfurter Attentat gewußt habe. Mit dieser Handhabe operirte man weiter und erlangte zwei fernere Angaben. Die eine rührte von einem Studenten her, der in dem Ruf eines Spions stand, die andere von einem unglücklichen Fabrikanten, dessen Geist in der langen Haft, die wegen Hochverraths über ihn verhängt worden war, gelitten hatte. Jordan wurde also verhaftet. Um die klüglichsten Verdachtsgründe zu entkräften, brauchte man bei dem alten Verfahren, und zumal in politischen Fällen, nicht Wochen, sondern Jahre. Am 5. November 1845 stellte das Urtheil des höchsten Gerichts denn auch fest, daß Jordan unschuldig sei.

In welche Tiefe menschlichen Elends läßt uns der Selbstmord des Pfarrers Weidig blicken! Er war ein Mann, frei von jeder Selbstsucht, gegen Nothleidende ebenso freigebig, wie gegen sich selbst karg, ein treuer und redlicher Freund, ein musterhafter Gatte und Vater, zugleich aber in seiner politischen Ueberzeugung überspannt, fast fanatisch. Was ihm zur Last fiel, war Mitwissenschaft um den Frankfurter Aufstand und eine Propaganda für revolutionaire Ideen in seinem kleinen Kreise. Im Frühling von 1835 wurde er verhaftet, zwei Jahre später durchschnitt er sich im Gefängnisse die Adern. In der ganzen Zwischenzeit hatte man ihn durch jedes Mittel zum Geständniß zu bringen gesucht, durch Entziehung des Lichts, durch Ketten, durch Prügel. Er wurde nicht gebeugt, aber er verlor den Verstand. Diesem wahnsinnen Verrückten stand, mit allen Mitteln der Gewalt ausgerüstet, ein anderer im Geiste Gestörter gegenüber, sein Untersuchungsrichter Georgi. Einzelne in die Oeffentlichkeit gedrungene Andeutungen lassen errathen, wie viel Entsetzliches Weidig von diesem Manne zu erdulden hatte. Als er auch zwei gräflichen Zuhörern unterlag und sich die Aerzte öffnete, da erschien Georgi noch einmal und schloß sich den Aerzten an den ein. Erst drittehalb Stunden später führte man die Aerzte zu ihm, deren früheres Erscheinen ihn gerettet haben würde.

Dieser Fall ist der fürchterlichste, der in den Demagogenuntersuchungen vorgekommen ist. Ein Unrecht wurde fast gegen Jeden begangen, der der Behörde verdächtig geworden war. Hunderte, gegen die außer ihrer Theilnahme an der Burschenschaft nicht das Mindeste vorlag, wurden aus ihrer Thätigkeit herausgerissen und Jahre lang in der peinigendsten Schwebe einer Untersuchung gehalten. Konnte man sie nicht mit einer Criminalstrafe belegen, so erklärte man sie doch, wie der Bundesbeschluß es vorschrieb, für jedes Amt unfähig, und sie waren um ihr Lebensglück gebracht. Daß die meisten Burschenschaften vom Frankfurter Attentat nichts erfahren, ja daß einige, z. B. die Jenenser Germania, sich aufgelöst hatten, weil sie von einer Revolution nichts wissen wollten, hinderte nicht, daß man ihre Mitglieder als Hochverräther betrachtete. Sie hatten zu einer Burschenschaft gehört — war das nicht genug? Sagen wir es offen heraus, was man in ihren Personen so ingrimmig verfolgte, war der deutsche Einheitsgedanke, und nirgends wüthete man gegen diesen Gedanken heftiger, als in demselben Preußen, das jener Burschenschafter auch dann mit Liebe und Hoffnung betrachtete, wenn er das System seiner Wittgenstein und Kamptz verdammte.

Der juristische (?) Grundsatz, den man bei den Untersuchungen an die Spitze stellte, war folgender: Burschenschafter haben in Stuttgart eine Revolution beschlossen und an dem Frankfurter Attentat Theil genommen, mithin hatte die Burschenschaft von vorn herein einen revolutionairen Charakter. Eine so schlechte Logik das war, ebenso unwahr und falsch war die Behauptung. Erst nach den Bundesbeschlüssen von 1832, die jede gesetzliche Einwirkung abschnitten, war in Deutschland eine revolutionaire Partei entstanden und hatte einen Theil der Burschenschaft für sich gewonnen. Jene Auffassung war nicht blos bequem, da sie gestattete, eine ganze Reihe von Todesurtheilen wegen Hochverraths zu fällen, sondern auch für eine Partei, welche liberal und revolutionair für identisch hielt, ganz natürlich. In dem Bericht der Centralbehörde von 1839 begegnen wir ganz derselben Beurtheilung der deutschen Geschichte dieses Jahrhunderts, wie in den Vorträgen der Mainzer Commission. Wieder wird der Jugendbund als der Anfang der geheimen politischen Verbindungen dargestellt und ihm ein beherrschender Charakter beigelegt. Wieder werden diejenigen, welche die Errheilung von landständischen Verfassungen forderten, statt ruhig den Zeitpunkt abzuwarten, den die Regierungen als den geeigneten betrachten würden, als Verschwörer bezeichnet. Sand's That wird abermals benutzt, die Liberalen als Schreckensmänner zu schildern, ja der Bericht entblödet sich nicht, zu sagen, daß die leidenschaftlichsten unter ihnen „durch das grässliche Blut um so mehr erhitzt und gereizt worden seien.“ Auch die alten Märchen vom Männerbunde und von seinen Verbindungen mit dem Auslande werden wieder aufgewärmt. Jede Aeußerung von Unwillen über das herrschende Reactionssystem, jeder noch so schüchterne und unbedeutende Versuch, die Regierungen an ihre in der Bundesacte selbst übernommenen Verpflichtungen zu mahnen, wird im Bericht als Anzeichen einer Verschwörung gedeutet, und die Hochschulen sind die Stätten, wo das unterschleichende Gift sich zusammelt und die Burschenschaft zu seinem Gefäß macht.

Die Einwirkungen der Centralbehörde auf die Gerichte der Einzelstaaten hörten nicht auf. Nicht genug, daß von Frankfurt aus die Personen benannt wurden, die zu verhaften seien, schrieb man den Gerichten bestimmte Maßregeln vor, z. B. Confrontationen im Auslande und Verschärfungen der Haft, wenn ein Angeschuldigter leugnete. Das alte geheime Gerichtsverfahren strebte nach dem Ruhme der Unparteilichkeit und forderte von dem Richter, daß er zugleich Ankläger, Richter und Vertheidiger sei. Die Frankfurter Centralbehörde war ausschließlich Anklager. Sie ignorirte die vielen hundert Geständnisse von Angeklagten, in denen die Burschenschaft in ihrem wahren Licht dargestellt wurde, aber sowie eine besonders gravirende Aussage gemacht wurde, lief sie, von der Centralbehörde rasch befördert, an alle Gerichte. Wie solche Aussagen, deren es sehr wenige gab, zu Stande kamen, davon könnten die Berliner Gefängnisse Geschichten erzählen. Ebenso machten von den gefällten Urtheilen nur die besonders strengen und harten von Frankfurt aus die Runde. Daß das Dresdener Oberappellationsgericht — unseres Wissens das einzige in einem größern Staat — die sächsischen Burschenschafter von Strafe freisprach, meldete die Centralbehörde den Gerichten nicht.

Auf die Verbindung der Studenten mit älteren Männern und mit dem Auslande wurde scharf inquirirt. Se groß war der Eifer in dieser Beziehung, daß die Centralbehörde an Märchen, die ihr aufgebunden wurden, glaubte und sie durch Deutschland beförderte. Ein Doctor Br., der in Homburg in Haft war, hatte die Hälfte der dortigen Soldaten verführt und machte sich vor seiner Flucht den Spaß, dem Untersuchungsrichter von einem Zusammenhange der Burschenschaft mit Verschwörungen in Italien, Frankreich, Belgien, Polen und Rußland vorzufabeln. Daß die Gewährsmänner, die er nannte, lauter Flüchtlinge waren, hätte die Centralbehörde aufmerksam machen sollen. Dies war jedoch so wenig der Fall, daß man sich von seinen Aussagen die größten Aufschlüsse versprach und die Verhafteten mit langen Verhören über Verschwörungen im Auslande plagte, bei deren Entdeckung sie noch bloße Kinder gewesen waren.

Die Thätigkeit, welche die Centralbehörde entfaltete, mußte den vorliegenden Stoff rasch aufzehren. Mit den Burschenschaften und dem Frankfurter Attentat war sie eigentlich schon 1836 fertig, aber nun richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf das Ausland. Den deutschen Flüchtlingen in der Schweiz und in Frankreich wurde eine Wichtigkeit beigelegt, die wie gestissentliche Uebertreibung aussieht. Sie hatten sich durch ihre Theilnahme am Savoyer Zuge vor den Augen der Welt lächerlich gemacht, und ihre Umtriebe waren Stürme in einem Glase Wasser. Mit diesen Unglücklichen beschäftigte sich die Centralbehörde unausgesetzt. Welchen Zweck sie dabei verfolgte, zeigte sich, als der badische Minister v. Blittersdorf den Gesandten v. Friedrich am 14. März 1836 instruirte, die Verwantlung der Centralbehörde in eine Bundescentralpolizei-Behörde zu beantragen. Der Gedanke kam von Metternich, und Baden wurde deshalb vorgeschoben, weil es zu den constitutionellen Staaten gehörte. Zum Glück stimmte Preußen trotz seiner sonstigen Gefügsamkeit nicht bei, so daß der Plan zu Wasser wurde. Von 1837 an erhoben sich im Bundestage gegen die Centralbehörde selbst Stimmen, und es kam zu mehreren mit

Digitized by Google

Bitterkeit geführten Erörterungen. Drei Jahre später bestieg Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron, erließ eine Amnestie und forderte die Beseitigung des Bundesgerichts. So viel erreichte Metternich noch, daß die Centralbehörde bis 1842 erhalten und dann nicht aufgelöst, sondern vertagt wurde.

Was die beiden Demagogen-Untersuchungen erreichten, war genau das Gegentheil von dem, was beyweckt wurde. Man hatte bei jenen Hetzen die Burschenschaft genannt, aber die Gedanken der Freiheit und Einheit des Vaterlandes gemeint. Diese hatte man nicht geschwächt, sondern gekräftigt und weiter verbreitet. Ein Verfahren, wie das der Mainzer Commission und der Frankfurter Centralbehörde, legte die schlimmsten Gebrechen des Bundes Jahre lang bloß. Man kann mit Wahrheit sagen, daß jene beiden Behörden an der Bildung des öffentlichen Urtheils, das über den Bund ganz allgemein besteht und sich so lange erhalten wird, bis er einer bessern Form weicht, einen wesentlichen Antheil haben. Wie hätte gar durch ein System der Willkür, wie wir es geschildert haben, Achtung vor der Freiheit entstehen können?

Noch eine andere wichtige Folge der Demagogen-Untersuchungen ist hervorzuheben. Wir verdanken ihnen den endlichen Sieg des öffentlichen Gerichtsverfahrens. Waren die Mängel des Inquisitionsprocesses schon früher beleuchtet worden, so hatten doch die gebildeten Stände bis auf die Proceße gegen Arndt, Jahn und die beiden Welcker, gegen Behr, Eisenmann und mehr als tausend Burschenschafter kein eigenes Interesse an der Frage. Jetzt erhielten sie Beweise, daß auch der unbescholtenste Mann, wenn er den Muth einer eigenen Meinung habe, zum Verbrecher gestempelt werden könne. Was über das Verfahren gegen Weidig, gegen Jordan verlautete, mußte den Unbefangenen empören. Es erhob sich ein Sturm gegen das geheime Verfahren, und dieses erlag.

Zur Wahrheit ist geworden, was die Jenenser Burschen bei der ersten Auflösung ihrer Verbindung unter den Eichen der Wöhrde sangen:

Das Haus ist zerfallen,
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns Allen,
Und unsre Burg ist Gott!

Die Burschenschaft ist nicht mehr, höchstens bestehen hier und dort einige Trümmer, aber der Einheitsgedanke, den sie mit unwandelbarer Treue hegte und für den sie litt, lebt kräftig und unbesieglich fort. Die heutige Burschenschaft ist das deutsche Volk, und gegen dieses mögen sich Mainzer Commissionen und Frankfurter Centralbehörden nur versuchen. Sie werden sehen, wer der schwächste und wer der stärkste Theil ist.

Aus Garibaldi's Leben.

Nr. 3.

Garibaldi begab sich nach erlangter Freiheit nach Montevideo, das damals vielen italienischen Patrioten ein willkommenes Asyl gewährte; hier traf er auch wieder mit seinem Freunde Rosetti zusammen; allein die Proscriptionen gegen Garibaldi währte noch fort, und so entschloß er sich, nachdem er einen Monat hindurch im Hause seines Freundes Pajante eine edelmüthige Gastfreundschaft genossen, noch Rio-Grande zu gehen, dessen stolze Republikaner Rosetti und seine Gefährten mit bewunderungswürdiger Hospitalität aufgenommen hatten. Auf eben Rossen gelangten sie in freudiger Stimmung nach Piratinin, dem Sitz der Regierung von Rio-Grande; zwar war die eigentliche Hauptstadt Porto-Allegre, allein da sich dieses noch in der Gewalt der Kaiserlichen befand, so hatte man den Sitz der Regierung nach Piratinin verlegt.

Garibaldi wurde von dem Gouvernement der Republik auf das Zuvorkommendste aufgenommen. Bento Gonzales, der Präsident der Republik, war abwesend und befand sich an der Spitze einer Reiterbrigade, um den kaiserlichen Chef, Sylva Tanaris, zurückzuwerfen, welcher den Canal von San-Gonzales überschritten hatte und diesen Theil der Provinz Rio-Grande verheerte. Dieser sein Bento Gonzales schilderte Garibaldi als einen echten ritterden Ritter aus dem Jahrhundert Karls des Großen, dem Herzen nach einen Bruder der Olivier und Roland, tapfer, gewandt, ehrenhaft, wie sie; ein wahrer Centaur, der ein Pferd tummelte, wie Garibaldi es nur vom General Netto, dem vollendetsten Musterbilde eines Reiters, wiedergesehen. Ein solcher Mann sehlte unserem Helden; der Unthätigkeit in Piratinin müde, eilte er nach San-Gonzales, um sich unter die Befehle des Präsidenten zu stellen. Hier sah er diesen Tapfern zum ersten Male und verbrachte einige Tage mit ihm in inniger Vertrautheit.

Garibaldi wurde jetzt mit der Ausrüstung von zwei Lancionen — mit diesem Namen wird eine Art von Barken bezeichnet — beauftragt, die er mit ungefähr dreißig Leuten aus allerlei Nationen bemannte. Bald stießen zwei Sloops (Einmaster) zu ihm, und mit dieser Flottille, die er als „capitano teniente" auf dem „Rio-Pardo" befehligte, während ein gewisser John Griggs das Commando des „Republikaners" übernahm, begannen sie einen ungleichen Kampf gegen die Kaiserlichen, die ihnen ungefähr dreißig Kriegsschiffe und ein Dampfschiff entgegenstellen konnten. Und trotzdem nahmen sie ein reichbeladenes Schiff, von dessen Beute Garibaldi seinen Leuten Uniformen verfertigen ließ, während die Kaiserlichen einen gewissen Respect vor einem Kampf mit ihren schweren Schiffen gegen die leichten Lancionen in den Lagunen erhielten. Das Leben, welches Garibaldi hier führte, war thatenreich und gefahrvoll wegen der numerischen Uebermacht der Feinde, paßte aber ganz zu seinem Charakter, da es gleichzeitig fesselnd und pittoresk war. Sie waren nicht allein Matrosen, sondern nach Bedürfniß auch Reiter, fanden im Augenblicke der Gefahr genug und mehr Pferde, als sie brauchten, und konnten innerhalb zwei Stunden eine weniger glänzende, als furchtbare Escadron bilden. Die ganze Vagune entlang fanden sich Estancias, die wegen der Nachbarschaft des Kriegs von ihren Eigenthümern verlassen waren und ihnen Schlachtvieh, Pferde und Fourrage lieferten. Auch die Ernte der Meiereien kam ihnen zugute.

Der Garibaldi'sche Haufen war eine echt kosmopolitische Truppe, aus Menschen aller Nationen und Farben zusammengewürfelt; er behandelte sie aber mit einer solchen Güte und Mitbrennlichkeit, und beide wurden so anerkannt, daß er sich nie in die Nothwendigkeit versetzt fand, die Geduld zu verlieren oder zu strafen.

„Wir befanden uns," erzählt er, „eines Tages in der Estancia de la Barra, welche der Doña Antonia, Schwester des Präsidenten, zugehörte, hatten unser Lanciones an's Land gezogen und fürchteten keinen Ueberfall, als man uns benachrichtigte, daß der Oberst Juan Pedro de Abreen, genannt Moringue (zu deutsch Steinmarder, wegen seiner Schlauheit), zwei bis drei Stunden von uns mit siebenzig Mann Cavallerie und achtzig Mann Infanterie gelandet sei.

„Diese Nachricht" — wir erzählen den Verlauf der Scene mit Garibaldi's Worten im Ausdrucke — „erfüllte mich mit Freude; die Leute, welche Moringue befehligte, waren deutsche und österreichische Söldlinge, denen gegenüber ich gar nicht böse war, sie die Schuld zahlen zu lassen, die jeder gute Italiener gegen ihre Brüder in Europa übernommen hat. Wir waren im Ganzen ungefähr sechzig Mann; aber ich kannte meine sechzig Mann, und mit ihnen hielt ich mich für fähig, nicht allein 150, sondern 300 Oesterreichern die Spitze zu bieten.

„Ich schickte daher Kundschafter nach allen Seiten und befahl höchstens 50 Mann bei mir. Alle kamen mit der Nachricht zurück, sie hätten nichts gesehen. Ein dicker Nebel umhüllte Alles, und so konnte der Feind leicht ihren Nachforschungen entgangen sein. Deshalb beschloß ich, mich weniger auf die Intelligenz der Menschen, als auf den Instinct der Thiere zu verlassen. Gewöhnlich, wenn nämlich eine derartige Expedition unternommen wird, und Leute aus einem andern Lande kommen, um sich in einen Hinterhalt zu legen, geben die Thiere, welche die Fremdlinge riechen, Zeichen von Unruhe zu erkennen, die fast niemals täuschen. Die von meiner Mannschaft herumgejagten Thiere zerstreuten sich in der Nähe der Estancia, ohne anzuzeigen, daß irgend etwas Ungewöhnliches in der Umgegend vor sich gehe. Nun glaubte ich keinen Ueberfall mehr befürchten zu müssen, befahl daher meinen Leuten, ihre vollständig geladenen Flinten wie ihre Munition in den Gewehrhaltern aufzustellen, die ich im Schuppen hatte einrichten lassen, und gab ihnen das Beispiel der Sicherheit, indem ich mich zum Frühstück niedersetzte und sie aufforderte, ein Gleiches zu thun.

„Nach beendigtem Frühstück ging Jeder nach seinem Geschäft. Einige eilten nach den aus dem Wasser gezogenen Lancionen, An-

Digitized by Google

dere in die Schmiede, noch Andere Holz zu sammeln oder zu fischen. Ich blieb allein mit dem Meister Koch, welcher seine Küche in freier Luft vor dem Schuppenthor aufgeschlagen hatte und den Feldkessel bewachte oder unsern Fleischvorrath abschäumte. Nicht im Entferntesten dachte ich daran, daß der Oberst Steinmarder, der aus dieser Gegend stammte, durch irgend eine List die Wachsamkeit meiner Mannschaft getäuscht, den Thieren Vertrauen eingeflößt und sich 50 bis 60 Schritte von uns mit dem Bauch auf der Erde mit seinen 150 Oesterreichern im Holze niedergelegt habe.

„Plötzlich vernahm ich zu meinem großen Erstaunen hinter mir Schüsse fallen. Ich zog mich zurück: Infanterie und Cavalerie drangirten im Galopp; jeder Reiter hatte einen Mann hinter sich und die Nichtberittenen liefen zu Fuß, an den Roßschweifen sich anklammernd. Mit einem Sprunge war ich in meinem Schuppen. Der Koch folgte mir; aber der Feind war mir so nahe auf den Fersen, daß im Augenblick, wo er die Thorschwelle berührte, sein Poncho von einem Lanzenstich durchbohrt war. Die Thüren, ungefähr sechzig, standen, wie erwähnt, im Gewehrhalter. Ich ergriff eine, schoß sie ab, rannte eine zweite, eine dritte, und dies mit einer so hastigen Geschwindigkeit, daß man nicht glauben konnte, ich wäre allein, aber auch mit einem Glück, daß gleich drei Mann zu Boden stürzten.

„Wäre die Masse auf den Gedanken gekommen, einen Angriff auf den Schuppen zu unternehmen, so wäre Alles mit einem Schlage verloren und beendigt gewesen; da jedoch der Koch mir zur Seite stand und feinerseits ebenfalls Feuer gab, so ließ sich der Oberst Steinmarder, wie fühn er auch war, doch überlisten und glaubte uns sämmtlich in diesem Versteck verbergen. Er zog sich daher ungefähr hundert Schritte weit vom Schuppen zurück und begann uns mit Kugeln zu überschütten. Dies rettete mich.

„Da der Koch kein sicherer Schütze war, um jeder verlorene Schuß in unserer Lage uns Schaden brachte, so befahl ich ihm, nur das Laden der Gewehre zu besorgen, während ich das Abdrücken übernahm. Sicher war ich, daß meine Leute beim Knall der Musketen Alles begreifen und zu meiner Hülfe herbeieilen würden. Ich täuschte mich nicht; bald hatten sich ihrer dreizehn, deren Namen ich in Erz möchte verewigen lassen, durch eine Weiche von Rauch, die sich zwischen dem Schuppen und dem Höllenfeuer der feindlichen Truppe lagerte, mit mir vereinigt. Diese Hülfe kam willkommen, denn alsbald hatte der Feind das Dach des Schuppens ab und beschoß oder bewarf uns von dort herab mit brennenden Fackinen. Wir vertheidigten uns auf das Heldenmüthigste.

„Endlich, gegen drei Uhr, erhielt der Oberst Moringue einen Schuß durch den Arm und ließ sofort zum Rückzug blasen; seine Verwundeten nahm er mit sich, aber fünfzehn Todte ließ er zurück, während unsererseits in diesem Kampfe von Morgens neun bis Nachmittags drei Uhr von dreizehn Mann fünf getödtet und fünf verwundet waren, von welchen Letzteren noch drei an ihren Wunden starben, da wir in diesen mörderischen Kämpfen weder Arzt noch Wundarzt besaßen. Leichte Wunden suchten wir mit frischem, so oft als möglich erneutem Wasser zu heilen; bei den schwereren war es ein anderes Ding; im Allgemeinen fühlte der Verwundete seinen Zustand selbst; hoffte er nicht weiter zu genesen, so rief er seinen besten Freund, übertrug ihm mit kurzen Worten seine letzten Anordnungen und bat ihn um die Gnade eines Flintenschusses. Der Freund umarmte den Verwundeten, war er dann seiner Meinung, so faßte er ihn in seine Arme, drückte ihn noch einmal die Hand, und ein Flinten- oder Pistolenschuß führte die Lösung des Drama's herbei. Es war dies traurig, vielleicht barbarisch! Was wollt ihr aber? hier gab es kein anderes Mittel."

Ueber die Expedition nach Santa Catharina, welcher Garibaldi unter den Befehlen des Generals Canavaro beiwohnte, eilen wir, da sie großentheils durch Zeitungsberichte bekannt und für die Charakteristrung unseres Helden von geringerem Interesse ist, flüchtig hinweg. Die Ausgänge der Lagunen von Los Patos befanden sich in den Händen der Kaiserlichen, und es schien für die Republikaner eine Sache der Unmöglichkeit, sich hindurchzuschlagen. Trotzdem glaubte Garibaldi mit Männern, wie die, welche er beschligte, auch das Unmögliche ausführen zu können. Während General Canavaro zu Lande beschligte, operirte er mit der abenteuerlichen Schaar seiner Freibeuter zur See und befahl zunächst, die Kolorzuge der Flotille auf starke Räder zu setzen und durch Zugthiere über Land nach dem Meere zu befördern. Der Plan wurde glücklich in's Werk gesetzt. Zweihundert Ochsen zogen die Lanchonen gegen 54 Miglien weit über ein zum Theil schwieriges Terrain nach der Küste, wo sie in die See gelassen wurden. Im See Tramandai scheiterte jedoch bald darauf Garibaldi's Fahrzeug an den dortigen Küsten, und sechzehn Mann, unter ihnen sämmtliche Italiener, welche Garibaldi begleitet hatten, fanden dabei ihren Tod. Vergebens suchte er mit Aufopferung des eigenen Lebens einige der Schiffbrüchigen, die ihm die Uebersetzen waren, zu retten. Sie versanken, trotz aller seiner Anstrengungen, in den trügerischen Wogen. Zum Glück war der Theil der Provinz von Santa Catharina, wo sie Schiffbruch litten, im Aufstand gegen das Kaiserreich, und so trafen die Geretteten Verbündete, welche ihnen bereitwilligst alle Mittel zum Fortkommen verschafften. Der Zweimaster „Itaparica" nahm die Ueberlebenden auf, und bald fanden sie Gelegenheit, zu dem Siege beizutragen, der in der Nähe von Jntiana, dem Hauptquartiere des Generals Canavaro, von den Republikanern über die Kaiserlichen erfochten wurde.

Wir haben jetzt einer Epoche in Garibaldi's Leben, die er absichtlich mit einem Schleier umhüllt, dessen Lüftung er nachmals, obwohl auch nur zum Theil, versucht hat; wir lassen ihn deshalb selbst sprechen. „Ich hatte," erzählt er, „niemals an's Heirathen gedacht und betrachtete mich für gänzlich unfähig zu einem Ehemann, zumal wenn ich die Unabhängigkeit meines Charakters und meinen unwiderstehlichen Hang zum Abenteurerleben in's Auge faßte. Eine Frau und Kinder haben, erschien mir als eine rein unmögliche Sache für einen Mann, der sein Leben einem Principe geweiht hat, dessen Erfolg, wie vollständig er auch sei, ihm niemals die zu einem Familienwesen nöthige Ruhe lassen darf. Das Schicksal hatte jedoch anders entschieden; durch den Verlust meiner italienischen Kampfgenossen blieb ich in einer gänzlichen Vereinsamung zurück, und es schien mir, als stünde ich jetzt allein auf der Welt. Es war mir nicht ein einziger dieser Freunde geblieben, den das Herz so nöthig hat, wie der Körper die Nahrung; die, welche den Schiffbruch überlebt hatten, waren mir fremd. Zwar waren es tapfere Seelen, kräftige Herzen; ich kannte sie jedoch erst zu kurze Zeit, um mit einem von ihnen in ein inniges Verhältniß zu treten. In dieser unermeßlichen Leere, welche die schreckliche Katastrophe um mich herum hervorgerufen, empfand ich jetzt das Bedürfniß nach einer Seele, die mich liebte; ohne eine solche Seele schien mir das Dasein unerträglich, fast unmöglich. Ich hatte zwar Rosetti, meinen Freund und Bruder, wiedergefunden, aber dieser war durch die Pflichten seines Amtes zurückgehalten, er konnte nicht mit mir zusammenleben, und wir sahen uns kaum ein Mal die Woche hindurch. Ich fühlte also, wie gesagt, das Bedürfniß nach Jemand, der mich liebte, der mich ohne Berzug liebte; denn die Freundschaft ist eine Frucht der Zeit; sie bedarf der Jahre, um zu reifen, während die Liebe ein Blitz ist, oftmals ein Kind des Gewitters; aber was thut's? ich bin einer von denen, welche die Gewitter, wie heftig sie auch sein mögen, der Ruhe des Lebens, dem Schlummer des Herzens vorziehen."

Wie und wo er sein Weib errungen, hat Garibaldi niemals erzählt, einzelne Andeutungen aber lassen vermuthen, daß sie die Braut eines Andern war, der mit dem Verlust seiner Geliebten sein ganzes Lebensglück verlor. Garibaldi sagt selbst über diese Heirath: „Wurde dabei ein Fehler begangen, so gehört mir dieser Fehler allein zu. Das war mein Fehler, daß durch unsere Vereinigung zwei Herzen das Herz eines Unschuldigen zerrissen! . . . Aber sie ist todt, und er, er ist gerächt! Kannte ich aber die Größe des Fehlers? Dort, an der Mündung des Cridan, an jenem Tage, wo ich noch hoffte, sie dem Tode streitig zu machen, umschloß ich convulsivisch ihren Puls, um seine letzten Schläge zu zählen; ich sing ihren stiebenden Athem auf, meine Lippen empfingen ihren letzten Seufzer! Ich küßte diese sterbenden Lippen. Ach, ich anschlang eine Leiche . . . und ich weinte Thränen der Verzweiflung!"

Garibaldi nahm sein Weib mit auf sein Schiff, wo sie in mehr als einem Kampfe treu an seiner Seite focht und, eine feurige Tochter ihres Vaterlandes, entweder ihr Gewehr absenerte, oder mit dem Säbel in der Hand ihren Kampfgenossen muthig voranleuchtete. In den mörderischsten Seegefechten wich sie nicht von seiner Seite, sondern stand am Hintertheil des Schiffes ruhig und stolz, eine Pallas Athene. Sie lud und richtete mit eigener Hand das Geschütz, und ihr danke man die Rettung der Mannschaft vor Verbrennung der Flotille. Auch zu Lande, als Garibaldi nach Verlust seiner Schiffe als Guerrillaführer weiterkämpfte, hielt sie treu unter Gefahren und Entbehrungen aller Art bei ihm

Digitized by Google

aus und leistete ihm als Soldat, Adjutant und Späher die trefflichsten Dienste.

Auf der schönen und geräumigen Farm eines Grafen Sainte-Simon gebar ihm seine theure Anita einen Sohn, den er nicht nach einem Heiligen, sondern nach einem Märtyrer seines Heimathlandes, Menotti, benannte. Am 14. September 1840 erblickte er das Licht der Welt, und es war in der That ein wahres Wunder, daß nach den vielen Entbehrungen und Gefahren, welche die Mutter erduldet hatte, diese Geburt glücklich ausfiel. Wir ergänzen hier aus einem spätern Capitel in Garibaldi's Denkwürdigkeiten das obige flüchtige Bild Anita's, und lassen den Gatten wieder selbst von ihr erzählen.

„In dem Gefecht von Corritibani wurde trotz des Heldenmuthes von Tzeira unsere Cavallerie gesprengt, und ich selbst mit meinen dreiundsechzig Flüchtlingen von mehr als 500 Mann der feindlichen Reiterei umzingelt. Anita erlebte an diesem Tage die schrecklichsten Wechselfälle des Krieges. Da sie sich nur ungern der Rolle einer einfachen Zuschauerin des Kampfes unterwarf, so betrieb sie jetzt die Ankunft der Munition, denn sie fürchtete, es möchten den Streitenden die Patronen ausgehen. Das Feuer, das wir zu unterhalten hatten, ließ in der That voraussetzen, daß die Munition, wenn sie nicht erneuert würde, sich bald erschöpfen möchte. Anita näherte sich daher in dieser Absicht dem Kriegsschauplatze, als ein Haufen von etlichen zwanzig feindlichen Reitern, welche einige Flüchtige von uns verfolgten, über unsere Trainfeldaten herfielen. Als eine vortreffliche Reiterin, ein herrliches Thier reitend, konnte Anita ihnen leicht entfliehen; allein in der Brust dieses Weibes schlug das Herz eines Helden. Statt zu entweichen, feuerte sie unsere Soldaten an, sich zu vertheidigen, und fand sich plötzlich von den Kaiserlichen umringt. Ein Mann hätte sich ergeben, sie aber setzte dem Pferde die Sporen in die Seite und mit einem kräftigen Sprunge eilte sie mitten durch die Feinde hindurch. Eine Kugel schlug durch ihren Hut; sie versengte ihre Haare, ohne jedoch die Hirnschale zu berühren. Vielleicht wäre sie entkommen, wenn nicht ihr Pferd von einer zweiten Kugel tödtlich getroffen zusammengestürzt wäre; jetzt mußte sie sich ergeben und wurde vor den feindlichen Oberst gebracht.

„Unvergleichlich an Muth in der Gefahr, wurde Anita, wenn es möglich ist, noch größer im Unglück; vor diesem Generalstab, der zwar über ihren Muth erstaunt war, aber nicht Takt genug besaß, vor einem Weibe den Stolz des Sieges zu verbergen, wies sie mit strengem und geringschätzigem Trotz einige Worte zurück, in denen sie eine Berachtung der besiegten Republikaner herauszufühlen glaubte, und kämpfte eben so kräftig mit dem Munde, wie sie es mit den Waffen gethan. Anita hielt mich für todt. In diesem Glauben erbat und erhielt sie die Erlaubniß, unter den Leichen, welche das Schlachtfeld bedeckten, nach meinem Leichnam zu suchen. Lange irrte sie allein mit einem Schatten gleich über die blutgetränkte Ebene und suchte nach dem, den sie aufzufinden fürchtete; sie wendete die Todten um, die mit dem Gesicht auf die Erde gefallen waren und ihr nach Kleidung oder Figur einige Aehnlichkeit mit mir zu besitzen schienen. Ihr Nachforschen war vergeblich; ich war's vielmehr, dem später das Schicksal den Schmerz aufbewahrt hatte, mit meinen Thränen ihre starren Wangen zu netzen, und als die Todesangst mich zusammenpreßte, war mir nicht gestattet, eine Hand voll Erde auf sie zu streuen oder eine Blume auf das Grab der Mutter meiner Kinder zu werfen.

„Als Anita einigermaßen sich versichert hatte, daß ich noch lebte, dachte sie nur noch an Eins, an ihre Flucht. Bald bot sich ihr eine Gelegenheit dazu dar. Die Dunkelheit des sternreichen Feindes nugend, ging sie in ein Haus, das in der Nähe desjenigen lag, in dem sie als Gefangene bewacht wurde, und wo eine Frau, ohne sie zu kennen, sie aufnahm und beschützte. Mein Mantel, den ich weggeworfen hatte, um freier in meinen Bewegungen zu sein, war in die Gewalt des Feindes gekommen; sie vertauschte ihn mit dem ihrigen, der schöner und von größerem Werthe war. Die Nacht brach an; Anita stürzte in den Wald und verschwand darin.

„Es gehörte gleichzeitig das Herz eines Löwen und die Schnelligkeit einer Gazelle dazu, um solches zu wagen. Nur der, welcher die unermeßlichen, die Sierra de Esquinasse bedeckenden Wälder gesehen hat mit ihren hundertjährigen Fichten, die den Himmel zu stützen bestimmt scheinen und die Säulen dieses prachtvollen Tempels der Natur sind, mit dem gigantischen Schilfrohr, welches die Zwischenräume ausfüllt und von wilden Thieren und todtbringendem Gewürm wimmelt, kann sich einen Begriff von den Gefahren machen, die sie zu bestehen, von den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatte. Glücklicherweise kannte die Tochter der amerikanischen Prairien nicht, was Furcht ist. Von Corritibani bis Lages hatte sie zwanzig Meilen in unwegsamem Gehölz zurückzulegen. Allein, ohne Lebensmittel, wie sollte sie dahin gelangen? Gott weiß es.

„Die wenigen Einwohner dieses Theils der Provinz, die sie antreffen konnte, waren den Republikanern feindlich gesinnt, und sobald sie nur unsere Niederlage erfuhren, so griffen sie zu den Waffen und legten sich auf verschiedenen Punkten, namentlich in den Pecadas, in Hinterhalt. In den Cabecas, d. h. in den fast unwegsamen Theilen dieser Finsternisse, wurde ein fürchterliches Blutbad unter unseren unglücklichen Kampfgenossen angerichtet; aber es aus ihr guter Stern, sei es die bewunderungswürdige Entschlossenheit, mit welcher sie diese gefährlichen Wege durcheilte, ihr bloßer Anblick machte die Mörder fliehen, welche, wie sie sagten, von einem übernatürlichen Wesen verfolgt zu werden glaubten.

„Es war in der That etwas Wunderbares, dieses tapfere Weib auf einem feurigen Renner reiten zu sehen, das sie in einem Hause, wo man sie gastfreundlich aufgenommen, erbeten und erhalten hatte, und dies während einer Sturmnacht, im Galopp fortstürmend über Felsen unter dem Leuchten der Blitze und dem Rollen des Donners. Denn so war es in jener Nacht des Unglücks. Vier Reiter, die an der Furt des Flusses Canvas aufgestellt waren, entflohen bei dem Anblick dieser Erscheinung und verbargen sich hinter dem Buschwerk des Ufers. Inzwischen kam Anita an das Ufer des Flusses. Tiefer, vom Regen angeschwollen und durch die Bergwasser um das Doppelte verstärkt, war zu einem Strom geworden, und trotzdem setzte sie über denselben, nicht, wie vor einigen Tagen, in einer schönen Barke, sondern hindurchschwimmend, angeklammert an die Mähne ihres Rosses, das sie mit ihrer Stimme ansfeuerte. Die Wellen stürzten sich brausend, nicht etwa eine kurze Strecke, sondern in einer Ausdehnung von fünfhundert Schritten dahin. Und doch erreichte sie gesund und glücklich das andere Ufer. Eine Tasse Kaffee, die sie eiligst in Lages genoß, war Alles, was die unerschreckene Reisende innerhalb eines Zeitraumes von vier Tagen zu sich nahm, bis sie endlich zu Baccaria wieder zum Corps des Obersten Araruba stieß.

„Hier trafen wir, Anita und ich, nach einer achttägigen Trennung wieder zusammen, nachdem wir uns gegenseitig für todt gehalten hatten. Man kann denken, welche Freude wir empfanden! Aber eine noch größere Freude erwartete mich an dem Tage, wo Anita auf der Halbinsel, welche die Lagune de los Patos schließt, in einem Rancho, wo sie die edelmüthigste Gastfreundschaft genossen, unsern zärtlich geliebten Menotti zur Welt brachte. Das Kind wurde mit einem Muntmal geboren, das von einem Sturz herrührte, welchen seine Mutter vom Pferde gethan hatte. Und hier wiederholte ich noch einmal meinen innigsten Dank gegen die trefflichen Leute, die uns so gastlich aufnahmen; eine ewige Dankbarkeit, sie mögen es glauben, bewahrt mein Herz für sie. Zu dem Lager, wo uns die nöthigsten Dinge fehlten und ich sicher nicht ein Taschentuch gefunden hätte, das ich der armen Wöchnerin zu geben vermochte, hätte sie die äußerste Probe nicht ausgehalten, in welcher das Weib so viel Kraft und so viel Aufmerksamkeiten bedarf."

Das Mirakel des heiligen Januarius in Neapel.

Von Carl Binz.

Neapel ist dermalen der einzige Fleck auf der ganzen Erde, wo die unmittelbare Offenbarung des Herrn, wie sie uns die kirchlichen Bücher erzählen, noch fortdauert, der einzige Ort, wo das Christenthum noch besiegelt wird durch ein Zeichen von oben, die einzige Gelegenheit, wo der Ungläubige und die Ketzerei durch ein argumentum ad oculos zurückgeworfen werden in die Tiefe ihres Nichts, und wo das römische Bekenntniß durch das wallende Blut eines seiner muthigsten Bekenner einen ewigen Triumph feiert

Digitized by Google

über alle entgegenstehenden Anstehen. In der That ein Platz und eine Gelegenheit, würdig sie aufzusuchen und neben den vielen Wundern, die Natur, Kunst und Vergangenheit uns hier bieten, dieses eine nicht zu vergessen, es zu schauen und sich in den Staub niederzuwerfen und sein Unselbstständigkeit, aber — es zu bekämpfen und es einzureihen in die Kategorie jener Gebräuche, wie sie zum Gedeihen der geistlichen und weltlichen Herrscher zu allen Zeiten und unter allen Zonen gepflegt und geübt wurden.

In der Nähe der reizenden Stadt Neapel, an dem blauen Wasser der classischen Bucht von Bajä, liegt die malerische Stadt Puzzuoli. Hier war Sanct Januarius — der San Gennaro der Neapolitaner — in der Mitte des dritten Jahrhunderts geboren, hier wirkte er als Bischof der neuentstandenen christlichen Gemeinde, und hier war es, wo er unter Diocletian, dem römischen Proconsul für Campanien, im Jahre 305 den Martertod in der noch heute vortrefflich erhaltenen Arena erdulden sollte. Allein zahm wie die Lämmer, so erzählt uns die Legende, legten sich die Bestien, denen er zum Fraße bestimmt war, zu seinen Füßen nieder und küßten die gefalbten, heiligen Hände. Aber seine Richter waren wilder als die wilden Thiere. Ihnen genügten nicht die Zeichen des Himmels, womit er seinen Priester verherrlichte, und in der Brusttasche ihres Herzens gaben sie den Befehl, mit dem Schwerte zu tödten, was der Blutgier der Bestien siegreich widerstanden hatte.

Januarius wurde zu Puzzuoli beerdigt. Bei seiner Hinrichtung hatte sich eine fromme Anhängerin seines Glaubens von dem auf die Erde niederrinnenden kostbaren Blute zu verschaffen gewußt. Sie füllte es in zwei kleine Phiolen, und als wenige Jahre darauf, nach dem Siege des Christenthums durch Constantin, der Leichnam des Märtyrers durch den damaligen Bischof von Neapel im Triumphe nach der Hauptstadt gebracht und dort beigesetzt wurde, präsentirte sich auch jene fromme Christin vor dem Bischof St. Severus und überreichte ihm die kostbare Reliquie, die sie bisher als theures Kleinod verborgen gehalten hatte. Aber siehe da! in der Hand des Bischofs wurde das bisher starre, geronnene Blut wieder flüssig. Es schäumte und gährte, als ob es eben erst dem heiligen Körper entquellen sei, und ein zweites Wunder war geschehen zu Ehren der Kirche und ihres muthigen Bekenners.

Von dieser Zeit an war der Leichnam des heiligen Januarius noch verschiedenen Wechselfällen unterworfen. Einige Fürsten hatten ihn, wie das sehr häufig zu geschehen pflegte, verschiedenerlei Zwecke halber dahin und dorthin bringen lassen, bis er denn schließlich im Jahre 1497 für immer nach Neapel gebracht und dort unter dem Hochaltar des zu seiner Ehre erbauten Domes zum letzten Male beigesetzt wurde. Die beiden Fläschchen mit dem Blute waren dem Körper gefolgt. Es scheint, als ob sich im Verlauf vieler Jahrhunderte das Wunder nicht wiederholt, da Niemand seiner erwähnt hat bis zum elften Jahrhundert. Auch von dort an bis 300 Jahre später sind die Nachrichten darüber sehr unbestimmt. Erst mit der Zurückbringung der Reliquien nach Neapel beginnt die regelmäßige Ausstellung des Blutes und die daran sich knüpfende Flüssigwerdung und hat ununterbrochen bis auf unsere Tage fortgedauert.

Zweimal nur des Jahres ist es den Gläubigen vergönnt, das Mirakel zu sehen, einmal am ersten Sonnabend im Mai und dann am 19. September. Es wiederholt sich von da an jedesmal während acht Tagen. Besonders feierlich ist der erste Tag. Unter dem Geläute der Glocken, den Tönen der Musik und dem Jubeln der frohen Menge bewegt sich eine stattliche Procession von dem Dome aus mit dem Blute des Heiligen nach der Kirche der heiligen Clara. Das heilige Gefäß ruht auf einer kostbaren von vier Priestern getragenen Bahre, welcher unmittelbar der hohe Clerus folgt, der Erzbischof an der Spitze. Voraus schreiten, brennende Kerzen in der Hand, sämmtliche Ordensgeistliche Neapels und der Umgegend, Tausende an der Zahl, und zwischen ihnen, getragen von rüstigen Männern, 45 massiv-silberne Brustbilder der verschiedenen Kirchenpatrone der an Kirchen und Klöstern so reichen Stadt. In Santa Chiara angelangt, wartet ihrer Alles zum würdigen Empfange. Die weiten Hallen sind bunt mit Blumen, Teppichen und Lichtern geschmückt. Auf einer Estrade zur Seite des Hochaltars steht ein starkes Musik- und Sängerchor, der Altar selbst blitzt und funkelt in Hunderten von Kerzen, die ihre Strahlen in Gold und Silber wiederspielen, und vor seinen Stufen steht die Pfarrgeistlichkeit mit Wasser und Weihrauch und bringt jedem der herangetragenen Heiligen unter einem kurzen Gebete ihre Verehrung dar. Diese wenden sich nun nach einem Seitenschiffe und machen so einer dem andern Raum, bis am Ende die Madonna und gleich nach ihr das Blut des Märtyrers folgt. Alles das trüge eine gewisse Würde in sich, wenn unser Auge und Ohr nicht beleidigt würden durch den Anblick, der sich uns auf der linken Seite des Hochaltars darbietet. Dort nämlich sehen wir auf einer niedrigen Estrade eine Zahl von ungefähr 30 Weibern versammelt. Es sind alle ohne Ausnahme Weiber aus dem Volke, in den Jahren stehend, wo die bei der weiblichen Jugend Neapels obnehin so seltene Schönheit und Grazie sich in ihr directes Gegentheil verwandelt hat, und durch die man lebhaft wieder an jene alten Kampfscenen erinnert wird, die man unter ihres Gleichen täglich an der Santa Lucia oder der Mergillina erleben kann. Auch hierhin an den Altar haben sie die wohl nur dem einheimischen Neapolitaner erträglichen Manieren, ihren Gefühlen Luft zu machen, mitgebracht, und so erhebt sich denn jedesmal, so oft eins der Heiligenbilder herannaht, ein Zetergeschrei von jener Estrade aus, das die Fenster klirren und die Ohren erbeben macht. Anfangs mag es unmöglich sein, den Sinn und Inhalt der im kreischendsten Discant ausgestoßenen Töne aufzufassen oder auch nur zu vermuthen. Nach und nach gewöhnt das Gehörorgan sich daran und entziffert aus dem widrigen Chaos die bekannten Schlußworte der katholischen Psalmen: Sancte N. N., ora pro nobis. Gloria patri et filio etc. etc. Bei jedem der heiligen scheint das Geschrei sich zu vermehren, die religiöse Gluth stärker und das Bedürfniß nach der Reliquie sehnsüchtiger zu werden, denn sie haben ein Recht darauf, diese Frauen: es sind die Nachkommen der Familie des heiligen Januarius.

Das Blut des heiligen Januarius.
Nach der Natur gezeichnet von C. Grob.
(Hälfte der natürlichen Größe.)

Es erscheint das Bildniß der Madonna, ihre Wuth verdoppelt sich; es kommt die Bahre mit dem silbernen Schrein, und sie übersteigt alle Grenzen. Bald jedoch tritt eine wohlthätige Pause ein, während deren der Erzbischof mit der Geistlichkeit am Fuße des Altars mehrere Gebete absingt. Mittlerweile ist das in der Kirche massenhaft versammelte und durch die Soldaten zurückgehaltene Volk mit Energie die in das Chor vorgedrungen. Die Honoratioren der Stadt und die Fremden, welche letztere besonders man mit großer Liberalität bis zur Commmunionbank hat passiren lassen, werden durch die sich anwälzende Menge bis über die Balustrade nicht zum Altar hingedrängt und stehen fuß an fuß hinter den minsstrirenden Geistlichen und dem betenden Erzbischofe. Dieser endlich ergreift das heilige Gefäß, steigt die Stufen hinauf

Digitized by Google

in die Mitte des Altars und erwartet dort den Augenblick des Mirakels. Während dessen ist die ganze Menschenmenge bis oben hin nachgefolgt. Hundert Köpfe beugen sich über die Phiolen und recken sich in die Höhe, um seinen Augenblick des Schauens zu verlieren. Die Weiber beginnen toller zu kreischen als je. Immer vielstimmiger, immer lauter, immer heftiger werden ihre Bitten an den Heiligen, das Wunder zu wirken. Heftige Drohungen und Schmähreden, die sie gegen sein an der linken Seite des Altars aufgestelltes von Gold und Edelsteinen gefertigtes Bild schleudern, wechseln ab mit allen möglichen Ausbrüchen ihres wunderbedürftigen Herzens. Stumm und schweigend erwartet die übrige Volksmenge den heiligen Augenblick, die Einen auf den Knieen liegend in inbrünstigem Gebete, die Andern sich weiterdrängend nach dem Innern des Chors. Die Priester murmeln Gebete. Immer schwüler wird die Atmosphäre, immer mächtiger die innere Aufregung, immer wilder das Geschrei der Weiber — da endlich ertönt das Zeichen mit der Glocke. Das Mirakel ist geschehen. Alles stürzt nieder in den Staub. Ein unwillkürlicher Seufzer entringt sich jeder Brust. Das Musikchor setzt mit den kräftigsten Tönen ein, die Sänger singen im gewaltigsten Fortissimo eine rauschende Gloria, die Glocken der Kathedrale hallen feierlich in die Runde, ihnen antworten die metallnen Zungen der ganzen Stadt in tausendstimmigem Chor, und von St. Elmo herab verkünden die dröhnenden Geschütze weit über Land und Meer, daß Neapel wieder Gnade gefunden hat vor Gott und vor seinem Schutzheiligen. Da trinnen aber in der Kirche drängt sich Alles mit erneutem Eifer um den Altar. Das heilige Blut macht die Runde, um den Kuß eines jeden Anwesenden zu empfangen und, auf Stirn und Herz gedrückt, Dir Glück und Segen wiedergegeben.

So sah und erlebte auch ich das große Wunder, und so sah und erlebte ich es zum zweiten, dritten und vierten Male. Auch meine Lippen berührten das heilige Gefäß, worin das Blut, das ich vorher ganz deutlich starr gesehen, unter den Bewegungen der Hand des tragenden Priesters sich ebenso deutlich hin und herbewegte, und auch meiner Stirn wurde die Gnade zu Theil, den unmittelbaren Segen des Heiligthums zu empfangen. Aber ich weiß nicht, wie mir geschah. Diesen Segen folgte der Zweifel und die Kritik.

Es war mir natürlich nicht unbekannt geblieben, daß man den ganzen Vorgang von der einen Seite ebenso erhob, wie von der andern verwarf. In ersterer Beziehung hatte mich die Vertheidigung, welche der gegenwärtige k. k. Reichshistoriograph Hurter (Geburt und Wiedergeburt, Schaffhausen bei Hurter) dem Mirakel angedeihen läßt, besonders interessirt. Dieselben ich seine Beschreibung nicht zur Hand hatte, waren mir doch alle wichtigern Daten genau im Gedächtnisse zurückgeblieben. In Neapel selbst kam mir eine lange Abhandlung „Teorien dei miracoli ed discorso apologetico sui miracolo di S. Gennaro“ des gelehrten Nicola Fergola († 1824) zu Gesicht. Ich verglich das Erinnerliche Hurter's und das vor mir Liegende Fergola's mit dem, was ich selbst gesehen und selbst geprüft, und kam zu einem ganz andern Resultate als sie Beide.

Worin besteht das Wunderbare und Uebernatürliche in unserem Falle? Es besteht darin, daß Etwas geschieht, was für den ersten Augenblick überrascht, daß dies geschieht ohne unmittelbares Zuthun einer menschlichen Hand, und daß es geschieht unter dem beglaubigenden Einfluß einer mystischen, ehrwürdigen Tradition. Aber keines dieser drei Kriterien ist im Stande, Sich zu halten. Was uns da überraschen soll, ist nicht gewaltiger und außergewöhnlicher in seiner Erscheinung, als das erste beste Kunststück, und ein „Professor der natürlichen Magie“ auf irgend einem Jahrmarkte producirt, — was die menschliche Hand und ihre Fingerfertigkeit nicht leistet dabei, das thun hier nach unserer Ansicht die menschliche Körperwärme und deren langsames Durchdringen in das Innere des Gefäßes, und was die Tradition angeht, so wissen wir recht wohl, daß unser Wunder sich gerade aus jener Zeit datirt, wo der „fromme Betrug“ seine Blüthenperiode erlebte. Sehen wir genauer zu, wieweit ich Recht habe, so zu blasphemiren.

Jedem nur einigermaßen mit der Chemie Vertrauten ist es wohl bekannt, daß verschiedene Stoffe sich zu einem bestimmten Wärmegrade ganz verschieden verhalten. Die einen erhärten sich zu einer starren Masse bei einer Temperatur von + 10 oder 20 Grad R., während die andern an — 30 nöthig haben, die einen sieden bei + 35 bis 40, während die andern an + 150 gebrauchen. Es wäre unnöthig, all die Stoffe, welche hier zur Erklärung unseres Falles dienen könnten, aufzuzählen und an jedem einzelnen nachzuweisen, daß er die Bedingungen zur Erfüllung jenes Mirakels in sich trägt. Es genügt, das an einem einzigen zu thun: Nehmen wir 10 Theile gewöhnlichen Hammelstalg, zerkleinern sie, bringen sie in ein wohlschließendes Gefäß, gießen 12 Theile Schwefeläther darüber und färben das Ganze mit irgend einem Stoffe blutroth, so erhalten wir dadurch eine Mischung, die in kurzer Zeit bei der mittleren Lufttemperatur Italiens (+ 12° R.) hart und starr wird, aber bei der Temperatur des menschlichen Körpers (+ 28° R.) und sogar noch darunter, sich vollständig verflüssigt. Diese Verflüssigung geht um so rascher vor sich, je mehr die Mischung hin und her bewegt wird, sie hört um so rascher auf, je mehr man das Gefäß in eine ruhige Lage bringt. Beinahe genau dieselben Bedingungen fand ich in der Kirche der heiligen Clara in Neapel. Die Temperatur der Straßen am Abend des 5. Mai betrug 13°, die des Schiffs der Kirche 16° und die der Stelle, wo das Gefäß mit dem Blute in der Hand des Erzbischofs sich befand, konnte in Folge des Zusammendrängens der vielen Menschen auf einen kleinsten Raum und der Hunderte der unser brennenden Lichter nicht weniger als 28° betragen. Natürlich konnte ich die Wärme dieses Raumes nicht mit meinem Taschenthermometer messen, da ich einestheils nicht nahe genug dabei stand, und ich es anderntheils auch nicht gewagt hätte, dort als Zweifler aufzutreten, — aber daß es so sein mußte, war mir nach Vergleich mit analogen Zuständen außer allem Zweifel, und dann fand ich in Fergola's Buche selbst eine Tabelle, wonach am 19. September 1794 die Temperatur drei Fuß entfernt von dem heiligen Gefäße auf 80° Fahrenheit (umgefähr 22° R.) angegeben ist.

Bedenken wir nun, daß das sogen. Blut bei zum Beginn des Festes in dem Wandschranke einer Marmorkirche eingeschlossen war, daß es von dort in ruhigster Bewegung durch die kühle Frühlings- und Herbstluft der schattigen Straßen Neapels getragen wird, daß es nach und nach unter beständigem Schütteln und Umdrehen einer erhöhten Temperatur ausgesetzt wird, so verschwindet der ganze Nimbus des Außerordentlichen und Wunderbaren von den Thatsachen der Chemie und Physik, die uns schon lange wissen ließen, daß, um solche Wunder zu verrichten, keine übernatürlichen Einflüsse mehr nöthig sind.

Man hat sich nun verschiedentlich auf die Fergoleschen Tabellen aus dem Jahre 1794 berufen, die uns mit Zahlen darthun sollen, daß der ganze Proceß der Verflüssigung mit dem Einfluß der Wärme durchaus nichts zu thun habe, sondern ganz unabhängig davon vor sich gehe. Diese Tabellen geben freilich an, daß bei ein und derselben Temperatur der Proceß sich bald rascher, bald langsamer entwickelt habe, so daß sogar zuweilen trotz der geringeren Temperatur die Verflüssigung doch eher vor sich ging. Wir haben dagegen zu bemerken, daß 1) diese Beobachtungen sich aus dem Jahre 1794 datiren, wo bekanntlich die Methode sowohl, wie Instrumente für solche Zwecke unendlich viel zu wünschen übrig ließen, daß 2) Fergola uns durchaus nicht die wissenschaftliche Autorität aufführt, welche jene Messungen gemacht und der wir darin unbedingt zu vertrauen hätten, und 3) daß alle anderen Umstände zu sehr übereinstimmen, um nicht gerade in diesem Punkte eine wissentliche oder unwissentliche Täuschung Seitens jenes Beobachters annehmen zu müssen. Wo soviel Menschen und soviel Lichter in solcher Weise zusammen kommen, wie um die heilige Phiole, dort entsteht eine Wärme von mindestens + 25°, und das genügt, um auch unsere Wundermasse zu verflüssigen. Schreankungen in der Zeit — angenommen, daß sie wirklich existiren — können dabei nicht in Betracht kommen. Auch sie würden wir wohl erklären können, wäre es uns einmal vergönnt, nach Herzenslust mit dem Object selbst zu experimentiren. Ein englischer Naturforscher, so erzählt Hurter, hat sich einen Tropfen des Blutes aus, um sich chemisch und mikroskopisch davon zu überzeugen, daß es wirklich Blut sei. Natürlich, meint Hurter, wies man ihn entrüstet zurück. Das ist freilich die einfachste Manier, um sich die wissenschaftliche Untersuchung vom Leibe zu halten.

Ich habe nur noch Weniges hinzuzufügen über die religiöse und politische Bedeutung des Mirakels. Die ganze Welt weiß, was sie von der bisherigen neapolitanischen Staats- und Kirchenwirthschaft zu halten hat. Das Wunder des heiligen Januarius ist mit ihr auf's Engste verwachsen. Wir selbst kam es sehr bald etwas paradox vor, daß der liebe Gott gerade in diesem Lande,

Digitized by Google

in diesem Staat, unter dieser Regierung so freigebig mit seinen Gnaden sei. Ich begriff recht wohl, daß man von Wundern erzählt in einer Zeit, wo es galt, die Ungläubigen zu bekehren oder die Frommen im Glauben zu stärken. Aber keine Zwecke haben ja in Neapel keine Bedeutung. Für die Bekehrung braucht man nicht mehr zu sorgen, denn das ganze Land ist ja streng katholisch, und den andern ehengenannten Zweck zu erfüllen, das wären „Perlen vor die Säne", denn selbst der echte und gebildete Katholik ist scandalisirt over, was man hier als Christenthum und Frömmigkeit ausgibt. Ich habe hier viele gläubige Katholiken gesprochen, die sich mit Trauer im Herzen von diesem Kunstſtückchen abwandten. Ein todter Formenkram, dessen Beschützer und Bekenner ebenso roh sind, wie seine Expectorationen, — das ist es, was man in Neapel Katholicismus nennt. Aber nein, uns däucht der Zweck des Wunders, der alte, traditionelle Zweck dieses frommen Betrugs, ein anderer. Wenn irgend ein Volk es nöthig hat, im Zaume gehalten zu werden, so ist es das der neigenden Stadt Neapel. Das geht nicht mit der Gewalt der Waffen, denn muß es mit der Gewalt des Wunders gehen. An eine Regierung, die jedes Jahr zweimal dem Mirakel persönlich ihre Huldigung darzubringen geht, in deren Gegenwart das Blut nur stärker und mächtiger zu wallen scheint, der also der Finger Gottes jedes Jahr seine unmittelbare Approbation ertheilt, — an eine solche Regierung muß das Volk glauben, an ihr muß es halten, und was sie thut, das ist wohlgethan. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man sich aus dem Jahre 1799 erzählt. Der General der Republik, Championnet, hatte Neapel am 23. Januar nach dreitägigem Kampfe genommen und seine Dynastie verjagt. Es kam der Tag des Mirakels, aber siehe da, in diesem Jahre leuchtete die Gnade des Heiligen nicht über der von den gottlosen Sanculotten besetzt gehaltenen Stadt. Allenthalben gewaltige Aufregung und Gährung. Das Volk nahm eine den französen feindliche Haltung an. Da schickte Championnet in die Kirche St. Chiara und ließ den dort anwesenden Priestern bedeuten, daß Kerker und Kanonen in Bereitschaft wären, wenn man so fortfahre. Da jedoch der neapolitanische Clerus solche Dinge immer besser zu verbergen, als zu ermitteln verstand, so ging das Wunder noch selbigen Tages ruhig vor sich. So erzählt man sich in Neapel in gebildeten Kreisen. Ich habe keinen historischen Beleg dafür.

Es versteht sich nach dem oben Gesagten von selbst, daß die Bourbonen in Neapel außerordentlich viel auf Anerkennung der Richtigkeit des Wunders hielten. Noch im Jahre 1850 wurde ein junger Mann in die geheimen Gefängnisse der neapolitanischen Polizei geworfen, weil er denuncirt worden war, darüber Unzeigemendes geredet zu haben. Es würde uns das in Erstaunen setzen, wüßten wir nicht durch die Geschichte, daß die Despoten aller Zeiten sich solcher religiöser Mittel bedienten, um die Völker zu bändigen und an die süße Gewohnheit des blinden Gehorsams anzuketten. Wie weit der Clerus Neapels dabei seine Hand im Spiele hat, wissen wir nicht. Es scheint, als ob ein großer Theil an die volle Echtheit des Mirakels ebenso felsenfest glaube, wie unser gelehrter Landsmann Hurter in Wien, ja wir können sogar, wenn wir gutmüthig sein wollen, annehmen, daß sie Alle miteinander in einer unwillkürlichen Täuschung befangen sind und daß nur der Eine und Erste, welcher in seiner alchemistischen Weisheit das Wunder construirte, von dem „frommen Betruge" übergangt war. Das lassen wir nun dahingestellt sein. Für uns genügt die Ueberzeugung von dem, was wir gesehen und beurtheilt haben, und auch der fromme Katholik mag sich trösten und über unsere Gottlosigkeit sich nicht entsetzen. Nach den Satzungen des Conseils von Trient brauchen Wunder, die nicht ausdrücklich von der Kirche als solche declarirt worden sind, nur insoweit geglaubt zu werden, als es dem frommen Herzen jedes Einzelnen und seinen gesunden fünf Sinnen entsprechen sollte. Das Mirakel von Neapel gehört aber nicht zu den officiell und feierlich von Rom anerkannten.

Der Phosphor, seine Eigenschaft und seine Benutzung.

Von A. Dammer.

Phosphorzündhölzchen benutzen wir Alle, sauren, phosphorsauren Kalk bringt der Landmann auf seinen Acker und erzielt bedeutend größere Ernten. Wir haben erkannt, daß Phosphor ein Hauptbestandtheil der Knochen ist, daß also ohne Phosphor Knochenbildung nicht stattfinden kann, daß aber ebenso ohne Phosphor die Bildung eiweißhaltiger Stoffe unmöglich ist. Deshalb gab neuerdings ein Forscher Kälbern neben Heu, Kleie und Molken noch phosphorsauren Kalk und gelangte in Bezug auf Ernährung zu viel versprechenden Resultaten; deshalb läßt ein Arzt verdünnter Kuhmilch phosphorsaure Salze zusetzen, um sie dadurch der Muttermilch ähnlicher zu machen, die reicher an Phosphor ist, als verdünnte Kuhmilch. „Ohne Phosphor kein Gedanke," hat Jacob Moleschott gesagt, um damit die Abhängigkeit des Gedankens nicht vom Phosphor allein, sondern vom Phosphor überhaupt auszusprechen.

Und der Phosphor? Staunend fragen sie Viele, wenn man ihnen das mit Wasser gefüllte Glas zeigt, in welchem Wachslichtern ähnliche weiße Stengelchen liegen: Das ist Phosphor? In wenigen Zügen will ich hier versuchen, diejenigen Eigenschaften aufzuzeichnen, die uns, wenn wir sie an einem Körper wiederfinden, sagen, daß der vor uns liegende Stoff Phosphor ist. Das Metall der Pottasche und der Soda, das Kalium und das Natrium, mußt man in einer sauerstoffreien Flüssigkeit, z. B. in Steinöl, aufbewahren, weil diese Metalle die größte Neigung haben, mit Sauerstoff sich zu verbinden, und deshalb sauerstoffhaltige Körper leicht zersetzen. An der Luft ziehen sie Sauerstoff an und zersetzen zu Kali und Natron. Auch der Phosphor zeichnet sich aus durch seine große Verwandtschaft zum Sauerstoff. Aber sie ist nicht so groß, daß er, wenigstens nicht bei gewöhnlicher Temperatur, Wasser zersetzt, deshalb bewahrt man ihn in Wasser auf. Ein Stückchen Phosphor, an feuchter Luft liegend, stößt reichlich Dämpfe aus und verschwindet allmählich, indem es mit dem Sauerstoff der Luft einen neuen Körper, phosphorige Säure, bildet, und auch diese zeigt noch so große Neigung, mit Sauerstoff sich zu verbinden, „höher sich zu oxydiren", daß sehr bald alle phosphorige Säure in Phosphorsäure verwandelt ist. Den beschriebenen Vorgang nennt man eine langsame Verbrennung. Schnell verbrennt Phosphor, wenn man ihn mit einem heißen Glasstab etwa berührt. Er entzündet sich, und stillt man anders eine trockne Glasglocke schnell über, so füttet man das Verbrennungsproduct als weißes flockiges Pulver reichlich an den Wandungen der Glocke. Dies ist Phosphorsäure, die sich in Wasser unter Zischen leicht löst. Phosphorige Säure bildet sich nicht, weil der Verbrennungsproceß zu energisch verläuft. Hier ist das Verbrennungsproduct sichtbar, ein fester Körper. Verbrennt Schwefel oder Holz, so entweichen die entstehenden Gase, schwefelige Säure, Kohlensäure und Wasserdas, unsichtbar in die Luft.

Holz verbrennen wir meist, um die austretende Wärme zu benutzen; bei andern Oxydationsprocessen können wir leicht die Wärme übersehen, ob sie stets gleich auftritt. So beim Phosphor. Zündet man ihn an, nun ja, da bemerkt man die die Oxydation begleitende Wärmeerscheinung wohl; liegt aber Phosphor an der Luft, oxydirt er sich langsam, so wird dieselbe Menge Wärme entwickelt, wie vorher, aber sie ist auf eine so lange Zeitdauer vertheilt, daß sie nicht fühlbar wird. Dennoch können wir sie gerade beim Phosphor recht schön beobachten. Man lege nur in eine Porzellanschale mehrere Phosphorstengelchen je vier übereinander, so wird anfangs reichlich Dampf ausgestoßen, die Oxydation ist eingeleitet, aber die sich entwickelnde Wärme der vielen Phosphorstückchen wird zusammengehalten und reicht hin, eine Temperatur von 40° zu erzeugen. In dieser Temperatur schmilzt aber der Phosphor, und oft wird die Wärme bis 60° gesteigert, wo dann Entzündung eintritt, die langsame Verbrennung schlägt um in die schnelle.

Die Verbrennungsproducte des Phosphors sind löslich in Wasser, Phosphor selbst nicht, man bewahrt ihn zu unter Wasser auf. Aber seine Theile lösen ihn, obwohl nur in geringer Menge, ebenso Aether; die Lösungen werden in der Apotheke verwendet. Reichlich löst Schwefelkohlenstoff den Phosphor auf, beim Verdun-

Digitized by Google

sten der Lösung krystallisirt der Phosphor, ähnlich wie Salpeter aus wässeriger Lösung krystallisirt, wenn langsam das Wasser verdunstet.

Eine Eigenschaft des Phosphors, die seit seiner Entdeckung ihm die allgemeine Aufmerksamkeit sicherte, ist sein Leuchten im Dunkeln. Früher nannte man alle Stoffe, die im Dunkeln leuchten, wie z. B. den salpetersauren Kalk, Phosphor (vom griechischen phos, Licht, und phero, tragen). Da aber der jetzt so genannte Stoff diese Eigenschaft in so ausgezeichnetem Grade besitzt, wurde auch bald dieser Name auf ihn allein beschränkt. Das Leuchten beobachtet man, wenn man nur eine abgetrocknete Phosphorstange im Dunkeln liegen läßt. Es währt so lange, als noch Phosphor vorhanden ist, dagegen findet es bald eine Grenze in einer verschlossenen Flasche. Langsam verdampft der Phosphor bei gewöhnlicher Temperatur an der Luft; dieser Vorgang ist von leichtentwickelung begleitet, ebenso auch die langsame Verbrennung. Wenn nun aber in der verschlossenen Flasche der ganze Sauerstoff vom Phosphor aufgenommen ist, kann kann keine Oxydation mehr stattfinden. Ebenso ist die Luft der Flasche bald mit Phosphordampf gesättigt, die Verdampfung erreicht ihre Grenze, ganz so, wie in einer Flasche einige Tropfen Wasser nie ganz verdampfen. Aus diesem Grunde hört nun das Leuchten ganz auf. Leitet man über Phosphor in einer Glasröhre Wasserstoffgas, so leuchtet der Phosphor, indem er verdunstet, aber der Dampf oxydirt sich noch nicht, weil kein Sauerstoff zugegen ist. Tritt aber der mit Phosphordampf beladene Wasserstoff an die Luft, so leuchtet er zum zweiten Mal; nun oxydirt sich der Phosphor.

Bringt man eine Flasche, die Phosphor enthält, an die Nase, so bemerkt man einen eigenthümlichen an Knoblauch erinnernden Geruch. So sollte man schließen, dieser Geruch sei dem Phosphor eigen. Das ist ein Irrthum. In sauerstofffreien Töpfen riecht Phosphor nicht, der Geruch rührt her von Oxydationsproducten und von einer am Phosphor zuerst erkannten höchst beachtenswerthen Eigenthümlichkeit des Sauerstoffs. Dieser wird nämlich, wo er mit Phosphor und Wasser zusammenkommt, eigenthümlich verändert. Noch ist der Vorgang nicht ganz vollständig erkannt, jedenfalls aber zeigt sich als Resultat desselben ein Gas, welches stark riecht und alle Eigenschaften des Sauerstoffs besitzt, nur in ausgezeichnet höherem Grade, sodaß es in vieler Beziehung dem Chlor sehr ähnlich ist. Man hat diesen Körper seines Geruches halber Ozon (vom griechischen ozo, riechen) genannt, ehe man wußte, daß er Sauerstoff sei. Es bestunet sich allwerdreizt in der Atmosphäre, aber wegen seiner großen Verwandtschaft zu fast allen Stoffen stets nur in geringer Menge. Im Winter enthält die Atmosphäre mehr davon, als im Sommer; das Bleichen stark gebläuter nasser Wäsche im Winter ist eine Wirkung des Ozons. Nicht der Kälte allein, sondern dem größeren Ozongehalt der Luft dürfen wir die exquisitere, belebendere Frische eines Spaziergangs im Winter, namentlich auf Bergen, zuschreiben. Ueber die Bedeutung des Ozons spreche ich wohl ein ander Mal ausführlicher, wenn die verehrliche Redaction mir wieder ihre Spalten öffnet.

Soviel ich nun schon über die Eigenschaften des Phosphors gesprochen habe, so darf doch eine höchst beachtenswerthe Eigenthümlichkeit desselben nicht übergangen werden. Es ist das Verhalten des Phosphors gegen Licht und Wärme. Unter allen Umständen färbt Licht den Phosphor roth, ganz ebenso wie Chlorsilber vom Licht geschwärzt wird. Setzt man Phosphor lange Zeit dem Licht aus, so verwandelt er sich endlich in einen hochrothen Körper. Denselben Körper erhält man, wenn man Phosphor über 240° erhitzt und längere Zeit auf dieser Temperatur erhält. Was ist nun dieser rothe Stoff? Erhitzen wir ihn stärker, so schmilzt er nicht, sondern es entweichen endlich Dämpfe und diese verdichten sich beim Erkalten wieder zu weißem Phosphor! Der schön krystallisirende Diamant ist Kohlenstoff; Graphit, welches wir im Bleistift benutzen, ist ebenfalls Kohlenstoff. Hier haben wir parallele Erscheinungen. Schmilzt man ganz reinen Phosphor und gießt ihn plötzlich in sehr kaltes Wasser, so wird er schwarz. Es gibt also rothen, weißen, schwarzen Phosphor, derselbe Körper in drei verschiedenen Zuständen!

Der rothe Phosphor besitzt aber Eigenschaften, die ihm hohe Bedeutung in der Technik sichern. Nicht mehr entzündlich wie der weiße Phosphor, kann man ihn in Kisten verpacken und ohne Gefahr versenden. Dabei ist er bei weitem nicht so giftig, wie der weiße Phosphor: während die Dämpfe des letzteren bei den Arbeitern in Zündhölzchenfabriken nur zu oft nekrotische Zerstörung der Kieferknochen hervorbringen, hat man, ohne Vergiftungserscheinungen zu beobachten, einem Hunde 16 Gran rothen Phosphor eingegeben. Die große Giftigkeit des weißen Phosphor benutzt man in der Phosphorlatwerge zur Vertilgung der Ratten und Mäuse, die merkwürdiger Weise gegen allen Instinct den Phosphor in Mehlteig mit großer Begierde fressen. — Diese Eigenschaften des rothen Phosphors haben ihn bald den weißen Phosphor in der Fabrikation der Zündhölzchen verdrängen lassen. Unvernünftch entzündet er sich nicht durch Reibung oder Stoß, er erhält aber diese Eigenschaft, wenn man ihn mit chlorsaurem Kali mischt. So bereitete Zündhölzchen sind lange nicht so gefährlich, wie die mit weißem Phosphor bereiteten.

In neuerer Zeit hat man ein Verhalten des Phosphors gegen Goldsolungen kennen gelernt, das von großer Bedeutung zu werden verspricht. Legt man nämlich ein Phosphorstäbchen in eine starke Lösung von Gold in Königswasser, so überzieht es sich bald mit einer linienbreiten Lage metallischen Goldes. Ohne Zweifel wird man dies in der Galvanoplastik benutzen können zur Darstellung goldener Schmuckſachen. So sehen wir eine reiche Anwendung des Phosphors in der Technik, und nicht minder bietet der Phosphor Gelegenheit, die wichtigsten Lehren der Chemie an ihm zu erörtern. In der That hat Lavoisier im Jahr 1774 seine noch heute gültige Verbrennungstheorie am Phosphor entwickelt. Um eine Idee von dem Verbrauch des Phosphors zu geben, will ich bemerken, daß nach Payen in Frankreich jährlich 40 Tons à 20 Centner verarbeitet werden und davon etwa 95 % zur Fabrikation der Zündhölzchen. In einer Fabrik in Manchester werden täglich 6—9 Millionen Zündhölzer verfertigt, zu denen etwa 5 Pfund Phosphor verbraucht werden, ja in Deutschland werden diese Zahlen noch übertroffen.

Von den Verbindungen des Phosphors mit andern Körpern wäre namentlich der Phosphorwasserstoff zu erwähnen, jenes übelriechende Gas, welches als Fäulnißproduct phosphorhaltiger Stoffe zum Theil deren üblen Geruch bedingt. Reiner Phosphorwasserstoff verbrennt an der Luft von selbst zu Wasser und Phosphorsäure, welche letztere dabei als weißer Nebel auftritt.

Höchst lehrreich für den Begriff einer chemischen Verbindung ist aber das Verhalten des Phosphors zum Chlor. In diesem Gas verbrennt ersterer mit hellgelblich grüner Flamme — eine Flamme ohne Sauerstoff! — es bildet sich bei Ueberschuß von Phosphor eine wasserhelle Flüssigkeit, das Phosphorchlorür, welches, der phosphorigen Säure analog zusammengesetzt, ebensoviel Chlor enthält, wie jene Sauerstoff — bei Ueberschuß von Chlor ein weißer fester Körper, der in gleichem Verhältniß zur Phosphorsäure steht. Dieser, Phosphorchlorid, und das Phosphorchlorür zerfetzen sich beide in Berührung mit Wasser außerordentlich heftig, indem sich Chlorwasserstoff und Phosphorsäure, resp. phosphorige Säure, bildet. Alles, was ich bis jetzt über den Phosphor gesagt, würde ihm wohl eine wissenschaftliche und technische Bedeutsamkeit sichern, aber ihn nicht zu der so großen Wichtigkeit erheben, die er wirklich besitzt, wenn nicht besondere Verhältnisse zum Thier- und Pflanzenleben an ihn die Bildung und Existenz vieler der wichtigsten Körper knüpften.

Wir haben gelernt, daß die Bildung eiweißhaltiger Stoffe in der Pflanze nicht stattfinden kann ohne die Gegenwart der Phosphorsäure. Ohne Phosphor kein Getreide. Ebenso ist die Ernährung des thierischen Körpers durchaus abhängig von der geregelten Zufuhr des Phosphors in der Speise. Das Knochengerüste besteht zur Hälfte etwa aus phosphorsaurem Kalk. Der Phosphor findet sich aus leicht begreiflichen Ursachen nicht als solcher oder als freie Phosphorsäure, wohl aber als phosphorsaurer Kalk in der Natur weit verbreitet. Es möchte schwerlich eine Ackererde vorkommen, die nicht wenigstens Spuren von Phosphor enthielte. Das häufigst verbreitete Mineral wird Apatit, in dichten Massen Phosphorit genannt. Dies ist in kleinen Bruchstücken Bestandtheil der Ackererde. Aus dem, was ich oben gesagt, geht aber hervor, daß es für eine reichliche Ernte nicht gleichgültig ist, wieviel Phosphor im Boden enthalten ist. Zur Erzeugung einer bestimmten Menge Eiweiß, also Getreide, ist eine bestimmte Menge Phosphor erforderlich. Hieraus erklärt sich die stark düngende Wirkung phosphorhaltiger Stoffe, wie Knochenmehl, Guano ꝛc. in allen den Fällen, wo der Boden arm ist an Phosphor.

Pflanzenasche enthält stets viel mehr Phosphorsäure, als eine gleiche Menge Ackererde. Aber die Thiere fressen Pflanzen, und so lange der Organismus wächst, sammelt er die Phosphorsäure und

Digitized by Google

verwendet sie mit Kalk zum Aufbau des Skelettes. Nur bei reichlicher Phosphorzufuhr kann reichliche Knochenbildung erfolgen. Dies ist die große Bedeutsamkeit des Phosphors für vegetabiles und animales Leben. Aller Phosphor wird aus Knochen gewonnen. Hier sehen wir, wie die Natur uns die leichte Gewinnung dieses Stoffes ermöglicht. Freilich können wir auch aus der Ackererde Phosphor gewinnen, aber bei dem geringen Inhalt derselben müßten wir außerordentlich große Mengen in Arbeit nehmen, um nur nennbare Mengen Phosphor zu gewinnen; dabei würde der Preis des Phosphors ein so hoher sein, daß von Verwendung in der Technik nicht viel die Rede sein könnte. Die Knochen aber enthalten reichlich 50% phosphorsauren Kalk, diesen erhält man fast rein, wenn man die Knochen brennt. Durch Schwefelsäure wird dann die Phosphorsäure abgeschieden, indem sich der Kalk mit der Schwefelsäure zu Gyps vereinigt. Die gewonnene Phosphorsäure trocknet man mit Kohle ein und erhitzt sie stark. Cyanationsprodukte der Kohle und Phosphor sind Produkte der in Destillationsgefäßen vorgenommenen Erhitzung. Der Sauerstoff der Phosphorsäure ist an die Kohle gegangen, die Phosphorsäure ist reduciert, der Phosphor destillirt über. Den so gewonnenen reinigt man, indem man ihn geschmolzen durch Ziegenleder preßt. In Stangen gegossen wird er in den Handel gebracht.

Blätter und Blüthen.

Englische Versicherungs-Gesellschaft gegen Unglücksfälle. In England gibt's für alles mögliche Gute und gegen alle denkbaren Uebel Compagnien. Nichts ist so ausgeklügelt, als daß Versicherungs-Bureaux und Unwesen. Man kann eben alles Mögliche, was den Zufällen des Lebens unterworfen ist, versichern, sein eigenes und Anderer Leben, seine und Anderer körperliche Obstructionen gegen Bruch und lustige Verletzung, Güter und Waaren in Lande und zu Wasser. Das ist ein Allgemeinem bekannt, aber es wird Manchem lehrreich und unterhaltend erscheinen, einer solchen Compagnie einmal näher in's Gesichte zu blicken. Da liegt ein Jahresbericht vor der „Accidental-Tod-Versicherungs-Compagnie" vor uns, welche nicht nur Versicherungen gegen Tod durch Zu- und Unglücksfall annimmt, sondern auch gegen alle sonstigen Unglücksfälle, die von der leichtesten Verletzung des kleinen Fingers anfangen. Die Compagnie bezahlt den Versicherten, wenn er sich den Fuß verrenkt oder zufällig auf die Nase fällt, wenn ihn irgend Jemand oder ein Etwas schlägt, stößt, quetscht oder sonst ramponirt. Reisende zu Wasser und zu Lande, zu Pferde oder zu Fuße, in allen Theilen der Welt haben sie einen jährlichen Beitrag die Gewißheit, daß ihnen durchaus nichts passiren kann, ohne daß sie dafür von der Compagnie entschädigt werden. Die Summe hängt natürlich von der Gefahr und dem specziellen Uebereinkommen mit der Compagnie ab. Je nach diesem Uebereinkommen bekommt der Versicherte nach einem Unglücksfalle so lange, bis dessen Folgen beseitigt sind, von 10 Schillinge bis 12 Pfund wöchentlich. Auch stellt sie Gesundheits-Policen, Arbeitsarzt aus und zahlt entsprechende, je bald und so lange der Gesundheitszustand des Versicherten irgendwie gestört ist. Die Versicherten sind je nach den Gefahren, welchen sie durch ihre Berufsarbeiten ausgesetzt sind, in Classen eingetheilt. Dadurch Schadenersatz müssen alle natürlich Interessirten meist für den Fall eines Unglücks- oder Todesfalls zahlen, als der Held der Feder am Schreibtische. Alle die Glücklichen, die nicht mit schweren, schneidenden oder stechenden Werkzeugen und in sicheren Räumen arbeiten oder Muße pflegen, sind die Versicherten „erster Klasse" für die Compagnie. Gefahr bei der Arbeit oder bei der Arbeit bedingt zweite Classe, und besonders gefährliche Situationen bei täglicher Arbeit, Kutscher und Fuhrleute, Personen auf Schiffen und bei Dampfmaschinen angestellt, dritte Classe. Beispielsweise führen wir an, daß jemand 9 Pfund für die Uebersicherung nach dem Todesfalle des Versicherten oder 1 Pfund wöchentlich für ihn nach einem Unglücksfalle, der ihn arbeitsunfähig macht, mit 2, 3, 4 und 5 Pfund (also in Classen) gesichert werden. Im Jahre 1859 versicherten sich gegen 5000 Personen, die mit den schon Versicherten im Ganzen über 41,000 Pfund zahlten. Ueber 1500 Personen erhielten für Unglücksfälle der verschiedensten Art 130,000 Pfund Prämie. Das Verzeichniß dieser Unglücksfälle und der dafür bezahlten Prämien enthält manchen interessanten Posten. Wir führen einige an. Ein Mann in Hull erhielt 4 Pfund für eine verstauchte Hand, ein Andrer in Towcester 28 Pfund für eine umgeworfene Chaise. In Bedford stürzte Jemand für eine Prämie von 36 Pfund vom Pferde, und ein Student in Oxford ließ sich für 20 Pfund von einem Pferde schlagen. Ein verletztes Bein erhielt 9 Pfund 10 Schillinge Schmerzensgeld, und in Sandwich reichte man einem Versicherten mit 6 Pfund für den Biß eines Schweines. Schnitte in einen Finger kosteten mit Prämien von 10 Schillingen die 10 Pfund. Die Treppe herunterzufallen: 12 Pfund 5 Schillinge. Viele hundert Unglücksfälle mit Pferden, noch mehr mit Wagen und Pferden, so daß auch hier die Thatsache bestätigt wird, die Manchem neu und schwer glaublich erscheinen wird, nämlich daß viel mehr Menschen mit Pferden und Fuhrwerken verunglücken, als auf Eisenbahnen und auf dem Meere.

Nächstem fallen die meisten Prämien auf Verwundungen und Verletzungen durch Dampfmaschinen und glühende Eisenstücke. An Arrington fiel Jemand in einen Brunnen für 17 und in Tewksbury ein Anderer von der Xorn Böse für 80 Pfund. Die meisten Menschen, welche in England fallen, verdanken dies schädigen Apfelsinenschalen, mit denen sich

№ 34. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Brief aus Amerika.

Von Henriette von Bilsing.

Das hohe Elbufer zwischen Hamburg, Altona und Blankenese bietet, vom Strome aus gesehen, eine der malerischsten Ansichten Deutschlands, ja der ganzen Welt dar. Von der Höhe bis zum Strande ist die zwei deutsche Meilen lange Strecke mit Landhäusern von allen Dimensionen und Geschmacksrichtungen buchstäblich wie übersät, und wir kennen keinen unter den vielen Genüssen, welche die große Handelsstadt uns bot, der das Herz mehr erweiterte und Phantasie und Gedanken mehr anregte, als den, und bei schönem Wetter in einem Boote den Strom hinabschaukeln zu lassen, und mit den Augen der Seele wie des Körpers das reiche Panorama in uns aufzunehmen.

Auf den Höhen thronen die Paläste, bald in edelm griechischen Style, mit Säulenhallen und platten Dächern, bald als künstliche Ruinen oder Ritterburgen, einzelne auch als weitläufige ehrliche deutsche Häuser mehr solid und bequem im Innern, als schön von außen. Auch in den Parkanlagen, von denen alle umgeben sind, zeigt sich dieselbe Mannichfaltigkeit des Geschmacks. Hier der einfach edle der Engländer, dort der steife, schnörkelliebende aus der Zeit Ludwig XIV. wechseln ab mit dem überladenen bunten des Holländers, und selbst der des weit entfernten China ist hier vertreten. Auf den mittleren Abhängen finden wir meistentheils die bescheidneren Landhäuser mit zierlichen Blumengärten und schattigen Lauben, in denen man die Familien, beschäftigt oder sich geselligen Genüssen hingebend, erblickt. Saubere Dörfer mit Kirchen, Mühlen und Gasthäusern, Schiffswerften und Fischerhütten, Alles voll Leben und Bewegung, theilen und verbinden die einzelnen Niederlassungen von der Höhe bis zum Strande, an welchem zwischen den Hütten wir noch einzelne zierliche Häuser erblicken, die meist von Schiffscapitainen oder Handwerkern bewohnt sind. In dem ganzen großartigen Gemälde findet das Auge nichts, wodurch es getrübt oder beleidigt werden könnte. Kein Flecken Land ist unbenutzt geblieben oder unschön. Eine gewisse Wohlhabenheit befundet selbst die kleinste Hütte; und auch an Obst- und Küchengärten fehlt es nicht, um dem Tadel derjenigen zu begegnen, die das Wort „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein" gern umkehren möchten.

Doch dies flüchtig stizzirte Landschaftsbild war es nicht, womit wir den Leser unterhalten wollten. Nur in einige dieser vielen Häuser führen wir ihn ein, und nur für das Schicksal zweier Familien unter den Tausenden, die hier wohnen, hoffen wir sein Interesse zu wecken.

Weder Palast noch Hütte, hat das Haus, in welches wir zunächst treten, sich auf einem Abhange zwischen den Parkanlagen des reichen Banquier Bienheim und einem Fischerdorfe auf das Lauschigste eingenistet. Im Süden ist es durch ein Tannenwäldchen von jenem getrennt und geschützt, durch ein von hohem Gebüsch überragtes Stacket von diesem geschieden. Liebliche Plätze im Garten, der es umgibt, gestatten den Blick auf den schiffbelebten Strom oder laden zu unbelauschtem Geplauder trauter Freunde ein. Nur drei Fenster hat das Haus in der Breite, von denen das mittlere die Thüre zu einem kleinen Salon bildet. Zur Linken desselben befinden sich zwei kleine Zimmer, die so ziemlich Alles enthalten, womit die Mode des Tages die Wohnung einer jungen gebildeten Frau, selbst schon des glücklichen Mittelstandes, zu schmücken pflegt. Rechts nimmt das Speisezimmer die ganze Tiefe des Hauses ein, und durch ein Fenster im Hintergrunde sieht man in einen kleinen Obst- und Gemüsegarten, dessen hohe Weinplanke sich an das Tannenwäldchen lehnt. Hinter dem Salon befinden sich die Treppen, die nach oben zu den Schlaf- und Fremdenzimmern, nach unten zu den Wirthschaftsräumen führen.

Der ganzen Einrichtung sieht man es an, daß sie mit Geschmack, von Wohlhabenheit unterstützt, ist beschafft worden, daß der Geist einer sorglichen Hausfrau darüber wacht, daß hier ein junges, Musik und Lectüre liebendes Paar wohnen muß, und daß diese stillen Räume ein Tempel häuslichen Glückes zu sein verdienen. Nur durch Etwas wird der harmonische Eindruck gestört. Die beiden einfachen, schlecht gemalten Portraits in schwarzen Rahmen, die zu beiden Seiten eines dritten über der Causeuse im Putzstübchen hängen, passen nicht hierher, und der Gesichtsausdruck einer jungen Frau von blendender Schönheit, die wir am spätten Abend allein und in Betrachtung des mittleren Gemäldes versunken finden, fällt uns zu schwerhaft auf.

Das Bild in der Mitte stellt einen jungen Mann von so glücklichem und gewinnendem Aeußeren dar, daß wir ihm den Vorzug vor den beiden anderen gönnen, von der Hand eines Meisters gemalt zu sein und aus einem breiten Goldrahmen hervorzuschauen, den liebende Hände noch außerdem mit einem reichen Blumenkranze geschmückt haben. Ob die heitere Sorglosigkeit dieses blühenden Antlitzes auf Leichtsinn oder leichten Sinn deutet, wird unsere nähere Bekanntschaft mit dem Original des Bildes, dem jungen Schiffsmakler William Almis, lehren.

Allerdings läßt das in sorgenvolle und nachdenkliche Falten gezogene Gesicht des alten spießbürgerlichen Mannes zur Linken des Jünglings, in dem wir trotz dieser Verschiedenheit auf den ersten Blick den Vater des Letztern erkennen, uns Manches fürchten; allein schauen wir in das wohlbehäbige Antlitz der corpulenten Frau zur

Digitized by Google

Rechten, so beruhigen wir uns schnell. Sie scheint den alten Hyperchender auszulachen, und während seine strengzgeschlossenen Lippen, ja selbst seine hagern, hochgezogenen Schultern zu fragen scheinen: „wie soll es nur werden?“ lächeln die ihrigen: „es wird schon noch Alles gut gehn.“

Die junge Dame scheint noch ebenso ungewiß über jenen Punkt zu sein, wie wir, wenngleich ihr rosiges, nur zu Glück und Freude geschaffenes Gesicht augenblicklich den Stempel des Schmerzes und der Verstimmung trägt. „Wenn ich nur wüßte, worüber ich mich ängstige und betrübt bin!“ rief sie endlich laut und unmuthig über sich selbst aus. „Ist William nicht der beste Mann unter der Sonne und der Liebenswürdigste? — Liebt er mich nicht auch ebenso heiß, als damals, als er mir Herz und Hand schenkte? — Und verlange ich mehr vom Schicksal, als seine Liebe und sein Glück? — O Gott, verzeihe mir! — Besitze ich denn nicht außerdem auch noch Alles, was meine kühnsten Mädchenphantasien sich jemals von irrdischer Glückseligkeit träumen ließen? — Selbst die Einwilligung seines Vaters, der Segen meiner Mutter fehlen unserem Glücke nicht, und doch — — — —“ Sie schwieg einige Augenblicke, trocknete die feuchten Augen und schlug dieses dann zu dem Bilde der alten Dame auf. Ihre Mienen erheiterten sich allmählich, und wehmüthig lächelnd sagte sie: „O du beste aller Tanten und Pflegemütter! daß du noch auf Erden weiltest! Dir würde ich meine kindischen Befürchtungen gern mitgetheilt, du würdest mich beruhigt haben. Denn schon vor meinem Bilde finde ich stets Muth und Trost, ja meinen Frohsinn wieder. Meiner Mutter kann ich meine Sorgen nicht anvertrauen, ich würde ihr damit nur Steff zu tausend traurigen Vermuthungen geben und durch sie nur noch mehr entmuthigt werden. — —“

„Du guter, wunderlicher Vater,“ wendete sie sich zu dem Bilde des alten Griesgrams, „welche Liebe birgt sich hinter diesen finstern Zügen, die gewiß noch finsterer blickten, als dein einziger Sohn, der Stolz deines Lebens, eines Tages vor dich trat, und dir seine Neigung, nicht zur Tochter des reichen Bienheim, die schon alle Welt seine Braut nannte, weil alle Welt ihre Neigung zu William und ihre Macht auf das Herz ihres Vaters kannte, sondern zur armen Hermine gestand, der Waise eines Landpfarrers, die im kleinen Häuschen am Strande mit Handarbeiten sich und ihre Mutter ernährte. — O William! mein heißgeliebter William! Welch ein Jubel, als du am Abend zu uns hereinstürmtest, mir um den Hals fielst und jubelnd ausriefst: „Er hat eingewilligt!“ Selbst meine stets noch zweifelnde Mutter verjüngte sich mit uns, und als sie uns dann allein ließ, um statt meiner Anstalten zum Thee zu treffen: o Himmel, gebebreten wir uns da nicht wie zwei kleine? und erhoben wir uns dann nicht wieder wie zwei selige Geister des Paradieses weit über die Erde hinweg?“

Hermine versank in Erinnerung an jene Zeit, bis sie plötzlich laut aufsachte. „Nein, wie natürlich dem Schelme die Miene feierlichen Ernstes stand, als er nun von dem Gelübde anfing, mit dem er die Einwilligung seines Vaters hatte erkaufen müssen! „Ein Gelübde?“ rief ich erschreckt, und Gott weiß, was ich als die edele Tochter meiner ängstlichen Mutter mir davon vorstellte. „„Ja, denke nur, ich mußte sogar schwören.““ „Schwören? William, bester William! Ach sprich es doch mit einem Male aus, was verlangt Dein Vater von Dir? Ich sterbe vor Angst.“ „„Ja, unsonst kann mein Vater einmal Nichts weggeben, das wäre gang gegen seine Natur. Bevor er also Ja sagte, mußte ich ihm erklären, sage eidlich versprechen, zum Ersten —““ „Nun, William, was?“ „„Die drei Bilder, die in seiner Stube über dem Sopha hängen — ich erzählte Dir schon davon — als Geschenk von ihm anzunehmen und ihnen für alle Zeiten, so wie sie sind, im ersten Zimmer unseres künftigen Hauses denselben Ehrenplatz anzuweisen.““ „O, der gute, liebe Vater!“ unterbrach ich voll dankbaren Entzückens den Schelm, dessen Miene noch Nichts von ihrer Feierlichkeit verlor.“ „„Höre nur erst die zweite Clausel,““ sagte er ernst. „„Die erste sollte ein Recept gegen Eitelkeit und zu allerlei moralischen Betrachtungen sein. Aber die zweite! die furchtbare zweite!““ „O William, spanne mich nicht auf die Folter!“ „„Nun, also zum Zweiten habe ich geschworen, in den drei ersten Jahren, von diesem Tage an gerechnet, niemals des Abends ohne Deine Begleitung auszugehen.““ „Ha! dies furchtbare Gelübde auszusprechen, ist Dir gewiß recht schwer geworden?“ Er schloß mir den Mund mit Küssen, und es währte geraume Zeit, bis ich neugierig rief: „Nun, William, zum Dritten und Letzten?“ „Ja, Hermine, ich habe auch die dritte Clausel beschworen. Der Preis war zu lockend,““ auswortete William, und sein liebes Gesicht nahm nun eine wirklich betrübte Miene an. „„Aber erst jetzt fühle ich, daß in dieser dritten Bedingung etwas sehr Beleidigendes für Deine Mutter und Betrübendes für uns Beide liegt.““ „Was kann Dein Vater gegen meine Mutter Beleidigendes haben?“ fragte ich bestürzt, während mir das Blut in das Gesicht schoß. „„Legen sie persönlich gar Nichts; nur gegen Schwiegermütter überhaupt ist er aus Erfahrung eingenommen, und — — nun ja, es muß heraus! Ich habe eidlich geloben müssen, Deine Mutter niemals als Hausgenossin bei uns aufzunehmen.““

„Laß Dich das nicht betrüben,“ sagte ich nach einer Pause. „Meine Mutter hat oft geäußert, daß, so lange sie lebte, sie das Häuschen nie verlassen würde, das das einzige Erbgut von ihrem Vater, dem Schiffscapitain ist. Sie fühlt sich in dessen Besitz so stolz und glücklich, wie der reiche Bienheim sich nur im Besitz seines Schlosses fühlen mag.“ „„Aber,““ sagte William, schon wieder den Schelm im Gesichte, „„die beiden Leute, die, so Gott will, nächstens das hübsche Haus, das zwischen beiden liegt, beziehen werden, die nehmen es an Glück mit der ganzen Welt auf.““ „Wer sind sie, William?“ fragte ich, und mein Herz stand still vor freudiger Hoffnung und Spannung. „„Du und ich, mein Herz! Mein Vater hat es gekauft, und mit dem Gelde, das seine Schwester mir vermachte, wollen wir's einrichten, so schön, daß eine Prinzessin drin wohnen könnte.““ „Ach ja, mein William! unser Glück nimmt es noch immer mit dem ganzen Welt auf; wenn nur —“ doch wo bleibt er heute wieder, der böse Mann, so weit hat er noch niemals in den ganzen zwei Jahren, die sein jenem Tage verflossen sind, die zweite Clausel umgangen. Der Abend ist fast zu Ende,“ rief sie erschreckt mit einem Blick auf die Pendule, deren Zeiger die zehnte Stunde wies, und rasch entschlossen eilte sie durch den Salon, wo der runde Tisch vergebens alle Anerbnungen zum Thee zeigte, in den Garten hinaus, auf welchen eine milde, sternenhelle Juninacht hernieverschaute. Auf und ab wandelnd, lenkte sie ihre Schritte immer wieder unwillkürlich zu einer Gitterthüre hin, durch die man auf einen breiten Kiesweg gelangte, der aus dem Tannenwäldchen kommend nach dem Strande führte, und der von dem schmälteren durchkreuzt ward, auf welchem Hermine ihren Gatten zurück erwartete.

Eine halbe Stunde mochte abermals verflossen sein, schon herrschte ringsum tiefes Schweigen, nur unterbrochen von dem fernen Plätschern der Wellen und dem leisen Säuseln der Bäume. Die Sehnsucht und Spannung, von denen Herminens Herz bewegt ward, hatten allmählich den Charakter der Angst angenommen. Konnte ihm nicht ein Unglück begegnet sein? Erst kürzlich war ein Mann, der in der Nacht den Arzt zu seinem kranken Kinde holen wollte, und der den Nächsten nach Arzna über die Bleiche einschlug, von Dunben zerrissen worden. Gräßliches Bild! entsetzenvoller Gedanke! Wenn nun William, um schneller zu ihr zu gelangen, tollkühn denselben Weg einschlug?

Schon wollte Hermine die Pforte öffnen, allein ihre gewissenhafte Dienerin hatte dieselbe schon verschlossen. Noch stand sie überlegend, ob sie den Schlüssel holen und William entgegen gehen sollte, als leichte eilige Schritte nahten. Zwar konnen sie nicht von oben, sondern vom Strande her, allein Hermine überredete sich, William sei bei ihrer Mutter gewesen. Ihr Herz glaubte so leicht, was es hoffte, und bevor sie ihn sah, rief sie ihm freudig entgegen: „Nun endlich, endlich bist Du da!“

Sie lehnte sich dabei, so weit sie konnte, über das niedrige Gitter und glaubte wirklich den Ersehnten zu erblicken, als ein schlank gewachsener Mann mit anmuthiger Eile aus dem Gebüsch zu ihr heranrkat. Allein kaum hatte derselbe ihr mit freudiger Ueberraschung und ebenso großer Ehrerbietung „Guten Abend, Madame Almis,“ zugerufen, als sie zu ihrem nicht geringen Schrecken den ihr vom Gerücht ebenso fittenlos als boshaft geschilderten Sohn des Bankiers erkannte, dessen Tochter einst ihre Nebenbuhlerin gewesen war. Im ersten Augenblicke wußte sie nicht, ob sie davon eilen oder bleiben sollte, um ihre so unverschuldig in die Nacht hinausgerufene Begrüßung zu erklären, da Bienheims Boden sonst wirklich gar eine Geschichte daraus schmiedete. Sein zweites Wort bewog sie zu dem letzteren.

„Ha, allerschönste Frau! niemals hätte ich mir das Glück

Digitized by Google

träumen lassen, von Ihnen so freundlich begrüßt zu werden. Oder sollten Sie mich mit Ihrem Gemahl verwechselt haben?"

„Das bezweifeln Sie gewiß nicht, Herr Blenheim," entgegnete Hermine mit ruhiger Würde.

„Wenn Sie es befehlen, muß ich gehorchen," entgegnete er mit einer Verbeugung.

Auch Hermine verneigte sich und wollte gehen. Allein mit Williams Namen hielt er sie zurück.

„Almis," sagte er, „wird sobald nicht kommen. Vor einer halben Stunde sah ich ihn noch vor dem Alsterpavillon, umgeben von Sängern und Schauspielern, hinter einer Batterie von Weinflaschen, in der allerheitersten Laune. Herrschte nicht seit längerer Zeit eine Spannung zwischen uns, an der ich in keiner Weise schuld bin, so hätte ich mich gerne zu dieser fröhlichen Brüderschaft gesellt. William wird Ihnen vielleicht erzählt haben, daß er bis zu seiner Verlobung mit Ihnen, schönste Frau, ein oft und gern gesehener Gast in meines Vaters Hause war."

„Er hat es mir erzählt," entgegnete Hermine einsilbig, und er fuhr fort:

„Daß William nicht versuchte, auch Sie bei uns einzuführen, entschuldige ich mit den Verhältnissen. Aber daß er mich seitdem nicht mehr zu kennen scheint —"

„Hierin irren Sie sehr, Herr Blenheim," unterbrach ihn Hermine, es ihm überlassend, in welchem Sinne er ihre Versicherung aufnehmen möchte. Doch wollte sie den gefährlichen Mann auch nicht unnützer Weise gegen sich aufbringen, und so fügte sie freundlicher hinzu: „Mein Mann hat die heitern Stunden nicht vergessen, die er bei Ihnen verlebte. Aber sehr richtig deuteten Sie selbst auf die Verschiedenheit unserer Verhältnisse hin. Schon die Lage unserer kleinen Wohnung spricht für unsern beiderseitigen Wunsch, bürgerlich still zu leben. Sie schienen eilig zu sein, Herr Blenheim, und ich finde, daß es kühl wird. Gute Nacht!"

„Ich war eilig: Jenny Lind singt heute Abend bei uns, und ich hätte schon seit zwei Stunden zuhören sollen. Aber in unserm Hause gibt es nur zu viel Musik, und die Leidenschaft dafür ist hinlänglich durch meine Schwester Nancy vertreten. Ich verspare mir daher gern den Genuß, etwas Außerordentliches zu hören, auf die morgende Oper und leiste Ihnen, wenn Sie es gütigst erlauben, bis zu Almis' Rückkehr Gesellschaft." Er faßte bei diesen Worten den Drücker der Thüre an, als setze er voraus, Hermine würde nicht das Herz haben, seine Zudringlichkeit zurückzuweisen. Doch er irrte sich.

„Sie sehen, Herr Blenheim," sagte sie, „in unserm Hause werden zu dieser Tageszeit keine Besuche mehr erwartet. Auch nehme ich nur solche Herren an, die mein Mann eingeladen. Noch einmal gute Nacht."

Sie verbeugte sich und ging. Er aber rüttelte noch an dem Schlosse der Thür, und gewohnt, William dieselbe überspringen zu sehen, fürchtete sie schon, der Zudringliche könnte dasselbe thun. Herzhaft kehrte sie sich daher nach ihm um und rief sornig: „Unterstehen Sie sich nicht, den Fuß in unser Eigenthum zu setzen." Er aber schlug ein helles Gelächter auf und verschwand in den Tannenwäldchen.

Unterdessen war William auf seinem gewöhnlichen Wege die Höhe herabgekommen und hatte in der Entfernung die Stimmen gehört und erkannt, ohne die Worte zu verstehen. Er erschrak heftig darüber. Denn obgleich bis heute nicht der kleinste Zweifel weder an Herminens weiblichem Takt, noch an ihrer Liebe und Treue aufgestiegen, fürchtete er doch Alles für ihren Ruf, wenn Jemand sie zu solcher Tageszeit und ohne ihn in einem Gespräch mit Eugen Blenheim bemerkt hätte. Er vergaß darüber, was er zur Entschuldigung seines späten Kommens hatte sagen, was er hatte thun wollen, um Hermine, wie gewöhnlich, bald wieder versöhnt und heiter zu sehn. Mit weiten Schritten stedte er dem Garten zu, allein jetzt war Alles still darin. Schnell überspraug er das Gitter, und bei seinem raschen Eintreten in den Salon entdeckte er sogleich eine große Verlegenheit und Aufgeregtheit sowohl in Herminens Antlitz, als in ihrem ganzen Wesen, die sie noch niemals gezeigt.

Aber sie befand sich auch in einem Seelenzustande, den sie nie zuvor gekannt. Denn die Nachricht, daß William mit Sängern und mit Schauspielern die Stunden hindrachte, die sogar ein Liebschwur ihn zwang, ihr zu schenken, bestätigte alle schlimmen Ahnungen, die sie seit einiger Zeit hegte. Oft schon wie heute war er nicht zu Tisch nach Hause gekommen, was er dann mit Geschäften im Comptoir und an der Börse zu entschuldigen pflegte, und was auch bei Kaufleuten, deren Familien weit ab von der Stadt wohnen, leider häufig sich ereignete. Im ersten Jahre ihrer Verheirathung war das indessen sehr selten geschehen, und dann hatte er sie stets durch den Laufburschen davon benachrichtigen lassen. Jetzt unterblieb dies gänzlich; „es nahm zu viel Zeit weg," und William hatte mit Herminen verabredet, nicht auf ihn zu warten, wenn er nicht zur bestimmten Stunde da sei. Vergeblich waren seitdem nur allzuoft ihre Bemühungen gewesen, durch ein Leibgericht oder zierliches Servircn des Tisches, wie sonst, ihm eine Freude zu bereiten, und gar oft blieben jetzt auch von ihr die sorgfältig bereiteten Speisen unberührt. Denn trotz Allem, was William und sie selbst aufboten, sie zu überreden, „dies könne einmal nicht anders sein, und das Geschäft sei jetzt zu sehr im Vieles bedeutender geworden," stiegen ihre Besorgnisse mit jedem Tage.

Gegen seine letztere Behauptung sprach überdies noch so Manches. Nicht, wie im ersten Jahre ihrer Verheirathung, verschwatte William die Vorräthe im Haushalte auf wahrhaft verschwenderische Weise. Vielmehr sprach er schon zuweilen seine Verwunderung aus, „daß es schon wieder an Diesem und Jenem fehle," obgleich er Herminens Wirthlichkeit kannte. Auch überhäufte er ihre Mutter nicht mehr, wie früher, mit Außerordentlichkeiten und Geschenken, ihr seine Liebe und seinen Dank zu beweisen für das Opfer, als das er es ihr bis dahin anrechnete, sich von dem einzigen Kinde getrennt zu haben, durch dessen Fleiß und Geschicklichkeit die sehr kleine Pension vergrößert ward, von der die Wittwe lebte, die sich die größten Entbehrungen auferlegt hatte, während sie nichts an der Erziehung dieses Kindes sparte. Herminens Mutter war dies freilich sehr lieb, denn sie war zu stolz und zu genügsam. Dennoch war es dieser Punkt, der ihr den Mund verschloß, wenn sie der Tochter ihre Besürchtungen über Williams Lebensweise mittheilen wollte.

So hatte die arme Hermine Niemand, von dem sie Aufklärung hätte fordern oder anhören mögen. Denn ihr Schwiegervater würde der Allerletzte gewesen sein, dem sie Mißtrauen gegen den Sohn hätte einflößen mögen, und im heißen Gebete flehte sie oft zu Gott, daß er ihr in's Herz geben möchte, auf welche Weise sie mit ihrem Manne selbst darüber reden könnte. Denn das Gefühl, ihm keine Mitgift zugebracht zu haben, welches sie bis dahin nur beglückt hatte, da sie seiner Liebe so gerne Alles, was sie besaß, verdankte, machte sie nun plötzlich verlegen und bange. Aber es bemerkte sich ja nicht nur um Güter der Erde, sondern um viel höhere, wenn ihr Gatte sich leichtsinnig in den Strudel von Vergnügungen und Verschwendung zurückstürzte, aus welchem, wie ihr Schwiegervater ihr einst gesagt hatte, die Liebe zu ihr ihn emporgezogen.

In diesen Betrachtungen unterbrach sie William, welcher nicht, wie sonst, mit einer heitern Entschuldigung und zärtlichen Liebkosungen, sondern mit einer kalten und strengen Miene eintrat und sich noch sehr zusammennehmen schien, als er gleichgültig fragte: „Warst Du eben im Garten?" Aus mehr als einem Grunde wollte Hermine ihm das Zusammentreffen mit Eugen Blenheim gern verschweigen, und indem sie einsilbig „ja" antwortete, bedachte sie nicht, daß William sich während desselben schon mußte auf dem Wege befunden haben und leicht ihr Gespräch mit angehört haben konnte. Er schwieg eine Minute lang, indem er Hut und Handschuhe ablegte, um ihr Zeit zu lassen, ihm aus freien Stücken eine weitere Mittheilung zu machen. Allein ihre Gedanken weilten schon wieder bei dem Eingange zu ihrer kleinen Rede, mit der sie noch immer nicht auf's Reine gekommen war. Er ging unterdessen in das Bilderzimmer und kehrte mit der Halb verwundert, halb unmuthig klingenden Frage zurück: „Weshalb brennt die Lampe da noch ganz unnützer Weise? oder hast Du Besuch gehabt?"

„Nein, William, eben weil ich allein war, zündete ich sie an," entgegnete sie sanft. „Da tadeltest früher oft meine „lächerliche" Sparsamkeit, wenn ich es nicht that; aber ich hätte sie ausblasen sollen, als ich in den Garten ging."

„Du bist also den ganzen Abend allein gewesen?"

„Gottlob nicht den ganzen Abend," entgegnete Hermine bewegt. „Sonst hätteſt Du einen Eid gebrechen." Sie sah dann zärtlich zu ihm auf und fügte scherzend hinzu: „Bis Mitternacht dürfen wir wohl noch „Abend" sagen, und überdem war es neun Uhr Morgens, als Du ohne mich ausgingst."

Digitized by Google

„Hermine, ich bitte Dich, laß jetzt diese Anspielungen auf den ebenso lächerlichen als tyrannischen Einfall eines alten, halb kindischen Mannes," unterbrach William sie in einem Tone, den sie noch niemals von ihm vernommen und der sie ebensosehr erschreckte, als der durchbohrende Blick, mit dem er sie dabei ansah. Zornbebend, aber mit erzwungener Kälte stieß er die heisere Frage hervor: „Sprachst Du nicht vor zehn Minuten mit Eugen Bienheim?"

Jetzt ging Herminen plötzlich ein Licht über sein Benehmen auf. Natürlich hatte er ihr Gespräch mit dem abscheulichen Bienheim gehört und nicht verhanden, und was mußte er von ihr denken, daß sie darüber schwieg? Sie bedachte sich nun keinen Augenblick länger, ihm gewissenhaft mitzutheilen, wie sehnsuchtsvoll sie ihn erwartet, auf welche Weise sie Bienheim beramlassung gegeben, sich ihr zu nahen, sowie jedes Wort, das sie mit ihm gewechselt hatte. Während dieser Mittheilung klärten Williams Mienen sich wieder auf, und Rührung trat an die Stelle finstern Berdachtes. Obgleich es ihn sehr verdroß, Herminen von der Art und Weise unterrichtet zu sehen, wie er den größten Theil des Abends hingebracht, maß er sich doch allein die Schuld davon bei. Traulich setzte er sich neben sie, die schon längst wieder versöhnt war, und liebenswürdig, heiter und offener als jemals erzählte er ihr, bevor sie danach fragen konnte, wie er seinen Tag hingebracht.

Sie wußte schon, morgen sang die Lind in „Robert der Teufel". Wie gern William in Herminens Gesellschaft sie gehört, war nur zu natürlich. Allein morgen war der Geburtstag seines Vaters, den sie mit einem Familiendiner zu feiern beschlossen hatten, und wenn der Letztere sowohl, wie Herminens Mutter, schon eingeladen waren. Sie durften nicht daran denken, vor zehn Uhr Abends die Gäste gehen zu sehen; sein Wunder, wenn Williams die Einladung Wola's, des Sängers am Stadttheater, angenommen hatte, der den Robert sang, ihn in die Generalprobe am heutigen Morgen zu begleiten. Hermine kannte Wola, der sie zuweilen besuchte, um mit William zu singen, und der als ein sehr gebildeter Mann in viele der ersten Häuser eingeladen ward. Sie mußte William beipflichten, daß es ein ganz unschuldiges Vergnügen war, sich am Abend mit einigen Flaschen Wein für die ihm erwiesene Auszeichnung und Gefälligkeit zu revanchiren. Daß davon noch einige Cameraden Wola's Etwas abbekommen halten, war zufällig geschehen.

William schilderte den Kunstgenuß am Morgen mit so glänzenden Farben, er war überhaupt jetzt wieder so ganz der Alte, daß Hermine sich nicht überwinden konnte, ihn heute mit ihren Besorgnissen noch einmal zu verstimmen. Hätte sie gewußt, daß er durch den Besuch der Probe die Kundschaft eines Schiffskapitains eingebüßt, der ihn mehrmals in seinem Comptoir und endlich noch an der Börse vergeblich aufgesucht und der seine Ladung nun einem andern Makler übergeben hatte, wodurch William allein für dies eine Mal mehr als tausend Mark verlor, so würde sie vielleicht dennoch ihren Entschluß verwirklicht haben. So aber gab auch sie sich dem Glücke des Augenblickes hin, und als sie eine Stunde später zusammen in das Bilderzimmer gingen, um die vergessene Lampe auszudrehen, warf sie ihrem Schwiegervater eine Kußhand zu, schlang den Arm um William und sagte: „Er ist wirklich doch heute nicht am Abend ohne mich ausgegangen."

Man war nun schon in den blätterstreuenden Herbst gekommen, und die Familie Bienheim wollte morgen ihre Stadtwohnung beziehen. Die Börse war beendet, und die Hallen derselben entleerten sich. Der Banquier, ein kleiner dicker Mann mit hochgetragenem Haupte, stützte sich leicht auf den Arm seines Sohnes Eugen, wohl mehr, um ihn mit aus der Stadt zu entführen, als weil er einer Stütze bedurfte, und schritt seiner auf ihn wartenden Equipage zu. Ein stolzes Lächeln glänzte auf Stirn und Mund, und huldreich, hochmüthig oder vertraulich erwiderte er die vielen Begrüßungen, die ihm auf dem kurzen Wege zu Theil wurden. Der Hamburger beugt sich sonst nicht leicht vor einer Größe, mag sie geistiger oder politischer Art sein; aber vor dem Gelde und der Schönheit beugt er sich. Er lebt überhaupt mehr dem Augenblicke, kein Wunder, wenn er dem huldigt, was diesem am meisten zu schmücken vermag, wenn es auch ebenso vergänglich ist.

Der Vergänglichkeit war in der letzten Nacht fast wieder ein Opfer verfallen. Der König der Börse war gestorben, und nicht nur Bienheim selbst, sondern die öffentliche Meinung erhob ihn auf den verlassenen Thron. Zwar trat der Sohn des Verstorbenen in Haus und Firma ein, allein er besaß mehrere Geschwister und nicht das Genie seines Vaters. Bienheim dagegen war in den Büchern der Bank, nach denen der Werth des Kaufmanns abgeschätzt wird, der nächst größte Millionär, und er war noch ein Stamm, während jener reiche Erbe doch nur ein Ast, wenn auch der Hauptast, des gefällten Baumes war.

Mit welchem freudigen Stolze blickte der reiche Mann um sich, und mit welcher Bewunderung, mit welchem Neide blickte die Menge ihm nach! Ein Fürst träumte er sich zu sein, der so eben die Regierung angetreten, als Eugen ihn erinnerte, daß er den einen Fuß auf dem Wagentritt halte, und ihn bat, den andern doch endlich nachzuziehen, damit er und der Bediente, die vergebens bemüht waren, ihm hinaufzuhelfen, die nicht geringe Aufgabe leichter lösen könnten.

„Willst Du nicht mit nach Hauf'?" fragte Bienheim, als Eugen, den Hut lüftend, vom Wagen zurücktrat.

„Ich esse heute bei Reinville," war die trockne Antwort, die den ersten Gifttropfen in den Freudenbecher des Vaters fallen ließ, und mit Stirnrunzeln rief dieser dem Kutscher ein herrisches „Fort, nach Hauf!" zu. Seine Miene hatte Vieles von ihrer frohen Sicherheit verloren, als der Wagen funkensprühend durch die Straßen zweier großer Städte rasselte, die den Besitzer für den Beneidenswerthesten aller Sterblichen hielten. Aber ach! — —

Von Madame Bienheim konnte man nicht viel mehr sagen, als daß sie — die reiche Madame Bienheim und Mutter zweier Kinder sei, die ihr längst über den Kopf gewachsen waren. Wie ihr Gemahl, hatte sie, was man sagt, „von unten auf" gedient; sie war Ladenmamsell gewesen, und er hatte sie geheirathet, als er seine Waaren noch mit der Elle maß. Aus der kleinen Bude, worin sie ihr Geschäft eröffneten, hatten sein Genie und ihre Wirthlichkeit sich so weit emporgearbeitet, und aus dem kleinen Kramer war jetzt ein weltberühmtes Engros-Geschäft geworden, das der Vater dem Sohne zur Aussteuer versprochen, sobald dieser sich verehe und eine vernünftige Heirath schließen würde, wozu Eugen jedoch bis jetzt noch wenig Neigung zeigte.

Seine Tochter Nancy war des Vaters Liebling; für die Mutter war sie eine Plage. An ihrer Erziehung war allerdings nichts gespart, und in ihrem sehr geschleiden Kopfe lagen große Schätze aufgehäuft, aber wirr und bunt durcheinander, und für das Leben fast nichts davon zu gebrauchen. Ihr Vater hetete sie an, obgleich auch sie ihm manchen Kummer verursachte. Sie war ihm zu extravagant, sie haßte alle Geldmänner und sah dagegen fast in jedem Künstler und Literaten noch viel mehr, als er selbst in sich sand.

Dieser Eigenthümlichkeit war auch ihre kurze Liaison mit William Almis zuzuschreiben, dessen Tenorstimme sie bezaubert hatte, als sie ihn einst in einem Privatconcerte singen hörte. Seit er sie verlassen, hatten schon ein Portraitmaler, ein Geigenspieler, ein junger Dichter nach einander von ihrem leicht entzündlichen Herzen Besitz genommen, und augenblicklich kämpfte ihr Vater wieder gegen ihre Passion für einen Italiener an, der ein Graf sein sollte, obgleich er gegenwärtig Nancy's und anderer junger Damen Sprachlehrer war.

(Schluß folgt.)

Das Passions-Spiel in Oberammergau.

Von Herman Schmid.

Glücklicher Weise ist uns das erhebende Loos zu Theil geworden, in einer Zeit zu leben, in welcher durch das ganze deutsche Volk der Zug nach Einigung lebendiger geht und drängt, in welcher das Volk selbst sich wieder fühlt und seine Bedeutung wie seine Aufgabe zu begreifen beginnt. In diesem wiederauflebenden Volksthume liegt die sicherste Bürgschaft, daß über kurz oder lang

Digitized by Google

Haus des Pilatus.

Das Passionsspiel in Oberammergau.
Einzug Jesu in Jerusalem.
Nach der Natur aufgenommen von W. Diez in München.

Haus des Hohenpriesters Hannas.

Digitized by Google

der allgemeine Wunsch wirklich in Erfüllung geht, denn das deutsche Volksthum, das sich begreift und überall trotz aller dazwischen angebrachten Klüfte und Schranken als ein verwandtes und gleichheitliches erkennt, wird jene ausfüllen und diese brechen und über ihnen und trotz ihnen zusammenwachsen in das einige Ganze, das es gewesen in allen Zeiten seiner Macht und seines Glanzes. Deshalb ist es für alle Theile von Wichtigkeit und Bedeutung, wenn bei dem einen oder dem andern noch ein Ueberbleibsel, wie eine alte Kostbarkeit, ein Schatzstück entdeckt wird und Zeugniß gibt von jenen glorreichen Tagen volksthümlicher Selbstständigkeit.

Eine solche Kostbarkeit ist das sogenannte Passionsspiel in Oberammergau; es ist sogar eine der kostbarsten Kostbarkeiten, weil es nicht blos ein todtes Schaustück, sondern ein wunderbarer Weise lebendig gebliebenes Stück aus dem alten Bestandleben ist. Eine Mittheilung darüber wird daher gewiß den Lesern der Gartenlaube zweifach willkommen sein, denn gerade sie hat vor Allem die Förderung deutschen Sinnes auf ihr Banner geschrieben, und sie werden daher nicht ungern zuhören, wenn ich von der Fahrt nach Ammergau und von dem Passionsspiele berichte.

„Der Passion" — das Wort ist im Munde der Ammergauer Bevölkerung männlichen Geschlechts — wird nur alle zehn Jahre gespielt; die Nachrichten darüber wirken daher in langer Ueberlieferung fort und machen es durch die wachsende Ausschmückung jeder Ueberlieferung erklärlich, daß mit jedem Jahrzehent das Verlangen und die Neugier und mit ihnen der Andrang von Zuschauern wächst. Man weiß sich so viel von den Schwierigkeiten des Unterkommens zu erzählen, daß ich mir vornahm, schon Tags vorher dort einzutreffen — wollte ich mir doch vor dem Spiele erst Menschen und Ort ein wenig besehen. So eilte ich denn den Tag vor Pfingsten in prachtvoller Morgenfrühe dem Bahnhofe zu, aber leider hatte die Pracht nur zu bald ein Ende; kaum saß man im Wagen, als der Regen zu strömen begann, nun nicht mehr zu enden. Man glaubte das aber nicht, sondern sah mit Zuversicht einer günstigen Aenderung entgegen. Unter Wettergesprächen und Regen sauste man Starnberg zu, ohne dem schönen Waldkirchlein zu Maria Eich oder dem romantischen Mühlthal Aufmerksamkeit schenken zu können, denn der Regen benahm die Aussicht bis auf wenige Schritte, und wir betraten trotz des wachsenden Regens das Dampfschiff.

Während der Fahrt über den so lieblichen Würmsee hatten wir Gelegenheit, durch die Caisstenfenster die interessantesten Bilder Graus in Grau zu studiren, und auch als in Seeshaupt das bequeme Dampfschiff gegen einen durchaus nicht bequemen Stellwagen vertauscht war, ergab sich durchaus keine Veranlassung, diese Studien zu unterbrechen. Unter stetem Regen erreichten wir Murnau, schmählich verfärgt um die sonst so anmuthige Fahrt zwischen den Wäldern und kleinen Seen des hügeligen Vorlandes und um den Anblick der dahinter immer näher ansteigenden Gebirgskette; unter stetem Regen fuhren wir auf der Partenkirchner Straße bis Oberau, wo die Straße nach Ammergau rechts abbiegt, schritten mit heldenmüthiger Ergebung durch den Wald, eine tief abstürzende Schlucht entlang, den Ettaler Berg hinan, natürlich im Regen, aber zur angenehmern Abwechslung mit etwas Sturm vermischt, und eilten endlich dem Ettaler Wirthshause zu, dessen bäuerliche Alterthümlichkeit schon darum anheimelte, weil sie Trockenheit und Wärme bot. Der Zufall hatte uns gut zusammengeführt: drei Studenten, darunter zwei Badenser, ein Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Schreiber dieses Berichts — Elemente genug, den Abend angenehm und anregend zu verbringen.

Am andern Morgen machte kurzer Sonnenschein wieder dem beliebten Regen Platz, und nach einem flüchtigen Besuche der Kirche zu Ettal wanderten wir Ammergau zu. Der Weg nach Ammergau ist kurz und bei gutem Wetter sehr angenehm, denn er führt zwischen grünen Bergen dahin, läßt nach links einen Blick in das bereits tyrolische Graswangerthal thun und führt dann am Ufer der Ammer in angenehmer Windung in das Dorf. Ueber dem Flusse und neben ihm steigt ein seltsam geformter Felskegel, der Kofel genannt, empor, wahrscheinlich das einzige Denkzeichen, daß hier das Covelianese der Römer gestanden, eine Station an ihrer Heerstraße von Verona nach Augsburg. Ueberhaupt wandeln wir auf einem Boden, der reich ist an weit hinaufreichenden geschichtlichen Erinnerungen, die uns aber vom Zwecke abführen würden und von denen wir daher nur die eine erwähnen, daß Ammergau (Villa Ambrigo) es war, wohin im 9. Jahrhundert Erbitho von Welf sich zu klösterlicher Abgeschiedenheit zurückzog, im Grimme darüber, daß sein Sohn sich so weit erniedrigt hatte, Lehensmann des Kaisers zu werden.

Oberammergau liegt in einer angenehmen breiten Thalebene und ist ein freundlicher Ort mit etwa 150 meist gemauerten, freundlich aussehenden Häusern, worin eine Bevölkerung von ungefähr 1000 Seelen wohnt. Schon beim Hindurchwandern zwischen denselben fällt die Sauberkeit der Häuser und noch mehr der Umstand auf, daß die meisten davon mit Zierrathen um Fenster und Thüren, dazwischen auch mit größern bildlichen Schilderein im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts bemalt sind. Der Beschauer gewahrt alsbald, daß da ein kunstsinniges Völkchen wohne, und findet das durch die Nachricht bestätigt, daß der größte Theil der Einwohnerschaft aus Holzschnitzern besteht, deren Bildwerke einen beträchtlichen Absatz nach allen Himmelsgegenden finden. Die Holzschnitzerei war hier schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts in der Blüthe und wurde von hier aus mit Mönchen aus dem nahe gelegenen Kloster Rothenbuch nach Berchtesgaden verpflanzt. Ammergauer Holzschnitzer hatten noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts in diesem Handelszweige weltbekannte Firmen in Petersburg, Kopenhagen, Amsterdam, Cadix und selbst in Lima begründet, wurden aber in Folge ungünstiger Verhältnisse von den Gründern in Tyrol überflügelt, als gerade damals die Holzschnitzerei auch dort eingeführt worden war und rasch eine fast wunderbare Ausbreitung fand. Jetzt sind dort wie in Ammergau die auswärtigen Firmen eingegangen, und der Betrieb geschieht durch sogenannte Verleger, welche den Schnitzern ihre Arbeiten abnehmen und bezahlen, und dafür den Verkauf besorgen. Beinahe in jedem Hause gewahrt man durch die Fenster die Schnitzbank, an welcher die Millionen von Heiligenfratzchen, Bauernbändchen, Jägern, Gensen u. s. w. entstehen, welche auf keinem Markt, wie in keiner Kinderstube fehlen. Ein kleinerer Bruchtheil besteht aus Landwirthen, mit vorwiegendem Betriebe der Viehzucht, aus einer beträchtlichen Anzahl von Gastwirthen und den nöthigen Gewerbsleuten. Es ist ein kräftiger, hochgewachsener und wohlgebildeter Menschenschlag, aus einer glücklichen Mischung von ursprünglich bayerischen, schwäbischen und tyrolischen Elementen entstanden, mit einem angenehm klingenden Dialekt, der ebenfalls diesem Mischcharakter entspricht. Es sind biedere, offene Leute, die den weit hergekommenen Gästen mit freundlicher Herzlichkeit entgegen kommen, und wenn dabei auch Manches auf Rechnung des Gewinnes gehen mag, den der Fremdenbesuch mit sich bringt, so bin ich doch überzeugt, daß der größte Theil der Freude und einem leichten Stolze gilt, ihren Heimathsort und seine Leistungen unerkannt und ausgezeichnet zu sehen.

Als wir das Dorf betraten, war es ziemlich menschenleer; die Einwohner waren noch in der Kirche, und des schlechten Wetters wegen noch nicht viel von fremden Besuchern zu bemerken. Wohlgemuth betraten wir daher ein Wirthshaus, dessen Erkerthürmchen mit einem gastlichen Stern prangte, und waren nicht eben angenehm durch die Mittheilung überrascht, daß weder hier noch anderwärts noch ein Unterkommen zu finden sei. Gleichwohl wußte der Wirth Rath zu schaffen und quartierte uns bei einem jungen Holzschnitzer ein, der uns als Junggefelle sein ganzes wundernettes und freundliches Häuschen förmlich abtrat, und uns mit Aufschlüssi und Rath aller Art an die Hand ging. Er konnte das, denn er gehörte selbst zum Passionspersonal und zwar zu den Mustern.

Während des Mittagessens, das uns der Sternwirth mit besonderer Artigkeit in seiner Prunk- und Prachtstube auftragen ließ, konnten wir uns überzeugen, wie „der Passion" in Haus und Familie heimisch ist, denn hinter dem Kasten sahen Spieße und Turbane hervor, und wir erfuhren auch bald, daß die Tochter des Hauses, ein hübsches brünettes Mädchen mit schwarzen Locken, zu dem Sängerchore der Schutzgeister gehöre. So ward denn unsere Neugierde wieder gesteigert, und wir benutzten ein regnerisches Nachmittagsstündchen, um das Theater vorläufig in Augenschein zu nehmen.

Das Theater ist auf einer freien Wiese am Ende des Dorfes zwischen hohen Pappeln aus Bretern aufgebaut, und sieht von außen eben nicht einladender, aber nur bedeutend weitläufiger und solider aus, als offene Buden, wie man sie auf den Jahrmärkten großer Städte sieht. Beim Eintritt aber, den uns ein freundlicher junger Mann bereitwillig verschaffte, macht sich auf den ersten Blick

Digitized by Google

die Eigenthümlichkeit und Anordnung des Schauplatzes und der Bühne in überraschender Weise geltend. Man staunt über den wirklich außerordentlichen Umfang des hoch ansteigenden Zuschauerraumes und wird von der ungewöhnlichen Einrichtung des Theaters gefesselt. Dasselbe bildet auf einer etwa mannshohen Estrade zuerst ein Proscenium, das die ganze Breite des Raumes einnimmt und auf beiden Seiten mit Säulenreihen geschlossen ist. Links und rechts in der Tiefe von wohl zwanzig Schuh öffnen sich breite, mit Coulissen von Holz gebildete Straßen, welche, freilich in nicht sehr hiſtorischer Architektur, die Straßen von Jerusalem vorstellen und sich in Hintergründe ringförmig gegen die Mitte wenden. Die Mitte selbst wird von einer ganz nach moderner Weise eingerichteten Bühne eingenommen, mit einem Giebel, in dessen Feld Glaube, Liebe und Hoffnung gemalt sind und mit einer Gardine in Faltenwurf. An jener Seite der Mittelbühne erhebt sich ein ansehnliches Haus mit Thor und einem Altane vor dem Fenster des ersten Stocks und bildet den Anschluß an die schon erwähnte daneben hinziehende Straße. Die Bühne ist mit äußerster Sorgfalt zusammengeräumt, und nicht das kleinste Requisit läßt erkennen, daß schon Tags darauf eine so große Vorstellung stattfinden soll. Der junge Mann, dessen Freundlichkeit wir den Eintritt verdanken, schloß sich an uns an und wurde uns Führer und Erklärer. Sein sorgfältig gepflegter Bart und das Haar verriethen, daß er zu den Mitspielenden gehöre, und auf mein Befragen gab er sich als den Apostel Matthäus zu erkennen. Von ihm erfuhren wir denn, daß die Gemeinde mit unerbittlicher Strenge daran fest hält, daß die ganze Vorstellung und Alles, was dazu gehört, von Ammergauern aufgeführt und hergestellt wird. Nur wer im Orte geboren ist, kann als Darsteller mitwirken; selbst wer in die Gemeinde hinein heirathet, darf es nicht, sondern muß sich zu einem der zahlreichen Cassier- und Billeteur-Aemter bequemen. Die Zahl der Darsteller beträgt an redenden und singenden Personen 140, mit den nicht sprechenden und unter Einrechnung der Kinder bis hinauf zu den Greisen und Frauen gegen 500. Auch das Orchester besteht aus Ammergauern und ist etwa zwanzig Köpfe stark; Malereien, Anzüge, Alles wird in Ammergau gefertigt, und selbst für die Aufrechthaltung der Ordnung sorgen Ammergauer und bilden mit dem Einzug über der Schulter eine Art Sicherheitswache. Darauf, daß der Text des Spieles in seiner jetzigen Gestalt sowie die Musik dazu von Ammergauern verfaßt sind, kommen wir noch zurück; wohl aber ist noch zu erwähnen, daß die nicht mitspielenden Ammergauer so bescheiden sind, dem Spiele gar nicht beizuwohnen, um ja den Gästen den Platz nicht wegzunehmen. Für sie ist die Hauptprobe bestimmt, welche ganz wie eine Aufführung abgehalten wird.

Ueber dem Beschauen war es Abend geworden, und bei etwas aufgeklärtem Himmel lehrten wir in das Dorf zurück, das nun eine ganz veränderte Gestalt hatte, denn es wimmelte von Menschen, der Mehrzahl nach Landleute in den verschiedensten Trachten von Tirol, Bayern, Schwaben und Oesterreich; selbst die Wasserthäler, das Erschland und das fernste Nicderbayern hatten ihren reichlichen Zuzug gesendet. Trotz des schon vorhandenen Gedränges strömten von beiden Enden noch neue Schaaren und Karawanen herein, zu weiter Wanderung aufgeschirrt, theilweise wie Wallfahrer gemeinsam betend, mitunter in höchst drolliger Weise unter das von der Weide heimkehrende Hornvieh gemengt. In den Gasthäusern war nirgends mehr Platz; selbst um zu essen und zu trinken, wurden die sonderbarsten Sitzplätze erfunden; zum Nachtlager belehnen sich die Heuböden aller Häuser bis in's Unglaubliche, und Viele waren froh, in einem auf der Straße bleibenden Wagen campiren zu dürfen.

Wie den Abend eine Art Zapfenstreich beschlossen hatte, indem die Musiker des Dorfs daselbe mit türkischer Musik, einen festlichen Marsch blasend, durchzogen hatten, wurden wir am Morgen durch gleich triegerische Reveille und Böllerschüsse geweckt. Es war 4 Uhr; der Himmel war während der Nacht spiegelheiter geworden, und in freudiger Stimmung verließen wir unser angenehmes Nachtquartier, um nach kurzem Frühstück der großen Arbeit des Tages entgegen zu gehen, denn so darf man es in gewissem Sinne wohl nennen, einem Schauspiele beizuwohnen, das nahezu zehn Stunden währt. Ich hatte Tags zuvor empfindlich vom Regen und von der Kälte gelitten, und trat also doppelt freudig in den frischen, heiterleit und Wärme verheißenden Morgen hinaus, aber — beim ersten Schritt erblickte ich ein Paar mächtige Regenwürmer, die sich gemächlich am Boden hinzogen. Mir fiel eine alte Wetterprophezeiung ein, besorgt sah ich um mich und erhielt auf Befragen den wenig tröstlichen Bescheid, daß das Wetter nicht verlässig sei, denn wo] gehe der „untere oder schwäbische Wind".

Kurz nach sechs Uhr saßen wir schon im Theater und keineswegs zu früh, denn obwohl die Aufführung erst um 8 Uhr begann, war das Haus schon in allen Theilen gefüllt und bot ein festliches, man kann sagen großartiges Bild mit der Bühne, über welche hinaus man die Berge, Dorf und Kirche von Unterammergau, und zur linken Hand den abenteuerlichen Felskegel des Kesel erblickte. Die Spannung wuchs, denn die unerkennbare Ankunft mit welcher der größte Theil der so weit herumgewanderten Zuschauer dem Beginne entgegensah, ließ erkennen, daß man etwas zu erwarten hatte, was mit unsern modernen Schauspielen nicht zu vergleichen ist. Leiser zogen über Unterammergau bald immer dichtere und dichtere graue Wolken herein, es ward trübe und kalt, und das Spiel hatte nur kurze Zeit begonnen, als der Regen wieder anfing. Die verwünschten Regenwürmer hatten also doch Recht behalten!

Die Vorstellung wird von einer Ouverture eingeleitet, die eine weiche, fast wehmüthige Stimmung athmet und recht gut ausgeführt wurde, wenn auch die Tonmasse für den ungeheuren, unbedeckten Raum etwas dünn ist. Ihr Ende ist das Zeichen zum Auftreten der Schutzgeister, eines Chors, der singend und theilweise auch sprechend zur Erklärung und Betrachtung eingeflochten ist. Die ganze Vorstellung besteht nämlich aus drei verteinigten Theilen unsres modernen Bühnenwesens: sie ist Oper in den Arien, Duetten und Gesammtgesängen des Chors; sie ist Schauspiel in den gesprochenen Scenen der eigentlichen Handlung; und sie ist, so zu sagen, reine Mimik in den zwischen die Vorträge des Chors und die dramatischen Scenen eingeflochtenen lebenden Bildern aus der Geschichte des alten Testaments, welche deshalb angebracht sind, um deren innern allegorischen und prophetischen Zusammenhang mit der Passion zu zeigen. Der Chor der Schutzgeister besteht aus acht Sängern, acht Sängerinnen und einem Führer, welcher der Prolog heißt; er kommt in zwei Hälften hinter den Säulen des Proscениums hervor, wobei sie einzeln hinvereinander gehn und dann, nachdem sie sich gewendet, eine Reihe längs des Proscениums bilden. In der Mitte steht der Prolog, die Uebrigen folgen nach der Größe, sodaß die Kleinsten an die äußern Enden zu stehen kommen. Der Anzug der Schutzgeister besteht in einer langen weiten Tunika von rother, grüner oder blauer, immer sehr lebhafter Farbe; darüber fällt bis an die Kniee eine Art Spitzen-Ueberwurf mit Aermeln, einem Chorhemd ähnlich, und den Schluß bildet ein weiter Mantel, ebenfalls von einer der genannten Farben, immer aber von der des Unterkleides verschieden. Auf dem gescheitelten und in Locken getheilten Kopfe sitzt ein goldenes Stirnband.

Während des einleitenden Gesanges, der an das Opfer Abrahams auf Moria erinnert, tritt der Chor zurück, sodaß er die Mittelbühne frei werden läßt und sich zu beiden Seiten derselben wie ein schiefes Spalier aufstellt. Der Vorhang geht auf, und man erblickt als erstes lebendes Bild die durch den Engel unterbrochene Opferung Isaaks, während im Hintergrunde Adam und Eva aus dem verlorenen Paradiese fliehen. Der Chor nimmt dann wieder seine Reihenstellung ein, und das Hin- und Zurückgehen geschieht auf schwarzen Strichen, die auf dem Boden gezeichnet sind und tafelförmig ausschneiderlassen. Durch die Einhaltung dieser Linien wird beim Zurückgehen das Umwenden erspart und überhaupt jede Hast, jede Unruhe, jedes Drängen vermieden, und die Bewegung nimmt einen vom gewöhnlichen Gange verschiedenen abgemessenen und würdigen Charakter an. Nach Beendigung seines Gesangs kehrt der Chor in derselben Weise, wie er aufgetreten, in die Säulen des Prosceniums zurück; und die erste Abtheilung des Schauspiels (es sind deren drei, welche wieder in je sieben und drei Vorstellungen zerfallen) beginnt.

Die erste Vorstellung stellt den Einzug Jesu in Jerusalem am Palmsonntag dar und bildet zugleich eines der großartigsten Bilder des Ganzen. Schon hinter der Bühne hört man den Jubel und Gesang des Volkes; der Zug erscheint auf der hierzu verwandelten Mittelbühne, bewegt sich quer über dieselbe, um in die eine Seitenstraße einzumünden und dann auf der entgegengesetzten Seite wieder zum Vorschein zu kommen, sodaß man Anfang, Mitte und Ende auf den vier gleichzeitig benutzten Schauplätzen

Digitized by Google

gleichzeitig übersieht. In Mitte des jubelnden und singenden Volks, der Kinder mit den Palmen, über den von den Männern aufgebreiteten Mänteln erscheint Christus, auf dem Eselsfüllen sitzend — eine wirklich edle Gestalt, der Ruhepunkt des so lebendig durcheinander fluthenden und sich doch nie verwirrenden Bildes. Die Anordnung ist scheinbar völlig kunstlos, verräth aber dem kundigen Auge nur zu wohl, welche Feinheit des Plans, welch' pünktliche Genauigkeit der Ausführung dabei zu Grunde liegt. Man fühlt, daß das nicht blos eingelernt und eingübt, sondern gewissermaßen natürlich entstanden und geworden ist, und man begreift, warum alle Aufzüge unsrer Bühnen davor zurückbleiben, weil man Schauspielern oder vielmehr Statisten von Fach einen wie hier zu Grunde liegenden gemeinsamen Aufschwung nicht geben und es ihnen auch kaum verdenken kann, wenn ihnen das, was hier das Landvolk alle zehn Jahre thut, was sie aber fast täglich thun müssen, mehr oder minder zum Geschäft wird. Man kann den Gesammteindruck nicht besser bezeichnen, als wenn man das Bild mit einem riesigen mittelalterlichen Glasgemälde vergleicht, das Stimme und Bewegung erhalten hat. Damit stimmt Stellung, Haltung, der Schnitt der Gewänder und ihre Farbenpracht ebenfalls überein.

Wir mußten bei dieser Scene ausführlicher verweilen, um mindestens eine derselben eingehender zu besprechen, da der Raum nicht gestattet, auf alle so einzugehen, wie sie zum größten Theile es wohl verdienten.

Bei der folgenden Scene zeigt sich der Vortheil der ganzen Bühneneinrichtung auf's Glänzendste, denn einfach durch Verwandlung der Mittelbühne werden wir mit sammt dem ganzen Volke in die Straßen vor dem Tempel versetzt und sehen unter den Säulen der Vorhalle die Käufer und Verkäufer in sehr lebhafter Gruppe. Christus vertreibt sie, ganz wie es die Bibel erzählt, und macht sich dadurch die Kaufleute zu Feinden, die von da an auf sein Verderben sinnen. Mit seiner Rückkehr nach Bethanien schließt die erste Vorstellung. In der zweiten sehen wir während des Chorgesangs als lebendes Bild aus der alttestamentlichen Vorgeschichte die Söhne Jakobs, wie sie beschließen, ihren Bruder Joseph aus dem Wege zu räumen. Die darauf folgende Handlung führt uns in den innern Tempelraum in die Versammlung der Hohenpriester und Schriftgelehrten, welche darüber Rath halten, wie sie Christum in ihre Gewalt bekommen können. Sie bedienen sich dazu der wüthenden Krämer, die von einem unzufriedenen Jünger hetzreden sprechen und diesen zum Werkzeug gebrauchen wollen. Die Scene, im Dialog etwas matt und gedehnt, belebt sich durch das Feuer der Reden und Spielenden, und ist ein hübsches Bild, lebhaft an jenen alten bemalten Holzschnitt erinnernd, welcher häufig an Thüren der Häuser im Gebirge angeklebt ist und diese Versammlung vorstellt, wobei zu den Füßen einer jeden Gestalt sich eine Art von Zettel befindet, worauf die von ihm abgegebene Abstimmung enthalten ist.

In der dritten Vorstellung, eingeleitet durch die Bilder, wie Tobias von seinen Eltern Abschied nimmt, und die Klage der Braut (aus dem Hohen Liede), schreitet die Handlung bis zu dem Mahle fort, wobei Magdalena dem Herrn die Füße salbt, während Martha bei Tische aufwartet, und Judas über die Verschwendung der Salbe, welche dreihundert Denare kostet, und über die Ungewißheit seiner künftigen Existenzmittel in Unmuth geräth. Christus nimmt dann einfachen, aber ergreifenden Abschied von seiner Mutter und den Freunden, um den verhängnißvollen Gang nach Jerusalem anzutreten. In dem in die Mitter begleitenden Chorgesange zeichnet sich das Klagetuer bei den zweiten durch Einfachheit und Innigkeit aus. Der vierten Vorstellung geht das Bild von der Verstoßung Vashti's und Esther's Erhebung voraus; sie enthält die Wanderung nach Jerusalem, die Verabredung der beiden Jünger, welche das Osterlamm bereiten sollen, und Judas' wachsenden Seelenkampf. Die Krämer suchen ihn und bringen ihn durch das Versprechen reicher Geldbelohnung dazu, daß er in eine weitere Zusammenkunft willigt.

Von den der fünften Vorstellung vorausgehenden Bildern, die Speisung in der Wüste durch Manna und die Ueberbringung der großen Trauben aus Canaan, gehört das Erstere zu den gelungensten dieser Darstellungen, allerdings nicht in dem Sinne, wie man gewöhnlich lebende Bilder stellt, aber so, daß man ein mittelalterliches belebtes Altarbild zu sehen glaubt. Das Zusammenerängen so großer Massen in einem kleinen Rahmen, daß sie Kopf an Kopf aufsteigen, ist gerade für diese sehr bezeichnend, und gerade in dieser Art der Aufstellung hat die Ueberlieferung unzweifelhaft das Alte am meisten erhalten. Ueber dem ganzen höchst figurenreichen Bilde, das von kleinern Kindern im Vorgrunde zu größeren hinter ihnen, dann zu Frauen und Mädchen und Männern aufsteigt, während Moses und Aaron im Vorgrunde stehen, fällt das Manna herab in Form eines silberblühenden Regens, der von Allen in verschiedenen Arten und Gruppen aufgefangen wird. Daran reiht sich das Ostermahl mit der Fußwaschung und Einsetzung des Abendmahls in höchst feierlicher und bibelgetreuer Weise. — Die sechste Vorstellung bringt nach dem Bilde, wie die Söhne Jakobs ihren Bruder verkaufen, die Scene, wie Judas vor dem Synedrium verspricht, ihnen Jesum auszuliefern, wogegen ihm die gierig an sich gerissenen 30 Silberlinge aufgezählt werden. Das die siebente Vorstellung einleitende Bild, wie Adam sein Brod im Schweiße seines Angesichts essen muß, halten wir für das beste lebende Bild, seiner Einfachheit und malerischen Gruppirung wegen. Adam, völlig nackt, nur mit einem Lammfell um die Hüften, steht in der Mitte der kümmerlich gehaltenen Landschaft, den einen Fuß auf die Grabschaufel gestützt und das Antlitz in den Händen verbergend, während vor und neben ihm reizende Kinder spielen und etwas seitwärts im Hintergrunde Eva, ebenfalls mit einer Arbeit beschäftigt, sorgenvoll nach ihm blickt. Nach zwei weitern Bildern, die verrätherische Erwerbung Amasa's durch Joab und die Ueberwältigung Simsons, folgt die Scene am Oelberg, Judas' Verrath und die Gefangennehmung Jesu, natürlich nicht ohne die Verwundung und Heilung des Malchus.

Vor Beginn der zweiten Abtheilung wird gewöhnlich eine Pause von einer Stunde gemacht; wir mußten darauf und auf das beste Mittagsmahl verzichten, denn der Prolog verkündigte, daß des schlechten Wetters wegen ohne Pause fortgespielt werde. Gegen diesen Grund war auch nichts einzuwenden, denn nach langem Zögern und Schwanken hatte sich der Himmel wieder für Regen entschieden, der unanständiger Weise auch schwächer bald stärker floß, nicht ohne manchen heitern und naturwüchsigen Beifall zu veranlassen. Das Herkommen duldet weder Hut noch Regenschirm, um die dahinter Sitzenden nicht in der Aussicht zu behindern; die Zuschauer mußten alle Regen und Sonne schutzlos über sich ergehen lassen, und die hie und da anstandenen Versuche, einen Regenschirm aufzuspannen, wurden von den Stöcken der Hinterleute auf ebenso kurze als nicht mißzuverstehende Weise gründlich beseitigt. Als das Unwetter gar arg wurde, hatten sich die letzten im Regen sitzenden Reihen sehr einfach dadurch, daß sie über die Schranke des hinter ihnen befindlichen und mit einer Plane überspannten Logenplatzes stiegen und in unbefangenster Weise neben dem päpstlichen Nuntius und andern vornehmen Leuten Platz nahmen, was während einer Pause von einigen Minuten ein höchst komisches Intermezzo gab. Zur Ehre der Eintrinklinge aber sei es auch gesagt, daß, als der Regen wieder ein wenig nachließ, eine einfache Mahnung der Ammergauer Wache genügte, um sie auf demselben Wege zum Rückzuge zu veranlassen. Die Darstellenden hatten unter Regen und Wind über sich ergehen lassen; nur als es gar zu groß anfing, entschlossen sich die Schutzgeister in aller Kürze und erschienen, wohl zur Schonung der reichen, durchaus neuen Gewänder, mit — Parapluies.

Die zweite Abtheilung umfaßt die Vorstellung Jesu vor dem Hohenpriester Hannas, welche auf dem rechts liegenden der schon erwähnten Balcone vor sich geht, mit dem Vorbilde, wie der Prophet Micha mißhandelt wird, weil er die Wahrheit gesagt hat; dann die Verführung zu Kaiphas mit der Verurtheilung Naboth's und der Versperrung Hiobs als Vorbildern; die Verhandlung vor Pilatus, der Christus für schuldlos erklärt und ihn zu Herodes führen läßt, mit dem Vorbilde Daniels, der in die Löwengrube geworfen wird. Dieser Scene, welche auf dem gegenüberliegenden Balcone vorgeht, folgt die Verspottung durch Herodes, eingeleitet durch das Vorbild, wie König Hanon die Abgeordneten Davids beschimpft; dann die wiederholte Verführung vor Pilatus, die Geißelung und Dornenkrönung. Es liegt in der unvermeidlichen Gleichförmigkeit oder Aehnlichkeit der Vorgänge, daß dieser Theil an einiger Eintönigkeit und Länge leidet; desto mächtiger ist dagegen die Erhebung gegen den Schluß, wie Pilatus den gegeißelten und getrönten Christus dem Volke von dem Altane zeigt, wie der trefflich gezeichnete und trefflich gespielte Römer die Wuth dieses Volks gegen einen Mann nicht begreift, dem es erst wenige Tage zuvor mit Hosiannah entgegen gejauchzt, wie er ihnen die

Digitized by Google

Wahl läßt zwischen Christus und Barabbas, und wie die wüthende, von den Priestern gehetzte Menge die Freilassung des Letztern verlangt. Diese Scene, in welcher sich auch der Chor gewissermaßen handelnd einmischt, hat einen ungeheuren Schwung und eine Gewalt, die jede Bergleichung unzureichend erscheinen läßt.

Vor das Erscheinen bei Pilatus ist eine Scene eingeschoben, in welcher Judas verzweifelnd vor dem Synedrium erscheint, das Geld hinwirft und verhöhnt von hinnen eilt. Die Mittelbühne verwandelt sich rasch in eine wilde Gegend, Judas stürzt herein, reißt nach einem kurzen energischen Selbstgespräch den Gürtel vom Leibe, knüpft ihn an den Ast eines freistehenden Baumes, legt sich die Schlinge um den Hals, springt weg und — wird im Moment vom fallenden Vorhange den Augen entzogen.

(Schluß folgt.)

Die Gesellen-Brüderschaften in Frankreich.

Nr. 1.

Die Handwerker waren bekanntlich schon im Mittelalter freie Leute, und hatten daher eine innere Organisation, die ihren höchsten und gleichsam staatlichen Ausdruck in den Zünften fand. Allein dem aristokratischen und particulären Grundzuge jener Zeit gemäß waren die Zünfte nur Verbände für die selbstständigen, ansässigen Meister in jeder einzelnen Stadt. Wie gegen die Consumenten und auswärtigen Producenten, so waren sie auch gegen die Gesellen gerichtet, deren Lohn es niedrig zu halten galt. Aber die Gesellen, wenn auch vielfach belästigt und am Meisterwerden behindert, hatten doch eine ganz andere Stellung den Meistern gegenüber, als die Bauern gegen ihre Grundherren. Sie waren nicht nur in keinem Unterthänigkeits-Verhältniß, sondern die kamen sich auch durch die Leichtigkeit des Wanderns der Ausbeutung von Seiten der Meister entziehen. Hauptsächlich aus dem Bedürfniß des Wanderns entsprang nun schon sehr frühzeitig eine Verbrüderung unter den Handwerksgesellen, der Compagnonnage, diejenige der gesellschaftlichen Institutionen aus dem Mittelalter, die sich von allen am festesten und reinsten erhalten. Obgleich in nahem Zusammenhange mit den Zünften, als deren Grundlage und Gegengewicht man sie zugleich bezeichnen kann, — hat sie sich dennoch sowohl den unzähligen Eingriffen der absoluten Monarchie, als dem Vernichtungsschlage der Revolution durchaus entzogen. Da sie keine Vorrechte nach außen in Anspruch nahm, so bot sie weder den Königen einen Anlaß zur Expressung, noch den Demokraten einen Grund zur Aufhebung.

Aber dieselbe Unscheinbarkeit, welcher der Compagnonnage den ich von jetzt an immer mit „Brüderschaft“ bezeichnen werde, so wie „Compagnons“ mit Genossen) seinen ungestörten Bestand durch die Jahrhunderte verdankt, hat ihn auch den Blicken der wissenschaftlichen Beobachter bis in die neueste Zeit entzogen. Eine Institution, die seit fünfhundert Jahren den größten Theil der französischen Handwerker in seinem wahren Lebenselemente beherrscht und wirklich einen Staat im Staate bildet, mit eigner Verfassung, Gerichtsbarkeit, Finanz- und Fehdegewalt — eine solche Institution wurde erst vor noch nicht zwanzig Jahren dem gebildeten Frankreich bekannt gemacht, und zwar durch einen einfachen Tischlergesellen aus Avignon, Agricole Perdiguier. Dieser tugendhafte und begeisterte Mann bewegte eine Reform der Brüderschaft, und es gelang ihm wenigstens, mehrere angesehene Publicisten zu interessiren. Der Gegenstand veranlaßte unter anderm George Sand zu einem wohlgemeinten, doch etwas sentimentalen Romane „Le compagnon du tour de France“. Die Oekonomisten und Socialisten aber faßten selbst in Frankreich die Sache lange nicht mit dem Ernste und der Wichtigkeit auf, welche sie im höchsten Grade verdiente. In Deutschland ist sie ganz unbeachtet geblieben, und ich glaube daher eine empfindliche Lücke auszufüllen, wenn ich nach eigenen Beobachtungen während einer Reise durch Frankreich, sowie nach dem vorhandenen, freilich sehr kärglichen Material eine getreue Schilderung und Beleuchtung des Compagnonnage unternehme.

I. Ueberlieferungen, Spaltungen und Kämpfe der Brüderschaft.

Die Brüderschaft besteht aus einer großen Anzahl von Verbindungen unter Handwerksgesellen, die sich theils nach den vermeintlichen Gründen, theils nach den Gewerken scheiden. Aber niemals, und das ist sehr bezeichnend für die frühe National-Einheit der Franzosen, gehen sie nach Provinzen oder auch nur größeren Landestheilen auseinander, sondern umfassen sämmtlich ganz Frankreich, stehen dagegen mit dem Ausland in gar keiner Berührung. Es ist ferner ganz französisch, daß sie trotz der uralten und bittern Feindschaft, die zwischen ihnen besteht, in allem Wesentlichen übereinstimmen. Sie sind sehr enge Verbindungen für's ganze Leben, bezwecken gegenseitige Unterstützung und Förderung jeder Art, besonders auch gesellige Zusammenkünfte, und hüllen sich in heimliche Ceremonien und Gebräuche. Der Eintritt ist freiwillig und erfordert eine, wie es scheint, ziemlich lange Probezeit.

Die sämmtlichen „Compagnons“ (Genossen) zerfallen zunächst in zwei Hauptclassen, die Compagnons du devoir (Genossen des Pflichtbundes) und die Compagnons de liberté (Genossen der Freiheit.) Innerhalb der ersteren besteht die Scheidung in „Enfants de Maître Jacques“ (Kinder des Meister Jacques) und „Enfants de Maître Soubise“ (Kinder des Meister Soubise), während die Genossen der Freiheit ausschließlich „Enfants de Salomon“ (Kinder Salomons) sind. Alle drei Verbindungen leiten nämlich ihren Ursprung nicht weiter her, als vom ersten Tempelbau zu Jerusalem. Unter den Handwerkern, welche mit dem phönicischen Baumeister Hiram den Tempel Salomonis erbauten, waren, so lautet die Ueberlieferung, auch zwei Meister aus Frankreich, Jacques, der Steinmetz, und Soubise, der Zimmermann. Um unter einem so großen Haufen Ordnung und Eintracht zu erhalten, hatte der weise Meister Hiram bestimmte Classen mit eigenthümlichen Gebräuchen und Losungsworten eingeführt. Aus der Ueberlieferung der Freimaurer ist bekannt, daß er der letzteren Einrichtung zum Opfer fiel: Gesellen, die von ihm das Losungswort der Meister erpressen wollten, um höheren Lohn zu erhalten, erschlugen ihn bei Nacht und verschwanden in den Wäldern. Nach Vollendung des Tempels schifften Meister Jacques und Soubise nach ihrer Heimath zurück; der Erstere landete zu Marseille, der Letztere zu Bordeaux, wo sie nach dem Muster Hiram's Verbindungen der Gesellen ihres Handwerks gründeten. Es konnte nicht anders sein, als daß diese weise und heilsame Einrichtung sich nicht nur erhielt, sondern über ganz Frankreich ausbreitete, und nach und nach außer den ursprünglichen Gewerken der Steinmetze und Zimmerleute sehr viele andere umfaßte. Meister Jacques und Soubise waren aber treu der Landesmannschaft und des gemeinsamen Tempelbaus einander feindlich gesinnt; ein Wunder, daß sie mit ihrer Weisheit und Tugend auch ihren Haß den Schülern hinterließen. Er besteht noch heutzutage ziemlich ungeschwächt, und die Veranlassung, die ihn immer wieder anfacht, ist der Streit um das höhere Alter der Verbindung. Mit wahrhaft liebenswürdiger Naivetät datiren nämlich die Steinmetze ihre Gründung vom Jahre 558 vor Chr., die Gründung der Zimmerleute dagegen vom Jahre 550 nach Chr., und verlangen demnach für sich den entschiedensten Vorzug, als Ersteberene von 1100 Jahren. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Zimmerleute ihrerseits die allein Vorchristlichen sein wollen. Beide Parteien geben vor, Urkunden über ihre Entstehung zu besitzen, nur sind diese noch niemals zum Vorschein gekommen.

Die Eifersucht der beiden Abtheilungen der Genossen des Pflichtbundes, so stark sie auch sein mag, tritt jedoch weit zurück im Vergleich mit dem Hasse beider gegen die Genossen der Freiheit. Streiten sich die Steinmetze und Zimmerleute um das Alter und den Rang, so lassen sie sich doch die volle Ehre des rechtmäßigen Bestandes. Die Genossen der Freiheit aber gelten ihnen als anmaßende Empörer, für die Abkömmlinge jener Gesellen, die den Hiram freventlich erschlagen. Die Genossen der Freiheit wer-

Digitized by Google

sen nicht nur diesen Vorwurf auf ihre Gegner zurück, sondern sie halten sich für die älteste und ehrwürdigste Gesellschaft, als gegründet vom weisen König Salomon selber. Sie begreifen nur vier Gewerke in sich, die Steinmetze, Zimmerleute, Tischler und Schlosser, also die ersten und hauptsächlichen Bauhandwerker, und zwar besteht seine Eisersucht unter ihnen, wie unter den verschiedenen Gewerken der Genossen des Pflichtbundes. Diese letzteren umfassen im Ganzen achtundzwanzig Handwerke; davon sind drei, die Zimmerleute, Dachdecker und Gypser (plâtriers), Kinder des Meister Soubise; die übrigen, voran die Steinmetze, Tischler und Schlosser, Kinder des Meister Jacques. Herr Sciandre gibt in seinem Werkchen über die Brüderschaft eine vollständige Liste der verschiedenen Handwerksverbindungen des Pflichtbundes, nach den Aufzeichnungen der Steinmetze, zu denen er selber gehört. Vor sind nach dem Jahre ihrer Gründung geordnet, wie folgt: vor Christo 558 Steinmetze, nach Christo 550 Zimmerleute, 570 Tischler, 570 Schieffer, 1330 Gerber, 1338 Färber, 1407 Seiler, 1409 Korbmacher, 1410 Hutmacher, 1500 Schmal- und Sämischgerber, 1601 Geltgießer, 1603 Nadler (dies Corps soll nicht mehr bestehen), 1609 Schmiede, 1700 Tuchscherer, 1700 Drechsler, 1701 Glaser (gegründet durch die Tischler), 1702 Sattler, 1702 Poêliers (heißt zugleich Pfannenschmiede und Ofenmacher), den Gießern zugesellt, 1702 Hobler, gegründet durch die Tischler, 1703 Messerschmiede, den Gießern zugesellt, 1703 Blechschmiede, desgleichen, 1706 Kummetmacher, gegründet durch die Sattler, 1706 Stellmacher, gegründet durch die Schmiede, 1758 Nagelschmiede, gegründet durch die Hutmacher, 1759 Dachdecker, gegründet durch die Zimmerleute, 1775 Leinenhändler, 1797 Gypser, gegründet durch die Zimmerleute, 1795 Hufschmiede. *

Außer diesen 28 anerkannten Handwerken, und nach ihnen, haben sich die Schuster, die Bäcker, die Holzschuhmacher, die Herrandinmeber und sogar die Winzer von Burgund als Brüderschaft constituirt; allein sie sind von keinem ursprünglichen Corps anerkannt und leben in der vollständigsten Vereinzelung. Nur die Holzschuhmacher sind von einem älteren Corps, den Korbmachern, gegründet, und diese wollen sie von den übrigen Corps anerkannt wissen.

Inwieweit diese Liste, selbst abgesehen von den Gründungsjahren der vier ersten Handwerke, Glaubwürdigkeit verdient, wage ich nicht zu bestimmen, da es mir an allen andern Daten fehlt. Höchst auffallend ist jedenfalls diese langsame Verbreitung der Brüderschaft durch fünf Jahrhunderte; man sollte meinen, daß eine so nützliche und lockende Einrichtung sehr schnell alle bedeutenderen Gewerke ergreifen mußte. Die hauptsächliche Schuld mag wohl an der Eifersucht und Ausschließlichkeit der ursprünglichen Corps liegen, die ja noch heutzutage in der Nichtanerkennung der letztgebildeten Verbindungen klar genug hervortritt. Die vier Bauhandwerke betrachten sich noch immer als die drei weitern vornehmsten; die Schuster und Bäcker dagegen werden von allen übrigen wie Parias betrachtet und auf jede Weise verhöhnt und verfolgt. Man sieht, wie tief noch immer, trotz „Gleichheit und Brüderlichkeit", die Standesunterschiede selbst in den untersten Classen des französischen Volkes wurzeln. Den armen Schustern und Bäckern wird vorgeworfen, daß ihre Handwerke roh und gemein seien, und keine Geschicklichkeit erheischen. Vor allem aber wird es ihnen verdacht, daß sie sich „Compagnons" nennen. Die gelehrten Leute leiten nämlich dies Wort von „compas", d. i. Zirkel ab, und der Zirkel dient ihnen in der That als Insignie und Waffe zugleich. Die Verfolgungen wegen dieser lächerlichen Vorurtheile gehen so weit, daß die Bäcker z. B. das Stoßfechten Tag und Nacht üben müssen, um ihres Lebens gegen die große Mehrzahl ihrer Feinde sicher zu sein. — Aber die gegenseitige Feindseligkeit, die allen mittelalterlichen Corporationen unauslöschlich innewohnen scheint (man denke nur an die deutschen Studenten-Verbindungen), herrscht selbst innerhalb der anerkannten Corps der Kinder des Meister Jacques. So verweisen die Steinmetze die Corps der Tischler und Schlosser dem Alter und Range nach unter das der Gerber; wogegen alle Wahrscheinlichkeit spricht, und erzeugen durch diese Ungerechtigkeit beständigen Hader.

Die Apostel der Freiheit und Gleichheit, die über fünfzig Jahre die Tribüne und die Presse von Paris von glänzenden Tiraden haben ertönen lassen, hätten vielleicht mehr und dauernder gewirkt, wenn sie statt dessen zuweilen in die Wohnungen und Herbergen der Arbeiter hinabgestiegen wären und diese Verblendeten über ihre wahren Interessen aufgeklärt hätten. Sie würden dann zu ihrem Erstaunen gefunden haben, daß ungeachtet der feierlichen und wiederholten Aufhebung aller Monopole mitten in der „Hauptstadt der Intelligenz" die großartigste Gewerbsbeschränkung fortbesteht. Und zwar keineswegs zu Gunsten reicher, gewichtiger Unternehmer — wenigstens ergibt sie sich bei dieser mehr durch die Macht der Umstände —, sondern zu Gunsten gewisser Corporationen des niedern Volkes, deßgleichen, das von jenen Reuern als der Typus der Gleichheit und Brüderlichkeit betrachtet wird. Für die Zimmergesellen, etwa 4500 an der Zahl, trennt die Seine Paris in zwei abgeschlossene Reiche; auf dem rechten Ufer herrschen die Kinder von Soubise, auf dem linken die Kinder von Salomon. Mag auf dem rechten Ufer der Mangel an Arbeitern noch so groß sein, die „Genossen der Freiheit" dürfen ihre Dienste dort nicht anbieten. Nur in den abgelegensten Stadttheilen kommt es vor, daß beide Parteien auf einem Zimmerhof arbeiten. Diese originelle Scheidung ist aber noch keineswegs das Schlimmste; im Gegentheil, sie ist das Ergebniß einer Verständigung und sicherlich erst nach langen, blutigen Kämpfen erreicht. Die Zimmergesellen, besonders die in Paris arbeiten, sind aber noch die Gebildetsten; die Steinmetze sind noch nicht so weit gekommen, sie liegen sich beständig in den Haaren.

Aus vielen Provinzialstädten aber, selbst aus dem großen Lyon, hat eine Partei die andere vollständig und für immer vertrieben. Dies geht folgendermaßen zu. Können sich die beiden Abtheilungen der Brüderschaft in einer Stadt durchaus nicht vertragen, so berufen beide, oder auch nur die eine von ihnen, alle Genossen aus den benachbarten Städten zusammen. Dann wird, entweder offen, oder durch Ueberfall, um die ausschließlichen Herrschaft in der betreffenden Stadt gekämpft; und die besiegten Monopolisten müssen vor den siegreichen Capitelli das Weichbild auf immer meiden. Ja, mitunter steigern sich diese Gefechte zu wahren Feldschlachten. Noch heute feiern beide Parteien die große Schlacht in der Ebene Crau, zwischen Arles und Salon, im Jahre 1730 (?. Say). Schaaren von Gesellen marschirten aus Marseille, Avignon, Montpellier, Nismes, und kamen am verabredeten Tage und Platze an; sie waren mit Zirkeln, Stöcken und Feuerwaffen gerüstet; das Handgemenge war lang und schrecklich, das Blut floß in Strömen, und Leichname in großer Zahl blieben auf der Wahlstatt. Eine ähnliche Scene ereignete sich 1816 zwischen Bergère und Muse, zwei kleinen Weilern in der Nähe von Lunel, veranlaßt durch die Eifersucht der Steinmetze. Zwanzig Meilen aus der Runde kamen die Krieger zusammen; und ein gewisser Sans-Façon von Grenoble, seit kurzem aus der kaiserlichen Garde entlassen, soll die Seinen mit einer Mistgabel zur Tapferkeit angetrieben haben. Es existiren eine Menge Gesänge, in denen die Barden der Brüderschaft ihre Siege verherrlichen; wobei das Komische ist, daß beide Parteien dieselben anstimmen, nur mit Veränderung der Namen und Attribute, welche für jede Partei feststehend sind.

Von 1825—42 berichtet Herr Cayon in seinem Buche: „Le livre des ouvriers" zehn Fälle von Tödtungen unter „Genossen", und was das Schlimmste ist, diese Tödtungen sind zum Theil höchst schmachvoll, durch große Ueberzahl oder Hinterlist. Die bei weitem meisten davon sind im Rhone-Gebiet vorgefallen, in derselben Gegend also, wo seit den Zeiten der Albigenser die Religionsund Bürgerkriege stets am heftigsten gewüthet, und wo noch heutzutage die Katholiken und Protestanten einander feindlich gegenüberstehen.

Ein letztes Element des Zwiespalts liegt in dem Verhältniß der „Genossen" zu den „Apiranten". Wenn sich ein junger Geselle der Brüderschaft anschließen will, so wird er nicht sogleich für würdig gehalten, in die vollen Rechte und Mysterien eingeweiht zu werden. Er muß eine Zeit lang Apirant bleiben und mit seinen Schicksalsgefährten eine besondere, untere Classe der Verbindung bilden. Diese Apiranten heißen bei den Steinmetzen Jeunes-Hommes (Junggesellen), bei den Tischlern und Schiefern Aftiliés (Zugewandte), bei den Zimmerleuten endlich Renards (Füchse), eine höchst merkwürdige Uebereinstimmung mit den deutschen Studentenverbindungen. Wie bei den deutschen Studenten, so werden auch bei den französischen Gesellen die Füchse auf alle

* Die Leinenhändler behaupten von den Tischlern, die Hufschmiede von den Schmieden gegründet zu sein; diese verleugnen sie aber vollständig.

Digitized by Google

Weise geneckt, heruntergemacht, ja sogar mißhandelt. Vor nicht gar langer Zeit ward es in einer großen Stadt (wahrscheinlich Paris) den Füchsen der Zimmergesellen zu arg; sie verlangten, in Zukunft wie freie Männer, und nicht wie Sclaven von ihren älteren Genossen behandelt zu werden. Und als diese, gestützt auf den uralten Brauch, nicht nachgeben wollten, erklärten sich die Füchse, eine eigene Gesellschaft zu bilden, unter dem Schutze Salomons, und nannten sich Compagnons Renards de Liberté (Genossen Füchse der Freiheit). Sie sollen jetzt in Paris ebenso zahlreich sein, wie ihre Gegner, die Bon-Drilles (Guten Kerle). So wenigstens berichtet der sachkundige Sciandro. Es ist nur eine consequente Inconsequenz, daß diese Gesellschaft früherer Aspiranten jetzt selbst wieder eine Aspiranten-Classe unter sich hat, und es fragt sich sehr, ob die dieselben nicht ebenso schlecht behandeln, wie sie einst von den „Guten Kerlen" behandelt wurden.

So zerfallen denn die vier ersten Corps der Brüderschaft in nicht weniger als 18 gesonderte Gesellschaften, welche die verschiedensten und sonderbarsten Namen tragen. Die allgemeine Benennung Devoir (Pflichtbund) für Gesellen-Verbindung findet ihre Erklärung leicht in den Pflichten, welche den Genossen gegen einander obliegen. Auch die Kinder Salomons bilden ein Devoir, aber mit dem Zusatz de liberté, dessen muthmaßliche Bedeutung sich später ergeben wird. Doch werden, wie schon erwähnt, die Kinder von Jacques und Soubise insbesondere als Genossen des Pflichtbundes bezeichnet. Die Steinmetze von Jacques nennen sich Compagnons Passants (Passirende Genossen), und werden von ihren Gegnern als Loups-Garoux (Währwölfe) bezeichnet. Die Steinmetze von Salomon heißen dem entsprechend Compagnons Etrangers (Fremde Genossen) und Loups (Wölfe). Die Schimpfwörter „Wolf" und „Währwolf" sollen sich auf das Entlaufen in die Wälder nach dem Morde Hirams beziehen, den sich ja beide Parteien gegenseitig vorwerfen. Die Tischler und Schlosser von Jacques heißen Dévorants (wahrscheinlich im Ursprung Devoirants, Glieder des Devoir, wie auch Sciandro es schreibt), die von Salomon hingegen Gavots (wahrscheinlich von Gaveaux, wie die Bewohner der Ober-Provence in Marseille und andern Städten heißen). Das Schimpfwort für alle Glieder des eigentlichen Pflichtbundes ist Chiens (Hunde), das der Genossen der Freiheit Loups (Wölfe). Dévorants heißen außer den Schlossern und Tischlern auch die Mitglieder aller später gegründeten Corps von Meister Jacques.

II. Mysterien, Einrichtungen und Ergebnisse der Brüderschaften.

Es ist nun Zeit, uns mit der Organisation und den Gebräuchen dieser merkwürdigen Verbindungen näher bekannt zu machen. Ihre beständigen und oft blutigen Händel lassen sie in schlimmem Lichte erscheinen; ihr inneres Wesen aber ist zum Theil vortrefflich. Auffallend ist vor allen Dingen die vollständige Uebereinstimmung selbst der unbedeutendsten Gebräuche bei allen Gesellschaften, was sicher auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hinweist. Die Schilderung ihrer Einrichtungen läßt sich also ganz allgemein erledigen.

Um als „Genosse" aufgenommen zu werden, muß der junge Handwerker eine Probe seiner Geschicklichkeit ablegen. Die Aufnahme geschieht dann mit großer Feierlichkeit und geheimnißvollen Gebräuchen. Worin diese bestehen, ist natürlich nicht bekannt. Der Pater Helliot berichtet, daß den 29. September 1645 die Brüder Schuster und Schneider dem geistlichen Gericht von Paris angegeben wurden, weil ihre Gebräuche bei der Einweihung eines Lehrlings die hauptsächlichen Ceremonien des Katholicismus nachahmten. In Folge dessen verbot die theologische Facultät, unter Strafe der Excommunication, diese verderblichen Versammlungen der Gesellen. Daß die Aufnahme-Gebräuche den kirchlichen nachgebildet sind, ist um so annehmbarer, als die Brüderschaft einen halb kirchlichen Ursprung und Charakter hat, und als ferner auch in Deutschland bei der Aufnahme in den Gesellenstand viele Ceremonien vorkamen, die bei den frommen Leuten wegen ihrer Aehnlichkeit mit den kirchlichen noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts großes Aergerniß erregten.

Die Genossen behaupten, daß ihnen von ihren Stiftern gewisse Dogmen überliefert worden sind, welche nicht ganz mit den christlichen zusammenfallen, und den Neu-Eingeweihten gleich Flammen der Erkenntniß erheben und beseligen. Daß diese geheimnißvollen Dogmen tiefmetaphysische Wahrheiten enthalten, ist bei der geringen Bildung der Gesellen kaum anzunehmen. Die Mysterien, welche unter andern der Steinmetz Sciandro in den seinem Werkchen angehängten Liedern recht brav besingt, scheinen auf symbolische Darstellungen der Brüderlichkeit, ferner der Unsterblichkeit, der Tugend, der Kunst und der Gerechtigkeit hinauszulaufen. Wenn dieser nicht geistlose Mann den Eindruck, den die Einweihung auf ihn hervorgebracht, mit hochtrabenden Worten schildert, so ist dabei nicht zu vergessen, wie sehr alles Geheimnißvolle und Außergewöhnliche anregt, und daß für einen jungen, ganz ungebildeten Handwerker selbst jene einfachen, sittlichen Ideen, wenn sie ihm mit der Gewalt eines Dogmas, und unter der Heiligung des undenkbaren Alters entgegentreten, etwas höchst Erhabenes und Eindringliches besitzen müssen. Daß das Symbol vorherrsche, ist von vornherein anzunehmen. Die Entstehung der Brüderschaft aus den kirchlichen Bauten des Mittelalters, bei denen das Symbolische seine geringe Rolle spielte, spricht entschieden dafür; nicht minder die ewige Eigenthümlichkeit des ungebildeten Geistes, das Bild leichter aufzunehmen und tiefer zu bewahren, als den reinen Gedanken. Dem entsprechend müssen auch die vorkommenden Reden in alten, starren Formeln überliefert sein, was immer da stattfinden wird, wo der Geist sich nicht fortschreitend wiedererzeugt.

Die Genossen legen einen außerordentlich hohen Werth auf ihre Mysterien, und wenn dieselben auch mancherlei Phantastisches, Abergläubisches und Beschränktes enthalten, so haben sie sich doch im Ganzen als eine ehrbare feste, als heilsame Grundlage des Gesellenlebens bewährt. Sie stützen den Genossen streng sittliche Grundsätze ein, einen Halt, den ihr herumirrendes, familienloses, oft bedrängtes Leben doppelt nöthig macht. Es liegt in dem Selbsen solcher Gesellschaften, daß sie sich selbst zum allerinnerschenden Elemente machen; daher nehmen nicht nur die Pflichten gegen die Verbindung, unverbrüchliche Treue, Verschwiegenheit, Bruderlichkeit, Aufopferung, selbst von Gut und Blut, den ersten Rang ein; sondern auch die allgemein menschlichen Obliegenheiten finden ihren Grund und Zweck in der Verbindung, in ihrer Ehre und ihrem Vortheil. Der „Genosse" darf nicht liederlich sein, nicht stehlen oder betrügen, viel weniger, weil das allgemeine, absolute Sittengesetz diese Handlungen verbietet, als deshalb, weil der Bund dadurch beschimpft und schließlich aufgelöst würde. Auch die „Genossen", obwohl auf der niedrigsten Stufe der gesellschaftlichen Leiter, haben ihre Standesehre, und sie wachen strenger darüber, als Adel, Geistlichkeit und hohe Bürgerschaft. Die Standesehre bewährt sich stets als solche, wenn deren Verletzung eben vom Stande gerügt und bestraft wird.

So haben auch die Gesellen-Verbindungen in Frankreich (wie nicht minder in Deutschland) eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder; sie legen eigenmächtig die härtesten Strafen auf, dagegen vermeiden sie die Gerichte des Staates, so sehr fühlen sie sich als besondere, unabhängige Körperschaft. Da ich das Nähere dieser Vorgänge in Frankreich nicht kenne, so werde ich zur Erläuterung einige Gebräuche der deutschen Zimmergesellen-Brüderschaft, wie ich sie von sehr glaubwürdigen Mitgliedern erfahren, später anführen.*

* Vergl. Ch. L. Stock, Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker in alter und neuer Zeit. Magdeburg 1844. — Dies ist die einzige irgend brauchbare Schrift über den interessanten Gegenstand; aber auch sie gibt nur lückenhaftes Material und fast keine Verarbeitung. Ich gedenke daher, hauptsächlich nach mündlichen Quellen von der größten Exactheit, den Gegenstand demnächst neu zu behandeln. Es wird sich dann ergeben, daß allerdings nach Ursprung, Zusammenhang und Form die deutschen Brüderschaften sich sehr bedeutend von den französischen unterscheiden, daß aber beide den Kern der ganzen Bildung, die geregelte, gegenseitige Unterstützung und Beaufsichtigung, mit einander gemein haben. Was sich also hierauf bezieht, läßt sich ohne Bedenken im Wesentlichen von den deutschen auf die französischen Brüdercorporationen übertragen, zumal da die letzteren die bei weitem ausgebildeteren und umfangreicheren sind.

Digitized by Google

Elektricität als Kunst-Weber.

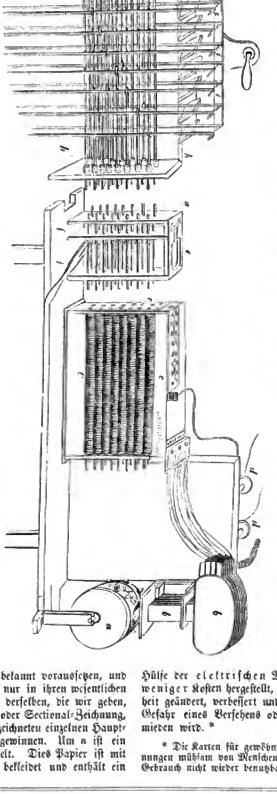
Der Bonelli'sche elektro-magnetische Webstuhl.

Die Liste der Wunder, welche die Elektricität bereits täglich vor unsern Augen verrichtet, ist schon ziemlich bedeutend und nimmt noch immer frisch zu. Wenn wir erst ordentlich dahinter kommen, was sie im Wachsthum und Leben der Pflanzen, in Gesundheit, Erkrankung und Genesung der Menschen wirken, schaffen und zerstören mag, wie die Wirkungen des Lichts, vielleicht dieses selbst, Sturm und Regen, Wärme und Kälte von ihr abhängen oder gar nur Erscheinungs- und Wirkungsformen derselben sein mögen, wird unsere Achtung für diese noch immer geheimnißvolle, allgegenwärtige, allwirksame, unkörperliche, geisterartige Naturkraft sich noch bedeutend steigern. Daß die Elektricität blitzt und donnert, portraitirt, schießt und schlägt, Unschmelzbares schmilzt, falsche Nachrichten feiger Potentaten und Börsen-Course über Land und Meere blitzt, verstilbert und vergoldet, alle möglichen Münzen und Kunstwerke auf das Feinste modellirt ꝛc., dies und manches Andere wissen wir. Neu ist aber noch, daß sie Weber geworden ist, Kunstweber erster Classe. Herr Bonelli in Turin hat ihr diese Kunst beigebracht, oder vielmehr wunderbare Mechanismen componirt, mit welchen die vereinigte Magneto-Elektricität die allerkünstlerischsten Werke des Jacquard-Webstuhles spielend und unendlich billiger verrichten muß.

Der vor sechzig Jahren erfundene Jacquard-Webstuhl hat das Gute, daß er die Muster, welche in einem Gewebe ausgeführt werden sollen, von durchlöcherten Karten, also auf eine sichere, mechanische Weise, vorgeschrieben erhält, während gewöhnliche Webstühle sich dazu entweder gar nicht eignen, oder durch kostbare, künstliche Menschenhand zur Ausführung des Musters gezwungen werden müssen. Aber auch die Anfertigung dieser Karten wird mühsam und kostspielig, wenn ein sehr reiches und verwickeltes Muster gewebt werden soll. Dann sind oft Tausende solcher „Muster-Karten" nöthig. Ein mexikanischer Bischof ließ sich einmal in Lyon eine Robe weben, wozu nicht weniger als 52,000 Karten gezeichnet und durchlöchert werden mußten.

Bonelli in Turin fand ein Mittel und einen elektro-magnetischen Mechanismus, der diese Zeit und Geld raubenden Karten ganz ersetzt. Seine Maschine ist ein elektro-magnetischer Apparat, der webt, ein elektrischer Jacquard-Webstuhl, wo die durchlöcherten, das Muster bedingenden Karten durch eine immer wieder brauchbare, dauernde, durchlöcherte Metallplatte ersetzt werden.

Den Jacquard-Webstuhl müssen wir als bekannt voraussetzen, und auch die Bonelli'sche Maschine können wir nur in ihren wesentlichen Zügen schildern. Die allgemeine Ansicht derselben, die wir geben, erklärt sich vermittelst einer Durchschnitts- oder Sectional-Zeichnung, wo wir mit Hülfe der mit Buchstaben bezeichneten einzelnen Haupttheile eine Vorstellung von ihrer Arbeit gewinnen. Um a ist ein sogenannter endloser Papierstreifen gewickelt. Dies Papier ist mit Zinkfolie, einem Leiter der Elektricität, bekleidet und enthält ein mit schwarzem Lack, einem Nichtleiter, aufgezeichnetes Muster. Das endlose Papier passirt unter einer Reihe dünner, metallener Zähne (bbb), deren jeder mit einem der kleinen Elektro-Magnete (ee) in Verbindung steht. Das Ganze wird in drehende Bewegung gebracht durch eine galvanische Batterie und durch Drähte (dd). Einer der letzteren steht in ununterbrochener Verbindung mit dem Zinkfolien-Papier, und der andere mit den Metallzähnen (bb), so daß der elektrische Strom von der Batterie durch solche Metallzähne passirt, welche die metallisirte Oberfläche des endlosen Papiers berühren, während die andern Zähne, die auf der Trommel ruhen, keine Elektricität aufnehmen. So wird bei jeder Bewegung des Papiers ein (elektrischer) Magnet nach dem andern, je nach den Formen des Musters, bald thätig, bald negativ. In einem beweglichen Rahmen (c) gegenüber den Enden der horizontal liegenden Elektro-Magnete (ee) befindet sich eine Reihe kleiner horizontaler Eisenstäbchen (f f), die polirt leicht gleiten können und durch eine durchlöcherte Platte (c) passiren. Durch eine mechanische Einrichtung werden die Enden dieser Eisenstäbchen mit den Enden der Elektro-Magnete in Berührung gebracht, so daß nun die Stäbchen von den elektrisirten oder activen Magneten angezogen werden, während die nicht angezogenen Stäbchen mit dem Rahmen fortgezogen und durch die niederfallende Platte (c) fixirt werden, so daß die betreffenden Löcher in letzterer sich füllen. So wird die Platte zum Ersatz der durchlöcherten Karten im Jacquard-Webstuhle und ordnet die Stahlnadeln (hh), welche die Fäden des Stuhles regieren und vertheilen.



Wenn uns auch durch diese Andeutungen die Einzelnheiten dieser feinen elektro-magnetischen Webe-Mechanik nicht klar werden, läßt sich doch leicht begreifen, daß der ganze Webstuhl nur ein angewandter elektro-magnetischer Apparat ist. Die Apparate, durch welche aus Elektricität Magnetismus oder aus Magnetismus Elektricität erzeugt wird, sind freilich auch nicht Jedem klar und in der Regel nur bei Chemikern und Physikern von Fach zu finden, aber wir müssen uns hier damit begnügen, daß wir an etwas in der Wissenschaft Bekanntes erinnern und auf dessen geniale praktische Verwerthung hinweisen. Diese Verwerthung ist allerdings sehr bedeutend, da nun mit Hülfe der elektrischen Muster diese nicht nur mit 90 Procent weniger Kosten hergestellt, sondern auch mit Leichtigkeit und Sicherheit geändert, verbessert und verschönert werden können, wobei die Gefahr eines Versehens oder des Ungeschicks eines Arbeiters vermieden wird. *

* Die Karten für gewöhnliche Jacquard-Webstühle müssen nach Zeichnungen mühsam von Menschenhand gemacht werden, und sind nach einem Gebrauch nicht wieder benutzbar.

Digitized by Google

Wenn sich erst der Bonelli'sche Webstuhl ordentlich eingebürgert hat, werden die schönsten und bis jetzt kostbarsten Muster in Teppichen und Kleiderstoffen, Tüchern und textilen Zierrathen aller Art auch den Unbemittelten zugänglich, und so gewinnt das Schöne und Anmuthige in unserer Umhüllung und Umgebung eine unendlich weitere, bürgerliche Ausdehnung, der wir uns mit der Zeit Alle freuen können.

Die Geschwister.

Erzählung von Dr J. D. H. Temme.

(Schluß.)

Der Präsident ließ die Anklageacte verlesen. Die Angeklagte, Henriette Grone, war beschuldigt, ihrer Schwester, der Wittwe Rother, von der sie auf Miteiden in's Haus genommen sei, gleich am Abend ihrer Ankunft aus einem unverschlossenen Secretair die Summe von dreihundert Thaler heimlich entwendet zu haben. Ein Gemurmel der Entrüstung ging dabei nicht auf das arme Mädchen in der Anklagebank, sondern auf die reiche Dame zu der Zeugenreihe. Das Mädchen hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Die Wittwe sah mit einem stolzen, harten Blicke vor sich hin. Das Mädchen mußte das Gesicht erheben.

„Angeklagte, bekennen Sie sich schuldig?" fragte, wie es Vorschrift war, der Präsident sie.

Sie blickte auf ihren Vertheidiger.

Dieser nahm für sie das Wort. „Die Angeklagte war des Willens, sich schuldig zu bekennen. Ich habe ihr den Rath ertheilt, mit die Antwort zu übertassen. Meine Herren Geschworenen, Sie werden durch den Verlauf der Sache sich überzeugen, daß die Angeklagte zur Zeit der That in einem Zustande der Sinnenverwirrung war, der die Zurechnungsfähigkeit, also auch jede Schuld absolut bei ihr ausschloß. Sie kann sich daher nicht für schuldig bekennen, und meine Pflicht als Vertheidiger war es, einem Unrecht zuvorzukommen, das sonst dieser hohe Gerichtshof, wenn auch ohne Wissen und Willen, hätte begehen müssen. Ich bitte danach den Herrn Präsidenten, die Angeklagte von einer Beantwortung der gestellten Frage zu entbinden."

Der Gerichtshof ging auf den Antrag ein. Die Zeugen wurden zur Beeidigung vorgerufen.

„Sind auch Sie bereit, den Zeugeneid zu leisten?" fragte der Präsident die Wittwe Rothe. „Nach dem Gesetze können Sie als Schwester der Angeklagten nicht dazu gezwungen werden."

„Ich bin bereit," sagte sie mit fester Stimme.

Sie wurde mit den Anderen vereidigt. Die Zeugen mußten abtreten. Der Präsident begann das Verhör der Angeklagten.

„Was haben Sie auf die Anklage zu erwidern?"

Sie hatte nichts zu erwidern. Sie konnte nur einräumen. Und das that sie, offen, sie konnte frei den Richter ansehen. Es mußte doch ein höheres Bewußtsein sie beseelen, daß sie in solcher Weise ein schweres, ein gemeines, entehrendes Verbrechen auf sich nehmen konnte. Auch das Publicum schien Aehnliches zu fühlen.

„Ich habe die That verübt," antwortete sie auf die Frage des Präsidenten. „Ich war allein in der Stube meiner Schwester. In der Stube stand ein Secretair, in dem sie ihr Geld verwahrte. Der Schlüssel steckte im Schlosse. Ich schloß ihn auf und nahm die Summe von dreihundert Thalern heimlich zu mir."

Kein Laut in dem weiten, dicht besetzten Zuschauerraume. Aber überall Blicke der innigsten Theilnahme, des Mitleides. Frauen weinten. Jeder fühlte klar und deutlich, nur ein großes, schweres Unglück könne die Arme bewogen haben, das Verbrechen zu begehen.

„Was haben Sie mit dem Gelde gemacht?" fragte der Präsident.

„Ich habe es weggegeben."

„An wen und zu welchen Zwecken?"

Sie antwortete nicht. Der Präsident wiederholte die Frage. „Ich kann Sie zu keiner Antwort zwingen," setzte er hinzu. „Aber sie dürfte in Ihrem eigenen Interesse liegen."

„So werde ich schweigen," sagte das Mädchen fest.

Der Vertheidiger nahm wieder das Wort. „Ich darf in den Gang dieses Verhörs nicht eingreifen," sagte er. „Bei der Vernehmung der Zeugen werde ich dem Herrn Präsidenten die Antwort auf die Frage liefern."

Der Präsident stellte noch einige unwesentliche Nebenfragen. Dann schritt er zur Vernehmung der Zeugen. Die Wittwe Rother mußte zuerst erscheinen, die Bestohlene, aber auch die Schwester der Angeklagten. Ihr strenger Blick nahm einen feindlichen Ausdruck an, als sie sich auf den Zeugenstuhl setzte.

„Erzählen Sie, was Ihnen von dem Diebstahle bekannt ist," forderte der Präsident sie auf.

Sie antwortete mit lauter, sicherer Stimme. „Ich verwahrte in dem Secretair meiner gewöhnlichen Wohnstube mein Geld. Der Secretair ist unverschlossen, wenn ich in dem Zimmer bin. Er war auch unverschlossen, als am Abende des Diebstahls meine Schwester allein da war. Ich hielt sie für ehrlich. Sie war an demselben Tage erst bei mir eingetroffen. Ich hatte sie zu mir kommen lassen und wollte sie zu mir nehmen aus Mitleid. Sie war arm, sie sollte es gut bei mir haben. Als ich spät am Abend in mein Zimmer zurückkehrte und zufällig in dem Secretair nachsah, entdeckte ich, daß mir die Summe von dreihundert Thalern fehlte. Ich war darum bestohlen. Meine Schwester gestand den Diebstahl ein."

„Hatten Sie mehr Geld in dem Secretair liegen?" fragte der Präsident.

„Ja."

„Wieviel?"

„Ungefähr fünftausend Thaler."

„Sie sind reich?"

„Ich bin nicht arm."

„Man schätzt Ihr Vermögen auf mindestens eine halbe Million Thaler."

„Ich glaube nicht, daß mein Zeugeneid mich zu seiner Abschätzung hier verpflichtet."

„Nein," sagte der Präsident. Dann fuhr er fort: „Sie haben der Polizei die Anzeige von dem Diebstahle gemacht?"

„Ja," mußte sie sagen.

Durch den ganzen weiten Saal lief wieder ein Gemurmel der Entrüstung, und die Blicke brauchten nicht erst zu zeigen, wem es galt. „Der Undank, die Frechheit hatten mich empört," wollte die Zeugin es beschwichtigen. „Es war eine Gewissenssache für mich."

Da erhob sich der Vertheidiger. „Herr Präsident, ich verspreche mir von Ihnen bei Vernehmung der Zeugen eine Antwort auf Ihre Frage zu liefern, was die Angeklagte mit dem Gelde gemacht habe. Darf ich jetzt bitten, an die Zeugin einige Fragen richten zu wollen?"

„Nennen Sie die Fragen," gestattete der Präsident.

„Sie betreffen einen Bruder der Zeugin und der Angeklagten. Er wollte sich selbst als Entlastungszeuge hier gestellen. Ich mußte ihn zurückweisen; die Angeklagte beschwor ihn, nicht zu erscheinen. Er würde sich noch hinterher unglücklich gemacht haben. Ich erreiche meinen Zweck durch wenige Fragen an die Zeugin. Der Gegenstand meiner ersten Frage an sie ist: Jener Bruder ist arm. Er war in großer Noth. Er war in der dringendsten Gefahr, entehrt, völlig brodlos zu werden, mit Frau und Kindern; er hat eine kranke Frau und drei kleine Kinder. In dieser Lage wandte er sich an seine Schwester, an die gegenwärtige Zeugin, die reiche Dame, deren Vermögen auf mindestens eine halbe Million geschätzt wird. Er stellte ihr seine trostlose Lage vor, er bat sie um dreihundert Thaler; so viel bedurfte er, um sich zu retten. Sie verweigerte ihm das Geld. Er beschwor sie, er fiel vor ihr auf die Kniee, für sein Weib, für seine Kinder. Sie verweigerte ihm das Geld. Sie hatte fünftausend Thaler in dem Secretair liegen, der neben ihr stand, für ihre Vergnügungen, für ihren Putz. Sie erklärte ihm, daß er keinen Groschen von ihr bekommen werde. So ließ sie ihn gehen, in Verzweiflung, in den

Digitized by Google

Tod der Verzweiflung. Ich bitte den Herrn Präsidenten, die Zeugin zu fragen, ob diese Thatsachen richtig sind."

Es gibt eine höhere Gerechtigkeit, als die, für die das weltliche Gesetz gemacht, der weltliche Richter gesetzt ist. Bei unseren unvollkommenen Zuständen kann das zum Theil nicht wohl anders sein. Verwerfliche politische Grundsätze thun leider oft genug Manches hinzu. In dem sittlichen und rechtlichen Bewußtsein des Volkes lebt und wirkt dennoch dieses höhere Recht lebendig und kräftig fort, und unter den vielen Vorzügen und Vortheilen der Oeffentlichkeit der Rechtspflege ist der erhabenste der, daß der Richterspruch dieser höhern Gerechtigkeit laut werden kann, und so wieder der sittliche Rechtssinn desto reiner und edler im Volke erhalten wird. Kurzsichtige Gesetzgeber, ja selbst nicht immer kurzsichtige, meinen dennoch oder wollen glauben machen, im Interesse der Ordnung und Sittlichkeit die Oeffentlichkeit der Rechtspflege beschränken und unterdrücken zu müssen!

„Sie haben die Fragen gehört, auf die Sie antworten sollen," sagte der Präsident zu der Zeugin. „Sind die vorgebrachten Thatsachen richtig?"

Sie brauchte nicht mehr zu antworten. Jedermann las die Antwort schon in ihrem Gesichte. Sie war glühendroth, dann leichenblaß geworden. Ihre Augen wußten nicht, wohin sie blicken sollten. Jenes sittliche Volksgericht war schon über sie hereingebrochen. Die Worte des Vertheidigers waren die Anklage gegen sie. Sie sollte sich dawider rechtfertigen, sie konnte es nicht. Vor ihr stand schon das Urtheil. Sie fühlte schon seine Wucht, seine Vernichtung. Das Urtheil des Gesetzes straft, das Urtheil des höheren Rechts vernichtet. Sie mußte sprechen, antworten. Ihre Stimme war unsicher geworden. Sie konnte keinen der Umstände bestreiten, die der Vertheidiger gegen sie vorgebracht hatte.

„Ich habe noch weitere Fragen zu stellen," sagte der Vertheidiger.

Sie erbebte. Sie kannte die weiteren Fragen.

„Reden Sie," gab der Präsident dem Vertheidiger wieder das Wort.

Der Vertheidiger fuhr fort: „Die Thatsachen, die ich bis jetzt erwähnt habe, hatten sich des Nachmittags zugetragen. Am Abende des nämlichen Tages gestand Folgendes: Den unglücklichen Bruder trieb die Angst und die Sorge um die Seinigen noch einmal zu der reichen Schwester zurück. Er wollte den letzten Versuch machen, das harte Herz zu erweichen. Er traf nicht die reiche Schwester, die er suchte, sondern die arme, die er nicht erwartet hatte. Sie war wenige Stunden vorher angekommen. Er klagte ihr sein Leid. Doch sie war ärmer als er und konnte ihm nicht helfen. Die beiden armen Geschwister konnten nur zusammen weinen. Doch sie mußte ihm helfen. Sie bat die Schwester für ihn. Auch das war vergeblich. Aber sie mußte helfen, sie mußte retten. Sie mußte, aber sie wußte nicht wie. Da ergriff die Verzweiflung sie, auch sie. Und sie zeigte ihr ein Mittel. Das Mittel war ein Verbrechen. Sie kämpfte; sie war immer so ehrlich gewesen, sie war so unschuldig. Aber es gab kein anderes Mittel. Und sie sollte ja nur das Gute ihrer Schwester nehmen, ihrer reichen Schwester, und nur für den Bruder, gegen den Tod. Sie kämpfte, bis die Sinne sich ihr verwirrten. Dann nahm sie von dem Ueberflusse der Reichen und brachte es dem Armen. Er war gerettet, sie aber war eine Verbrecherin. War sie es? Vor dem Gesetze war sie es. Auch vor der Schwester? Die reiche Schwester, die hier gegenwärtige Zeugin, kam zehn Minuten später in ihr Boudoir. Sie trat an ihren Secretair und fand den Diebstahl. Sie schickte zur Polizei und ließ ihre Schwester als Diebin verhaften, die eigene Schwester, die sich ihr zu Füßen warf, die ihre Kniee umklammerte, die sie anflehete bei der Liebe, bei dem Andenken ihrer todten Eltern. Auch der Bruder hatte am Nachmittage vergebens zu ihren Füßen gelegen. Die Zeugin hat gesagt, auch das sei eine Gewissenssache für sie gewesen, die Schwester der Polizei zu denunciren. Nach unserer früheren, guten, ehrlichen deutschen Gesetzgebung hätte die Schwester wegen einer Entwendung gegen die Schwester nur dann zur Untersuchung und Strafe gezogen werden können, wenn die Bestohlene selbst und ausdrücklich bei Gericht einen Antrag darauf gestellt hätte. Wir haben seit Kurzem ein anderes, dem französischen nachgebildetes Recht. Nach diesem kommt es auf einen solchen Antrag nicht an. Aber eine Pflicht zum Denunciren legt auch dieses Recht nicht auf. Die Zeugin denuncirte gleichwohl. Ich bitte den Herrn Präsidenten, sie auch über diese Thatsachen zu befragen."

In dem weiten Saale war wieder kein Laut zu vernehmen. Es war die tiefe Stille des tiefsten sittlichen Unwillens eingetreten. Das Urtheil wurde über die Verbrecherin auf dem Zeugenstuhle gesprochen, das Urtheil des Gesetzes nicht erreichen konnte. Das Rechtsbewußtsein des Volks sprach das vernichtende Urtheil der allgemeinen sittlichen Verachtung über sie aus. Sie fühlte und erkannte es.

„Erkennen Sie die vorgetragenen Thatsachen für richtig an?" fragte sie der Präsident.

„Ja," mußte sie sagen.

Dann — ihr Verhör war beendigt — schwankte sie, einem Gespenste gleich, auf ihren früheren Platz zurück und war vernichtet. Ihre arme Schwester auf der Verbrecherbank weinte laut — für sie.

Die Kammerjungfer wurde vernommen. Sie hatte nur Einzelnes über den Thatbestand des Diebstahls zu bestätigen.

Der letzte Zeuge war der Graf Ottomar von Hochstadt. Er war hauptsächlich nur auf Antrag des Vertheidigers als Entlastungszeuge geladen, und hatte die Angeklagte unmittelbar nach der That in jenem Zustande der höchsten Verwirrung aus dem Zimmer ihrer Schwester kommen sehen. Er hatte ferner, gleich am Tage nachher, als er von dem Diebstahle gehört, der Bestohlenen die ihr entwendete Summe von dreihundert Thalern zugesandt, so daß sie keinen Schaden hatte. Er hatte sie freilich seitdem nicht wiedergesehen. Diese Thatsachen mußte er auf die Fragen des Präsidenten bestätigen. — Das Beweisverfahren war zu Ende.

Der Staatsanwalt mußte die Anklage aufrecht erhalten. Er habe es nie mit schwererem Herzen gethan, sagte er, und es war ihm zu glauben. Er stellte den Geschworenen anheim, ob sie mildernde Umstände annehmen wollten. Nach der früheren Gesetzgebung habe, wie schon der Vertheidiger richtig bemerkt, ohne einen ausdrücklichen gerichtlichen Strafantrag von Seiten der bestohlenen Schwester gar keine Untersuchung eintreten können. Um so mehr Grund dürfte zu einer milderen Beurtheilung der Sache vorliegen. Denn daß die Bestohlene einen solchen Antrag gestellt haben würde, daran möchte er doch zweifeln. Hatte der Staatsanwalt auch hierin Recht?

Auf den Grafen Ottomar von Hochstadt war schon der erste Anblick des einfachen, bescheidenen, schönen Mädchens nicht ohne Eindruck geblieben. Sie hatte dann am Arme des alten Grafen jenen öffentlichen Triumph gefeiert. Die Blicke des jungen Grafen auf sie waren der Wittwe bedenklicher geworden. Die Eifersucht ist eine furchtbar mächtige Leidenschaft. Eine bestrafte Diebin konnte nie die Gattin eines Grafen Hochstadt werden. Sie hatte noch jetzt in der Gerichtsführung jenen feindlichen Blick auf das Mädchen geworfen. Der Graf Hochstadt hatte sie seit der Denuncirung des Mädchens nicht wiedergesehen.

Der Vertheidiger ergriff das Wort. Er schilderte den Kampf der Angeklagten mit sich selbst, bevor sie zu der That schritt, ihre Verzweiflung, die Verwirrung ihrer Sinne und ihres Bewußtseins. Er suchte sie danach als zur Zeit der That unzurechnungsfähig darzustellen, und trug in erster Linie darauf an, ein Nichtschuldig über sie auszusprechen. Sollte das nicht geschehen können, so rechnete er bestimmt auf den Ausspruch mildernder Umstände. Sie lägen in jener Verwirrung, wie in dem Motive der That.

Die Geschworenen zogen sich zurück. Sie kehrten zurück mit einem Verdict auf Schuldig, aber unter der Annahme mildernder Umstände. Sie hatten nicht anders gekonnt. Das Publicum hatte auch keinem andern Wahrspruche entgegengesehen. Das fast ehrerbietige Schweigen, mit dem die Rückkehr der Geschworenen erwartet war, zeigte es. Der Staatsanwalt beantragte die gelindeste Strafe, die das Gesetz zulasse. Der Vertheidiger stimmte bei. Der Gerichtshof trat ab, um das Strafurtheil zu finden. Er kam nach sehr kurzer Zeit zurück und konnte kein freisprechendes Urtheil verkünden. Eine Verwirrung, die das Bewußtsein der Angeklagten zur Zeit der That völlig unterdrückt hätte, mithin eine Unzurechnungsfähigkeit, war nicht anzunehmen gewesen. Dagegen hatte er, in Betracht der mehrfach vorliegenden mildernden Umstände, auf die möglichst gelinderte Strafe erkannt. Die Angeklagte war zu einer einfachen Gefängnißstrafe von vier Wochen verurtheilt.

Henriette Grone hörte die Verkündigung des Urtheils mit der

Digitized by Google

Ruhe jenes erhebenden Bewußtseins an, mit welchem sie die That hatte auf sich nehmen können; und zugleich mit der vollen Ergebung in die Strafe, die das weltliche Gesetz ihr hatte auferlegen müssen. Es wurde ihr bekannt gemacht, daß ihr ein Rechtsmittel gegen das Strafurtheil zustehe.

„Ich verzichte darauf," erklärte sie, „und ich bin bereit, meine Strafe sofort anzutreten."

Die Verhandlung war zu Ende. Der Gensd'arm, der die Angeklagte in den Saal hereingebracht hatte, trat an ihre Bank, um sie wieder hinauszuführen. Aber da erhob sich in dem Zuschauerraume eine hohe Gestalt. Der alte Graf Hochstadt war es, wieder einfach gekleidet, auf dem schwarzen Rocke nur den Lanzenritterorden und das große eiserne Kreuz, aber mit der ganzen hohen, ruhigen Würde, die dem Träger eines alten, ruhmreichen Grafennamens und dem tapferen General eigen war. Er durchschritt die Reihen der Zuschauer; ehrerbietig machte ihm Jedermann Platz. Er trat zu der Bank der Angeklagten. Verwundete Blicke folgten und begegneten ihm. Dann klopften alle Herzen. Er trat vor die Angeklagte und verbeugte sich tief vor ihr. Er bot ihr seinen Arm.

„Ich werde Sie in Ihr Gefängniß führen. Eine größere Ehre ist mir noch nicht zu Theil geworden."

Und stolz, als wenn er eine Königin zu ihrem Throne führe, verließ er mit dem demüthig und doch so glücklich weinenden Mädchen den Saal. Die Wittwe Rother schlich allein und mit verhülltem Gesichte hinaus.

Und vier Wochen später, an dem Tage, an welchem Henriette Grone ihre Strafe verbüßt hatte, hielt vor dem Gefängnißhause eine Equipage. Das dunkle Thor des dunklen Gefängnißhauses öffnete sich. Ein einfaches Mädchen trat heraus, im ärmlichen Kleide von Kattun. Aber sie ging an dem Arme eines hohen, stolzen Greises. Der alte Graf Hochstadt führte sie, und er trug heute, wie an seinem feierlichsten Ehrentage, seine Generalsuniform mit allen Orden, die ihm von fast allen Souveränen Europa's verliehen waren. An der rechten Seite des Mädchens ging der junge Graf Ottomar von Hochstadt. Sie wurde Henriette Grone aus ihrer Haft geführt. Ihr schönes Gesicht war verklärt von Glück, von Demuth und von Liebe. Das Gesicht des jungen Mannes an ihrer Seite strahlte. Glücklicher als Beide war der alte Graf.

„Ich hatte Dich in dieses Haus geführt," sagte er zu dem Mädchen, „an meinem Arme mußtest Du es wieder verlassen. Und nun gehörst Du einem Anderen an. Doch nein, immer auch mir. Ottomar, hebe Deine Braut in den Wagen. Unser altes Geschlecht hat nur edle Frauen gezählt, sie wird der Erste sein eine sein."

Der Graf Ottomar von Hochstadt hob Henriette Grone, seine Braut, in den Wagen. Alle Drei fuhren sie hinaus zu dem Gute des alten Grafen, die feierliche Verbindung des jungen Paares zu begehen. Es war wirklich heute der feierlichste Ehrentag des alten Generals.

Die schöne Wittwe Rother war nicht bei der Verlobung, auch später nicht auf der Hochzeit.

Blätter und Blüthen.

Ueber das Alter des Menschengeschlechts. Im Jahre der Bildung 1860 muß man noch in den angeblich für das Volk und zu dessen Nutzen und Aufklärung geschriebenen Volkskalendern, welche in Süddeutschland in Millionen von Auflagen über das Land verbreitet werden und satt in jeder Bürger- oder Bauernstube zu sehen sind, am Anfang einer stereotypen Ueberschrift der größten Weltbegebenheiten, welche das Titelblatt zu zieren pflegt, die naive Bemerkung finden: **5618** (oder eine ähnliche Zahl) **Jahre nach Erschaffung der Welt.** In welche horrende Zeit von Irrthum und Unwissenheit, in der man das Volk theils absichtlich, theils aus Nachlässigkeit immer noch zu erhalten sieht, läßt diese kleine, jedes Jahr wiederkehrende Zeile blicken! Nachdem die Wissenschaft mit Hülfe der geologischen Anstrengungen nachgewiesen hat, welche unbeleben Zeiträume unser Weltkörper in seiner Entwicklung bereits hinter sich hat, und wie gar, was das Weltganze betrifft, jedes Maß der Berechnung für dessen Dauer unserm Geiste entschwindet, kann man doch gewiß ernstlich verlangen, daß solche Märchen, wie das unter Erschaffung der Welt vor fünf- oder sechstausend Jahren, dem Volke auch nicht einmal mehr symbolisch vorgetragen werden. Nicht nur, daß eine solche Zahl im Vergleich zu den unserer Berechnung zugänglichen Zeiträumen der Dauer von Welt oder Erde sich als verschwindend angesehen werden kann, trifft sie — was freilich sogar der Mehrzahl der Gebildeten unbekannt zu sein pflegt — nur einen kleinen Bruchtheil der Zeit aus, während welcher unser eignes Geschlecht seinen Wohnsitz im Weltraum, die Erde, bewohnt. Nur die sogenannte historische Erinnerung des menschlichen Geschlechts, d. h. die Zeit, aus der wir bestimmte und glaubhafte geschichtliche Ueberlieferungen besitzen, wird ungefähr durch jene Zahl, als 5000—6000 Jahre ausgedrückt, während die mythische oder sagenhafte Geschichte der ältesten Völker der Erde noch um Vieles höher hinaufreicht. So beginnt die historische Erinnerung der Babylonier 2400 vor Chr., während ihre Sage nach Diodor's Angabe behauptet, daß in Babylon der Himmel schon 473,000 Jahre vor Alexanders des Großen Zug beobachtet worden sei. Menes, der erste ägyptische König der Dynastien, wird 5000—3900 Jahre vor Chr. gesetzt, während die sagenhafte Geschichte dieses Volkes noch 17,000 Jahre früher beginnt. Wollten wir demnach vorerst allein bei den geschichtlichen Zeugnissen stehen bleiben, so würden wir schon allein durch diese genöthigt sein, das Alter des menschlichen Geschlechts auf ungefähr zehntausend Jahre zu bestimmen. Denn schon 5000 Jahre vor unserer Zeitrechnung treffen wir zufolge der angezeigtenen Untersuchungen der Orientalisten die Menschen auf einer so hohen Stufe der Cultur, daß man Herrn Prof. Schieden vollkommen Recht geben kann, wenn er noch einen Zeitraum von weiteren 5000 Jahren hinzunehme, welcher nöthig sein mußte, um die Menschen diese Stufe der Cultur erreichen zu lassen. Aber in der Wirklichkeit ist diese ohngefähre Schätzung eine viel zu geringe. Denn glücklicherweise sind wir in Bezug auf das Alter des Menschen nicht auf den Zeugniß der Geschichte beschränkt, sondern besitzen in den Durchforschungen der Tiefen der Erdrinde ein einsichrees und wirklameres Mittel, um die Wahrheit zu finden und unsere Kenntniß weit über jene geschichtlichen Anfänge hinaus auszudehnen. Bei Ausgrabungen im Nilthale entdeckte man 30 Fuß unter dem Nilschlamm Spuren menschlicher Civilisation und Kunstfertigkeit, welche die ägyptische Cultur 17 Jahrtausende vor unsere Zeitrechnung hinaufrücken. Vor Allen sind verschiedene Menschenknochen in einem Gypsriff, dessen Alter Agassiz auf 10,000 Jahre berechnet. In der Nähe des bothnischen Meerbusens grub man eine Fischerhütte aus, deren Alter auf 12,000 Jahre berechnet werden muß. An derselben Küste sind durch die Funde der amerikanischen Geologen im Mississippithale, welche beweisen, daß dort schon seit mindestens 57,000 Jahren Menschen wohnen!! Schon lange hatten die Geologen, auf solche und ähnliche Anzeichen gestützt, seinen Anstand genommen, das Alter des menschlichen Geschlechts auf gleiche Höhe mit dem Alter der letzten Erdbildungsperiode oder der sogenannten Alluvialschicht zu berechnen, eine Periode, deren Dauer gemeiniglich zu 80—100,000 Jahren angenommen wird. Indessen ist auch diese Berechnung schon um deswillen zu gering, weil die letztere Schätzung wahrscheinlich eine zu niedrige ist. Wenigstens muß nach Braun ein Fund in einer Baumstämme in Louisiana auf ein Alter der sogenannten Alluvion von 158,400 Jahren geschlossen werden.

Aber die ganze Berechnung nach der Dauer der Alluvion ist unnöthig geworden, seitdem fortgesetzte Entdeckungen kaum einen Zweifel mehr darüber lassen, daß es, was man bisher durchaus bezweifelt hatte, fossile oder sogen. verweltliche Menschen gibt, d. h. daß Menschen schon in dem unserer jetzigen Erdbildungsperiode vorangegangenen Zeitabschnitt, als zur Zeit der sogen. Diluvionen gelebt haben müssen. Dieser Schluß gründet sich darauf, daß man fossile Ueberreste des Menschen mit denen diluvialer Thiere unter Umständen zusammen gefunden hat, welche kaum einen Zweifel darüber gestatten, daß der Mensch gleichzeitig mit einigen derselben gelebt haben muß, wie denn überhaupt eine strenge Grenze zwischen Alluvium und Diluvium kaum mehr gezogen werden kann. Solche Funde sind von Lund in Brasilien, von Casteinau in Peru, von Schmerling und Spring in Belgien gemacht worden. Am meisten Aufmerksamkeit haben übrigens neuerdings die Entdeckungen französischer Forscher auf sich gezogen. Boucher de Perthes und Prestwich haben in unverletzten Kieselbetten des nördlichen Frankreich des Abbeville und Amiens steinerne, von Menschenhand gefertigte Geräthe, wie Beile, Speerspitzen, Aexte rc. in großer Menge, untermischt mit Resten vorweltlicher Thiere, angetroffen. Der berühmte englische Geolog Lyell ist selbst an Ort und Stelle gewesen und bestätigt das Erzählte! Er nennt das Alter der Kieselwerkzeuge von Abbeville und Amiens sehr groß im Vergleich zu den Zeiten der Geschichte und der Traditionen. Noch zu Ende vorigen Jahres hat B. Dawkins aus diesem Anlaß Nachgrabungen in der Umgegend von Amiens anstellen lassen und neun solcher Steinäxte mitten unter den Resten des fossilen Pferdes und einer von der unlängst verschiedenen Rinderart gefunden. Schließlich dürfte sollen ingleichen an einem Orte, der Cave in Suffolk, im Diluvium gemacht worden sein. Zu Lund in Schweden hat man das Gerippe eines Bos primeus ausgegraben, welches den leicht zu erkennenden Abdruck eines Pfeiles an sich tragen soll. In den Torfgruben in Irland fand man die Ueberreste eines vorweltlichen Riesenhirsches, dessen Rippe wie mit einem scharfen Werkzeug durchbohrt schien und zugleich Bildung neuer Knochensubstanz wahrnehmen ließ. In den uralten Pfahlbauten in mehreren Seen der Schweiz fand man ebenfalls Spuren, welche darauf schließen lassen, daß der Mensch ein Zeitgenosse des knochenhirsches gewesen sein müsse. Ohne Zweifel wird man, einmal aufmerksam gemacht, immer mehr solcher Spuren entdecken, und wird sich wahrscheinlich schließlich ebenso von der Existenz fossiler Menschen überzeugen, wie sich Jedermann jetzt von der früher nicht geglaubten Existenz fossiler Affen überzeugt hat.

Die ganze Sache hat wegen ihrer hohen Wichtigkeit in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der Forscher, namentlich in England und Frankreich, in hohem Grade auf sich gezogen, und soll einen noch unerwarteten lebhaften Briefwechsel englischer und französischer Gelehrter hervorgerufen haben. Lyell hat im vorigen Jahre in Aberdeen in der geologischen Section der britischen Gesellschaft eine Rede über den Gegenstand gehalten, und

Digitized by Google

der französische Akademiker Littré in der Revue des deux mondes einen interessanten Aufsatz veröffentlicht, in welchem er der Frage, ob schon vor der letzten geologischen Epoche Menschen gelebt haben, behandelt. Die in den letzten Jahren gemachten Funde machen eine Bejahung der Frage nach ihm sehr wahrscheinlich und denkenden zum Wenigsten ein sehr hohes, weit über die historische Zeit hinausreichendes Alter des menschlichen Geschlechts. Auch besteht nach ihm, trotz einzelner nicht übereinstimmender Thatsachen, ein Gesetz allmählicher Vervollkommnung und Stufenfolge, von welchem der Mensch keine Ausnahme gemacht haben wird.

Die interessanten Folgerungen, welche auf dieser wichtigen Entdeckung von jenen hohen Alter der Menschheit sich verschiedene Bezug nehmen, auf entgegenwärtigen Aufklärungen der Wissenschaft für die Culturgeschichte, wie für die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Körpers und Geistes gezogen werden müssen oder können, sind theils zu offenbarig, theils schon früher oft genug gestend gemacht worden, als daß man nöthig hätte, näher darauf einzugehen. So sind diejenigen, welche sich auf das Zeugniß der Bibel für Adam als den ersten und ältesten der Menschen berufen, auch abgesehen davon, daß dieses Buch in wissenschaftlichen Fragen keine Autorität beanspruchen will, schon als vergeblich darauf hingewiesen worden, daß das Zeugniß der Bibel selbst ganz im Gegentheil die Existenz von Menschen schon vor Adams Zeit bekundet, da dieselbe im vierten Capitel der Genesis selbst sagt, Kain (der Sohn Adams) sei aus dem Lande gegangen und habe ein Weib genommen, während Eben, an dem Lande Nod. Aber wie oft müssen solche oder ähnliche Entdüllungen noch wiederholt werden, bis der dem Zeugniß der Wahrheit die Nebel Jahrtausende alter Finsternisse oder Vorurtheile verschwinden werden?! Dr. L. Büchner in Darmstadt.

Aus dem Leben des Hausshundes. Unter dieser Rubrik befindet sich in Nr. 19 der Gartenlaube ein Aufsatz, welcher in seiner Einleitung Aufforderung zu weiteren, entsprechenden Mittheilungen enthält. Ich liefere hiermit einen Beitrag zur Charakteristik des Hundes, welcher in keinem Blatte, als Fortsetzung des von Herrn Dr. Brehm eingeleiteten Artikels, Anstahme finden möge.

„Ich habe," erzählte mir der Besitzer eines bei Neustadt in Westpreußen gelegenen Gutes, der sich zu Tische gesetzt, „lange Jahre einen Pudel besessen, den ich und meine Familie niemals vergessen werden. Die Treue und Anhänglichkeit, der bis zur menschlichen Vernunft heranfreisende Scharfsinn des Thieres überstieg Alles, was man bis dahin im Kreise meiner zahlreichen Bekanntschaft gesehen hatte. Früher in Pommern, jetzt auch hier in Pommern anfässig, wurde von mir auch jährlich der Stettiner Wollmarkt besucht, und auch dorthin begleitete mich stets mein Pudel, welcher zwar in der Jugend seinen Namen erhalten hatte, doch erstaftlich gern „Pudel" genannt wurde.

„Pudel hatte sich einer großen Bekanntschaft zu erfreuen, und war zu einer gewissen Berühmtheit gelangt. Der Wollmarkt war in einem Jahre besonders glücklich für mich ausgefallen. Schon am ersten Tage war meine Wolle verkauft, und ich, freilich, in Folge meiner Unerfahrenheit in lebhaftlich dem Vergnügen zu widmen. In einer Weinhandlung, im Herzen der Stadt gelegen, hatte ich mit meinen Freunden beschlossen, meines Pudels Scharfsinn auf die Probe zu stellen. Zu dem Ende verstecke ich mein Taschentuch tief zwischen Stroh und Nüdenstroh des Sopha's, während Pudel Stehe hielt. Wir brachen auf, begaben uns auf mancherlei Umwegen nach dem Bahnhofe, und hier angelangt, sprach ich: „Pudel! mein Taschentuch ist fort, geh, hole es mir." Pudel zog unverweilt ab, doch setzte mich sein ungewöhnlich langes Fortbleiben in Erstaunen, und wir begaben uns demselben Wege, welchen wir nach dem Bahnhofe eingeschlagen hatten, zur Stadt zurück, alle diejenigen Orte durchsuchend, welche wir abschließlich das erste Mal betreten hatten. Pudel war richtig an jedem Orte gewesen, hatte Nachsuchung gehalten, das Verzeichniß seiner Pudel aber erfassen, sich bald wieder auf die Socken gemacht. So erreichten wir denn die oben erwähnte Weinhandlung, welcher Pudel mit Freudensätzen, mein Taschentuch zwischen den Zähnen, mir entgegen sprang. Die Freude des Weinhändlers aber erzählte: „Ihm Uebereinigung zu gewinnen, wie weit des Thieres Kunst sinn reichen werde, hatte ich, nachdem Sie das Local verlassen, das Taschentuch aus seinem Versteck herausgezogen und in den im Gastzimmer befindlichen, mit einer Glasthüre versehenen Schrank, auf zwar hinter eine aufrecht stehende Porzellanschüssel gelegt. Pudel stürzte eintrat, suchte immer, sofort nach dem Sopha und von dort nach jener Abtheilung aller Plätze mit einem Satze in den Glasschrank, wie denkbar, die große Glasschreibe und Porzellanschüssel zerstimmernd, aber erschüttert und der heraus lasten Zerstörung für seinen Eifer sich freuend. Pudel überbrachte stets die Beschleunig Vogt, welcher das Verwerk bewirthschaftete, und nur dieser empfing den Zettel. Es bedurfte dann nur der Weisung: „Du kannst gehen!" oder: „Du mußt warten!" Im letzteren Falle erwartete Pudel jedesmal eine Stellung guter Wolle, welche er in Empfang nahm, und wenn er sich dessen bewußt, vor dem Thore sich sein Botenlohn, in Gestalt seiner geliebten Milch, gesatzt war. Daß seine Nüdkehr zu mir dann aber in der kürzesten Zeit erfolgte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Das meinem in Pommern gelegenen Gute anhängende große Dorf enthält zwei Wirthshäuser, deren Inhaber auch Materialwarenhandel betreiben. Beide Handlungen führten diejenige Tabaksorte, welche ich stets zu rauchen pflegte, und ich entnahm grundsätzlich, gleich den andern Waaren, meinen Tabak abwechselnd in der einen oder andern Handlung. Der Inhaber des einen Wirthshauses war Jagerist und sein Name Abendroth. War ich des Tabaks benöthigt, so hatte ich an Pudel stets einen sichern Boten, und es bedurfte nur der Weisung, zu Abendroth oder dessen Concurrenten zu gehen, um den Tabak von dem Händler zu erhalten, welcher diesmal beim Einkauf an der Reihe war, und niemals hat eine Verwechselung stattgefunden.

„Mit diesen Eigenschaften verband Pudel aber und die einen treflich gebildeten Verstandesfunden, und es war häufig Heiterkeit, wenn ich auf Jagden in Gegenwart von Herren, welche Pudels Talent für einen dressirten Jagdhund noch nicht kannten, mit diesem auf dem Rendez-vous erschien. Dieses Talent führte des treuen Hundes häufigen Ende herbei. Einen Tages einen breiten, einen ungewöhnlichen Graben beschädigen, entdeckte Pudel einen Hasen im Lager, und da in meine Küche schon mancher Lampe gewandert war, den Pudel gebracht hatte, so war ich weit entfernt, ihn abzurufen. Ich lehne heim, doch von Pudel keine Spur. Der Tag verging, Pudel blieb aus. Meine Leute wurden in alle Richtungen ausgesandt, sie kehrten ohne meinen geliebten Hund zurück. Erst am dritten Tage erschien Pudel, aber todesmatt und schwer verwundet. Er war von einem Jäger angeschossen, und trotz aller angewandten Heilmittel und Pflege starb das treue und seltene Thier."

So unser freundlicher Wirth; die Mutter des Hausherrn konnte aber schon während dieser Mittheilungen den Thränen nicht mehr gebieten, und weinend verließ die würdige Matrone den Tisch. Wir aber folgten lange schweigend ihr. Die Führung, welche sich unter Allen bekundet hatte, unterbrückte jedes Wort. Gustav von Wallenrodt.

Auerbachs Volkskalender. Seitdem Schriftsteller von Bedeutung sich der Volkskalender angenommen, ist unbedingt ein edleres und würdigeres Streben in diesen wichtigen Zweig der Literatur gekommen. Statt der ältenen Mord- und Scandalgeschichten, der vormeintlinger'schen Anekdoten und Schwänke, wie sie leider noch in einigen dort verbreiteten Oberreichischen Kalendern erscheinen, ist ein mehr unterrichtender und in dem rein unterhaltenden Theile ein fast durchgängig anständiger Ton angeschlagen worden, der auf den Geschmack der Massen mich ohne Einfluß bleiben kann. Den ersten Rang in dieser Beziehung nimmt unstreitig der Auerbach'sche Kalender ein, der namentlich in dem soeben begonnenen Jahrgang (erschienen den 1. September bei Ernst Keil in Leipzig) sowohl dem Inhalt wie der Ausstattung nach verdientes Aufsehen erregen wird. Auerbach selbst liefert zwei Erzählungen: „Zwei Feuerreiter" (aus Gotthelf's und Karl Augusti's Leben) und „Der Bibliothekar", Scherz, Ernst und Satire, ferner von Rambera, die zweite von Adolf Menzel sehr treff und ganz der beiden Meister würdig illustrirt. Die Holzschnitte, welche wir zu sehen Gelegenheit hatten, sind wahre Meisterstücke. Eine dritte, ebenso originelle wie schön durchgeführte Erzählung hat ein Schweizer-Freund, der berühmte Keller (Verfasser des „grünen Heinrich"): „das Fähnlein der sieben Aufrechten". Für den unterrichtenden Theil steuerte der bekannte Moderator Professor Virchow in Berlin einen sehr interessanten Aufsatz mit 5 Abbildungen bei: „Wie der Mensch wächst". Berth. Sigismund, „Aus Weingeschichte im Dorfe", A. Bernstein (der Redacteur der Berliner Volkszeitung) einen zeitgeschichtlichen Beitrag: „Altägliches Gespräch", Karl Andree einen nationalen Artikel: „Natürliche Grenze und was dazu hängt", Auerbach zum Schluß endlich ein Manuscript: „Gut Heil! Briefe eines alten Turners aus Südtirol-Schlanz". — Sicher eine ebenso zeitgemäße wie reiche Auswahl, für deren innere Tüchtigkeit die bekannten Namen der Mitarbeiter die besten Bürgen sind.

Das Blut des heiligen Januarius. Bezüglich des in der letzten Nummer abgedruckten Aufsatzes: „Das Mirakel des heiligen Januarius" erhalten wir so eben von dem Verfasser in Neapel noch eine nachträgliche Mittheilung: Das fistirene Gerücht, worin sich das angebliche Wunder in zwei Phasen befindet, hat ungefähr die Gestalt einer Wagenlaterne, ist doppelt so groß als die gegebene Abbildung, und ist an einer seidenen Schnur befestigt, die dem es gegebenen Priester und den Laien zeigt, damit es ihm bei dem weiten, unausfüllbaren Umherdrehen nicht zu Boden falle. Die Form des Gefäßes, wie die Handhabe sich mit dem Mittelstücke verbindet, sind einige kreisrunde Löcher angebracht, wie mir scheint, um die erwärmte Luft desto besser in den innern Raum, wo die Blutscheiben stehen, gelangen zu lassen. Zum Ornamente gehören dieselben entschieden nicht und ich meinerseits würden sie wohl auch nicht da sein. In der Abbildung konnten sie natürlich nicht angedeutet werden.

Schach.

Aufgabe Nr. 5.

Stellung: Weiß. K g 6. D d 7. S e 4, d 7. B e 2. Schwarz. K e 6. T e 6. B g 7. Matt in drei Zügen; vom Anonymus von Lille.

Briefwechsel.

Planen M-r. Das Problem ist richtig unter der Bedingung eines Bauernmatten, welche freilich die Lösung leichter erratben läßt. Ohne solche Bedingung kann Weiß auch durch 3. S b 6 f S b 6: 4. T e 5 + nebst 5. T c 5 + das Ziel erreichen. Mit nachträglichem S a 5 bleibt 3. S e 3. 4. T e 5 — 5. D e 4 # möglich. — Triptz. H. Richtig; wie aber lösen Sie die Aufgabe, wenn noch ein weißer Bauer auf g 5 steht? — Altona. J. H. C. Nicht richtig, da Schwarz T a 8 — a 1 f entgegnen kann. — Schnitz. J. G. W. Das Zeichen o — o bedeutet die Rochade.

Für „Vater Arndt"

gingen bei Unterzeichnetem wieder ein: 2 Thlr. ein Berehrer Arndt's in Fürth — 15 Thlr. 2 Ngr. Ertrag der auf dem Cyrenberg von den Sängervereinen aus Bautzen und Neustadt angestellten Sammlung — 3 Thlr. 24 Ngr. von Sängervereein in Zimmau — 15 Thlr. einige Primaner und Lehrer des Gymnasiums zu Arnstadt (Thüringen), übersandt von W. Kimmel — 8 Thlr. Erbeinigungsgesellschaft in Leipzig — 11 Ngr. einige Mitglieder des Schnitzer Liederbundes — 7 Thlr. 20 Ngr. (13 fl. 30 kr.) Dantesfeier (Großh. Hessen) Sängerbund mit dem Motto: „Wie man singt, da laß Euch ruhig nieder." Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Brief aus Amerika.

Von Henriette von Bissing.

(Schluß.)

Heute hatte Herr Blenheim sich wieder mit Herrn Belani bei Tische gelangweilt und saß nun am Abend spät mit Mutter und Tochter allein in dem Salon, immer noch verstimmt, während Nancy den Flügel mit Phantasien über das Thema: „Ach, wenn Du wärst mein eigen!“ bearbeitete und, so sehr sie damit die Mutter ärgerte, den Vater dadurch endlich doch glücklich auf andere Gedanken brachte.

Er trat zu ihr, entzückt über die Fertigkeit ihrer Finger, indem er weder der Gräfin Hahn berühmtes Lied, noch die Gefühle kannte, die dasselbe in Nancy's Herzen weckte oder doch begleitete. Als sie ihr Spiel beendet, küßte der Vater sie auf die Stirne und rief Beifall klatschend: „Mädel' ich's doch machen, wie jener Pirtuos, der zum Kaiser Joseph sagte: „Ewig schade, daß Ew. Majestät kein Geigenspieler geworden sind!“ Aber nicht wahr, Nancy, Du würdest auch antworten, wie der Kaiser: „Hab's halter so besser!“?“

Nancy nickte bejahend. Sie hätte gerne weiter geträumt, allein der Vater ließ ihr keine Zeit dazu. Noch hatte er ihr und der Mutter seine stolzen Hoffnungen nicht mitgetheilt, und sie sollten erst noch jeden Zoll der Huldigungen, die er heute eingenommen, mit genießen. Endlich erinnerte Nancy daran, daß die Uhr zwölf geschlagen. Die Mutter war schon lange eingenickt, da sprach der Vater, sich erhebend: „Nun werde ich Gelegenheit haben, mich an Manchem zu rächen, der sich einst gegen mich vergangen. Darunter ist auch der Almis. Wird mir ein Wechsel von dem groben, undankbaren Patron präsentirt, darf ich nur die Achsel zucken und ihn zurückweisen, dann raunt die ganze Börse sich zu: „der ist faul!“ “

„Du bist wohl gar böse, daß ich den eingebildeten Laffen laufen ließ?“ fragte Nancy verwundert.

„Ich weiß nicht, ob Du ihn hast laufen lassen,“ versetzte der Vater sarkastisch. „Nur das weiß ich, daß er ohne Dank und Abschied davon gelaufen ist. — Und ich hatt's gut mit dem Burschen im Sinne,“ fügte er, wie zu sich selber redend, hinzu. „Es war doch Einer vom Geschäft und er hatte Kopf. Aus dem wär' Etwas geworden, wenn ich ihn unter die Zucht nahm.“

„Versuch doch Deine Kunst an Eugen!“ warf Nancy boshaft ein.

„Was willst Du von ihm?“ rief der Vater hitzig. „Er hat Genie, und wenn er sich erst die Hörner abgelaufen, wird er seinen Weg schon machen. Eugen mischt sich nicht in Deine Phantastereien, gönne Du ihm die seinigen. Ihr werdet schon Beide noch einmal vernünftig.“

Die Mutter war erwacht, als ihr Gemahl sich erhoben, und fiel jetzt gähnend ein: „Nun, da der Almis ein solcher Herumtreiber ist, und Du ihn stürzen kannst, so wird er wohl bald bankerott. Da sieh doch zu, Gustav, daß wir das Haus bekommen. Ich möchte die Tannen umhauen und den Park vergrößern lassen.“

„Ach ja, Papa!“ rief Nancy lebhaft, „kaufe das Haus. Es kann so, wie es ist, im Park bleiben und mein eigen, mein Sanssouci, mein Tusculum werden; bitte, bitte, bester Papa!“

„Nun, wir wollen sehen, wie es sich macht,“ entgegnete der Banquier, und sie trennten sich, um in ihre verschiedenen Schlafgemächer zu gehen.

Der alte Almis galt lange Zeit für einen Geizhals und noch immer für einen Sonderling. Er hatte ein Commissionsgeschäft, dem er ganz allein vorstand und das man für sehr einträglich hielt, und man begriff daher nicht, warum er seinen Sohn nicht darin aufgenommen, ihn vielmehr bei seinem Nachbar, dem Schiffsmakler, in die Lehre gegeben hatte. Er selbst kaufte und verkaufte Häuser, die Hunderttausende kosteten, welcher Handel für ihn viel Geld mußte abgeworfen haben; dennoch wohnte er fortwährend in einem sehr kleinen Häuschen, an dessen einfacher Einrichtung nie etwas verändert ward. Bei dem Unterricht seines Sohnes hatte freilich einst auch er nichts gespart, aber an Kost und Kleidung, so viel es anging. Da William seine Brüder hatte, mußte er als Knabe alle alten Röcke seines Vaters allein zu Ende tragen, und es halfen weder Bitten noch Thränen. Der erste neue Rock, den er zur Confirmation bekam, ward so bestellt, daß er ihm noch nach drei Jahren passen mußte.

Kein Wunder, daß der eitle Jüngling deste mehr auf seinen Anzug verwendete, als er sich erst selbst etwas verdiente. Der Vater ließ ihn dabei gewähren, ja seine grämlichen Züge klärten sich mit dem Versuche eines schmunzelnden Wohlbehagens auf, als er seinen Eingebornen eines guten Tages in einen jungen Elegant verwandelt sah. Späterhin gab es freilich mitunter viel Angst und Sturm in dem kleinen Häuschen, durch Schulden veranlaßt, die William gemacht und die zu hoch waren, als daß seine Mittel oder die stets für ihn geöffnete Casse seiner Tante und Pflegemut-

Digitized by Google

ter dazu ausreichten. Aber diese gute Tante, die nach dem frühen Tode ihrer Schwägerin deren Stelle im Haushalte ihres Bruders ausfüllte, wußte den Lorbeern immer zum Zahlen zu bewegen, indem sie ihn an das holländische Sprüchwort erinnerte: „Einmal muß der Wein gähren, und der Jüngling rasen."

Der alte Mann trug seitdem seine Röcke bis zur Fadenscheinigkeit, und wenn seine Schwester, die seine Verhältnisse kannte, wenigstens besser, als sonst Jemand auf der Welt, ihn deshalb tadelte, sagte er: „Es ist gut, wenn der Junge in mir eine Art von Gewissen vor Augen hat, da er in Dir die beständige Begebung sieht. So wollen wir uns auch für ihn malen lassen, damit er uns noch nach unserm Tode also im Gedächtniß behält." Bald nachdem dieses Vornehmen ausgeführt war, starb die Tante, als sei nun ihre Mission auf Erden erfüllt.

Herminens Mutter war eine Verwandte von William's Lehrherrn, auf dessen Comptoir auch ein armer verwaister Neffe von ihr das Geschäft erlernte, der in ihrem Manne seine letzte Stütze verloren hatte. Harry und William waren Freunde, soweit es ihre verschiedenen Charaktere und Verhältnisse gestatteten, und die kleine Hermine wuchs in den beiden Nachbarhäusern gewissermaßen mit auf, wo sie, so lange sie die Schule besuchte, ihren Tisch hatte. Sie und Harry waren erklärte Lieblinge von William's Tante; der Letztere interessirte sich wenig für das stille, schüchterne Kind. Der Nachbar starb, als William und Harry noch nicht lange ihre Lehrzeit beendet hatten, und der nun gänzlich verwaiste Jüngling ging nach Amerika, um dort sein Glück zu versuchen, und da er nichts wieder von sich hören ließ, hielten ihn seine Freunde endlich für untergegangen, wie so mancher nach Abenteuern suchende Jüngling untergeht.

Seit dem Tode von William's Tante hatte sein Bericht mit der Pastorin Walter gänzlich aufgehört, und zwei Jahre mochten verflossen sein, als William einst auf dem Wege, der ihn zu Blenheime, Herminen in die Stadt führen sollte, ihm begegnete. Er erkannte sie kaum wieder, aber geblendet von ihrer madonnenartigen Schönheit, blieb er unwillkürlich stehen. Sie hatte ihn sogleich erkannt und that dasselbe. Er kehrte mit ihr um, und auf dem Wege theilten Beide sich ihre Erlebnisse mit. Harry spielte in dieser Unterhaltung eine Hauptrolle, und William fand dadurch willkommene Gelegenheit, Herminens Mutter zu besuchen. Er holte und brachte Briefe mit Erkundigungen nach dem Verschollenen und Antworten von übereifrigen Geschäftsfreunden, die leider nichts über ihn hatten erfahren können.

Als William seinem Vater die Neigung zu Herminen gestand, freute der alte Mann sich darüber im Stillen herzlich, obgleich er es für vortheilhafter hielt, sich hiervon nichts merken zu lassen. Ihm hatte das Mädchen immer sehr gefallen, und er kannte ihre Mutter genau genug, um zu wissen, nach welchen Grundsätzen sie ihre Tochter würde erzogen haben. Ja, er gab sich der gewissen Hoffnung hin, daß sein Sohn, nachdem er eine solche Wahl traf, nun endlich ausgerast hätte. Mit ebensoviel kaufmännischer Vorsicht, als väterlicher Liebe, gab er William die Mittel, Haushaltung und Geschäft aufs Beste einzurichten, und indem er seinem Sohne sagte, daß er nun vor seines Vaters Ableben auf keinen Zuschuß mehr rechnen dürfe, überließ er es dem jungen Paare, mit der Welt und sich selber fertig zu werden.

Damals träumte William noch davon, einst auch noch ein Börsenkönig zu werden, und zu einem Matador in seinem Geschäft befaß er auch alle Anlagen. Mit einem offenen, gewinnenden Aeußeren verband er Schlauheit und Uebervorheitskunst, und selbst sein wohllautendes Organ trug dazu bei, auch den stockfischten Engländer zu bewegen, ihm seine Schiffsladung anzuvertrauen. Auch verdiente er im ersten Jahre große Summen, sein Credit stieg, und die Achtung auch der gediegensten Geschäftsmänner ward ihm zu Theil. Seine junge Frau war selig in seinem Besitze und ihrer reizenden Häuslichkeit, und hielt es für ein unerhörtes Glück, als sie jetzt auch das Theater und die schönen Umgebungen der beiden großen Städte nach allen Richtungen hin kennen lernte.

Freundinnen besaß und entbehrte Hermine nicht. Die eingeschränkte Lage ihrer Mutter, der Fleiß, mit dem Beide an der Vermehrung ihrer kleinen Einnahme arbeiteten, erlaubte ihnen keinen Umgang, und nur eine alte Dame in Altona hatten sie zuweilen besucht, die den Verkauf ihrer Arbeiten besorgte. Hermine fand es daher weder auffallend, noch betrübte es sie, daß William auch nach ihrer Verheirathung sie in keine Familienkreise einführte, und nur von Zeit zu Zeit einen oder den andern Freund oder Schiffscapitaine zu Tisch lud, was das Geschäft so mit sich brachte.

Als bei William der erste Rausch der Leidenschaft für das schöne Weib verraucht, und ihm das rechte Verständniß für die Seele, die in ihr wohnte, noch nicht aufgegangen war, zog die Macht der Gewohnheit, der Geschmad an Vergnügungen, bei denen sittsame Frauen nicht zulässig, sowie die Spötterein seiner Bekannten ihn wieder dem Kreise des Abgrunds zu, in den er gänzlich zu versinken drohte, wenn keine höhere Macht sich seiner erbarmte. Hermine kannte leider noch immer das rechte Mittel nicht finden, ihn davon zurückzubringen. Sie hatte es auf alle Weise versucht, allein damit nur erreicht, daß William sich in ihrer Gesellschaft zu langweilen begann, und um nicht so schuldig vor sich selber da zu stehen, nach Gründen spähte, sich über sie beklagen zu können. Die gewöhnliche Weise der Leichtsinnigen! Allerlei unsinnige Einbildungen bemächtigten sich dabei seiner. Bald überredete er sich, es sei Eugen Blenheims Teufelskünsten gelungen, Hermine zu bestricken. Bald sollte ihre Mutter, eine fromme und ernste Frau, sie gegen ihn aufgestern. Im Grunde aber waren diese Einbildungen doch nur ein Beweis von körperlichen und geistigen Leiden und von der erwachenden Regung seines Gewissens.

Eines Tages befand er sich auf dem Wege zur Eisenbahn, um die im Kieler Hafen stationirende Kriegsflotte in Augenschein zu nehmen. Er überdachte dabei seine Lage, die schon sehr kritisch geworden war und ihn leicht zum Bankerott führen konnte, wenn sein Vater ihm nicht half, dem er selbst sich unmöglich glaubte anvertrauen zu können. Er dachte, ob nicht vielleicht Hermine — — aber ihr verändertes Wesen gegen ihn — — — plötzlich ward eine göttliche oder teuflische Macht ihm einen Gedanken in das Herz, der ihm das Blut in den Adern erstarren machte, und bei dem es ihm zum ersten Male klar ward, daß selbst noch in diesem Augenblicke alle Güter der Erde ihm nichts gegen den Schatz galten, in dessen Besitz er sich allzu sicher geträumt, und den niemals besessen zu haben, eben dieser neueste Gedanke war: Herminens Liebe. Klar, wie der Tag, stand die Ueberzeugung vor seiner Seele, daß sie ihren Vetter Harry geliebt und ihn nur geheirathet hatte, weil sein Vater für einen reichen Mann galt. So lange er sich noch als den einzigen Erben eines solchen erwiesen, war sie stets heiter und liebreich gewesen; jetzt waren ihre Lebensaussichten trübe, und ihre Augen zeigten stets die Spuren von Thränen. Und kaum ihre Schwermuth, ihre Ermahnungen zu einem frommen Lebenswandel, die strenge Miene ihrer Mutter! O daß er bisher mit Blindheit geschlagen gewesen und nicht errathen hatte, woran er jetzt wie an ein Evangelium glaubte!

Statt seinen Weg zu verfolgen, schlug er gedankenlos den nach seinem Hause führenden ein; während Hermine, die ihn vor Abend nicht zurückerwartete, sich in dem Bilderzimmer mit einer großen Stickerei beschäftigte, die sie ihrer Mutter schenken wollte, damit diese sie auf dem früheren Wege verlassen und dafür ihre kleinern Wintervorräthe beschaffen könnte. Niemand, William am Allerwenigsten, sollte und durfte Etwas davon erfahren, und deshalb verschloß sie jedesmal die Thüre, wenn sie ihre vielen Mußestunden zu dieser Arbeit verwendete, die nach einem berühmten Muster, Abrahams Opfer darstellend, mit ebenso viel Kunst als Empfindung von ihr ausgeführt ward. In den nächsten Tagen hoffte sie damit fertig zu werden, was des Zweckes wegen so wünschenswerth war, und heute besonders fürchtete sie keine Störung, als das Dienstmädchen an die Thüre klopfte und die Meldung machte, es sei eine Kiste und ein Brief für den Herrn gebracht. Hermine rief ihr zu, Beides im Salon zu lassen. Denn über sie war gerade wieder ein Moment des tiefsten Seelenschmerzes gekommen, und indem sie einen Gang durch das Zimmer machte, um seine Thränen auf die lostbare Stickerei fallen zu lassen, tief sie ein Mal über das andere händeringend aus: „Gott, mein Herr und Vater, erbarme dich seiner und meiner!"

Als sie sich wieder einigermaßen gesammelt hatte, gedachte sie des Briefes und der Kiste, und ohne die Adresse des ersteren, die von einer kaufmännischen Hand geschrieben war, näher zu betrachten, nahm sie ihn der Sicherheit wegen mit in das andere Zimmer und legte ihn gedankenlos in ihr Nähkörbchen. Kaum hatte sie sich wieder an ihre Arbeit gesetzt, als William mit unsicheren Schritten über den dicken Teppich des Salons an die verriegelte Thüre eilte und sehr frappirt war, Herminen drinnen zu finden,

Digitized by Google

als er ihre Frage: „wer ist da wieder?“ vernahm. Ironisch antwortete er: „Ich bin's, wenn Du mich aber nicht sehen magst, will ich nicht stören.“

„O William, welcher Einfall!“ rief Hermine tödlich erschrecken; denn schon war sie so zaghaft geworden, daß sie seine unverhoffte Rückkehr einem Unglücksfalle zuschrieb. „Warte nur einen Augenblick,“ fügte sie bittend hinzu, während sie hastig die Arbeit zusammenschlug und in dem Spiegelschrank verschloß. Sie öffnete hierauf eiligst die Thüre und trat dem argwöhnischen Gatten bleich, aber mit einem Engelslächeln entgegen, indem sie in seinem finstern Gesichte nach der Ursache forschte, die ihn sobald zurückgeführt hatte. Sein Aussehen schien ihre schlimmen Ahnungen zu bestätigen. Auch er war bleich wie der Tod, und seine Augen blickten wirr und irrten nach einem Streifblick in ihre vorliegenen Züge im Zimmer umher und in das andre hinein, noch bevor er ein Wort sagte.

„Lieber William, was ist Dir widerfahren?“ fragte Hermine, und ihre Angst stieg, als er, statt hierauf zu antworten, mit erkünstelter Freundlichkeit fragte:

„Was ist denn Schönes in der antiken Kiste enthalten, die dort so sorgfältig auf den guten Teppich placiert ist?“

„Sie ist für Dich gebracht, lieber William, und hier ist auch ein Brief,“ sagte Hermine sanft, obgleich in tödlicher Angst über sein Benehmen.

„Was!“ schrie er mit einem Zornblicke auf die Adresse. „Und Du denkst mich glauben zu machen, daß Du diese Hand nicht kenntest? O, daher Deine wieder gerötheten Augen! daher die verriegelte Thüre und das Schließen des Schranks! daher Deine Blässe und sichtliche Angst! Verstelle Dich nicht länger, ich ahne, ich weiß Alles. Du hast einen Brief von derselben theuren Hand, von dem Dein Gatte nichts wissen darf und soll. Also dieser liebe, gute, redliche Harry lebt noch und hat noch in den ganzen vier Jahren sich weder nur seine zweite Mutter noch um seine ihn so treu und innig liebende Louise bekümmert?“

Hermine horchte anfangs mit sprachlosem Erstaunen auf William's Worte, aber kaum verstand sie daraus, daß Harry noch lebe, als sie für nichts weiter Sinn noch Verständniß hatte. „William! mein bester William!“ rief sie, „Harry lebt? der Brief ist von ihm? So erbrich ihn doch und laß uns sehen was er schreibt!“

William wehrte sie mit herrischer Gebehrde von sich ab, als sie unwillkürlich die Hand nach dem Schreiben ausstreckte. „Ja, der Brief ist von Harry,“ sagte er höhnend, „aber dieser ist an mich, und ich halte es wie Du, ich lese auch meine Briefe allein für mich, wenn auch nicht bei verschlossenen Thüren.“ Dabei erbrach er das Couvert, aus welchem auch ein Schreiben an Herminens Mutter herausfiel. Er griff danach, besah die Aufschrift und überreichte es ihr mit einer höflichen Verbeugung, indem er hinzufügte: „Den bringst Du wohl gern selbst und allein an die Adresse.“

Die Schilderung der Gedanken und Gefühle, die während dieser qualvollen Minuten Herminens Kopf und Herz durchirrten, würde mehr Raum erfordern, als dieser Erzählung gewidmet ist. Genug, als William schwieg, stand Hermine hochaufgerichtet vor ihm, und ihn mitleidvoll anblickend, sagte sie: „William, Du bist kein guter Mensch!“ Dann nahm sie den Brief für ihre Mutter und ging damit zur Thüre hinaus.

Als diese sich hinter ihr schloß, sank William in Verzweiflung zurück. Jetzt sollte er den Unterschied zwischen eingebildetem und wirklichem Unglück gewahr werden, indem er fühlte, daß er in Wahrheit nie an Herminens Liebe gezweifelt, und daß er ihre Verachtung nicht überleben könnte. Endlich erbrach er den an ihn gerichteten Brief und hoffte darin wenigstens etwas zu finden, was ihm einen, wenn auch nur scheinbaren Grund zu so wahnsinnigem Benehmen hatte geben können.

Flüchtig überlief er die Schilderung der Erlebnisse seines Jugendfreundes, die sich hierzu allerdings nicht eigneten. Dem armen Harry war es ergangen wie so vielen Andern, die nach Amerika gehen, um dort reich zu werden, und nichts Andres dahin mitbringen als kaufmännische Kenntnisse, an denen dort kein Mangel ist. „Köpfe habe ich genug und bessere als Du, wenigstens schlauere,“ ruft die neue Welt vergebend der alten zu, „sende mir nur noch tüchtige Arme.“ Mehr als zwanzig Rollen hatte Harry durchgemacht, nur um nicht zu verhungern. Von Ost nach West, von Nord nach Süd war er gewandert, bis er sich zuletzt in Toledo, einer neu gegründeten Stadt, niederlassen konnte. Hier hatte er in Compagnie mit einem jungen deutschen Arzte ein Droguiergeschäft errichtet, in welchem sie zugleich als Apotheker, Liqueurfabrikanten und Schenkwirthe fungirten und das ihnen die Aussicht eröffnete, mit der Zeit noch einmal wohlhabende Leute zu werden.

„Endlich,“ so schloß Harry's Epistel, „endlich kann ich nun auch anfangen, einige Zinsen von dem Capital abzuzahlen, das meine gute Tante und ihr Mann durch die Wohlthaten, die sie mir in meiner Kindheit erzeigten, bei mir angelegt. Bevor ich so weit war, wollte ich nicht schreiben. Besser, Ihr hieltet mich für todt, als elend. Wozu sollte es auch nützen, wenn ich die Sorgen einer armen Wittwe mit den meinigen vergrößerte? Zumal mir Niemand helfen konnte und sollte, als Gott und ich selber. Aus Europa hörte ich selten etwas; die größte und angenehmste Neuigkeit war die, daß aus Dir und meiner kleinen Cousine ein Paar geworden. Ich kann Dir nicht sagen, wie tröstlich mir diese Nachricht war, denn nun wußte ich, daß es meiner alten, trefflichen Tante an nichts fehlen würde. Doch, mein lieber William, Du darfst nicht vergessen, daß ich ihr ältester Sohn bin, und mußt es zulassen, daß ich von jetzt an das Meinige beitrage, ihren Lebensabend zu schmücken, wie sie es verdient. In dem anliegenden Schreiben sende ich ihr meine ersten Ersparnisse. Dich bitte ich, Dir die Havannah-Cigarren und den Liqueur aus unserer Fabrik gut schmecken zu lassen, und meiner kleinen lieben Hermine zu sagen, daß sie sich ihres Bruders in Liebe erinnern möge, wenn sie den beigeschlossenen Shawl um ihre weißen Schultern schlägt, die mir immer wie die Fittiche eines Engels vorkamen, wenn das liebreizende Kind meinen Hals umschlang. Sage ihr auch, daß sie es nicht übel nehmen soll, wenn ich für dies Mal nicht auch an sie schreibe; ich kann mir ja denken, daß sie diese Zeilen Wange an Wange mit Dir liest.“

„Hermine! Meine Hermine, ich habe Dich verloren!“ schrie William auf. „Du bist kein guter Mensch! — diese Worte werden ewig wie Flammen in meinem Herzen brennen! Und doch hat ein Engel sie gesprochen, ein gewöhnliches Weib würfte mich ein Ungeheuer genannt haben, um mit Recht. Ich wahnsinniger Thor habe selbst das größte Glück der Erde von mir gestoßen! Ich bin so elend geworden, daß ich das Leben nicht mehr ertragen kann!“

Der unglückliche junge Mann würde in diesem Augenblicke das Mitleid selbst des strengsten Sittenrichters gewecht haben, so groß war sein Schmerz, seine Reue, seine Zerknirschung. Endlich raffte er sich mit einem verzweiflungsvollen Entschlusse empor. „Ich muß sie sehen!“ rief er, „zu ihren Füßen will ich sie in die ganze Höllenliefe meiner Schuld bliden lassen und ihr Urtheil, ihre Entschließung in Demuth empfangen und tragen.“

Ohne Hut stürzte er aus dem Hause, den Abhang hinunter, dem Häuschen am Strande zu. Durch die hellen Scheiben suchten seine Blicke das mißhandelte, schuldlose Weib, und neuer Schrecken ergriff ihn, als er Hermine knieend vor ihrer Mutter, das Haupt in deren Schooße verbergend, erblickte. Natürlich wußte die Mutter nun seine ganze Schande; wie konnte er ihr, die ihn wie den Apfel ihrer Augen hütete, der ihr das Kamm gerauht und das Herz desselben zerrissicht hatte, unter die Augen treten? Aber die Mutter sah nicht aus, wie von Schmerz und Zorn bewegt, sie blickte glücklich und wie verklärt auf die Tochter herab, und hatte die Hände segnend auf das Haupt derselben gelegt.

Mit der Miene des Verbrechers, der seine Schuld empfindet und eingestehen will, trat William leise ein und warf sich an Herminens Seite nieder, indem er die sleheuden Augen zur Mutter erhob, die ihn freundlich verwundert anschaute, als er ausrief: „O Mutter! Mutter! vergeben Sie mir!“

„Was soll ich Ihnen vergeben, lieber Sohn?“ war ihre fast ängstlich flingende Frage, während Hermine regungs- und athemlos in ihrer Stellung verharrte und keine Ahnung hatte, welche Wirkung Harry's Brief in der Seele ihres verirrten Gatten hervorgebracht.

„Hat nicht Hermine — o daß ich noch sagen könnte: meine Hermine! — mich bei Ihnen verklagt? Sie zürnen mir, und das mit dem heiligsten Rechte. Versuchen Sie nicht, Ihre Gefühle gegen mich zu verbergen; ich bin nicht gekommen, mich zu entschuldigen, sondern meinen Unrecht zu bekennen und mein Urtheil zu empfangen.“

„Hermine, mein Kind, blick' doch auf und sprich!“ sprach die Pastorin, zärtlich bemüht, das hold errötete Antlitz der Knieenden aufzurichten, und als das jungfräuliche Weib nun wie Maria,

Digitized by Google

als sie die Verheißung empfing, mit gefenkten Lidern das Haupt erhob, aber noch immer schwieg, überfloß eine leise Röthe die Wangen der Matrone, und sie war fast schön zu nennen, als sie mit einer aus weiblicher Würde und Freude gemischten Haltung sprach: „Eigentlich, lieber Sohn, hätten Sie der Erste sein sollen, dem dies schämige Kind das süßeste Geheimniß des Weibes anvertraute. Doch wer weiß, wie lange sie es uns Beiden noch vorenthalten hätte, wenn die große Freude über Harry's Brief es ihr nicht entrissen. Sie sehen mich unglaublig an? Ja, ja, es ist gewißlich wahr, der Herr unser Gott gab mir an einem und demselben Tage den todt geglaubten Sohn zurück und die beseligende Hoffnung, einen Enkel auf meinem Schooße wiegen zu können."

Welche Feder wäre fähig, zu schildern, was bei dieser von ihm so heiß ersehnten Nachricht in William's Herzen vorging? Er war den seinen Knien aufgeprägten und starrte die Matrone erst ungläubig, dann, wie verklärt vor Freude an. Aber unwillkürlich entfernte er sich von Hermionen, als fühle er sich nicht würdig, seinem Gefühle Worte zu geben. Da aber sah auch sie sich, und auf ihn zueilend, umschlang sie ihn mit ihren Armen heiß und innig, während ihre Lippen nichts als nur die Worte: „William! mein ewig Geliebter!" stammelten.

Lange hielten sie sich so umschlungen, Beide in Thränen zerfließend, während die Mutter, die die ganze Scene mehr erriett, als verstand, nur einzelne Andrufe hörte, als: „Ich bin ein Elender, ein wahnsinniger Thor!" — — — „O, klage Dich nicht an, sage mir nur, daß Du mich noch liebst!" — — — „Du kannst mir nicht verzeihen." — — „Ich habe nichts mehr zu verzeihen, sobald Du nur an mich glaubst." — — „Ist es denn wahr, mein süßes Leben?! Doch sprich es nicht aus mit denselben Lippen, die erst vor einer Stunde sagten, ich sei kein guter Mensch, Gott — Gott, ich vertraue nicht das Glück, Vater zu sein!" — — — „William, Du wirst Deinem Kinde einst noch das edelste Vorbild sein, diese Stunde verbürgt es mir! — —"

Himmlische Minuten! wie sie nur selten denen zu Theil werden, deren Leben auf der Woge der Zeit gleichmäßig dahinfließt! Aber auch sie eilten verüber, und William fand nun eine selbstquälerische Genugthuung darin, beide Frauen in die Tiefen seiner Brust blicken zu lassen. Vergebens suchte Hermine ihn mehrmals zu unterbrechen, vergebens versicherte ihm die Mutter, daß ihre Tochter sich niemals über ihn beklagt, und er sie nicht in Schmerzen einweihen sollte, zu denen er von jetzt an gewiß niemals mehr Veranlassung geben würde. Ohne Schonung gegen sich verglich er sein Benehmen mit Harry's einfach redlichem, und indem er auch reb Punktes erwähnte, daß der Letztere schon von Ersparungen sprach und einen so edeln Gebrauch davon machte, während aus seiner Mittheilung deutlich hervorging, daß seine Lage augenblicklich noch nichts weniger als glänzend war, gelangte er endlich dahin, sich selbst der gedankenlosesten Verschwendungssucht anzuklagen, und in wahrer Verzweiflung brach er in die Worte aus: „Ja, es muß heraus! Du mußt und sollst Alles wissen, ich bin ein ruinirter Mann! Wenn ich nicht bis übermorgen 4000 Mark habe, die ich nicht aufzubringen weiß, muß ich mich fallit erklären!"

Die Mutter sank bei dieser Nachricht fast in Ohnmacht. Sie warf dann in namenloser Angst den ersten Blick in die Banknote, die natürlich nicht so groß war, um eine solche Summe zu decken. Hermine dagegen fand eine Art Trost darin, als sie sich sagen konnte, daß Gethörgen ihres Mannes Laune in der letzten Zeit sehr verstimmt und seine Härte, seine Rauhheit gegen sie veranlaßt haben könnten. Auch freute sie sich, als er ihr durch sein Vertrauen endlich Gelegenheit gab, ihm als christliche Ehegattin helfend und rathend zur Seite treten zu können.

„Verkaufe doch das Haus!" sagte sie heiter. „Von meiner Mädchenzeit hörte ich, daß Madame Bienheim es sich mit Leidenschaft wünscht, um ihren Park vergrößern zu können."

Anfangs ergriff William den Gedanken mit Begeisterung, allein bald schüttelte er das Haupt. „Nein," sagte er, „das Haus ist mir seit einer Stunde zu theuer geworden. Dort habe ich das höchste Glück genossen, dort habe ich es mit Füßen von mir gestoßen, dort möchte ich es mir auf's Neue wieder erringen durch ein pflichtgetreues Leben."

„William!" rief Hermine begeistert, „was von Deinem Glücke in meiner Hand ruht in meinem Herzen liegt, das nimmst Du überall mit hin, sei es in eine Hütte oder in ein Palast."

„Nicht an das Wo ist Seligkeit gebunden, wer hat das Glück schon außer sich gefunden?" sangst Du nicht oftmals so? Nun wohlan denn, fasse den Entschluß! Laß uns Deinen Vater bitten, den Handel zu machen und uns mit in sein Haus aufzunehmen. „Stadt oder Land, die Aufenwelt ist Tand!" Aus der Stube Deiner Tante wollen wir uns ein neues Paradies schaffen, in der Kammer ist Raum genug für zwei Betten, auch noch für die Wiege unsers Kindes. Die alte Rebekka wird ohnehin zu alt, unser gutes Bäbchen gehörig pflegen zu können, Grund genug zu unserer Bitte!"

„Mein Vater soll der Letzte sein, der meine Schande erfährt!" rief William.

„Nenne nicht dies häßliche Wort, sage lieber Verlegenheit. Uns wohlaß Dein Vater der Letzte? sind nicht unsere Eltern unsere ersten und natürlichsten Vertrauten?"

„Ja, für die Geheimnisse der Engel und Madonnen!"

„Auch für unsere Verirrungen, geliebter William! Blicke doch in das gute, volle, wenn gleich wehmüthige Auge unserer Mutter! Ich wette, ihre Wehmuth rührt nur von ihrer Ohnmacht, Dir zu helfen, her. Laß uns zusammen und sogleich zu Deinem Vater gehen, ich will ihm unsere Bitte wegen der Aufnahme seiner Kinder unter sein Dach vortragen, Du unterstützest sie dann mit einem offenen Bekenntnisse."

Jetzt hatte auch die Mutter wieder Kraft gesammelt, und so sehr es sie schmerzte, die Tochter gerade in dieser Zeit so weit von sich zu lassen, fand auch sie sich in die Nothwendigkeit, und beide Frauen hatten endlich die Freude, William zu überreden. Mit ihrem besten Segen entließ die würdige Frau bald darauf die beiden Ehegatten, die nun wieder wie ein Herz und eine Seele, aber mit verdoppelter Kraft und muthig, den besonders für William so schweren Weg antraten.

Das kleine, schmale und hohe Haus des alten Amtis lag an einem großen Marktplatze, und das Schreibpult des in Berechnungen Vertieften stand dicht am Fenster. So konnte es geschehen, daß er zu seiner nicht geringen Verwunderung seine Kinder zu so ungewohnter Zeit schon einige Minuten vor ihrem Eintritte gewahr ward. Ihm ahnte sofort, daß William seine Hülfe suche, denn er war nicht so unbekannt mit dessen neuesten Verirrungen, als er sich den Anschein gab. Es finden sich überall Menschen, die es nicht ertragen, Jemand in Unwissenheit mit der Schande oder dem Unglücke eines Verwandten zu sehen. So hatte der schlaue alte Geschäftsmann sich denn schon darauf vorbereitet und sich vorgenommen, nur im äußersten Nothfalle helfen zu wollen. Daß Hermine ihren Gatten begleitete, gehörte freilich nicht mit in diese Vorbereitung, denn gegen sie spielte der Schwiegervater gewissermaßen immer halb und halb den Galanten, und auch jetzt hatte er rasch den bequemen Hausrock mit seinem allerbesten, das grüne Hausskäppchen mit dem schwarzsammtnen vertauscht, das Hermine ihm zu seinem Geburtstage geschenkt, und schon an der Hausthüre trat er den Beiden mit liebreicher Freundlichkeit entgegen, wodurch er Herminens Muth erhöhte, den des Sohnes aber völlig wieder in die Flucht schlug. Hermine nahm denn auch zuerst das Wort, und nicht ohne freudige Verwunderung, aber auch nicht ohne Schrecken vernahm der Alte ihre Bitte, die sie im zärtlichsten Tone vortrug, und sich mit der kindlichsten Demuth zu seiner besseren Pflege erbot.

„Nun, nun, mein Töchterchen," entgegnete er nach kurzem Besinnen, „ich finde es natürlich, daß Du, wie andere wohlhabende Frauen, auch gern eine Stadtwohnung hättest. Wäre auch für William bequemer, denn der Weg ist weit, und er brauchte Dich dann Mittags niemals allein essen zu lassen. Ich weiß zwar nicht, ob er das oftter gethan, bekümmere mich nicht um seine Angelegenheiten, so wenig ich ihm erlauben würde, sich in die meinigen zu mischen. — Aber mein Kind, Dein Wunsch kann erfüllt werden, ohne daß Ihr den Kredsgang in diesen alten Kasten zu thun braucht. Das würde dem Credit Deines Mannes schaden, und der Credit gilt dem Kaufmanne mehr als Geld. William hat Dir vielleicht erzählt, daß ich seit Jahren für einen reichen Sonderling, Namens List, nach und nach mehrere Häuser habe kaufen müssen, die ich für ihn administrire. Von einer Zeit zur andern wollte er kommen und eines davon bejehen, aber bis heute hat er nicht Wort gehalten. Im Frühjahre kam eines von diesen Häusern mit einer freien und sonnigen Lage frei, und ich durfte es nicht wieder vermiethen, weil List jedenfalls den Winter darin wohnen wollte.

Digitized by Google

Das Passions-Spiel in Oberammergau.

Christus.
Gemeindevorsteher Rupert Schauer.

Maria.
Barbara Schaller.

Judas.

Nicodemus.

Oberammergauer Schauspieler.

Nun schreibt er wieder ab, und wenn ich bedenke, daß dies alte Haus nachgerade sehr zugig geworten ist, und Deine Mutter, mein Töchterchen, im Winter auch nicht gerade sehr behaglich in dem ihrigen sich fühlen muß, so sehe ich nicht ein, weshalb ich nicht das leerstehende Haus beziehen und Euch Alle als meine lieben Gäste darin einladen sollte. Meublirt ist es auch schon theilweise für List, und wenn Ihr Eure Einrichtung mitbringt — —"

„O Väterchen, herzliebes, gutes Väterchen!" jubelte Hermine, und es fiel Niemandem ein, daß er nicht das Recht hätte, William's Schwiegermutter als Hausgenossin bei sich aufzunehmen.

Nun aber sollte die Hauptsache berührt werden, und der Vater hörte es schon dem leidenschaftlichen Danke des Sohnes an, daß demselben noch etwas wie ein Stein auf der Zunge lag. Indessen hatte auch William seinen Entschluß gefaßt und sagte ruhig, als ob es sich um ein gewöhnliches Gespräch handelte: „Ich habe ein Anliegen an Dich, lieber Vater! Ich möchte mein Haus verkaufen und Dir das Geschäft übergeben; Blenheim wünscht es zu haben, um seinen Park damit zu vergrößern, und Du wirst es begreifen, daß dies die beste Gelegenheit zu gutem Profit wäre."

„Sehr gern," antwortete der Vater in demselben Tone. „Du willst im Frühjahr vielleicht ein größeres beziehen, und auch da kann ich dienen, habe eins vor dem Dammthor von List seinen, das ich Dir offeriren kann."

„Ich danke, lieber Vater, Hermine und ich können es gelegentlich einmal besehen."

„Ja, ja, es hat Zeit damit —"

„Aber nicht mit dem Verkauf meines Hauses," fiel William lebhaft ein. „Der Zeitpunkt ist besonders günstig, um Gartenanlagen zu verändern."

„Freilich, da hast Du Recht, ich will nächsten Tags die Gelegenheit erforchen."

„Könntest Du vielleicht morgen?" fragte William, und der Vater bewilligte auch diesen Wunsch, ohne nach dem Grunde einer solchen Eile zu fragen.

Hermine blickte von dem Einen auf den Andern und wußte nicht, was sie von Beiden denken, noch wie sie sich bei diesem sonderbaren Gespräch verhalten sollte. Endlich rief sie bewegt: „Aber William, Du wolltest ja unserm liebreichen Vater Alles sagen."

„Um Gotteswillen nicht mehr als zur Sache gehört!" fiel der Vater ihr freundlich in die Rede. „Ein guter Geschäftsmann verschwendet nichts, am wenigsten Zeit und Worte. Laß Du, mein Kind, es stets nur Deine größte Sorge sein, den Credit Deines Mannes aufrecht zu erhalten, selbst bei seinem Vater."

Digitized by Google

Am nächsten Tage lief eine Nachricht in der Börsenwelt umher, die Viele mit Verwunderung, Viele mit Schadenfreude, die Wenigsten mit Theilnahme anhörten und weiter verbreiteten. Der reiche Blenheim sollte, und schon seit Jahren, große Defrauden bei seinem Engros-Geschäft begangen haben. Er hatte versucht, seinem damit beauftragten Buchhalter die Schuld davon aufzubürden, und dieser war gefänglich eingezogen, Blenheim selbst nur gegen hohe Caution auf freiem Fuß gelassen.

Dies war natürlich kein günstiger Augenblick, ihm das Landhaus anzubieten, denn wenn der reiche Mann die Schuld nicht von sich abwälzen konnte, hatte er damit zugleich seinen Bürgereid gebrochen und konnte dann nicht in Hamburg bleiben.

Dies stellte der alte Almis seinem Sohne vor, und als er die bleiche Verzweiflung in dem Gesichte desselben las, kam er der Beichte, die schon auf William's Lippen schwebte, eiligst zuvor, indem er sagte:

„Ich kann Dir das Haus ja für List abkaufen und es, wenn Du Geld brauchst, gleich baar bezahlen. Er hat es in meinem Kasten liegen."

William blickte gerührt in das grämliche Gesicht, drückte die Hand seines Vaters und sagte: „Streck mir nur 4000 Mark vor. Wenn Gott uns bis Weihnacht offenes Wasser erhält, zahle ich es Dir schon in einigen Wochen zurück."

„Du willst das Haus also nicht verkaufen?"

„Nein, mein herzlieber Vater!" sprach William in tiefer Bewegung. „Ich möchte gern, daß die Wiege meines ersten Kindes da zu stehen käme, wo ich die Mutter zuerst als mein Eigen umarmte."

„Was?" rief der alte Mann freudebebend. „Hermine wird mir einen Enkel geben? Junge! ich schenke Dir das Geld für diese Nachricht."

Zehn Jahre sind verflossen, seit wir die obigen Familien-Nachrichten niederschrieben. Das schöne Landschaftsbild ist noch dasselbe, aber in den Häusern, in die wir unsere Leser einführten, hat sich Alles verändert. Die Familie Blenheim ist in alle vier Winde zerstreut. Der Banquier ist am gebrochenen Herzen gestorben. Den Sohn haben Gemüthsbewegung und Aufschweifung in's Irrenhaus geführt. Die Tochter hat einen Compensisten zweiten Ranges geheirathet und sich mit ihm am Comersee niedergelassen. Die Mutter zog es vor, in einer großen süddeutschen Stadt ihren Millionen Geltung zu verschaffen.

List hat den Blenheim'schen Palast durch den alten Almis billig erstanden, und dieser ist mit seiner ganzen, jetzt schon sehr zahlreichen Familie hineingezogen, in der die Schwiegermutter keine Stunde mehr entbehrt werden kann.

Im Häuschen am Strande verzehrt die alte Rebekka das Gnadenbrod.

List ist noch immer nicht nach Hamburg gekommen, und wir vermuthen, daß derselbe nie und nirgendwo existirt hat, als in dem Kopfe des alten Almis. Dieser hat sich gänzlich vom Geschäft zurückgezogen und hat alle Gelübde aufgehoben, seit William ein Matador in Haus und Geschäft geworden. Im breiten Gobelaimen prangen jetzt die meisterhaft ungeschaffenen Bilder, daneben das von dem guten Harry, dem man es ansieht, daß es ihm gut geht, und das der Psaterin, Herminens trefflicher Mutter, und vier reizende Bilder, schöne Kinder, die sich jetzt im Park auf der Höhe umhertummeln. Hermine ist eine der schönsten und edelsten Frauen — — geblieben.

Das Passions-Spiel in Oberammergau.

Von Herman Schmid.

(Schluß.)

Die letzte Abtheilung beginnt mit Vorbildern, welche sich auf die Opferung Isaaks und die Aufstellung der ehernen Schlange durch Moses beziehen; darauf folgt der Zug zur Richtstätte. In ergreifend furchtbarer Wahrheit schreitet Christus, fast zusammenbrechend unter der Last des Kreuzes, ruhig und gelassen wie immer in der Mitte der Kriegsknechte und des höhnisch tobenden Volks heran. Aus der Mittelbühne kommt der Cyrenäer Simon, um zur Hülfe gezwungen zu werden, während gegenüber Maria mit Magdalena, Johannes und einigen andern in tiefster Betrübniß näher kommen. Die schon erwähnte vortheilhafte Einrichtung der Bühne macht es möglich, daß gleichzeitig mehrere Handlungen vorgehen, ohne daß der Uebersichtlichkeit oder dem Verständniß Eintrag geschähe. Die Begegnung der Mutter und des Sohnes, ohne allen rhetorischen oder dichterischen Schmuck, gehört zu den erschütterndsten Momenten; — da blieb kein Auge trocken.

Wie der Zug in die Mittelbühne verschwunden ist, fällt der Vorhang und die Schutzgeister erscheinen, aber nun mit umstorten Diademen und statt der bunten in schwarzen Trauermänteln. Während ihres feierlichen Gesanges hört man hinter der Bühne die Hammerschläge fallen, und als der Vorhang sich wieder erhebt, liegen die drei Kreuze am Boden, Christus ist bereits angenagelt, die Schächer sind angebunden; die Kreuze werden erhoben und ragen hoch in dem Prosceniums empor. Die versammelte Menge ist wie versteint, nur vielfaches Schluchzen zeugt von vorhandenem Leben, und in gehobenster Stimmung läßt sie an sich alle Vorgänge vorüberziehen, welche die Bibel erzählt, den Spott der Priester und des Volks, Jesu Gespräch mit den Schächern, mit Maria und Johannes, den Tod, das Würfeln über die Kleider, den Lanzenstich in die Brust mit vorströmendem Blute. Den Schächern werden dann die Arme und Beine zerschlagen und sie abgenommen, worauf die Kreuzabnahme Christi selbst folgt, die mittelst eines langen weißen Tuchs mit einer Würde vor sich geht, die den schönsten Gemälden über diesen Gegenstand ihnen an die Seite treten kann. Dem schönen Bilde folgt ein nicht minder schönes, als die Leiche auf ein aufgebreitetes weißes Tuch in den Schooß Maria's gelegt wird, um dann verhüllt und in das im Hintergrunde sichtbare steinerne Grabmal gelegt zu werden.

Damit ist der Höhepunkt der ganzen Darstellung überschritten; eine Steigerung ist nicht mehr wohl denkbar, und es ist daher erklärlich, wenn die darauf folgende Auferstehung, zumal weil sie theatralisch etwas ärmlich eingerichtet ist, gleiche Wirkung nicht hervorbringt. Sie ist eingeleitet von zwei Vorbildern, wie Jonas vom Wallfisch wieder an's Land gespeit wird, und wie Israel durchs rothe Meer gezogen ist, die beide — ersteres wohl des Stoffes halber — mit den frühern nicht glücklich wetteifern. Nach den Scenen mit den Wächtern, mit den Frauen am leeren Grabe, und dem Erscheinen Christi vor Magdalena folgt ein die Feerdauer des Erlösungswerks in der siegenden Kirche darstellendes Tableau und bildet mit einem Hymnus den Schluß.

Es war vier Uhr Nachmittags; die Versammlung mit nur einzelnen Ausnahmen hatte ruhig die zehn Stunden ohne Unterbrechung und Stärkung ausgehalten und strömte nun unabsehbar, aber ebenso ruhig, ohne die mindeste Störung auseinander. Es mochten gegen sechstausend sein, und einige tausend, die keinen Platz mehr erhalten hatten, warteten, daß Tags darauf die Vorstellung für sie wiederholt würde, was auch geschah. Das Wetter ließ dafür wenig Tröstliches erwarten; wir zogen es daher vor, sogleich abzureisen, um noch nach Murnau und Tags darauf nach Hause zu gelangen, mit Verwunderung den Schnee betrachtend, der auf den Bergen bis herab in's Flachland lag.

Ueber die Aufführung werden wir weiter unten sprechen; es bleibt nur noch übrig, besonders hervorzuheben, daß sie ganz und gar nicht den Charakter anderer dramatischer Darstellungen hat. Es hängt das mit der Wesenheit des Drama's zusammen, das sie darstellen. Dasselbe ist nicht eigentlich Drama, nicht eine aus der Entwickelung von Charakteren entspringende, sich schürzende und lösende Handlung; es ist mehr eine epische Reihe von Begebenheiten, eine in zusammenhängender Bilderfolge vorge-

Digitized by Google

stellte Erzählung. Darum sind auch die Darsteller nicht Schauspieler in unserm gewöhnlichen Sinne; sie gehn nicht darauf aus, Charaktere zu entwickeln und darzustellen, sondern die Personen, deren Namen sie tragen, in möglichster Uebereinstimmung mit dem Ganzen der Begebenheiten vorzustellen. Das leisten sie auch in ausgezeichneter Weise, und es dürfte schwer sein, irgend etwas zu bemerken, was die Uebereinstimmung der Begriffe oder Ideale, die wir von Christus, Maria ꝛc. haben, mit dem Vorgestellten aufzuheben oder zu stören vermöchte. Der Gemeindevorsteher Rupert Schaner ist nicht nur persönlich für die Rolle des Christus sehr geeignet, sondern führt sie auch mit einer Hoheit und Würde aus, die nichts zu wünschen übrig läßt. Dabei muß nebenher bemerkt werden, daß diese Rolle auch ein bedeutendes Maß körperlicher Anstrengung erfordert, indem z. B. durch das Hängen am Kreuze die Hände ganz blau und starr werden. Nach ihm ist der Zeichnungslehrer Klunger zu nennen, der früher den Christus, jetzt den Pilatus vertritt. Er scheint der Schauspielgemeinde sehr zu sein und gibt den seiner gebildeten ungläubigen Rämer so vorzüglich, daß gegenüber den leidenschaftlichen Juden ein höchst wirksamer Gegensatz entsteht. Das bekannte inhaltsschwere Wort: „Was ist Wahrheit?“ kann kaum wahrer gesprochen werden. Inneres dramatisches Leben hat eigentlich nur Judas, denn nur er schreitet in der Entwickelung des Charakters von der Habsucht zum Verrath, von der Reue zur Verzweiflung fort. Dies kommt auch im Spiel zum Ausdruck, natürlich in den etwas derben, aber wahren Umrissen, wie sie in der Dichtung gegeben sind.

Maria wird von Barbara Schaller, Magdalena von Therese Lang dargestellt, einfach und schlicht weiblich, wobei nur die etwas hoch liegenden Organe Eintrag thun; minder bei Magdalena, deren Stimme demungeachtet einen elegisch weichen Klang hat. Auch die Sänger und Sängerinnen müssten noch in allen Ehren erwähnt werden: sie sind trefflich eingeschult, singen rein und präcis und zählen unter sich einige Stimmen, namentlich zwei Tenore, zwei Bässe und einen Knaben-Alt, deren naturfrische Kraft den Rein mancher großen Oper erwecken dürfte, zumal wenn man bedenkt, daß sie in einem völlig unbedeckten Raume singen und doch, ohne zu schreien, den ganzen Zuschauerraum ausfüllen.

Der Gesammteindruck des Ganzen ist hiernach nur ein würdiger; er zeugt von einem kaum glaublichen Eifer, von einer Ausdauer und Genauigkeit, welche sich nur dadurch erklärt, daß jeder Mitwirkende mit Kopf und Herz dabei und das vollständige Gelingen für Jeden eine Ehrensache ist. Die Stille des Auditoriums, seine Fingerfestigkeit sind die beste Probe dafür, und wenn die und da, z. B. beim Tode des Judas, oder bei der Verleugnung des Petrus, ein frisches Lachen darüber hinschwebt, so gilt es nicht dem Dargestellten oder der Darstellung, sondern es ist eine Art moralischer Genugthuung, die sich der Schlechtigkeit und der Feigheit gegenüber geltend macht.

Nach diesem kurzen Rückblicke auf die Passionsvorstellung selbst möchte noch Einiges über deren Entstehung und Erhaltung nachgetragen werden. In ersterer Hinsicht wird erzählt, im Jahre 1633 habe in der Umgegend von Ammergau eine ansteckende tödtliche Krankheit, das wilde Kopfweh genannt, eine Menge Menschen hinweggerafft, Ammergau aber sei in Folge der getroffenen Vorsichtsmaßregeln davon verschont geblieben, bis ein auswärts arbeitender Tagelöhner sich heimlich in's Dorf geschlichen habe, um das Kirchweihfest mit den Seinigen zu feiern. Er brachte die Krankheit mit, die bald ihn und eine große Anzahl von Bewohnern tödtete, sodaß die übrigen das Gelübde ablegten, sie wollten, wenn sie von der Seuche befreit würden, alle zehn Jahre die Leidensgeschichte Jesu öffentlich aufführen. Die Krankheit erlosch, und 1634 fand die erste Passionsvorstellung statt. Daß die Ammergauer gerade ein solches Gelübnß machten, deutet darauf zurück, daß solche dramatische Aufführungen damals in Deutschland und insbesondere in den südlichen Theilen desselben um in den Gebirgen eine regelmäßige Erscheinung waren. Bekanntlich war der älteste christliche Gottesdienst, der (wie noch jetzt in Palästina) Abends begann und zu Mittag endete, rein dramatisch, und als diese Bestandtheile allmählich immer mehr ausgeschieden wurden, bildeten sich aus ihnen die biblischen Komödien, die anfangs in den Kirchen selbst, dann auf den Kirchhöfen, dann bei öffentlichen kirchlichen Aufzügen gegeben wurden, und aus welchen sich schließlich die Mysterienspiele des Mittelalters entwickelten.

Durch den dreißigjährigen Krieg verscheucht und zerstört, hatten sie in Deutschland eine Zuflucht bei den Tyrolern und den Bewohnern der bayerischen Gebirge gefunden und wurden dort an verschiedenen Orten mit großem Eifer gepflegt, bis die veränderten Anschauungen des vorigen Jahrhunderts ihnen durch Verbote ein Ende machten. Nur die Oberammergauer erwirkten von dem leutseligen König Max I. eine Ausnahme von diesen Verboten, und dieser Ausnahme ist es zu verdanken, daß in Deutschland die Möglichkeit gegeben ist, ein deutsches Mysterienspiel, wie sie um 1500 herum allgemein üblich waren, mit wenigen Aenderungen lebend und wirklich vor sich zu sehen. Ohne Zweifel haben die Ammergauer die Passion schon früher gespielt, aber sie mochte in Vergessenheit gerathen sein, und das Gelübde erklärt sich sonach als Wiederaufnahme desselben. Dafür spricht auch der noch vorhandene Urtext, welcher in seinem ganzen Wesen auf eine viel frühere Entstehungsperiode, als jene des dreißigjährigen Krieges ist, zurückweist. Derselbe ist ursprünglich wohl von einem Klostergeistlichen verfaßt, wie denn die Benedictiner von Ettal und dann die jeweiligen Pfarrer von Ammergau die mehrfachen Bearbeiter desselben wurden, ihn kürzer und zeitgemäßer einrichteten und insbesondere von den Teufeln und lustigen Personen befreiten, die in keinem echten Mysterium fehlen durften. Daß das so Entstandene so treu bewahrt, mit solcher Anhänglichkeit festgehalten wurde, liegt, abgesehen von der gestatteten Ausnahme und dem religiösen Sinne der Bevölkerung, welche die Aufführung zur Erfüllung des Gelübdes ihrer Vorfahren noch immer als ein frommes Werk vollbringt, in der schon am Eingange angedeuteten künstlerischen Befähigung und Beschäftigung derselben und in der beständigen Schauspielübung, in welcher sie durch eine im Schulhause befindliche Bühne erhalten wird, auf welcher in der Zwischenzeit allerlei Stücke aufgeführt werden. Während dadurch Allen Gelegenheit gegeben ist, einen höhern Grad von Darstellungsfähigkeit zu erlangen, lebt in ihnen „der Passion“ und seine Spielweise als ein ihnen allein anvertrautes Kleinod in treuster Ueberlieferung fort, und man kann wohl sagen, daß sie in das Spiel förmlich hineinwachsen, wie denn auch ein großer Theil der Gruppirung und vielfach auch die Action das Gepräge der Tradition unverkennbar an sich trägt. Die Kinder beginnen im Arme ihrer Mutter, die eine Matrone von Jerusalem darstellt, sie rücken dann zu Kriegsknechten, zu Mitgliedern des hohen Raths, zu Priestern und schließlich zu Aposteln vor. Daher kommt es, daß einzelne Darsteller oft sehr bejahrt sind, wie z. B. 1850 der vielmalige Johannes schon über 60 Jahre, Barabbas aber 80 Jahre und von Jugend auf diese liebenswürdige Rolle gespielt hatte. Manche Rollen sind auch geradezu erblich, wie jene des Judas, die schon mehrmals vom Vater auf den Sohn übergegangen ist. Aus all' diesem spricht aber als hauptsächlicher Hebel der Erhaltung der gesunde Sinn des Volks, seine innere selbstständige Kraft, seine so oft und mit so großem Unrecht bezweifelte Fähigkeit zu Allem. *

Der Text an sich ist in seinem gesprochenen Theile vielfach rein aus Worten der Bibel zusammengesetzt; der übrige Dialog ist einfach und ohne allen Schmuck; hier und da allerdings von großer Naivetät, wie z. B. der seinen Herrn verleugnende Petrus „bei seiner Ehre“ betheuert, er kenne diesen Menschen nicht. Nirgends aber sinkt die Diction zum Platten oder Niedrigen herab, und selbst in den etwas steifen Wechselreden der Priester und Schriftgelehrten ist eine gewisse altväterliche Würde nicht zu verkennen. Von den Versen der Chorgesänge läßt sich das nicht behaupten, denn die meisten davon sind für ein an Reinheit der Form gewöhntes Ohr von Wohlklang sehr weit entfernt.

Die Musik zum Ganzen, wohl ebenso umfangreich wie ein großes Oratorium, hat den Ammergauer Rochus Dedler zum Verfasser, der daselbst als Lehrer ziemlich jung starb und von der Dankbarkeit seiner Landsleute durch eine Ehrenfäule über seinem Grabe ausgezeichnet ward. Sie ward ihm nicht mit Unrecht, denn das Tonwerk zeugt von nicht gewöhnlicher Begabung und ist, wenn auch nicht im hohen Style von Bach oder Händel, so doch

* Um auf die praktische Seite dieser Passionsspiele zu kommen, so dürfte die Mittheilung nicht uninteressant sein, daß die diesjährige Saison eine sehr ergiebige sein wird. Man spricht von 40—50,000 Gulden, die trotz der schlechten Witterung bereits eingegangen sind. Davon werden jetzt schon 25,000 Gulden auf die Mitspielenden vertheilt, 8—10,000 Gulden für gemeinnützige Zwecke der Gemeinde, der Rest für Garderobe, Materei, Musik ꝛc. verwendet.
D. Red.

Digitized by Google

in einem Charakter gehalten, der bei aller Weichheit der Melodien nie unter den Inhalt herabsinkt, stellenweise sogar sich zu treffender Charakteristik und frommem Schwunge erhebt. Es ist der Styl der Lands-Messen, bei welchem die Sangbarkeit, sowie die leichtere Möglichkeit des Einstudirens immer besonders im Auge gehalten werden muß.

Fragen wir zum Schlusse nach der Bedeutung des Passionsspiels, so ist von selbst klar, daß dessen anderwärts vielfach hervorgehobene religiöse Seite nicht in diesen Bericht und in diese Blätter gehört. Die ästhetische oder dramatische Bedeutung haben wir schon erörtert und können uns auf eine kurze Schlußbemerkung beschränken. Wenn das Spiel auch nicht sowohl dramatische Handlung als epische Begebenheiten bringt, so trägt es doch die Keime der ersteren in sich, denn in der Verschwörung der Krämer und in der Art, wie sie im Bunde mit den Hohenpriestern Judas zu ihrem Werkzeuge machen, ist die Intrigue des modernen Drama's im Grundzuge bereits gegeben. Im Ganzen und Großen aber kann man sagen, daß man die ewige Tragödie der Menschheit in der Verständigung an ihrem reinsten Ideal im Entwurfe in ergreifender Weise an sich vorübergehen sieht.

Die scenische oder theatralische Bedeutung des Passionsspiels ergibt sich zum größten Theile schon aus dem Gesagten. Die Bühne desselben ist, wie das Spiel selbst, ein überkommener Rest der alten Mysterienbühne, welche drei Stockwerke übereinander hatte, um die in Himmel und Hölle und auf der Erde zugleich vorgehenden Handlungen fassen zu können. Himmel und Hölle sind hier weggefallen, und so ist denn nur das untere Stockwerk in der stehenden Mittelbühne erhalten geblieben. Dadurch aber, wie durch die beiden Seitenstrafen, das Proscenium und die beiden Altane ist eine fünffache Abtheilung des Schauplatzes gegeben, deren überraschende Vortheile wir bereits angedeutet haben. Ohne Zweifel lag der Einrichtung der Mysterienbühne eine Erinnerung an jene des altgriechischen Theaters zu Grunde, die also mit erhalten blieb und durch ihre Anschaulichkeit auch in dieser Hinsicht Manches erklärt. Unsere jetzige Schaubühne hat — mit Ausnahme besonders hergestellter Vorrichtungen in Einzelfällen — auf die Mannichfaltigkeit der Scene verzichtet; sie stellt immer nur eine bestimmt abgegrenzte Räumlichkeit dar und hat es eben darum in der Kunst, diese auszuschmücken, weiter gebracht. Es ist sehr die Frage, ob sie dadurch gewonnen hat, und ob die äußere Regelmäßigkeit, welche dadurch erreicht ist, nicht durch das freiere Leben und die größere Beweglichkeit der Darstellung reichlich aufgewogen würde.

Die wichtigste Bedeutung des Spiels aber bleibt immer die Eingangs hervorgehobene nationale. Im deutschen Mittelalter hat es bekanntlich eigentliche Berufsschauspieler nicht gegeben; die Bühne war — bis in spätern Zeiten sich die Jesuiten derselben bemächtigten und sie für ihre Zwecke ausnützten — in den Händen des Volks; Handwerker und Studenten waren die ausschließenden Darsteller, und auch der Bauer verlangte und erhielt seinen Theil an der Ergötzlichkeit dramatischer Darstellungen. Wie die Zünfte in den sogenannten Fastnachtsbrüdern das bürgerliche Spiel zu einer hohen Entwickelung in Hans Sachs und Ayrer brachten; wie die aus den fahrenden Schülern zusammengetretenen Studententruppen — von denen Einige sich die Parnaßbrüder nannten — ein etwas höheres Ziel verfolgten: so bemächtigte sich das Landvolk der ihm am nächsten liegenden religiösen Mysterien, und überall, namentlich in Süddeutschland und bei den Gebirgsbewohnern, erstanden und blühten eine kaum glaubliche Anzahl von Bauernbühnen. Die Studententruppen sind zum Theil von den Jesuitenspielen aufgefogen worden, theils gingen aus ihnen die ersten ständigen Wandertruppen von Berufsschauspielern hervor; die Bühne der Handwerker ist verschwunden, bis auf die Spiele der Schifferzunft zu Lauben an der Saltach, welche seit vielen Jahrhunderten zur Winterszeit in den Städten des platten Landes herumzieht und regelmäßige theatralische Vorstellungen gibt, wie z. B. Johann von Nepomuk, Schinderhannes, die Königin von Saba ꝛc., dabei aber noch den alten Fastnachtsschwank erhalten hat, der jedesmal den Schluß bildet und nach welchem die ganze dazu eigens eingerichtete Bühne zusammenstürzt. Von der Bauernbühne ist meines Wissens nur jene zu Oberammergau übrig geblieben, und wir haben daher mit Recht behauptet, daß ihre Darstellungen nicht blos einen geschichtlichen und alterthümlichen Werth haben, sondern auch deshalb hohe Beachtung verdienen, weil uns daraus der Athem einer freien selbstständigen Entwickelung, ein echt nationaler Hauch entgegenweht, getragen von echt deutscher Energie des Willens, der Kraft und Energie im Volke.

Man hat deshalb den Vorschlag gemacht, solche Spiele auch an andern Orten einzuführen; wohl mit Unrecht, denn was hier naturgemäß gewachsen ist, kann nicht willkürlich und künstlich verpflanzt und gezogen werden. Es müßte von außen hinein getragen werden, während es hier als die Frucht eines schönen und begeisterten Gemeinwesens von innen heraus schwillt. Demungeachtet könnte davon für nationale Zwecke eine vielleicht ersprießliche Anwendung gemacht werden. Bei größern Festen ist in der Regel die Zahl der Feierlichkeiten bald erschöpft, und weil die ständigen Bühnen vermöge ihrer Bauart die Betheiligung von Massen ausschließen, wäre in dieser offenen Bühne und ihrer Spielweise ein ganz neuer Ausweg gegeben, große geschichtliche Begebenheiten vor einer großen Menge in eindringlichster Weise darzustellen und dadurch die öffentlichen Umzüge im Costüme, die immer etwas Maskeradenhaftes haben, überflüssig zu machen. Der Versuch würde sicher von Erfolg begleitet sein, vorausgesetzt, daß die Ausführung hier wie dort durch freiwillige Theilnahme und Begeisterung erfolgt, woran bei gehöriger Anregung nicht zu zweifeln ist. Auch die Dichter würden nicht ausbleiben und dadurch dem deutschen Geschichtsdrama vielleicht die Schulfesseln abgenommen und ihm eine Aera der Volksthümlichkeit angehahnt werden, wie sie weiland nur den Griechen zu Theil geworden.

Wir sind überzeugt, daß jeder Besucher des Ammergauer Passionsspiels in diese Wünsche einstimmt — gelten sie doch der Erhebung und dem Ruhme des Allen gleich theuren deutschen Vaterlandes!

Aus Garibaldi's Leben.

Nr. 4.

Die Lage der republikanischen Armee verschlimmerte sich inzwischen von Tag zu Tag, ihre Bedürfnisse wurden größer, ihre Hülfsmittel geringer; die beiden heftigen Gefechte bei Taquari und bei San José des Nordens hatten die Infanterie decimirt, die, obschon weniger zahlreich, der Nerv der Belagerungsoperationen war. Bald riß Desertion ein; die Bevölkerungen wurden, wie es in zu lang ausgedehnten Kriegen zu geschehen pflegt, müde und überdrüssig; Gleichgültigkeit bemächtigte sich ihrer, und man fühlte von allen Seiten, daß der Augenblick gekommen sei, dem ein Ende zu machen.

Die Schlacht von Cansa hatte stattgefunden; die Republikaner wurden darin von den Kaiserlichen geschlagen. Der mitten im Winter in einem gebirgigen Lande und bei einem unaufhörlichen Regen unternommene Rückzug war das Schrecklichste und Gräulichste, was Sterbliche je gesehen hatte. Zum Glück führten sie als Proviant einige Kühe mit sich, da sie im Voraus wußten, daß auf den Wegen, die sie zu durchschreiten hatten, kein zur Nahrung geeignetes Thier ihnen begegnen würde. Anita ertrug während dieses dreimonatlichen Rückzugs Alles, was nur ein Mensch ertragen kann, ohne die Seele aufzugeben, und sie ertrug mit unaussprechlichem Muth und Stoicismus.

Man muß einige Kenntniß von den Wäldern in diesem Theile Brasiliens besitzen, um sich eine Idee von den Entbehrungen machen zu können, welche eine Truppe ohne weitere Transportmittel erduldete, eine Truppe, die als einziges Proviantirungsmittel nur den Lasso hatte, eine ganz nützliche Waffe in den von wilden Thieren und Hochwild bewohnten Prairien, die aber in den dichten Waldungen, wo nur Jaguare und Unjen hausen, ganz zwecklos ist. Um das Unglück auf den höchsten Punkt zu bringen, waren die in diesen jungfräulichen Wäldern nahe bei einander laufenden Flüsse über alle Maßen angeschwollen; jener furchtbare Regen, der Garibaldi unablässig verfolgte, hatte zur Folge, daß oftmals ein Theil der

Digitized by Google

Truppen zwischen zwei Flüssen eingeschlossen wurde und sich drei jeder Nahrung beraubt sah. Nun machte der Hunger sein Werk, hauptsächlich unter den Frauen und Kindern, und seine Verheerungen waren jammervoller, als die, welche Kanonen- und Flintenkugeln angerichtet hatten.

Namentlich litt das Fußvolk unter Leiden und Entbehrungen aller Art, denn dieses konnte nicht, wie die Reiterei, im äußersten Nothfalle seine Zuflucht zum Pferdefleisch nehmen. Wenige Frauen und noch weniger Kinder kamen glücklich aus dem Walde heraus: die wenigen, welche dem Tode entgingen, wurden von den Reitern gerettet, die Mitleid mit den armen Kleinen, von ihren Müttern verlassenen und vor Hunger, Frost und Ermattung sterbenden Wesen empfanden.

Anita, die treue Gattin Garibaldi's, zitterte bei dem Gedanken, ihren Menotti zu verlieren, der übrigens nur durch ein Wunder gerettet wurde. An den gefährdetsten Orten, oder wenn Flüsse zu passiren waren, trug Garibaldi sein armes drei Monate altes Kind, das er in einem Tuchbeutel an seinem Halse befestigt hatte und mit seinem Athem zu erwärmen suchte.* Von einem Dutzend Zugthieren, Pferden und Maulesein, die Garibaldi beim Eintritt in den Wald sowohl für seinen eigenen Dienst, wie für sein Fußvolk besessen hatte, blieben ihm nur zwei Maulthiere und zwei Pferde; die übrigen waren verhungert oder vor Mattigkeit gestürzt. Zum größten Unglück hatten endlich noch die Führer den Weg verloren. So weit sie auch vorwärts drangen, so fanden sie doch das Ende dieses vermaledeiten Waldes nicht. Jetzt blieb Garibaldi mit zwei schrecklich ermatteten Maulthieren zurück, in der Absicht, sie vielleicht dadurch zu retten, daß er sie nur Schritt vor Schritt gehen ließ und mit den Blättern des Taquara, eines Schilfrohrs, von welchem der Taquari seinen Namen erhalten, zu ernähren suchte. Unterdessen sandte er Anita mit einem Dienstboten und dem Kinde voraus, um wo möglich einen Ausgang aus diesem endlosen Walde, wo sie wie einige Nahrung auffinden. Die beiden Pferde, die er Anita gelassen, und die eins nach dem andern von dem muthvollen Weibe gerittten wurden, retteten Alle. Sie gelangte endlich zum Ausgang des Waldes und traf glücklicherweise am äußersten Ende ein Piquet seiner braven Soldaten, die um ein angezündetes Feuer, etwas Seltenes in diesem allgemeinen Regen, sich gelagert hatten.

„Meine Kameraden hatten," so erzählt Garibaldi, „zum Glück einige wollene Kleidungsstücke erhalten, wickelten das Kind in dieselben, erwärmten es wieder und brachten es in's Leben zurück, an welchem die arme Mutter bereits zu verzweifeln begonnen hatte. Dies war aber noch nicht Alles; mit zärtlicher Sorglichkeit machten sie sich auf den Weg, um einige Nahrungsmittel aufzusuchen, die sie nicht für sich selbst, sondern aus Liebe zu mir aufzufinden strebten, und mit denen sie die Mutter und das Kind ein wenig erquickten. — Ich selbst hatte mir eine unnütze Mühe genommen, meine beiden Maulthiere zu retten, endlich sah ich mich genöthigt, die armen Knechenden, verschlagenen und ganz abgefallenen Thiere zu verlassen; ich selbst legte den letzten Theil des Weges durch den Wald zu Fuß zurück. Denselben Tag noch fand ich mein Weib und mein Kind wieder und vernahm, was meine theuern Waffengefährten für sie gethan hatten. Neun Tage nach unserem Eintritt in den Wald verließen erst die Letzten der Division ihn wieder; nur wenige Officiere hatten ihre Pferde glücklich durchgebracht; der Feind, der uns voranschritt, hatte bei seiner Flucht vor uns zwei Geschützstücke in der Picada zurückgelassen; aber wir schenkten ihnen im Vorübergehen kaum einen Blick, denn es fehlten uns alle Transportmittel, und wahrscheinlich befinden sie sich noch heute auf derselben Stelle, wo ich sie damals sah.

„Der Sturm und Regen schien auf den Wald beschränkt; kaum hatten wir ihn verlassen und näherten uns der Crima da Serra und der Baccaria, als wir schönes Wetter bekamen. Dieses schöne Wetter und einige Ochsen, die in unsere Hände fielen und uns für die lange Fastenzeit entschädigten, ließen uns Ermattung, Hunger und Regen vergessen. Wir verweilten einige Tage im Departement von Baccaria, um die Division von Bento Gonzales zu erwarten, die in Unordnung und auf ein Drittheil zusammengeschmolzen wieder zu uns stieß. — Während eines kurzen Aufenthalts, den wir uns am Saume einer dieser riesigen Waldungen gestatteten, sahen wir eine Frau aus ihm heraustreten, die in ihrer Jugend von den Wilden geraubt worden war und unsere Nachbarschaft benutzte, um zu entfliehen. Das arme Geschöpf befand sich in einem bejammernswerthen Zustande.

„Da wir jetzt keinen Feind mehr zu fürchten, noch in diesen hohen Gegenden zu verfolgen hatten, setzten wir unsern Marsch in kurzen Etappen fort, zumal da uns Pferde gänzlich mangelten und wir uns gezwungen sahen, Füllen einzufangen und unterwegs zu zähmen. Das Corps der republikanischen Lanciers war vollständig unberitten und konnte sich nur durch Füllen wieder aufbessern. Es war übrigens ein prachtvolles und, obschon täglich wiederholtes, doch stets neues Schauspiel, diese jungen und kräftigen Schwarzen zu sehen, von denen Jeder den Beinamen des Pferdebändigers verdiente, welchen Virgil dem Peleys ertheilt. Man mußte sie sehen, wie sie auf diese wilden, des Gebisses, Sattels und Sporns unkundigen Kinder der Steppe sprangen, sich an die Mähne derselben anklammerten und mit ihnen durch die Ebene brausten, bis das Thier, dem Menschen nachgebend, sich für besiegt bekannte. Allein der Kampf währte lange; das Thier ergab sich nicht eher, als bis alle seine Kräfte, sich seines Tyrannen zu erwehren, erschöpft waren; der Mann war seinerseits bewunderungswürdig, was Gewandtheit, Kraft und Muth anlangt: an alle Bewegungen des Thieres gebunden, es zwischen die Kniee wie zwischen einen Schraubstock pressend, mit ihm aufspringend, sich mit ihm niederwälzend, wieder mit ihm sich erhebend und sich nicht von ihm trennend, als bis es in Schweiß gebadet, mit weißem Schaum bedeckt und mit zitternden Knieen gebändigt die Kraft des Mannes anerkannte. Ein tüchtiger Pferdebändiger brauchte drei Tage Zeit, um auch das wildeste Roß dahin zu bringen, daß es sich dem Gebiß unterwarf. Selten wurden jedoch die Füllen von den Soldaten, namentlich auf dem Marsche, gut gebändigt, denn zu viele Beschäftigungen verhindern die Bändiger, ihnen die nöthige Sorgfalt zuzuwenden.

„Nachdem wir die „Mattes" passirt, zogen wir durch die Provinz der Missionsgesellschaften, wendeten uns nach Cruz Alta, dem Hauptort dieser kleinen Provinz, und von Cruz Alta nach San Gabriel, wo das Hauptquartier errichtet und Baracken für das Lager der Armee aufgeschlagen wurden. Sechs Jahre dieses Lebens unter Gefahren und Abenteuern hatten mich nicht ermüdet, so lange ich allein geblieben war; allein jetzt, wo ich eine kleine Familie besaß, ließ diese Trennung von allen meinen ehemaligen Belustigungen, diese Unkenntniß, was während so vieler Jahre aus meinen Eltern geworden, in mir das Verlangen aufsteigen, mich einem Punkte zu nähern, wo mir Nachrichten von meinem Vater und meiner Mutter zukommen konnten. Ich vermochte zwar für einen Augenblick all diese zärtlichen Gefühle in meinem Herzen zurückzudrängen; allein sie hatten sich dafselbst angehäuft und gewannen wieder die Oberhand. — Setzen wir hinzu, daß ich auch nicht wußte, wie es meiner andern Mutter erging, die man Italien nennt! Die Familie ist mächtig, aber das Vaterland unwiderstehlich. Ich entschloß mich daher, wieder nach Montevideo zu reisen und dafselbst wenigstens einige Zeit lang zu bleiben; deshalb bat ich den Präsidenten um meinen Abschied und die Erlaubniß, mir eine kleine Ochsenheerde anzuschaffen, deren stückweiser Verkauf mir während der Dauer der Reise meinen Unterhalt bestreiten helfen sollte."

So fanden wir denn Garibaldi als Truppiere, mit andern Worten als Ochsenführer wieder! In einer Estancia, el Corral de Pedras mit Namen, gelang es ihm, mit Ermächtigung des Finanzministers in einigen zwanzig Tagen und mit unsäglichen Mühen und Beschwerden gegen neunhundert Stück Vieh zusammenzubringen. Diese Thiere waren jedoch noch vollständig wild, und eine noch größere Mühe harrte seiner unterwegs, wo sich ihm fast unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten. Lassen wir ihn selbst erzählen:

„Die größte Mühe," so berichtet er, „machte mir der Uebergang über den Rio Negro, wo ich mein ganzes Capital versinken sah. Ich hatte nicht allein die Schwierigkeiten des Uebergangs und meine Unerfahrenheit in meinem neuen Geschäft gegen mich, sondern hauptsächlich die Unvorsichtigkeit einiger von mir als Führer gedungenen Leute. Dennoch rettete ich ungefähr fünfhundert Stück, aber in Folge schlechten Futters, der Länge der Reise und der Schwierigkeiten beim Flußübergang hielt man sie für unfähig, ihre Bestimmung zu erreichen. Ich beschloß daher sie totzuschlagen, die Haut abzuziehen und nur ihre Felle zu verkaufen, ein Unter-

* Das Kind, jetzt ein kräftiger Jüngling, kämpft augenblicklich an der Seite seines Vaters und hat bereits mehrere Male für die Errettung seines Vaterlandes gekämpft. D. Red.

Digitized by Google

nehmen, bei welchem mir, die Unkosten vorläufig abgezogen, kaum einhundert Thaler blieben, welche mir zur Bestreitung der nothwendigsten Bedürfnisse meiner Familie dienen sollten. Ich will bei dieser Gelegenheit noch eines Zusammentreffens erwähnen, das mir einen meiner theuersten und zärtlichsten Freunde verschaffte. Ach! noch einer, der in einer bessern Welt die Befreiung Italiens erwartet!

„Als ich während unseres Rückzugs in die Nähe von San Gabriel gelangte, hörte ich einen italienischen Officier von großem Geist, großem Herzen und großer Kenntniß nennen, der als Carbonaro verwiesen, sich für Frankreich, am 5. Juni, zu Oporto geschlagen, die lange Belagerung, welche dieser Stadt den Namen der Unüberwindlichen verschafft, mit durchgemacht, endlich aber, wie ich, gezwungen war, Europa zu verlassen und nun seinen Muth und seine Kenntnisse den jungen südamerikanischen Republiken anzubieten und anzubieten. Man erzählte von ihm Züge von Muth, Kaltblütigkeit und Kraft, daß ich mir zehnmal wiederholte: Sollte ich dem Manne begegnen, so wird er mein Freund sein! Er nannte sich Anzani.

„Ein Stück von ihm machte großes Aufsehen. Als Anzani in Amerika ankam, hatte er sich mit einem Empfehlungsschreiben bei den Herren N*** , Kaufleuten zu B. und Italienern wie er, vorgestellt. Diese Herren hatten bald ihr Factotum aus ihm gemacht. Anzani war gleichzeitig bei ihnen Cassirer, Buchhalter, Vertrauter, besser gesagt, Anzani war der gute Genius ihres Hauses. Wie alle kräftigen und muthvollen Menschen war auch Anzani ruhig und sanft.

„Das Haus, dessen eigentlicher Director er geworden, war eins jener Häuser, wie man sie nur in Südamerika findet, die Lager von Allem, was man sich nur erdenken kann, halten und in einer einzigen Handlung so ziemlich sämmtliche Handelsartikel vereinigen. Nun war aber die Stadt, in welcher das Handelshaus unserer Landsleute sich befand, zum Unglück in der Nachbarschaft eines Waldes gelegen, in welchem jene indischen Stämme, die Burgen, hausten. Einer der Häuptlinge dieser Indier war der Schrecken des ganzen Städtchens, das er zwei Mal jährlich mit seinem Stamm besuchte und nach Belieben ausplünderte, ohne daß es ihm einen Widerstand entgegenzusetzen gewagt hätte. Anfangs war er mit zwei- bis dreihundert Mann, dann mit hundert, später mit fünfzig eingezogen; wie er aber den Schrecken gesehen, den seine Gegenwart verursachte, glaubte er endlich allein kommen und doch den Gebieter spielen zu können. Dies that er denn auch, erließ seine Befehle und stellte seine Forderungen, als ob sein ganzer Stamm hinter ihm gestanden, um die Stadt mit Blut und Feuer zu verheeren.

„Anzani hatte von diesem Eisenfresser sprechen hören und Alles still vernommen, ohne seine Meinung über die Verwegenheit des wilden Häuptlings und über den Schrecken auszusprechen, den seine Wildheit verbreitete. Dieser Schrecken war so groß, daß, sobald das Geschrei erklang: „der Häuptling der Mattos!" sofort alle Fenster geschlossen, alle Thüren verriegelt wurden, als ob man die Anwesenheit eines tollen Hundes ausgerufen hätte. Der Indier war an diese Zeichen des Entsetzens gewöhnt, die seinem Stolze schmeichelten. Er wählte eine Thüre aus, die er geöffnet wünschte, klopfte an dieselbe an, und nachdem sie ihm erschlossen worden, was mit der Geschwindigkeit des Schreckens geschah, betrat er nun das ganze Haus ausplündern, ohne daß der Hausherr, die Nachbarn oder die Einwohner auch nur daran gedacht hätten, seinen Rückzug zu beunruhigen.

„Es waren ungefähr zwei Monate vergangen, seitdem Anzani das Handelshaus in den größten wie geringsten Einzelnheiten zur großen Genugthuung seiner beiden Principale leitete, als plötzlich der Schreckensruf ertönte: „der Häuptling der Mattos!" Wie gewöhnlich, schlossen sich eiligst Thüren und Läden. Anzani war allein im Hause und eben beschäftigt, die Wochenrechnung abzuschließen; er dachte nicht daran, daß die tosende Nachricht der Mühe lohne, sich stören zu lassen, und blieb daher bei offener Thür und offenem Fenster hinter seinem Ladentisch. Staunend blieb der Indianer vor diesem Hause stehen, das mitten in dem allgemeinen Umsturz, den seine Gegenwart hervorrief, bei seiner Ankunft gleichgültig erschien. Er trat ein und erblickte auf der andern Seite des Comptoirs einen Mann mit bleichem Angesicht, der seine Rechnungen abschloß. Mit gekreuzten Armen blieb er vor ihm stehen und betrachtete ihn verwundert. Anzani erhob den Kopf. Er war die Höflichkeit selbst.

„Was wollt Ihr, mein Freund?" fragte er den Indianer.

„Wie? was ich will?" erwiderte dieser.

„Gewiß," entgegnete Anzani, „wenn man in ein Magazin eintritt, wünscht man etwas zu kaufen."

Der Indianer brach in ein Lächeln aus.

„Du kennst mich also nicht?" fragte er Anzani.

„Wie sollte ich Dich denn kennen? Es ist das erste Mal, daß ich Dich sehe."

„Ich bin der Häuptling der Mattos," antwortete der Indier, indem er seine Arme entkreuzte und in seinem Gürtel ein Arsenal von vier Pistolen und einen Dolch erblicken ließ.

„Nun, Häuptling der Mattos, was willst Du?" fragte Anzani.

„Zu trinken will ich," erwiderte dieser.

„Und was willst Du trinken?"

„Ein Glas Aguardiente."

„Nichts leichter als das; zahle zuvor und ich werde Dir dann Dein Glas bringen."

Der Indier begann ein zweites Mal zu lachen. Anzani runzelte leicht die Augenbrauen.

„Sieh," sagte er, statt zu antworten, „lachst Du mir zum zweiten Male in's Gesicht! Ich finde das nicht höflich. Ich sage Dir daher, geschieht es zum dritten Male, so werfe ich Dich zur Thüre hinaus."

Anzani hatte diese Worte mit einem Tone von festgiebt gesprochen der jedem Andern als einem Indier ein Maß für den Mann gegeben haben würde, mit dem er es zu thun hatte. Vielleicht verstand ihn der Häuptling, allein er gab sich das Ansehen, ihn nicht zu verstehen.

„Ich sagte Dir, Du solltest mir ein Glas Aguardiente geben," wiederholte er, indem er mit der Faust auf den Ladentisch schlug.

„Und ich sagte Dir, Du möchtest vorher bezahlen," gab ihm Anzani als Antwort zurück, „wo nicht, erhältst Du nichts."

Der Indier warf einen Zornblick auf Anzani, aber Anzani's Auge begegnete dem seinigen. Blitz um Blitz kreuzten sich. Anzani sagte gewöhnlich: „Es gibt keine factische Macht, als die moralische; betrachtet kühn, fest und beharrlich den Mann, der euch betrachtet; senkt er die Augen nieder, so seid ihr sein Meister. Senkt aber nicht die curzen, sonst wird er euer Meister." — Anzani's Blick hatte eine unwiderstehliche Gewalt: der Indier schlug die Augen nieder. Er fühlte seine Inferiorität und wollte sich doch, wüthend über diesen ihm unbekannten Zauber, durch Trinken wieder ein Herz verschaffen.

„Wohlan," sagte er, „hier ist ein halber Piaster, schenk ein."

„Es ist mein Amt, die, welche zahlen, zu bedienen," antwortete Anzani ruhig.

Und er brachte dem Indier ein Glas Branntwein. Der Indier goß es hinunter.

„Noch eins," rief er.

Anzani brachte ihm ein zweites. Der Indier schlitzte es wie das erste hinab.

„Noch eins!" sprach er von Neuem.

So lange das Geld ausreichte, um die Libationen des Indiers zu decken, machte Anzani keine Bemerkung; als der Zecher aber so viel hinabgegurgelt hatte, als der Preis des Geldstückes aufwog, hielt er an.

„Nun?" fragte der Indier.

Anzani machte ihm seine Rechnung.

„Was weiter?" beharrte der Indier.

„Was weiter? Ohne Geld keinen Branntwein!" entgegnete Anzani.

Der Indier hatte richtig gerechnet. Die fünf bis sechs Glas Aguardiente, die er hinuntergestürzt, hatten ihm den Muth wieder verliehen, den er vor dem Löwenblick Anzani's verloren.

„Aguardiente!" schrie er, indem er die Hand an eine seiner Pistolen hielt, „Aguardiente, oder ich morde Dich!"

Anzani, welcher merkte, daß die Sache damit endigen könne, hielt sich gefaßt. Er war ein Mann von fünf Fuß neun Zoll, mit fabelhafter Kraft und bewunderungswürdiger Gewandtheit. Seine rechte Hand stützte er auf den Ladentisch, sprang auf die andere Seite hinüber und stürzte mit seinem ganzen Gewicht auf den Indier und bemächtigte sich, bevor dieser noch Zeit gefunden,

Digitized by Google

sein Pistol zu ziehen, mit der linken Hand der rechten Faust seines Gegners. Der Indier konnte den Stoß nicht aushalten, er fiel rücklings zu Boden. Auzani stürzte auf ihn und setzte ihm das Knie auf die Brust. Jetzt entriß er ihm, während der Indier seine Waffe nicht gebrauchen konnte, die Pistolen wie den Dolch aus seinem Gürtel und warf sie in das Magazin, dann entwand er ihm das Pistol, das er in seiner Rechten hielt, und schlug nun, den Lauf in der Hand, mit dem Kolben aus aller Kraft auf den Häuptling los. Endlich, als er glaubte, daß der Indier, nur mich des Kunstausdrucks zu bedienen, genug habe, erhob er sich und stieß ihn mit kräftigen Fußtritten zur Thüre hinaus, wo er bis in die Gosse rollte, in welcher er ihn liegen ließ. In der That hatte der Indier genug. Er stand auf und erschien nie wieder in San Gabriel.

„Unter einem andern Namen, als dem seinigen — unter dem Namen Ferrari — hatte Auzani den portugiesischen Krieg gemacht. Unter diesem Namen hatte er sich bewundernswürdig gehalten; unter diesem Namen hatte er den Rang eines Capitains sich erworben; unter diesem Namen hatte er zwei schwere Wunden, die eine am Kopfe, die andere in die Brust, erhalten, so schwere Wunden, daß er nach Verlauf von sechzehn Jahren an einer derselben starb. Die Wunde am Kopfe rührte von einem Säbelhiebe her, der ihm die Hirnschale zerschmetterte. Die in der Brust rührte von einer Kugel her, die in der Lunge festsaß und später eine Lungenschwindsucht herbeiführte.

„Wenn man zu Auzani von den Wundern des Muths sprach, die er unter dem Namen Ferrari vollbracht hatte, lächelte er und behauptete, dieser Ferrari und er wären verschiedene Menschen. Von diesem Manne hatte man mir erzählt, daß war der Mann, den ich kennen zu lernen wünschte und den ich zu meinem Freund machen wollte. Zu San Gabriel vernahm ich, daß er in Geschäftsangelegenheiten ein Dutzend Miglien weit verreist sei. Ich erkundigte mich näher und bestieg mein Pferd, um ihn aufzusuchen. Unterwegs, am Ufer eines kleinen Flüßchens, fand ich einen Mann, der mit nackter Brust sein Hemd wusch. Ich merkte, daß dies der Mann sei, den ich suchte.

„Ich schritt auf ihn zu, reichte ihm die Hand und nannte meinen Namen. Von diesem Augenblicke an waren wir Brüder. Zu jener Zeit war er nicht mehr in seinem Handelshaus; wie ich, war er in die Dienste der Republik von Rio Grande eingetreten. Er bekleidete die Junfanterie der Division Juan Antonio, eines der berühmtesten republikanischen Chefs; wie ich, verließ er übrigens diesen Dienst und wendete sich nach el Salto.

„Nachdem wir einen Tag mit einander verlebt hatten, gaben wir uns unsere gegenseitigen Adressen und kamen überein, daß wir nichts Wichtiges vornehmen wollten, ohne daß der Eine den Andern davon benachrichtigte. Man gestatte mir noch eine Einzelheit, um unsere Noth und unsere Brüderlichkeit daraus zu erkennen. Auzani hatte nur ein Hemd, aber er besaß zwei Paar Beinkleider. Ich war eben so arm wie er in Bezug auf das Hemd, aber er war um ein Paar Beinkleider reicher als ich. Wir schliefen unter dem nämlichen Dache, aber Auzani reiste vor Tage ab, ohne mich zu wecken. Als ich erwachte, fand ich auf meinem Bett das beste Paar seiner beiden Beinkleider. Ich hatte Auzani kaum gesehen, allein er war einer von den Männern, die man auf den ersten Anblick bentheilt. Deshalb war auch, als ich Dienste bei der Republik von Montevideo nahm und mit der Organisation der italienischen Legion beauftragt wurde, meine erste Sorge, an ihn zu schreiben und ihn einzuladen, diese Arbeit mit mir zu theilen. Er kam, und wir verließen uns erst an dem Tage, wo er die italienische Erde wieder berührte und in meinen Armen starb."

Ein deutscher Dichter und Dulder.

Von Albert Traeger.

Sieht Du zum deutschen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Das Vaterland ist Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?
Er besticht ein Schwert und todesviele Wunden;
Die sind ja heut in seinem Dienst gefunden; —
Nur kühn voran!

Julius Mosen.

In einer kleinen Residenzstadt unseres an diesen Marksteinen äußerer und innerer Zerklüftung so überreichen armen Vaterlandes, in Oldenburg, steht freundlichen Ansehens ein bescheidenes Haus, auf dem eine besondere Weihe zu ruhen scheint. Mittag ist's; die Rosen unten im Garten schauen wie sehnsüchtige Bräute zu den geöffneten Fenstern und senden grüßend ihre zartesten Düfte hinauf; in der Laube lagern zwei blühende Jünglinge, auch diese wenden sich zuweilen erwartungsvoll empor; oben im Wohnzimmer bereitet die Hausfrau den Tisch zum Mahle. Emsig waltet sie und geräuschlos, wie in der Nähe eines Krankenbettes; plötzlich unterbricht sie sich, ein dumpfer Ton hat unhörbar fast ihr geübtes Ohr berührt, schon ist sie im Nebengemach. Zusammengekrümmt sitzt dort die abgezehrte Gestalt eines Mannes, machtlos ruht das Haupt auf der Brust, in unheimlicher Weise erglänzt die gewaltige Stirne, bis zur Unsichtbarkeit sind die Augen von den schweren, mitten Lidern überhangen, die farblosen Lippen zucken wie im Krampfe. Vor ihm auf dem Tische liegt ein Zeitungsblatt. Bebutsam neigt die Frau sich über ihn und wendet es um, seine unablässig zitternden Hände verfagen jeden Dienst. Unhörbar, wie sie gekommen, ist die treue Helferin schon wieder entschwunden, er liest weiter. Was liest er? Vielleicht von dem frevelhaften Spiele, das ein nachbarlicher Gewaltherrscher bethrohlich an unseren Grenzen treibt, und dem Proteste, den einzig das kleinste und freieste Volk dagegen erhoben, kühn aber fruchtlos, da die Mächtigen unthätig zuzuschauen sich begnügten. Und der Fenergeist, der in der schlackenhaften Hülle des Versenden unversehrt sich erhalten, lodert zürnend empor, und sein Unmuth kleidet sich in die Worte eines Liedes, seines Liedes: „Gott sei mit euch, mit dem verrathnen deutschen Reich!" Er liest weiter. Vielleicht von den armen deutschen Brüdern, die angesichts der Uebrigen der höhnende Uebermuth fremder Rohheit mit den Geißeln der Knechtschaft peitscht, oder von Anderen, die im eigenen Vaterlande vergebens nur ihr Recht begehren. Ein wildes Weh ergreift ihn, ein Weh, wie er es vor langen Jahren bereits hinausgesungen in die weite Welt mit den zündenden Lauten: „Es blutete der Brüder Herz, ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!" Vielleicht aber auch weht ihm aus den Spalten des Zeitungsblattes der flügelschlag eines frischeren, freieren Geistes entgegen, der im Vaterlande jetzt mächtig sich zu regen beginnt, und sein Schmerzenslager umlenchtet gleich freundlichem Abendrothe die Hoffnung, daß auch er nicht umsonst gelebt, gekämpft und gelitten, daß der Same, den auch er mit treuen Händen ausgestreut, noch Früchte tragen werde weit über sein nahes Grab hinaus.

Vielleicht auch erfährt er, wie unter Vielem, was man endlich zu begreifen anfängt, auch die späte Einsicht gekommen, daß ein der Freiheit entgegenstrebendes Volk nicht länger dem Sokraten der Freiheit den Ehrensold versagen dürfe, daß es seiner Dichter und Schriftsteller werkthätig sich annehmen müsse. Und wenn vor seinem Blicke das überraschende Ergebnis freudiger Anstrengungen sich berechnet, überschleicht ihn bei aller Befriedigung sicher auch ein leises Gefühl zweifelnder Verstimmung. Er weiß und fühlt es wie kein Anderer, daß der Dichter höhere Ansprüche hat, als nicht zu verhungern, daß er vor Allem verstanden und gewürdigt sein will. Er hat im Laufe eines langen Lebens schmerzlich erfahren, wie es um die geistige und sittliche Reife eines Volkes beschaffen, das seine gediegensten Schätze anteachtet im Dunkel verstauben läßt und, wie der Wilde, an nichtigem Flitterstande ein kindisches Ergötzen hat, das die Kanzel des Dichters, das Theater, hartnäckig dem wahren Berufe verschließt und jämmerlichen Gaullern zum Tummelplatze überläßt. Ein freundliches Geschick hat es verhindert, daß mit der Krankheit das Elend sich gegen ihn verbündete, aber vergebens harrt er noch darauf, daß seinem Namen die volle Ehre werde, die ihm gebührt. Julius Mosen, der Sänger des Hofer-liedes, der seit mehr denn zehn Jahren langsam stirbt, ist lange schon ein fast Verschollener, nur in einzelnen Liedern lebt er noch

Digitized by Google

Julius Mosen.

fort in seinem Volke, dem die schönsten Werke eines seiner besten Dichter unbekannt und vorenthalten bleiben.

Julius Mosen ist am 8. Juli 1803 in Marienev, einem Dorfe des sächsischen Vogtlandes geboren, der zweite Sohn des dortigen Schullehrers. Sein Vater, ein geistig geweckter und gebildeter Mann, der seine kärglichen Verhältnisse mit glücklichem Humor sich zurechtzulegen verstand, unterrichtete den Knaben selbst, bis er ihn, gewiß mit schweren Opfern und banger Besorgniß, im Drangsals- und Hungerjahre 1817 auf das Gymnasium nach Plauen brachte. Von da aus bezog der angehende Student fünf Jahre später die Universität Jena, um die Rechte zu studiren. Unbeachtet lebte der bescheidene Jüngling hier still und zurückgezogen, bis er eines Tages im Freundeskreise seine erste Novelle: „Der Gang nach dem Luthersbrunnen" vorlas, und sich dadurch mit einem Schlage die Achtung und Zuvorkommenheit aller seiner Genossen erwarb. Ein Festlied, welches er bald darauf zur Jubelfeier des Großherzogs von Weimar, Karl August, als Rector magnificus der Universität dichtete, ließ sein väterlicher Gönner, der Professor Hand, auf eigene Kosten drucken und überreichte es dem fürstlichen Jubilar. Goethe erkannte diesem Gedicht vor allen eingegangenen den Preis zu, und der jugendliche Sänger erhielt vom Hofe zweiß Dukaten nebst huldreichen Zusicherungen.

Als Mosen 1824 im Begriff war, nach Leipzig zu gehen, verlor er seinen Vater, die Mutter zog mit den übrigen Kindern nach ihrer Heimathstadt Oelsnitz. Er mußte schon damals thätig seiner Familie sich annehmen, die der Tod ihres Ernährers in arge Bedrängniß gebracht hatte; dessenungeachtet fand er aber gerade in dieser schweren Zeit den Muth und die Mittel, einen längst gehegten Lieblingswunsch auszuführen, und machte sich auf den Weg nach Italien. Von gewaltigstem, auf sein ganzes Leben und Schaffen nachwirkendem Einflusse waren die Eindrücke und Anregungen, die der in der Gährung begriffene Dichter auf dieser Wanderung empfing. Sein Form- und Schönheitssinn klärte sich an der antiken Ruhe classischer Schöpfung ab, sein Forschergeist, der stets mit eingehender Vorliebe und besonderem Verständnisse den Entwickelungsgängen der Geschichte gefolgt, stand auf der erinnerungsreichen Marksceide der alten und neuen Götter- und Völkerwelt, und entzifferte die Riesenschrift, deren Zeichen jedem Steine eingeprägt sind.

Als er im Winter 1826 in Oelsnitz an der Stadtmauer wieder heraufsam, erkannte ihn sein jüngster Bruder, der dort mit andern Knaben spielte, nicht, so mächtig war er auch im Aeußeren entwickelt. Hier in der Ruhe der mütterlichen Häuslichkeit schuf er das Epos „Ritter Wahn," dessen Stoff er zu Florenz gefunden hatte in einer alten, jedenfalls zur Zeit der Völkerwanderung von germanischen Stämmen auf italienischen Boden verpflanzten Sage, deren Grundzug echtdeutsches Heimweh ist. Er dachte jedoch viel zu edel von dem Schatze, den ein Gott in seine Brust gelegt, um handwerksmäßig die Scheidemünze des täglichen Unterhaltes daraus prägen zu wollen, und so ging er zur Beendigung seiner Fachstudien mit dem kommenden Frühling nach Leipzig.

Digitized by Google

Mit der drückendsten Noth kämpfend und nur von einem hochherzigen Gönner, dem Hofgerichtsrath Dr. Wenck, freundlich unterstützt, arbeitete er so unverdrossenen Eifers, daß er schon im nächsten Jahre die Prüfung mit der ersten Censur bestand. Hierauf bildete er sich drei Jahre lang in Neukirchen bei dem Stadtschreiber Schweinitz zum praktischen Juristen aus. Mag es dem jungen Dichter, an dessen Schöpferdrang unablässig neue Pläne und Entwürfe gebieterische Ansprüche erhoben, schon schwer genug gefallen sein, die Flügel niederzuhalten und geduldig in das trockene Formularwesen seiner Beschäftigung und den bureaukratischen Hochmuth eines verknöcherten Pedanten sich zu ergeben, schwerer noch lastete auf seiner freiheitliebenden Seele die Noth und Schmach des Vaterlandes.

In Mosen's Knabenzeit fielen die herrlichsten Jahre unserer Geschichte: er hatte sein Volk wie einen Mann sich erheben sehen, er hatte es mit erlebt, daß Deutschlands Einigkeit eine Macht, an welcher eine für unüberwindlich gehaltene Gewalt wie an einem Festen zerschellte; die heilige Begeisterung der Befreiungskriege mit ihrer maßgebenden Wirkung auf die Gegenwart, mit ihren zuversichtlichen Hoffnungen für die Zukunft hatte auch ihn berauscht — er war kaum zum Jüngling herangewachsen, als auch er schon gewahrsam ernüchtert ward. Man hatte die heiligsten Gefühle des Volkes benutzt, und als der Zweck erreicht war, drückte man die erkämpften Regungen, denen man die Erlösung aus der schmählichsten Erniedrigung verdankte, mit eisernner Faust wieder zu Boden; man strafte, um der Verlegenheit zu entgehen, belohnen zu müssen. Man lebte in banger Furcht, daß ein Volk, welches nach außen eine so achtunggebietende Macht entwickelt, auch nach innen mit gleicher Stärke sich geltend machen könnte, und schuf deshalb den Polizeistaat, der jeden Einzelnen ängstlich vom Allgemeinen absperrte und es zum Verbrechen stempelte, sich um die Wohlfahrt des Ganzen zu bekümmern. Männer, die mit Wort und Schwert in den Reihen der Befreier gekämpft, wurden „unschädlich" gemacht, wenn nicht verfolgt und des Landes verwiesen, die Demagogen-Untersuchungen begannen, die Karlsbader Beschlüsse wurden gefaßt; ja als der so schroff unterdrückte Freiheitstrieb außerhalb der heimischen Grenzen einen Zielpunkt suchte und Alles den Griechen zujauchzte, da das ihrliche Joch abzuschütteln begannen, wies der Congreß von Verona die philhellenischen Bestrebungen zurück, nur um im Sultan das Prinzip der Rechtmäßigkeit aufrecht zu erhalten.

Mosen hat ein Jahrzehnt später diesen Congreß als Vorwurf und Titel eines Romanes benutzt, der ein höchst treues und wechselvolles, leider aber auch wenig erhebendes Gemälde des neueren Staatengetriebes entrollt. Während so der Dichter und der Vaterlandsfreund dumpf trauernd in Neukirchen einsörmige Tage spann, brach unter gewaltigen Stürmen die Juli-Revolution aus; sie weckte auch Mosen aus seiner Erstarrung, alle Fesseln von sich abschüttelnd, eilte er nach Leipzig. Hier ward ihm endlich an Ambrosius Barth ein Verleger für seinen „Ritter Wahn", der ein nicht geringes Aufsehen erregte, obschon die allgemeine Aufmerksamkeit damals ganz andern Gegenständen zugewandt war.

Einen wahren Jubel aber erregten einzelne, unter dem Einflusse der herrschenden Stimmung gedichtete Lieder, die seinen Namen augenblicklich in allen Gauen des gesammten Vaterlandes zu einem der beliebtesten und gefeiertsten machten, und gegenwärtig noch als Volkslieder in jedem Munde leben: „Der Trompeter an der Katzbach," „Andreas Hofer" und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment." Dieses namentlich hatte in Aller Herzen wieder, da das unglückliche Schicksal der Polen allerorten die wärmste Theilnahme erregte. Mosen war nicht nur einer ihrer begeistertsten, sondern auch thätigsten Freunde. Im Herbst 1831 beim Patrimonialgericht in Lohren als Actuar angestellt, unterstützte er von seinem kärglichen Einkommen die Mutter, ließ den jüngsten Bruder auf seine Kosten erziehen und opferte außerdem noch den unglücklichen Flüchtlingen manches Scherflein. In dem benachbarten Altenburg, wo er jener Zeit viel verkehrte, bildete sich unter seiner Anregung eine Gesellschaft von Polenfreunden, die ihre Versammlungen an einem nicht weit von der Stadt gelegenen Vergnügungsorte abhielt, dem noch bis heute der Name „Polen" geblieben. Natürlich fehlte es nicht an Conflicten mit der Polizei.

Gewissenhaft und treu erfüllte Mosen seine Berufspflichten, die sich stets mehrten, da der Justitiar Schmelzer, ein schließlich in Wahnsinn endender Trunkenbold, den der Dichter in der Novelle „Vinetus" ein Denkmal gesetzt, ihm nach und nach alle Arbeitslast aufbürdete. Dabei fand er doch Muße, einen Roman „Georg Benlot" erscheinen zu lassen, neue Lieder, mehrere Novellen und das Schauspiel „Heinrich der Finkler" zu dichten, ein herrliches Denkmal seiner schöpferischen Kraft und seines edel vaterländischen Sinnes. Als er Besitzer von Lohren 1834 die Gerichtsbarkeit an den Staat abgetreten, ließ sich Mosen in Dresden, zunächst als Armen-Advocat, nieder. Seine schnell wachsende Praxis versetzte ihn bald in freundliche äußere Verhältnisse, und so begann die glücklichste und fruchtbarste Zeit seines Lebens. Unter den jüngeren Dichtern und Künstlern fand er zusagenden und anregenden Umgang: am innigsten befreundete er sich mit Bähr, Professor an der Maler-Akademie, einer ihm nahe verwandten, selbstständig den eigenen Weg gehenden und zu seinerlei Zugeständnissen sich herablassenden Natur; auch in Tieck's, des Vielgefeierten, Hause verkehrte er, ohne jedoch über allen Vorzügen des hochbegabten Mannes dessen servile, forstschrittsfeindliche Gesinnung verwinden zu können. Mosen's „Gedichte" und „Novellen" erschienen gesammelt, er vollendete das Epos „Ahasver", das sich siellenweise bis zu schwindelnder Großartigkeit emporgipfelt, und zu Michaelis 1839 ging sein Drama „Otto III." zur Eröffnung der Winterfaison über die Hofbühne. Es wurde mit ungetheiltem Enthusiasmus aufgenommen und der Dichter aus Schlesie stürmisch gerufen. Er erschien und, was in Dresden etwas ganz Unerhörtes war, er redete das Publicum an, ungefähr mit folgenden Worten: „Wenn das Schiff glücklich den Hafen erreicht hat, so ist das nicht das Verdienst dessen, der es gebaut, sondern der Piloten, die es so meisterhaft gesteuert haben; dem Zimmermann aber wird der Erfolg den Muth geben, wieder einmal die Axt zu ergreifen, um ein neues Schiff zu zimmern." Mit ganz demselben Erfolge wurde das Stück in den nächsten Tagen noch zwei Mal gegeben, um dann unerklärlicher Weise für immer von den Brettern zu verschwinden.

Bald darauf verlobte sich Mosen, und der nächste Sommer vereinigte auf dem anmuthigen Landaufenthalte seiner Schwiegereltern in dem Dorfe Strehlen allabendlich um das glückliche Brautpaar einen Kreis seingebildeter und gefühlswarmer Menschen, der häufig auch fremde Gäste erweitert ward; es gibt fast nicht einen unter den bedeutenderen Dichtern und Schriftstellern unserer Tage, von Uhland an, der nicht einmal an jenem gastfreundlichen Tische gesessen. Dabei verbreitete sich Mosen's Ruhm immer weiter, und von nah und fern wurden ihm Zeichen der Anerkennung; so ernannte ihn die Universität Jena 1840 zum Ehren-Doctor. Im Winter führte er seine Minna heim, und am Hochzeitstage wurde sein neues Stück „die Braute von Florenz" aufgeführt. Gleich den spätern Dramen „Bernhard von Weimar" und „Cola Rienzi", die auch noch in Dresden zur Darstellung gelangten, fündete es so mächtig, daß man sich nicht entrathsehen kann, wie solch erprobte Dichtungen in dem Archive der Hofbühne ein so frühes, unverdientes Grab finden konnten. In der Fülle seiner männlichen und dichterischen Kraft, die ihn jetzt fast ausschließlich dem Drama zuwandte, im Schooße seiner herrlich erblühenden häuslichen Glückes, vermißte Mosen nun nichts weiter mehr, als eine seinem inneren Berufe entsprechendere äußere Thätigkeit. Auch dieser Wunsch sollte sich ihm erfüllen. In Oldenburg war ein Hoftheater errichtet worden, für das ein Dramaturg gewonnen werden sollte. Adolf Stahr schlug Mosen vor, suchte ihn auf und ließ dessen eben vollendetes Trauerspiel „der Sohn des Fürsten" noch im Manuscript durch den Intendanten Herrn von Gall dem Großherzog Paul Friedrich August vorlegen. Dieser gewann den Dichter daraus lieb und lud ihn zur Probe und Aufführung des „Bernhard von Weimar" nach Oldenburg ein. Von Hof und Publicum ehrenvoll empfangen wie gebührend gewürdigt, kehrte Mosen, nachdem er die Anstellung als Dramaturg mit dem Charakter „Hofrath" erhalten, einstweilen nach Dresden zurück. Mosen, ein Dichter von Gottes Gnaden, ehrt diesen Titel, den so Viele, die dieser meist zweifelhaften Auszeichnung ihr Talent und ihre Gesinnung geopfert, einem noch schlimmeren Fluche, als dem der Lächerlichkeit, preisgegeben haben.

Nachdem er der Bevölkerung Dresdens, die ihm bei seinem Scheiden in rührender Weise die allgemeinste Theilnahme kundgab, in dem poetischen und kunstkritischen Werke „die Dresdener Gemälde-Gallerie" ein werthvolles und dauerndes Andenken

Digitized by Google

hinterlassen, siedelte er im Mai 1844 mit seiner Frau und zwei Knaben nach Oldenburg über. Mit wahrer und warmer Begeisterung trat er in seinen neuen Wirkungskreis; schirmt von einem kunstsinnigen und hochherzigen Fürsten, von allen Seiten unterstützt und gefördert, schuf er unter bescheidenen, ja theilweise beschränkten Verhältnissen eine Musterbühne, wie sie Deutschland nur selten besessen, indem er durch die mächtige Gluth seines Inneren Schauspieler und Publicum entzündete und wie im Sturme mit sich fortriß. Was er durch seinen jetzt unmittelbarsten Verkehr mit der Bühne an praktischer Einsicht gewonnen, verwerthete er in dem Drama „Johann von Oesterreich", das einen entschiedenen Fortschritt nach rückte Seite hi bekundet. So näherte er sich mit gewaltigen Schritten dem Gipfel der Vollendung und des Glückes, als er mit einem Male dicht am Ziele jäh zusammenbrach. Eine entsetzliche Krankheit, gegen die er mit aller Ausdauer seines männlichen Muthes ankämpfte, überwältigte ihn und beraubte ihn der Herrschaft über seinen Körper. Nachdem er vergeblich alle Heilquellen versucht und seine letzten Kräfte in dem fruchtlosen Widerstande aufgerieben hatte, mußte er mit der Darstellung des Lessing'schen „Nathan" seinem dramaturgischen Wirken ein Ziel setzen. 1846 hatte er noch „die Bilder im Moose" herausgegeben, eine Novellen-Sammlung, die zwei der köstlichsten Perlen unserer Literatur auf diesem Gebiete umschließt: „die blaue Blume" und „das Heimweh"; schon bei ihrem ersten Erscheinen in der „Urania" hatten sie Alles entzückt. Der zwei Jahren ist „der Sohn des Fürsten" im Druck erschienen, dem Andenken des 1853 verstorbenen Großherzogs Paul Friedrich August gewidmet, jenes edlen Fürsten, der dem unglücklichen Dichter eine sorgenfreie äußere Lage geschert und allein die Schuld einer ganzen Nation abgetragen hat.

Der arme Dulder hat seinen hohen Freund überlebt und schmachtet seit langen Jahren selber im qualvollsten Zustande der Erlösung entgegen. Er muß gehoben und getragen werden, da jede Bewegung ihm die ungeheuersten Schmerzen verursacht. Früher gewann er es bisweilen, um seine Familie zu beruhigen, mit unsäglicher Anstrengung über sich, aus dem Gemache, wo er vor Tische die Zeitungen zu lesen pflegte, allein in das anstoßende Wohnzimmer zu gehen; seit er aber bei einem solchen Versuche gestürzt ist und sich schwer beschädigte, hat er auch dazu den Muth verloren. Nicht ganze Worte, nur einzelne Sylben vermögen mit leisem, dumpfen Tone mühsam über seine bleichen Lippen zu gelangen, und so muß seine Gattin die Gedankenblitze verdolmetschen, die er in die Unterhaltung wirft, wenn sich am Abend jedes Donnerstages ein Kreis hochgebildeter Männer um sein Lager versammelt. Er nimmt an Allem noch den lebhaftesten Antheil, und daß selbst die schöpferische Ader seines Geistes zuweilen noch in alter Kraft hervorquillt, beweisen sein Festgedicht zu Schiller's Jubelfeier, das dessen Tochter als die herrlichste Gabe jenes Tages bezeichnet hat, und die Verse zum Angedenken Kruse's, die kürzlich von ihm in diesen Blättern veröffentlicht wurden.

Ein erschütternderes Schicksal hat selten einen Menschen getroffen, als Mosen; schändlicher Undank ist vielleicht niemals einem Dichter von so ehrlichem Streben und so hoher Bedeutung widerfahren. Während täglich speculirende Buchhandlungen die Erzeugnisse flacher Mittelmäßigkeit unter der Firma und in dem Formate von Klassikern in die Häuser colportiren, warten wir immer noch vergeblich auf eine Gesammtausgabe von Mosen's Werken; seine Gedichte sind nur zwei Mal aufgelegt, seine Romane und Novellen von der Sündfluth leichtester Unterhaltungsämmerlichkeiten verschlungen worden. Am schwersten aber wird gegen den Dramatiker gesündigt, der Schiller am nächsten verwandt ist, ohne Nachahmer zu sein. Vaterländische Stoffe und vaterländische Gesinnung mit dem das deutsche Gemüth so mächtig ergreifenden und fortreißenden vaterländischen Pathos sind die unschätzbaren Vorzüge von Mosen's dramatischen Dichtungen, die sämmtlich ihre Lebensfähigkeit auf der Bühne auf das Glänzendste dargethan. Warum werden sie uns mit solcher Hartnäckigkeit vorenthalten? Wie viel geradezu Unsinniges und Ekelhaftes bekommen wir allabendlich zu sehen und zu hören, und welche Wirkung müßte es bei dem Ernste unserer jetzigen Lage und der Richtung unserer heutigen Stimmung auf uns äußern, wenn Mosen in seinem „Heinrich der Finkler" von den Brettern herab uns zurufen dürfte:

„O, hätt' ich eines Domes Glockenstimme,
Ich wollte an euch stürmen Tag und Nacht:
Beteinigt euch und rettet euch, ihr Brüder!
Ach, meine Macht ist schwach, vereinigt aber —
Vor unsrer Brust zerbräche eine Welt!
Wohl Eins! nur Eins! ein einzig beutsches Reich!"

Blätter und Blüthen.

Das Offiziersfest in Genf. Wie trotz aller Lehren der Geschichte, trotz Athen, Florenz, Venedig, Holland und Nürnberg, das Bauernthum fortbestehe, daß die Künste nur in monarchischen Staaten gedeihen, so wiederholt man auch gedankenlos, daß solche Festlichkeiten nur in solchen Staaten vorkommen können. Es ist freilich wahr, daß in freien Staaten der Polizeicommissär nicht in's Haus des Bürgers treten und ihm befehlen kann, heute Abend so und so viele Lampen anzustecken und sich außerordentlich zu freuen über die Freude des Herrschers; es ist auch wahr, daß hier nicht eine Million aus der Staatscasse genommen werden kann, um eine Place de la Concorde zu schmücken und um den Schweiß von hundertlausend Steuerpflichtigen als Feuerwerk auf dem Tocadero zu verpuffen; und es ist ferner wahr, daß man in freien Staaten einer Municipalität nicht befehlen kann, wenigstens sünfzehnhundertlausend Francs auf die Pracht eines officiellen Abends zu verwenden, auf die Gelahr hin, im selben Jahre ein neues Municipalcollegium wählen zu müssen; aber an der Stelle dieser Festlichkeits- und Belendtungsmittel gibt es in freien Ländern, besonders in gewissen Momenten, da es sich um das Vaterland und nicht um leeren Pomp und Gleire handelt, eine Einmüthigkeit, eine öffentliche Meinung, eine Begeisterung, die solche im Leben und am Tode zu schmücken und Jubel hervorzubringen versteht, als alle Polizeipräfecten, Bierteilsmeister, Staats- und Stadtcassen der Welt. In der Feine ist das schwer zu glauben, da das Festlichkeitsbedürfniß freier Länder so wenig ausstieht, neben den ungeheuren Festen, wie sie z. B. ein 14. Juli in Paris oder ein Sining in Berlin verursacht. Aber es geht damit wie mit der berühmten Brücke von Lausanne. Als der französische Minister Feste dieses Wunder mit deuere Baukunst sah und erhabe, daß es dem Staat nur 1,500,000 Francs kostete, konnte es es nicht glauben und rief aus: „Bei uns würde ihr Brücke so viele Millionen gekostet haben."

Doch wir wollen unsere Zeit nicht mit Vergleichungen verlieren und aus vergleichen Dingen kein fabula docet abstrahiren; es könnte uns auf Resultate führen, die nur Zeit nicht zeitgemäß sind. Nur der Thatsache auf feanzösische Festlichkeiten und wie dergleichen veranstaltet werden, ist vielleicht erlaubt und hier am Platze, da die Genfer Augustfeste nichts Anderes waren, als eine einzige große Demonstration gegen Frankreich, und sich zu Pariser Festen derhalten, wie Freiheit zu Zwang, wie Bürgerthum zu Unterthanenthum, wie öffentliche Meinung zu einer eingeletnten, genantenlos angelprochenen Privatsache. Noch näher läge uns die Vergleichung mit dem, was vor unseren Thoren, in unserer nächsten Nähe, in Savoyen vorgeht, wo bereits für den bevorstehenden Besuch des neuen Herren Pöäleten Ehrenpforten, Polizeicommissäre, Gensd'armen und geheime Polizei Jubelvorrufe fabriciren. Aber wir gelagt, das kümmert uns nicht, kümmert uns um so weniger, als wir seit dem Genfer Feste die Besorgniß, dergleichen einen Tages hier selbst zu erleben, bedeutend vermindert sühlen. Wir glauben nach diesem Feste wahrhaftig, daß weder der Nähe des Feindes und trotz des Mangels aller Festungswerke Genf im gegebenen Falle Europa ein Beispiel geben könnte, wie Sagunt und Numantia. Die societé militaire, die Repräsentantin der Schweizer Armee, d. i., bei der populairen Beschaffenheit des Schweizer Heeres, des ganzen Schweizer-Volkes, welcher zu Ehren das ganze Fest veranstaltet wurde, beabsichtigt bei dieser Gelegenheit die Bundesfahne hierher, also auf den bedrohtesten Punkt des Vaterlandes, in die Stadt, auf welche von allen Seiten feanzösische Berge herabblicken; dies will und soll jedem Angreifer nichts Anderes belagen, als daß man das Paladium und die Ehre des Vaterlandes auf diesem bedeuten, alle Lästerzungen dadurch sicher Erscheinungsstucht werdenden Punkte eben so gesichert betrachte, als wären sie in den verborgensten Schluchten des Oberlandes gebogen. James Fazy, die Spitze der Genfer Behörden, als er in Folge der Siege der Radicalen an's Ruder gekommen, sah diesen Gedanken verhüllten Ausdruck, indem er sagte: „Man hat behauptet, daß Genf vor einem Handstreich des Feindes nicht geschützt werden könne und daß man den Feind anderswo erwarten müsse. Aber Schweizer Boden muß überall, wo er immer liege, vertheidigt werden; aber wir sind überzeugt, daß uns unsere Eidgenossen mit der Ueberzeugung von unserer gänzlichen Hingebung an das Schweizer Vaterland verlassen werden, und seit entschossen, lieber Alles zu opfern, als das Band brechen zu lassen, das Genf mit der Eidgenossenschaft vereinigt."

Mit Fazy's Worten stand das Aufgehen der ganzen Stadt in Harmonie; ja, jedes Haus sprach es noch deutlicher und unumwundener aus, was man denkt und fühlt, als die Worte des politischen Mannes es ausdrücken konnten. Die ganze Stadt das in die verborgensten Winkel, bis in die entferntesten Vorstädte und bis in die Verborgenheiten der Armuth, die glückliche weise in Genf keine großen Quartiere bilden, war in ein Meer von Flaggen getaucht. Ueberall wehte die eidgenössische Flagge, das weiße Kreuz auf rothem Felde, in Verbindung mit den kostbarsten Flagge des Cantons. Sonst pflegte bei Genfer Festen zwischen der oberen aristokratischen und der unteren liberalen Stadt ein gewaltiger Unterschied obzuwalten; jene schmollte und blieb stille, wenn diese sich freute; diese ar-

Digitized by Google

beitete weiter, wenn jene Festtage beging. Dieemal war es anders. Die Parteieinrichtete haben aufgehört; ganz Genf war national schweizerisch, eidgenössisch, antifranzösisch. Einzelne reiche Häuser ausgenommen, waren doch die bevölkreichen Straßen, die Rues de Coutance und Cornavain ausrechten, die Rues Basses und die Rhone am linken Rhonenfer am reichsten und schönsten geschmückt. Fahnen, Guirlanden, Kränze und Inschriften bedeckten daselbst die Häuser und bildeten Hallen, daß kaum der Himmel zu sehen war.

Auch die vielen Fremden aller Nationen, die in großer Menge Genf bewohnen, wollten an diesem Feste, das so zu einem Nationalfeste wurde, Theil nehmen, und in Verbindung mit den Schweizer und Genfer Fahnen sah man überall Flaggen der verschiedensten Nationen, amerikanische, englische, italienische, ungarische, russische, preußische. **Auch die deutsche, schwarzrothgoldne Flagge sahen wir zu unserer Freude aus vielen Fenstern wehen.** Es war wie ein Vorspiel einer europäischen Coalition zu Gunsten der Schweiz, aber im Allgemeinen zeigte übermüthige Eingriffe und Eroberungsgelüste. Die französische Sphäre fehlte in diesem Congresse, obwohl es hier Franzosen gibt. Aber wo lebt ein Franzose, der nicht Chauvin geworden wäre, um empört zu sein, daß man sich von seiner großen Nation nicht wolle erobern lassen? Selbst in Genf lebend, selbst in diesser Freiheit gedeihend und sie ausbreitend, wird er nicht begreifen, wie man vor französischem Despotismus und übermüthiger französischer Bevormitbeit einen Horror haben könne, und keiner wird sich zu der Höhe erheben, einem Volke, das sich gegen französische Gesittigung sträubt, gerecht zu werden oder gar zu seinen Widerspruch mit einigen Worten zu beschwichtigen. Aber vielleicht kann dem Einen oder dem Andern Unrecht; vielleicht lebt ein solcher Phönix hier, erzogen von der Genfer Freiheit, und hat er seine Sympathie für ein Volk, das Freiheit und Ehre lieben will, nur aus Furcht vor dem Consul und der Armee von Sydbern, die in Italien bivouakiren, nicht zu zeigt. Das Factum ist, daß eine ganz kleine französische Fahne einen Moment lang in der Nähe der Rhone gewebt hat, und daß auch sie bald verschwunden ist, denn diesenigen, die, von vielem Wunder bevrent, es tadelnd aufsuchen wollten, fanden sie nimmer.

Die Officiere kamen Samstag, den 4. August, gegen sechs Uhr, in Folge eines kleinen Unfalls an der Dampfmaschine, um zwei Stunden später, als sie angekündigt waren, in Genf an. Die Quais der Rhone- und Seeufer waren von Menschen überfüllt, die Fenster und Balcone mit reicher Toilette weltberühmten Ausschitt wie Theatergen und Galerien besetzt. Im Augenblicke, da das Dampfschiff in den Hafen einlief, donnerten Kanonen und Böller von den vielen Punkten des Ufers auf einmal; die Glocken singen zu tönen an, zahlreiche Trompeten, die auf der Spitze des Schiffs, auf den Rennstauinsel, an den Ufern aufgestellt waren, bliesen den Anbrechen der „Ruft Du, mein Vaterland," und Zehntausende von Stimmen riefen ihr „Willkommen" und „Es lebe die Schweiz, es lebe die Eidgenossenschaft!" darein. Hunderte von Fischerbooten umringten das prächtige, mit Flaggen Dampfschiff, das die Eidgenossen brachte und die Größe der Stadt mit seinen Kanonen beantwortete. Alle Dampf- und Segelschiffe im Hafen strichen die Flaggen. Es war in der That ein ebenso materischer als erhebender Moment, als Schweizer sich zum ersten Male seit 1798 für das Vaterland freuten. Vom Landungsplatze begaben sich die Gäste in langem Zuge, immer vom Jubel des Volkes begleitet, in die Nähe des botanischen Gartens, wo sie von den Behörden der Stadt und des Cantons bewillkommnet wurden, und wo James Fazy die Rede hielt, auf die wir einige Stellen anführten. Abends war großer Ball im Wahlhause, das mit großem Geschmack gejiert war und wo sich alle Classen der Bevölkerung versammelten.

Sonntag Morgens hielten die Comité's für die Specialwaffen ihre Sitzungen. Gegen drei Uhr Nachmittags sah man zwei Dampfschiffe unter Anssung auf den See. Bei ihrer Rückkehr gab man ihnen von Landspitzen einer Regatta aber eines Wettrennens in Kähnen. Dann tanzleten sie im Landsaale des Herrn Edvard Fazy, wo ihnen vieler Bürger in seinen und auf Nationalfesten gewöhnlichen Wahl aufsiehen. **Der Wein floß in marmornen Rinnen die verschiedenen Tafeln und Gruppen entlang.** Herr Fayre hatte das Glück, in seinen Armidagärten an jenem Nachmittage an künstehhundert Gäste zu bewirthen. Aber die schönste Epoche des Festes kam erst mit der Nacht. Es ward immer schöner, je mehr es in diese Nacht in der That, wie Stämpfli in seiner Rede sagt, „zu schön, denn es weckt Verlangen und die Lüsternheit nach seiner Schönheit." Dies war der unbeschreibliche Moment. Nur wer Genf kennt, kann sich mit Hülfe einer reichen Phantasie eine Vorstellung von dem Glanz machen, den seine Seeufer in Licht- und Flammengarnituren getauchten Palästen, Thren und Brücken sich in Rhone und See wiederspiegelt, während auf dem See Hunderte von Booten mit ihren Kanalen und Fackeln wie Feuerwirbeln umherflogen, und auf den Höhen Feuerwerkerkünste aufsteigen. Der Feuerwerker dieser Zeilen hat viele derartige Beleuchtungen gesehen, wenige, die er mit dieser an Pracht, Reichthum und Geschmack vergleichen könnte. Es war eine Herrlichkeit, wie sie eben nur aus einem Consensus omnium hervorgehen kann. Den Höhepunkt erreichte die Illumination, als ein Zeichen der Ally aus der Mitte des See's, scheinbar aus der Tiefe des Wassers stieg, wie ein griechisches Feuer ein großes Feuerwerk erhob, dem Raketen und Brunnen von den verschiedensten Seiten der Antwort gaben. Besonders ermähnenswerth ist die Idee, die, von einem Genfer Künstler erfunden, sich auf dem neuen Platze befand; allerdings übrte ihre Zeichnung von einem großen Künstler, von Didap, dem Lehrer Calame's, her. — Feuerwerk und Beleuchtung von den savoyischen Bergen her, welche einige Tage vorher in den Tonnalen angekündigt waren, als ein Zeichen der Sympathie Savoyens für Genf und die Schweiz," fanden nicht statt. Französische Autoritäten wissen vergleichen zu verbindern, was die naiven Savoyarden noch nicht recht wissen, aber bald bis zum Ueberdruß wissen werden.

Der schönen Nacht folgte der ernste Morgen. Auf der Ebene von Plainpalais, dem Marsfelde Genfs, wo sich ein Triumphbogen erhob, wurde der Stadt Genf die Fahne übergeben. Der alte General Dufour nahm sie in Empfang und versicherte, daß sie die Söhne Genfs wohl zu verbauen und zu behüten wissen werden. Er empfahl den Officieren der Eidgenossenschaft, sich wohl zu erinnern, daß nun die Fahne der Schweiz auf Genfer Boden aufgerstanzt und daß die Vertheidigung dieses Theiles helvetischen Bodens eine heilige Pflicht der Schweizerischen Armeen sei. Hierauf folgte eine allgemeine Sitzung der société militaire in dem weiten Raume des alten Katheterale von Pierre, welche die wichtigsten Vorgänge der ereignißreichen Gelchichte Genfs gelehen.

Den den Reden, die am selben Tage am großen Banquet gehalten wurden, und zwar in allen Sprachen, welche die Eidgenossenschaft friedlich und brüderlich in ihrem Schooße vereinigt und mit gleicher Liebe und Freiheit berbergt, haben die Zeitungen berichtet. In welcher Sprache immer gesprochen werden, aus welchen Theile des freien Landes immer der Redner stammen mochte, in der gegenseitigen Ermuthigung, sich gleich anstrengende und kräftig gegen directe Angriffe sowohl wie gegen „verlockerische, lügnerische Versprechungen" zu vertheidigen, stimmten Alle überein. Die hervorragendsten Redner waren General Dufour, James Fazy und Stämpfli.

Der Eindruck, den man als ruhiger und unparteiischer Zuschauer des ganzen denkwürdigen Festes empfing, war der Art, daß man glaubte, der Erneuerung und Verjüngung der Eidgenossenschaft beizuwohnen und überhaupt einem Momente, der für gewisse Städe, die Uebermuth, Habsucht, Gleisnerpolitik verdeckbüren könnten, dem ganzen Europa ein gesundes, heilsames Beispiel der Einheit verleihen. Sie sind gewiß, daß es in Paris nicht ohne Eindruck vorübergegangen, vorausgesagt, daß die unzähligen Correspondenten Louis Napoleons und Prinz's, die sich jetzt hier herumtreiben, die Wahrheit berichten oder, heutige Franzosen wie sie sind, für solche Regungen und spontane Aeußerungen eines ganzen Volkes noch Aug und Ohren haben.

Die Officiere der Schweizer Armee sind wieder in ihre Heimath gegangen; die Fahnen und Kränze sind verschwunden, aber in den Gemüthern der Genfer ist eine Stimmung zurückgeblieben, die sie in einer Anzahl von Jahren nicht verlieren lassen. Was die Gäste betrifft, so haben sie den Genf, seinem schweizerischen Patriotismus, seiner Opferbereitwilligkeit eine andere Meinung mit nach Hause genommen, als jene ist, welche die Höfe vertretter Städte verbreiten, aus Angst vor dem freien Staate der Schweiz und vor der Ansteckung, die sie von daher befürchten — und eine andere Meinung, als jene, welche die Staatsmänner verbreiten, die mehr französisch sind als schweizerisch und Genf als französisch verleumden, um es mit einem Schein von Recht um so sicherer fallen zu können. Die drei August-tage waren ein großer Triumph Genfs und seines Vertreters, des wolverleumdeten Patrioten James Fazy.

X.

Aus meiner Bilgerstasche. Ich war schon einige Wochen in Wien, ohne den Kaiser Franz gesehen zu haben. Eines Tages frischen Fr. Fröhlich, Schlachtenmaler, und ich auf dem Glacis zusammen, um eine Manöverart zu sehen, welche die beiden Schmetterlingstruppen besonders interessirte. Ohne davon etwas entdeckt zu haben, kamen wir in den Augarten Hetzlaufen Augarten, an dem geordnet und gebaut wurde. Wir fanden einen jungen Mann auf einem Schaukelsessen sitzend, mit Planzeichnungen beschäftigt. Beide begrüßten ihn freundlich als einen Bekannten und jungen Baukünstler. Wir betrachteten seine hübschen Planzeichnungen und kamen dabei an ein Blatt mit allerlei uns unverständlichen einzelnen Figuren. Ich, auf unsere Frage um die Bedeutung dieser Figuren antwortete er, sich mißmutzig die Stirne reibend: „Dieses Blatt verursacht mir mehr Kopfzerbrechens, als alle übrigen. Die Idee, die Steine für Beeten von Springbrunnen ohne irgend einen Kitt wasserfest verbinden zu können, habe mir schon lange Zeit, und nun suchte und suchte ich fort und fort, um eine passende Verbindungsform zu finden, ohne die jetzt damit in's Reine kommen zu können."

Ich antwortete: „Dieses Suchen einer Verbindungsform dürfte auch vergeblich sein."

„Warum?" —

„Weil ich der Ansicht bin, daß man Steine ohne irgend ein Medium nicht so fest zusammenfügen kann, daß nicht Wasser dazwischen treten und dadurch die ganze Vorrichtung unglos werden dürfte, indem sich verwurfe, daß der Cement nicht, gleich dem Kitt, dem Wasser aushweiche."

Im Fortgehr, mit zu entgegnen, sprang der Baumeister plötzlich auf und rief mit einer tiefen Verbeugung dem Hut bis an die Kniee herab. Vier Fremde traten vorgleichen, und der jüngste mechanisch ihrem Beispiele. Dann kamen wir und fand Kaiser Franz, den ich lebhaftig an dem bahoburgischen Gesicht erkannte, indem der höchst einfache, nicht neue Oberrock und der abgetragene Hut auf alles Andere, als auf den Kaiser, dahe schließen lassen. Er trug sein Gesicht zu einem Lächeln gegen Zweifache und Ochsenaugen. Kaiser hob den Hut ein wenig und sprach: „Servus!" trat dann einen Schritt näher auf mich zu, während seine Physiognomie sich in ernste Falten legte, und frug:

„Wer ist der Herr?"

Ich nannte meinen Namen. — Etwas leichter, als zuvor, den Hut lüftend, wiederholte der Kaiser:

„Servus! — Wo ist der Herr zu Hause?"

„Im Großherzogthum Baden."

„Ein schönes Land, braves und gescheidte Leute, aber Alles wüssen sie doch nicht. — Was treibt der Herr hier in Wien?"

„Ich arbeite für die Theater und für die Buchhändler."

„Das mag pofiiren. Hat der Herr auch 's Bauwesen studirt?"

„Nein, Majestät."

„Versteht sich der Herr auf's Planzeichnen?"

„Nein, Majestät."

„Nun, da wäre es gescheidter, der Herr erbete nicht über Dinge, von denen er nichts versteht. Servus!" — Er lüftete wieder den Hut, zwang sich zu einem freundlichen Kopfnicken gegen die Anderen, drehte sich langsam um und wandelte phlegmatisch seiner Wege.

Digitized by Google

Ochsenleiner bemerkte: „Hu, heute ist mir Franzl nicht gut Kirschen essen! Er hat ohne Zweifel Ihre Zweifel gegen den Bannerist gehört und hätt es für vorlaut, einem Schwerfuhrherrn und Beamteten in Fachessangelegenheiten zu widersprechen.“ — — — — — Der Bannerist hat seine Idee der Steinzahlenmultiplikation bald als unpraktisch auf und dies bei der alten, auch viel wohlfeileren Weise, nachdem er dem Kaiser alle Gründe dafür auseinander gelegt hatte, den ihm die Schlußbemerkung entpfangen hatte: „Schau der Herr, wie's halt gewöhnlich mit den Neuerungen, es kostet viel Zeit und Geld, und am Ende ist's nichts damit.“

Erst nach einigen Jahren führte mich das Schicksal wieder Ange in Auge mit dem guten Kaiser zusammen. Fest hielt der Kaiser an dem schönen Gebrauch einer Audienz in jeder Woche, wenn Jedermann ohne Unterschied Zutritt erhalten konnte, der sich in das unter Aufsicht eines Officiers der Arciergarde im Vorzimmer liegende Buch eingeschrieben hatte. Der Zutritt erfolgte hierauf, welches Namens und Standes auch die Bittsteller inn mochten, unverbrüchlich genau nach deren Vorschrift einem im Audienzsaale. Ein Aufrechthaltung dieser Vorschrift erhielt der Kaiser jedesmal eine Abschrift dieser Meldeliste der Bittsteller auf den Audienztisch, der sich, ähnlich einem Ladentische, durch das Zimmer zog.

Graf Ferd. Palffy bedurfte in Sachen seiner damaligen Lotteriean[illegible]lung des Theaters an der Wien einer Audienz bei dem Kaiser, nicht um von diesem selbst einen Bescheid darauf zu erhalten, sondern damit sein Gesuch von Allerhöchsten heran an die betreffende Behörde gelangen sollte. Gewöhnt, sich alles Unangenehme vom Halse zu schaffen, und wahrscheinlich in der Voraussicht einiger bittern Pillen von Seiten des Kaisers, bat er mich, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, für ihn zur Audienz zu gehen, insternire mich über alles Nöthige und behändige mir die Bittschrift. Bis dereinstlich mir auch die Geschichte interessirt erschien, so sagte ich doch Ja, aus purer Neugierde, einmal diese Kunstschaft mit einer solchen Audienz zu machen. Der Wachsbahnde nahm mich als Stellvertreter für den Grafen an, trug das Ereignis in das Audienzbuch ein und bemerkte: „Ds es seiner kaiserlichen Majestät auch genehm erscheinen wird, weiß ich nicht, das ist nicht meine Sache. Sie kommen an die Reihe, sobald die Dame abgefertigt ist.“

Die alte Dame kam sehr heiter herein, machte dem Wachsbahnden einen zierlichen Knix und entfernte sich. Er forderte mich zum Eintreten mit den Worten auf: „Nun Glück auf! Die Alte war vergnügt; es scheint, daß da drinnen heute gutes Wetter ist.“ Ich trat ein. In Uniform stand der Kaiser hinter seinem Tisch, mit der Audienzliste vor den Augen und frug, ohne mich anzusehen:

„Wer ist der Herr?“

Ich nannte mich.

„Was ist das? der Herr steht ja gar nicht auf der Liste!“

„Ich erscheine für den Graf Ferd. Palffy, der sehr unpäßlich geworden ist.“

„Ich bin kein Doctor, er kann sich anderwärts curiren lassen. Was schafft der Graf?“

„Eurer kaiserlichen und königlichen Majestät überbringt er ehrfurchtsvoll diese Supplik mit der unterthänigsten Bitte, seiner Allerhöchstreich zu gereichen.“

„Wenn er es nun immer mögsich machte, seiner allerhöchstreich zu gedenken; aber — nun, was will denn eigentlich diese Schrift?“

„Zu Vertheilung der beabsichtigten Freudenfeuer zu Ehren an der Wien —“

„Ja, ich weiß schon, eine saubere Geschichte, da wird's mit dem Allerhöchstreichsten nicht viel werden! Uebrigens betrifft die Sache nicht den Grafen allein, sondern viele andere Leute sehr ernsthaft; darum habe ich alle gar nichts zu reden, sondern Leute und meine Gesetze müssen sprechen, was das Recht hier erfordert.“ Die Schrift abnehmend und nebenan auf den Tisch legend, fuhr er fort: „Worte Alles besorgen; dem Grafen wünsche ich gute Besserung. Servus!“

Er mehte zum Abschied. Ich ich den Rückzug gezemendst antrat, gebot er noch einmal Halt: „Apropos, wir haben uns schon einmal gesehen, erinnert sich der Herr noch?“

„Ja, Majestät.“

„Der Herr hatte damals zufällig Recht, aber ich hatte doch auch Recht; man muß über nichts reden, was man nicht versteht. Servus!“

Acht Tage danach ertheilte ihr das Graten Plau die kaiserliche Genehmigung.

v. Biedenfeld.

Das Kind versteht es noch nicht. Das ist eine gewöhnliche Entschuldigung der Mütter, wenn man ihnen den Vorwurf macht, daß sie ihren Kindern allen Willen lassen und ihren Launen niemals eine Schranke setzen. Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß gewöhnlich das erstgeborene oder das letzte Kind einer Familie, das sogenannte Nesthäckchen, verzogen werden. Man gibt dem Kinde jeden Gegenstand, auf den es mit den Fingerchen deutet und nach dem es Verlangen trägt, weil die Mutter sieht, daß ihr Kind dadurch ruhig und freundlich bleibt; ja es gibt Mütter, welche es alle Stunde betrachten würden, wenn sie ihrem Sprößlinge nur das Geringste verweigern müßten. Dadurch wird das Kind gewöhnt, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, und gelingt dies nicht, so fängt es an zu weinen. Da nun viele Mütter ihre Kinder nicht weinen sehen können, bringen sie den verlangten Gegenstand, und das Kind beruhigt sich. Dieses Manöver wiederholen sich öfters, da sich das Kind nur zu gut gemerkt hat, daß es durch Schreien, Weinen oder durch Trotz alles erzwingen kann.

„Es darf der Laune des Kindes nach ungehundener Willkür niemals freier Lauf gelassen werden,“ sagt Professor Bock in seinem trefflichen Buche vom gesunden und kranken Menschen, „sondern es muß ein Gesetz beobachtet werden, nach welchem sich die vernünftige Gewährung des Einen und das Verlagen des Andern richtet; dann wird das Kind nach und nach ein Gefühl vom Gesetz gewinnen, dem sich unterzuordnen Nothwendigkeit ist.“

Dieser wichtige Gesichtspunkt in der Kindererziehung wird nur zu selten beobachtet. Merken endlich die Mütter, daß das Kind boshaft und eigensinnig wird, so glauben sie durch harte Strafen und durch Schläge den bösen Saamen ausrotten zu können, den sie selbst so fleißig gelüet; aber nun ist es freilich zu spät, und der Erziehung bemerkt es, welchen Irrweg man gegangen und daß eine Einwirkung auf die Entwicklung des Kindes bereits stattfinde, die noch das Kind ein Bewußtsein vom sittlichen Werthe oder Unwerthe seiner Handlungen habe.

Wie oft hörte ich nicht von Müttern, denen ich ihr verkehrtes Erziehungssystem vorstellte, folgende Worte: „Das Kind versteht es ja noch nicht. Wie soll denn das Kind schon so viel Verstand haben, als ein erwachsener Mensch? Das verliert sich alles mit den Jahren,“ und dergleichen Floskeln mehr. Mütter, welche so reden, bedenken nicht, daß die ersten Jahre des Kindes die entscheidendsten und wichtigsten für das ganze künftige Leben sind, und zeigen auf das Deutlichste, daß ihnen der wichtigste Factor eines Erziehers, zu welchem sie von der Natur aus für dieses lebenslänger des Kindes bestimmt sind, nämlich die geistige Bildung, mangle und daher ihr Erziehung der Kinder unter ihren Händen eine gänzlich verkehrte sein müsse.

Ein Kind, welches eine verkehrte Erziehung genossen und das nun die Eltern durch körperliche Züchtigungen bessern und, gut deutsch gesagt, die eigene Unfähigkeit Erziehungssystem zum Kinde durchzuführen wollen, ein solches Kind wird nur in den seltensten Fällen zum eingelenkten Fehler ablegen, meistens aber wird durch Schläge nichts erreicht, vielmehr die Bosheit, Heimtücke und Halsstarrigkeit des Kindes befördert, da ein Kind, das im zarteren Jahre nicht auf die Worte der Eltern horcht und ihnen Gehorsam leistet, gewiß als verkehrt erzogen betrachtet werden kann. Mögen die deutschen Mütter durch diese wenigen Worte auf ein Erziehungsmarim aufmerksam gemacht werden, das, so unbedeutend es ihnen auch erscheinen mag, doch so gewichtige und unberechtigte Folgen nicht nur für das Kind selbst, sondern auch für die menschliche Gesellschaft mit sich bringt, welche berechtigt ist, von den Eltern eine derartige Kindererziehung zu fordern, welche die nöthige Bürgschaft gibt, daß der Nachwuchs mit geeignete Weise herangezogen werde, um als tüchtige Stütze des Staatswesens dazustehen. Letzteres aber wird geschehen, wenn die Bildung überhaupt nicht blos Eingelegt der Gelehrten, sondern Gemeingut sein wird des gesammten deutschen Volkes!

F. S.

Gerstäcker. Nachdem der berühmte Reisende menlich in der „Allgemeinen Zeitung“ wieder das erste Lebenszeichen von sich gegeben, erhalten wir von der Gattin unseres Freundes noch einige nähere Mittheilungen: Nach seiner glücklichen Fahrt ist Gerstäcker am 16. Juni in Guayaquil in Ecuador gelandet, und von dort aus gleich in das Innere des Landes den Paylon hinaufgegangen (welches er eine äußerst interessante Nacht zugebracht hat, die er für die Gartenlaube bearbeiten wird), um dort eine neue Ansiedelung gründen zu helfen. Der abenteuerlustigen Einkunft der großartigen Natur lebwohl, wie die verschiedenen lebenden Sprachen, in denen er fortwährend Rede und Antwort geben muß, beschäftigen ihn augenblicklich noch so angestrengt, daß er nur kurze Mittheilungen an seine Familie zu schreiben vermag. Er sammelt aber reichlich und führt ein sehr interessantes Leben. Gesund war er vollkommen, trotzdem daß das kalte Fieber dort herrscht und es „sehr heiß“ ist. Vor Monat October dürften schwerlich ausführliche Nachrichten in Deutschland einttreffen. Von Ecuador aus wird Gerstäcker nach Lima gehen, und von da in das Pilasaaten.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig erschien:

Gedichte.

Von **Albert Traeger.**

Elegant cart. 22½ Ngr., prachtvoll geb. 1 Thlr.

Albert Traeger, den Lesern der Gartenlaube durch seine Beiträge, namentlich durch die ebenso sinnigen, wie lieblich klingenden Lieder:

„Wenn Du noch eine Heimath hast — Das Mutterherz — Wie stirbt es schön sich in der Kindheit Tagen — Wenn Dich die Welt an's Kreutz geschlagen“ ꝛc. ꝛc.

hinlänglich bekannt, bietet in seinen gesammelten Gedichten noch viele schöne Gaben, die sich durch Tiefe des Gemüths und eine edle vollendete Form auszeichnen.

Antwort auf vielfache Anfragen.

Von den frühern Jahrgängen der „Gartenlaube“ sind nur die Jahrgänge 1855 bis 1859 noch complet auf Lager und können durch jede Buchhandlung oder Postamt broschirt à 2 Thlr., gebunden à 2 Thlr. 20 Ngr., bezogen werden. Einzelne werden einzelne Hefte und Quartale auf Verlangen jederzeit à 5 und 15 Ngr. nachgeliefert. Vom Jahrgang 1853 und 1854 sind nur noch einzelne Hefte oder Nummern vorhanden.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kreier.*

Erzählung von Levin Schücking.

1.

Es war um die Mittagsstunde eines Herbsttages im Jahre 1763. Auf dem Platze vor dem Eingang zu der großen und prächtigen, eben neuerbauten Reitschule zu Wien, dicht neben der Burg, schritt langsam eine eigenthümliche Gestalt auf und ab.

Es war ein noch junger Mann mit edlen, ja schönen Zügen, einer stark gewölbten, mehr breiten als hohen Stirn, einer gebogenen Nase, einem energisch ausgebildeten Kinn, das Alles dunkel gebräunt von Wind und Wetter. Starkes schwarzes Haar hing, gegen alle Mode der Zeit, in losen Locken wirr und wild auf seine breiten Schultern herab, die mit einem abgetragenen und gestickten Zwilichkittel bekleidet waren. Der alte breitrandige Hut, die engen ungarischen Beinkleider, die in alten zerrissenen Stiefeln endigten und sich mit Recht ein wenig lichtscheu darin zu verkriechen schienen, standen in bester Harmonie zu der Kleidung des Oberkörpers; aber auffallend war, daß in einem solchen dürftigen und verkommenen Anzuge eine so hochgewachsene, jugendlich kräftige und zur Arbeit tüchtige Gestalt stecke.

Das Thor öffnete sich von Zeit zu Zeit; es ließ Cavaliere, die zu zweien oder dreien mit ihren Reitknechten, meist auf ausgezeichneten Thieren kamen, hinein; es ließ andre Gruppen heraus. Der Fremde im Zwilichkittel und Slowakenhut sah mit einem Ausdruck von Sorge forschend in die Züge der nun Ankommenden, suchte auch wohl ihren Reitknechten einige Worte abzugewinnen, sprach einen oder den andern der Stallmeister und Bereiter an, deren er beim Aus- und Eingehen habhaft werden konnte, aber, wie es schien, immer vergebens, denn der Unmuth, der auf seinem Gesichte ausgeprägt lag, kehrte nach jeder solchen kurz abgebrochenen Conversation in erhöhtem Grade auf seine Züge zurück.

Mittag war längst vorüber. Neue Reiter, die ihre Pferde in der Reitbahn tummeln wollten, kamen nicht mehr; die, welche darin gewesen, zogen ab; die Bahn war fast leer geworden und das Personal schickte sich an, den Schauplatz seiner Thätigkeit zu räumen; da tauchte unerwartet noch eine kleine, aber glänzende Cavalcade auf dem Platze auf. Ein zierlich gebauter, freundlich aussehender alter Herr, dessen rothe Beinkleider sofort den kaiserlichen General ankündigten, ritt auf einem schönen Pferde von spanischer Zucht an der Spitze einer kleinen Gruppe von ein paar Adjutanten und Reitknechten, deren Einer ein Handpferd führte, herbei. Die Thore der Reitbahn flogen weit vor ihm auf. Die Bereiter und Stallmeister eilten herbei, ihn zu empfangen, und der alte Herr grüßte mit einem Kopfnicken so herablassend vornehm, wie ein König. Langsamen, gemessenen Schritts ritt er ein und ward sich dann sofort in die Bahn.

Er war ein vortrefflicher Reiter, der vornehme alte Herr. Der Mann im Zwillichkittel konnte es bezeugen. Er hatte sich mit dem kleinen Trupp in die Bahn begeben, und in dem Haufen der „Bastinbereiter", „Stallübergeher" und „Schulputzer", die herangekommen, die Excellenz zu bewundern, wurde er geduldet, ohne daß man ihm Beachtung schenkte. Der General ließ seinen Spanier mit der vollendetsten Reitergewandtheit die Schule durchmachen; das edle Thier tanzirte, machte Volten, traversirte und arbeitete mit der Sicherheit eines Uhrwerks. Endlich hielt die Excellenz inne, wandte sich in die Mitte der Bahn und ließ das mitgebrachte Handpferd, einen Fuchs, der während der ungebührlich lange Sand gestampft, sich gebäumt und alle Zeichen eines schwer zu bändigenden Naturells gegeben hatte, vorführen.

„Chacun à son tour," sagte er, indem er einem Bereiter winkte, „versuche Er jetzt den Alezan da! Ich habe ihn gestern aus Ungarn bekommen! Mais, je vous le dis — il a le diable au corps!"

Der Bereiter eilte dienstfertig herbei, und obwohl der schlanke hochbeinige Fuchs, als jener nach dem Mähnenhaar greifen wollte, einen solchen Seitensatz machte, daß der Piqueur Mühe hatte, ihn zu halten, war der gewandte Reiter doch bald im Sattel. Der Piqueur ließ die Zügel los; das Pferd stieg augenblicklich steilrecht in die Höhe, machte eine Lancade, deckte, und — der Bereiter flog weit ab in den Sand! Zehn Hände faschten nach den Zügeln des ausbrechenden Pferdes. Der Abgeworfene sprang auf und klopfte flüchtig murmelnd den Staub von seiner Uniform; er machte Miene, sich wieder aufzuschwingen.

„Laß Er's halt nur gut sein," rief lachend die Excellenz, „laß Er's einen Andern versuchen!"

Ein Stallmeister war schon im Eifer, die Ehre der Bahn zu vertreten, herangesprungen; trotz der Unbändigkeit des Pferdes brachte er den Fuß in den Bügel und schwang sich auf. Einmal oben, saß er fest wie angeklammert. Er drückte dem Fuchs sanft und behutsam die Weichen, um ihn in Bewegung zu setzen — die Bewegung läßt nicht auf sich warten, nur ist sie leider so furchtbar heftig und gewaltsam, daß eine Secunde später der Stallmeister alle Bier von sich streckend da lag, wo eben der Bereiter lag.

„Kreuzschockschwerenoth!" rief der Mann zornig aus, indem er aufsprang und sich die verrenkte Schulter rieb, „da meint man ja, man sitzt auf einem Pulverfaß, das mit einem in die Luft geht, und nicht auf einem Gaul!"

* Vergl. die Erzählung des Verfassers in Nr. 19–22: „Zu den Colematten von Magdeburg".

Digitized by Google

Die Excellenz schilt und flucht jetzt deutsch und französisch durcheinander. Da tritt unser Mann im Kittel und Slowakenhut zu einem der Stallmeister und sagt mit bescheidenem, fast demüthigem Tone:

„Würden Sie mir nicht von dem Herrn General die Erlaubniß erbitten, das Pferd zu reiten?“

„Ihm?“ versetzte der Augeredete verwundert, indem er den Fremden vom Kopf bis zu den Füßen maß.

„Ich würde schon damit fertig werden,“ antwortete der Letztere, „lassen Sie mich nur darauf!“

Die Excellenz hatte ihn indß Auge gefaßt. „Was will der Mensch?“ rief er dem Stallmeister zu, „— auf den Fuchs? Nun, so laßt ihn, vielleicht gibt der hannakische Bauer der kaiserlichen Manöge eine Lection.“

Der Fremde hatte den großen Hut, den er in der Hand gehalten, schon weggeworfen; er strich zeyt das dunkle, dichte Haar aus der Stirn, und indem er sich dem Pferde näherte, ließ er es von den zwei Reitknechten, die es hielten, mehr abseits, von den Zuschauern möglichst entfernt, führen. Dann suchte er es durch Zureden und Streicheln zu beruhigen, und nachdem dies gelungen schien, machte er einen weiten Bogen, der ihn mehrere Schritte weit hinter das Pferd brachte, nahm einen kurzen Anlauf und mit einer bewundernswürdigen Turnergewandtheit schwang er sich mit einem mächtigen Satze über des Pferdes Croupe in den Sattel.

„Alle Wetter, wie springt der Kerl!“ rief die Excellenz verwundert aus.

Der Fuchs bäumte sich sofort, aber er ließ sich von dem Reiter beschwichtigen; er scheute wenigstens nicht und machte keine Seitensätze, um seine Last fortzuschleudern, er schien sich darein zu ergeben, in des Mannes Hand und Gewalt zu sein, der Besitz von ihm genommen; vielleicht auch war er durch den früher geleisteten Widerstand ermüdet. Jedenfalls hatte der Fremde richtig beobachtet, er hatte wahrgenommen, daß das Thier vor denen scheute, welche rasch und aufgeregt an seine Seite traten und ihm die Absicht verriethen, es zu besteigen; darum hatte er den kühnen Satz über die Croupe gemacht.

Der Fuchs ließ sich jetzt in die Bahn führen und ließ ahnen, daß nicht jeder gute Keim zu Gehorsam und Zucht in ihm erstickt sei. Wohl gab es von Zeit zu Zeit kleine Störungen in dem sich anhaltenden guten Einvernehmen zwischen Roß und Mann; jenes schien namentlich nicht ganz über den passenden Gebrauch seiner vier Beine mit sich einig zu sein und von Zeit zu Zeit von der Idee befallen zu werden, die vorderen seien nur dazu da, mit ihnen in der Luft Unterkraft zu schlagen; aber die Gewalt und Ruhe des Reiters, verbunden mit einer unerschütterlichen Festigkeit im Sitz, brachte es immer wieder zu einem baldigen Friedensschluß.

Der General sah mit Vergnügen, das Stallpersonal nicht ganz angenehm überrascht dem Schauspiel zu.

Der Fremde führte endlich das bewundernde, schweißbedeckte Ungeheuer in die Mitte der Bahn, dem General gegenüber, sprang leicht aus dem Sattel und machte der Excellenz eine ruhige Verbeugung, mit dem Anstande eines wohlerzogenen Mannes. Der General winkte ihn heran.

„Brav, brav,“ sagte er in seinem gebrochenen Deutsch, „man sollte meinen, Er sei ein verkappter englischer Reiter, der sich einen Spaß mit der kaiserlichen Manöge machen will! Nun, jedenfalls hat Er gezeigt, daß der Fuchs zu bändigen und zu schulen ist; ist mir sehr lieb; zu nehm' Er!“

Die Excellenz war mit der schmalen Hand in die Tasche der tief herabhängenden gestickten Weste gefahren und hatte wie eine Preise daraus hier oder fünf nagelneue, funkelnde Kremnitzer Dukaten herausgeholt, die er dem Fremden reichte.

Dieser trat bescheiden einen Schritt zurück.

„Halten zu Gnaden, Excellenz,“ sagte er, „ich bin, wie Sie sehen, ein armer Teufel, den die Noth und der Hunger zwingen, hier einen Herrendienst als Bereiter, oder was es irgend sein mag, zu suchen. Aber ich bin kaiserlicher Officier, und Ew. Excellenz werden mir deshalb vergönnen, ein Trinkgeld abzulehnen.“

„Officier? Er ist Officier?“ fragte der General überrascht aufhorchend. „Wie ist das möglich? Expliquez-vous!“

„Ich heiße,“ versetzte der Fremde, „Joseph von Frohn, bin Oberlieutenant bei Probasca-Dragonern, habe die Feldzüge gegen die Preußen mitgemacht und wurde gefangen in der Schlacht von Liegnitz. Mit vielen Tausenden von andern Kriegsgefangenen wurde ich nach Magdeburg geschickt, das damals eine sehr schwache Besatzung hatte. Dort habe ich die Cameraden für einen Versuch gewonnen, die Festung in Besitz zu nehmen; das ist uns nicht ganz gelungen, obwohl wir die Stadt in unsre Gewalt gebracht haben. Aber wir haben das Gouvernement gezwungen, uns mit den Waffen, die wir genommen, und mit einem Zehrgelde, das uns ausbezahlt wurde, frei abziehen zu lassen. Ich bin zu meinem Regimente nach Böhmen zurückgekehrt und wegen meines Verhaltens in Magdeburg zum Rittmeister befördert worden, habe aber das Patent nie erhalten, denn ein unglückliches Gefecht bei Landshut ließ mich vorher wieder in preußische Gefangenschaft gerathen. Ich wurde nun nach Kosel gebracht, und da man zum Unglück in mir den Mann von Magdeburg erkannte, so bin ich dort auf das Abscheulichste behandelt worden. Ich wage jedoch nicht, Ew. Excellenz mit der Erzählung der Unbilden aufzuhalten, die man mir in diesem schrecklichen Kosel'schen Sumpfloch angethan hat. Der Hubertusburger Friede hat mich dann gerettet; ich wurde mit andern Cameraden nach Breslau abgeführt und dort nach Nachod instradirt, ohne einen Pfennig Wegzehrung ausbezahlt zu bekommen, und gekleidet wie ein Zuchthäusler.

„So habe ich mich,“ fuhr der unglückliche Officier zu erzählen fort, „als Bettler durchschlagen müssen. In Nachod habe ich wenigstens bei einem Bürgersmann so viel Barmherzigkeit gefunden, daß er mir die Kleider, die ich hier trage, schenkte, und dann habe ich mich weiter durch Böhmen und Mähren durchgeschlagen, hierher, weil ich hier mein Regiment finden mußte. Das Regiment steht auch hier, als ich mich aber auf der Adjutantur meldete, und die Stammrolle nachgeschlagen wurde, fand sich bei dem Namen Frohn der Zusatz: „Gebrieben vor dem Feind.“ Man hat mir deshalb den Wiedereintritt verweigert; in meine Stelle war bereits ein Anderer eingerückt; die Regimenter sind sämmtlich wegen des Friedens reducirt, und weil ich der Stammrolle nach todt bin, will man mir auch keine Entlassung und keine Pension geben; beim Oberst-Inhaber bin ich gar nicht vorgelassen worden.“

Die Excellenz unterbrach hier die Erzählung mit einem französischen Fluche.

„Aber ist das ein Unglück!“ rief er aus, „pauvre diable que vous êtes . . . von Seiner Magdeburger Affaire hab' ich gehört, ich entsinne mich dessen . . . ce sont des miserables qui vous traitent ainsi . . . mais,“ fuhr er fort, seine goldene Uhr hervorziehend, „es ist Mittagszeit. Ich bin der Feldmarschall und Artieren-Hauptmann Graf von Ayrement-Linden. Venez me trouver demain matin, wir werden weiter davon reden, en attendant donnez votre nom à mon piqueur!“

Die Excellenz nickte mit dem Kopfe, und während Frohn einem der Diener des Feldmarschalls seinen Namen wiederholte, verließ die Gesellschaft die Bahn; der ungarische Fuchs, zwischen zwei Reitknechten geführt, schloß den Zug.

Die Herren Bereiter und Stallmeister hatten aus einer respectvollen Entfernung die Unterredung mit angehört, und Frohn's Erzählung hatte bei Einigen von ihnen etwas von dem Groll und Aerger verscheucht, womit sie auf den Mann blickten, der sie beschämt und gedemüthigt hatte. Nichtsdestoweniger zerstreuten sie sich jetzt, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Nur ein junger, blaß und etwas verlebt aussehender Mensch mit schönen dunklen Augen und feinen Zügen, der die Scholaren-Uniform der kaiserlichen Reitschule trug, trat auf ihn zu.

„Jetzt läuft Alles auseinander,“ sagte er mit einem gewissen gutmüthigen Humor, „und schaut halt, was die Frau Excellenz zum Mittagessen aufgetrieben hat — wo der Herr von Frohn was zu essen bekommt, darum kümmern's sich nicht, und 's hat doch keiner mehr a guten Bissen verdient . . . wissen's was, essen's mit mir, und nachher sorg' ich auch schon für ein Unterkommen auf die Nacht!“

Der Officier im Zwillichkittel sah ihn überrascht an; aber er hatte keinen Grund, die Einladung abzulehnen, und sehr dringende Gründe, sie anzunehmen. So ging er mit dem gutmüthigen Scholaren, der ihn in ein Speisehaus der Nachbarschaft führte und hier mit Vergnügen zuschaute, wie gut seinem Gaste die aufgetragenen Gerichte, der gebratene „Lammshase“ und die „Kolatschen mit Powrik“ schmeckten. Der junge Mensch, der sich Franz Fellhamer nannte und der, nebenbei bemerkt, trotz seiner Jugend eine bedeutende Uebung in der Vertilgung der aufgetragenen Weinkerzen verrieth, unterhielt ihn dabei mit großer Zungengeläufigkeit. Nach

Digitized by Google

und nach wurde es dabei Frohn ziemlich klar, daß er an ein echtes „Wiener Früchtl" gerathen, das ein für sein Alter sehr beachtenswerthes Maß von Leichtsinn und Verwegenheit in sich entwickelt und vielleicht die Gesellschaft Frohns nur gesucht hatte, weil ihn eine andere nicht mit gleicher Bereitwilligkeit mehr aufnahm. Jedenfalls war er jedoch gutmüthig und Frohn nicht dazu bestellt, ihm Moral zu predigen. So blieben Beide im besten Verständniß, und der Letztere folgte dem hoffnungsvollen Jünger der Cunitationskunst, als dieser gegen Abend ihn aufforderte, mit ihm zu kommen, und ihn einlud, in seinem elterlichen Hause das Nachtquartier zu nehmen.

Das elterliche Haus lag nicht weit entfernt, in der Maria-Hilfer-Vorstadt, in einer stillen Nebenstraße; neben dem Hause erstreckte sich eine Gartenmauer mit einem Thürchen darin. Franzl klopfte ein paar Mal an dieses letztere; da er jedoch keine Antwort erhielt und Niemand öffnete, schritt er weiter und zog die Klingel der Hausthüre. Diese wurde gleich darauf behutsam geöffnet, und eine behäbige Gestalt in Schlafrock und Zipfelmütze, ein Mann in mittleren Jahren, trat auf die Schwelle.

„Ich bringe dem Herrn Battern einen Studenherrn für das leerstehende Quartier oben," sagte der junge Mensch mit großer Seelenruhe, und dabei auf Frohn deutend.

„Der Franzl ist's?" versetzte der würdige Bürger, wie es schien, nicht angenehm überrascht, und ein wenig ironisch. „Den Studenherrn bringt der Franzl? Nun, der wird halt danach sein . . . ja, ich seh's schon, es ist halt a saubrer Studenherr, a . . ."

„Vater, verschwätzen's Ihna net," fiel Franzl warnend ein, „ein kaiserlicher Rittmeister ist's, der Herr von Frohn, er sieht nur nicht danach aus, weil ihn die Preußen in der Gefangenschaft gehabt haben, und da hat er sich durchschlagen müssen bis hierher zum Regiment; er ist auf morgen in der Früh zum Feldmarschall Aspremont bestellt, und wann er zurückkommt, wird er halt schon anders ausschaun! Wenn Sie 'n aber nicht wollen, den Herrn von Frohn, mir ist's schon Eins, der Herr Vatter mag thun, was er will — geruhsame Nacht!"

Nach dieser plötzlichen und für Frohn etwas unerwarteten Wendung des Gespräches wandte sich der Franzl, begann eine Arie aus dem Idomeneo, Rè di Creta, zu pfeifen und schritt ruhig davon die Gasse hinab.

„Der Nichtsnutz, der!" murmelte der Mann im Schlafrock ihm nach; dann, sich zu Frohn wendend, sagte er: „Ihr's denn wahr, was er von dem Herrn da plaudert?"

„Es ist allerdings wahr," versetzte Frohn, „nur daß ich nicht in der Absicht gekommen bin, ein Quartier zu miethen, sondern weil der junge Mann, den ich in der Reitschule kennen lernte, mir zuvorkommend anbot, mich als Gast in sein elterliches Haus zu führen. Ich bin leider in der Lage, eine solche Freundlichkeit nicht abweisen zu können, und bin deshalb ohne Arg mitgegangen. Entschuldigen Sie jedoch die Störung, Sie sehen, es ist meine Schuld nicht. Ich wünsche Ihnen guten Abend."

„Nein, nein, wenn's so ist," fiel der Bürger hier ein, in die Thüre zurücktretend, die er bisher mit seiner Gestalt verbarricadirt gehalten hatte, „und an Ihrer Sprache hört man's schon, daß's was Anders sind, als wonach's aussehnen; an Unterschlupf auf d'Nacht mögen's schon haben, treten's ein, lassen's Ihnen gefallen!"

Frohn folgte jetzt der Einladung des gutmüthigen Wiener Hausherrn. Dieser führte ihn über den Flur in ein Empfangszimmerchen und ging dann seine Frau zu rufen. Bald darauf erschien ein kleines, rundes, bewegliches Hausmütterchen, das den kaiserlichen Herrn Officier verwundert betrachtete und dann sehr mitleidig und gerührt nach seinen unerforschten Schicksalen zu fragen begann, bis der Herr im Schlafrock sich seines müden Gastes erbarmte und ihn nach oben in ein freundliches, auf die Gasse hinausgehendes Quartier brachte.

„Machen's Ihna bequem hier," sagte der Herr Fellhamer, „und wenn Sie noch etwas wünschen . . ."

„Nichts, mein bester Herr," versetzte Frohn sehr zufrieden, „als daß ich morgen in die Frühe komme, Ihnen diese zwei bildschönen kleinen Stuben wirklich abmiethen und für längere Zeit Ihr Gast werden zu können!"

2.

Es war acht Uhr am folgenden Morgen. Joseph von Frohn stand in einer Fensterbrüstung der Antichambre im Palais des Feldmarschalls; er war gekleidet, wie er gestern vor den Augen der Excellenz erschienen, im zerfetzten Zwölichfetzel und in den zerrissenen Stiefeln, aber trotz dieses Costümes, wie es heute wohl zum ersten Male in diesen reichen Gemächern austauchte, war er von Portier und Dienern ohne Weiteres eingelassen worden.

In dem Raume befanden sich mehrere Herren, Beamte, Bürger, Officiere, welche bei dem General Anliegen vorzubringen hatten und auf Audienz warteten. Sie alle maßen mit verwunderten Blicken den hochgewachsenen, ernst aussehenden Mann, der hier eingeführt war und doch nur ein Bettler sein konnte.

Eine Flügelthüre öffnete sich, und ein Kammerdiener trat heraus. Die Anwesenden drängten sich ihm rasch entgegen, aber er machte eine abwehrende Handbewegung gegen dieselben, ging auf Frohn zu und sagte:

„Excellenz wollen Sie zuerst sprechen. Kommen Sie!"

Frohn folgte ihm mit hochklopfendem Herzen in das Cabinet des Feldmarschalls. Der kleine Mann mit den feinen echtfranzösischen Gesichte hatte eben seine Morgenchocolade geschlürft und die Tasse fortschiebend rief er lebhaft Frohn entgegen:

„Ah, c'est vous! Bon jour! Näher heran. Ich habe," fuhr er fort, wie gestern französische und deutsche Brocken durcheinander mengend, „ich habe Nachforschungen über Ihn angestellt. Er hat mir die Wahrheit gesagt. Er ist als todt aus der Musterrolle gestrichen — eh bien, was kann man dawider machen? Einen Todten kann ich nicht aufwecken, das kann auch die Kaiserin nicht!"

„Aber, Excellenz," warf Frohn bescheiden ein, „einen Irrthum berichtigen, ein paar Worte ohne Sinn durchstreichen."

Der Feldmarschall sachte die Achseln. „Das geht nicht, mein Freund," sagte er; „solche Correcturen in der Stammrolle würden sehr schlecht aussehen; es ist wider die Ordnung, und man darf da nicht wie in ein Schülerheft hineinpfuschen!"

Frohn sah niedergeschlagen zu dem Feldmarschall auf oder vielmehr auf die kleine lebhafte Gestalt herab.

„Aber," fuhr die Excellenz fort, „ist Er denn so verlegen darauf, durchaus wieder bei den Dragonern eintreten zu wollen? Wenn ich Ihn nun zu meinem Husaren-Regiment nähme?"

„Wenn Excellenz die Gnade hätten —" rief Frohn freudig aus.

„Er müßte freilich als Lieutenant eintreten; aber man könnte schon dafür sorgen, daß Er bei guter Dienstführung rasch weiter käme. Mais voyons d'abord, pour ne pas faire des châteaux en Espagne, wie sieht es mit der Equipirung aus?"

„Excellenz, ich habe nichts und ich kenne auch Niemand, den ich mit Hoffnung auf Erfolg um eine so bedeutende Summe angehen könnte."

„Das ist schlimm, sehr schlimm," fiel die Excellenz ein, „so bleibt nichts übrig, als daß ich ihn in die Arcieren-Leibgarde aufnehme. Er hat da Lieutenantsrang und erhält sofort Alles geliefert, was zur Uniform und Ausrüstung gehört. Wäre Er damit einverstanden?"

„Wenn ich auch in der Lage wäre, wählen zu können, würde ich Ew. Excellenz doch für die Aufnahme in ein so privilegirtes Corps ewig dankbar sein."

„Eh bien," antwortete der Feldmarschall, eine Klingel rührend, „so soll gleich für Ihn gesorgt werden!"

Der Kammerdiener trat ein und erhielt den Befehl, den Adjutanten hereinzuschicken. Als dieser kam, gab ihm der Graf den Auftrag, für die Einkleidung des Monsieur de Frohn zu sorgen.

„Monsieur de Frohn," fügte er mit Nachdruck hinzu, „est un officier distingué, j'espère que ses camarades de corps le traiteront avec toute la considération qui lui est due, et j'y veillerai!"

Der Adjutant machte gegen den Mann im Bettlerkleide eine höfliche Verbeugung und bat ihn, ihm zu folgen.

Der Feldmarschall entließ seinen Schützling mit freundlichem Kopfnicken.

„Wenn wir eingekleidet sind und den Dienst angetreten haben," sagte er, „werden wir uns melden. Er soll mir dann ausführlich seine Schicksale berichten."

Der neue Gardist beurlaubte sich in militärischer Haltung von seinem wohlwollenden Chef und folgte dem Adjutanten, der ihn nach dem Hotel der Arcieren-Garde in der Vorstadt Landstraße führte und hier dem Premier-Wachtmeister des Corps vorstellte. Dieser gab ihnen einen Diener mit, der sie in eins der oberen Gemächer brachte, wo sich die Montirungskammer der Arcieren-

Digitized by Google

Leibgarde befand. Die beiden Männer hatten mit Hinzuziehung des Aufsichtsbeamten lange zu suchen, bis sie die für Frohns Gestalt passenden Equipirungsstücke unter den reichen Vorräthen gefunden hatten; endlich stand der schlanke, kräftige Mann in einer vollständigen Verwandlung da; in einem feinen Scharlachrock mit schwarzen Aufschlägen und goldenen Tressen und Achselschnüren, Beinkleidern von Büffelleder, die in hohen, mit Manschetten umgebenen Reiterstiefeln endeten; über dieser Uniform ein schwarzsammtner Flügelrock ohne Aermel und darüber eine Patrontasche am sammtnen Bandelier; ein dreieckiges Hütchen mit Tressen hatte den Schlapphut ersetzt, ein Degen und eine schöne, mit goldenen Nägeln beschlagene Hellebarde bildeten die Bewaffnung.

Der Adjutant des Feldmarschalls sah lächelnd zu der stattlichen Gestalt auf; dann gab er seinem Begleiter die nöthigen weitern Anweisungen, und nach Verlauf von kaum einer Stunde sah sich Frohn als wohlbestallter Arcieren-Leibgardist Ihrer kaiserlich-königlichen apostolischen Majestät eingeschrieben, instruirt und in Sid und Pflicht genommen. Da in dem Hotel des Corps nicht sofort ein Quartier für ihn bereit war, so wurde ihm anheimgestellt, vorläufig in der Stadt zu wohnen. Er trat deshalb noch vor Mittag wieder unter das gastliche Dach des Herrn Feldhamer zurück, um sich contractmäßig in Besitz seines Nachtquartiers zu setzen, das ihm mit Verzichten von dem erfannten Hausherrn überlassen wurde. Der verkommene Gesell von gestern war heute für ihn eine Respectsperson von bedeutendem Gewicht: Denn ein Arcierengardist war in jener Zeit ein privilegirtes Wesen, wenn auch nicht mehr seine Hellebarde oder sein Flügelrock etwas von der Heiligkeit eines Altars hatten, wie in frühern Zeiten, wo ein zur Hinrichtung hinausgeführter Verbrecher, der einem Arcier begegnete und dem es gelang, seine Hellebarde oder seinen Flügelrock zu berühren, für diesen Tag seines Hasses sicher war und in sein Gefängniß zurückgeführt werden mußte.

3.

Unser Held konnte mit seiner neuen Lage sehr zufrieden sein. Der Dienst war über alle Maßen leicht. Er bestand darin, bei Hoffesten, an Galatagen, bei feierlichen Aufzügen von Botschaftern zu paradiren und einige Wachtposten in der inneren Hofburg zu besetzen. Durch diesen Wachtdienst wurden etwa wöchentlich vierundzwanzig Stunden in Anspruch genommen; die übrige Zeit konnte der neue Arcier seine glänzende Scharlachuniform im Prater, auf der Bastei oder auf dem Graben spazieren führen, oder die Stunden im Verkehr mit seinen Cameraden verbringen.

Nebenbei fand Frohn eine unterhaltende Beschäftigung darin, die häuslichen Verhältnisse seiner Wirthsleute zu beobachten. Die Verhältnisse seines Hausherrn hatten etwas, das einen jungen Mann zu dieser Beobachtung geradezu herausforderte. Sie schienen nämlich allseitig beherrscht von dem Einfluß, welchen ein unsichtbar bleibendes Wesen darüber ausübte, ein Wesen, das nie leibhaft vor seinen Augen erschien, das, in unnahbarer Zurückgezogenheit weilend, dem ganzen Haushalt ein Gepräge stiller Würde und genießender Zurückhaltung aufzudrücken schien, und das trotz seiner Nirenhaftigkeit den christlichen Namen Thereserl führte, ein Name, der übrigens in Frohns Gegenwart sehr selten erwähnt wurde, und immer beinahe nur wie in der Zerstreuung, als ob man fast seine Anwesenheit vergessen habe.

Der „Franzl“ ließ sich übrigens auch bei Frohn nicht wieder blicken; doch fehlten die Spuren nicht, daß er sich fortwährend der süßen Gewohnheit des Daseins erfreue. Von Zeit zu Zeit wurde es lauter im Hause unten; es gab kleine Scenen und Wortwechsel. Wenn Frohn zufällig sich auf dem Gange vor seinem Zimmer befand, so vernahm er, daß die Ausdrücke von Meinungsverschiedenheit, die so lebhaft zu ihm herausschwirrten, von dem gutmüthigen Manne mit großem Haarbentel und rothblinzigem Schlafrock, dem Hausherrn, von dem kleinen rundlichen Hausmütterchen und von dem hoffnungsvollen Franzl ausgestoßen wurden, welch Letzterer nicht im Hause wohnte, aber zuweilen mit der freundlichen Absicht darin auftauchte, in das stagnirende und lautlose Alltagsdasein, das diesen friedlichen häuslichen Herd umgab, etwas Abwechselung und wohlthätige Erregung zu bringen. Weshalb Franzl nicht im Hause wohnte, erfuhr Frohn in seinen gelegentlichen Unterhaltungen mit der Hauswirthin nicht. Der Streit, den sein Kommen zu entflammen pflegte, wies am deutlichsten darauf hin, daß seine Auffühlung sich nicht der Billigung seiner würdigen Erzeuger zu erfreuen hatte.

Unser Arcier hätte kein junger, über viel Zeit gebietender Mann sein müssen, wenn ihn nicht verlangt hätte, den stillwaltenden Hausgeist, das Thereserl, zu erschauen. Lange Zeit blieben seine Bemühungen vergeblich. Endlich aber, es mochte in der dritten Woche seines Aufenthalts im Hause sein, traf Frohn eines Abends das Thereserl einmal richtig unten in der Wohnstube an. Es war ein bildhübsches und dabei höchst anmuthiges Geschöpf; auch war sie mit großer Sorgfalt gekleidet, nicht auffallend, nicht geschmückt, aber mit jener einfachen und gediegenen Eleganz, welche den Damen der höheren Gesellschaftsclassen so wohl steht, wenn sie den guten Geschmack haben, sie breitspurigen Pomp vorzuziehen.

Das Thereserl war mittler Größe, hatte ein allerliebstes rundes Gesicht und ein Paar dunkle, feurige Schelmenaugen. Es erwiderte Frohns tiefe Verbeugung mit dem Ausdruck einer großen Dame. Es lächelte sehr anmuthig dabei, aber dies Lächeln hatte etwas Erzwungenes; auf dem hübschen Gesicht lagerte ein sehr großer Ernst. Auch der Papa im Schlafrock und die sonst so rührige Mama sahen heute mit einer Miene darein, als hätten sie eben mit ihrem feinen Töchterchen eine Unterredung über sehr wenig heitere Dinge gepflogen. Frohn nahm, nachdem er sich der Demoiselle vorstellen lassen, das Wort und suchte durch eine lebhafte Unterhaltung die peinliche Stimmung zu verscheuchen und zugleich das Thereserl zu fesseln, damit sie nicht sogleich seinen Augenverschwinde und sich wieder in ihr mysteriöses Eisenreich, das irgendwo in den nach hinten auf den kleinen Garten hinausgehenden Gemächern des Hauses liegen mußte, zurückziehe. Sie schien jedoch seinem Geplauder kein übermäßig großes Interesse zu widmen, sondern zu ihren offenbar nicht heitern Gedanken oder Sorgen zurückzukehren. Erst als die Hausfrau Frohn aufforderte, doch ihrer Tochter seine merkwürdige Flucht aus der Festung Magdeburg zu erzählen — er hatte seine Wirthsleute früher ein paar Abendstunden lang damit unterhalten — und als der Arcier sehr bereitwillig darauf einging, horchte das hübsche Kind auf, und endlich hingen ihre Blicke gespannt an seinen Lippen.

Als er geendet hatte, sah sie ihn noch lange aus ihren schönen Augen, aber mit einem Ausdruck an, der ihn jetzt wieder glauben lassen mußte, sie habe gar nicht gehört, was er gesprochen, sondern sei einzig mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und darin verloren.

Wie aus ihrem Sinnen erwachend, sagte sie endlich im reinsten Wiener Dialekt, der von ihren frischrothen Lippen ganz allerliebst lautete:

„So brav san's — und so solid san's a, wie d' Herrn Eltern sag'n — schamʼs, das mog i halt!“

„Die Demoiselle ist zu gütig gegen mich,“ erwiderte Frohn, sich lächelnd gegen sie verbeugend.

Das Thereserl erröthete über ihre Lebhaftigkeit. Nach einer Weile, während der alte Herr im Schlafrock seine unmuthigen Gedanken über Frohn's Geschichte verlautbarte, stand sie auf und verschwand, gefolgt von der Mama, die nach ihr die Stube verließ.

Frohn hatte nun also doch das schöne Kind mit eigenen Augen gesehen und sich überzeugt, daß sie nicht etwa eine poetische Illusion und keine unsichtbare Titania sei, die durch Zauberei-flüste das stille Haus regiere. Und damit war der Bann gebrochen, der sie für ihn bisher umgeben hatte; er sollte sie viel früher wiedersehen, als er gehofft hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Befreier Siciliens.

Wir geben hier, nach einer Zeichnung des Künstlers, welchen die „Illustrated London News“ nach Sicilien geschickt hat, die Portraits Einiger der „Befreier Siciliens“, in ihren eigenthümlichen bequemen Uniformen, um Garibaldi, den modernen Ritter ohne Furcht und Tadel, gruppirt. Die Geschichte dieses Helden ist unsern Lesern bekannt. General Stephan Türr ist ein Ungar, stammt

Digitized by Google

Die Befreier Siciliens.

aus einer angesehenen Familie und ist 35 bis 36 Jahre alt. Er diente in der österreichischen Armee bis zu dem ungarischen Aufstand, dem er sich anschloß. In dem Kriege der Westmächte gegen Rußland trat er in englische Dienste, wurde in Bucharest resp seiner englischen Uniform von den Oesterreichern gefangen und sollte gehängt werden, erhielt aber durch Einschreiten Englands seine Freiheit wieder. Er kämpfte darauf den Krimkrieg bis zu Ende mit durch, nach dem Frieden ging er zu den Tscherkessen, bis der italienische Krieg ausbrach, der ihn zu Garibaldi führte. Bixio ist eigentlich Seemann, als aber der Ruf zu den Waffen 1848 in Italien ertönte, schloß er sich sofort in Rom Garibaldi an, von dem er sich seitdem nicht mehr getrennt hat. Carini, ein geborner Sicilianer, zeichnete sich bei der letzten Revolution seines Vaterlandes aus, ist außerordentlich tapfer und kam nach einer Verbannung von zwölf Jahren zurück, um von Neuem sein Blut für die Freiheit Italiens zu vergießen.

Ein deutsches Milizheer!

Die Gesammtsesten der deutschen stehenden Heere — Volkswirthschaftliche Nachtheile — Was der orientalische Krieg gekostet — 1063 Millionen jährlich für Soldaten! — Loskauf, Selbstversicherung und Auswanderung — Die Gesetzgebung der Hölle — Die drei Systeme der Landesvertheidigung — Das Milizsystem — Was Europa beim Milizsystem erspart — Die vier Artikel der Schweizer Bundesverfassung.

„So lange zwischen Euren adeligen Officieren und den gemeinen Soldaten eine unüberschreitliche Kluft besteht, werden jene auf diese keinen heilsamen Einfluß üben können, und der Gemeinschaftsdienst und das Exercir-Reglement jede gelinde Ruth paralysiren. Ihr werdet nur freie Männer zum Siege führen, oder Ihr werdet die Sieger nicht geführt haben."

Prinz Friedrich Karl von Preußen, Commandirender des dritten Armee-Corps.

Jeder Gebildete kennt die tiefgewurzelten schweren Gebrechen, welche von den stehenden Heeren unzertrennlich sind. So lange sie bestehen, muß man täglich sie angreifen und auf das Bessere hinweisen. Auch die Gartenlaube darf sich dieser Aufgabe nicht entziehen. Mit Zahlen und Thatsachen wollen wir die tausendfachen Mißstände und Mißbräuche nachweisen.

Schon vor 1854 war der Bestand der stehenden Heere Europa's 3,705,000 Mann zu Lande, 219,500 Mann auf den Flotten. Von dieser Masse (jetzt etwa 4 Mill.) befindet sich jeweilen nur die kleinere Hälfte im Urlaub. Außerdem sind noch 1,762,000 Milizen und militairähnliche Truppen in Anschlag zu bringen. Der gesammte Staatsaufwand betrug damals in Europa ungefähr 1815 Mill. Thlr. preuß., sodaß bei einer Bevölkerung von 267 Mill. ungefähr 34 Thlr. auf die Familie kamen. Ziemlich ein Drittel aller Ausgaben, nämlich fast 587 Mill. Thlr., oder fast 11 Thlr. auf die Familie, wurde von den eigentlich militärischen Zwecken verschlungen. Gegenwärtig sind die Gesammtkosten der Land- und Seemacht schon auf 670 Mill. Thlr. angewachsen, wohlverstanden, für den Friedensfuß! Die Rechnung stellt sich aber noch ganz anders, wenn wir die unmittelbaren volkswirthschaftlichen Nachtheile der unproductiven ständigen Bewaffnung in's Auge fassen. Der schwerste dieser Nachtheile ist das Arbeitsversäumniß der Mannschaft. Rechnet man als Arbeitslohn im kräftigsten Alter blos 10 Sgr. und 300 Arbeitstage, so beträgt (bei 2 Mill. unter dem Gewehr stehender Soldaten und bei 400,000 Pferden) der jährliche Verlust an 240 Mill. Thlr., wozu noch der Arbeitsverlust der Milizen mit ungefähr 6 Mill. Thlr. tritt. In zweiter Linie stehen noch andere Nachtheile, als Einquartierungslasten, Zulagen der Familien an ihre dienenden Angehörigen, Stellvertretungssummen, Selbstausgaben der Milizen, außerordentliche Mobilisirungen im Frieden ꝛc. Die Kosten für alles dergleichen können auf 107 Mill. Thlr. veranschlagt werden. Demnach ergibt sich, mit jenen 670 Mill. zusammen, gegenwärtig ein jährlicher Gesammtaufwand Europa's für den Krieg im Frieden bis zu der ungeheuren Summe von 1023 Mill. Thlr., oder 19 Thlr. auf die Familie.

Eine ganze Reihe mittelbarer volkswirthschaftlicher Nachtheile läßt sich gar nicht in Zahlen ausdringen, berührt aber gleichfalls die wichtigsten Interessen der Gesellschaft. Dahin gehören: Ungleichheit in der Vertheilung der Militär- und Abgabenlasten, Abdrängung der Industrie auf unnatürliche Bahnen, Verkümmerung des freien Verkehrs unter den Völkern („Freihandel und Militärherrschaft schließen einander gegenseitig aus"), Beeinträchtigung der arbeitenden Classen, Beförderung der Verarmung. „So ist denn aus dem Wehrstand ein böser Zehrstand geworden und eine wahre Landplage für den Nähr- und Lehrstand. Würde der Druck der Militärlasten beseitigt und andererseits die Freiheit der Arbeit und des Erwerbs anerkannt, so wäre damit die sociale Frage fast gelöst. Gegenüber den Militärstaaten sind die Schweiz und die Vereinigten Staaten die beredtesten Zeugen; bei stehenden Heeren hätten sie sicherlich nicht die jetzige Stufe ihres Wohlstandes erreicht. Ihnen zunächst steht England, wo wenigstens nur Geworbene dienen.

Blicken wir nun auf die den Truppen selbst erwachsenden Nachtheile, so fällt uns eine erschreckende Menschenverschwendung in die Augen. Die Conscription wirft verheerender als Pest und Cholera. Ungesunde Lebensweise, Zusammenpferchung in Casernen, körperliche Ueberanstrengung und Aufreibung führt häufige Erkrankung herbei und rafft viele Leute fort, besonders die der Einreihung nicht entgangenen Schwächlichen und Untauglichen. Die Sterblichkeit unter den Soldaten ist sogar im Frieden um die Hälfte größer, oft doppelt so groß, als bei der übrigen Bevölkerung, obgleich sie den eigentlichen Nahrungssorgen entrückt sind und ursprünglich doch meist nur die Kräftigern zum Dienst genommen werden. Im Kriege vollends werden durch Krankheiten weit mehr Soldaten getödtet, als durch feindliche Waffen. Am günstigsten ist das Sterblichkeitsverhältniß noch in Preußen, wegen der kurzen Dienstzeit. Frankreich dagegen verliert im Frieden jährlich etwa zwei Soldaten auf einen Bürgerlichen, und Rußland gar begräbt jedes Jahr 40 bis 50,000 Opfer des bewaffneten Friedens. Nicht selten auch treibt die Verzweiflung den Soldaten zum Selbstmord.

Kann man sich noch wundern, daß allenthalben die Klagen über zunehmende physische Verschlechterung der Bevölkerung immer lauter werden? Auch hierin, wie in vielen andern Gebrechen, schreitet Frankreich „an der Spitze der Civilisation". Das Militärmaß mußte wiederholt herabgesetzt werden. Die immer geringer werdende Zahl der Dienstfähigen beträgt in Frankreich kaum noch 50 Procent. Die Schweiz dagegen weist 75 Procent auf; sie hat 316,500 Dienstfähige von 20 bis 41 Jahren, und 450,000 von 18 bis 59 Jahren.

Bei den Ausgedienten ist die Arbeitsfähigkeit und Arbeitslust oft geschwächt oder verloren; sie wurzen ja der besten und schönsten Jugendjahre beraubt, ohne irgend entsprechende Vergütung. Für die vollständige Unfreiheit und den stündlichen Zwang wird der „weiße Mann" in zweierlei Tuch mit dürftiger Nahrung und kümmerlichem Sold abgefunden. Trotz aller Abschaffung der Frohnen legt ihm der Staat eine Steuer auf und übt fortdauernd Eigenthumsraub, indem er ihn für seine Leistungen durchaus nicht angemessen entschädigt. Die Kosten der Stellvertretung gehen den Maßstab der Summen ab, welche die Regierungen jährlich ihren Heeren schuldig bleiben. Ein Stellvertreter in Friedenszeit kommt, sehr gering gerechnet, auf 55 Thlr. zu stehen. Es kommen demnach 3 Millionen stehender Soldaten jährlich um 165 Mill. Thlr. Im Kriege, der den Marktpreis der militärischen Dienste verdoppelt, wird jeder Soldat um etwa 110 Thlr. jährlich verführt.

Wenn die ständige Bewaffnung schon im Frieden ein Krebsschaden ist, so erreicht der Unwerstand im Kriege seinen Gipfel. Alsdann ist die wirthschaftliche und sittliche Verwüstung bei Siegern und Besiegten schrankenlos. Ein frisches Beispiel, um sich von dem Kriegsschaden eine ungefähre Vorstellung zu machen, bietet der letzte orientalische Krieg. Er wüthete 28 Monate, um fast ohne irgend ein Ergebniß zu enden. In seiner Bilanz ist das Haben Null, das Soll folgendes. Es gingen zu Grunde: ½ Mill. Soldaten und ½ Mill. bürgerlicher Bevölkerung; dieser Verlust beträgt capitalisirt 427 Mill. Thlr. Zerstörungen und Opfer aller Art dürfen mindestens auf 266 Mill. Thlr. veranschlagt werden.

Digitized by Google

Die Kriegsfosten selbst sind nachweislich bis zu der riesigen Summe von 1889 Mill. Thlr. angewachsen; darunter glänzt eine Vermehrung der Staatsschulden um 1399 Mill. Thlr., zu deren Verzinsung jährlich etwa 65 Mill. Thlr. aufgebracht werden müssen. Summa des unmittelbaren Kriegeschadens: 2582 Mill. Thlr. In zweiter Linie aber marschiren noch die mittelbaren Verluste auf, als: Verringerung der Production, Störung des Handels, Entwerthung der Papiere, Vertheuerung des Brodes und der wichtigsten Lebensmittel. Diese Vertheuerung, nur auf 4 bis 5 Pfennige für das Pfund veranschlagt, ergibt während zweier Jahre eine Mehrbelastung der europäischen Bevölkerung mit 2133 Mill. Thlr. Das Uebrige läßt sich nicht in Zahlen abschätzen. Doch schon aus den genannten Posten bildet sich als Hauptsumme des unmittelbar und mittelbar vom orientalischen Kriege angerichteten Schadens: 4715 Mill. Thlr. Legt man ihn als Kriegssteuer in ganz Europa um, so treffen auf jede Familie etwa 90 Thlr. Schade, daß Kaiser Nicolaus sich nicht entschloß, den Kaiser Napoleon „Bruder" statt „Vetter" zu heißen! Der Kriegsmoloch begnügt sich nicht mit den Opfern, die ihm während des Kampfes hingeworfen werden. Er frißt immer fort, auch wenn er todt ist. Ohne von den empfindlichen Nachwehen der Gewerbe und des Handels zu reden, genießen wir in den Staatsschulden eine höchst fühlbare Fortwirkung der Kriegslasten im Frieden. Die größtentheils aus Kriegen entstandenen Staatsschulden Europa's betragen gegenwärtig ungefähr 16,000 Mill. Thlr., die mit etwa 640 Mill. verzinst werden müssen.

Fassen wir den jährlichen Militäraufwand Europa's (1023 Mill.) und die Verzinsung der Staatsschulden zusammen, so erblicken wir ein jährliches Budget von 1663 Mill. Thlrn., die fast ganz nutzlos vergeudet werden. Da das gesammte Einkommen der europäischen Staaten nicht viel über 1800 Mill. beträgt, so stehen für alle andern Zwecke, für die wahren Bedürfnisse der Gesellschaft, etwa 150 bis 160 Mill. Thlr. übrig. Und das nennt man Blüthe der Civilisation! Indeß wollen wir an der Hoffnung festhalten, daß auch dieser Unsinn durch sein Uebermaß curirt werde. Die politischen und socialen Gefahren des stehenden Heerwesens werden immer drohender. Durch den unerträglichen Druck der Militärlasten wird die Unzufriedenheit der Massen fort und fort genährt. Die Zwangssoldaten selbst, statt immerfort „die Gesellschaft zu retten", werden einmal sich selbst mitsammt der wirklichen Gesellschaft retten. Sogar ihre Kriegsherren konnten sich nicht ganz der Wahrheit verschließen; 1814 und 1815, nachdem die Welt alle Genüsse des Militärkurus gründlich durchgekostet, versprachen fast alle Regierungen Abschaffung der Conscription. Dies Versprechen hatte freilich das Schicksal vieler anderer Versprechungen, und die Soldatenpreise dauert noch heute lustig fort, bis sie einmal ein Ende mit Schrecken nimmt. Die unzweideutigsten Beweise des Abscheus vor den Militärfreyeln haben noch keine Reform zu Wege gebracht. Gerade solche Regierungen, welche die bittere Erfahrung von Militärrevolutionen und Truppenabfällen gemacht haben, sind am eifrigsten erpicht, sich immer wieder auf Zwangsbasionen zu setzen. Den in den meisten Armeen so häufigen Desertionen glaubt man durch verschärfte Strafen abhelfen zu können; trotz aller Erfolglosigkeit wird das System nicht gemildert. Eben so wenig Belehrung schöpfen die Machthaber aus den hartnäckigen und verzweifelten Anstrengungen und Kunstgriffen der vielen Tausende, welche sich dem verhaßten Zwangsdienste zu entziehen suchen und vor der Uniform bis an's Ende der Welt fliehen. Der Luxlauf wird bereits im großen Styl betrieben; dafür werden die schwersten Opfer nicht gescheut. Die Selbstverstümmelung ist so häufig geworden Oesterreich hatte 1854 nicht weniger als 1414 Fälle), daß die Regierungen sie für wirkungslos erklären und die Unglücklichen brauchen, wenn sie noch gut sind. Besonders ausgedehnt ist sie gegenwärtig seit die heimliche Auswanderung, durch welche ein Theil der kräftigen Jugend dem Militärjoch entrinnt, trotz der Vermögenseinschlagnahme und anderer strenger Strafen, trotz der starken Bande, welche den Menschen an die Heimath fesseln. So wanderte in der Pfalz während der beiden Jahre 1853 und 54 fast die Gesammtzahl der militärpflichtig Gewordenen, 9341 junge Männer, mit 1½ Mill. Gulden heimlich aus.

Solche Zustände mahnen laut genug, nicht länger das Uebel in der Form, die Regierten in der Regierung auf- und unterjochen zu lassen. Die allgemeine Unmündigkeit, welche zum Vortheil unserer Vormünder gewaltsam aufrecht gehalten wird, muß mit innerem oder äußerem Versalle enden, wenn man nicht endlich einmal so viel Verstand und Herz aufsteigt, um vom Staate alles wegzustreichen, was nur „zum Staate" ist. Gibt es aber etwas Ueberflüssigeres und zugleich die Grundlagen der Gesellschaft Erger Untergrabenderes, als den soldatischen Zwangsdienst? Mit vollem Recht nannte ihn Chateaubriand „die Gesetzgebung der Hölle". Tiefste Beherzigung verdienen die Worte, mit denen Schulz-Bodmer seine „Militärpolitik" schließt: „Von dem Augenblicke an, da die militärische Conscription aufgehört hat, sind — wie schon lange die Briten, Nordamerikaner und Schweizer — alle Völker Europa's freie Völker geworden: die Franzosen und Deutschen, wie Italiener, Polen, Magyaren und Griechen. Von demselben Augenblicke an sind die Fesseln des Welthandels gebrochen, und der freie Handel breitet seinen wachsenden Segen über die Länder der Erde. Wird zur Unterhaltung zahlreicher stehender Heere nicht mehr das Gut der Völker in maßlosem Umfange verschwendet, so ist zugleich jede Bevrückung der Industrie und des Handels überflüssig, und darum unmöglich geworden. Mit der Abschaffung des soldatischen Zwangsdienstes ist freilich auch der eitle Schimmer und das glänzende Elend des Militärdespotismus verschwunden. Aber die Periode der Freiheit und des Friedens, der Ordnung und des leiblichen, geistigen und sittlichen Gedeihens der Nationen hat begonnen. Um so größer ist der Ruhm derjenigen Regierung, die zuerst die entscheidenden Schritte thun wird für die Aufhebung der weißen Sclaverei in Europa, für die Erlösung der Völker und Heere aus den Banden der „Gesetzgebung der Hölle"."

Was soll aber aus den Staaten ohne Heere werden? Wie soll ein Land sich ohne Soldaten vertheidigen? So fragt der militärische Schlendrian und das bürgerliche Philisterium. Wir sind vollkommen einverstanden, daß man sich gegen feindliche Angriffe vertheidigen muß. Wir verlangen aber, daß dies endlich auf gründlich gesche, daß man den Krieg nicht als Lotteriespiel betrachte, sondern mit der Gewißheit des Sieges in den Kampf gehe.

Es gibt drei Systeme der Landesvertheidigung. Das erste, einfachste und wohlfeilste System ist, gar nichts zu thun. Der Feind ist dann sofort unser Freund, und wir brauchen nur alle seine Wünsche zu erfüllen, um uns jede Vertheidigung zu ersparen. Wir machen Honig für jeden Bären, der Lust hat, ihn zu verspeisen. Diesem System der christlichen Dec und Sanftmuth hat kürzlich Coemans in der belgischen Kammer einen classischen Ausdruck gegeben, indem er erklärte: „Wehrlosigkeit ist die beste Vertheidigung." Auf gleichem Standpunkt engehaftet Beschreibenheit befinden sich die schweizerischen Friedensfreunde, die uns täglich aufsührisch beweisen, daß der Friede viel besser und schöner als der Krieg sei. Nach Gebden, Bright und Comp. wird der Wolf bitter verkommen: er will die Schafe nicht fressen, sondern nur umarmen. Diese Herren sollten übrigens nicht auf halben Wege stehen bleiben. Ihr Staat ist nicht als ein Staat von Privatmenschen, folglich ein Widerspruch. Bei der absoluten Friedensheerie braucht man gar keinen Staat. Das erste System überlassen wir allen, die lieber Amboß als Hammer sind.

Das zweite System der Landesvertheidigung ist das der stehenden Heere. Es ist das kostspieligste und doch unwirksam, weil es das System der halben Wehrhaftigkeit ist. Manche Staatsmänner und Militärs, wenn sie auch die Conscription als das Grundübel Europa's erkennen, entschuldigen sie doch mit der Nothwendigkeit, gegen das Ausland gerüstet sein zu müssen. Dies ist schon deshalb grundfalsch, weil es den kleinern Staat der Gnade des größern preisgibt. Achtzehn Millionen müssen im technisch-militärischen Duell gegen sechsundzwanzig den Kürzern ziehen. Aber auch bei gleichen Kräften ist oft der Kampf ungleich, wenn Geschicklichkeit und Uebung auf der einen Seite überwiegt. Der orientalische und der italienische Krieg haben wieder die alte Erfahrung glänzend bestätigt, daß die geschultesten Heere geschlagen werden können.

Unüberwindlichkeit gewährt einzig und allein das dritte System, dasjenige der vollen Wehrkraft, das Milizsystem. Die größtmögliche Steigerung der Vertheidigungskraft gegen freche Angriffe und Eroberungsgelüste besteht in der allgemeinen Bewaffnung und Wehrhaftigkeit. Wo sie durchgeführt ist, da kann auch ein kleines Volk mit Glück der Uebermacht Widerstand leisten.

Staatsmänner und Militärs, welche sich über die alltäglichen Vorurtheile des Handwerks zu erheben verstanden, haben selbst das

Digitized by Google

Uebergewicht der Milizheere über stehende Heere anerkannt. Der bewährte Kriegsmeister Radetzky erklärte: „Die zuverlässigste Stärke des Staats beruht auf zweckmäßig gebildeten Landwehren, und nur dadurch kann sich ein Volk unüberwindlich machen.“ Was der große Scharnhorst und seine edlen Genossen auf diesem Gebiete gedacht und geschaffen haben, bedarf keiner weitern Ausführung; ihrer volksthümlichen Wehrverfassung verdankte Preußen und Deutschland seine Befreiung aus schmachvollem Joche. Die ausgezeichnetsten Militärschriftsteller, wie Clausewitz, Valentini, Rüstow, haben auf's Eindringlichste dem Milizsystem das Wort geredet.

Die Grundzüge des Milizsystems sind einfach, wie die Wahrheit immer ist. Die feste Vorstufe der allgemeinen Wehrhaftigkeit bildet die militärische Jugenderziehung in Verbindung mit dem Turnwesen; die militärische Ausbildung geht am leichtesten, raschesten und wohlfeilsten von Statten, wenn sie schon in der Jugendzeit beginnt. Die Einübung sämmtlicher Waffenfähigen mit jährlichen zeitweisen Uebungen liefert den unerschöpflichen Stoff des größtmöglichen Landesheeres. Zum Behuf dieser Einübung, sowie der Ausbildung guter Officiere und der Pflege der Kriegswissenschaft müssen oder können kleine ständige Kerne und Rahmen von freiwilligen Soldaten nebst Officieren unterhalten werden. Sobald ein Aufgebot erforderlich wird, werden die Rahmen von der bereits eingetheilten eingeübten Mannschaft ausgefüllt. Da aber bei einer volksthümlichen Wehrverfassung jeder Krieg sofort ein Volkskrieg wird, so muß auch der Landsturm zur Unterstützung des activen Operationsheeres in geeigneter Weise verwendet werden. Als sonstige Hauptbedingungen für glückliche Erfolge eines Milizheeres, seiner eigenthümlichen Natur entsprechend, betrachtet Schulz-Bodmer: im Anfange des Krieges vorsichtige Beschränkung auf die reine Vertheidigung; zeitige Befestigung der natürlichen Vertheidigungslinien des Landes; eine beschränkte Theilnahme des Volkheeres an der Wiederbesetzung der im Kriege erledigten Führerstellen und der Zahl der ihm als befähigt bezeichneten Candidaten, aber nur soweit das unmittelbare Interesse der Mannschaft reicht, also nicht über die Grenzen der Compagnie hinaus; möglichste Verstärkung des activen Volkheeres gleich im Anfang; volle und zweckmäßige Belohnung der Wehrmänner.

Soll die Raserei der Angriffskriege vermindert und beseitigt, der Krieg selbst ausgerottet werden, so kann dies einzig und allein bei allgemeiner Wehrhaftigkeit gelingen. Ein Schwert hält das andere in der Scheide, und wenn erst die Völker durchweg bewaffnet sind, werden sie sich nicht angreifen. Der letzte Krieg gegen den Krieg, bisher eine schöne Hoffnung, kann einmal lebensvolle Wirklichkeit werden.

Eben so aber, wie das Milizsystem das wirksamste Mittel zur Sicherung des äußeren Friedens ist, verbürgt es auch den innern Frieden. Das stehende Heerwesen oder das System, mit der bewaffneten Minderheit die waffenlose Mehrheit im Zaum zu halten, ist eine stantige Bevaubung des Volkes, eine Pflanzschule der Unzufriedenheit und Anarchie. Dagegen sorgt das eigene Interesse des bewaffneten Bürgers dafür, daß durch Milizen die innere Ordnung und Sicherheit weit besser aufrecht erhalten wird, als durch eine besondere Soldatenkaste. Die Freiheit ist eben die Voraussetzung und rechte Heimath des Milizsystems; wo die Bürger ihren vollen Willen auf gesetzlichem Wege zur Geltung bringen können, da wird die Ruhe nicht gestört, braucht also auch nicht wiederhergestellt zu werden. Das beweist die Schweiz mit ihrer republikanischen Bundesverfassung am anschaulichsten.

Würde in Europa das Milizsystem, wenn auch mit stehenden Rahmen, angenommen, so ließen sich die jährlichen Militärkosten von 670 Mill. Thlr. auf 162 Mill. vermindern. Dies beträge statt 2,460,000 Thlr. auf jede Million Bevölkerung kaum 600,000 (immerhin noch 120,000 mehr als in der Schweiz, wo die Mannschaft nur zeitweise beisammen ist). Auf solchem Fuße hätte Europa in den letzten 45 Jahren den jährlichen Durchschnitt der Militärkosten auf 500 Mill. Thlr. angenommen) eine Ersparniß von 17,100 Mill. Thlr. machen und jede Familie ihr Vermögen um 340 Thlr. vermehren können. Auf solchem Fuße würde jeder Staat mit dem vierten Theil der Kosten eine dreimal größere Wehrkraft zur Vertheidigung besitzen und könnte sich zugleich mit Durchführung der angemessenen wohlverdienten Belohnung der Truppen eine der kräftigsten Bürgschaften des Sieges verschaffen. Betrachten wir jetzt das Milizsystem in dem Lande, wo es bis jetzt am vollständigsten durchgeführt ist.

In vier Artikeln der Bundesverfassung sind die Grundlagen des schweizerischen Wehrwesens enthalten; auf ihnen ruht der Ausbau durch spätere Gesetze, hauptsächlich durch das vom 8. Mai 1850 über die Militärorganisation. Das monarchische Europa wird nicht eher zur Ruhe und Ordnung gelangen, bis es sich auf den Granitgrund der Freiheit stellt, wie ihn Artikel 13 der schweizerischen Bundesverfassung ausspricht: „Der Bund ist nicht berechtigt, stehende Truppen zu halten. Ohne Bewilligung der Bundesbehörde darf kein Canton oder in getheilten Cantonen kein Landestheil mehr als 300 Mann stehende Truppen halten, die Landjägercorps nicht inbegriffen.“

Die andern drei Artikel lauten:

„Art. 18. Jeder Schweizer ist wehrpflichtig.

Art. 19. Das Bundesheer, welches aus den Contingenten der Cantone gebildet wird, besteht:

a) aus dem Bundesauszug, wozu jeder Canton auf 100 Seelen schweizerischer Bevölkerung drei Mann zu stellen hat;

b) aus der Reserve, deren Bestand die Hälfte des Bundesauszuges beträgt.

In Zeiten der Gefahr kann der Bund auch über die übrigen Streitkräfte (die Landwehr) eines jeden Cantons verfügen. Die Mannschaftsscala, welche nach dem bezeichneten Maßstabe das Contingent für jeden Canton festsetzt, ist alle zwanzig Jahre einer Revision zu unterwerfen.

Art. 20. Um in dem Bundesheere die erforderliche Gleichmäßigkeit und Dienstfähigkeit zu erzielen, werden folgende Grundsätze festgesetzt:

1) Ein Bundesgesetz bestimmt die allgemeine Organisation des Bundesheeres.

2) Der Bund übernimmt:

a) den Unterricht der Genietruppen, der Artillerie und Cavallerie, wobei jedoch den Cantonen, welche diese Waffengattungen zu stellen haben, die Lieferung der Pferde obliegt;

b) die Bildung der Instructoren für die übrigen Waffengattungen;

c) für alle Waffengattungen den höhern Militärunterricht, wozu er namentlich Militärschulen errichtet und Zusammenzüge von Truppen anordnet;

d) die Lieferung eines Theiles des Kriegsmaterials.

Die Centralisation des Militärunterrichts kann nöthigenfalls durch die Bundesgesetzgebung weiter entwickelt werden.

3) Der Bund überwacht den Militärunterricht der Infanterie und der Scharfschützen, sowie die Anschaffung, den Bau und Unterhalt des Kriegszeugs, welches die Cantone zum Bundesheer zu liefern haben.

4) Die Militärverordnungen der Cantone dürfen nichts enthalten, was der eidgenössischen Militärorganisation und den den Cantonen obliegenden Bundesmäßigen Verpflichtungen entgegen ist, und müssen zu diesfälliger Prüfung dem Bundesrathe vorgelegt werden.

5) Alle Truppenabtheilungen im eidgenössischen Dienste führen ausschließlich die eidgenössische Fahne.“

Demnach hat weder die Schweiz, noch ein einzelner Canton ein stehendes Heer; auch Baselstadt hat vor vier Jahren seine Standestruppe aufgelöst. Soldaten und Officiere werden im Frieden jährlich auf kurze Zeit zu Uebungen einberufen. Ständig besoldet ist blos eine kleine Anzahl von Verwaltungsbeamten und Instructoren. Dennoch geht jede Mobilmachung rasch vor sich, rascher sogar als in den meisten Monarchien. In Wahrheit hat also auch die Schweiz ihr stehendes Heer; nur wird es nicht unnütz beschäftigt und bezahlt, solange keine Arbeit vorliegt. Während in den Staaten mit stehenden Heeren die Operationsarmee höchstens 1½ Procent der Bevölkerung erreicht, beträgt sie in der Schweiz das Drei- und Vierfache. Alle Dienstfähigen werden militärisch ausgebildet; Stellvertretung ist nicht gestattet, und die Ausnahmen von der Wehrpflicht sind auf die dringendsten Fälle beschränkt. Das gesetzliche Minimum für Auszug und Reserve wird in vielen Cantonen überschritten, so daß eine ziemliche Menge Ueberzähliger vorhanden ist. Alle Wehrfähigen, die nicht in jenen beiden Abtheilungen und in der Landwehr dienen, bilden den Landsturm.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zur Geschichte der geheimen Polizei im Königreich Westphalen.

In einer Zeit, wo man in Frankreich den Schülern der Lyceen beschibt, Lobgedichte auf den Prinzen Jerome zu fertigen, und wo deutsche Höfe — artig genug sind, um den einstmaligen Räuber deutscher Fürstenthümer acht Tage Trauer anzulegen, dürfte es wohl nicht ganz unangemessen erscheinen, wenn wir uns der Thaten dieses Herrn erinnern, dessen Tod jetzt so tief betrauert wird. Wir beginnen heute mit der Polizei der damaligen Zeit und bemerken ausdrücklich, daß wir dabei aus authentischen Archivquellen schöpfen und nur erzählen, was dort actenmäßig niedergelegt ist. Später werden wir uns den Bruder „Immer lustig" selbst „kaufen."

Unter der Leitung Bongars', des westphälischen Gends'armeriegenerals und Polizeidirectors in Kassel, stand ein Heer von vielen tausend Spionen und 900 Gends'armen, von denen leider sehr viele Deutsche waren. Dieser geheimen Polizei war nichts heilig, weder Kirche, noch Schule, weder Familienbande, das Glück der Ehe, noch Privatbriefe. Man konnte mit Gewißheit darauf rechnen, daß in jeder Gesellschaft, mochte sie groß oder klein sein, wenigstens ein Mitglied dieses teuflischen Bundes sich befand und nur auf die Gelegenheit lauerte oder sie mit den Haaren herbeizog, Jemand anklagen und in's Unglück stürzen zu können. Die deutsche Gemüthlichkeit, sowie der freie, gesellige Ton, hatte in dem neugebackenen Königreiche aufgehört, wenigstens in den Städten desselben. Einer mußte in dem Andern einen Verräther erwarten, deshalb war das gegenseitige Vertrauen geschwunden, blieben Herzen und Mund verschlossen. Man nahm sich wohl in Acht, in seine Worte einen zweideutigen Sinn hineinzulegen, sowie überhaupt von Politik zu reden. In den geselligen Kreisen entstanden daher aus Mangel an Stoff, oder weil die Worte abgewogen werden mußten, oft langweilige Pausen. Wehe denjenigen, der über die Schmach und Schande des Vaterlandes, über den unerträglichen Druck, über die Demüthigungen, denen man tagtäglich ausgesetzt war, auch nur gelegnt hätte! Körper und Geister lagen in Ketten, und der Zornesröthe-im Antlitze der Patrioten allein war es gestattet, sich zu äußern.

Bongars war ein Mann von hohem, stattlichem Wuchse und austruckvollen Zügen, aber von großer Magerkeit. Was die Natur nur immer Falsches, Herzloses, Heimtückisches, Grausames und Argistiges in den verschiedenen Menschenseelen geschaffen hat, das fand sich in diesem Teufel in Menschengestalt vereinigt. Er wußte seinem Gesichte stets eine huldreiche, freundliche Miene zu geben, so daß er selbst hinter dem grünen Tische der peinlichen Verhöre Zutrauen einflößte, so sehr hatte er die Kunst der Verstellung sich angeeignet. Er war buchstäblich ein reißender Wolf im Schafspelze. Er wußte seine Beute immer um so gewisser zu erhaschen, als er den unglücklichen Opfern gegenüber die bittersten Vorwürfe und schrecklichsten Drohungen stets im wohlmeinendsten Tone und in sanfter Stimme aussprach. Seine Kralles sah man nie.

Er war ein geborner Franzose und sprach nur gebrochen deutsch. Genauere Beobachter wollen bemerkt haben, daß er nur die in sein Fach schlagenden unumgänglich nothwendigen Ausdrücke, die den Mann allein schon kennzeichnen würden, mechanisch auswendig gelernt habe, wie z. B.: „Schlechter Unterthan — Verräther — falsche Nachricht — feindliche Proclamation — Spion — hart bestrafen", und dergleichen mehr. Seine Verhöre waren sehr einfach. Hatte er die Beschuldigung mühsam herausgestiftet, so folgte die Verurtheilung gleich hinterdrein, die nur in dem einen Falle nicht ausgeführt wurde, wenn der Verurtheilte mit bedeutenden Geldmitteln dagegen protestirte. Er wurde dann in Freiheit gesetzt, aber unter die „Surveillance" der geheimen Polizei gestellt, so daß fortan jeder seiner Schritte beobachtet und jedes seiner Worte aufgezeichnet wurde.

Waren intelligente Leute oder Männer von Geistesgegenwart und Muth im Verhör, so waren mehrere seiner Unterbeamten zugegen, die im Augenblicke der Vertheidigung im Zimmer auf- und abschritten, den Beklagten streng in's Auge fassten und ihn aus der Fassung bringen sollten. Diese mehr als boshafte Art und Weise des Verhörs übte er nicht nur in Kassel, sondern auch auf seinen inquisitorischen Reisen. In diesem letztern Falle bediente er sich besonders der Bagabonten, Glücksritter und vornehmlich der Juden, deren sehr viele in seinen Diensten standen.

Bongars strebte nur danach, sich zu bereichern. Jedes Mittel war ihm recht. Von den unzähligen Schmeichlereien des Königreichs Westphalen war er zweifelsohne die giftigste und gefährlichste. Er machte sich kein Gewissen daraus, ganze Familien zu Grunde zu richten, Glück, Freiheit und Leben Anderer auf's Spiel zu setzen — wenn er nur einen Gewinn davon hatte. Ob der Angeklagte unschuldig war, galt ihm gleich. Daher wagte man in Kassel bei der niederträchtigen Justizverwaltung auch gar nicht einmal daran zu denken, Recht und Gerechtigkeit zu finden, selbst wenn die Anklage auf einer bloßen Verleumdung oder böswilliger Beschuldigung beruhte.

Es war also nicht zu verwundern, daß die geheimen Spione, die, ich muß es noch einmal wiederholen, leider! vielfach aus Deutschen bestanden, ihr Augenmerk ganz besonders auf Wohlhabende richteten und diesen Schlingen und Fallstricke legten, während die Armen weniger berücksichtigt wurden und für ihr Vergehen höchstens geringe Freiheitsstrafen zu verbüßen hatten, wie folgendes Beispiel zeigen mag.

Ein Schneider, der überall öffentlich eine baldige Aenderung der Dinge vorhersagte und das Mergenroth der Erlösung und Freiheit vor seinem geistigen Auge in nächster Zukunft erstehen sah, besonders wenn der Branntwein ihn begeistert hatte, trotzte, wo er nur immer konnte, der Polizei, verhöhnte und verspottete sie, als ob es seine Absicht sei, sich eine Märtyrerkrone zu verschaffen und seinen Namen unsterblich zu machen. Von Tag zu Tag wurde er kühner. Weil er aber ein armer Teufel war, ertrug die Polizei lange und mit seltener Geduld seine Schimpfreden und Prophetenworte. Endlich aber machte er es zu arg. Er wurde in's Gefängniß geworfen, wo er die Festwoche von Weihnachten bis Neujahr Zeit hatte, die Zukunft in Hessen sich so schön wie möglich auszumalen.

Diese Strafe hatte indessen nicht den geringsten Einfluß auf seine Sehergabe und deutsche Gesinnung ausgeübt. Er schimpfte auf die Franzosen noch wie vor und ärger als je; er schente sich sogar nicht, der Polizei in's Angesicht zu lachen und sie zum allgemeinen Ergötzen der Zuhörer zu verwünschen und zu verfluchen. Er bedankte sich auch bei ihr, daß sie durch seine Gefangennahme dafür gesorgt hatte, ihm seinen Verdienst zu erhalten, den er in den Festtagen sicherlich verausgabt haben würde. Den Steuerdienern pflegte er bei ihren Mahnungen und Zwangsbefehlen zu erwidern: „Unser allergnädigster König ist ein Bettelbube, der mir nicht einmal vier Wochen die Steuern creditiren kann, sondern mich nach wenigen Tagen schon ausphänden läßt; ich würde mich schämen, mit ihm zu tauschen, denn ich kann meinen Schuldnern Jahre lang borgen."

Es würde ihm übel ergangen sein, wenn er ein vermögender Mann gewesen wäre. Wohlhabende Leute wurden ausgepreßt wie ein Schwamm, wie unter Tausenden folgendes Beispiel lehren mag. Ein Kaufmann in Marburg kehrte eines Abends mit einem Freunde aus dem Schauspielhause zurück. Es hatte lange und anhaltend geregnet, und die Gassen waren daher mit Koth bedeckt. Der Kaufmann that einen Fehltritt und gerieth hinein. Aergerlich rief er aus: „Seittem wir Westphalen sind, müssen wir im Kothe stecken bleiben." Der Freund bat ihn, still zu sein, weil auch die Nacht Ohren habe. „Wer in aller Welt will mir etwas thun, wenn ich die Wahrheit rede?"

„Sie sollen aber die Wahrheit nicht reden, wie Sie wohl wissen."

Während dieses Gesprächs vernahmen sie leise Schritte hinter sich, und als sie sich vor der Hausthüre des Kaufmanns trennten, sahen sie in ihrer Nähe einen Menschen umherschleichen, der aber nicht weiter von ihnen beachtet wurde. Acht Tage später wurde der Kaufmann in der Mitte der Nacht aus dem Schlafe geklopft. Rasch öffnete er die Thür und erblickte zu seinem Entsetzen drei Gends'armen vor sich. Auf seine Frage, was sie in so später und ungewohnter Stunde von ihm wollten, baten sie ihn, mit ihnen zu gehen, weil sie den Auftrag hätten, ihn zu verhaften.

„Mich verhaften!?" rief er. „Was für ein Verbrechen habe ich begangen?"

„Darüber sind wir nicht im Stande, Ihnen Auskunft zu geben. Wir thun, was uns befohlen ist, und unser Befehl lautet dahin, Sie mit uns zu nehmen, wenn nicht mit Güte, so mit Gewalt."

Digitized by Google

„Gut, doch werden Sie mir gestatten, in Betreff meiner Familie und meiner häuslichen sowie geschäftlichen Verhältnisse noch einige Anordnungen zu treffen."

„Wir haben keine Befugniß, Ihnen dies zu gestatten. Ziehen Sie sich augenblicklich an, wenn Sie nicht wollen, daß wir Sie unangekleidet mitnehmen."

Trostlos kehrte sich der Kaufmann um und schritt in Begleitung eines Gensd'armen zu dem Schlafgemache seiner Frau.

„Mein Gott, was bedeutet dies?" rief sie erschrocken aus, als sie ihren Mann in Begleitung eines Fremden in die Thür treten sah.

„Bitte, mache Dir keine Sorgen," entgegnete ihr Gemahl. „Man will mich sofort verhaften, doch darf ich mir am so größerer Ruhe meinem Schicksal und einer baldigen Befreiung entgegen sehen, als ich mir nicht des geringsten Verbrechens oder Vergehens bewußt bin."

Die Frau kreischte laut auf und fiel in eine Ohnmacht. Auch die Kinder fuhren aus ihrem Schlafe empor und winkten und jammerten, als sie erfuhren, daß man den Vater verhaften wolle. Den Gensd'armen währte die Zeit schon zu lange. Mit Unbarmherzigkeit trieben sie den Kaufmann, an dessen Hasse Frau und Kinder jammerten, an, sich zu beeilen. „Es kann nur ein Mißverständniß sein!" rief er; „ich kehre recht bald wieder zu Euch zurück."

Er steckte seine Börse zu sich und wurde schließlich gewaltsam von den Schergen aus den Armen seiner Lieben fortgerissen. In den Straßen der Stadt führten die Gensd'armen ihre Pferde am Zügel und gingen neben dem Gefangenen her. Doch bald das Thor erreicht war, bestiegen sie ihre Rosse und ließen den Gefangenen, der bereits seine fünfzig Jahre zählte, neben sich im tiefen Kothe laufen. Gegen Morgen kehrten sie in einem Gasthofe ein, wo sie frühstückten; sie scherzten und lachten und kümmerten sich wenig um den Schmerz des Gefangenen, dem übrigens die Eßlust vergangen war. Da dieser erklärte, er sei so ermattet, daß er keinen Schritt weiter gehen könne, miethete man auf seine Kosten einen Wagen.

Gegen Abend kamen sie in Kassel an, wo der unglückliche Kaufmann sofort in das Castell gebracht wurde. Es war mehr der Schmerz um seine Familie, der ihn folterte, als die Furcht vor Strafe, weil er sich seines Vergehens bewußt war. In diesem trostlosen Zustande verlebte er vierzehn schreckliche Tage, ohne daß man ein Verhör mit ihm angestellt hätte. Der Seelenschmerz, die Sterkerluft und der Mangel an Eßlust, sowie an gesunden, stärkenden Nahrungsmitteln wirkte so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß er ziemlich bedenklich erkrankte. Bongars hatte die Zeit benutzt, sich nach den Vermögensumständen des Gefangenen genauer zu erkundigen. Endlich zu einem Verhöre zugelassen, gab man ihm Schuld, sich gegen die westphälische Regierung entehrende Aeußerungen erlaubt zu haben. Jetzt erst wurde ihm der Grund seiner Gefangennahme klar. Er bat um Verzeihung und wurde dann in den Kerker zurückgeführt; jedoch war man wirklich so menschlich, ihm ein gesünderes Gefängniß und ein Bett zu geben.

Eines Tages trat ein ihm unbekannter Mann in bürgerlicher Kleidung zu ihm in's Gefängniß und begann also: „Ich habe zufällig in Erfahrung gebracht, daß Sie aus den Armen einer Frau gerissen sind, die Sie sehr lieben. Es muß Ihnen natürlich Alles daran gelegen sein, baldmöglichst Ihre Freiheit wieder zu bekommen und heim zu kehren. Ich nehme Theil an Ihrem Unglück, und wenn Sie mich nicht verrathen wollen, will ich Ihnen ein Mittel an die Hand geben, in kurzer Zeit Ihre Freiheit wieder zu erlangen."

Wer war froher als der Kaufmann bei solchen lieblich klingenden Worten? „O sprechen Sie!" rief er aus. „Was soll ich thun? Alles, Alles will ich aufopfern, um nur in den Schooß meiner Familie zurückkehren zu können."

Der Fremde trat einige Schritte näher zu ihm heran und sagte: „Großer Opfer bedarf es nicht, aber doch einer nicht ganz unbedeutenden Summe. Bitten Sie Ihre Frau, Ihnen 4000 Francs zu senden, und meine Ehre setze ich zum Pfande ein, daß Sie, sobald Sie diese Summe erlegt haben, sogleich wieder auf freien Fuß gesetzt werden."

Der Fremde überreichte dem Gefangenen Tinte, Papier und Feder und dictirte folgende Worte, die der Kaufmann wörtlich niederschrieb:

„Sende mir nach Empfang dieses, so eilig es geschehen kann, 4000 Francs. Von dem Augenblicke an, wo ich die Summe erhalte, bin ich frei. Aber sprich kein Wort davon. Du würdest durch Mangel an Verschwiegenheit meine Einkerkerung nur verlängern und meine Befreiung erschweren.

Kassel. L . . . ."

Spätestens nach zwei Tagen hätte die verlangte Summe eintreffen können, aber der Kaufmann hoffte vergebens. Wieder öffnete sich das Gefängniß, und der Fremde trat ein. Der Kaufmann beklagte sich über die Saumseligkeit seiner Frau und sprach die Besorgniß aus, daß sie inzwischen gestorben sein könne. Der Fremde aber versicherte ihn, daß sie lebe, theilte dem Gefangenen aber achselzuckend mit, daß der Bote die Anweisung verloren habe, und damit legte er ihm von Neuem Schreibmaterial vor und dictirte Folgendes:

„Schicke mir durch den Vorzeiger dieses 4000 Francs. Sollte noch eine Anweisung auf Geld bei Dir eintreffen, so zahle sie nicht. Je eher ich die Summe erhalte, je eher bin ich wieder bei Dir.

Kassel. L . . . ."

Nach Ablauf von zwei Tagen kam der Unbekannte wieder und brachte ihm seinen Freiheitsbrief mit. Als der Kaufmann dann noch einen Schein unterschrieben hatte, daß er nie von dem ausbezahlten Gelde etwas verrathen wolle, durfte er das Castell verlassen. Zum Ueberfluß gab ihm der Fremde noch den guten Rath mit auf den Weg, niemals über das, was er hier erfahren und gelitten, mitzutheilen; der Arm der geheimen Polizei reiche weit, und es würde ihm dann schwerlich gelingen, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. „Auch ist es der ausdrückliche Befehl des Herrn Policeidirectors," fügte er hinzu, „die Stadt Kassel, ohne einzukehren, sofort zu verlassen."

Am folgenden Morgen kam der Befreite auf einem Bauernwagen wieder bei den Seinigen an. Das Wiedersehen mag von der Einbildungskraft der Leser leichter ausgemalt als von mir beschrieben werden. Es stellte sich aber an demselben Tage noch heraus, daß die Frau für die Befreiung ihres Mannes nicht 4000, sondern 8000 Francs bezahlt hatte. War der theilnehmende Unbekannte selbst ein Betrüger gewesen, der die Hälfte der Summe für sich behalten hatte, oder hatte Bongars dieses scheußlichen Betrug allein gespielt und dies Verbrechen dem der Bestechung noch hinzuzufügen?

Ein anderer Kaufmann saß sechs Wochen ohne Verhör im Castell. Seine Familie bezahlte die Unterhaltungskosten, aber dennoch wurde er wie ein gemeiner Missethäter behandelt und mit der gewöhnlichen Gefangenkost abgefeist. Als er endlich durch Hunger und Kummer körperlich gebeugt plötzlich seine Freiheit erhielt, fragte er bei der Behörde nach der Ursache seiner Gefangenschaft und erbat sich Schadenersatz. Nach einigen Monaten kam der Bescheid, er sei aus Unkenntniß des Vornamens mit einem Andern verwechselt. Von Schadenersatz könne keine Rede sein, weil keine Casse vorhanden sei, aus der solche Zahlungen geleistet würden. Er sei übrigens ernstlich hiermit ermahnt, kein Wort über den Vorfall laut werden zu lassen.

Bongars war übrigens nicht der einzige Blutsauger am Kasseler Hofe. Vom König an bis zum untersten Schergen hinab dachte man an nichts als an Erpressung. Ein Präsident, der Name thut nichts zur Sache, hatte es besonders auf die Juden abgesehen. Die Halberstädter altgläubige Judenschaft hatte sich gegen das Verbot in einem Privathause versammelt und mußte deshalb 1000 Francs Strafe bezahlen. Ueberhaupt mußten die westphälischen Juden jährlich ganz beträchtliche Summen aufbringen. Den Wittwen und Waisen verkaufte man bei dieser Gelegenheit das letzte Stück Bett, wenn sie nicht bezahlen konnten.

Unter allen Schergen und Spionen war ein Deutscher, ein ehemaliger Haarkünstler, der Polizei-Inspector Würtz, der gefürchtetste und verachtetste, der an seiner Frau und den Lusterinnen der Stadt Kassel bei seinem erbärmlichen und gottverschaften Geschäft geeignete und willige Helfersbelferinnen hatte. Die ein Bürgergel schlich er bei Tag und Nacht umher, um sich seine Opfer zu suchen. Tausende sind durch ihn unglücklich geworden. Nicht genug, den Erdboden zu dem Schauplatze seiner fluchwürdigen Menschenjagden zu machen, reichten seine Krallen auch bis in die obern Räume der Häuser, wo er Nachts die Gespräche in Familienkreisen oder kleinen Gesellschaften, auf einer Leiter stehend,

belauschte. Wie manche Mutterthräne ist seinetwillen geflossen, wie mancher Seufzer seinetwillen in den eisigen Kerkerwänden des Castells verhallt, wie manches Herz gebrochen, wie manche Unschuld durch ihn selbst oder seine Helfershelfer gemordet!

Er war im ganzen Königreiche bekannt, weil er oft Streifzüge in die Provinz unternahm, doch hatten die Kasseler am meisten von ihm zu leiden und fürchteten ihn auch wie eine Schlange. Er ging stets nach der neuesten Mode gekleidet, hatte ein einnehmendes Wesen und wurde dadurch solchen Personen, die ihn noch nicht kannten, nur um so gefährlicher. Er verstand es vortrefflich, die Rolle eines ehrlichen Mannes zu spielen, und gebrauchte in der Regel den Kunstgriff, auf die westphälische Regierung und Polizei zu schimpfen, um seine Opfer zu ähnlichen Aeußerungen zu verleiten. Zu der Stelle eines Polizei-Inspectors hatte ihm Johannes von Müller verholfen, man weiß nicht, aus welchem Grunde. Zweimal ward Wirth wegen Uebertretung seiner Amtsgewalt und wegen verschiedener Verbrechen seines Amtes entsetzt; das erste Mal fand er, wiederum durch Johannes von Müller's Fürsprache, in Braunschweig bei der Polizei ein Unterkommen. Als er aber daselbst eine Spielbank anzulegen und das vorgefundene Geld für sich behalten hatte, setzte man ihn zum zweiten, Male ab. Er war aber ein zu guter Spion, als daß dieses Talent von Bongars unbenutzt gelassen werden konnte. Dieser verschaffte ihm denn die Stelle eines Polizeicommissars in Kassel, wo er mit Savagner, dem Generalsecretair der hohen Polizei, sowie auch mit dem Polizeiinspector Darlin einen vertrauten Freundschaftsbund schloß, dessen Aufgabe es zu sein schien, so viele Menschen, wie irgend möglich, ihres Vermögens, ihres Glücks und ihrer Freiheit zu berauben. Nach der Flucht seines königlichen Herrn ist er verschollen.

Es war Alles darauf berechnet, das Volk zu demoralisiren. An dem Thorwege der hohen Polizei war eine Oeffnung, eine Art Briefkasten angebracht, wo in der Nachtzeit verrätherische Anzeigen von solchen Personen hineingelegt wurden, die sich noch scheuten, bei Tage als Ankläger ihrer Mitbürger aufzutreten. Herrschaften mußten sogar den Verrath ihrer Dienstboten fürchten, die mehr oder weniger im Solde der geheimen Polizei standen. Treue und Glauben war verschwunden in der Residenzstadt Jerome's; Mißtrauen und Verrath waren an ihre Stelle getreten.

Die Todten reiten schnell! Es ist auch, als ob die hohe Polizei eine Ahnung von ihrer kurzen Herrschaft in Westphalen gehabt habe, sonst hätte sie unmöglich so rasend und toll wirthschaften, unmöglich alle Mittel und Wege mit einem Male erschöpfen können, das Volk an den Bettelstab zu bringen. Waren seine „Verbrechen" aufzufinden, so mußten dieselben geschaffen werden. Von diesem Grundsatze ging man aus. „Man muß Verbrechen erschaffen," rief Bercagny, der Generaldirector der Polizei, seinen Leuten donnernd entgegen, als sie ihm eines Tages die Polizeistrafenberechnung mit nur unbedeutenden Einnahmen einreichten. Diese Worte fanden natürlich keine tauben Ohren, die Schergen merkten sich dieselben, sowie das Publicum sich den Wahlspruch dieses Mannes gemerkt hatte: „der Mensch denkt, die Polizei lenkt!"

Auffallend ist es und zeugt von dem Mißtrauen, welches der Kaiser Napoleon gegen seinen unwürdigen Bruder hegte, daß die Pariser Polizei mit der westphälischen in genauester Verbindung stand. Von Paris aus wurden mehrere Personen besoldet, die von allen Vorkommnissen am Kasseler Hofe Bericht erstatten mußten. — Die Zeiten dieser Schmachherrschaft liegen nun bereits ein halbes Jahrhundert hinter uns, die Wunden, die sie uns geschlagen, sind vernarbt; doch, wie es bei alten Kriegern zu geschehen pflegt, fühlen wir sie von Neuem, wenn ein Sturm am politischen Himmel im Anzuge ist. Und es ist gut, daß die Erinnerung an jenes Siechthum in uns von Zeit zu Zeit auf's Neue geweckt wird, damit wir Vorkehrungen treffen, einem ähnlichen oder größern Unglücke auszuweichen.

W. A.

Der Prairiebrand.

Schilderungen aus dem westlichen Nordamerika.

Von Balduin Möllhausen.

Wenn im Spätsommer das Gras bleicht und der rauhe Westwind über die endlosen Fluren Missouri's fegt, dann hängt es in den angrenzenden östlichen Staaten wie ein leichter grauer Flor vor dem wolkenlosen Himmel, und wie in einen dustigen Schleier verhüllt erscheint die ihres blendenden Glanzes beraubte Sonne.

Höhenrauch nennen die Leute diese sich fast täglich wiederholende Erscheinung, und schreiben dieselbe im Allgemeinen den Prairiebränden zu, welche namentlich im Herbst über weite dichtbegraste Flächen hineilen. Gleichgültig schaut der Stadt- und Landbewohner zu dem Höhenrauch empor, spricht auch wohl von dem anhaltend guten Wetter, auf welches derselbe hindeuten soll; der Scenen aber, von welchen der westliche Wind und der Rauch der Höhen erzählen könnten, und die in ihren Eindrücken auf das Gemüth zugleich furchtbar und erhaben, schreckenerregend und bezaubernd sind, gedenkt nur derjenige, welcher das entfesselte Element in seiner ganzen gewaltigen Pracht kennen lernte und, von den wilden Flammen verfolgt, den entsetzlichen Wettlauf um's Leben wagte.

Ich befand mich auf der Jagd mit meinen beiden indianischen Gefährten, Hug-ha und Scha-gge ga-ge, zwei jungen Omaha-Burschen, welche so treue Hergen unter ihrer kupferfarbigen Haut bargen, wie nur je in der Brust eines weißen Mannes schlugen. Wir waren gut beritten, das herrlichste Wetter begünstigte uns, Wild war im Ueberfluß vorhanden, und so fehlte denn nichts, was unsern Ausflug zu einem der angenehmsten zu machen versprach. Ungefähr die Mitte des nördlichen Winkels zwischen dem Missouri und dem Nebrasca haltend, zogen wir in nordwestlicher Richtung dahin; das Dorf der Omahas blieb weit hinter uns zurück, und schon am zweiten Tage gelangten wir so weit, daß, wie auf dem ewigen Ocean, der sonnige Himmel gleichsam wie eine unermeßliche Glasglocke auf der ebenen Fläche ruhte. Kleine Flüsse und Bäche, an den spärlichen Baumgruppen auf ihren Ufern weithin erkennbar, schlängelten sich anmuthig durch die Niederungen, und diesen nachfolgend, fanden wir vielfach Gelegenheit, uns reiche Beute zu sichern. Bald war es ein Hirsch, bald ein Truthahn oder Waschbär, was wir erlegten, und schon am vierten Tage unserer Reise hatten wir die Pferde so mit geräuchertem und gedörrtem Fleischstreifen, sowie mit Fellen beladen, daß wir dieselben am Zügel führten und am folgenden Tage den Rückweg anzutreten beschlossen.

Es war um die Zeit, in welcher die indianischen Jäger beginnen, Feuer an die Prairien zu legen, um dadurch noch vor Einbruch des Winters frisches Gras zu erzielen. Einzelne Rauchwolken hatten auch in der That schon seit mehreren Tagen vor dem südwestlichen Himmel gehangen, da dieselben aber noch sehr ferne waren, und der Wind mit einer gewissen Beständigkeit die nördliche Richtung beibehielt, so hatten wir keinen Grund zur Besorgniß oder übermäßigen Vorsicht, und nach gewohnter Weise hielten wir einige Stunden Mittagsrast. Wir befanden uns an dem westlichen Rande einer breiten Niederung, welche ein Bach reich bewässerte. Hohes saftiges Gras gewährte den Pferden gute Weide, und selbst einigen Schutz gegen die noch immer sengenden Strahlen der Sonne, und nachdem wir abgesattelt hatten, streckten wir uns daher hin und verfielen bald in tiefen Schlaf. Zwei Stunden etwa waren in ungestörter Ruhe verstrichen, als uns plötzlich das heftige Schnauben der Pferde weckte; wir sprangen empor und erblickten nicht wenig überrascht schwarze Rauchwolken, welche mit rasender Eile in geringer Höhe über uns hinzogen. Der Wind war herum gesprungen, und geschützt von dem hohen schilfähnlichen Grase, wo wir gelegen, hatte weder der verstärkte Luftzug, noch der Brandgeruch bis zu uns dringen können, was jedenfalls wenigstens die beiden Omahas ermuntert haben wurde.

Auf den ersten Blick erkannten wir die Gefahr, in welcher wir schwebten, denn es entging uns nicht, daß der Brand und in kurzer Zeit erreichen mußte, wenn wir nicht durch schleunige Flucht oder durch Anzünden und Verbrennen des Grases in der Nähe

Digitized by Google

uns dem drohenden Verderben zu entziehen suchten. Dumpfes Brausen und Poltern schlug an unser Ohr, als wir zu den Pferden hinsprangen, um die Sattel aufzulegen, aber ebenso schnell nahmen wir wahr, daß es zu spät sei, um die Jagdbeute noch zu retten, und daß es der ganzen Kraft der unbeladenen Thiere bedürfe, um nur uns in Sicherheit zu bringen. Das Gras auf dem marschigen Boden war grün und saftig, und wenn es auch, von dem Brande und der weit vorauseilenden Hitze gedörrt und zusammengeschrumpft, bei der leisesten Berührung der Flammen hoch auflohrte, so wären wir doch nicht im Stande gewesen, in der kurzen Frist einen neuen Brand zu erzeugen. Es blieb nur noch der einzige Weg offen, durch die zwei englische Meilen breite Niederung zu fliehen und da, wo niedriges dürres Gras das Ansteigen des Bodens verrieth, durch schnelles Feuer eine kleine Fläche auf und wieder hinab, um nahe vor dem Feuer mit sichern Fängen die kleinen Nagethiere zu ergreifen, die es vergeblich versuchten, dem doppelt drohenden Verderben zu entrinnen. Näher rückten wir der rettenden Anhöhe, aber näher rückten auch die Flammen, und flockenähnlich umwirbelte uns die weißgebrannte Asche. Da stürzte Hug-ha mit seinem Pferde zusammen, ich versuchte anzuhalten, doch „Vorwärts" gellte Scha-gre-ga-ge, und wie im Fluge überwanden wir die letzten hundert Schritte. Kaum hatten wir den abgestorbenen Rasen erreicht, als wir uns von den Pferden warfen und unverzüglich an's Werk schritten, einen neuen Brand zu erzeugen. Das Herz aber sank mir in der Brust, als ich unseres Gefährten gedachte, welchen wir, nach meiner Ansicht, feiger Weise zurückgelassen hatten. Mit vorwurfsvollem Ton sprach ich den Namen Hug-ha aus, als ich Scha-gre-ga-ge ein brennendes Stück

Xylographie von W. Aarland.

Der Prairiebrand.

von allem Brennbaren zu reinigen und zu unserer Aufnahme herzurichten.

Wir ergriffen daher unsere Jagdgeräthschaften, und in der nächsten Minute sprengten wir dahin mit aller Eile, deren die geängstigten Thiere nur fähig waren. Es war ein schrecklicher Ritt, denn hemmend legten sich die Halme, welche unsere Schultern peitschten, um die flüchtigen Hufe; und rückwärts schauend, erblickte ich die wilden Flammen, wie sie, schwarze Dampfsäulen emporsendend, sich knatternd über die nächsten Anhöhen wälzten und mit unglaublicher Schnelligkeit den Zwischenraum zwischen uns verringerten. Tiefer drückten wir die Sporen in die Weichen der keuchenden Pferde, und heftiger fielen die geschwungenen Lasso auf ihre triefende Haut; weit aus griffen die Renner, doch schneller noch als sie setzte der flattische Hirsch und der geängstigte Hase vorbei, unbekümmert um vereinzelte Wölfe und Füchse, welche, ihrer Raubsucht vergessend, jetzt fast gleichen Schritt mit ihnen hielten.

Weiße Gabelweihen und braune Falken in großer Anzahl durchkreuzten wie spielend den dichten Rauch, sausend schossen sie hinPapier hinreichte, welches dieser geschickt unter einen Haufen zusammengebogener trockener Halme hielt. „Hug-ha wird kommen," antwortete Scha-gre-ga-ge gleichmüthig, „er wird kommen, wenn wir eine Stelle freigebrannt haben, er wird kommen um die Flammen harmlos vorüberziehen zu sehen; er weiß, daß wir auf ihn nicht warten durften, wenn wir gerettet werden wollten; er wird kommen, er wird kommen," und mit diesen Worten bog er immer neue Halme niederwärts, welche, im brennenden Zustande sich wieder aufrichtend, das Feuer schnell verbreiteten. Kaum eine Minute war nach unserer Ansicht verstrichen, als wir, die Pferde an der Leine führend, dem neuen abwärts treibenden Brande folgten und unsere Füße auf aschigen Boden und versengte Stoppeln setzten. Wir waren gerettet, doch wo war Hug-ha?

Wie eine Lawine wälzte sich der schwarze erstickende Rauch heran, die Hitze, die wir einathmeten, war unerträglich, doch alle Gedanken an die eigenen Qualen traten zurück vor der schmerzlichen Besorgniß um den nach meiner Ueberzeugung untergegangenen Gefährten. Plötzlich aber vernahm ich heftiges Keuchen, der

Digitized by Google

Rauch theilte sich auseinander, und ich erblickte zu meiner unsäglichen Freude den schlanken Hug-ha, der mit der Büchse auf der Schulter herbeisprang und sein stürmisch gewordenes Pferd an der langen Leine auf die leergebrannte Fläche zu zerren trachtete. Wir eilten zu Hülfe, und unsern vereinten Anstrengungen gelang es, das arme Thier in dem Augenblicke zu retten, als die Flammen an ihm hinaufleckten und den schönen, wohlgepflegten Schweif mit Gedankenschnelligkeit kahl sengten.

Während ich nun die Ausdrücke der Freude über Hug-ha's Eintreffen und unsere Rettung nicht zurückhalten vermochte, benahmen sich die beiden Brüder, als ob durchaus nichts Ungewöhnliches vorgefallen sei, und schienen den Versuch des Pferdeschweifes und der Jagdbeute höher anzuschlagen, als unser glückliches Entkommen. Auch verstand ich ihre Zeichen und ihre Sprache genugsam, um zu erkennen, daß sie darüber berathschlagten, in welcher Richtung wir ziehen müßten, um das vor dem Feuer geflüchtete erschöpfte Wild zu finden und eine Berberung unter demselben anzurichten.

Die Flammen, als sie die von allem Brennbaren gefäuberte Stelle erreichten, hatten sich unterdessen getheilt, und vom wüthenden Sturm gepeitscht, brausten sie zu beiden Seiten an uns vorüber, wie um den jüngst erzeugten Feuerstreifen einzuholen, der, sich schnell ausdehnend, lustig vorauf eilte und Millionen von funken und verkohlten Grashelchen emporwirbelte. Die Pferde zitterten und bebten, und in der That war es ein Anblick, der sogar das härtste Männerherz ergreifen mußte. — Da, wo wenige Minuten vorher üppiges Gras, wenn auch herbstlich gefärbt, die weite Niederung schmückte, und wo samenschwere Halme sich feierlich wiegten, da erblickte man jetzt ein ödes, dampfendes Aschenfeld; und wie um das Bild des Todes zu vervollständigen, ragten hin und wieder geschwärzte Büffelschädel und Hirschgeweihe hervor, welche jetzt, nachdem das hergende Gras verschwunden, von frühern erfolgreichen Jagden zeugten.

Auf der andern Seite dagegen tobte der wilde Brand in seiner ganzen Pracht unaufhaltsam dahin; dumpfes Sausen und Knattern begleitete den endlosen Feuerstreifen. Bisweilen beleuchtet erschienen die rollenden Rauchmassen, die, von dem heftigen Winde niederwärts gedrückt, den Verderben bringenden Flammen vorauszogen, gleichsam warnend die Geschöpfe, welchen die Mittel fehlten, das entfesselte Element durch sich selbst siegreich zu bekämpfen. Lange stand ich und blickte mit innigster Bewunderung auf das erhabene Schauspiel; selbst meine indianischen Gefährten schienen nicht unempfindlich gegen dergleichen Eindrücke zu bleiben, denn auf geheimnißvolle Weise flüsterte Hug-ha, indem er auf den Feuerstreim wies: „Das ist der rächende Manitou."

Die Pferde am Zügel führend, folgten wir langsam einer Regenschlucht nach, wo kleine Rasenflächen, welche der Brand übersprungen und verschont hatte, zum Lagern einluden. Die Dämmerung stellte sich ein, der Wind erstarb, und, nicht mehr abhängig von den Luftströmungen, stiegen die mächtigen Rauchsäulen bis in die Wolken hinein. Als aber nächtliches Dunkel sich auf die Ebene senkte, da prangte der östliche Horizont in stets wechselnder magischer Beleuchtung. Bald hoch auflodernd, bald wie Irrlichter flackernd und hüpfend, je nachdem das Feuer auf üppigere oder kärglichere Nahrung stieß, schlich der Brand langsam über die fernen Bodenanschwellungen; über der noch unverletzten Steppe aber wie über den Flammen und den schwarzen Aschenfelde glänzten mit mildem Lichte die ewigen Sterne.

Berliner Bilder.

Von E. Kossak.

Nr. 10. Seine Badesaison.

„Mein Urlaubsgesuch ist bewilligt!" rief der Kanzleirath Tiphonius und hielt seiner Frau Gemahlin ein offenbar zusammengefaltetes Papier entgegen. „Ich kann reisen, wenn ich will, und sechs Wochen fortbleiben."

„Gott sei Dank!" antwortete die Kanzleirathin, eine kugelrunde, gutmüthig aussehende Dame, „Du hast lange genug am Actentisch gesessen, es ist die höchste Zeit, daß Du endlich etwas für Deine Gesundheit thust. Innerhalb acht Jahren hast Du keinen Urlaub gehabt. Jetzt muß etwas Ordentliches geschehen, entweder warme Bäder oder regelmäßige Abreibungen in einer Kaltwasserheilanstalt!"

Der Kanzleirath runzelte die Stirn, streckte pathetisch den rechten Arm aus, machte demnächst mit dem rechten Beine die Stellung eines Tänzers, der eine gehäufige Leidenschaft auszudrücken hat, und sagte mit Bitterkeit: „Ich möchte wohl wissen, was daran noch warm zu baden, was daran noch kalt abzureiben wäre!" Der arme Mann hatte Recht, an ihm war nichts mehr abzureiben, er trug nur noch das trockne Gerüst seiner Persönlichkeit, das fertige Präparat für das anatomische Museum, sein zu Schanden geschriebenes Skelett, mit sich herum.

„Nun, Du wirst doch eine Erholungsreise machen, während ich zu Evelinen nach Pankow ziehe und nach dem Rechten sehe?" fragte verwundert die Kanzleirathin, die ihren Mann nur darum so lebhaft von Berlin fortzuwünschen schien, um ein scharfes Augenmerk auf „das Rechte" zu haben, worunter der nächstens zu erwartende Erstling ihrer an einen wohlhabenden Materialisten verheiratheten und auf der Sommerfrische befindlichen Tochter Eveline zu verstehen war.

„Gewiß werde ich eine Erholungsreise machen, aber nicht, um zu baden, sondern um zu trinken! Ich gehe nach Marienbad," sagte Kanzleirath Tiphonius, „ich habe die triftigsten Gründe dazu."

„Recht so, recht so," rief hinter ihm eine süß schmeichelnde Stimme, in der die Klangfarbe eines geübten Suppliantenregisters nicht zu verkennen war, „recht so, das ist im Geheimen auch längst mein Wunsch gewesen. Ich schwieg nur, so lange keine bestimmte Aussicht auf Urlaub vorhanden war. Marienbad, das ist Ihr Brunnen, mein lieber Kanzleirath!" Die Stimme gehörte dem Hausarzte, einem jener Doctoren, die nach Umständen in Allopathie oder in Homöopathie machen, heute für warmes, morgen für kaltes Wasser enthusiasmirt sind, ihre meisten Curen aber, um wenigstens den Patienten generalitter zu reinigen, mit einem energischen Brechmittel anfangen.

„Aber, lieber Sanitätsrath, erbarmen Sie sich," rief die Kanzleirathin, die offenbar ihren abgearbeiteten Mann so lange als möglich am Leben erhalten wollte, „was soll dieser Mann in Marienbad? was soll ihm der scharfe abführende Brunnen? In acht Tagen ist er ja so weit, daß Sonne und Mond ihm durch die Rippen scheinen! Ich bitte Sie um Gotteswillen, schicken Sie ihn nicht nach Marienbad, bei der dortigen Fastenkost geht er mir ganz zu Grunde; ich habe hier ohnehin schon meine liebe Noth, ihn zusammen zu sticken!"

„Wie die Frau wieder spricht —" sagte Tiphonius sehr verdrossen.

„Bitte, bitte —" unterbrach ihn der Sanitätsrath, „es handelt sich hier nicht, meine verehrte geistige Frau, um einen Ueberfluß an Säften, wohl aber um einen Ueberfluß an schädlichen Ablagerungen, sogenannten Anschoppungen im Unterleibe; deshalb Marienbad. Wenn wir Ihren Herrn Gemahl davon befreien, werden alle Functionen wieder ungehindert vor sich gehen, und er wird von Neuem ein starker, gesunder Mann werden; deshalb Marienbad, sage ich noch einmal und werde es immer sagen." Und da der Sanitätsrath dieses Gutachten mit hohem medicinischen Pathos abgegeben hatte, impenirte es beiden Ehegatten, ihm, als wissenschaftliche Bejahung seiner eigenen Meinung, ihr, als glücklicher Fingerzeig auf die wahrscheinliche Wiederherstellung aller Functionen im Organismus des armen Kanzleirathes. Der Sanitätsrath bemerkte mit Vergnügen die gute Wirkung seiner Erklärung und fügte als Epilog hinzu, daß er gegen Abend nach Pankow hinausfahren werde, um nach dem Befinden der jungen Frau zu sehen. Nach diesem schönen gemüthlichen Schlußeffect empfahl er sich, da er eine wichtige Consultation wegen des russischen Fürsten Opofoffski nicht versäumen dürfe.

Die Kanzleirathin blickte ihm, zufrieden mit einem solchen

Digitized by Google

gewissenhaften Hausarzte, nach, und der Gemahl trat an das Fenster, um den Sanitätsrath in den Wagen steigen zu sehen. Er lächelte, denn jetzt durfte er seinen kühnen Plänen nachleben. Nicht die Sorge um seine Gesundheit trieb ihn nach Marienbad; Kanzleirath Tiphonins strebte nach Höherem, er überließ sich im Geheimen überaus ehrgeizigen Bestrebungen. Wer sich einen Kenner der Büreaukratie nennt, wird wissen, daß auch ein Kanzleiratb jener Leidenschaft fröhnen kann, die schon den Catilina in's Verderben gestürzt; nur war sein Streben nicht auf die Herrschaft über Rom gerichtet, er begnügte sich mit Beherrschung. Sr. Excellenz der Herr Minister befanden sich in Marienbad, daher sein erbittertes Streben, gleichfalls diesen Badeort zu besuchen, um dort vielleicht seine Absichten auf dem geradesten Wege zu erreichen. Von Bekannten und aus Zeitungen hatte er erfahren, daß die Zeiten der Idylle noch nicht gänzlich entschwunden seien, und daß namentlich in Badeörtern vornehme Personen ohne Stern und in weicher Gemüthsverfassung unter den gemeinen Creaturen umherwandeln; deshalb hoffte er Sr. Excellenz auch für sein Anliegen zu gewinnen. Der Unglücklichte litt an den entschiedensten Anschoppungen — bureaukratischen Ehrgeizes; ihm konnte nicht mehr Glaubersalz, ihm konnte nur noch der Minister helfen.

Wir sind weit entfernt, auf den wehmüthigen Abschied des Kanzleiraths von seiner wohlbeleibten Frau Gemahlin und Tochter, auf seine Reiseabenteuer, auf die geistreichen Bemerkungen unterwegs, auf die Feindschaften, die er im Eisenbahncoupé und Postwagen durch Gebrechen ungemeinen Stoßes angezettelt, näher einzugehen; uns liegt nur ob, die Saisen des verwegenen Bureaukraten, die Art und Weise, wie er die ihm bewilligte Epoche der Erholung und Muße ausbeutete, mit den gebührenden Farben auszumalen.

Die Höhe seines jährlichen Gehaltes und der gemachten Ersparnisse konnte den Kanzleirath nicht veranlassen, auf Reisen und in dem Curorte ungewöhnlich splendid aufzutreten. Mit stiller Zufriedenheit hatte er schon zu Hause eine wahrscheinlich ausreichende Anzahl Gulden, das Stück zu sechzehn Silbergroschen, erworben und ausgerechnet, daß die Mehrkosten seines Aufenthaltes, in Betracht, daß seine Gemahlin die Saisen in Pankow bei der Tochter zubringe, durch das exjuirte Agio wohl gedeckt werden könnten. Er miethete deshalb in Marienbad eine jener entfernteren Wohnungen, welche an den waldigen Bergabhängen liegen und im Laufe des Tages einige Kletterübungen nöthig machen, bezahlte die Curtaxe und die Badezimjk, deren höfliche Beantragte jedem Curgaste sofort ihre Aufwartung machen, und traf seine Vorkehrungen, um am nächsten Morgen mit der Cur zu beginnen. Bei gewöhnlichen Patienten hätten diese unfehlbar darin bestanden, ein zierliches Glas von etwa sechs Unzen Gehalt zu kaufen, den Empfehlungsbrief des Berliner Hausarztes an den betreffenden Badearzt abzugeben, der ihn im Winter besucht und um Zusendung von Kranken ersucht hatte, am Abend vor der Cur nur eine „Sprudelsuppe" und ein Compot von „Zwetschken" oder „Pflaumen" zu essen; unser Freund Tiphonius, wenn er uns erlaubt, ihn so vertraulich zu bezeichnen, hatte ganz andere Dinge im Sinn. Zuerst mußte ergründet werden, wo Sr. Excellenz der Herr Minister wohne, welche Abgelegenheit er um sich habe, auf welche Weise er den Brunnen trinke, wo er den Nachmittag zubringe und welche Eigenthümlichkeiten der Lebensweise er beobachte. Es war nicht schwer, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

Für eine große Menge müßiger Menschen liegt der Hauptreiz vielbesuchter Bäder darin, die Vertraulichkeit und das nähere Beieinanderstehen hervorragender oder vielgenannter Personen dahin auszukosten, sie auf allen Schritten zu belauschen, Anekdoten über sie zu bilden und dieselben nach Möglichkeit in Umlauf zu setzen. Der ehrgeizige Kanzleirath brauchte nur bei Tische die Bekanntschaft des nächsten Herrn zu machen, der ihm, als der Kellner die „Suppe mit Ulmer Gersteln" gebracht, prüfend in die Augen sah und unaufgefordert das Salzfaß zuschob, um alle nothwendigen Thatsachen zu erfahren. Herr Tiphonins war nicht der Klügste, was man aus seinem schlechthin abschreiberischen Berufe wohl schon ersehen haben wird, allein man braucht nicht „der Klügste" zu sein, und kann doch noch sehr klug sein; dieses Axiom durfte man unserem Kanzleiratbe getrost nachrühmen. Zwar hatte er, wie es doch alle strebsamen Staatsmänner eigentlich thun sollten, den Machiavell nie gelesen, allein er hatte doch den „kleinen Machiavell", wie ihn auch der letzte Abschreiber in einem Ministerialbureau so dringend als das tägliche Brod braucht und nach und nach praktisch erlernt, gehörig inne und beherzigte seine Lehren. Denn wenn der alte und große Machiavell ausschließlich für Fürsten und Gewaltthäter geschrieben hat und ihnen angelegentlich die besten Maßregeln anempfiehlt, ihre Völker sich gründlich und nachhaltig unterthan zu machen, lehrt der kleine Machiavell, den wir vielleicht noch einmal zu Papier bringen werden, die armen Subalternbeamten und Papierunterwürflinge, Gehorsam bis an die äußersten Grenzen der abgegrenzten Möglichkeit zu leisten, und sich ihren Herren und Chefs durch die verkrümmteste Liebedienerei, ja, wenn es sein muß, selbst — durch Treubändelei angenehm zu machen.

Kanzleirath Tiphonius hatte beschlossen, den kleinen Machiavell mit allen Requisiten in Scene zu setzen. Der bereitwillige Herr mit dem Salzfaß unterrichtete ihn, noch ehe die Zwetschken umhergereicht wurden, genau über die Lebensweise des Ministers. Er gehörte zu seinen Verehrern, obgleich er nicht im Staatsdienst stand, sondern dem Kaufmannsstande angehörte, aber er las alle parlamentarischen Verhandlungen und schätzte den Minister als einen liberalen und anständigen Herrn. Aus diesem Grunde beobachtete er Se. Excellenz täglich so eifrig, wie Wind und Wolken, und vermochte dem Kanzleirath, der ein wenig erröthend, so weit nämlich die Farbe des Blutes durch den Kordon seiner Physiognomie dringen konnte, ihn merken ließ, daß nur ein sehr wichtiges persönliches Anliegen der Grund seiner Anwesenheit in Marienbad sei, die nöthige Anweisung über seinen hohen Chef zu geben.

„Daß ich ihm als ein loyaler und fleißiger Beamter bekannt sein muß, glaube ich mit Gewißheit annehmen zu können," sagte der Kanzleirath, als der Herr mit dem Salzfaß seine Auseinandersetzungen geendet hatte, und sah wie Wallenstein, wenn er im fünften Acte beim Anblick des Jupiter des im Kampf gebliebenen Max Piccolomini gedenkt, melancholisch in die Ferne; „ich habe bei den Wahlen stets für die Candidaten des Ministeriums gestimmt —"

„Weßhr Ihnen der liberale Herr Minister schwerlich Dank wissen wird!"

„Ja, bei Gott, Sie haben Recht, Herr von Manteuffel hat ja nicht mehr die Zügel des Regiments in Händen; dann schweigen wir lieber davon!" flüsterte der Kanzleirath und seufzte tief, seiner politischen, etwas reactionären Antecedentien und Spuchnapfstudien des Novembersystems gedenkend.

„Wenn ich Ihnen einen Rath geben kann," sagte der Cicerone, „so suchen sie am Morgen auf der Brunnenpromenade an den Herrn Minister zu kommen. Er speist, nachdem er Vormittags die einlaufenden Depeschen gelesen hat, im engsten Kreise in seinen Zimmern. Nachmittags macht er gewöhnlich, um dem verbeinen Schlafe vorzubeugen, eine Spazierfahrt. Gegen Abend erscheint er auf der Promenade, aber sich ihm dann auf irgend eine Weise zu nähern, wäre nicht empfehlenswerth; er wird gewöhnlich durch allerlei vornehme Bekanntschaften in Anspruch genommen. Auch zu einer Visite möchte ich nicht rathen!"

„Nein, das ist auch gar nicht meine Absicht. Alles muß sich auf die ungezwungenste Weise machen," sagte tiefsinnig der Kanzleirath; „zu Visiten ist Zeit und Gelegenheit genug in Berlin, aber ich habe meine ganze Hoffnung auf eine scheinbar zufällige Begegnung im Bade gesetzt. Ich strebe nicht nach Ungebührlichem. Was ich will, kommt mir von Gott und Rechtswegen zu, aber ich möchte nicht sämmtlich und schriftlich darum einkommen; wenn man seine fechsundzwanzig Jahre gedient hat, sieht es besser aus, wenn so etwas Einem anscheinend freiwillig gewährt wird."

„Darf man vielleicht wissen, was?" fragte neugierig das Salzfaß.

„Zu seiner Zeit, verehrter Herr, zu seiner Zeit sollen Sie Alles erfahren, oder Sie sehen mich nie mehr wieder; bis dahin dringen Sie nicht in mich," sagte mit gedämpfter Stimme der Kanzleirath, drückte dem gutmüthigen Nachbar die Hand, berichtigte seine Schuld an den Zahltellner und verschwand aus dem Speisesaale.

Von da an war sein heißes Bestreben, Sr. Excellenz in den Morgenstunden näher zu kommen. Er stand pünktlich um vier Uhr auf, legte seinen schwarzen Frack an, zog den warmen Paletot darüber, jedoch so, daß die Klappe des Fracks mit dem Bande des rothen Adlerordens den losalen Preußen verrieth, und lustwandelte von fünf Uhr an auf der Promenade. Um sechs Uhr erschien der Minister und eröffnete seinerseits das übliche Becher-

Digitized by Google

spiel. Aber es war unendlich schwer, sich St. Excellenz zu nähern; Tiphonius hätte wider alle Hauptregeln des kleinen Machiavell verstoßen. Der mächtige Herr schien tristige Gründe zu haben, den glaubersalzhaltigen Iosenau Brunnen zu trinken, er sah düster aus, als hätte er selbst hier mit sormwährendem geheimem Widerstande seiner Subalternen zu kämpfen; Tiphonius bemerkte wohl, daß es das Beste sei, ihm aus dem Wege zu gehen. Aber etwa zwei Stunden später verschwand der Minister regelmäßig in den Hallen neben der Promenade. Erschien er dann nach einiger Zeit wieder unter den Curgästen, so war er anfsallend heiter: wenn man ihn grüßte, dankte er nicht mehr vornehm und verdrossen, sondern mit Herablassung und Liebenswürdigkeit, und warf einigen Begünstigten sogar witzige Bonmots zu; allein die Dauer seines Bleibens während dieses fröhlichen Seelenzustandes war so karg gemessen, daß ihm der Kanzleirath auch jetzt nicht zu nahen wagte. Der Curgeiz schärfte jedoch die geistigen Fähigkeiten des Mannes und verlieh ihm Erfindungsgabe; er glaubte eine wirksame Methode, mit Sr. Excellenz ein Gespräch anzuknüpfen, gefunden zu haben.

Zwei, drei Tage hindurch lag er gespannt auf der Lauer, die Gelegenheit war nicht günstig; da endlich schien ihm der große, Alles entscheidende Moment gekommen. Es war acht Uhr, in der Entfernung von etwa fünfzig Schritten kam ihm der allgewaltige Gönner entgegen. Sein Schritt war kurz und hastig, er sah geängstigt, beklommen aus; wußte nicht alle Welt, daß er der wohlwollendste, rechtschaffenste Herr, der treueste Gatte, der ehrenhafteste Ceelmann sei, man hätte argwöhnen können, er litte an furchtbaren Gewissensqualen. Auf die Consequenzen dieser räthselhaften Stimmung hatte aber gerade Tiphonius, der teuflische Machiavellist, gerechnet. Se. Excellenz griffen rasch nach den Rockschoßen, und ihre Mienen verdüsterten sich noch mehr; der schassinnige Kanzleirath hatte sich nicht verrechnet. Rasch eilte er in die hohen Hallen, wo nach seinem besten Wissen und Dafürhalten der Minister nach dem allgemein gültigen Localgebrauch Zuflucht suchen würde, und verbarg sich hinter der ersten Thür. Wenige Secunden später stürmte der Gönner herein und riß heftig die Thür auf. Jetzt war der entscheidende Moment da. Der Kanzleirath fuhr mit der Geschwindigkeit einer vulcanischen Eruption aus dem Gemach, überlief unter dem Ruforf: „Mit dem größten Vergnügen!“ dem Gönner den Griff der Thür und zugleich einen Zeitungsbogen, dessen Flächeninhalt vollkommen der obersten Steuerclasse der preußischen Journalistik entsprach, und eilte auf die Promenade zurück, indem er die verhängnißvolle Pforte scharf im Auge behielt.

Se. Excellenz ließen länger als gewöhnlich auf sich warten. Die Bademusik hatte das entzückende Lied der Meermädchen aus Weber's Oberon soll vollendet, als der Gönner endlich wieder im Freien erschien. Er sah unendlich zufrieden aus, seine Stirn war geglättet, der gewöhnlich trübe, von einer unermeßlichen Geschäftsfaft gerunzelte Gesichtsausdruck erheitert, das offene Auge glänzte, er blickte nach einem Menschen umher, dem er so wohl thun konnte, wie ihm selber war. Da fand Kanzleirath Tiphonius vor ihm. Man erzählt von der Klapperschlange, daß die durch ihren höllen Blick gebannten Vögel geradezu in ihren Rachen eilten; aber es ist für ein menschliches Herz tröstend, dazu ein erfreulicheres Seitenstück mächtiger schöner Menschlichkeit aufführen zu können. Gefesselt, unwiderstehlich angezogen durch den seelenvollen Blick des Gönners, eilte der Glückliches ahnende Kanzleirath auf den Minister zu. Dieser schien ihn fast erwartet zu haben. Er dankte auf das Huldreichste, als Tiphonius seinen Devotionsapparat aus Frij schwenkte.

„Habe ich nicht das Vergnügen, einen meiner ältesten Beamten aus der Kanzlei vor mir zu sehen?“ fragte lächelnd der Gönner.

„Zu Befehl, Excellenz!“ antwortete Tiphonius und krümmte sich krampfhaft vor Seligkeit.

„So begleiten Sie mich, mein lieber Kanzleirath, und erzählen Sie mir in Kürze, wie Sie leben,“ sagte der Minister und machte eine gnädig einsatzende Schwenkung mit der Rechten.

Eine solche Huld hatte unser intriganter Held nicht erwartet; sie überstieg seine kühnsten Erwartungen. Er bildete pflichtschuldig einen Schritt links hinter dem Minister die Arrieregarde und schüttete dem großen Mann unverhohlen sein Herz aus. Mit der langen Dienstzeit hub er an, dann ging er auf die folgsame Arbeit über, variirte das Thema der wankenden Gesundheit und des kleinen Gehalts und schloß mit einem leidenschaftlich romantischen Allegro über mangelnde Anerkennung. Hätten ihn nicht die mitleidigen Blicke des Gönners ermuntert, er wäre nie so frech gewesen.

„Was kann man für Sie thun, mein lieber Kanzleirath? Sie wissen, im Punkte der Gehaltsverbesserungen bin ich nicht unabhängig; aber reden Sie offen, Sie scheinen etwas auf dem Herzen zu haben,“ sagte lächelnd der Minister.

„Excellenz, kein Geld würde mich so glücklich machen, als das Beiwort Geheimer! Excellenz wissen, es ist der schmlichste Wunsch jedes richtig organisirten Berliners — wenn ich den Titel: „Geheimer Kanzleirath“ erhalten könnte; das höchste Ziel meines Lebens wäre erreicht!“

Der Minister lächelte, aber er lächelte nur wie ein Menschenfreund. „Wenn ein verdienter Beamter dadurch glücklich gemacht wird, so soll es an meiner Verwendung nicht fehlen! Möge Ihnen die Cur gut bekommen!“ Noch einmal schwenkte er die Hand; der Kanzleirath war entlassen. Der glückliche Mann taumelte vor Entzücken, er wäre zu Boden gefallen, hätte ihn der Herr vom Salzsaß, der ihnen nachgeschlichen war, nicht aufrecht erhalten.

„Was haben Sie erreicht? sprechen Sie! theilen Sie mir Alles mit!“ rief der neugierige Herr.

„Noch heute Abend reise ich ab,“ schrie in bachantischem Taumel der Kanzleirath und riß sich von ihm los, „ich werde „Geheimer“, ich muß zu meiner Frau zurück, sie muß es zuerst erfahren; meine Saison ist zu Ende! nach Hause! nach Hause!“

Blätter und Blüthen.

Ein Brief von Gerstäcker.

An Bord der Anna im stillen Meer.
4° nördl. Breite.

Mein lieber guter Freund!

Als ich von Dir Abschied nahm, versprach ich Dir, von unterwegs einmal zu schreiben. — Ich will Dir mein Wort schon von hier aus halten, denn wenn ich meinen Burgzack auch noch nicht geschnürt, meine Büchse noch nicht aus ihrem Futteral genommen habe, ist doch schon Manches geschehen, sei wir uns nicht getehen, worüber ich mit Dir plaudern könnte — jedenfalls werd' ich's versuchen.

Als ich die Beschreibung meiner letzten Reise — jener Reise um den Erdball — schieß, geschah es mit den Worten etwa: und der Wandervogel steckt jetzt seine Flügel in die Tasche und ist fest entschlossen, von nun an zu Hause zu bleiben. — Ich will Dir mein Wort schon von hier aus halten, denn wenn ich meinen Burgzack auch noch nicht geschnürt, meine Büchse noch nicht aus ihrem Futteral genommen habe, ist doch schon Manches geschehen, sei wir uns nicht getehen, worüber ich mit Dir plaudern könnte — jedenfalls werd' ich's versuchen.

Als ich die Beschreibung meiner letzten Reise — jener Reise um den Erdball — schieß, geschah es mit den Worten etwa: und der Wandervogel steckt jetzt seine Flügel in die Tasche und ist fest entschlossen, von nun an zu Hause zu bleiben. — Ich will Dir mein Wort schon von hier aus halten, denn wenn ich meinen Burgzack auch noch nicht geschnürt, meine Büchse noch nicht aus ihrem Futteral genommen habe, ist doch schon Manches geschehen, sei wir uns nicht getehen, worüber ich mit Dir plaudern könnte — jedenfalls werd' ich's versuchen.

Als ich die Beschreibung meiner letzten Reise — jener Reise um den Erdball — schieß, geschah es mit den Worten etwa: und der Wandervogel steckt jetzt seine Flügel in die Tasche und ist fest entschlossen, von nun an zu Hause zu bleiben. — Ich will Dir mein Wort schon von hier aus halten, denn wenn ich meinen Burgzack auch noch nicht geschnürt, meine Büchse noch nicht aus ihrem Futteral genommen habe, ist doch schon Manches geschehen, sei wir uns nicht getehen, worüber ich mit Dir plaudern könnte — jedenfalls werd' ich's versuchen.

Als ich die Beschreibung meiner letzten Reise — jener Reise um den Erdball — schieß, geschah es mit den Worten etwa: und der Wandervogel steckt jetzt seine Flügel in die Tasche und ist fest entschlossen, von nun an zu Hause zu bleiben. — Ich will Dir mein Wort schon von hier aus halten, denn wenn ich meinen Burgzack auch noch nicht geschnürt, meine Büchse noch nicht aus ihrem Futteral genommen habe, ist doch schon Manches geschehen, sei wir uns nicht getehen, worüber ich mit Dir plaudern könnte — jedenfalls werd' ich's versuchen.

Digitized by Google

als die Zurückbleibenden, denn das Leben draußen, die vielen materiellen Kleinigkeiten, auf die er zu denken hat, nehmen ihn zu sehr in Anspruch, den Schmerz des Abschieds noch lange nachher so tief fühlen zu können, wie die Zurückbleibenden. So lange er noch in einem civilisirten Lande ist, verweigr er mit dem Goldbarren, in einem wilden mit der Büchse in der Hand seine Bahn, und — wenn die Abendstunden am Feuer — es ist etwas Wundervolles um so ein Lagerfeuer draußen im Walde, wenn nichts als die Finsternis eine dichte rauhe Wand um uns zieht und durch diese hin ein grell beleuchtetes phantastische Baumhäfe ihre zackigen rauschenden Zweige in diesen Zauberkreis stecken. Die Dämmerstunde daheim ist auch eine Art Lagerfeuer, aber doch nur ein sehr civilisirtes, mag der aufgehende Mond noch so phantastische Schatten durch die Scheiben werfen, es wirkt so ganz anders. Das Abschiedwerden, und draußen gehen Leute auf der Treppe, unten auf dem Straßenpflaster rollen Wagen, die Magd steckt auch wohl den Kopf in die Thür und fragt, ob man Licht haben will, kurz — wenn man wirklich nicht gehen wollte, oft man noch stets in Gefahr gerathen zu werden — Eins so schlimm wie das Andere.

Manche lange, lange Nacht hab' ich so draußen im Wald gelegen, und alle Anzeichen sind jetzt da, daß ich noch manche andere draußen liegen werde. Da arbeitet dann der Geist der Menschen, da sphre's und kocht's, da wird's lebendig in ihm, so still und ruhig Alles draußen ist, und die Erinnerung, des Menschen größter Schatz, die ihm kein Unglück, keine Entfernung rauben kann, führt ihm die liebsten Bilder vor. Wohl kann's dann kaum, dem nicht Alles, was ihm sich und Heimat war, in der Erinnerung liegt, wohl dem, der auch noch eine Zukunft hat, der er entgegensehen kann; er wird das Alles leichter, viel leichter überdauern.

Das sind aber Alles eigentlich nur Betrachtungen, mit denen ich Dich nicht länger behelligen möchte. Die besprechen sich auch viel leichter und bequemer, als daß man sie mühsam zu Papier bringt. Eher möchte ich Dir etwas Nelles aus meinem jetzigen Leben bieten, wenn man überhaupt aus einem Zustande, in dem man als Passagier zwischen Himmel und Wasser schwimmt, etwas Neues bieten kann. Ich bin an Bord in der Wirklichkeit befindlen, davon überzeugt uns schon die Royal Steamship Company, die den Preis ihrer Passage nach Plymouth, ich möchte fast sagen Centnern rechnet. Reisen ist überall theuer, nirgends aber theurer als auf Seedampfern, in denen man sich vorgeblich Unterhaltung sucht. Ich selber hatte bis dahin noch keinen rechten Begriff davon, denn ich war noch nie auf einem solchen Dampfer gefahren. Denke Dir aber vor Allem, daß der La Plata, mit dem ich von Southampton nach Westindien abfuhr, allein täglich bei 90—100 Tons Kohlen verbrennt, die Zeit zu 200—220 Tons Masse von 160—180,000 Pfr. täglich, und Du wirst danach bei leichter auf das Uebrige schließen können.

Wer übrigens noch nie auf See war, wird auf einem solchen Dampfer kaum einen Begriff von einer wirklichen Seefahrt bekommen können. Man lebt mehr wie in einem großen Hotel, nur das der Ocean allerdings herumschwimmt, ohne daß Einen dieser aber etwas weiter angeht. Die Bewegung ist dabei sehr mäßig, und wird zu Einer seekrank, so verschwindet er in einer der zahlreichen Kammern und kommt nach einigen Tagen, war etwas blaß, aber doch heil wieder ganz menschenähnlich zum Vorschein. Das Schnauben der Maschine geht dabei nunmehrobrochen, eisern fort, die Räder peitschen die bäumenden Wogen des Oceans, und gegen Wind und Strömung bricht sich der Kiel des Schiffes — aber das ist Alles nur äußerlich; im Innern bemerkt man nichts davon, und Alles, was sonst eine Seereise interessant macht, verschwindet in dem rasenden Fortgang des Schiffes. Kein Fisch kommt in der Nähe der rauschenden Räder, kein Delphin, kein Tümmler, kein Hai, höchstens daß wir einmal ein paar fliegende Fische aus ihrer Ruhe aufscheuchen — keine schwimmende Muschel, keine Nautilus kann man erblicken, denn der Boortand ist zu hoch. Das Dampfschiff bricht sich in der That gegen das Seeschiff auf See bedeutend hinterschied, wie auf dem festen Lande die Eisenbahn gegen die gemüthliche Postkutsche zeigt — vorwärts — nur immer vorwärts, mit Stationen St. Thomas, Station Panama — es sind immer nur wenige Minuten Aufenthalt.

Als Autor meiner Reise ist mir das freilich ganz recht — ich will ja eben rasch in eine fremde Welt für Dich hineinsehen, die ich selber bedeute zu beobachten habe, werde ich mir wahrscheinlich wieder ein Segelschiff aussuchen, denn in solchem Leben und Treiben kann man seine Gedanken nun und nimmer sammeln.

Auch mit dem Bordleben mit den Passagieren ist es genau so auf einem Dampfer, wie auf der Eisenbahn daheim. Man versteht mit dem größten Theil derselben gar nicht und geht Tag für Tag fremd an ihnen vorüber, weil man ja im Boraus weiß, daß man nur wenige Tage mit ihnen zusammen ist — an der nächsten Station fliegt jeder seine Wege auseinander. Se war es auch, als wir in St. Thomas anlegten. Verschiedene Dampfboote legten augenblicklich langsam, die Briefsäcke und verschiedenen Passagiere an Bord zu nehmen. Ein Theil von diesen ging nach Jamaica, ein anderer an der östlichen Küste Amerikas hin, ein dritter, und ich mit ihnen, nach Colon, dem Hafenort von Panama, und wenige Stunden später schwanden wir schon Alle wieder auf unseren verschiedenen Bahnen davon, einander vielleicht im Leben nicht wieder zu treffen.

Ein wunderbares Gefühl war es mir immer unterwegs, mich so ganz für sich abgeschlossene und von jedem europäischen Putzus erfüllte Welt zu sehen, die allem Anschein nach vollkommen sicher und vergnügt ihre Bahn durch die rollenden Wogen verfolgte. In dem prächtigen verzierten Salon bewegen sich die Leute gemüthlich durcheinander, lachen, singen, spielen Karten, erzählen, und ein einziger Steß von außen, ein einziger Fetz in Meer, oder nur der Ruf „Feuer" durch das erschreckte Schiff — und welche furchtbare Verwandlung würde der erschaffen! Wohl hängen zahlreiche Boote draußen an Bord, und alle Vorsichtsmaßregeln sind getroffen, auch einer solchen Calamität zu begegnen, wenn sie eben hereinbrechen sollte; aber, du lieber Gott, wie wenig Menschen bekalten in einer solchen plötzlich hereinbrechenden Gefahr auch die nöthige Ruhe, ihr mit kaltem Blute zu begegnen, und mit einer Masse von Passagieren ist es oft nicht möglich, in einem solchen Fall die Ordnung aufrecht zu erhalten. So mag es auch auf der Austria gewesen sein, als der Feuerschein durch das Schiff drohte, und die vor Furcht rasenden Passagiere nach den Booten stürzten. In der Angst, in dem brennenden Schiffe zurückgelassen zu werden, zerstörten sie selber die einzigen Mittel, auf denen sie sich hätten retten können, überfüllten die Boote oder warfen sie selber so unvorsichtig nieder, daß sie gleich von Anfang an halb gefüllt, ja selbst zerstört sich beinahe sofort mit Wasser füllten. Hier aber wie daheim dürfen wir bei einer plötzlich hereinbrechenden Gefahr vor allen Dingen nicht den Kopf verlieren. Hier wie daheim müssen wir unsere Sinne beisammen behalten und ihr sind dann falt entgegentreten — sie sind in dem Falle sicher unsere treuesten Freunde, und retten uns. Und wenke ich selber meine ganzen Rathschläge beherzigen? Ich will es hoffen. Wieder liegt ein bewegtes Leben vor mir — wieder ein ganzer Welttheil, den ich die Kreuz und Quer zu durchwandern gedenke — gebe Gott, daß wir uns im nächsten Jahr so frisch und fröhlich wieder sehen, als wir in diesem von einander Abschied nahmen, und da der alte Gott noch lebt, dürfen wir das ja auch hoffen. Bis dahin aber gütigst Dich herzlich, mein lieber Freund,

Dein alter getreuer **Fr. Gerstäcker.**

Schach.

— Das Schach, nicht mit Unrecht das Spiel für Denker genannt, hat schon seit einer Zeit in unserem Blatte einen hervorragenden Platz unter den Spielen, sich hoher Anerkennung und warmer Verehrer, die Tüchtiges in ihm leisteten, zu erfreuen gehabt. Im dreißigsten Jahrhundert von einem Presbyterminister, Jakob von Cessolis, zum Theil moralischer Reflexionen erfunden, wurde es später von einem deutschen Fürsten, dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg († 1666), in einem starken Foliowerke theoretisch behandelt und dann durch hervorragende Geister wie Lessing, Kant und A. mit Vorliebe gelibt und empfohlen. Ausgezeichnete Meister erster Stärke sind jedoch erst in diesem Jahrhundert erschienen; in Alfred Deschapelles und Jerrin Mendheim waren die ersten Beetäßer der gegenwärtigen, auch an praktischer Tüchtigkeit in jeder Beziehung dem Ausdrucke ebenbürtigen Generation. Vor Allen sind es die Gründer und Anhänger der sogenannten Berliner Schule, welche mit nur kurzen Unterbrechungen hervorragende theoretischen Leistungen, sondern auch durch entsprechende praktische Stärke bis in's fernste Ausland hohen Ruhm erworben haben. Zwar sollten mehrere Turnämpfer, namentlich Bilguer, Bledow und Hanstein, schon frühzeitig auf immer von uns scheiden, und andere Meister, wie Anderssen, in neuerer Zeit durch Mangel an genügender Uebung von ihrer früheren Stärke entschieden einbüßen, aber durch Namen wie v. d. Lasa, der Herausgeber des größten Schachwerkes (des Handbuches der Schachspiele) und M. Lange, der Redacteur der Schachzeitung, wurde auch bewiesen, daß theoretischen und praktischen Felde der deutsche Schachgeist über der ganzen Erde in vollem Klange erhallen. Indem wir von Zeit zu Zeit Partien von allen genannten Meistern als Proben ihrer praktischen Tüchtigkeit mitzutheilen gedenken, wollen wir hier zunächst auf das Interesse der Schachfreunde an eine mitängst in Leipzig erschienene Schrift hinlenken, welche in höchst anziehender Schilderung ein treues Bild von der erwähnten Blüthezeit der deutschen Meisterschaft, insbesondere der Berliner Schachschule, entwirft. Es sind drei „Berliner Schach-Erinnerungen", herausgegeben von dem Autor des Handbuches, dem gegenwärtigen preußischen Gesandten am Mitmeisterestlemen am Hofe zu Weimar, Herrn v. d. Lasa. Wie entnehmen aus diesem höchst interessanten Werke, das außer dem genannten Anhalt auch noch die ursprünglichen Skizzen zu Gruppe und Lucena in einer genauen kritischen Bearbeitung zusammenstellt, die nachfolgende Aufgabe und Partie.

Aufgabe Nr. 6.

Stellung: Weiß. Ke6. Sa6, b5. Bd6, e5, e7, f6. Schwarz. Ke8. Te8, h8. Lb2. Matt in fünf Zügen durch Bauer e5. Von Greco.

Partie Nr. 2.

(Gespielt am 13. Dezember 1841.)

Hanstein (Weiß) gegen v. d. Lasa (Schwarz).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e4	e5.	10. Se3	c6	19. Sc7 f	Se7.
2. f4	exf4.	11. Sc4	De5 t	20. Kd2	Sg6.
3. Sf3	g5.	12. Kb1	d5.	21. Lf3	Tg7.
4. h4	g4.	13. Se3	Dg6.	22. Sd5	Sf5.
5. Se5	Sh6.	14. Td1	Sd7.	23. Sxf6 t	Sxf6.
6. d4	Lg7.	15. Lxf4	Sf5.	24. Dxb6	Sd7.
7. Lxf4	d6.	16. Sxf5	Lxf5.	25. Sxd7	Kxd7.
8. Sd3	Lb4.	17. Le5	Tg8.	26. Dc6 t	und gibt remis
9. c2	Se7.	18. Lf3	Sc7.		

Antwort auf die eingegangenen Zuschriften in nächster Nummer.

Für „Vater Arndt"

gingen bei Unterzeichnetem wieder ein: 32 Thlr. 18 Ngr. Eine sehr frohe Gesellschaft Deutscher in Karlsruh, Genevemement Aiel, auf dem Gute des Fürsten Leopold, durch A. Heinemann — 1 Thlr. H. v. L. in N. — 13 Thlr. 12 Ngr. Privatschützengesellschaft in Grimmen (Neuvorpommern) — 1 Thlr. 4 Ngr. Sängerverein in Zeuleroda.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Arcier.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Es war am andern Morgen gegen zehn Uhr, Frohn warf sich eben in seine volle Uniform, denn er hatte heute Wachtdienst in der Burg, als das Hausmädchen in sein Zimmer trat und ihm eine überraschende Botschaft brachte.

„Ew. Gnoden," sagte das Mädchen mit einer gewissen geheim thuenden Wichtigkeit, „möchten's net so gütig san, und kommen auf an Augenblick 'nunter zur Mamsell Thereserl. Sie laßt Ihna gar schön bitt'n!"

Frohn war natürlich sehr bereit, dieser Einladung zu folgen; er knöpfte den Scharlachrock zu, warf einen Blick in seinen Spiegel und folgte dem dienenden Hausgeist in die noch unbetretenen Regionen des Hauses, die er im Stillen das Elsenreich getauft hatte.

Ein Elfenreich war es nun zwar nicht, worin das Thereserl hauſte, aber ein sehr hübsches Hinterzimmer, das durch eine Glasthüre mit dem Gärtchen in Verbindung stand, in welchem Thereserl die schönsten Blumen zog — sie dufteten durch die offene Thüre herein. Dies Gärtchen wurde von der Straße getrennt durch die Mauer mit der kleinen Thüre, an welche Franzl damals, als er Frohn zuerst in dies Haus brachte, angeklopft hatte. Das Zimmer der jungen Dame, in welches man durch einen stillen, nur von einigen alten dunklen Schränken bewohnten Vorraum kam, war nicht gerade luxuriös, aber es war unendlich besser und geschmackvoller eingerichtet, als das Wohnzimmer derer, welche das junge Mädchen die Herren Eltern nannte. Frohn konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob das hübsche Kind aus einem höheren Lebenskreise stamme und von gutmüthigen Leuten, denen es anvertraut, nur vor der Welt Tochter genannt werde, während sie es im Stillen mit Allem umgaben, worauf eine vornehme Dame Anspruch machen könne. Aber war dies der Fall, so wurde doch dem Eintretenden auf den ersten Blick klar, daß sie das junge Mädchen trotz aller Sorge nicht hatten vor einem großen Kummer schützen können.

Thereserl saß in einem hübschen Armstuhl hinter einem Nähtischchen am zweiten Fenster in der Ecke des Zimmers; eine angefangene Arbeit lag in ihrem Schooß, ihre Hände ruhten müßig darauf, und aus ihren hübschen Augen rannen Thränen über ihre Wangen hinab. Sie trocknete diese rasch, als sie Frohn erblickte, vor dem die Magd, ohne ihn weiter zu melden, die Thüre geöffnet hatte. Sie ging ihm entgegen und streckte ihm die Hand hin.

„Wie gut Sie sind, daß Sie zu mir kommen!" sagte sie in ihrem hübschen Wiener Dialekt, auf dessen Nachbildung wir verzichten müssen, und fuhr dann lebhaft fort: „Ich hoffe, Sie denken nicht schlecht von mir, daß ich mir so viel herausnehme; aber sehen Sie, Herr von Frohn, als Sie gestern so vor mir saßen und erzählten so eine merkwürdige Geschichte, wie Sie sich so brav gehalten und für Alles einen Rath gewußt, und immer den besten . . ."

„Ich bitte, bitte, Demoiselle," fiel Frohn hier ein, „wenn Sie so reden, so muß ich ja denken, ich habe gestern den rechten Prahlhans und Aufschneider hervorgekehrt."

„Nein, nein, gar nicht haben Sie das, im Gegentheil, ich hab's recht gut gemerkt, wie Sie das, was Sie selber gethan, verschwiegen, um das zu erzählen, was Ihre Cameraden dabei gethan, und doch hab' ich schon herausgehört, wer das Ganze allein durchgeführt hat — aber erst sollen Sie sich setzen, da auf das Sopha, und dann lassen's mich weiter reden, was ich Ihnen sagen wollt', — ja setzen's, ich dacht' mir gleich, wie ich Ihnen gestern so gegenüber saß: dem Herrn muß in halt sein Leid klagen, der weiß einen Rath, wenn ihn Einer weiß in ganz Wien, und die ganze Nacht hab' ich überlegt, wie ich's mach' und wie sich's am besten schicken wollt', und da hab' ich recht gebetet heut' Morgen zu allen vierzehn heiligen Nothhelfern, und dann hab' ich ein recht Vertrauen gefaßt . . ."

„Daran hat die Demoiselle wohl und recht gethan," antwortete Frohn lächelnd, „denn wenn ich auch kein Heiliger bin — Ihr Nothhelfer zu werden, danach verlangt meine Seele — sagen Sie mir deshalb offen und rückhaltlos, was Sie bedrängt und Ihr junges Herz mit Kummer füllt."

Der Arcier streckte ihr, indem er mit dem gutmüthigsten Tone von der Welt diese Worte sprach, die kräftige gebräunte Rechte hin, in welche das Thereserl für einen Augenblick die Spitzen ihrer weißen Finger legte.

„Ja, schaun Sie," begann sie, indem sie sich wieder auf ihren Sitz, der neben dem Sopha Frohn's stand, niederließ; „Sie werden's wohl schon gemerkt haben, wie's hier im Hause steht; 's wär' Alles schon gut und wie's sein soll', wenn nur der ewige Verdruß nicht wäre, der Verdruß, wissen's, mit meinem Bruder, dem Franzl, dem nichtsnutzigen Menschen, der uns Alle noch unter die Erde bringt durch seine dummen Streiche."

„Ist der so schlimm?" fiel Frohn begütigend ein, da er sah, daß das Thereserl im Begriff war, sich in einen rechten Zorn hineinzureden.

„Gar zu schlimm, Herr von Frohn, sie können sich's nicht

Digitized by Google

vorstellen, die Anschläge, die er hat; zeitlebens hat er nichts getaugt, auf den Schulen nicht, da haben's ihn fortgejagt, beim Maler nicht, bei dem er in die Lehre gegangen ist, der hat ihn auch fortgejagt, und dann ist er beim Theater gewesen und hat gemeint, er sei ein großes Genie und die Besten sollten noch von ihm lernen, aber da haben's ihn ausgelacht, und der Herr Schikaneder, wissen's, der in dem Schwarzenbergschen Palais sein Theater hat, der hat ihn auch nicht mehr haben wollen. Da ist er denn zur Reitschule als Schoolar gekommen, und 's hat auch eine Weile gut gethan, daß der Vater gemeint hat, er wird jetzt Ruh' vor ihm haben — nur daß er alle Augenblicke gekommen ist, um Geld zu verlangen."

„Und jetzt hat ihn die Reitschule auch fortgeschickt, und ich soll einen guten Rath geben, wie man seine Nichtsnutzigkeit in irgend einem Soldatencorps zu passender Verwendung bringen könnte?" unterbrach Frohn den eifrigen Redestrom.

„Ach, wenn's weiter nichts wäre," fiel das junge Mädchen ein, „nein, viel schlimmer ist's, denn schaun Sie, der Futterschneider hat ihm nachgefragt, er hätt' ihm anvertrautes Geld unterschlagen, und da ist die Polizei gekommen und hat ihm seine Sachen durchvisitirt, und was sie gefunden haben, das haben sie mitgenommen und haben ihn in's Arresthaus eingesperrt."

„Das ist freilich eine arge Geschichte," sagte Frohn betroffen und voll Theilnahme.

„Ja freilich," fuhr Thereserl, deren Thränen wieder zu fließen begannen, fort, „freilich ist's eine arge Geschichte, aber das Aergste ist's doch noch nicht, denn schaun Sie, Herr von Frohn, 's ist nicht allein um das, für den Franzl wär's ein rechter Denkzettel, daß er 'mal so aurenut, aber was das Schlimmste ist, er hat mir auch etwas gestohlen, und das haben sie jetzt auch auf der Polizei, und das ist gar schrecklich, denn wenn ich's nicht wieder bekomme, so geht's um mein Leben, und auch der Donan unten können's mich herausfischen, ehe wenig Tage vergehen, und . . ."

Das junge Mädchen brach hier in ein heftiges Schluchzen aus, das ihre Worte erstickte.

„Nun, mein Gott," sagte Frohn, erstaunt über dieses leidenschaftlichen Ausbruch, „so holt man's eben wieder. Ich begreife, daß Sie nicht gern auf der Polizei erscheinen wollen, um durch solch eine Reklamation Ihres Eigenthums als Anklägerin gegen Ihren Bruder aufzutreten. Aber Sie können ja sagen, Sie hätten es ihm selber anvertraut, oder gestehen."

„Ach Gott," fiel Thereserl ein, lebhaft mit der Hand winkend, als ob sie damit Frohn's Vorschlag abwehren wolle, noch bevor sie es mit Worten thun könne, „wenn das ginge! Aber schaun Sie, ich kann's ja gar nicht sagen, daß es mir gehört, und es gehört mir auch gar nicht, und da würden sie mich schön in's Gebet nehmen auf der Polizei, wenn ich darein käme, und ausliefern thäten sie's mir hernach doch nicht."

„Aber was ist's denn, Demoiselle Thereserl, was kann es denn sein, das Ihnen so am Herzen liegt, und das Sie doch nicht als Ihr Eigenthum reklamiren dürfen?"

Thereserl schlug ihre beiden Hände wie in heller Verzweiflung vor das Gesicht.

„Ach, wenn ich's Ihnen doch nur sagen könnt'!" schluchzte sie, „wenn ich nur wüßt', daß Sie nicht gar zu schlecht von mir denken würden, wenn ich's Ihnen sagte!"

Frohn blickte auf das junge Mädchen mit steigender Verwunderung. Die Sache wurde ihm immer räthselhafter.

„Können Sie denn nicht Ihren Vater danach senden?" fragte er jetzt.

Theresе schüttelte stumm den Kopf.

„Nun, Sie haben mir so viel anvertraut," fuhr Frohn fort, „weshalb können Sie mir denn dies unglückliche Ding nicht nennen, an dem Ihnen so viel gelegen ist, und das ich Ihnen gern wieder verschaffen werde, wenn es in meinen Kräften steht?"

„Ja, ich wußt's," stammelte Theresе, von ihren Thränen unterbrochen, „daß Sie gut sein und Mitleid mit mir haben und mir helfen würden, aber schaun Sie, gerade darum wird es mir so schwer; ach, wenn ich's einmal gesagt habe, dann ist's aus und dann werden Sie mich verachten, und . . ."

Frohn legte mit der Miene gutmüthigster Aufrichtigkeit seine Hand auf ihren Arm.

„Rede die Demoiselle Theresе doch nicht so thöricht," sagte er dabei. „Wie sollt' ich Sie verachten?! Also hübsch heraus damit, was ist's, was der böse Bube, der Franzl ihr genommen hat?"

„Ein Orden ist's!" sagte sie mit dem krampfhaften Schluchzen eines Kindes.

„Ein Orden?"

„Ein Stephansorden, gar schön aus Gold gemacht und ein rothes Seidenband, um ihn um den Hals zu tragen, dazu . . ."

„Der war in Ihrem Besitz, und der Franzl hat ihn fortgenommen?"

„Aus meinem Nähtischchen hier," sagte sie, „und einen goldenen Fingerhut und mein Geld dazu; den Orden muß ich wiederhaben, oder ich sterbe vor Angst und Verdruß!"

Theresе gab sich wieder einem ihrer Anfälle von Verzweiflung hin.

„Aber erklären Sie mir," fragte Frohn erstaunt, „wie kommen Sie zu den Orden? Wie kommt ein solches Kreuz in das Nähtischchen eines jungen Mädchens, wie Sie sind? Der Kaiser, der als Herzog von Toscana der Großmeister ist, wird ihn der Demoiselle Theresерl nicht verliehen haben; ein Geschenk zum Namenstag von der Gode wird's auch nicht sein, und ertheilen kann man die Stephansorden auch nicht, denn wenn ein Ritter stirbt, so muß das Kreuz sogleich an den Ordenshofrath ausgeliefert werden. Nun, ich merk's schon," fuhr Frohn gutmüthig lächelnd fort, „es geht mir halt ein Lichtlein auf, ein kleines; soll ich's der Demoiselle in's Ohr sagen? — einen Schatz haben wir, das ist ein vornehmer Cavalier, der hat den Orden uns zum Spielzeug hier gelassen, und nun sind wir in tausend Aengsten, weil wir ihn doch nicht sagen mögen, daß wir einen Bruder haben, der lange Finger macht, und weil wir den Cavalier nicht auf die Polizei schicken können, sich seinen Sanct Stephan unter den gestohlenen Sachen wieder zu suchen!"

Theresens tiefpunktes Erröthen zeigte Frohn, daß er das Rechte getroffen.

„Ja, so ist's," stammelte sie in größter Verwirrung, „so ist's, nur ist's noch schlimmer!"

„Noch schlimmer? Was heißt das, Theresерl?"

„Der Cavalier hat eine grausam strenge Mutter, und der Orden ist derselbe, den sein Vater früher immer selbst getragen hat, und wenn er an dem nächsten Sonntag den Orden nicht trägt und nicht hat, so gibt es eine Sekatur und einen Verdruß, daß es gar nicht auszusagen ist; und wenn die Sache auf der Polizei zur Sprache kommt, und der Franzl hält nicht reinen Mund und gesteht, wem er's genommen, und es kommt auf mich, dann machen's mich zeitlebens unglücklich und elend, und es wird so schlimm, daß ich's gar nicht denken mag."

Frohn begriff nur zu gut, daß das junge Mädchen sich allerdings in einer unangenehmen Lage befinde; wenn der böse Franz gestand, daß er seiner Schwester den Orden genommen, so mußte diese freilich in den Verdacht kommen, daß sie ihn sich widerrechtlich angeeignet, falls der betreffende Cavalier nicht für sie einstand und ihre Unschuld erklärte. Und für sie nicht so offen und männlich einzustehen, dazu konnte dieser Cavalier allerdings Gründe und sehr triftige Gründe haben.

Natürlich hatte die Entdeckung, welche unser Freund von der Arcieren-Leibgarde gemacht, die Entdeckung, was Theresерl's Zurückgezogenheit und ihr unsichtbares Eisenwalten in der Stille des hübschen Gartenzimmers eigentlich für eine tiefere Bedeutung habe, auf seine lebhafte Sympathie für das reizende Geschöpf ein wenig erkältend eingewirkt. Nichtsdestoweniger empfand er ein herzliches Mitleid mit ihr und sagte:

„Ich sehe schon, die Demoiselle hat nicht den Muth, die Geschichte dem anzuvertrauen, der allein hier helfen könnte und helfen müßte; und da soll der Herr von Frohn zu ihm gehen und ein vernünftiges Wort mit ihm reden. Nun ja, ich thu's ja gern ihr zu Gefallen. Er wird die Sache dann schon in Ordnung bringen und seinen Orden von der Polizei sich wieder ausbitten. Sagen Sie mir nur, wie ihr hübscher Schatz heißt, und ich will's schon ausrichten."

Theresерl machte wieder ihre lebhafte abwehrende Handbewegung.

„Ach Gott, das ist's ja gerade, daß ich's nicht sagen darf und kann, und daß ich mir lieber die Zunge abbiß, als es ausbrächte, und daß es auf der Polizei auch gar nicht aufkommen darf."

Digitized by Google

Frohn blickte nachdenklich und betroffen das junge Mädchen an.

„Und das Alles," sagte er dann, „weil Ihr Ordensritter eine so grausam strenge Mutter hat?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Von der er abhängig ist?"

„Es muß wohl so sein!"

„Ist er denn noch gar so jung?"

„Zweiundzwanzig Jahre und —" Sie endete nicht, als ob sie fürchte, schon zu viel gesagt zu haben.

Frohn sah nachdenklich vor sich hin.

„Wie ist's denn gekommen?" fragte er nach einer stummen Pause, „daß der leichtsinnige Zweiundzwanzigjährige den Orden bei der Demoiselle Therese hinterlassen hat?"

„Ach, ein Scherz war's, ein leidiger. Als er zuletzt hier war und versprach, heute wieder zu kommen, da nahm ich ihm den Orden ab, als Pfand, daß er hübsch Wort halte, und deshalb ließ er's geschehen und lachte dazu!"

„Eine üble Geschichte ist's schon," rief Frohn aufstehend aus, und nachdenklich schritt er einige Male in dem Zimmer auf und ab. „Aber," fuhr er fort, „da die Demoiselle mich einmal zum halben Vertrauten gemacht hat, so soll sie nicht umsonst auf mich gebaut haben. Ich will sehen, was zu machen ist. Nur ist's heute keine Zeit. Ich muß fort, denn es geht auf Mittag und um Zwölf muß ich auf Wache in der Burg. Morgen Mittag werde ich abgelöst und komme zu der Demoiselle zurück, um ihr zu sagen, was ich mir ausgedacht habe."

„Ach, Sie gehen, Herr von Frohn, ohne mir einen bestimmten Trost zu geben?"

Der Arcier zuckte die Achseln.

„Der Dienst geht Allem vor, auch dem Vergnügen, eine so liebenswürdige Demoiselle zu trösten."

„Und gerade heute!" sagte sie, die Hände wie in Verzweiflung zusammenschlagend.

Frohn reichte ihr die Hand. „Gerade heute? Kommt's denn auf die vierundzwanzig Stunden an?"

Sie blickte verlegen zu Boden und sah dann mit ihren verführerischen Augen leuchtend zu Frohn empor.

„Nun, gehen Sie," sagte sie, „und denken Sie auf der Wach' etwas aus, was der armen Therese! aus ihrer Noth hilft. Aber erfahren darf kein Mensch davon! Was dann alles geschäh', wenn's ausgebracht würde, daß der junge Herr die arme Therese lieb hat und zuweilen zu ihr kommt, ganz im Stillen, das wär' gar nicht auszusagen, und er ist doch ein gar so lieber, lieber Mensch —"

„Ein Engel, Therese!, ein Engel!" fiel Frohn mit gutmüthigem Lächeln ein.

„Ein Engel ist's auch von lauter herziger Güte, und ich hab' ihn auch so lieb, daß ich gleich hier das Leben für ihn gäb', aber die Schande und den Spott und das Gerede von den bösen Leuten und die Beschimpfung, die 's mir anthäten —"

Ein innerer Schauder zitterte bei diesen Worten durch die ganze Gestalt des gefängstigten jungen Mädchens.

Frohn faßt mit tiefer Theilnahme auf sie nieder.

„Ja, ja, Sie haben Recht," sagte er ernst.

„In's Wasser müßt' ich mich stürzen, lieber als das erleben," fuhr sie, wieder die Hände vor das Gesicht schlagend, fort.

„Und darum will ich Alles aufbieten, was in meiner Macht ist," entgegnete Frohn; „ich weiß schon, um was es sich handelt."

Sie sah ihn fragend und ängstlich an, als ob sie aus seinen Zügen den Sinn dieser Bemerkung lesen wolle.

„Ich weiß schon, wer Ihr Schatz ist," sagte Frohn. „Soll ich ihn der Demoiselle in's Ohr sagen?"

„Um Gotteswillen!" rief sie erschrocken aus, indem sie ihre Hand auf seinen Mund legte.

4.

Frohn hatte seinen Wachtdienst in der Burg angetreten. Die Wachtstube des kleinen Corps in der Residenz war eine düstere „Anteeamera", mit gepolsterten Bänken, welche an den Wänden unter einer Reihe von Pfählen umherliefen, an denen die blanken Hellebarden der Arcieren hingen. Der zu besetzenden Posten waren wenige, da sich in die Bewachung der Burg außer den Arcieren noch die Corps der Trabanten-Leibgarde und der Burgwächter theilten. Die Arcieren, welche in Hofwagen zu ihrem Dienst abgeholt wurden, hatten immer die bevorzugten Posten vor den Gemächern der kaiserlichen Herrschaften.

Von vier bis sechs Uhr Abends hatte Frohn Posten gestanden; um Zehn war wieder die Reihe an ihn gekommen. Der Vice-Second-Wachtmeister und dem Range nach Rittmeister, der die Wache commandirte, ließ die Ablösung um diese Stunde wieder antreten und marschirte mit ihr ab; es waren außer Frohn noch drei Mann. Diese erhielten einer nach dem andern an den gewöhnlichen Stellen ihre unterhaltende und für das Staatswohl so bedeutsame Mission, die geschlitterte Wehr zwei schrecklich langsam verfließende Stunden hindurch auf und ab zu tragen vor irgend einer hohen dunklen Flügelthüre, die sich aus dieser Ehrenbezeigung auch nicht das Allergeringste zu machen schien. Mit der abgelösten Mannschaft und unserem Freunde marschirte der Vice-Second-Befehlshaber weiter und endlich in einen stillen abgelegenen Seitengang hinein. Dieser hatte in der Wand links eine kleine Thüre, am entgegengesetzten Ende eine schmale Stiege, und vor Thüre gegenüber hing eine düster brennende Wandlampe, die ihn sehr unwohlkommen beleuchtete.

„Es soll hier für die Nacht ein Posten ausgestellt werden," sagte der Anführer des kleinen Pelotons. „Herr von Frohn bleibt dazu hier. Vor dieser Thür hier. Merken Sie sich Ihre Ordre: die Thür ist cassirt, Niemand geht da aus und ein, es mag sein, wer es will. Verstanden?"

„Zu Befehl!" versetzte Frohn.

„Es ist Ihrer Majestät, der Kaiserin, ausdrücklicher Befehl," fuhr der Vice-Second-Wachtmeister fort. „Der Posten, der um irgend einer Personen willen die Ordre verletzt, soll sofort in die Eisen gelegt werden!"

Der Wachtmeister zog nach dieser kurzen, inhaltvollen Standrede ab, und Frohn stand allein in dem dämmerigen Gange, vor der Thüre, die ihm sehr schwarz und düster und wie erbost darüber, daß man ihr das Recht auf die Existenz absprechen wolle, anblickte. Eine Weile ging er auf und ab und lauschte auf die vollständige Stille, welche diesen entlegenen Theil der weitgedehnten Gebäudemassen erfüllte. Seine Gedanken kehrten bald zu der armen Therese und ihrer Noth und Angst zurück. Es war wirklich eine verzweifelte Geschichte, und Frohn hatte trotz alles Sinnens noch keine Idee, wie es ihm möglich werden solle, ihr zu helfen. Der Orden mußte ohne Zeitverlust herbeigeschafft werden, die Polizei mußte ihn herausgeben und dazu noch bewogen werden, keine Nachforschungen anzustellen, wie er in des liederlichen Franzl's Besitz gekommen. Kam das arme Thereserl auf den Polizeibericht, der am Ende der Woche der Kaiserin vorgelegt werden mußte, und dazu die Aufklärung, wie sie zu dem Orden gekommen, so war die in solchen Dingen ganz unerbittlich sittenstrenge Monarchin im Stande, dem im Verborgenen blühenden Liebesthun des jungen Mädchens und einer romantischen Jugendliebe durch eine grausame, entehrende Strafe und einen Ausweisung aus Wien ein entsetzliches Ende zu machen. Unter allen Umständen war die Kaiserin im Stande, so zu verfahren .... ganz gewiß aber, wenn Frohns Voraussetzung über den jungen Herrn, der schon mit zweiundzwanzig Jahren des hohen lothringisch-toscanischen Sanct Stephans-Ordens Ritter war, sich bestätigte.

Und gesetzt auch, der schlimme Franzl hätte geschwiegen und Thereserl selber hätte, wie sie versicherte, sich lieber die Zunge abgebissen, als Geständnisse abgelegt, die Kaiserin selber hätte sicherlich das Ordenszeichen und wer sein jetziger Eigenthümer sei, sobald sie es sich nur vorlegen lassen, erkannt. Frohn hatte in den Stunden, welche er mit seinen Cameraden in der Anteeamera zugebracht, heute wie von Ungefähr das Gespräch auf den Orden gebracht und sich erkundigt, ob der ehrwürdige Chef des Corps, der Feldmarschall Graf Alpremont, denselben trage. Leider wurde ihm ausdrücklich versichert, daß die Ertheilung weder Gerechtigkeitsnoch Gnadenritter von Sanct Stephan sei. Durch ihn war also nichts zu erreichen.

Frohn hatte etwa zehn Minuten lang seinen Posten eingenommen und sich diesen Gedanken hingegeben, als er ein Geräusch hörte; ein paar dumpfe rasche Schritte, ein Schlüsseldrehen, und plötzlich flog die officiell und dienstlich nicht vorhandene Thüre auf. Eine schlanke jugendliche Gestalt, gehüllt in einen weißen Mantel, trat auf die Schwelle. Frohn kreuzte seine Hellebarde vor der Thüre.

„Die Thüre ist cassirt!" sagte er. „Es darf Niemand heraus."

Digitized by Google

Der Mann im weißen Mantel sah ihn offenbar sehr überrascht und betroffen an. Erst nach einer stummen Pause antwortete er mit einer gebieterisch klingenden und doch außerordentlich wohllautenden Stimme:

„Weiß Er, wer ich bin?“

Die Lampe, welche der Thüre gegenüber an der Wand brannte, fiel jetzt hell genug in das durch den aufgeschlagenen Mantelkragen nur halb verhüllte Gesicht des jungen Mannes, um Frohn erkennen zu lassen, wer vor ihm stand.

„Zu Befehl, Majestät!“ erwiderte Frohn.

„So nehme Er die Hellebarde weg!“ sagte der junge Mann. Es war Niemand anders, als der römische König, der später als deutscher Kaiser Joseph II. hieß.

Frohn hielt die Waffe fest.

„Ew. Majestät halten zu Gnaden — ich habe die strengsten Befehle.“

„Wann wird Er abgelöst?“

„Um zwölf Uhr.“

„Ich verspreche ihm, vor zwölf Uhr wieder hier zu sein, mein Wort darauf!“

Damit schob der König die Hellebarde rasch bei Seite, und der weiße Mantel flatterte an Frohn vorüber. König Joseph eilte mit flüchtigen Schritten den Gang hinauf und war im nächsten Augenblick um die Ecke verschwunden.

Frohn blickte ihm in einer sehr begreiflichen Aufregung nach.

„Du bist ein Thor gewesen,“ sagte er sich. „Das Thereser wird es Dir schlecht danken! Er wird sein Ordenskreuz auslösen gehen!“

Die Uhr der Burgkirche schlug ein Viertel. Frohn begann wieder auf- und niederzuschreiten — aber jetzt mit bedeutend raschen Schritten. Eine Weile verging, die Uhren schlugen halb elf. Unser Posten machte die Bemerkung, daß einer Schildwache die Zeit nicht immer wie eine Schildkröte krieche, daß sie zuweilen auch sehr hurtige Füßlein haben könne.

Bei seinem Auf- und Abwandeln war Frohn schon mehrmals bis an die kleine Treppe am Ende des Ganges gekommen. Nachdenklich setzte er sich endlich auf das niedrige Holzgeländer dieser Treppe, das ihm einen bequemen Ruhepunkt darbot, legte die Hellebarde an seine Achsel und verschlang die Arme über der Brust. So hatte er eine Zeitlang gesessen — die Uhren schlugen eben drei Viertel auf elf — da hörte er unter sich Schritte. Sie kamen ziemlich sacht aus der Tiefe, die Treppe herauf . . . es waren offenbar zwei Personen, die emporstiegen und dabei leise mit einander sprachen.

„Er kann's mir glauben!“ hörte er endlich eine weibliche Stimme sagen, als die sich Nähernden in seinen Gehörkreis kamen.

„Seit zehn Uhr steht ein Arcier-Posten vor der Thüre,“ antwortete eine tiefere männliche Stimme.

„Als ob man sich darauf verlassen könnte!“ antwortete die erstere. „Ich habe den weißen Mantel aus der Thüre zum Burggärtl unten kommen sehen, so wahr ich ein Paar gesunde Augen im Kopf habe.“

„Dann,“ sagte die andere Stimme, und zugleich hielten die Schritte im Steigen inne, „dann ist nichts Anderes zu thun, als es muß Einer von uns Beiden zu ihm hineingehen und mit eigenen Augen schauen, ob er zu Haus ist oder nicht. Die Kaiserin will Gewißheit haben, und wenn ich nichts Bestimmtes weiß, traun ich mich gar nicht, ihr wieder vor's Gesicht zu kommen.“

Beide Redenden standen jetzt still, ein Stockwerk unter dem Standpunkte Frohns.

„Es wär' freilich das Allerbeste . . . aber wie macht man's?“ warf die weibliche Stimme ein. „Er hat streng verboten, nach zehn Uhr sein Zimmer zu betreten.“

„Einen Vorwand müßt' man haben,“ lautete die Antwort, „einen Befehl von der Kaiserin — weiß die Frau von Leberer nichts, was man vorgehen könnte?“

„Ich meine schon,“ versetzte die Dame; „es soll morgen in der Früh ein Courier nach Parma abgehen, der römische König gibt da gewöhnlich Briefe an die Verwandten in Parma mit. Der Herr von Echtern könnte zu ihm hineingehen und sagen, er käme zu melden, daß der Courier schon in der Nacht abgehen solle.“

„Und daß ich um die Briefe bitte, wenn sie fertig seien; so läßt sich's machen,“ antwortete der „Herr von Echtern“. „Aber dann muß ich zuerst in meine Uniform fahren, ich kann nicht so zu ihm hinein!“

„So geh' der Herr von Echtern in sein Zimmer und fahr' hurtig in seine Uniform,“ flüsterte die Stimme der Frau von Leberer; „ich erwart' Ihn auf meiner Stuben und melde es dann der Kaiserin, wie's steht!“

Im selben Augenblick begannen die Schritte wieder zu steigen, diesmal aber nur die der Dame; einen rascheren und schwereren Schritt hörte Frohn davon gehen und in den Gange unter ihm verhallen. Er selbst flog jetzt möglichst unhörbar von seinem Lauscherposten fort; als der Kopf der Frau von Leberer über der Treppe auftauchte, schritt der Arcier ruhig und gemessen vor seiner Thüre auf und ab.

Die kaiserliche Kammerfrau, als die vertrauteste der Vertrauten hatte Frohn sie öfter nennen hören, streifte in der breiten Poschenrobe und mit hoher steifgefälteter weißer Mütze an unsrer Schildwache vorüber. Sie warf einen forschenden Blick auf die dunkle Thüre, einen mißtrauisch spähenden auf den stattlichen Leibgardisten davor, dem der Letztere mit der Miene des unschuldigsten Gleichmuths begegnete, und verschwand um die Ecke des Ganges, in entgegengesetzter Richtung von der, wohin der weiße Mantel sich gewandt hatte.

Frohn lauschte mit hochklopfendem Herzen den verhallenden Schritten ihrer hohen Absatzschuhe, welche in immer weiterer Ferne verklangen.

„Herr!“ rief er dann aus . . . „und dies arme junge Königskind, das man braufschichtet wie einen Schüler! Hier gilt es Geistesgegenwart, oder wir sind alle Beide verloren, die Majestät wie die Schildwache!“

Mit diesen Worten lehnte er entschlossen seine Hellebarde an die Wand, ergriff das Schloß der Thüre und drückte sie auf. Er trat in einen schmalen Gang, und erblickte sich gegenüber eine zweite Thüre, die offen stand; in dem Raume dahinter einen Tisch und einen Leuchter mit brennender Kerze darauf. Beim Lichte derselben konnte er rasch weiter schreiten; als er in das erhellte Gemach kam, sah er, daß es eine Art von Garderobekammer oder etwas Aehnliches war; große dunkle Schränke standen rings an den Wänden umher. In der Ecke rechts zeigte sich ein kurzer dunkler Gang, Frohn vertiefte sich sofort darin, bis er an eine Tapetenthüre kam; diese wich seinem leisen Druck auf das Schloß, ohne Geräusch zu machen; vorsichtig spähend blickte er hindurch und sah nun, daß er auf der Schwelle eines Alkovens stand, in welchem, ihm zur Linken, sich ein Bett mit hohen grünseidenen Vorhängen und einem Himmel, der von einer Kaiserkrone überragt wurde, befand; aus dem Alkoven aber führte eine breite, aus schweren seidenen Draperien bestehende Portiere in ein großes davor liegendes Zimmer. Das Erste, was unser Arcier in diesem letztern Raume gewahrte, war ein breiter, der Portiere gegenüberstehender Schreibtisch, bedeckt mit Büchern und Papieren, und beleuchtet von zwei silbernen Armleuchtern, auf deren jedem zwei Wachskerzen brannten.

Frohn zog die Tapetenthüre hinter sich zu und trat sacht unter die Portiere. Er sah, daß er sich in dem „Innersten der Gemächer“ des römischen Königs befand, und dies Innerste deutete auf einen Bewohner, der gewohnt war, sich geistiger Thätigkeit hinzugeben. Rechts und links zeigten sich Glasschränke mit Büchern der verschiedensten Formate; von Consolen herab blickten die Gypsbüsten alter Dichter und Philosophen; zwischen den Schränken waren Landkarten aufgehängt; an einer andern Stelle erhob sich über einem Schranke ein complicirtes und auf den ersten Blick nicht zu enträthselndes Etwas, das einem physikalischen Instrument oder dem Modelle einer mechanischen Erfindung ähnlich sah. Frohn gönnte sich die Zeit einer Untersuchung nicht; er trat an den Schreibtisch, warf einen Blick darauf und sah einen versiegelten Brief mit der Adresse:

A sua Altezza,
L'Archiduca Principe hereditario
di Parma.

Dann recognoscirte er schnell den Raum, nun sich zu vergewissern, wo er am besten die Rolle, die er spielen wollte, ausführen könne. Der Alkoven, der nur sehr unvollständig durch die Wachsfichter auf dem Schreibtisch des Wohnzimmers mit erhellt wurde, war offenbar der zweckmäßigste Schauplatz dazu. Er zog sich darin zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Deutsche Bilder.

Nr. 5.

Sickingen, von Hutten
auf der Ebernburg unterrichtet.

Das Ende des fünfzehnten und das des achtzehnten Jahrhunderts zeigen beide eine unverkennbare Aehnlichkeit: hier wie dort das Wehen einer neuen Zeit, das Morgenroth, welches die aufgehende Sonne verkündet, das Ringen des Menschengeistes, sich aus den Banden der alten Knechtschaft zu befreien. In beiden Fällen war es die Wissenschaft, welche den Kampf mit dem Despotismus aufnahm und in Deutschland die Reformation, wie später in Frankreich die Revolution herbeiführte. Gegen den Glaubenszwang und Geistesdruck der römischen Kirche erhoben sich die durch das classische Alterthum gebildeten Humanisten, die Lehrer und Vorläufer eines Luther, während die Encyclopädisten, Voltaire und Diderot an der Spitze, der Tyrannei des absoluten Königthums und einer entarteten, alle menschlichen Satzungen mit Füßen tretenden Aristokratie den Krieg erklärten. Die Gegner waren dieselben: unwissende Pfaffen, gemeine Höflinge, welche die Religion mit ihren fetten Pfründen, die Loyalität mit ihren einträglichen Stellen verwechselten und Thron und Altar zu schützen vorgaben, während sie nur ihre eignen Interessen und Privilegien im Auge hatten. Auch die Waffen waren die nämlichen: von der einen Seite Geist, Witz und Gelehrsamkeit, von der andern Verleumdung, Hinterlist und Bosheit.

Um die Parallele bis zur fast vollkommenen Gleichheit zu erheben, fehlt in beiden großen geschichtlichen Perioden auch die Erscheinung nicht, daß aus den Reihen des Adels und der Geistlichkeit selbst einzelne erleuchtete Männer hervorgegangen sind, welche die Gebrechen ihres Standes und die Nothwendigkeit einer gewaltsamen Umwälzung einsahen, sich ohne Zögern der neuen Bewegung anschlossen und dafür ihr Glück, ihr Leben opferten.

Solch ein wahrer Ritter des Geistes war der edle Ulrich von Hutten, der aus einem alten angesehenen Geschlechte an der Grenze von Franken und Hessen stammte, wo die Stammburg seiner Ahnen drei Meilen von Fulda entfernt sich mit ihren statt-

Digitized by Google

lichen Thürmen, Wällen und Zugbrücken erhob; jetzt ein öder Trümmerhaufen, aber noch immer die Stätte, welche jedem Deutschen heilig ist und bleibt. Ulrich wurde auf dem Schlosse Steckelberg am 20. April 1488 geboren. Der lebhafte Knabe zeigte gute Anlagen und große Lernbegierde, so daß seine frommen Eltern beschlossen, ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Sie brachten den zehnjährigen Knaben nach der einst berühmten Klosterschule Fulda, wo er einen guten Unterricht genoß und bedeutende Fortschritte machte. Aber das rubige und beschauliche Mönchsleben sagte seiner feurigen und unstäten Natur am wenigsten zu; sein ritterlicher Sinn, der ihm angeboren war, sträubte sich dagegen, und eine Ahnung, daß er zu Höherem geboren sei, als Messe zu lesen und die Hora zu singen, trieb ihn zur Freiheit in die Arme. Noch bevor er das für ewig bindende Gelübde abgelegt, entfloh er 1504 nach Erfurt. Hier fand er Gönner, die ihn unterstützten, Freunde, welche ihn in seinen Studien förderten, Lehrer, die seinem aufstrebenden Geiste eine bestimmte Richtung gaben.

Damals ging ihm zuerst das neue Licht des Humanismus auf; der Geist des classischen Alterthums wirkte, wie auf so viele seiner Zeitgenossen, auch auf ihn befruchtend, die Nebel der scholastischen Philosophie verscheuchend und die Bande des religiösen Vorurtheils zersprengend. Es war die schöne Blüthezeit der wiedererwachten Wissenschaft, das Auferstehungsfest der griechischen und römischen Bildung, welche auf den jungfräulichen Boden deutscher Tiefe und sittlichen Ernstes fiel. Jünglinge und Männer schwelgten an dem Busen der Weisheitsgöttin und badeten in dem Strome der ewigen Schönheit, der aus dem glücklichen Hellas ihnen entgegenfloß. Mit gleicher Liebe umfaßten sie den christlichen Himmel und den heidnischen Olymp, Götter und Heilige, Apostel und Philosophen.

In solcher Schule und Umgebung lebte und strebte Hutten auf der Universität zu Erfurt, bis er seinem geliebten Lehrer Rhagius auf die durch den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg gestiftete neue Hochschule zu Frankfurt an der Oder folgte, wo ihm der edle Ritter Eitelwolf von Stein reichliche Unterstützungen zufließen ließ. Aber auch hier faßte ihn jene unwiderstehliche Wanderlust, die ihn von Ort zu Ort, von Land zu Land ohne Ruh und Rast trieb. Wie die fahrenden Ritter einer frühern Zeit, zog auch er auf Abenteuer aus, lockte es auch ihn, große und rühmliche Thaten zu ihren seiner Dame zu beschen, welche die Göttin der Wissenschaft war. Das ritterliche Blut regte sich in ihm und reizte ihn zu Kampf und Streit, bald mit der Lanze und dem Schwert, bald mit der spitzen Feder und der tönenden Lyra. So kam er wandernd und von jener Krankheit gequält, welche als peinlichste Seuche damals zuerst in Europa erschienen war und keineswegs, wie heut, für die Folge schimpflicher Ausschweifungen gehalten wurde, nach dem nördlichen Deutschland. In Greifswalde und Rostock fand der junge Gelehrte vielfache Beachtung und gastliche Aufnahme, aber auch mancherlei Unannehmlichkeiten von Seiten einer habsüchtigen Familie, die ihn wegen einer Schuld, welche er nicht sogleich zu bezahlen im Stande war, auf offener Straße von bewaffneten Dienern überfallen und ausplündern ließ. Hutten rächte sich durch ein Gedicht, worin er seine Gegner der Verachtung preisgab. Jene Gewaltthat hatte ihn zum Dichter gemacht, das erlittene Unrecht ihn zum Mann gereift. Von nun an stand sein Geist im Dienste des unterdrückten Rechts gegen die Tyrannei der Mächtigen.

Von Wittenberg, wohin er sich zur Vollendung seiner humanistischen Studien begeben, knüpfte der verlorene Sohn wieder mit der Heimath an, indem er durch Vermittlung eines Freundes seinem Vater schrieb. Dieser erklärte sich bereit, seine Flucht ihm zu verzeihen, wenn Hutten zurückkehren, seine Narrenspossen, worunter die Wissenschaften und die Poesie verstanden wurden, für immer aufgeben und sich den einträglichen Rechtsstudien widmen wollte. Unter diesen Bedingungen verzichtete der praktische Vater auf seinen früheren Lieblingswunsch, den Sohn als Mönch zu sehen.

Kindliche Liebe und augenblickliche Geldnoth ließen ihn die Sache annehmbar finden; er kehrte in die Heimath zurück, wo er sich mit den Eltern aussöhnte; hierauf reiste er nach der berühmten Universitätsstadt Pavia in Italien, um unter Anleitung eines dort angesehenen Verwandten das römische Recht zu studiren. Bald nach seiner Ankunft kam es jedoch zum Kriege zwischen dem Kaiser Max und den Franzosen, welche Pavia besetzt hielten. Die vom Papst herbeigerufenen Schweizer erstürmten die Stadt und nahmen auch Hutten, trotzdem er ein Deutscher war, gefangen. Nur durch Auslösegeld seiner ganzen Habe konnte er sich von ihnen loskaufen, so daß ihm nichts übrig blieb, als selbst Kriegsdienste zu nehmen, um nur sein Leben zu fristen.

Endlich gelang es ihm, wieder in die Heimath, wenn auch krank und elend, zurückzukehren. Leider entsprach der ihm zu Theil gewordene Empfang im elterlichen Hause nicht seinen Erwartungen. Der Vater war besonders unzufrieden, daß der Sohn ohne den geheißten Titel eines Doctor juris utriusque von der Universität gekommen war; seine begründeten Entschuldigungen wurden nicht gehört, und er selbst für einen ausgemachten Thunichtgut erklärt. Besser wußte sein alter Gönner, der Ritter Eitelwolf von Stein, das Talent und die Kenntnisse des jungen Gelehrten zu würdigen; er empfahl ihn nach Mainz dem neu erwählten Erzbischof Albrecht von Brandenburg, welcher ebenfalls dasselbst eine Hochschule zu stiften beabsichtigte und zu diesem Behufe viele tüchtige Männer an sich zog. Auf den Rath seines Beschützers richtete Hutten zur Feier des Regierungsantritts ein Gelegenheitsgedicht an den Erzbischof, wofür ihm dieser zweihundert Goldgulden anzahlen ließ und das Versprechen gab, ihn nach vollendeten Studien an seinem Hofe anzustellen. In Mainz war es auch, wo Hutten die Bekanntschaft des berühmten Erasmus machte, für den er als das eigentliche Haupt der humanistischen Richtung eine fast religiöse Verehrung empfand. Leider starb bald darauf der gute Eitelwolf, mit ihm sanken auch Hutten's Aussichten in das Grab.

Seine fortwährende Kränklichkeit zwang ihn, das Bad Ems zu besuchen; hier erhielt er die Nachricht von der grausamen Ermordung seines Vetters Hans von Hutten durch den Herzog Ulrich von Würtemberg, dessen Freund und Stallmeister jener war. Der Grund dieser furchtbaren That, die selbst in jener gewaltthätigen Zeit das größte Aufsehen erregte, war die Liebe des Fürsten zu der schönen Ursula, der Gattin seines Dieners. Weil dieser, um die Ehre seiner Frau besorgt auf den Rath seiner deshalb befragten Verwandten den Hof verlassen wollte, übersiel der jähzornige Herr auf der Jagd seinen früheren Günstling, indem er den Arglosen niederstach. Dem Morde fügte der Herzog noch eine Schmach hinzu; er schlang dem Leichnam einen Gürtel um den Hals und beschleppte ihn an den zu Häupten des Todten in die Erde gestoßenen Degen, als hätte er nur ein gerechtes und ihm zustehendes Gericht an einem überwiesenen Verbrecher vollstreckt.

Die sinterlistige That schrie um Rache, die ganze Familie der Edlen von Hutten war beschimpft und tief verletzt; der alte Groll zwischen Fürsten und Adel, die sich gegenseitig mit eifersüchtigen Augen bewachten, loderte von Neuem hoch empor. Auch Ulrich fühlte die den Seinigen zugefügte Schmach und vergaß darüber die ihm oft zu Theil gewordene Geringschätzung seiner eigenen Verwandten. Während diese sich zum Kampfe gegen den Herzog rüsteten, griff er zu der Feder und schlug dem Mörder durch seine an die Oeffentlichkeit gerichtete Anklage die tiefsten Wunden. Ohne Scheu und Menschenfurcht brandmarkte er die Stirn des fürstlichen Verbrechers in einer Reihe von Schriften, welche gelesen, bewundert und durch ganz Deutschland verbreitet wurden, so daß Kaiser und Reich sich bewogen fanden, den Herzog zur Verantwortung zu ziehen.

Nachdem Hutten so der Familienehre Genüge gethan und dadurch wieder in der Achtung seines ansprüchevollen Vaters gestiegen war, wartete er nicht die ferneren Folgen seines kühnen Schrittes ab, indem ihm vor allen Dingen seine weitere humanistische Bildung am Herzen lag, die er in Italien zu erlangen hoffte. Diesmal war sein Vater nun so mehr mit der Reise einverstanden, da er ganz gewiß hoffte, den Sohn mit dem juristischen Doctorhut bei seiner Rückkehr zu begrüßen. Hutten selbst hegte jedoch über das damals allgemein verbreitete römische Recht, dessen Lehrer und Kenner mit den höchsten Würden und Reichthümern überschüttet wurden, ganz abweichende Ansichten. Er erkannte zeitig genug die damit verbundenen Uebelstände. „Als hätte es nicht besser um Deutschland gestanden, ehe diese Menschen (Juristen) anfkamen mit ihren vielen Bücherbänden; dazumal, als hier nach Tacitus gute Sitten noch mehr galten als anderswo geschriebene Gesetze! Oder als ob noch jetzt nicht jedes Gemeinwesen um so besser verwaltet wäre, je weniger diese Glossatoren davon entsernt sind! Da sehe nur Einer jene Sachsen am baltischen Meere, wie sie ohne Aufschub und ohn

Gefährde Recht sprechen, indem sie zwar nicht die genauen Gesetzkrämer, aber die althergebrachten, heimischen Bräuche befragen; während hier eine Sache zwanzig Jahre zwischen sechsunddreißig Doctoren hängen kann." So richtig urtheilte, so genau erkannte schon damals Hutten den verderblichen Einfluß der römischen Gesetzgebung auf das gute, alte deutsche Recht.

Wie Luther ging auch Hutten diesmal nach Rom, um wie jener über die heillose Wirthschaft empört zurück zu kehren. Er schildert am besten in einem lateinischen Epigramm, an seinen Lehrer und Freund Crotus Rubianus gerichtet, den empfangenen Eindruck in sehr kräftiger Weise.

Wenn auch Hutten damals noch in lateinischer Sprache schrieb, so waren seine Gedanken wahrhaft deutsch. Dies bewies er auch durch die That, als er von Rom nach Bologna reiste, um daselbst seine Studien fortzusetzen. Unterwegs traf er mit einigen französischen Edelleuten auch den Gefolge des Gesandten zusammen, die sich über den alten Kaiser Maximilian lustig machten. Hutten nahm sich seines Kaisers an; von Worten kam es zu Thätlichkeiten, und alle Fünfe fielen über ihn her; aber Hutten wußte sein Schwert nicht minder gut wie seine Feder zu gebrauchen; er stach den Nächsten nieder und schlug die übrigen Vier muthig in die Flucht.

Unterdeß hatte sich der Ruf des jungen Gelehrten nicht nur durch seine Reden gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg, sondern auch durch verschiedene andere Streitschriften und meist politische Gedichte, worin sich eine tiefe Liebe zu seinem deutschen Vaterlande aussprach, immer mehr verbreitet, so daß sein Name schon damals mit hoher Achtung genannt wurde. Bald sollte derselbe noch berühmter werden durch seinen Antheil an dem Kampfe gegen die Kölner Pfaffen und Dunkelmänner, in den sich die aufgeklärten Humanisten gegen ihren Willen verwickelt sahen. Die Ursache dieses Streites war ein getaufter Jude Pfefferkorn, der nach Art solcher Apostaten seine frühern Glaubensgenossen vielfach anschuldigte und bei Kaiser und Reich darauf antrug, die Schriften der Juden ohne Ausnahme zu verbrennen. Dagegen erklärte sich der berühmte, durch Kenntnisse und Charakter gleich ausgezeichnete Reuchlin zu Köln in einem von ihm geforderten Gutachten mit ebenso großer Gelehrsamkeit als Unparteilichkeit. Als jedoch hierauf Pfefferkorn mit einer gemeinen Schmähschrift hervortrat, vertheidigte sich Reuchlin gegen all die albernen Anschuldigungen und Verleumdungen seines Gegners in seinem sogenannten „Augenspiegel". Durch seine schöne Frau wußte der gemeine Pfefferkorn indeß ein Verbot gegen Reuchlin's Buch von dem Pfarrer Peter Meyer zu erwirken und zugleich die Theologen der Kölner Universität auf seine Seite zu bringen, da die Meisten, den verfolgungssüchtigen Dominicanerorden angehörig, Reuchlin wegen seiner Bildung und humanen Weltanschauung für einen ausgemachten Ketzer hielten.

Die Facultät bestätigte nicht nur das Verbot, sondern forderte einen förmlichen Widerruf, wogegen Reuchlin seine Vertheidigung veröffentlichte. Die Wirkung war ähnlich dem Auftreten, welches in neuerer Zeit Lessing's Auftreten dem orthodoxen Pastor Göze gegenüber in ganz Deutschland verursachte. Alle Freunde des Fortschrittes jauchzten dem ebenso kühnen, als besonnenen Reuchlin ihren Beifall zu, während seine Feinde, das heißt, alle Pfaffen und Heuchler, vor Wuth vergingen. An ihrer Spitze stand der berüchtigte Dominicanerprior und Ketzerrichter Jakob Hochstraaten, welcher Reuchlin's Schriften öffentlich verbrennen ließ. Dieser appellirte dagegen an den Papst nach Rom; auch Hochstraaten eilte dahin, wohl mit Goldstücken ausgerüstet, um die vom Papst bestellten Richter zu bestechen. Zum Glück befand sich an der Spitze der Commission der ehrwürdige Erzbischof von Nazareth, der zu Reuchlin's Gunsten entschied. Aber Leo X. fürchtete den mächtigen Predigerorden; weshalb er durch sein Machtwort den Proceß, ohne das gefällte Urtheil zu bestätigen, niederschlug und beide Parteien zur Ruhe verwies. Trotz dieses Ausganges feierte Reuchlin und in ihm die Partei der Humanisten einen glänzenden Sieg über seine Gegner. Diese wurden verhöhnt und verspottet und bald die Zielscheibe eines vernichtenden Witzes. Im Jahre 1516 erschien eine gegen diese Pfaffen und Ketzerrichter gerichtete Satire unter dem Titel: „Epistolae obscurorum virorum", „Briefe der Dunkelmänner", nach Form und Inhalt ein Meisterwerk der Kritik. Schonungslos wurde darin die Unwissenheit, Gemeinheit und Bosheit der Schwarzröcke aufgedeckt, ihre Schwächen enthüllt, ihr Verfolgungsgeist an den Pranger gestellt.

Diese Briefe waren für das damalige Deutschland ein Ereigniß von unabsehbaren Folgen, sie schlugen die pietistische Heuchlerzunft jener Tage wie ein flammender Blitz zu Boden und erhellten die dunkle Nacht. Die allgemeine Stimme bezeichnete sogleich Hutten als den Verfasser, ihm allein traute man diesen schneidenden Witz, den ritterlichen Muth zu, trotzdem er sich nicht genannt hatte. In der That hatte er auch im Verein mit gleichgesinnten Freunden diese Briefe geschrieben; die Mehrzahl rührt entschieden nach den neuesten Forschungen von ihm her, ebenso wie ein größeres Gedicht zur Vertheidigung Reuchlin's. Als berühmter Mann kehrte diesmal Hutten aus Italien in das Vaterland zurück. In Augsburg, wo er in dem Hause des gelehrten Patriciers Conrad Peutinger die gastlichste Aufnahme fand, wurde er von diesem und andern Freunden in Gegenwart des Kaisers Maximilian dermaßen gerühmt, daß dieser ihn mit einem entsprechenden Lohn zu ehren beschloß. In feierlicher Sitzung setzte der selbst so poetische Fürst den von der Hand der schönen und tugendhaften Constanze Peutinger geflochtenen Lorbeerkranz dem Dichter auf das lockige Haupt, indem er ihn so vor aller Welt öffentlich krönte.

(Schluß folgt.)

Ein deutsches Mißgeschick!

Dauer der Wehrpflicht — Militärfesten — Schweizer Streitkraft in ihren einzelnen Abtheilungen — Militärische Fähigkeiten — Was Deutschland ersparen und an Macht gewinnen könnte — Macht Deutschland wehrhaft!

(Schluß.)

Die Dauer der Wehrpflicht in der Schweiz ist 24 Jahre, also viel länger als anderswo. Das Gesetz bestimmt das Alter von 20 bis 34 Jahren für den Auszug, die folgenden Stufen bis zu 40 Jahren für die Reserve, bis zu 44 Jahren für die Landwehr. Thatsächlich aber dienen, wie ein Gesetz von 1853 es gestattet hat, die Altersclassen von 20 bis 28 im Auszug, die folgenden bis 34 in der Reserve. Kein Heer zählt so viel Mitglieder in vollster Manneskraft, wie das schweizerische. — Die Uebungszeit ist nach den Waffengattungen verschieden, überall aber auf das mindeste Maß beschränkt. Der Rekrutenunterricht, auf den die Einreihung in den Bundesauszug folgt, dauert bei der Infanterie 28 Tage. Der Wiederholungscurs* nimmt nur wenige Tage in Anspruch. Die Landwehr wird jährlich blos einen Tag zur Uebung und Besichtigung versammelt. Durchschnittlich während seiner ganzen Dienstzeit hat der schweizerische Wilize jährlich nur 5 Tage Arbeit dem Staate zu opfern; die schweizerische Präsenzzeit ist also 7 bis 8 Mal kürzer als anderswo. Wenn die Anhänger des stehenden Heerwesens diese schweizerische Präsenzzeit „lächerlich" kurz finden, so übersehen sie gänzlich, daß ihre gewillten Soldaten das eigentliche Handwerk schon in den ersten Wochen lernen. Angeblich hält man sie deshalb jahrelang unter den Fahnen, damit sie sich an Gehorsam und Mannszucht gewöhnen. Aber in dieser Beziehung stehen die schweizerischen Wehrmänner wahrlich nicht hinter den monarchischen Soldaten zurück; dafür spricht schon der Umstand, daß man in der Schweiz fast gar keine Ausreißer kennt. Ferner ist zu erwägen, daß die Schweizer von Kind auf am Militärwesen, an Waffen- und Schießübungen besonderes Gefallen finden, und daß dadurch im Volke eine größere militärische Durchschnittsbildung entsteht, als da, wo lediglich Zwang die Soldaten zurecht drechselt. Deutsche Officiere haben wiederholt das Geständniß abgelegt, daß schweizerische Rekruten viel rascher als andere eingeübt werden. Hiezu trägt theilweise der militärische Jugendunterricht wesentlich bei. *

Wo das Soll nicht durch ein flehendes Hoer im Frieden ausgelogen wird, da ist seine wirthschaftliche Kraft für den Krieg unendlich größer. Die Bundes-Militärfesten betrugen früher durchschnittlich 375,000 Thlr., im Jahre 1858 516,820 Thlr. Davon kamen auf den Unterricht (Rekruten- und Wiederholungscurse, Truppenzusammenzüge, Thuner Centralschule, Instructions-

* Vergl. den Aufsatz über das schweizerische Cadettenwesen in Nr. 44 des vorigen Jahrgangs.

Digitized by Google

personal) 409,370 Thlr., auf Magazine, Kriegsgeräth ꝛc. 94,392 Thlr. (darunter 60,064 Thlr. auf Anschaffung von Jägergewehren). Rechnet man hinzu, was die Cantone und die Wehrmänner für theilweise Selbstausrüstung jährlich ausgeben, so kommt man auf die Gesammtsumme von 1,200,000 Thlr. (für jede Familie im Lande 2 Thlr. 12 Sgr.), also ungefähr den fünften Theil sämmtlicher Staatsausgaben des Bundes und der Cantone (5,900,000 Thlr. oder für die Familie 11 Thlr. 22 Sgr., d. i. kaum mehr, als in andern Ländern für Militärzwecke allein aufzubringen ist). Alles, was Bunt, Cantone und Einzelne jährlich auf das Heerwesen verwenden, beträgt nur den dritten oder vierten Theil desjen, was monarchische Staaten ausgeben, oder vielmehr nur den zehnten Theil, in Anbetracht, daß die Schweiz ein drei- bis viermal stärkeres Heer zur Verfügung hat.

Seit 1830, als die Schweiz mit Einschluß der Landwehr erst 100,000 Mann zählte, haben sich ihre Streitkräfte nahezu verdoppelt. Im Sonderbundskriege 1847 betrug die Gesammtmasse der aufgebotenen Milizen etwa 190,000 Mann, nämlich: aus den Mehrheitscantonen 147,600, aus den Sonderbundscantonen 39,750, aus den neutralen Cantonen Neuenburg und Appenzell J. Rh. 3000 Mann. Von jener Gesammtzahl erschienen im Felde ungefähr 140,000 Mann; ein Theil der aufgebotenen Landwehren war nur zu örtlichen Landsturmdiensten geeignet. Der unblutige Preußenfeldzug im Winter 1856—1857 bekundete sowohl rasche Mobilmachung als opferbereite Kraftanstrengung. Graubünden z. B. war bereit, außer seinem Contingent 2500 Schaafschützen zu stellen. Genf rüstete 14 Procent seiner 48,000 schweizerischen Einwohner aus, nämlich 6720 Mann aller Waffen mit 22 Geschützen. Waadt bot statt 9 Bataillone deren 25 an, ungerechnet die Specialwaffen.

Die gegenwärtige Stärke des eidgenössischen Heeres ist nach dem Geschäftsbericht des Militärdepartements für 1859 folgende. Der Auszug zählt 79,087 Mann (9418 mehr als vorgeschrieben), die Reserve 43,227 (darunter 8442 Ueberzählige), die organisirte Landwehr 57,416. Bei letzterer bleiben jedoch noch einige Lücken und Mängel zu beseitigen. Demnach besteht das felstüchtige Heer aus etwa 180,000 Mann, welche vollkommen ausgerüstet und für den Beginn eines Feldzugs genügend eingeübt sind; Waffen und Geschütze sind als Reserve in hinreichender Zahl vorhanden.

Ueberblicken wir nun die Bestandtheile des eigentlichen Operationsheeres (Auszug und Reserve) nach ihrer gesetzlich vorgeschriebenen Stärke, ohne die etwa 18,000 Ueberzähligen zu rechnen.

Die Infanterie (ohne Scharfschützen) besteht aus ungefähr 82,000 Mann in 105 ganzen, 20 halben Bataillonen und 24 einzelnen Compagnien. Sie hat das Bataillon (680 Mann) zur taktischen Einheit und theilt es ein in 6 Compagnien von 106 bis 117 Mann; vier derselben sind Füsiliere, zwei Jäger. Der Rekrutenunterricht für die Füsiliere muß wenigstens 28 Tage, für die Jäger 35 Tage dauern. Daran knüpft sich im Auszug ein jährlicher Wiederholungscurs von je 6 und 3 Tagen für die Cadres und die Masse, in der Reserve von je 2 und 1 Tag. Außerdem sind Uebungen im Zielschießen vorgeschrieben.

Wenn schon in den Bataillonen die Schußfertigkeit sehr verbreitet ist, so nimmt die Schweiz durch die Waffe der Scharfschützen unbedingt den ersten Rang unter allen Ländern ein, sowohl der Zahl als der Fertigkeit nach. Im Auszug und Reserve stehen etwas über 7000 Scharfschützen, in 71 Compagnien von 100 Mann vertheilt. Außerdem können Landwehr und Landsturm noch eine große Zahl geübter Schützen liefern, besonders in den kleinen Cantonen. Der Rekrutenunterricht der Scharfschützen ist auf mindestens 28 Tage, der Wiederholungsunterricht für Cadres und Mannschaft auf je 6 und 4 Tage festgesetzt; bei der Reserve dauert die Wiederholung je 3 und 2 Tage. Die zahlreichen eidgenössischen, cantonalen und örtlichen Schützenfeste ergänzen den Unterricht in befriedigendster Weise. Entgegen dem Volksvorurtheil für das Standschützenwesen hat die Verwendbarkeit der Scharfschützen als leichter Infanterie beträchtlich zugenommen und kommt das Feldschützenwesen entschieden mehr in Aufnahme. Schon haben sich zahlreiche Vereine gebildet, um freiwillige Uebungen mit dem trefflichen neuen Jägergewehr vorzunehmen.

Die Artillerie ist etwa 11,000 Mann stark, mit Einschluß von 1500 Mann der Parkcompagnien und des Parktrains. Auszug und Reserve haben 79 Compagnien für 50 Batterien mit 274 bespannten Feldgeschützen, nämlich: 3 aus vierundzwanzigpfündigen langen Haubitzen bestehende Batterien, 6 Batterien von Zwölfpfünderkanonen, 29 aus Acht- oder Sechspfündern (4 Kanonen und 2 Haubitzen) bestehende Batterien, 4 Gebirgsbatterien und 8 Raketenbatterien. Außerdem sind für 12 Positionscompagnien mit 1000 Mann 202 Geschütze bereit. Rechnet man die in den schweizerischen Zeughäusern vorräthigen Geschütze hinzu, so kommt man auf eine Gesammtzahl von etwa 600 Stücken. Die Artilleriecompagnie beträgt zur Bedienung der schweren Batterien 134 Mann, der leichten 175 Mann; die Positionscompagnie zählt 80, die Parkcompagnie 60 Mann. Die Mannschaft sitzt bei Manövern auf Protzen und Caissons auf; die kostspielige reitende Artillerie kennt man nicht. Der Unterricht für die Rekruten der Artillerie erfordert 42 Tage, für die des Parktrains 35. Jeder Artillerist muß während eines Cursus an der Kriegsschule zu Thun neben den praktischen Uebungen den Vorlesungen beiwohnen und sich über das Gehörte prüfen lassen. Der Wiederholungsunterricht findet alle zwei Jahre während durchschnittlich 12 Tagen statt. Zum Erstaunen mancher auswärtiger Fachleute ist trotz der kurzen Uebungszeit die schon im bürgerlichen Leben durch die schwierigen Bodenverhältnisse entwickelte Manövrirfähigkeit, sowie die Schußfertigkeit und Treffsicherheit der schweizerischen Artillerie derjenigen des Auslandes vollkommen ebenbürtig. In alle Specialwaffen werden auch nur solche Auszugspflichtige aufgenommen, welche sich wegen besonderer Neigung und Fähigkeit dazu eignen. Aus diesem Grunde gelangt bekanntlich in allen Volkskriegen die Artillerie sehr rasch zu einem ausgezeichneten Grad der Tüchtigkeit.

Die Genietruppen, 1530 Mann, sind in 12 Sappeurcompagnien mit 1020 Mann und 6 Pontonniercompagnien mit 510 Mann eingetheilt. Ihre Uebungszeit ist wie bei der Artillerie. Die Cavallerie ist wegen des durchschnittenen Geländes und ihrer Kostspieligkeit unverhältnißmäßig gering, kann daher fast nur den Sicherheitsdienst besorgen und die Verbindungen zwischen den Heerestheilen unterhalten. Sie zählt ungefähr 3000 Mann, nämlich 2600 Dragoner, in Compagnien von 77 Mann eingetheilt, und 400 Guiden, in Züge von 32 Mann eingetheilt. Zwei Dragoneremajorsgnien bilden eine Schwadron. Der Rekrutenunterricht dauert 42, der jährliche Wiederholungsunterricht 4 bis 7 Tage; die Remonte wird 10 Tage lang vor dem Wiederholungscurs eingeübt. Endlich sind noch etwa 300 Mann für den Gesundheitsdienst, Büchsenschmiede u. a. zu erwähnen.

In der Bekleidung hat das schweizerische Volksheer bisher leider gar zu sehr den stehenden Armeen nachgeahmt; die letzte Bundesversammlung hat auf Antrag des Bundesraths eine vollständige Umwälzung in Bekleidung und Ausrüstung beschlossen. Blauer Waffenrock, leichtes Tuchkäppi, leichtes Halstuch, bequeme graue Schlichthosen, Schuhe, statt des weißen schwarzes Lederzeug als Leibzeug entsprechen den Anforderungen der Zweckmäßigkeit, Sparsamkeit und Kleidsamkeit, auch die albernen Epauletten werden abgeschafft.

Die Bewaffnung ist gleichfalls auf dem Wege, alles zu leisten, was die neuesten militärischen Erfindungen verlangen. Fast zu lange hat man gezögert, die gesammte Infanterie mit gezogenen Hanfeuerwaffen zu versehen. Gegenwärtig ist man damit beschäftigt. Die nach dem System Prelaz-Burnand unternommene Umänderung der Vorderlader in gezogene ist nur ein Uebergangsbehelf; vielleicht sollen später der Landwehr zu Gute kommen. Das neue schweizerische Jägergewehr, mit dem bis jetzt eine Jägercompagnie jedes Bataillons ausgerüstet ist, erfreut sich allgemeinen Beifalls, auch außerhalb der Schweiz. Es wiegt mit Bajonnet nur 9 Pfund und gibt noch auf 800 Schritte sehr guten Erfolg. Gleichfalls eine herrliche Waffe ist der neue Ordonnanzstutzen der Scharfschützen. Er ist mit Bajonnet nicht schwerer als 10 Pfund, und noch auf 1000 Schritte schlägt das leichte Spitzgeschoß (32 auf's Pfund) durch drei zolldicke Bretter; in der Scharfschützenschule zu Luzern 1853 hatte man damit auf 700 Schritte über 95 Procent Treffer.

Im Geschützwesen ist die Schweiz nie hinter andern Ländern zurückgeblieben; auch die Einführung gezogener Kanonen ist bereits auf die Bahn gebracht. Die schweizerischen Kriegsraketen leisten ungemein Befriedigendes, ebenso der Minenzündapparat, der elektrische Militärtelegraph u. a. Das Brückenmaterial ist größtentheils schon nach dem System Birago eingerichtet.

Die Verpflegung eidgenössischer Truppen, wenn sie auch in großer Masse aufgeboten werden, findet bei der sehr entwickelten

Culturstufe und Volksrichtigkeit keine Schwierigkeit. An Transportmitteln, todten und lebenden, gebricht es nicht; die gesetzliche Zahl der Trainpferde für Ausrüge und Reserve ist 6106. Dem Transportwesen stehen bereits über 200 Stunden Eisenbahn zu Gebote; für rasche Mittheilung sorgen 553 Stunden Telegraphenlinien. Die Schweiz ist demnach vollkommen im Stande, ein beträchtliches Operationsheer aufzustellen und zu unterhalten.

Die ausgezeichneten militärischen Fähigkeiten der Schweizer sind weltkundig. Ihr Leben in rauher Gebirgswelt, ihr steter Kampf mit Naturhindernissen stählt Leib und Seele. Geschickte Benutzung der Bodenverhältnisse wird von früh auf praktisch erlernt. Körperliche Kraft und Gewandtheit, Marschfertigkeit, Leichtigkeit, große Lasten zu tragen, solche Eigenschaften sind allgemeiner verbreitet, als in andern Ländern. Sogar die Fabrikarbeit hat bei weitem nicht so viel körperliche Abschwächung erzeugt, als z. B. in England, weil der schweizerische Fabrikarbeiter in der Regel auch einen Landbau treibt. Der physische Muth des Schweizers wird von keinem Volke übertroffen, und schwerlich auch der moralische; denn der Schweizer ist sein eigener Herr und kämpft für Freiheit und Vaterland. Da das Volksschniwesen in Breite und Tiefe den ersten Rang der Welt einnimmt, da deshalb die durchschnittliche Massenbildung größer ist als irgendwo, da überdies die republikanische Verfassung geistige Selbstständigkeit erzeugt, so kommt diese doppelte Erziehung durch Schule und Leben auch dem Krieger in vorzüglichem Grade zu Statten.

In der Schweiz kann jeder Wehrmann sich als Aspirant zum Unterofficier oder Officier melden, und wird nach Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften ernannt und befördert. An Candidaten ist kein Mangel. Die Unterofficiere werden in der Regel von den Compagniechefs ernannt, die Officiere durch die Militärdirection des Cantonsregierung. Die Officiere der Specialwaffen müssen jedoch in der eidgenössischen Militärschule den vorgängigen Unterricht erhalten haben. Der eidgenössische Stab, in welchem die Führerschaft gipfelt, zählt gegenwärtig 532 Mitglieder, nämlich 250 Officiere und 282 Nichtcombattanten. Zu den Ersteren gehören 87 Obersten und Oberstlieutenants, und unter den übrigen Graden auch eine beträchtliche Anzahl Stabsmeisterofficiere, aus denen sich die eidgenössischen Obersten ihre Adjutanten wählen. An der Spitze des Generalstabs stehen 40, des Geniestabs 2, des Artilleriestabs 4 Obersten. Der Justizstab besteht aus 43, der Commissariatstab aus 80, der Gesundheitsstab (mit einer Abtheilung für Veterinärwesen) aus 112 Personen; außerdem gibt es 47 Stabssecretaire.

Die eidgenössischen Stabsofficiere werden vom Bundesrath (Militärdepartement) bis zum Hauptmann nach dem Dienstalter ernannt, die höheren nach freier Wahl aus denen, die wenigstens zwei Jahre im nächstunteren Grade gedient haben. Ausnahmen hiervon sind bei vorzüglicher Befähigung oder für ausgezeichnete Dienste gestattet. Die Cantonsregierungen, der Oberbefehlshaber, die Inspectoren der verschiedenen Waffen und die Stabsabtheilungschefs sind berechtigt, für alle Grade Vorschläge zu machen. Bei Aufstellung eines Bundesheeres werden der Oberbefehlshaber (General) und sein Stellvertreter, der Chef des Generalstabs, von der Bundesversammlung in der Regel aus der Zahl der eidgenössischen Obersten ernannt. Das Gesetz hat dem General eine sehr ausgedehnte, fast dictatorische Machtvollkommenheit gewährt.

Entsprechend den Eigenthümlichkeiten eines Volksheeres, vorneuchmlich in der Schweiz, wo wegen des durchschnittenen Bodens und aus andern Gründen die taktischen Einheiten klein sind, ist die Zahl der Officiere gröber, als in stehenden Heeren, etwa das englische ausgenommen, und es steht daher auch eine beträchtliche Officierreserve zu Gebote. Weit aber die Anfänge zur Einübung des militärischen Verhaltens und Ordnens nur zeitweise und nicht häufig wiederkehren, so ist verhältnismäßig die Führung im eidgenössischen Heere derjenige Punkt, wo noch am meisten Verbesserung noth thut, hauptsächlich bei den Bataillons- und Compagnieführern, denen nur spärliche Gelegenheit zur Uebung geboten wird. In der Schweiz selbst hat man hiervon ein sehr klares Bewußtsein und sucht auf alle Weise den Mängeln möglichst abzuhelfen. Officiere und Unterofficiere sind redlich bemüht, sich einzeln und in Vereinen militärisch weiterzubilden. Von Bundeswegen wird der Besuch ausländischer Manöver und Kriege aufgemuntert und durch Geldmittel unterstützt. Eine ziemliche Zahl von Officieren ist amtlich mit allerlei Berathungen und Berichterstattungen über militärische Gegenstände beschäftigt. Während der guten Jahreszeit sind alle Cantone mit einem Netze von Rekruten- und Wiederholungscursen aller Waffen überzogen; an der Spitze steht die große Centralschule zu Thun. Seit einiger Zeit werden auch die Uebungslager und größeren Truppenzusammenzüge jährlich abgehalten; die sparsamen Finanzleute haben sich endlich in die von den Militärs beharrlich gepredigte Nothwendigkeit häufigerer Uebungen fügen müssen. Schließlich darf man nicht vergessen, daß die besten Führer erst im Kriege selbst hervortreten. „Nur der Krieg lehrt den Krieg."

Begreiflicher Weise läßt sich das schweizerische, wie jedes Militheer, zu einem auswärtigen Eroberungskrieg nicht gebrauchen, oder vielmehr mißbrauchen. Das Militheer ist seine natürliche und willenlose Heerde. Beim Austrücken im Winter 1856/57 hielt Regierungsrath Schenk an die Berner Mannschaft folgende Ansprache: „Ich bin beauftragt, Euch, die Ihr für die Eidgenossenschaft in's Feld ziehen sollt, zunächst mit dem Zwecke der Truppenaufstellung bekannt zu machen und sodann den Kriegseid Euch abzunehmen. Es ist das Vorrecht des freien Schweizers, zu wissen, warum und wofür er in's Feld zieht. Fürstenmilitär wird angeboren, mobilisirt und fort in fernen Kampf geschickt, und es vernimmt nur das Eine, daß der Fürst es so haben will. Dem freien Manne sagt man zu allererst, welche Sache es ist, die ihn unter die Waffen ruft." (Folgte dann eine Auseinandersetzung der Sachlage.)

So wenig auch das Militheer zum Erobern geschickt ist, eignet es sich doch vollkommen zur Vertheidigung. Durch seine eigenthümlichen Vorzüge hält es gegen die handwerksmäßige Ueberlegenheit des stehenden Heeres sehr wohl Stand. Allerdings wird es am sichersten gehen, wenn es den von Schulz-Bodmer aufgestellten Grundsatz befolgt: „Soll ein Militheer im Kampfe mit stehenden Armeen einige Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich haben, so muß es unter übrigens gleichen Umständen den Feinde an Zahl überlegen sein." Aus dieser Ueberzeugung entwickelt der genannte Militärschriftsteller die Nothwendigkeit, das schweizerische Operationsheer zu verstärken, hauptsächlich durch Fußvolk, und verlangt für die Schlacht möglichste Dichtigkeit und Tiefe der Aufstellung, sowie Bereithaltung einer starken Reserve. Er spricht sich für Verstärkung der Compagnien mit einem dritten Gliede aus und glaubt, daß sich dazu schon von Freiwilligen eine genügende Anzahl finden würde. Nach seinem eigenthümlichen Vorschlage würde das dritte Glied aus Pikenieren (mit Pike, kurzem Schwert und Pistole) und Pionieren bestehen, welche letztern für die Verschanzung, zum Wegtragen der Verwundeten und zur Ausfüllung der vorn entstehenden Lücken verwendet würden. An Waffen für die Verstärkung des schweizerischen Operationsheeres würde es nicht fehlen; alle Cantone haben in ihren Zeughäusern eine bedeutende Menge überzähliger Handfeuerwaffen und Geschütze, und außerdem befinden sich viele Waffen im Privatbesitz. Kein Land kommt in Hinsicht auf Waffenvorrath der Schweiz gleich.

Die Schweiz würde sehr schwach sein, wenn sie die europäische Soldatentheorie mitmachte. Was sollte sie wohl mit einem stehenden Heere von 35 bis 40,000 Mann ausrichten? Aber Dank dem Militärsystem kann sie ein Operationsheer von 180,000 Mann in's Feld stellen und im Nothfall über eine Wehrkraft (ohne Landsturm) von 270,000 Mann verfügen.

Mit leichter Mühe läßt sich ermessen, was Deutschland an innerer Wohlkraft und äußerer Kraft gewinnen könnte, wenn es dem Vorbilde des freien Schweizervolkes nachstreben wollte.

Nach den Vergleichungen, die Kolb zwischen der Schweiz und einigen deutschen Staaten anstellt, gibt Baiern für das Militärwesen über 10 Mill. Gulden aus, würde aber im Verhältnisse zur Schweiz mit dem dritten Theil dieser Summe auskommen und dafür eine weit größere Waffenmacht besitzen. Würtemberg und Großherzogthum Hessen, welche zusammen etwa 2,600,000 Einwohner zählen, also 200,000 mehr als die Schweiz, machen mit 3 Mill. Thlr. Militärkosten kaum 40,000 Mann marschfertig, während die Schweiz mit 1½ Mill. Thlr. 180,000 Mann erzielt. Mit derselben Summe, wofür Würtemberg nebst Hessen einen Mann aufstellt, nämlich 75 Thlr., läßt die Schweiz zehn Mann marschiren. Baden gibt noch einige hunderttausend Thaler mehr aus, als die Schweiz, um im Ganzen kaum 20,000 Mann zu halten. Hannover, Braunschweig und Oldenburg, zusammen mit gleicher Seelenzahl wie die Schweiz, liefern für 4 Mill. Thlr. 40,000 Mann.

Digitized by Google

Gegenwärtig tragen die Staaten des deutschen Bundes (mit Einschluß von ganz Preußen) in Friedenszeiten jährlich eine militärische Abgabenlast von wenigstens 90 Mill. Thlr., und haben dafür ein stehendes Heer von 700,000 Mann, etwa 1½ Procent der Bevölkerung von 48 Mill. Dagegen würden sie auf schweizerischem Fuß jährlich 20 bis 24 Mill. Thlr. verwenden, und dafür über eine schlagfertige Wehrkraft von 3,600,000 Mann oder 7½ Procent der Bevölkerung verfügen. Wollte man immerhin eine Uebergangsfrist, vielleicht mit halbjähriger Dienstzeit, gestatten, so würde die Ausgabe schon dadurch ungefähr auf den dritten Theil ermäßigt werden. Sehr bald würde man auf drei Monate herabgehen und sich schließlich überzeugen, daß man im Frieden gar kein stehendes Heer braucht. Mit solcher Durchführung der allgemeinen Wehrhaftigkeit würde Deutschland zugleich die andern großen Militärstaaten zur Nachfolge nöthigen und sich das unsterbliche Verdienst erwerben, durch Beseitigung der Militärherrschaft dem Frieden und allen seinen Segnungen eine feste Wohnstätte in Europa zu bereiten.

Gebote Deutschland über eine Heeresmacht von mehr als vierthalb Millionen Mann, so könnten wir ruhig erwarten, daß die Hölle mit allen ihren Teufeln auf uns losgelassen würde. Laßt uns also mit ganzem Ernst dahin wirken, daß das gebundestagte und schwache Deutschland seine rechte Einheit und volle Kraft gewinne, um allen Begehrlichkeiten eines feindseligen Auslandes die Stirn bieten zu können!

Die militärische Centralisation Deutschlands ist eine so einleuchtende Nothwendigkeit, daß jedes andere Centralorgan, als der mit Unfruchtbarkeit geschlagene Bundestag, sie längst durchgeführt hätte. Die beiden großen Militärdespotien des Bisetens und Olens, zwischen denen wir uns eingeklemmt finden, werden durch die straffste Centralisation zusammengehalten. Ihre Heere, vornehmlich das französische, können eine furchtbare Stoßkraft entwickeln und sind im Besitz einer ausgezeichneten Kriegserfahrung. Und solchen Mächten gegenüber läßt der deutsche Bund nach wie vor seine drei Dutzend ungleichartigen Bundescontingente abgesondert bestehen! Den einheitlich geballten feindlichen Massen glaubt er mit einem Sortiment von sechswirrig zerfahrenen kleinen Friedensheeren widerstehen zu können! Billiger und verständiger Weise müßte Deutschland längst ein einziges gleichgebildetes und gleichbewaffnetes Heer besitzen und die Nummern seiner Regimenter vom ersten bis zum letzten durch alle Gauen hindurchzählen.

Außer der Einheit und Gleichförmigkeit bedarf aber unsere Wehrkraft noch der Ausdehnung bis zu jener Vollständigkeit, welche jedem Eroberer von vornherein die Lust benimmt, auf unsere Kosten ungerechte Begierden zu stillen. Alle Wehrfähigen müssen auch wirklich wehrfähig gemacht werden. Nach kurzer Einübung müssen Alle, die in den vorhandenen Militärrahmen nicht gebraucht werden, in die Heimath entlassen werden. Zugleich muß das Vaterland allen seinen waffentragenden Söhnen die volle und gerechte Vergütung ihrer Opfer gewähren und endlich einmal auch die Rohheit beseitigen, daß dem Soldaten die Officierwürde verschlossen bleibt. Bei den klügeren Franzosen trägt seit 70 Jahren jeder Soldat den Marschallstab im Tornister; warum sehlt bei uns noch immer dies mächtige Element des Sieges?

Unter den angeführten Bedingungen würden wir jedem Feinde gewachsen sein. Tritt die Gefahr ein, ist ein Angriff abzuweisen, so steht dann in Wahrheit das bewehrte Volk in Masse auf und geht in's Feld mit der Sicherheit, in kurzem Kriege das Vaterland zu schützen, zu retten.

Sicherlich ist es die größte Schande, von einem geknechteten Volke getrieben zu werden. Will Deutschland diesem entehrenden Schicksal entgehen, so muß es bereit und gerüstet sein, gegen den abgefeimten, gewissenlosen, räuberischen Cäsarismus und Prätorianismus im Vorderertreffen zu stehen und außer seiner eigenen Unabhängigkeit auch diejenige der kleinen benachbarten Vorländer mit ganzer Kraft zu vertheidigen. „Noth bricht Eisen, und Eisen bricht die Noth.“ Zu diesem Zwecke muß Deutschland das rechte Mittel ergreifen, nämlich im Staate die allgemeine Wehrhaftigkeit durchsetzen und privatim mittelst Wehrvereinen und freiwilliger Schützencompagnien die Volksbewaffnung zur Wahrheit machen. Aber nur das Land, welches von einem freien, selbstbewußten Volke bewohnt wird, schreckt fremde Eroberer zurück. Bändigt Deutschland nicht seine einheimischen Feinde, so wird es eine Beute der auswärtigen. Innere Unfreiheit führt zu äußerer, so gut wie jede Ursache ihre Wirkung hat. Freiheit allein ist Stärke. Hören wir auf Forster's Wort: „Gegen die Löwenkäfige des freien Menschen, der seine Freiheit über Alles stellt, sind alle Höllenkünste der Tyrannei unwirksam.“ Dem gerechten Volkskriege, der zur Vertheidigung gegen frechen Einbruch mit Begeisterung geführt wird, wird der Siegeslorbeer nimmer entgehen.

Darum arbeite Jeder in seinem Kreise, daß Deutschland frei, einig und stark werde. Das ist die einzige Bürgschaft des glücklichen Widerstandes gegen westliche oder gar vereinigte westöstliche Eroberungsanfälle, alsdann aber auch der schließlichen Wiedererwerbung unserer alten „natürlichen Grenzen.“ Lassen wir dagegen die Dinge gehen, wie sie wollen, d. h. wie unsere Feinde wollen, dann stehen uns voraussichtlich Tage bevor. Zwar auch im schlimmsten Falle würde die Auferstehung des lebenskräftigen deutschen Volkes nicht ausbleiben, und auf neuen Grundlagen im Innern und nach außen würde Neuentwicklung als die schiessrichterliche Centralgroßmacht Europa's sich erheben. Allein wenn wir und durch rechtzeitige Thätigkeit viel Fegefeuer ersparen, so ist es unendlich ehrenhafter für uns, und wir erringen mit weit mäßigeren Opfern das lang ersehnte und erstrebte einige, freie, große Vaterland.

Jagddaguerreotypen.*

Von Ludwig Beckmann.

II.

Das Schwarzwild und seine Jagd in alter und neuester Zeit.

Die Vervollkommnung des Feuergewehres und die Einführung der französischen Parforcejagd gaben dem deutschen Jagdwesen eine gegen früher ganz veränderte Richtung, die spätern Zeitereignisse und vor Allem die zunehmende Umwandlung des Waldbodens in Ackerland vollendeten das Uebrige, sodaß heutzutage die Jagd in den stärker bevölkerten Districten Deutschlands nur noch als „Schießvergnügen“ zu betrachten ist. Am meisten erinnern noch die „Saujagden“ an die alte gute Zeit der deutschen Waidmannslust. Da das Abschießen des Schwarzwildes auf dem Anstand an den Wechseln und Suhlen, auf dem Treibjagen, beim Eintreiben nach frischem Spürschnee (bei guter „Nase“) und beim Pürschgange, von dem bei andern Wildarten üblichen Verfahren so wenig abweicht, daß ein näheres Eingehen überflüssig sein dürfte, so beschränken wir uns auf die Streifhatze, die Parforcejagd, das eingestellte Jagen und das Einfangen.

1. Die Streifhatze.

„Auf dem Schnee und auf dem Eise
Wird wie mein Sach jagen!“
(Alter Waidspruch.)

Dieses ist unstreitig eine der ältesten und interessantesten Jagdarten und besteht wesentlich darin, daß man einen Waldbezirk mit mehreren Hatzen umlegt*, welche die durch Treiber oder Hunde aufgejagten Sauen hetzen und fangen, sobald sie auf der Blöße angelangt sind.

In der Blüthezeit des Jagdwesens wurde auch diese Jagdart praktisch und ceremoniell vervollkommnet. — Sobald die Jäger, welche die schweren Fanghunde führten, ihre Plätze hinter den aus Tannenzweigen hergestellten „Hatzschirmen“ eingenommen hatten, zog der „Rüdemann“ mit mehreren guten „Findern“ **, auch

* d. h. am Rande des Hatzbezirks in gewissen Entfernungen Jäger oder „Hatzmänner“ mit mehreren großen Fanghunden postiren.

** Finder oder Saubeller: kleine, rauhhaarige Hunde, welche nur an Sauen suchen, jagen und „verbellen“.

* Siehe Nr. 23 und 24.

Digitized by Google

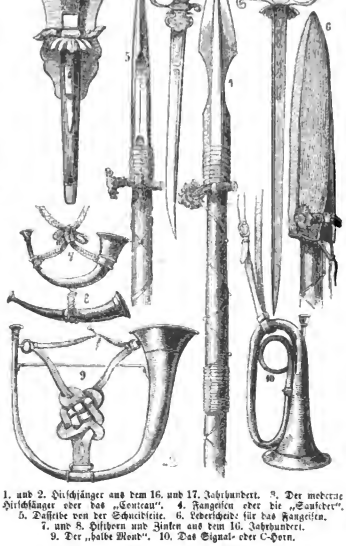
wohl mit einer Anzahl Treiber zu Holz und eröffnete unter solennem Anblasen die Jagd. — Die flüchtigen Sauen wurden auf der Waldblöße von den gelösten Fangbunden gepackt und „gedeckt" (gehalten), worauf der Jäger hinzueilte, die gefangene Sau bei den Hinterläufen und mit Beihülfe des Hatzmanns „aushob", d. h. mit dem Hintertheil vom Boden hob, wodurch ihre Kraft gebrochen und weitere Beschädigungen der Hunde vermieden wurden. — In dieser Stellung wurde die Sau so lange gehalten, bis auf das mit Hifthorn oder halbem Mond gegebene Signal (der „Fürstenruf") der Jagdherr herantam, welcher die Sau dann mit dem Hirschfänger hinter dem rechten Blatte abfing. Die Jägerei übte während dieses Aktes die Hirschfänger mit enthöfter Rechten und stieß den dreimal wiederholten Ruf: „Walle!" (an einigen Orten „Hille!") aus. Nach dem Abfangen steckte der Jägermeister dem Jagdherrn, wie auch dem Jäger, dessen Hunde die Sau gefangen hatten, ein grünes Tannereis („Bruch") auf. Außer dem Rüdemann und den die Hatzen führenden Personen war die ganze Jägerei zu Pferde, um die oft weiten Distancen rasch zurücklegen zu können. An einigen Höfen war es Sitte, die gefangene Sau zu knebeln und dem Fürsten entgegen zu tragen, welches Experiment allerdings seine Schwierigkeiten gehabt haben mag.

Diese Jagdart erfordert natürlich ein reichlich mit Sauen besetztes Revier und kann daher heutzutage nur noch im Park Anwendung finden, wodurch der eigentliche Charakter der freien Hatze verloren geht. Man hat daher im nördlichen Deutschland schon seit langer Zeit die Streifjagd in einer Weise abgeändert, welche nicht allein im Park, sondern auch bei den unergiebigern Jagden im Freien sich vortheilhaft bewährt hat. Es werden hier nämlich gar keine Hatzen außerhalb des abzujagenden Districtes postirt, sondern man stellt statt deren eine Schützenlinie auf. Der Rüdemann, nur mit Horn, Peitsche und dem kurzen „Couteau" ausgerüstet, zieht von der entgegengesetzten Seite zu Holz. Ihm folgen unter Aufsicht eines Gehülfsjägers etwa 12—15 Hatzleute, deren jeder 2 rasche, scharfe Hunde, die Saufänger, am Hatzriemen führt. Sobald die Finder laut werden, löset man die Saufänger nach und nach, welche die Sau entweder einholen und decken, oder bis an die Schützenlinie treiben. Im ersteren Fall wird die Sau sofort vom Rüdemann abgefangen, andererseits wird sie beim Passiren der Schützenlinie todt oder fehlgeschossen, wo der betreffende Schütze dann suchen muß, die nachjagenden Hunde mit Hülfe der Peitsche zu „steppen" oder anzuhalten.

Für einen rüstigen Jagdfreund in jüngern Jahren ist es gewiß interessant, zur Abwechslung einmal den Schützenstand zu verlassen und den Rüdemann auf seinem Zuge zu begleiten. Während man an der Schützenlinie oft auf einem verlornen Posten stundenlang vergebens ausharren muß, ohne etwas von der Jagd zu hören oder zu sehen, bleibt man hier in fortwährender Spannung und Bewegung. Ernste und komische Scenen wechseln oft ebenso rasch, wie die Scenerie der Landschaft, denn ist die Jagd einmal im Gange, so geht's unaufhaltsam, oft in rasendster Gangart, vorwärts.

Da stehen wir am frühen Wintermorgen mitten im weiten, stillen Bergwald, am Rande einer eingeschneiten, unabsehbaren Kiefernsaidung und harren mit Ungeduld der Minute, in welcher der Verabredung gemäß, die Suche beginnen soll. In einiger Entfernung vom Rüdemann hält der bunte Haufen der Hatzleute, meist Bauernburschc aus der Umgegend, im drolligsten Costüm. In langen blauen oder weißen Leinwandröcken mit einer oben im Nacken beginnenden Taille, hohen Stiefeln, mit zipfelmützen, Filzhüten und Capuzen angethan, stehen sie da und trampeln mit den Füßen im hohen Schnee oder schlagen zur Erwärmung die in ein Paar riesige Fausthandschuhe auslaufenden Arme um die Rippen. Jeder trägt über der linken Schulter den vollgestopften, weißleinenen Proviantbeutel, über der Rechten den breiten Hatzriemen und die kurze Peitsche. Eine wahre Aesopsfigur ist in der Regel der „Brodträger", welcher an jeder Seite einen Paar Hausbackenbrode als Hundefutter für den heutigen Tag aufgeschnallt hat. Fünfundzwanzig bis dreißig Hatzhunde mit wahren Galgenphysiognomien und in allen möglichen Farbennüancen vollenden das Pittoreske dieser Gruppe. Sie stehen zitternd vor Kälte und Ungeduld mit eingekemmter Ruthe und gekrümmtem Rücken und nagen sich die Schneeballen aus den zottigen Pfoten.

Endlich zieht der Rüdemann seine große Taschenuhr und steckt sie langsam wieder ein. Doch nein, es geht wirklich los, denn er hantiert bereits mit dem kupfernen Signalhorn und gibt seinem Gehülfen einen Wink, die beiden Finder zu lösen. Eifrig rennen die kleinen struppigen Köter dahin und verschwinden lautlos in der Dickung. Nun schmettert und jubelt das Horn die lustige Anjagdfanfare durch den schweigenden Wald; weithin erschallen die vollen, runden Klänge, und dem letzten wirbelnden Triller folgt, in höchster Tonart aufgelöstem, der altwaidmännische Jagdruf: „Ho, Rüoh! Juch Suh!" — Die Jagd ist eröffnet.



1. und 2. Hirschfänger aus dem 16. und 17. Jahrhundert. 3. Der modernste Hirschfänger oder das „Couteau". 4. Fangeisen oder die „Saufeder". 5. Dasselbe von der Schneidseite. 6. Leberstecher für das Fangeisen. 7. und 8. Hifthorn und Zinken aus dem 16. Jahrhundert. 9. Der „halbe Mond". 10. Das Signal- oder C-Horn.

Langsam folgen wir den Findern in's Dickicht, voraus der Rüdemann, hinter uns in langer Reihe die Hatzleute mit den Hunden, einer hinter dem andern, wie die Enten. — Der Zugführer steht und horcht, und Alles steht unbeweglich, nur die Hunde winseln vor Ungeduld und Erwartung. Da hört man weit in der Ferne den Laut des Finders, und um ihn zu ermuthigen, läßt der Rüdemann sein: „Walle! mein Hund, Juch Suh!" erschallen. Da wird auch der andere Finder laut, und wir setzen uns in Trab, um näher zu kommen.

Es ist wieder still, die Hunde haben augenscheinlich die Fährte verloren, und wir machen einen Augenblick Halt auf einer kleinen Blöße, wo zahlreiche Saufährten den blendend weißen Schnee durchkreuzen. Weiterhin hat eine Sau über Nacht „gebrochen", jedenfalls ein starker Keiler, denn die Fährte ist breit, und in dem

Digitized by Google

aufgewühlten schwarzen Erdreich hängen große Flocken gefrornen Schaums. „Na," meint der Rüdemann, „gebt mal Acht, der ist kurrig!"

In diesem Augenblick werden die Finder in der Ferne wieder laut, und unser Zug setzt sich wieder in Trab. — Der Laut wird stärker und bleibt fortwährend an einer Stelle (Standlaut). „Die rothe Keppel los! Die Stumpfschwänze los!" * ruft der Rüdemann, und während wir vorwärts eilen, gleiten die raschen Saufänger in weiten Sätzen uns links und rechts vorbei. — Bei ihrer Ankunft wird's unten im Thalgrunde lebendig, allein der Lärm bleibt an demselben Platz, und wir hören sogar bald darauf einen Hund „klagen". Es ist also ohne Zweifel eine wehrhafte Sau, welche sich den Hunden widersetzt. „Los! alle Hunde los!" heißt es jetzt, alle Hände schnallen und zerren an den Hasmungen der vor Kampflegier laut aufheulenden Hunde, und im nächsten Moment schnaubt die entfesselte Rotte den steilen Berghang hinab, den weißen Schnee hoch hinter sich aufstäubend.

Das Anfangen einer wehrhaften Sau unter den Hunden.

Wir hinterdrein, die Hatzjungen rutschen und purzeln Hals über Kopf den Berg hinunter, um sich die Sache in der Nähe anzusehen, allein sie werden unten von einem erfahrenern Alten mit derben Püffen in Empfang genommen und mit den Worten zurückgewiesen: „Wer kein Geschiere hat, bei bliewe hier wege!" (Wer keine Waffen hat, bleibe hier fort.)

In einem alten eingefrorenen Wasserlauf zwischen hohen Felsblöcken und weit überhangenen Tannenzweigen hat sich der wüthendste Kampf bereits entsponnen. Ein wirrer Knäuel wälzt sich im rasendsten Durcheinander, es ist unmöglich, die Kämpfenden zu unterscheiden, die in eine Wolke aufstäubenden Schnees gehüllt sind. Ganze Stücken Lehm und gefrornes Erdreich spritzen und fliegen nach allen Seiten umher, und durch den betäubenden Lärm der Hunde hindurch hört man nur das schrille Jucken und Hetzen des Rüdemanns und das dumpfe Brummen des tobenden Keilers.

Untersuchung eines von der Sau gefchlagenen Hundes.

Endlich haben die Hunde die Sau „gedeckt", und im nächsten Moment sitzt der Rüdemann rittlings drauf, packt sie mit der Linken in dem borstigen Nacken und treibt ihr die breite Stahlklinge hinter dem Blatte in die Herzkammer. — Der Keiler klappt noch einmal in ohnmächtiger Wuth das schäumende Gebräch zusammen und sinkt dann langsam, verendet zu Boden. Die Hunde zerren noch an dem Todten, um ihre Wuth zu kühlen, und werden nach und nach mit Hülfe der Peitsche zurückgezogen und aufgekoppelt. — Diejenigen, welche Blessuren erhalten haben, werden sofort genau untersucht, zu welchem Zwecke der Rüdemann oder sein Begleiter jederzeit eine Verbandtasche bei sich führt. Bei den Verwundungen unterscheidet man offene „Schläge", welche, wenn sie eben keine Arterien durchschnitten haben, meist ungefährlich sind — und die bösartigern „Stiche" mit kleiner, dreieckiger Oeffnung, welche fast gar nicht schwitzen, obwohl sie mitunter tief hinein gehen. — Bei raubhaarigen Hunden entdeckt man Stiche in der Regel erst dann, wenn sich hier eine dicke Balggeschwulst bildet, welche sofort aufgeschnitten und fortwährend mit Schnee gekühlt werden muß. Auch Quetschungen der Zehen kommen häufig vor. Ist ein Hund unglücklicherweise so verletzt, daß er nicht mehr Theil am Jagen nehmen kann, so wird er durch den Hatzjungen in's Quartier geschafft, wo er bei guter Pflege und durch das beständige Lecken mit der Zunge sich rasch erholt und curirt. In der Regel sind die Hunde, welche nach einer solchen Attaque am meisten mit Schweiß bedeckt sind, am wenigsten oder gar nicht beschädigt. Wahrhaft komisch aber sieht oft ein weißer Hund aus, wenn er während des Abfangens unter dem Couteau gestanden hat; er ist oft ganz mit dem Schweiße der Sau übergossen, und da dieser in der Kälte sofort gefriert und dann eine merkwürdig intensive Färbung erhält, so erscheint der Hund oft zur Hälfte weiß, zur Hälfte im brennendsten Scharlachroth.

Die todte Sau wird in einer originellen Weise transportirt. Man knüpft ihr einen Strick dicht hinter den obern Gewehren um das Gebräch, das vordere Ende des Stricks wird um zwei „Saufedern" geschlungen *, und vier Mann schleifen nun den mächtigen Keiler mühsam bergan. Der Rüdemann ist längst wieder auf und davon, den übrigen Hunden nach. Ein gellendes Juicken verkündet bald darauf, daß eine Bache gefangen ist (der Keiler schreit nicht), und sie verendet eben so rasch unter dem Couteau. Inzwischen belehrt uns das wiederholte Krachen der Büchsen, daß die übrigen Sauen, wahrscheinlich ein ganzes Rudel, die Schützenlinie passirt haben, und es ertönt daher der Ruf zum „Koppeln" und das Signal: „Hunde zurück!" Langsam

* Je zwei Hunde bilden eine Koppel. Man koppelt gern möglichst gleiche Hunde zusammen und benennt sie dann nach der Farbe, Größe oder sonstigen Kennzeichen. — Der mit einem eisernen Wirbel versehene Riemen, welcher die Hasmungen oder Halsbänder der beiden Hunde vereinigt, wird ebenfalls „die Koppel" genannt.

* Saufeder, eine Art Jagdspieß, welcher früher allgemein, jetzt nur noch für einzelne Nothfälle bei den Saujagden geführt wurde.

Digitized by Google

kommen die Hunde aus allen Himmelsgegenden zurück, sie werden gezählt, aufgekoppelt, und der Rüdemann zieht weiter, die zweite Suche zu beginnen.

Die Schützen haben ihre Stände bereits verlassen, allein die todten Sauen, welche am Rande des breiten Fahrweges „gestreckt“ sind, beweisen, wie thätig man hier gewesen. Jetzt wird auch unser Leiter herangeschleppt, und wir bemerken mit Vergnügen, daß er nicht zu den Geringern unter der borstigen Gesellschaft zählt. — Der leicht herunterprickelnde Schnee hat die schwarzbraunen Ungethüme bereits weiß eingepudert — ein reizendes Farbenspiel! Unten im Hohlweg erscheint der „Wildschlitten“, die dampfenden Gäule kommen näher und spitzen schnaubend die Ohren beim Anblick der todten Sauen, welche jetzt von den Knechten herbeigeschleppt und aufgeladen werden. Zum großen Ergötzen der Mannschaft findet sich unter dem todten Schwarzwild auch ein Langschwanz: Meister Reineke! — welchem nun oben auf dem beladenen Schlitten ein Ehrenplatz reservirt wird.

Transport der todten Sau.

Die übrig gebliebenen, noch lebenden Sauen des Rudels streichen in der Regel weit fort, bleiben den ganzen Tag rege und werden beim geringsten Geräusch „schallflüchtig“. Ist der Jäger daher allein auf diese angewiesen, so erfordert es oft ungewöhnliche Anstrengungen, ihnen wieder beizukommen. — Man weiß allerdings immer ziemlich genau, nach welcher Richtung die flüchtigen Sauen „wechseln“, und in welcher Dickung sie sich möglicherweise „flecken“ werden, allein bis dahin sind oft stundenweite Wege bergauf und ab zurückzulegen. Sind die Sauen endlich eingekreist, so muß die Suche oder das Treiben, um sie nicht zu beunruhigen, so weitläufig genommen werden, daß die vorhandene Zahl der Schützen selten ausreicht, das gegebene Terrain gehörig zu besetzen. Da ereignet es sich denn gar oft, daß die listigen und argwöhnischen Sauen, noch ehe die Suche beginnt, sich zwischen den weitläufig gestellten Schützen unbemerkt hindurchstehlen, oder seitwärts ausbrechen. — Sehr störend ist es auch, wenn eine Sau, an welcher die Hunde jagen, fehlgeschossen wird, und der betreffende Schütze muß in diesem Falle die Hunde mit Hülfe der Peitsche „stoppen“ und anzuhalten oder zurückzuschicken suchen.

Werden derartige Streifjagden in größern Parks oder geschlossenen Gehegen abgehalten, so pflegt man wohl, um die Resultate noch glänzender zu machen, sich zugleich des Jagdzeuges oder der Saunetze zu bedienen, welche das Ausbrechen der Sauen an den Seiten des abzujagenden Districtes verhindern. Der eigentliche Charakter der „freien Hatze“ geht hierdurch allerdings verloren, allein der Erfolg ist ein ganz anderer, als bei den heutigen Streifjagden im Freien. — In manchem Park werden noch jetzt bei einer solchen Jagd, welche in der Regel drei Tage währt und nur einmal jährlich stattfindet, an 100 bis 150 Sauen geschossen und abgefangen.

Der Posten des Rüdemanns ist bei der Streifjagd eben nicht der bequemste und erfordert den „ganzen Mann mit allen seinen Kräften“. Eine dauerhafte Constitution, Ausdauer und Schnelligkeit, scharfes Gesicht und Gehör, ein helles, weithin schallendes Organ, sind durchaus erforderlich. Er muß ferner befähigt sein, die jedesmalige Lage der Verhältnisse rasch und richtig beurtheilen zu können, und in kritischen Momenten ebenso vorsichtig, wie herzhaft und kurz entschlossen sein.

Die zur Streifjagd nöthigen Hunde bestehen in 2—3 Saufindern, 20—30 Hatzhunden und einem oder zwei Schweißhunden. — In Betreff der eigentlichen Hatzhunde oder Saufänger ist man in den meisten Gegenden, wo noch Schwarzwild vorhanden, längst davon zurückgekommen, eine eigene, constante Race für diesen Zweck zu züchten. Das Sprüchwort sagt: „Wer Schweinsköpfe haben will, muß Hundsköpfe spendiren,“ und die Beschädigung oder gar der Verlust eines mit Sorgfalt und verhältnißmäßigen Kosten erzogenen Hundes bleibt immer eine verdrießliche Sache. — Die ganze Thätigkeit der Hatzhunde auf der Streifjagd ist überdem so auf den angebornen Naturtrieb des Hundes basirt, daß jeder rasche, scharfe Hund, welcher die Sauen von Natur haßt, dazu brauchbar ist. Aus diesem Grunde wählt man jetzt am liebsten Hunde, welche von Wildhirten, Metzgern, Schäfern ꝛc. aufgezogen und für ihre frühere Bestimmung sich zu scharf oder unbändig erweisen. Das einmalige „Einhetzen“ eines Neulings mit dem ältern Stamm der Hatze genügt in der Regel, um ihn vollkommen brauchbar zu machen. — Mit den kleinen Findern oder Saubellern ist es schon difficiler, da diese den Ton angeben müssen. Die Hatzhunde laufen nur nach dem Laut des Finders, gebrauchen die Nase selten und haben die Sau leicht verloren, sobald sie ihnen aus dem Gesicht kommt. Daher muß der Finder durchaus zuverlässig sein und vor allen Dingen nicht vor Rothwild oder auf dessen Fährte laut werden. Man hielt daher in frühern Zeiten sehr viel auf eine gute

Der Wildschlitten.

Digitized by Google

Saufinderrace; — doch findet man unter den Bastarden vom Bauernſpitz mitunter Exemplare, die eine beſondere Malice auf zahme Schweine haben, und derartige Hunde übertreffen bei guter Anführung oft die Saufinder reiner Race.

Der Schweißhund findet erſt dann Anwendung, wenn eine Sau durch Anſchuß verwundet und fortgeſtrichen iſt. In dieſem Fall wird der Schweißhund am Riemen zur Fährte geführt und „arbeitet“ nun mit der Naſe am Boden fortwährend der Fährte der „kranken“ Sau nach, unbekümmert um die oft zahlreich darüber kreuzenden Fährten anderer Sauen. — Schweißt die angeſchoſſene Sau ſtark, ſo iſt der „weiße Schweißhund“ — der Schnee — ausreichend, ihren Aufenthalt zu ermitteln, wo ſie dann entweder auf's Blatt geſchoſſen oder, wenn ſie nochmals fortſtreicht, von einigen Hunden behetzt und geſtellt wird.

Die erlegten Sauen werden nach an demſelben Abend „aufgebrochen“, d. i. geöffnet und vom Eingeweide (Geſcheide) befreit. Am Schluß der Jagden wird das ſämmtliche Schwarzwildpret nach den betreffenden Jägerhöfen oder „Zerwirkhäuſern“ geſchafft, wo die geringern Sauen „mit Haut und Haar“ im Ganzen verlauft — die ſtärkern aber „zerwirkt“ und „zerlegt“ werden. In letztern Falle wird zunächſt der Kopf (an welchem die Schwarte bleibt) dicht vor den Schultern abgeſchlagen. Dann folgt das Abſtreifen der Schwarte vom Rumpf, welches vorſichtig Schnitt für Schnitt geſchehen muß, beſonders in der Feiſtzeit, wo die Sauen viel feiſt oder „Weißes“ haben. Nun wird die Sau auf der unterliegenden Schwarte zerlegt, indem man zunächſt den rechten und linken Vorderlauf nebſt ihrem „Blatt“ (Schulter) abhöft. Die Rippenſtücke oder „Federn“ werden mit Hülfe eines untergeſchobenen Holzſtückes mit Beil oder Zerwirkmeſſer ſo abgeſchlagen, daß eine Hand breit davon am Rückſtrang bleibt. Nun werden die Keulen im obern Hüftgelenke ausgelöſt oder unter demſelben abgeſchlagen. Das übrig bleibende Rückenſtück heißt, wie bei allem Hochwild, der „Ziemer“ und wird bei gröbern Sauen in Blatt- und Pürzelziemer abgetheilt.

Die Soldaten Garibaldi's in Genua. *

Von G. R.

Livorno, den 26. Auguſt.

Die Agitation für ein einiges und freies Italien iſt im Lande täglich im Wachſen begriffen, und Garibaldi iſt der bewaffnete Repräſentant dieſes einigen und freien Italiens, ſein Schwert und ſein Schild, „il dittatore“, wie er kurzweg genannt wird, und wie unter ſeinen Bildern ſteht, die man in allen Geſtalten und in allen erdenklichen Stellungen vor den Schaufenſtern der Bilderläden und der Buchhandlungen ſieht. Wo man ſteht und geht, hört man von Garibaldi ſprechen, von den Kindern auf der Straße, im Café, an den Wirthstafeln der Gaſthöfe, Nachts auf dem mittelländiſchen Meer am Steuerruder und auf dem Verdeck; ich glaube, wenn die ſardiniſche Regierung nicht in dieſen Tagen ein Circular erlaſſen hätte, wonach die conſcriptionspflichtige Jugend bis zum zweiundzwanzigſten Jahre im Lande bleiben ſoll, ganz Sardinien, die ganze Lombardei und ganz Toscana führe über das Meer und ginge zu Garibaldi, um unter der dreifarbigen Fahne für Italien zu kämpfen. Die Einheitsidee Italiens hat lange geſchlummert; ſie iſt erſt vor Kurzem erwacht, ſie iſt kaum zwölf Jahre alt, aber ſie iſt in dieſen zwölf Jahren zu einem mächtigen Rieſen geworden, den weder die Diplomatie Europa's, noch die Armeen Oeſterreichs mehr erwürgen werden. Bereits ſind ihr der Großherzog von Toscana, der Herzog von Modena und die Herzogin von Parma zum Opfer gefallen. Allen waren wenig oder gar keine Vorwürfe zu machen, als nur der eine, daß ihr öſterreichiſches oder bourboniſches Blut und das einige neue Italien ſich nicht untereinander vereinbaren konnten, und dieſer Vorwurf ſtürzte ihre Throne im Wege friedlichſter Manifeſtation, ohne Kanonenſchuß, ohne Barrikaden und ohne Gewehrfeuer. Nur als bewaffneter Repräſentant dieſer Idee eroberte Garibaldi binnen wenigen Wochen Sicilien, und noch einige Wochen oder Monate, dann wird der Thron Franz des Zweiten und der Stuhl St. Peter's in Rom ihr, dieſem täglich wachſenden Rieſen, erlegen ſein.

Ich kam von Turin nach Genua. In der erſten Straße, welche mich vom Eiſenbahnhof nach meinem Hotel führte, begegnete ich den Soldaten Garibaldi's. Ich fuhr von Genua nach Livorno. Zu gleicher Zeit mit dem italieniſchen Dampfer, der mich hinüberführte, lief ein engliſches Schiff aus dem Hafen; das ganze Verdeck war mit Garibaldi'ſchen Freiwilligen gefüllt, welche nach Meſſina fuhren, und als ich in Livorno an's Land trat, begegneten mir Trupps von jungen Leuten in rothen Blouſen und rothen Waffenröcken — es waren die Streiter Garibaldi's, welche ſich nach der Abfahrt des nächſten Schiffes nach Meſſina erkundigen wollten. Auf der Straße, im Café, im Omnibus, im Hotel, überall Soldaten Garibaldi's. — Zieht denn ganz Italien aus in den Streit, wie einſt die Kreuzfahrer in das gelobte Land, um das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen? Ja, dies iſt ein Kampf, wie es mehr und Größeres gibt, als tauſendjährige Erinnerungen; es iſt ein Kampf um ein freies, einiges und großes Land, welches Europa im Sarge und lange begraben wähnte, deſſen geſchichtlichen Tod einige einfältige und hochmüthige Gelehrten und Profeſſoren ſeit fünfzig Jahren prophezeiten, und welches auffteht, ſich brech emporrichtet, das Schwert zieht und ruft: Ich bin nicht todt, ich lebe, und ich will ein großes und freies Leben führen unter den Völkern Europa's!

Man ſehe ſich dieſe jungen Männer an, die in Genua und Livorno auf die Schiffe warten, welche ſie hinüberfahren ſollen zu den ſonnigen Geſtaden Siciliens, wo ihre Brüder ſich ſo eben bei Milazzo ſchlugen, und man muß ſich ſagen: Das iſt kein Lumpengeſindel, welches zuſammenläuft, um ſich zu ſchlagen, weil es zu Hauſe nichts zu thun und nichts zu eſſen hat! Nein, das iſt die Blüthe der Jugend Italiens, das ſind die Söhne aus den erſten, reichſten und beſten Familien des Landes. „Mein Gott,“ ſagte zu mir vor einigen Tagen ein junger Mann in Genua auf der Straße, „wenn man uns hier Schwierigkeiten mit der Einſchiffung macht, nun, dann miethe ich mir ein engliſches Schiff, das im Hafen liegt, und fahre die fünfhundert Mann hinüber, welche gerade hier ſind.“ Der junge Mann war der Sohn eines der reichſten Grundbeſitzer auf der Inſel Sardinien, der eine Rente von mehreren hunderttauſend Francs hat. Mit ihm ließ ſich ein junger Genueſer anwerben, deſſen jährliches Einkommen, wie mir ein Genua anſäſſiger deutſcher Kaufmann erzählte, vierzigtauſend Francs beträgt. Er trat als gemeiner Soldat bei der Infanterie ein! Und dann ſetzten wir uns zuſammen, er und der Marcheſe v der Inſel Sardinien und einige Venetianer, welche noch nic zwanzig Jahre waren und heimlich über die Grenze kamen, un einige ſüddeutſche Officiere, welche ihren Abſchied genommen hatten und tranken Eyperwein, den der Vater des Marcheſe von ſeiner Inſel geſchickt hatte für die Soldaten Garibaldi's, und tranken auf das einige und freie Italien, auf ſeine Größe und auf ſeinen Ruhm, und brachten einen ſtillen Toast aus auf die gefallenen Brüder bei Milazzo.

Bei mir war der deutſche Dichter Bernhard Endrulat, den ich in Alexandria getroffen hatte, und als die funkelnden Sterne am blauen Nachthimmel aufzogen, da tönte Endrulat's Lied durch die ſtill gewordene ſtrada nuova:

„Glückauf, ihr Sarden und Lombarden,
Glückauf, Italien einig, frei!“

Den ihnen hörte ich auch, daß der ehemalige preußiſche Officier und jetzige Chef des Generalſtabes in der Schweiz, der durch ſeine kriegswiſſenſchaftlichen Schriften berühmt gewordene Wilhelm Rüſtow bereits in Sicilien eingetroffen ſei und eine Stellung als Oberſt in der Garibaldi'ſchen Armee einnehme. Sie Alle, erzählen ſie mir, würden in dem Regiment Rüſtow's dienen. Auch einen preußiſchen Artillerieofficier traf ich, der hier einige Monate Urlaub genommen hatte, um nach Sicilien zu gehen, und dann, wie ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, auch einen Berliner. Er ſaß

* Mit dieſem Artikel beginnen die verſprochenen Originalmittheilungen aus Italien, deren Erſcheinen durch verſpätete Abreiſe unſers Mitarbeiters leider um einige Wochen verhindert ward. D. Red.

Digitized by Google

im Café de la Concorde unter den Orangenbäumen und Acazien, trank Kaffee mit Milch und forderte sich die Augsburger Allgemeine. Nachdem er einige Minuten hineingesehen hatte, warf er sie fort und rief: „Nein, diese ewigen Lügen über Italien werden ordentlich ekelhaft, und man ärgert sich doch darüber!“ Da redete ich ihn an und hörte, daß er aus der nüchternen Stadt an der Spree komme, um sich für Garibaldi zu schlagen und statt des Berliner Weißbiers Strauß'er zu trinken. Und am Abend ging ich mit ihm in ein Haus in der Nähe der Promenade del acqua sola, wo er Abschied nehmen wollte von einigen Cameraden, welche noch in der Nacht mit einem französischen Schiff nach Messina fuhren. Da lagen sie auf Stroh nebeneinander, einige zwanzig, und die Meisten schliefen fest. Und neben dem Einen, einem schönen jungen Mann mit einem prächtigen, schwarzen Schnurrbart, saß eine alte Frau mit grauem Haar, hielt seine Hand in der ihrigen und sah ihn unverwandt an. Er schlief fest. Und als ich die alte Frau fragte, sagte sie mir, sie sei seine Mutter und wolle ihren Sohn, den sie als einen Streiter Italiens dem Garibaldi sende, noch die letzten Stunden sehen und seine brave und tapfere Hand in der ihrigen halten, und dann mit ihm an den Hafen gehen und ihm ihren Segen geben.

Die meisten Einschiffungen der Garibaldi'schen Freiwilligen finden in Genua und Livorno statt. In Genua sind in den letzten vier Wochen durchschnittlich täglich dreihundert eingeschifft worden. Die Zahl derer, welche von Livorno abgegangen sind, habe ich dort nicht erfahren können. Doch finden auch in Marseille, Constantinopel und in englischen Häfen Einschiffungen statt. Aus Constantinopel sind kürzlich sechshundert Ungarn in Messina angekommen. Aus England und Frankreich treffen viele Matrosen in Genua ein, welche in der Garibaldi'schen Armee Dienste nehmen. Die bei weitem größere Zahl besteht, wie sich von selbst versteht, aus Italienern, aus Lombarden, Venetianern, Piemontesen und Toscanern, besonders aus Lombarden. Sie haben selbst so lange unter dem Drucke fremder Despotie gelebt, um jetzt nicht ihren Brüdern in Neapel und Sicilien zu Hülfe zu eilen. Meist alle kommen also Reisende nach Sardinien, sind mit Pässen und Legitimationspapieren als solche vollständig versehen und reisen als Passagiere auf englischen und französischen Schiffen, welche im Hafen zu dem Zwecke bereit liegen und von ihnen selbst oder von Bevollmächtigten Garibaldi's gemiethet werden, nach Sicilien hinüber. Equipirt und bewaffnet wird Niemand, weder in Genua, noch in Livorno. Es steht somit selbstredend der sardinischen Regierung gar kein Recht zu, selbst wenn sie von auswärtigen Cabineten dazu gedrängt würde und einen solchen Anfinnen nachgäbe, gegen derartige Einschiffungen hindernd einzuschreiten. Es steht ja Jedem frei, als Passagier in einem italienischen, französischen oder englischen Schiffe nach Sicilien zu reisen und dort unter Garibaldi Kriegsdienste zu nehmen. In den Straßen Genua's sieht man die Freiwilligen nicht mit Waffen umhergehen. Viele tragen die rothe Mütze, welche in der Garibaldi'schen Armee als Kopfbedeckung eingeführt ist, Manche den rothen, kurzen Waffenrock, Manche die rothe Blouse, viele, und die meisten, den einfachen Anzug von ungebleichtem Leinen, kurzen Rock und Hosen mit kurzen Lebergamaschen, der für die Insanterie bestimmt ist. Den bangen und ängstlichen Seelen will ich übrigens sagen, daß die rothe Farbe der Mützen, der Waffenröcke und der Blousen nicht die rothe Republik bedeutet. Die Mützen haben einen weißen und grünen Streif, die Röcke und die Blousen kleine Fragen und kleine Aufschläge von grünem Tuch, und das Lederzeug und die Degenkoppel ist weiß. Röcke, Blousen und Mützen repräsentiren also in ihrer Zusammenstellung die drei Farben Italiens. Die ganze Uniform, sogar der einfache Anzug der Insanterie, ist sehr kleidend, und hebt die jugendlichen und kräftigen Formen ihrer Träger recht hervor. Der größte Theil der Freiwilligen hat sich ihre Uniformirung auf eigene Kosten anfertigen lassen und schon selbst dafür gesorgt, daß sie kleidend und zierlich gemacht ist.

In Massen müssen die Soldaten in diesen Uniformen einen imposanten und prächtigen Eindruck machen. Die Schützen, die Bersaglieri, sollen grüne Uniformen tragen; von ihnen habe ich keine gesehen. Alle schwärmen im Voraus für ihren künftigen General, ohne ihn bis jetzt gesehen zu haben, und erzählen sich Wunderdinge von seiner heroischen Tapferkeit und von seiner Herzensgüte, mit der er für seine Armee sorge. Ueber die Stärke dieser Armee gehen die verschiedensten Gerüchte und kommen die sonderbarsten Nachrichten. Das Richtige ist wohl, daß sie zwischen dreißig- und vierzigtausend Mann beträgt. Jedenfalls ist sie eine tapfere Armee und eine Armee, die sich dessen bewußt ist, wofür sie sich schlägt, steht also schon deshalb, und weil sie nur aus Freiwilligen besteht, hoch über dem Söldnerheere des Königs von Neapel.

Am Abend, als ich aus dem Hafen von Genua nach Livorno abfuhr, verließ auch der englische Dampfer Orwell, ein Schiff von ungefähr dreihundert Pferdekraft, den Hafen. Das ganze Verdeck war mit den Streitern Garibaldi's angefüllt. Ihre rothen Blousen, die rothen Mützen und die weißen und grünen Federn leuchteten in den Strahlen der untergehenden Abendsonne, welche die Berge und die Forts und die aufsteigenden Häusermassen Genua's, welches sich „la Superba“ nennt, in einen violettfarbenen Duft hüllte. Am Spiegel des Dampfers flatterte die italienische Tricolore, über ihr die rothe englische Fahne. Und weithin über die ultramarinblauen Wogen tönten die begeisterten Rufe aller der Hunderte, welche hingingen, um für das einige und freie Italien zu kämpfen: „Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi!“

Blätter und Blüthen.

Ein Besuch in der Sylter Vogelkoje. Es ist nicht leicht, sich eine klare Vorstellung von der Einrichtung jener eigenthümlichen Vogelheerde zu machen, die man Vogelkojen nennt. Gewöhnlich lassen sich Reisende, denen es an hinreichender Zeit gebricht, mit einer oberflächlichen Beschreibung dieser Fangapparaten genügen und gehen in der Meinung von dannen, es sei kaum der Mühe werth, einer so unwichtigen Vorrichtung wegen sich einer unnöthen Strapatze auszusetzen. Häufig schon hatte ich ähnliche Aeußerungen vernommen und war deshalb gar nicht gewillt, eine solche Vorrichtung in Augenschein zu nehmen, als sich mir vor einiger Zeit während eines längeren Aufenthaltes in Nordfriesland wieder Gelegenheit dazu bot. Erst nachdem ein mir wohlwollender Mann mit der Bemerkung mir entgegenkam, die Besichtigung einer Vogelkoje gewähre vielleicht Interesse und werde mich gewiß befriedigen, entschloß ich mich, dem Rathe desselben zu folgen.

So viel ich weiß, gibt es nur auf den nordfriesischen Inseln Föhr und Sylt Vogelkojen. Bekanntlich dienen sie zum Fang wilder Enten, die Anfang August in großen Schwärmen über diese Inseln ziehen. Die größte aller Vogelkojen befindet sich auf Sylt und zwar im Norden der Insel, fern von jeder menschlichen Behausung, von heißen, salzsam gefüllten Dünenkegeln im Westen begrenzt, während auf der Ostseite die Brandung der See an die sie umbegenden Deiche schlägt. Schon diese wilde Umgebung, in der man außer dem Meeresrauschen und dem oft entsetzlichen Geschrei zahlloser Möwenschwärme nichts vernimmt, als das Säuseln, Pfeifen und Stöhnen des Windes, verleiht der Vogelkoje auf Sylt einen höchst seltsamen Character. Es sind mancherlei Formalitäten zu erfüllen, ehe man die Erlaubniß zum Eintritt in das Gehege erhält. Erst die Einsicht eines schriftlichen Scheines, den man von einem der Mitbesitzer der Koje erhält, erschließt uns dasselbe. Daß möglichst schweigsames Verhalten sowohl in unmittelbarer Nähe der Koje, wie im Innern derselben streng vorzuschreiben ist, als bedarf man einen gewichten Ort, erhöht noch die Erwartung und macht es wohl, wenn nicht in eine feierliche, so doch in eine ernste Stimmung, die ganz zu dem Charakter der Wüsten, aber unbedeutend malerischen Dünenlandschaft paßt.

Ein breiteres Thor führt durch die Umwallung, über welche verwitterte, vom Nordweststurm gespaltene Weiden, Erlen und Birkenbäume, von fischgrauem Moos bis in die dürrsten Aesten hinauf überponnen, hervorsehen. Ein Hund schlug an, der Wächter öffnete, Möwen kreischten und eine Schaar langbeiniger Wasserreiter ließ ununterbrochen ihre langgezogenen Klagelaute erschallen. Sonst war es so still, daß man seinen eigenen Tritt hörte. Kein Wärter oder Aufseher ließ sich blicken.

„Wissen Sie,“ flüsterte mir einer meiner Begleiter, Capitain D., leise zu, „von unsern Landleuten behaupten Viele, es sei hier nicht geheuer. Ich selber habe einen Wächter gekannt, der es nur wenige Nächte in der Vogelkoje aushielt, und dann in bestimmt, dem Entsetzen nahe, sagte, daß man sie ihm gehen mußte. Er ward tiefsinnig seitdem oder doch menschenscheu, und einige Jahre später fand man ihn eines Tages todt in den tiefen Dünen. Er mochte in der traurigen Einöde jener Sandstrecken in die Irre gerathen und verhungert sein. Wie er eigentlich zu Tode gekommen ist, hat Niemand erfahren.“

An der Herstellung unserer Unterhaltung verhinderte uns der jetzt sichtbar werdende Lockvogel. Es war eine gedrungene Gestalt, deren Geschicklichkeit im Gehen und Laufen unübertrieben. Unsern Gruß erwiderte er ziemlich mürrisch, ließ sich den Schein zeigen und zählte nach, ob auch alle auf demselben verzeichnete Vorsuchzahl richtig sei. Als er sich davon überzeugt hatte, bedeutete er uns, daß wir uns nach Belieben umsehen dürften.

Der Leser denke sich in der Mitte eines Deiches, nur von sehr schma-

Digitized by Google

len Gängen durchströmenden Gebäuches, in dessen Gezweig wahrscheinlich kein Vogel nistet, einen viereckigen, bedeutend großen und tiefen Teich. Den bei vier Ecken hielts Tarsken nach allen vier Himmelsgegenden vier Canäle, die sich leicht krümmen und langsam verengern, die sie in einer ganz schmalen Rinne endigen. Zur rechten Seite jedes dieser Canäle befinden sich sächerartig aufgestellte Wände aus Stroh oder Schilfgeflecht, von denen jede einzelne Wand die andere deckt. Die linke Seite des Canals umgibt ein Erdwall von ungefähr gleicher Höhe wie die schräg gestellten Schutzwände. Ueber diese spannt sich nach der ganzen Länge des Canals das Fangzeug, welches, je enger der Canal wird, desto niedriger zieht, bis es die zum dritten schmalen Canale niedermündende Wasserrinne berührt. Hier bildet das Netz einen Sack aus Maschen, der in die Erde befestigt ist.

Auf dem rings von dichtem Gebüsch umgebenen Teiche werden eine nur geringe Anzahl gezähmter Lockenten gehalten. Tritt nun die Zeit ein, wo die wilden Enten ihre Züge beginnen, so dienen die ruhig auf dem stillen Gewässer schwimmenden zahmen Thiere als Lockvögel. Kamm nämlich gewahrt der heranwandernde Schwarm den Wehher mit den darauf befindlichen Enten, so läßt er sich herab und setzt sich auf ihn, um nicht ihre Nähe zu gefährden, dann nahe den Eingängen in die Canäle schwimmen Gerstenkörner, die sich im Canale selbst in größerer Menge vorfinden. Der Reiz des Futters aber und selbst der Hunger würde sie schwerlich, mißtrauischen, vor jedem ungewohnten Laut aufstutzenden Thiere doch nicht verleiten, das offene, breite Wasser des Teiches, auf dem nur wenige Gerstenkörner treiben, zu verlassen, wenn nicht die Dreißigkeit der gezähmten Enten sie das Wagniß unternehmen lehrte. Vertraut mit der Einrichtung der Canäle und zum Verlassen des Teiches geschwungen die zahmen Enten ihren wilden Schwestern voran, gierig nach den schimmernden Körnern schnappend. Bald folgen die Verlockten in Menge, der Gelahr vergessend. Der Trieb, Nahrung zu suchen, macht sie angstlich und unvorsichtig und läßt sie die Grenze überschreiten, welche die Lockvögel stets einhalten. Die gezähmten Enten gehen nämlich nur bis an die erste schräg stehende Schildwand, wo das Netz beginnt. Hier kehren sie regelmäßig um. Die wilden Enten tragen getheu in ihrem Ungestüm über diese Wand hinaus und erblicken, sonst so scheu und vorsichtig, die regungslosen in den Canälen stehenden Wächters. Aus Furcht vor diesem zieht die in den Canal eingedrungene Menge weiter vorwärts, um den unheimlichen Blicken des Lauernden nicht wieder zu begegnen. Allein der Wächter schlüpft ebenso schnell von Wand zu Wand, sodaß er immer und immer wieder hervorzutreten scheint. So hüten sich die Bethörten ahnungslos ins Verderben. Der Canal wird enger und immer enger, und die bannenden Blicke des Wächters begegnen immer aufs Neue den gefängstigten Thieren, die nun auch noch das verhängnißvolle Netz über sich gewahren. Endlich erreichen sie den Boden des letzten Wasserrinne, das Netz füllt, und die erbarmungslose Hand des Wächters erwürgt die in den Maschen zappelnden Zugvögel.

Das ist der sich früh in derselben Weise wiederholende Vergang beim Fange der Krickenten. Die Zahl der an einem Tage jedem der drei Canäle gefangenen Vögel beträgt durchschnittlich dreißig Stück; die jedesmalige Beute einer Jahres, wobei zu bedenken ist, daß die Fangzeit schwerlich über sieben Wochen lang dauert, sich sich in der Mitte Vogelzüge auf 22 bis 24,000 veranschlagen. Begreiflich ist jedoch, daß ein solches Gerüricht in der Umgegend der Vogelleje ferang und bei berächtlicher Strafe untersagt. Es mag dies wohl nöthig sein, da die Nähe der Dünen, die sich gerade auf diesem Punkt der Insel höchst malerisch gestalten und in ein zerrissenes Dünengebirge mit zahlreichen teichförmigen Vertiefungen, Cañon- und Längenthälern übergehen, der vielen Sandhasen wegen eine große Anziehungskraft für Liebhaber der Jagd haben, die hier, wenn nicht scheu, doch gestutzt wird. Die immerwährende Ruhe in der Vogelkoje und rund umher in der umwohnenden Gegend mag sie dadurch gewinnen von regem Gefühl einen längeren Aufenthalt in derselben gewiß nicht zum Genuß. Schon der Anblick dieser verkrüppelten Bäume, die, von der Gewalt der Stürme niedergedrückt, mehr in die Breite als in die Höhe wachsen, erzeugt unheimliche Gedanken und spinnen leichterklärungen Vorstellungen, welche Welt mit phantastischen Gebilden bevölkern. Selbst am hellen Tage, bei Sonnenschein zeigte sich das mit hartartigem grauen Moos übermucherte Gebüsch in so schauerlicher Beleuchtung, daß mir das ganze Gehege wie ein gespenstischer oder verzauberter Wald vorkam, und ich wußte nicht, Worte des Capitains, der mir später noch eine Menge beglaubigter Begebenheiten erzählte, wohl zu erklären. Das Wächterami in dieser Vogelkoje verlangt, soll der Mann seine Pflicht thun, einen Menschen, der sich von Nichts aufregen läßt. Mich dünkt, nur ein vollkommener Gleichgültigkeit behaftet oder ein unter allerhand schweren Gesahren und Schreckniss aller Art zugebrachtes, für alle Eindrücke von außen unempfänglichtes Leben kann diesem Posten dauernd vorstehen.

Unter den vielen Punkten, welche die Insel Sylt in Bezug auf charakteristische landschaftliche Scenerien darbietet, nimmt die Umgebung der Vogelleje einen hervorragenden Rang ein. Erstimmt man den Seedeich im Osten der Koje, so hat man ein Landschaftsbild vor sich, wie man es so leicht nicht wieder findet. Ost- und nordwärts überdeckt man die blau-grüne Binnensee mit den weißen Segeln der Küstenfahrer und Watenschiffer. Weiter südlich liegt schroff aus dem Meere der hohe Rücken der Insel, welcher die greifenen Dorfschaften Keitum, Wenum, Archsum ꝛc. trägt. Ueber diesen in weiter Ferne schimmert die silberne Mauer der Dünen von Hörnum. Den westlichen Horizont begrenzt die zu kühnen Gipfeln sich aufthürmende Dünenwelt des Listlandes, über welcher ganze Wolken schwebender Möven auf- und niederschweben. Unter uns, dicht vor unsern Füßen, liegt der stille Teich, die mit Netzen überzogenen entwenartig gekrümmten Canäle und das graue Gebüsch mit dem gespenstischen Moosbehänge, den vielen blätterlosen, phantastisch gekrümmten und durcheinander gehäuften Aesten, um die wie ein Zeltengewand die selbe Moosbekleidung flattert. Bläuliche Rauchwolken, aus der Hütte der Wächter aufsteigend, ziehen, in dünne Streifen sich auflösend, gegen den Wall der Dünen, hinter denen die Brandung der Nordsee brauft. Hat erst die Landschaftsmaterei das seine Stift entdeckt, dann werden wir bestimmt noch viele Naturschilderungen nicht mehr lange gelungene Bilder aus jenem uitons Thule vermissen, wo es noch mancherlei Schätze zu heben gibt. C. W.

Ein fürstlicher Mäßigkeitsverein im sechzehnten Jahrhundert. Als in unserer Zeit die Stiftung von Mäßigkeitsvereinen Mode wurde, und sogar Fürsten an die Spitze derselben traten, verwunderte man oft im Volke die zwar nur halbwahre Behauptung: „Die Großen können leicht das Vertrechen üben, sich des Branntweins zu enthalten, so lange ihnen Portwein, Madeira und Champagner bleiben.“ Allein es hat auch zeiten gegeben, wo fürsten Deutschlands aus freiem Antriebe, bewogen vom Ernste der Zeit, zusammentraten, um ein sittigeres und mäßigeres Leben bei sich und bei ihrer Umgebung einzuführen. Als nämlich im Jahre 1524 die fürsten Wolfgang, Erzbischof von Trier, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Baiern, Pfalzgraf Friedrich, Herzog von Baiern, Pfalzgraf Wilhelm, Herzog in Ober- und Niederbaiern, die Bischöfe Konrad von Würzburg, Wilhelm von Straßburg, Philipp von Freisingen, Georg von Speier, Markgraf Kasimir von Brandenburg, Otto von Heinrich, Pfalzgraf und Herzog von Baiern, Philipp, Landgraf von Hessen, u. A. sich zu Heidelberg zu einem sogenannten Gesellenschießen mit der Armbrust versammelt hatten, und manche Stimme über die sittlichen Gebrechen und Mängel der Zeit unter ihnen laut wurde, vereinigten sie sich zur Besserung der Sitten an den fürstlichen Höfen und unter den höheren Ständen in folgenden Bestimmungen: Jeder von ihnen, Kurfürst oder Fürst, geistlich oder weltlich, solle in eigner Person sich alles Gotteslästerns und alles Zutrinkens in ganz oder halb völlig enthalten. Jeder es auch seinen Amtleuten, Hofgesinde, Dienern und Unterthanen bei namhafter Strafe, desgleichen auch der Ritterschaft und den Landgesessenen in jedem Fürstentum verbieten; wer von jenen sich diesem Gebote nicht füge, solle mit Ausschließung eines Jahres vom Rate entlassen und vom Hofe entfernt werden, und kein Fürst solle ihn je wieder zu Amt und Hof zulassen. Den Adel und die Landgesessenen in einem Fürstenthume solle man auf alle Weise und Wege an dieses Gebot zu weisen suchen.

Wenn jemand aber einer der Fürsten in die Niederlande, nach Sachsen, in die Mark, nach Mecklenburg, Pommern oder andere Lande käme, wo zu trinken Gewohnheit ist, und sich dort bei aller Weigerung des Trinkens nicht erwehren möchte, so solle er dann mit seinen Hofgesinde und seinen Dienern an dieser Ordnung nicht gehindert sein. Da ferner bisher, wenn ein Fürst in eigener Person zu dem andern an seinen Hof oder anderswo zum Besuche kam, oder seine Botschafter und Räthe sandte, durch Gastanlösung mit Prassen und Aufsitzen viele Kosten aufgingen, da man bedachte, an den fürstlichen Höfen von den Trompetern, Pfeifern, Schalmeienten, Sängern und andern Spielleuten häufig mit Bitten um Gaben und Geschenke angelaufen wurde, so hat man sich dahin vereint und durch diesen Beschluß verbrogen, daß kein Fürst den andern oder des andern Botschafter und Räthe, wenn sie an fremde Höfe kommen, sondern auch mehr, wie der Herberge üblen oder etwas weiter als Futter und Mahl geben solle; es soll auch kein Kurfürst oder Fürst seine gesellgen und sonnlichen Zusammenkommen dem andern über acht Eilen zu einer Mahlzeit geben, es wäre denn bei einer Hochzeit oder bei derselben, wo sich jeder nach Gebühr zu verhalten weiß. Man solle auch keinen Trompeter, Pfeifer, Schalmeienten, Sänger oder derglichen Spielleuten fernerhin mehr Schirmgeld oder etwas anderes geben, sondr zu verweisen. Bei Kurfürsten und Fürsten, welche Frauenzimmer am Hofe haben, solle man nicht mehr, wie bisher geschehen, Ringe an sie verehren. Jeder Fürst solle seine Trompeter, Pfeifer, Schalmeienten mit so viel Besoldung versorgen, daß sie sich daran genügen lassen müssen. So beschlossen zu Heidelberg am Sonntag Trinitatis des Jahres 1524.

Auerbach's Volkskalender ist soeben von der Verlagshandlung von Ernst Keil angegeben worden. Wir machen unsere Leser nochmals auf dieses vortreffliche Volksbuch aufmerksam.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ferdinand Stolle's Ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Zweite Auflage. Preis 7½ Ngr. 24 Bände und Supplemente 3 Bände.

Inhalt der Bände: 1. Camillen I. — 2—4. Napoleon in Egypten. — 5. Moosrosen I. — 6—8. Deutsche Plebejer. — 9. Je länger je lieber I. — 10—12. Mirabeau. — 13—15. Cuba und Waterloo. — 16. Moosrosen. II. — 17. 18. Camillen II. — 19—22. Der Neue Cäsar. — 23. Je länger je lieber II. — 24. Lieder, Gedichte und Biographie. — Supplemente: 1—3 Der Weltbürger. —

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Arcier.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Nachdem Frohn voll Spannung eine Weile beinahe athemlos in dem Alkoven gelauscht, hörte er lebhafte Schritte; sie wurden laut jenseits der großen Flügelthüre, welche zur Rechten des Schreibtisches aus dem königlichen Zimmer hinausführte.

Frohn zog eben seinen Flügelrock und seine scharlachrothe Uniform aus; er warf sie auf einen Fauteuil, der zu Häupten des Bettes stand. Die Thüre ging auf, und zwei Männer traten fast zu gleicher Zeit in das Wohnzimmer des römischen Königs; Einer in dunkler Civiltracht, der Andere in einer schwarzen, mit gelben Garnituren besetzten Hofuniform.

Frohn stand in der Dämmerung des Alkovens, halb von der Draperie der Portière verborgen, so daß er den beiden Männern den Rücken zuwandte; um die Größe seiner Gestalt zu verbergen, hielt er sich ein wenig vornübergebeugt, als ob er an einer Tuchnadel seines Jabots nestele oder doch mit seiner Kleidung beschäftigt sei.

„Majestät halten mir zu Gnaden," sagte der Mann, welcher zuerst eingetreten und in Civiltracht war, „der Hofcourier von Echtern verlangt im Auftrag Ihrer Majestät der Kaiserin durchaus noch eingelassen zu werden."

Frohn räusperte sich, um eine gewisse Heiserkeit seiner Stimme hervorzubringen, dann sagte er möglichst gedämpft:

„Was gibt's?"

„Die Kaiserin," nahm jetzt Herr von Echtern das Wort, „läßt Eurer Majestät vermelden, daß der Courier statt morgen früh noch in der Nacht abgehen soll. Wenn Ew. Majestät sollten ihm ein Schreiben mitzugeben . . ."

„Auf dem Tisch da! Nehm' Er's!" sagte Frohn so lakonisch und so gedämpften Tones wie möglich.

Die beiden Männer hatten sich bis jetzt respectvoll an der Thüre gehalten. Des Königs Kammerdiener trat nun an den Tisch, nahm das fertig liegende Schreiben und übergab es dem Herrn von Echtern, der sich nach der Gegend des Alkovens hin demüthigst verbeugte und dann zugenblicklich damit abzog, um seiner Gönnerin, der Frau von Lederer, sofort den befriedigendsten Bericht abzustatten.

„Haben Majestät etwas zu befehlen?" fragte unterdeß der Kammerdiener.

„Nein, geh Er!" lautete die Antwort.

Der Mann wandte sich zum Gehen.

„Majestät haben heut Abend eine etwas belegte Stimme," dachte er im Stillen, während er die Flügelthüre hinter sich schloß. „Es ist gut, daß sie sich so ungewöhnlich früh zu Ruhe legen!"

Dann zog er sich in seine Stube zurück; er wußte, daß der König beim Auskleiden nie seine Hülfe wollte, und war sehr zufrieden, daß er nicht gescholten worden, weil er den strengsten Befehl hatte, nach zehn Uhr des Königs Zimmer nicht mehr zu betreten.

Sobald Frohn sich allein sah, eilte er auf den Schreibtisch zu; er ergriff eine Feder und auf den nächsten vor ihm liegenden Bogen weißen Papiers zeichnete er rasch die Figur eines Briefes, daneben einen Mund und auf den Mund einen Finger.

„Er wird's versteh'n," sagte er sich dabei, „ohne daß wir hier ein schriftliches Document unserer Anwesenheit hinterlassen, das morgen früh vielleicht der Kammerdiener eher bemerkte, als der König." Dann wollte er von dem königlichen Schreibtischsessel, der er eingenommen hatte, aufspringen und sich eiligst zurückziehen, als sein Blick auf einige Papierbogen fiel, die auf dem Tische lagen, unter einer als Briefbeschwerer gebrauchten zierlichen Bronze-Lacerte von römischer Arbeit. Diese Bogen trugen oben als gedruckten „Kopf" die Worte:

„Wir, Joseph, Erwählter Römischer König, Erzherzog von Oesterreich, Königlicher Prinz von Hungarn und Böheim ꝛc. ꝛc."

Darunter stand von der Hand eines Secretairs mit großen Kanzleizügen geschrieben:

„Lassen hiermit, als Divisionär der zweiten Division des ersten Armeecorps, die vom Kaiserlichen Hof-Kriegsrath an uns zurückgelangten Kostenabschlüsse Eurer Bataillonscasse nebst den Belägen nach erfolgter Dechargirung für das dritte Jahresquartal hienehen ohnbeanstandet zurückerfolgen."

Die Hand König Josephs hatte diesen Erlaß unterzeichnet. Unten stand, von der Hand des Abschreibers:

„An das kaiserliche Commando des ersten Bataillons des Infanterie-Regiments Lobkowitz-Grenadiere."

Dies war der Inhalt des obenliegenden Blattes. Das nur zur Hälfte darunter verborgene zweite zeigte Frohn nichts als den gedruckten „Kopf" und den Namenszug des römischen Königs an derselben Stelle, wo er auf dem ersten Blatte stand. Dasselbe war mit etwa einem Dutzend folgender Blätter der Fall. Es waren Blankets, die alle gleichmäßig für die verschiedenen Bataillone der Division des Königs ausgefüllt werden sollten, und die der Letztere eben unterschrieben zu haben schien, um die Arbeit zu erleichtern, ohne weitere Hin- und Herfendungen aus der Kanzlei nöthig zu machen.

Digitized by Google

Frohn kam beim Anblick dieser Blätter augenblicklich der Gedanke, daß er eines derselben vortrefflich werde verwenden können. Er nahm deshalb eines der Blanketts an sich, faltete es zusammen und verbarg es auf der Brust; dann eilte er in den Alkoven zurück, warf sich Uniform und Flügelrock wieder an, und schlüpfte zu der Tapetenthüre hinaus; durch den schmalen Gang, durch das Garderobengemach, durch den darauffährenden Corridor erreichte er die cassirte Thüre wieder, und nachdem er sie hinter sich zugezogen und draußen seine Hellebarde ruhig aufgehoben gefunden, trat er tiefaufathmend und um einen bedeutenden Theil seiner Spannung erleichtert seinen Postendienst wieder an.

Um einen bedeutenden Theil, sagen wir, denn so gut sein rasch gefaßter und keck durchgeführter Plan so eben gelungen, und so gewiß in diesem Augenblicke die gestrenge und ihren erwachtenen, mit der königlichen Würde bekleideten Sohn wie einen Knaben beaufsichtigende Kaiserin die zufriedenstellende Meldung empfing, daß der Letztere sich in seinen Gemächern befinde und bereits zur Ruhe zu gehen im Begriffe stehe, so schwer bedrückte unsern Freund doch immer noch die Sorge, ob der König sein Wort halten und zur rechten Zeit zurückkehren werde.

Er hatte das Versprechen gegeben. Er wollte vor der Ablösungsstunde wieder da sein. Aber König Joseph, darauf hätte der Arcier einen gefakten Eid geschworen, befand sich in diesem Augenblicke gewiß nicht in der Stimmung, so genau wie unsere Schiltwache auf das Schlagen der Uhren Acht zu geben. Ja, dieser fatale und höchst störende Ton machte in dieser Stunde ohne allen Zweifel schon aus schuldiger Rücksicht und Respect nicht einmal einen Versuch, in das trauliche Hinterstübchen in der Vorstadt zu dringen, und wenn er wirklich so unausstehlich vorwitzig war, dann hieß es auch da wohl: „it is the nightingale and not the lark!“

Der Posten vor der cassirten Thüre mochte erst seit wenigen Minuten wieder erkennungsmäßig bezogen sein, als die Glocke der Burg schon ein Viertel auf zwölf verkündete. Frohn warf bei seinem Auf- und Niederschreiten die Hellebarde bald auf die eine, bald auf die andere Achsel. Als es halb zwölf schlug, kam es ihm vor, als hätte die Glocke ordentlich einen boshaften und spöttischen Klang angenommen und die zwei Schläge mit einem erschrecklichen und ganz ungewöhnlichen Getöse bis in jeden entferntesten Winkel der großen Hofburg geworfen.

Und dann schlug sie drei Viertel auf zwölf, sie war so entsetzlich rasch damit bei der Hand, daß der Arcier glaubte, er höre noch den Nachhall von halb zwölf in seinen Ohren zittern, und nun schlug diese entsetzliche Uhr bereits drei Viertel auf Mitternacht! Um Mitternacht pünktlich kam die Ablösung. Ein anderer Arcier bezog den Posten, ein alter dienstfleißer Kriegsknecht, der, wenn der König heimkehrend auf ihn stieß, Lärm schlug und Alles zur Sprache brachte — Frohn war dann verloren.

Vielleicht schlug die Glocke zu früh; vielleicht war sie in ihrem Laufe der Zeit voraus. Aber nein, dies war ein Gedanke, an den nur die Verzweiflung sich klammern konnte; er war völlig thörichterisch, er war beleidigend für die alte Thurmuhr auf der Hofburg zu Wien, die niemals zu rasch gegangen, die niemals der Zeit vorauf gewesen ist.

In der That, von Sanct Stephan schlug es gleich nachher gerade eben so viel. Und von den andern Thürmen und Thürmchen der großen Kaiserstadt ebenfalls. Frohn hatte noch niemals bemerkt, daß so viel Thurmglocken in Wien sein, und daß sie ein so furchtbares Getöse machten, wenn sie die Viertelstunden schlügen. Dann hatten sie ausgeschlagen, auch der Klang der letzten war zitternd verhallt, Frohn's Herz klopfte immer höher, er glaubte schon die Burgglocke wieder zum neuen Schlage ausholen zu hören, und wahrhaftig, dies Qualgebilde einer dämonischen Erfindungskraft fing sein Rasseln wieder an — es hob aus.

Da unterbrach ein andrer Ton die Todtenstille in dem weiten Gebäude: es waren Schritte: nicht die Schritte der fernen Schiltwachen auf ihren Posten; es waren flüchtige, leise, heranfeilende Schritte, fliegend laß; und etwas Weißes leuchtete am Ende des Ganges auf — der weiße Mantel flatterte; er war da, er winkte Frohn wie grüßend oder dankend mit der Hand. Frohn hatte die Thüre schon geöffnet — hinein flog der weiße Mantel, und Schloß und Riegel klirrten im Innern.

Tief aufathmend stand der Arcier.

„Gott sei gedankt!“ sagte er mit einem aus der tiefsten Seele kommenden Stoßgebet. Und nun ließ er die Glocke schlagen; nun ließ er sie schlagen alle durcheinander, nach Herzenslust, groß und klein, dumpf und hell und heiser, sie konnten gar keinen so disharmenischen Lärm hervorbringen, daß es ihm nicht plötzlich wie eine tolle Tanzmusik ganz lächerlich heiter um die Ohren geschwirrt hätte.

Die Ablösung kam schweren Schrittes heran.

„Alles in Ordnung, Herr Vice-Second-Wachtmeister!“ meldete Frohn und ließ seinem Nachfolger den Posten.

5.

Um zwei Uhr nach Mitternacht wurde der Posten vor der cassirten Thüre eingezogen. Frohn hatte noch zwei Mal an andern Stellen in der Burg zu schildern, dann war die Mittagsstunde des folgenden Tages da, und mit ihm das Ende des Wachtdienstes.

Eine Viertelstunde später saß Frohn in seiner Wohnstube in der Vorstadt Mariahilf; vor ihm lag das Blanket, und den Kopf auf den Arm gestützt starrte der Arcier nachsinnend die weiße Fläche an. Endlich, mit einem raschen Entschluß, ergriff er die Feder.

Es geht nicht anders,“ sagte er, und nun schrieb er mit seiner schönen und deutlichen Copisten-Hand einige Zeilen darauf nieder, strente Sand darauf und überlas das Blatt. Der Inhalt lautete jetzt wie folgt:

„Wir Joseph, Erwählter Römischer König, Erzherzog von Oesterreich, Königlicher Prinz von Hungarn und Böheim ꝛc. ꝛc.

haben zur Anerkennung uns geleisteter Dienste und wegen besondren Wohlverhaltens dem k. k. Arcieren-Leibgardisten Joseph von Frohn das Kreuz eines Gnadenritters des toscanischen Sanct Stephans-Ordens verliehen und geben demselben darüber diese vorläufige Urkunde bis dahin, daß von unsres Kaiserlichen Herrn Vaters Majestät und Liebden, als höchstem Ordensmeister, das von uns beantragte Ernennungs-Diplom unterfertigt und herabgelangt sein wird.

Joseph, R. König, m. pr.“

Mit diesem Schriftstück bewaffnet, verließ Frohn ohne Säumen seine Wohnung wieder. Auf dem Hausflur unten gab ihm die Magd einen Wink.

„Das Demoiselle Thereserl verlangt gar gewaltig nach dem Herrn von Frohn,“ flüsterte sie.

„In einer Stunde komme ich zurück,“ versetzte der Arcier, „dann steh' ich zu Dienst.“

Er verließ das Haus, wandte sich der inneren Stadt zu und suchte das Gebäude der Polizei-Verwaltung auf. Seine rothe Arcieren-Uniform öffnete ihm hier die Thüren. Da man einen Boten vom Hofe in ihm erblickte, so ließ das gestrenge und sonst keineswegs zuvorkommende Dienstpersonal, welches er in dem ersten dieser verhängnißvollen und unheimlichen Räume antraf, sich so weit herab, ihm auf alle seine Fragen Antwort zu geben, und kurze Zeit darauf stand er in einer verräucherten, dunklen, mit Acten bis an die Decke erfüllten Stube, in welcher ein kleiner, gelb und zornig aussehender Mann oben seine Schreibärmel anzog und sich zum Fortgehen anzuschicken schien.

„Was gibt's? was wollen's noch? ein Uhr thut's schlagen, eh' ich a Paternoster hersag — und a Ruh will ich hab'n,“ fuhr er Frohn und den Beamten, der ihn geführt hatte, an.

„Ich bin an ein verdriefliches Subject gekommen,“ dachte unser Freund, indem er den grausellen Actenmann betrachtete, der aufsah, als wäre er der letzten großen Generalcontrahirung älterer Actenbestände nur entgangen, um bei der nächsten berücksichtigt zu werden.

„Ich höre,“ nahm Frohn das Wort, „Euer Gnaden sind der Polizeirath für das Criminale?“

„Nun ja, was schwätzen's noch davon, was hab'n's?“

„Es schwebt eine Untersuchung gegen einen jungen Menschen, der Franz Feldhamer heißt, wegen Diebstahls — man hat bei ihm ein Ordenskreuz gefunden, und dies Kreuz ist zu den Acten genommen.“

Der Polizeirath für das Criminale nahm eine Prise, um seine Ungeduld zu beschwichtigen.

„Wird schon so sein,“ sagte er.

„Dies Kreuz gehört mir, und ich komme es zu reclamiren.“

Digitized by Google

„Ihnen Ihr Kreuz ist's?“ fragte der Actenmann mit einiger Ueberraschung zu dem hohen Leibgardisten aufschauend.

„Ich wohne im Hause der Eltern des Monsieur Franz Fellhamer; dadurch hat der leichtsinnige Mensch Gelegenheit bekommen, es mir zu entwenden — wahrscheinlich weniger in der bösen Absicht, sich den Goldwerth anzueignen, als um damit vor seinen Gesellen zu prahlen.“

Der Polizeimann schüttelte verdrießlich den Kopf.

„Das muß sich ausweisen,“ sagte er.

„Freilich,“ versetzte Frohn. „Ich bitte Sie um die Auslieferung des Kreuzes.“

„Ist's denn gar so eilig?“

„Ich habe Gründe, es sofort zurückzuverlangen. Und da es mein Eigenthum ist, werden Sie es nicht verweigern.“

„Es wird halt nicht so schnell gehen. Schaun's, a kleines Protokoll wird schon zu machen sein, und nachher müssen's abwarten, was die Behörde resolvirt, und dann wird man den Herrn schon vorladen, es in Empfang zu nehmen, und a Urkund oder a Bescheinigung müssen's auch beibringen, daß der Orden der Ihrige ist — die Polizei weiß halt nichts davon.“

„Daran fehlt es nicht,“ entgegnete Frohn, indem er seine königliche Berleihungs-Urkunde hervorzog und, nicht ohne eine kleine Gewissensbeängstigung, dem Beamten vorlegte. „Hier ist die Bescheinigung, die Ihnen genügen wird.“

Der Polizeirath überlas das Blatt.

„Sie werden jetzt auch einsehen, weshalb ich den Orden mir auf der Stelle eingehändigt wünschen muß,“ fuhr Frohn fort. „Der römische König hat mir den Orden gegeben, bevor die urkundliche Verleihung vom Kaiser selbst erfolgen ist. Ich habe ihn deshalb auch noch nicht tragen dürfen, und wenn die Sache bei Hofe bekannt würde, so könnten die alten Majestäten es dem römischen König als eine Eigenmächtigkeit verübeln, und darum kann ich Ihnen schon unter vier Augen anvertrauen, daß der Herr Polizeirath sich beim römischen König einen großen Stein im Brett verschaffen würden, wenn über den Orden in der Untersuchung kein Lärm geschlagen wird, und besonders, wenn Sie kein Aufsehens davon in dem Polizei-Bericht machen, der am Ende der Woche in's Cabinet der Kaiserin gesandt wird.“

„Schau, schau, so steht's?“ fiel der Polizeirath lebhaft ein. „Ja, das ist freilich was Andres; wissen's was, Herr von Frohn, das Beste ist, ich mach' gleich nur einen Vermerk in die Acten: ‚das Kreuz ist dem Inhaber zurückgestellt worden, sub fide Rath Hinterhuber,‘ nachher hab'n wir nichts mehr damit zu schaffen.“

Der kleine Mann war jetzt eben so dienstwillig wie vorher unwirsch.

„Kommen's nur mit, kommen's nur mit,“ sagte er und schritt Frohn voran in einen an sein Arbeitszimmer stoßenden Raum von großer Familienähnlichkeit mit dem ersteren, nur daß hier die Actenrepositorien abwechselten mit großen dunklen Schränken, zu deren einem der Polizeirath sich wandte, nun ihn mit einem Schlüsselbund, das er aus der Tasche hervorholte, aufzuschließen und dann lange darin herumkramen. Frohn warf einen Blick in das dunkle tiefe Innere dieses Kastens, das im Kleinen mit frappanter Aehnlichkeit das Bild eines Trödlerladens darbot, nur daß diese amtliche Trödlerbude mit entschiedener Bevorzugung alles dessen angelegt schien, was sich leicht forttragen und unter einen Rockschoß verbergen ließ, während das mehr Raum einnehmende Mobiliar fehlte. Stiefeletten, rostige Pistolen, Haufen von Wäsche, Kleidungsstücke, Stiefeln, Pferdezäume, eine Unzahl von Reticülen mit knapp abgeschnittenen Bändern, Gebetbücher, kupferne Coffeeleln und tausend andere Dinge ruhten friedsam in diesem Mikrokosmos des Culturlebens einer großen Stadt bei einander, und jedes trug auch sein Zeichen, daß es solchem Culturleben angehöre, an der Stirne, einen Zettel nämlich, mit Actenzeichen und Nummern darauf.

Was der Polizeirath suchte, befand sich nun freilich nicht mitten zwischen allen diesen Sachen, sondern in einem besonderen mit einem Vorhängeschloß verwahrten Kasten, worin alle diejenigen Gegenstände untergebracht schienen, die einen größeren Werth repräsentirten; und daraus nahm der Beamte denn bald ein kleines Packet heraus, als dessen Inhalt sich richtig das dunkel emaillirte, in der Form dem Malteserorden sehr ähnliche Stephankreuz zeigte. In den Winkeln waren vier goldne Lilien angebracht, und oben eine goldene Königskrone. Das rothe dazu gehörende Band befand sich noch daran.

„Da haben's Ihnen Ihr Kreuz,“ sagte der Polizeirath, „und nun kommen's, daß wir's eintragen.“

Er verschloß den Schrank wieder und ging in sein Arbeitszimmer zurück. Frohn folgte ihm. Hier holte er unter mehreren dicken Actenfascikeln ein Heft hervor, welches sein noch jugendliches Alter durch eine außergewöhnliche Dünnleibigkeit verrieth, schlug es auf und nachdem er auf den weißen Rand eines der Schriftstücke seinen „Vermerk“ gemacht, deutete er auf die Stelle darunter und sagte:

„Hier, da schreiben's hin, daß wir's Kreuz Ihnen obruck geb'n hab'n.“

Frohn faßte die Feder und malte mit möglichst ungeschickter Führung des Kiels, der unter dem Druck seiner schweren Hand ganz entsetzlich zischte und knirschte, die Worte hin:

„Obiges Kreuz des Ordens vom heiligen Stephan habe ich zurück erhalten.

Joseph von Frohn.“

„Ist das Ihre Hand?“ fragte der Beamte.

„Wie Sie sehen.“

„Aber sogn's, wie hoßt's denn, der Namenszug da?“

Der Namenszug war freilich so verschnörkelt, daß eine hellsehende Sonnambule nicht aus diesen verwirrten Haken Joseph von Frohn gelesen hätte.

„Das geb' ich Ihnen zu rathen auf,“ antwortete lachend der Arcier. „Ein wenig wüßt anseehen thut's schon, man verlernt das Schreiben eben im Felde, und besonders dann, wenn man schon vorher nicht stark darin war.“

„Ja, mag schon sein,“ versetzte der Polizeirath.

„Und nun danke ich Ihnen für Ihre Gefälligkeit,“ fuhr unser Arcier fort, „es wird dem römischen König schon zu Ohren kommen, verlassen Sie sich darauf. Aber ich darf Sie nicht länger aufhalten, es ist längst Essenszeit . . .“

„Ja, freilich längst ist's Essenszeit,“ fiel der Beamte mit einem elegischen Tone ein. „Aber warten's noch, wir sind halt noch immer nicht fertig.“

„Was ist denn jetzt noch zu thun?“

„Ja, schaun's, unterschrieben haben's freilich, aber etwas hab'n's vergessen.“

„Und was ist das?“

„Das manu propria hab'n's ausgelassen. Ich muß gar schön bitten.“

„Ein m. p. noch — nun darauf soll's mir nicht ankommen,“ versetzte Frohn lachend und ergriff die Feder wieder, um hinter seinen Namen noch den verlangten Zug zu machen.

„Jetzt können's gehn,“ sagte der Beamte, „für alles Andre sorg' ich schon selbst.“

„Küß die Hand, Herr Polizeirath,“ erwiderte Frohn und eilte mit viel leichterem Herzen, als er gekommen, und mit raschen Schritten aus den dunklen, unheimlichen Räumen hinaus.

6.

Im Besitze seiner Beute gab unser Arcier sich zunächst der Erfüllung der moralischen Obliegenheit hin, die der Sterblichkeit in Beziehung auf sein eigenes Wohlbefinden hat und welche der tugendhafte Polizeirath deshalb so stark durch die wiederholte Bemerkung: „es ist Essenszeit“ betont hatte.

Nachdem er diese Pflicht erfüllt und sein Mahl in einem nahen Speisehause an sich genommen hatte, trat er den Heimweg zu seiner Wohnung an und ließ sich nun sofort bei Demoiselle Thereserl melden.

Die junge Dame trat ihm sehr bewegt entgegen. Sie sah wo möglich noch niedergeschlagener aus, als am Tage vorher. Sie hatte auch in der That Grund dazu . . . sie gestand Frohn ein, daß sie ihren Ordensritter seit gestern gesprochen, daß er ein Kreuz gebieterisch zurückverlangt habe, daß sie gar keine Ausflucht gewußt, daß sie ihn ja auch viel, viel zu sehr lieb habe, um ihn durch falsche Vorwände hintergehen zu können, und daß er bei ihrem aufrichtigen Bekenntniß sehr, sehr ernst und sehr unwillig geworden.

„Und hat er beschlossen, sofort etwas in der Sache zu thun?“ fragte Frohn eifrig.

Digitized by Google

Thereſe wußte das nicht; er ſei ſehr nachdenklich geworden und habe ſich nicht darüber ausgeſprochen, ſagte ſie; aber ſehr unruhig ſei er geweſen und habe oft nach der Uhr geſchaut, und nur ſo kurze Zeit ſei er geblieben . . . er ſei wieder davon geeilt, nachdem er, wie es ihr geſchienen, kaum gekommen.

Frohn begriff dieſe Unruhe.

„Seien Sie ruhig, Demoiſelle Thereſe," ſagte er jetzt, indem er das Kreuz aus der Bruſtſtaſche zog — „kennen Sie das?"

„O mein Gott," rief das junge Mädchen, die Hände zuſammenſchlagend aus, „da iſt's ja — das iſt's!" und zugleich fiel ſie erſchüttert in ihren Stuhl zurück und durch einen Strom von hervorquellenden Thränen blickte ſie lächelnd zu Frohn auf.

„Ich kann's nicht ausſagen," fuhr ſie geprest und die Hand auf's Herz drückend fort, „ich kann's nicht ausſagen, wie's mich freut, daß Sie's haben . . . es iſt eine erſchreckliche Freud', als wenn ich davon ſterben müßt'!"

Frohn ergriff gerührt ihre Hand. Er ſah an dieſer gewaltigen Erſchütterung, wie groß und aufrichtig ihre Liebe für den Mann war, den ſie durch ſich in Sorge verſetzt wußte.

„Wie haben Sie's nur angefangen?" fragte ſie dann. „O ich wußt', daß Sie mir helfen würden; mein Gott, mein ganzes Leben lang werd' ich Ihnen nicht genug danken können."

„Reden wir nicht davon," unterbrach ſie Frohn; „wie ich's angefangen habe, erzähl' ich Ihnen ein andres Mal. Jetzt ſagen Sie mir, wollen Sie es ihm zurückgeben, oder ſoll ich's thun? Zu reden hab' ich doch mit ihm."

„Kennen Sie ihn denn?" fragte Thereſe mit einem gewiſſen Erſchrecken.

Er nickte mit dem Kopf.

„Nun, was thut's? ich habe zu Ihnen das Vertrauen, wie zu meinem Beichtvater — ſo geben Sie nur und geben Sie's ihm nur ſelber, denn er hat geſagt, in den nächſten Tagen könne er nicht wieder zu mir kommen, aber vielleicht würd' er's mir übel nehmen und böſe ſein, daß ich Sie in's Vertrauen gezogen, und auf Sie könnt' er einen Zorn faſſen drum!"

„Seien Sie deshalb unbeſorgt," entgegnete Frohn. „Ich muß offen mit ihm reden, mag er's nun gnädig aufnehmen oder, was immer ſehr möglich iſt, es gar übel vermerken, daß ich mich in die Sache gemiſcht habe. Aber es thut's nun einmal nicht anders, davon geredet muß werden!"

„Nun, dann reden Sie in Gottes Namen mit ihm, und wiſſen Sie, Herr von Frohn," ſagte Thereſe mit einem kleinen Anflug von Schelmerei hinzu, „wenn er auch ein klein wenig böſe drein ſchaun ſollt', ich glaub' doch ſchon, ich mach', daß er dem Herrn von Frohn wieder gut wird!"

Frohn griff nach ſeinem dreieckigen Hütlein.

„Aber nun laufen Sie ſchon davon," rief ſie aufſpringend aus, „und ich habe Ihnen noch gar nicht einmal gedankt."

„Eben deshalb laufe ich," verſetzte Frohn, „damit Sie nicht davon anfangen!"

Er eilte in der That davon, noch bevor ſie etwas erwidern konnte, verließ das Haus und ſchlug den Weg zur Burg ein. Er hatte hier keinen Führer nöthig, um in das Vorzimmer des römiſchen Königs zu gelangen. Die junge Majeſtät, wurde er jedoch beſchieden, machte einen Spazierritt im Prater, zuſammen mit dem Erzherzog Leopold und ihren Cavalieren. Frohn ſtellte ſich geduldig in eine Fenſternſche, um zu warten. Außer einem Lakai war Niemand in dem Raume; in die Stille, welche ringsum in dieſem Theile der kaiſerlichen Wohnung herrſchte, warf die Glocke auf der Burgcapelle ihre hallenden Töne, als ſie drei Uhr ſchlug, und dieſer Klang verſetzte unſern Arcier auf das Lebhafteſte wieder in die Situation der vergangenen Nacht.

Kurz darauf fündeten Schritte, das Auf- und Zuſchlagen von Thüren, Stimmen die Zurückkunft der jungen Herrſchaften an. Der Kammerdiener, welchen Frohn am geſtrigen Abende nebſt dem Herrn von Echtern hatte in das Arbeitszimmer ſeines Gebieters treten ſehen, kam herein, der Lakai eilte, die beiden Flügel der großen Thüre aufzuwerfen; im nächſten Augenblicke ſchritt der römiſche König raſch über die Schwelle des Vorgemachs.

„Adieu, meine Herren, ich danke Ihnen," ſagte er, ſich zu zwei Herren in Hofuniform wendend, die ihm bis hierher das Geleite gegeben hatten und ſich nun nach einem Paar tiefen Verbeugungen zurückzogen; dann wandte er ſich mit jugendlich elaſtiſchem Schritt ſeinem Wohnzimmer zu, zu deſſen Thüre ihm der Kammerdiener vorauf geeilt war. Auf dem Wege dahin traf ſein Blick Frohn, der in ſtrak militäriſcher Haltung ſich neben dem Fenſter aufgeſtellt hatte. Die ſchönen offenen Züge König Joſephs mit den großen gewinnenden blauen Augen voll Leben und Geiſt nahmen augenblicklich einen andern Ausdruck an. Dieſer Ausdruck war unverkennbar der einer nicht angenehmen Ueberraſchung. Doch blieb er vor dem Arcier ſtehen und ſagte mit einem leichten Stirnrunzeln und raſchem Hervorſtoßen der Worte:

„Er will mich ſprechen? Komme Er mit hinein!"

Der König ſchritt weiter, und Frohn, der ihm folgte, ſtand nach wenig Augenblicken in dem Wohngemach deſſelben, das ihm aus der vergangenen Nacht her ſo wohl bekannt war. Ihm gegenüber lag der Alkoven, durch den er hier eingedrungen war.

„Arcieren-Leibgardiſt Joſeph von Frohn, früher Oberlieutenant bei Prohaska-Dragonern," meldete Frohn militäriſch.

„Er hat geſtern Poſten geſtanden auf dem Gange drüben, ich weiß," ſagte der König mit ungeduldigem und unwilligem Tone, doch erſt, nachdem er gewartet, bis der Kammerdiener die Thüre wieder geſchloſſen. „Er kommt ſehr raſch, mich daran zu mahnen, daß ich eine kleine Verbindlichkeit gegen Ihn habe!"

Frohn erröthete bei dieſen Worten.

„Majeſtät halten mir zu Gnaden, ich komme ſo wenig in dieſer Abſicht, daß ich im Gegentheil nur befürchte, ich werde Ew. Majeſtät volle Ungnade auf mich laden durch das, was ich vorzutragen mich gedrungen fühle."

„Und was iſt das? Laß Er hören."

„Ich bin in der vergangenen Nacht hier in Ew. Majeſtät Wohnzimmer geweſen und habe die Rolle Ew. Majeſtät geſpielt, auf die Gefahr hin, nicht auf meinem Poſten gefunden und auf die Feſtung geſchickt zu werden."

„Er? Was ſoll das bedeuten? War Er's, der einen Brief von meinem Schreibtiſch genommen hat?"

„Das that Ew. Majeſtät Kammerdiener."

„Der Kammerdiener? der war hier?" fiel König Joſeph beunruhigt ein, „gegen meinen ausdrücklichen Befehl?"

„Weil ihm ein Befehl Ihrer Majeſtät der Kaiſerin vorgeſpiegelt wurde," antwortete Frohn und begann nun den ganzen Hergang zu erzählen.

(Schluß folgt.)

Das große Schützenfeſt zu Cöln.

Wir mögen es immer Napoleon dem Dritten Dank wiſſen, daß er, wenn auch wider ſeinen Willen, uns Deutſche aus dem lethargiſchen Schlafe aufrüttelte, in welchen uns das Regierungsſyſtem des deutſchen Bundestages einzuwiegen bemüht war. Das Jahr 1848 wurde von der Reactionspartei trefflich ausgebeutet, und die Hoffnungen der aufrichtigen ſtaatsbürgerlichen Freiheit ſanken tiefer und tiefer, je mächtiger die Treubündler, unterſtützt von Heer und Beamten, ihre Thätigkeit entfalteten. Da drohte endlich Gefahr von außen: Louis Napoleon richtete die verlangenden Blicke ſiennlich unverhohlen nach dem linken Rheinufer, und jetzt ſiefen die Fürſten Deutſchlands es ruhig geſchehen, daß die altehrwürdige ſchwarz-roth-goldene Fahne wieder aus dem Staube hervorgeholt und abermals als Einigungsbanner für das deutſche Volk aufgepflanzt wurde. Das Turnweſen nahm in unſerem Deutſchland einen neuen ungeahnten Aufſchwung; das Gefühl der Zuſammengehörigkeit machte ſich zunächſt in der deutſchen Jugend geltend; auf fröhlichen Sängerfeſten erſchollen wieder die alten Weiſen von Deutſchlands Freiheit, Ehre und Recht; in Schiller's hundertjährigem Geburtstage feierte unſer Volk neben der Apotheoſe des Genius ſein eigenes Auferſtehungsfeſt; der Nationalverein trat in's Leben.

Aber noch fehlte ein Glied in der ehernen Kette, die unſer

Digitized by Google

Schloß Schützenburg, Hauptgewinn beim Schützenfest zu Cöln.
Nach der Natur aufgenommen von G. Zieh.

schönes Vaterland fortan mit nationalen Banden umschließen soll: ein deutsches Schützenfest, wie ein solches alljährlich in unserem Schwesterlande, der Schweiz, in Freud' und Ehren begangen wird. Die Schützengesellschaft in der Metropole am Rhein hat jetzt diesen schönen Gedanken verwirklicht und, wie bekannt, die Schützen aller stammverwandten Länder Deutschlands, also außer Deutschland, Belgien, Holland, England, die Schweiz (Frankreich ist selbstverständlich ausgeschlossen) zu einem germanischen National-Schützenfest nach Cöln geladen, wo unter glänzendem Schaugepränge am 26. August dieses Jahres ein großes Preisschießen begonnen hat.

Wir überlassen es den politischen Zeitungen, die Details dieses seltenen Festes, wie die Geschichte vieler Jahrhunderte ein solches in Deutschland nicht aufzuweisen vermag, ausführlicher zu beschreiben, und bemerken nur im Allgemeinen, daß die Cölner Schützengesellschaft sechs Ehrenscheiben aufgestellt hat, nach denen zunächst „ohne irgend eine Einlage oder Erfüllung einer materiellen Bedingung" um gewisse Ehrenpreise geschossen wird. Die Namen der Ehrenscheiben deuten an, für welche Schützen sie bestimmt sind; sie nennen sich: Deutschland für die deutschen Schützen, England für die englischen, Belgien für die belgischen, Holland für die holländischen, Schweiz für die Schweizer, und endlich Cöln für sämmtliche Schützen. Der Preis für den besten Schuß besteht bei jeder Scheibe in einem prachtvollen silbernen Pokal, einem Ehrenorden und einem Ehrenkreichen; als Ehrengeschenk der Stadt Cöln hat die nach ihr benannte Scheibe einen silbernen vergoldeten Pokal mit erhabenem Deckel für den besten Schützen zum Gewinn.

Das Hauptschießen an der Ehrenscheibe „Prinz-Regent" hat am 27. August Nachmittags zwei Uhr begonnen, und wird nach dem Maßstabe der Betheiligung der Schützen bis Schluß des Monats September fortgesetzt. Hier gilt es einen Preis zu erringen, wie ein ähnlicher noch niemals in Deutschland ausgesetzt worden ist. Das über Ehrenbreitstein sich erhebende Schloß Schützenburg, von welchem wir dem Leser eine gelungene Abbildung vorlegen, ein Schloß mit einem umgebenden Areal von 18 Morgen der besten Weinberge, Gärten und dergl. nebst einer Gerechtsame von circa 8000 Morgen Feld- und Waldjagd, in einem Werthe von 36,000 Thalern, ist der seltene Preis, den dem besten Schützen aus germanischem Stamme zu Theil wird. Das herrliche Schloß, auf einer mäßigen Anhöhe Coblenz gegenüber an einem der schönsten Punkte des Rheins gelegen, bietet eine prachtvolle Aussicht auf Coblenz, Rhein, Mosel, Stolzenfels und die Gebirgsketten des Rhein- und Moselthals. Die Gebäulichkeiten sind ganz neu, im Geschmack des Mittelalters rein und äußerst solide gebaut, mit vielen Thürmen, Brücken, Cisternen, Springbrunnen, Veranden, Grotten und dergl. geziert; in der That ein hoher Preis, der es werth ist, um ihn mit festem Auge und sicherem Arm zu werben. Außerdem sind noch 184 Nebenpreise von 1000, 500, 300, 200 Thlr. rc. für die nächstfolgenden besten Schützen ausgesetzt, während für die Schießkarte nur 3 Thlr. zu erlegen sind.

Möge denn dieses National-Schützenfest, wie es großartig angelegt, so auch glücklich, froh und frei in deutscher Weise beendigt werden. Einer der Festreduer am ersten Tage, Schütz Wilke aus Cöln, schilderte die Bedeutsamkeit des Festes mit Worten, die, wie sie an jenem Tage hundertfachen Anklang fanden, so auch sicher in ganz Deutschland, ja in der ganzen germanischen Welt nachhallen werden und mit denen es und gestattet sei, diesen flüchtigen Bericht zu schließen:

„Wir wollen," so sprach er, „vereint sein zum Schutze unseres deutschen Vaterlandes, für den Fall der Gefahr! Das, meine Herren, soll der erste Preis unseres Festes sein, daß wir nach den Schießtagen von einander scheiden mit dem Gefühle im Busen: wir sind stammverwandte Brüder; wir sind dafür begeistert, daß wir für das engere, sowie für das weitere Vaterland einstehen wollen mit Wort und That! Und siehe da! Sie haben begriffen, was wir damit gewollt: aus den entferntesten Orten Deutschlands, Belgiens, Hollands, Englands und der Schweiz sehen wir zahlreiche Vertreter bei unserem Feste erscheinen und sich die Hand drücken in dem freudigen Bewußtsein: „Wir stehen wie ein Mann für die deutsche, für die stammverwandte Erde!" Meine Herren! von hoher Stelle ward uns ein Beispiel gezeigt, wie man Rechtlichkeit üben soll, und mit Freude haben wir ausgeführt das hohe Gebot der Religion: „„Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Haus, noch Alles, was sein ist."" Wir Deutsche wollen nicht begehren unsres Nachbars Haus, doch wollen wir uns wehren, wenn eine frevelnde Hand es versuchen sollte, auch nur anzutasten eine Scholle deutscher Erde! Und zu diesem Zwecke haben wir Schützen uns zunächst die Hand zu reichen: wir wollen einstehen mit Gut und Blut und würdig sein dem Vorbilde der deutschen Krieger, welche 1813, 14 und 15 mit ihrem Blute für die Freiheit Deutschlands Boden geheiligt."

Deutsche Bilder.

Nr. 5. Ulrich von Hutten.

(Schluß.)

Gern wäre Hutten in der Nähe des ritterlichen Herrn geblieben, aber die Pflicht der Dankbarkeit führte ihn an den Hof des Erzbischofs von Mainz zurück, wo er auch die versprochene Anstellung erhielt. Im Gefolge dieses Kirchenfürsten besuchte er auch den Reichstag zu Augsburg, der den Kaiser ausgezeichneten hatte, um gegen die dem Reiche von den Türken drohende Gefahr Hülfe zu verlangen. Hutten behandelte die Angelegenheit in einer ausführlichen Schrift, worin er die deutschen Fürsten und Ritter zur Einigkeit gegen den damaligen Erbfeind aufforderte, indem er über das alte Uebel seiner Landsleute, ihre Zerrissenheit, Eifersucht und Zwietracht klagte. „So bleibt," schrieb er damals, „unsere Tapferkeit stets eitel, unsere Kraft nutzlos, und unsere Nachbarn lassen uns wohl für gute Kämpfer, aber nicht für tüchtige Krieger gelten. Und das ist nicht der Soldaten, sondern vorzugsweise der Führer Schuld. Es lebt in Deutschland eine starke Jugend, große, nach wahrem Ruhm begierige Herzen: aber der Leiter, der Führer fehlt. So erstirbt die Kraft, die Tapferkeit spannt sich ab, und der glühende Thatendurst verkommt im Dunkeln."

Noch kein Jahr verweilte Hutten am Hofe des Kurfürsten von Mainz, als er bereits das Dasein so satt bekam, daß es ihm Gelegenheit zu einer Satire gab, die er seinem berühmten Freunde Wilibald Pirkheimer nach Nürnberg mit einem Briefe schickte, worin er seine Sehnsucht nach einer anderen und besseren Thätigkeit aussprach. Er kannte nur einer Herrin dienen, der Freiheit, von der er in seiner „Zuschrift an alle freien und echten Deutschen" folgendermaßen spricht: „In der That, wenn es Einen gibt, welcher die deutsche Freiheit so vernichtet wünscht, daß wir gegen kein Unrecht, keine Schmach mehr Einrede thun dürfen, der möge zusehn, daß nicht jene so gekuechelte und fast erwürgte Freiheit einmal, zu der Unterdrücker größtem Schaden, plötzlich ausbreche und sich wiederherstelle. Wie weit klüger wäre es, verständig anzusehen, wie viel geratener vom Standpunkte unserer Unterdrücker aus, ihr immer noch etwas Athem zu lassen und sie nicht gar zu arg zusammenzupressen, als es dahin zu treiben, daß sie im Gefühl der drohenden Erstickung sich gewaltsam durch einen zerfleischten Ausbruch Luft machen muß! Denn einfangen und binden läßt sie sich wohl, zumal wenn es Einer schlau und geschickt anzugreifen weiß; umbringen und abschlachten aber läßt sie sich nicht, und sie ganz zu vernichten, ist unmöglich. Also Muth! und ihr, denen des Vaterlandes Freiheit am Herzen liegt, die ihr Deutschlands Ehre erkennt und noch nicht ganz dem Aberglauben verfallen seid, letzt, wagt Rechtliches und lebet wohl."

Vor allen Dingen war es Hutten damals daran gelegen, die nöthige Muße zu einigen größeren literarischen Arbeiten zu gewinnen. Großmüthig erbaute ihm der Kurfürst von Mainz seiner Verpflichtungen, indem er ihm doch seinen ganzen Gehalt beließ. Zum Dank widmete er seinem Gönner die von ihm veranstaltete neue Ausgabe des Livius und eine Schrift über das Guaiak, ein medicinisches Mittel, dem er selbst seine Heilung von jener an-

Digitized by Google

fleckenden Krankheit verdankte. Aber auch jetzt fand er nicht die gewünschte Ruhe, da ihn die veränderten Zeitereignisse in den Strudel der damaligen religiösen und politischen Bewegung fortrissen. Zunächst betheiligte er sich an dem Kriegszug des sogenannten schwäbischen Bundes gegen den alten Feind seines Geschlechtes, Herzog Ulrich von Würtemberg. Hier lernte er im Lager den edlen Franz von Sickingen, das Haupt der Ritterschaft, genauer kennen, „einen Mann," wie er an Erasmus schreibt, „wie Deutschland lange keinen gehabt hat, und von dem ich hoffe, daß er dieser Nation noch einmal zum großen Ruhme gereichen werde. Nichts bewundern wir an den Alten, dem er nicht eifrig nachstrebte. Er ist klug, ist beredt, greift Alles rasch an und entwickelt eine Thätigkeit, wie sie bei einem Oberanführer erforderlich ist — Gott möge den Unternehmungen des tapferen Mannes beistehen!"

Bald wurden Beide die innigsten Freunde, sie schliefen in demselben Zelte, sie aßen an demselben Tische und tranken aus demselben Becher. Ihre Herzen waren von derselben Liebe zum Vaterlande, von demselben Hasse gegen seine Unterdrücker und Tyrannen erfüllt. Auf Sickingen's Burg fanden die Freunde der Wahrheit sicheren Schutz, sein starker Arm war stets bereit, die verfolgte Unschuld zu vertheidigen.

Unterdeß war in Deutschland durch Luther's Auftreten die Reformation herbeigeführt worden. Anfänglich erblickte Hutten in dieser neuen Bewegung nur ein eifersüchtiges Mönchsgezänk, bald aber begriff er die hohe Bedeutung des gewaltigen Gottesmannes. Sogleich mit Luther Gemeinschaft zu machen, hinderte ihn wohl die Rücksicht auf seinen bisherigen Wohlthäter, den Erzbischof von Mainz. Dagegen bestimmte er seinen Freund Sickingen, dem verfolgten Reformator seinen Schutz anzubieten, und ihn zu sich auf die feste Ebernburg einzuladen, im Falle ihm Gefahr drohen sollte. Hutten selbst schloß sich mit dem ganzen Feuer seiner ungestümen Natur der neuen Bewegung an, indem er eine Reihe von Streitschriften gegen den Papst und die römische Kirche erließ. Eine mächtige Umwandlung war in seiner Seele vorgegangen: der classische Humanismus füllte ihn nicht mehr aus; er erkannte, daß die Gelehrsamkeit und die antiken Formen ohne einen tieferen Inhalt dem deutschen Volke nicht genügen konnten, daß neue Mächte auf dem Schauplatze der Weltgeschichte erschienen waren. Je tiefer er aber diese Bewegung des Zeitgeistes erfaßte, desto ernster wurde sein Streben, desto gediegener seine Schreibweise, desto mehr näherte er sich wieder der heimischen, vaterländischen Auffassung, indem er seine ursprünglich deutsche Natur walten ließ und den Spielereien mit dem Alterthum entsagte.

Für diese große Umänderung legte zunächst sein erster Brief an Luther Zeugniß ab. „Es heißt," so schrieb ihm Hutten, „Du seiest in den Bann gethan. Wie groß, o Luther, wie groß bist Du, wenn es wahr ist! Denn von Dir werden die Frommen sagen: „Sie suchten die Seele des Gerechten, und das unschuldige Blut verdammten sie; aber Gott wird ihnen ihre Missethat vergelten, und in ihrer Missethat wird Gott der Herr sie verderben." Das sei unsere Hoffnung, das unser Glaube. Verfechten wir die gemeine Freiheit! befreien wir das unterdrückte Vaterland! Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Franz (von Sickingen) läßt Dir sagen, zu ihm zu kommen, falls Du nicht gehörig sicher bist; er wird Dich treuer Würde gemäß ehrlich halten und gegen alle Feinde männlich vertheidigen. Grüße Melanchthon, Jachus und alle Guten dort; lebe freundlich und in Christo wohl."

Aber noch lebte Hutten in dem Irrthume, daß die Reformation von den Fürsten ausgehen und bei ihnen Schutz suchen und finden müsse. Zu diesem Zwecke reiste er nach den Niederlanden, um den Bruder des neu erwählten deutschen Kaisers, Erzherzog Ferdinand, durch seine Schriften und mündliche Unterredungen dafür zu gewinnen, indem er ihm den gefährlichen Einfluß des Papstthums auf die weltliche Herrschaft des Kaisers darzuthun suchte. Wie vorauszusehen, wurde er mit seinen wohlgemeinten Vorschlägen nicht gehört.

Auf dem Rückwege begegnete ihm ein komisches Abenteuer. Wie er mit zwei Knechten heimwärts ritt, begegnete ihm der berüchtigte Ketzerrichter Hochstraaten in der Nähe von Löwen.

„Erwirb," schrie ihm Hutten mit gezogenem Degen zu, „endlich fällst Du in die rechten Hände, Du Scheusal! Welchen Tod soll ich Dir nun anthun, Du Feind aller Guten und Widersacher der Wahrheit?"

Zitternd sank der feige Pfaffe ihm zu Füßen und bat um sein Leben.

„Nein," entgegnete der edle Ritter, indem er sein Schwert wieder in die Scheide stieß, „nein, mein Degen soll sich nicht mit so schlechtem Blut besudeln, das aber wisse, daß viele Schwerter nach Deiner Kehle zielen, und Dein Untergang eine ausgemachte Sache ist."

Während seiner Anwesenheit von Mainz waren seine täglich sich mehrenden Feinde nicht unthätig geblieben. Sie hatten einen Erlaß des Papstes an den Erzbischof bewirkt, worin demselben aufgegeben wurde, Hutten aus seinen Diensten zu entlassen und wegen seiner Schmähschriften gegen die römische Kirche zur Verantwortung zu ziehen.

Die Ebernburg seines Freundes Sickingen bot ihm jetzt eine Zuflucht vor den drohenden Verfolgungen. Dort benutzte er die unfreiwillige Muße, um den tapfern Ritter vollends für die Sache Luthers und die Reformation zu gewinnen. In dem hohen Geiste las er ihm die Schriften des Gottesmannes mit lauter Stimme vor, seine Mahlzeit ließ er vorübergehen, ohne ihn in die neue Lehre einzuweihen. Schweigend und in tiefen Gedanken hörte ihm der mächtige Krieger zu, bis er nach und nach dafür gewonnen wurde.

„Wie?" fragte er anfänglich staunend, „das wagt Jemand erschütternd zu wollen, oder wenn er es wagt, hofft er es zu können?"

Aber Luther's Muth sand in seiner eigenen tapferen Seele bald den mächtigsten Wiederhall; bedächtig folgte er dem stürmischen Eifer seines gelehrten Freundes, mit dem er fast täglich über das Wesen der Reformation sich besprach. Während draußen der Nordwind um die feste Burg stürmte und heulte, wurde es Frühling in des Ritters Brust, und die junge Saat begann zu keimen.

„Traun!" rief er bewundernd aus, „Das Mönchlein ist ein starker Rieke, und sein Geist gewaltiger denn hunderttausend gewappnete Krieger, dieweil Gott mit ihm ist."

Endlich, da er überzeugt war, blieb er fest bei seinem neuen Glauben stehen, wie ein Fels von wilden Wogen umtobt.

„Luther's Sache," sagte er, „ist die Sache Christi und der Wahrheit; überdies fromme es dem deutschen Gemeinwesen, daß Luther's und Hutten's Mahnungen Gehör finden und der neue Glaube geschirmt werde."

Von nun an war Sickingen der eifrigste Freund und Verfechter der Reformation, die ihm zu großem Dank verpflichtet ist. Wie es aber Hutten klar geworden war, daß nicht die Großen und Mächtigen der Nation, sondern das Volk zumeist die gewaltige Bewegung zu fördern und glücklich durchzuführen im Stande sei, so fühlte er auch jetzt die innere Nothwendigkeit, nicht die Sprache der Gelehrten, welche die lateinische war, sondern die deutsche des Volkes zu reden und zu schreiben. Darum sang er auch:

Latein ich vor geschrieben hab,
Das war ein Zeden mit bekannt;
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach',
Zu bringen dieses Dingen Nach'.

Entschieden hatte auf diesen Entschluß Luther's Beispiel einen großen Einfluß ausgeübt. Jetzt erst wurde Hutten ein wahrhaft populärer Schriftsteller; seine Worte und Lieder drangen in das Volk, während er früher nur von einigen Gelehrten gelesen und gepriesen wurde. In demselben Maße aber wuchs seine Bedeutung und sein Einfluß im gesammten Vaterlande. Jetzt erst wurde er einer der wirksamsten Förderer und Träger der deutschen Reformation. Seine Schriften zu Gunsten der neuen Lehre, seine Satiren gegen das Papstthum waren von einer unbeschreiblichen Wirkung für die gute Sache der religiösen Freiheit. Ohne Menschenfurcht und Scheu rief er: „Ich hab's gewagt!"

Die Wahrheit muß herfür, zu Gut
Dem Vaterland, das ist mein Muth.
Kein ander Anlaß ist, noch Grund,
Darum ich anfangen thu den Mund,
Und mich gebrach in Armuths Noth,
Das weiß von mir der liebe Gott.
Der helfe mir bei der Wahrheit Sach',
Laß geben aus sein göttlich Nach',
Damit das Bös' nicht triumphir'
Und daß auch werd' vergelten mir,
Ob ich vielleicht ehn' Fug und Gimpf
Dürf' gefangen an ein' solchen Schimpf,
Der Niemand größen Schaden bringt,
Dann mir, als noch die Sach' gelingt,
Dahin mich Gott und Wahrheit bringt.
Ich hab's gewagt!

Digitized by Google

Aber es genügte Hutten nicht, blos in Worten seine Ueberzeugung auszusprechen; er war der Mann der That und bereit mit seinem Blute einzustehen. Nur mit Mühe hielt ihn der bedächtigere Sickingen zurück, für die neue Lehre sogleich das Schwert zu ziehen. Ebenso warnte und beklagte sich Luther über des Freundes Ungestüm. „Ich möchte nicht," schreibt dieser, „meine Freunde, daß mit Gewalt und Mord für das Evangelium gestritten würde; in diesem Sinne habe ich auch Hutten geschrieben. Durch das Wort ist die Welt überwunden, durch das Wort die Kirche erhalten worden; und auch der Antichrist, wie er ohne Gewalt angefangen hat, so wird er ohne Gewalt zermalmt werden durch das Wort."

Hutten's Besürchtungen sollten sich jedoch nur zu bald bestätigen. Auf dem Reichstage zu Worms, wohin Kaiser Karl V. Luther vorgeladen, lehnte dieser den ihm zugemutheten Widerruf mit den bekannten Worten ab: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde: so kann und will ich nicht widerrufen, weil es weder sicher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen." Hierauf folgte die Aechtserklärung Luther's auf Andringen seiner Feinde, denen er nur durch seine auf Anordnung seines Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, erfolgte Entführung auf die Wartburg entging. Sowohl Sickingen, dem der Kaiser zu großem Dank verpflichtet war, wie auch Hutten, waren auf diesen Ausgang nicht gefaßt. Gleich nach Luther's Ankunft in Worms eilte Hutten von der Ebernburg, um den hochverehrten Mann zu begrüßen; er ermahnte ihn zum standhaften Ausharren und sicherte ihm von Neuem seinen und des Freundes Schutz zu. Zugleich erließ er an den Kaiser selbst einen Brief, worin er voll Feuer die Sache der Reformation vertheidigte, indem er ihn aufforderte, das römische Joch abzuschütteln und die päpstliche Zwingherrschaft zu zerstören. Auf die Nachricht von Luthers Verurtheilung wollte er sogleich zum Schwerte greifen; nur mit Mühe hielt ihn Sickingen, der noch immer eine friedliche Wendung erwartete, von der Unbesonnenheit zurück, die Nuntien des Papstes bei ihrer Heimreise anzugreifen und als Geisseln für Luthers Sicherheit gefangen zu nehmen.

Auf eigene Faust rächte er sich wenigstens im Geiste seiner Zeit an dem Prior der Straßburger Carthäuser, der in seinem Zimmer Hutten's Bild aufhing, um es, so oft er daran vorüberging, anzuspucken. Er schickte deshalb dem Prior und Convent gedachter Carthause einen Fehdebrief, worin er für den ihm angethanen Schimpf zehntausend Goldgulden forderte, die er auch von den Mönchen, nachdem er seine Forderung auf zweitausend Gulden ermäßigt hatte, aufgezahlt erhielt. Ebenso bedrohte er den durch die Reuchlin'schen Händel ihm verhaßten Pfarrer Meyer, dem er längst eine wohlverdiente Züchtigung zugedacht. Daß er durch dergleichen Angriffe die große Zahl seiner Gegner noch vermehrte, kümmerte nicht den tapferen, aber auch unbesonnenen Mann.

Hauptsächlich aber lag ihm die Idee am Herzen, eine Vereinigung des Adels und des Bürgerthums zum Behufe einer kirchlich-politischen Reichsreform zu Stande zu bringen. Beide Stände sollten sich nach seinem Wunsche fortan mit einander vertragen, ihre Zwistigkeiten und Fehden aufgeben, um gemeinschaftlich die um sich greifende Fürstenmacht, die täglich wachsende Tyrannei der Herrscher zu bekämpfen. Nur durch solche Verbindung und Eintracht könnte Deutschland frei und die Reformation gerettet werden. Aber nicht nur Städte und Adel, auch den verachteten und schwer gedrückten Bauer hielt Hutten für würdig diesem Bunde beizutreten. Leider verhallten seine Worte ungehört, und sein Plan, der die ganze Gestaltung Deutschlands wesentlich verändert hätte, blieb ein schöner Traum. Selbst ein Mann wie Franz von Sickingen vermochte sich nicht über die Vorurtheile seines Standes und der Zeit zu erheben; statt Hutten's weisem Rathe zu folgen, schloß er sich nur noch inniger seinen Standesgenossen an, mit denen er sich zunächst in ein Bündniß gegen den Kurfürsten von Trier und den Landgrafen von Hessen einließ, deren Uebermacht der edle Ritter endlich erlag. Von allen Seiten in seiner Burg eingeschlossen, vertheidigte er sich mit unerschütterlichem Muth. Von Pedagra geplagt, ließ er sich auf die Mauer tragen, um die Seinigen anzufeuern; da fiel ein Schuß, der ihn zu Boden warf. Mit der Heldenfassung, die ihn nie verließ, befahl er seinen Dienern, sein Geschrei zu machen und ihn still fortzutragen. „Und wie er in Zeit seines Lebens," berichtet der Chronist, „ein männlich, ehrlich und trutzig Gemüth gehabt, das hat er auch bis in die Stund' seines Todes bewiesen."

In ihm verlor die Reformation ihren tapfersten Beschützer.

Schon vorher hatte Hutten den Freund verlassen, nachdem er eine Einladung des Königs Franz von Frankreich zurückgewiesen, mit einem Jahrgehalt von vierhundert Kronen und freier Wahl des Aufenthaltsorts in seine Dienste zu treten. Trotz des Undanks und der über ihn verhängten Verfolgung blieb er treu dem Vaterlande, weil er es für schimpflich hielt, „unbewiesene Dienste" zu nehmen. Zunächst wandte er sich nach Basel, um daselbst Ruhe und Sicherheit zu finden, nachdem er an seinem Freunde Sickingen seine einzige feste Stütze in Deutschland verloren hatte; aber Ruhe und Frieden waren Hutten nicht mehr hienieden bestimmt. In Basel gerieth er mit Erasmus, dem berühmten Verfasser des Lobes der Narrheit, in Streit. Dieser, der eigentliche Begründer des Humanismus, war, wie es oft zu geschehen pflegt, vor den Consequenzen seiner Lehre erschrocken; er verleugnete seine eignen Grundsätze, als dieselben zu der von ihm nicht beabsichtigten Reformation führten. Der diplomatische Gelehrte verbat sich den ihm angekündigten Besuch Huttens, um mit dem verfolgten Neuerer nicht in eine gefährliche Berührung zu gerathen. Das war zu viel für Huttens Stolz; der emancipirte Schüler schonte nicht des zaghaften Lehrers und erließ an ihn einen offenen Absagebrief. Sein Groll wurde noch durch die Nachricht verstärkt, daß Erasmus sich gegen die Reformation offen erklärt habe. Dieser Streit und die Nachricht von Sickingens Tod schlugen ihn vollends zu Boden. In Mühlhausen, wohin er von Basel zog, fand er ebenso wenig die gehoffte Zuflucht. Die Anhänger des alten Kirchenwesens bedrohten sein Leben, sodaß der Rath ihn bedeutete, die Stadt zu verlassen, um nicht Unruhen zu erregen. So mußte er von Ort zu Ort, von Land zu Land als ein heimathloser Flüchtling iren; die Behörden scheuten sich, den politisch und kirchlich anrüchigen Märtyrer der Wahrheit bei sich aufzunehmen. Krank und elend schleppte er sich nach Zürich, von wo er einem Freunde folgende rührende Zeilen schrieb, gleichsam den Schwanengesang des sterbenden Dichters und Helden: „Wird es denn einmal Maß und Ziel finden, o Coban, das widrige Geschick, das uns so bitter verfolgt? Dem ihm zwar glaube ich das nicht; aber wir, denke ich, haben Muth genug, um seinen Anläufen Stand zu halten. Diesen einzigen Trost, diesen Hort hat uns derjenige gelassen, der das Uebrige jener feindseligen Macht überlassen hat. Mich hat die Flucht zu den Schweizern gestärkt, und ich sehe einer noch weiteren Verbannung entgegen. Denn Deutschland kann mich nicht dulden in seinem gegenwärtigen Zustande, den ich jedoch in Kurzem erfreulich geändert zu sehen hoffe durch Vertreibung der Tyrannen."

Er selbst kämpfte noch bis zum letzten Augenblicke gegen „diese Tyrannen", worunter er die damaligen deutschen Fürsten verstand; mit vor Schwäche zitternder Hand schrieb er noch einmal gegen ihre Anmaßung, Ländergier und Volksbedrückung. Vor ihren Verfolgungen fand er endlich nur Ruhe auf der Insel Ufnau im Zürcherse, wo er sich unter dem Schutze des großen Schweizer Reformators Zwingli verborgen hielt. Hier ereilte ihn der Tod. Er starb in der äußersten Dürftigkeit; wie Zwingli schreibt, hinterließ er „lediglich nichts von Werth". Bücher hatte er keine, Hausrath auch nicht, außer — einer Feder.

Ein fränkischer Ritter ließ in dem folgenden Jahre einen Stein mit einer lateinischen Inschrift auf sein Grab setzen. Stein und Inschrift, selbst die Kunde von dem Ort, wo er begraben, sind verschwunden; aber sein Gedächtniß lebt in der Geschichte des deutschen Volkes als das des ritterlichen Vorkämpfers der Reformation, des edelsten Sohnes seines undankbaren Vaterlandes. In seinem Nachlasse fand sich eine Schrift unter dem Titel „Arminius", worin er sich selbst folgende Grabrede hielt: „Nicht um Ruhm, Reichthum oder Herrschaft kämpfte ich, sondern das Ziel meines Strebens war, dem Vaterlande die ihm gewaltsam entrissene Freiheit zurückzugeben."

Max Ring.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Aberglaubens.

Nr. 2.

Aus Litthauen.

Wie tief noch heutzutage, in unsrem sogenannten „aufgeklärten“ Zeitalter, der höheren Kreisen der menschlichen Gesellschaft eingewurzelt ist, davon haben wir ein schlagendes Beispiel gehabt, als die Epidemie des Tischrückens ihren Rundgang durch die ganze Welt machte, begleitet von Klopfgeistern, Psychographen, Emanuelectoren und wie alle diese Erfindungen eines überreizten Gehirns heißen, welche entweder selbst etwas „Uebernatürliches“ sein sollen, oder denen doch die Kraft zugeschrieben wird, und mit einer bisher unbekannten, unsichtbaren Geisterwelt in Verbindung zu setzen! Ja selbst noch in diesem Augenblick, wo die Mehrzahl der einst Gläubigen lächelnd über ihren Irrthum die Achseln zuckt, macht ein kaum erschienenes Buch von sich reden, das durch seinen Titel der Leserwelt „die neuesten Manifestationen aus der Geisterwelt“ verspricht; und als Bürgen für diese Mittheilungen treten Personen auf, die nicht allein den höchsten militärischen und kaufmännischen Kreisen angehören, sondern deren Namen auch überall mit Achtung genannt werden!

Wenn also der Aberglaube noch da eine Stätte findet, wo der tageshelle Schein der Aufklärung seine dunklen Schatten längst vertrieben haben sollte: kann es uns Wunder nehmen, wenn ihm in den untern Schichten der Gesellschaft noch hier und da ganz das alte Recht eingeräumt wird, bestehen er sich in längstvergangener Tagen fast überall zu erfreuen hatte? Vorzugsweise begegnet man noch seinem Einfluß unter den Landleuten, und von sämmtlichen durch Sprache und Sitte verschiedenen Theilen unseres preußischen Vaterlandes ist es wiederum vorzugsweise Litthauen, wo sich der Aberglaube in voller Kraft und Geltung vorfindet und sich ein festes, unzerstörbares Reich gegründet zu haben scheint. Hier flotiren noch die längst vergessen geglaubten Erzählungen vom „drehenden Schlüssel“, vom „bösen Blick“, von „wunderbaren Zauberkräutern“ ꝛc. und anstatt bei Diebereien das Gericht, bei Krankheiten den Arzt zu Rathe zu ziehen, hält man sich an alte Traditionen, deren Wahrheit nicht im Mindesten bezweifelt wird. Nebenbei, aber vielleicht steht dieser Grund sogar in erster Reihe, hat das Verfahren, das hierbei angewendet wird, den Vortheil, daß es gar nicht, oder doch bei weitem weniger kostspielig ist, und so bleibt halt Alles beim Alten! Jedermann weiß, wie schwer sich der Bauer sein sauerverworbenes, schönes Geld vom Herzen reißt; könnte er richterliche und ärztliche Hülfe beanspruchen, ohne sich diesen Schmerz bereiten zu müssen: ich glaube, er würde sich bald überzeugen, daß der Doctor doch besseren Rath weiß, als diese oder jene kluge Frau, und daß eine Nachforschung bei verübten Verbrechen, welche im Namen des Gesetzes geschieht, doch von besserem Erfolge gekrönt sein möchte, als es nach den Aussagen des „drehenden Schlüssels“ der Fall ist.

Karten, Kaffeegrund, Hanffäden und Zahlen sind denn, der sie zu ordnen und darin zu lesen weiß, untrügliche Wahrheitsspiegel, und für einige Megen Kartoffeln oder etwas Korn erhält man so viel „Zaubertränke“ in den Kauf, als man nur irgend wissen will. Trifft die Voraussage nicht ein, nun, so liegt es entweder an dem Unglauben des Fragers, oder man gibt gar nicht weiter Acht darauf; erweist sich aber irgend eine der größtentheils schlau combinirten Prophezeiungen als wahr, so steigt der Glaube an die Zauberkraft des Prophezeiten um hundert Procent, und der unzweifelhafte Thatbestand geht von Mund zu Mund. Man könnte über die Ammenmärchen lachen, die man hier und da hört, wenn sich nicht gar zu viel Tragisches dazwischen mischte, das nur zu unzweifelhaft beweist, wie unrecht es ist, den Aberglauben des Volkes als „harmlos“ und „unschuldig“ zu bezeichnen. Man sollte ihn im Gegentheil gefährlich und verwerflich nennen, da er oft in seinen Folgen verhängnißschwer und schrecklich ist. Mir ist gerade dies Thema so recht lebhaft vor die Seele geführt worden, da sich kürzlich mehrere Fälle in der hiesigen Gegend ereigneten, die das Gesagte in allen Punkten bestätigen, und ich denke, es wird dem Leser nicht uninteressant sein, in Nachstehendem einige Züge aus dem Leben abergläubischer Menschen zu erhalten, die zum Theil gleichzeitig zeigen, wohin ein thörichter Wahn seine Anhänger führen kann.

Im eignen Hause traten mir bereits mehrere Male bedenkliche Anzeichen des Aberglaubens entgegen. Drei oder vier Tage hintereinander ereignete es sich, daß die Magd des Morgens beim Oeffnen des Stalles ein todtes Huhn in demselben verfand, ohne daß mir uns die Ursache dieser Erscheinung zu erklären wußten. Es war dies recht verdrießlich, um so mehr als es die beiden Exemplare meines Hühnerhofes waren, welche mir auf diese unerklärliche Weise starben. Da hörte ich denn zufällig, daß die Leute auf dem Hofe durchaus nicht zweifelhaft seien, auf welche Weise die Hühner um's Leben gekommen. Ich forschte nach und erfuhr zu nicht geringem Staunen einstimmig aus dem Munde Aller, daß das nicht mit rechten Dingen zugegangen sein könne. Es mußte durchaus ein mit dem bösen Blick behafteter Mensch, der es nicht gut mit uns meine, auf dem Hofe gewesen sein und seine Augen auf die armen Hühner geworfen haben, was natürlich deren Tod zur Folge gehabt hatte. Ich forderte meine Leute auf, mir doch gelegentlich einmal einen Menschen, mit dem „bösen Blick“ behaftet, zu zeigen, oder mir wenigstens einen solchen zu nennen, aber Alle weigerten sich standhaft dies zu thun und riefen im Tone innigster Ueberzeugung: „Bei Leibe nicht! Das bringt groß' Unglück!“

Zur Zeit der Aderbestellung im Frühjahr verheilten wir an arme, brave Menschen unentgeltlich Kartoffeln zur Saat. Eines Tages stellte sich zu dieser Vertheilung eine unbekannte alte Frau mit ihrem Sack auf dem Rücken ein und stellte sich in die Reihe der Empfänger. Da es aber strenger Grundsatz in unserm Hause ist, nur wirklich Hülfsbedürftigen und Unbescholtenen mitzutheilen, so bestellte ich die Alte, die sich Marschull nannte, auf den folgenden Tag wieder und stellte in der Zwischenzeit Erkundigungen über sie bei dem Ortsschulzen an. Dieselben ergaben kein erfreuliches Resultat. Die Alte genoß keines vortheilhaften Rufes; ihr früherer Lebenswandel war keineswegs moralisch gewesen, hieß es, und jetzt stehe sie, die durchaus nicht hülfsbedürftig war, im Geruch der Zauberei, sie treibe jedenfalls einen Handel mit Kräutersäften, leide an „langen Fingern“, d. h. verwechsle die Begriffe zwischen Mein und Dein mit unzweifelhafter Absichtlichkeit, obgleich ihr noch niemals ein derartiges Factum bewiesen werden konnte, und gelte allgemein als Diebsbehlerin.

Nachdem ich diese Auskunft erhalten, wies ich die Alte mit ihrem Kartoffelgesuch natürlich ab, indem ich ihr gerade heraus sagte, daß ich nichts Gutes über sie gehört habe und sie auch durchaus nicht hülfsbedürftig sei. Als ich dies sagte, befand sich eine unserer Mägde zufällig ganz in der Nähe, und ich bemerkte, wie die alte Marschull einen raschen stechenden Blick auf dieselbe warf, wie um sich zu überzeugen, ob das Mädchen meine Worte vernommen habe oder nicht. Kaum aber hatte die Magd die unheimlich funkelnden Augen der Alten auf sich gerichtet gesehen, als sie schwankte, erbleichte und sich an dem nahen Treppenpfosten festhalten mußte, um nicht umzusinken. Als die Marschull sich gleich darauf entfernte, ohne auch nur ein Wort weiter zu verlieren, aber mit einem Lächeln des niedrigsten Triumphes auf den Lippen, bat mich die Magd himmelhoch, die Alte nicht zu abzuweisen, sondern sie zurückzurufen und ihr das Verlangte zu geben.

„Und warum das, Dore?“ fragte ich.

„Weil sie sonst Unheil über das Haus bringt!“ rief das Mädchen händeringend und brach in Thränen aus. „Haben Sie nicht gesehen, welche Kraft ihr Blick besitzt? Wen die ansieht, dem geht es durch Mark und Bein.“

Ich schalt das Mädchen ernstlich über ihren thörichten Glauben und bot alle meine Ueberredungskraft auf, sie von ihrer Ansicht abzubringen — vergeblich. Sie blieb dabei:

„Nun, Sie werden es sehen, Sie werden es sehen! Morgen vielleicht schon werden Sie anders denken.“

Aber Gottlob lag dazu auch nicht die geringste Veranlassung vor. Ich hege zwar sehr begreiflicher Weise immer den Wunsch, daß ich vor Heimsuchungen jedweder Art behütet werden möchte, aber nach dem an sich höchst unbedeutenden Vorfall mit der alten Marschull steigerte sich dieser Wunsch in mir zu einem fieberhaften Verlangen. Nicht etwa aus Furcht vor dem bösen Blick der Alten, sondern weil ich hoffte, es müsse den Aberglauben meiner Leute

Digitized by Google

curiren, wenn sie den Beweis in Händen hätten, daß sie kein „Unheil über das Haus" gebracht habe. Und in der That, mein sehnlicher Wunsch erfüllte sich; es blieb während mehrerer Wochen Alles auf unserm Hofe und im Hause in bester Ordnung; kein Mensch, kein Thier erkrankte oder litt Schaden; Alles gedieh herrlich, und was unternommen wurde, hatte erfreulichen Fortgang.

Aber treydem und obgleich ich nicht ermangelte, diese Thatsache gelegentlich recht hervorzuheben, gelang es mir nicht, den Aberglauben zu entkräften.

„Ja, es ist wahr, bis jetzt ist noch Alles gut gegangen," hieß es alltagenung. „Aber wer weiß, wie es noch kommt!"

So viel Spielraum gestattet also der thörichte Mensch den zufälligen Möglichkeiten, um sich angstvoll an einen schrecklichen Gedanken seiner Einbildungskraft festzuklammern. Sollte uns in diesem Sommer noch der oder jener Unglücksfall, oder irgend ein Mißgeschick treffen, was bei einem großen Hausstande sehr möglich ist, ja worauf man sogar mit ziemlicher Sicherheit rechnen kann, so bin ich überzeugt, daß es heißen wird: „Das kommt von dem Blicke der Marschull!" Sollte aber Alles so bleiben, wie es jetzt ist, und der Himmel uns gnädig vor jedem Unfall bewahren, dann — ja dann fürchte ich, wird man am Ende gar uns selbst für einen Genossen des Gott-sei-bei-uns halten.

Neulich war und auf einer Ausfahrt nach dem nächsten Städtchen im Gewirr des Jahrmarktes ein kleiner Hund abhanden gekommen. Das Thierchen ist uns sehr lieb, und sein Verlust war uns recht schmerzlich. Heute plötzlich, nachdem er drei volle Tage fortgewesen, findet sich Jerrick wieder bei uns ein, abgemagert und verschüchtert, aber rührend in seiner Freude des Wiedersehens. Im ganzen Hause ist das kluge, wachsame und allerliebste Thierchen gern gesehen, und der Jubel bei seiner Heimkehr war allgemein. Was aber mußte ich bei dieser Veranlassung erfahren? Und zwar ganz durch Zufall, denn seit dem Besuch der Marschull und meinen ernstlichen Gegenvorstellungen hütet sich meine Umgebung, irgend eine Andeutung ähnlicher Art zu machen.

Ein alter Förster war heute Morgen kurz vor Jorrick's Rückkehr auf dem Hofe gewesen und hatte das allgemeine Lamente über das Verschwinden des Hundes vernommen.

„Den wollen wir schon wieder bekommen!" hatte der Alte mit großer Bestimmtheit gesagt, war an einen auf dem Hofe stehenden Wagen herangetreten und hatte dreimal durch die Speichen des rechten Vorderrades hindurch den Namen des Hundes gerufen. Dann aber fällte er den weisen Spruch: „Nun muß das Thier wiederkommen, — oder es ist bereits todt!" Und Jorrick kam wieder! Ergo: das Rufen durch das Wagenrad hatte ihn zurückgebracht!

Doch nun zu einem andern Falle, der, wie ich im Beginn dieser Zeilen schon erwähnte, traurige Folgen hatte.

Wenige Meilen von hier entfernt liegt mitten im Walde auf einer sogenannten Blöße das kleine Dorf Brandbitten. Ein Eigenkäthner daselbst, — d. h. ein Eigenthümer von etwa 6 bis 10 Morgen Landes, nebst Wohn- und Stallgebäude, — Grigat mit Namen, hatte vor Jahr und Tag ein hübsches junges Mädchen aus einer benachbarten Ortschaft geheirathet. Er war ein guter, braver Mann, hatte aber sehr wenig äußere Vorzüge und besaß vor allen Dingen eine gar wunderlich gebaute, häßliche Nase, die oft zu Scherz und Neckerei Veranlassung gab. Der Frau war dies sehr verdrießlich, da sie ihren Gatten wirklich lieb hatte; wenigstens man behauptet, daß sie seiner Bewerbung lange Zeit ausgewichen sei, und zwar nur — der Nase wegen.

Vor einigen Wochen nun wurde jenen beiden Leutchen in Brandbitten ein Kind geboren, und die Freude der Eltern war um so größer, als das kleine Mädchen ungewöhnlich groß und kräftig war. Aber — o Entsetzen! bald zeigte es sich, daß das kleine Wesen die Anlage zu des Vaters ungestalteten Gesichtsorgane mit auf die Welt gebracht hatte. Es war ganz unzweifelhaft, daß die kleine Nase das naturgetreue Abbild ihres großen Vorbildes zu werden versprach; derselbe Ansatz, dieselbe Biegung, dieselbe Richtung nach rechts — nur Alles ganz en miniature!

Die junge Frau war ganz außer sich. Sie galt für die größte Schönheit weit und breit, und nun sollte ihr Kind dem Vater, ja sie konnte sich's nicht ableugnen, dem häßlichen Vater gleichen und, anstatt Verehrung und Bewunderung zu finden, verlacht und verspottet werden! Es heißt in einem allerliebsten Wiegenliede einer Mutter, das ich einstmals irgendwo singen hörte:

Hab' seine Nase immerhin,
Doch habe auch sein Herz!

Doch konnte sich Frau Grigat zu dieser erhabenen Denkungsweise nicht aufschwingen. Sie grämte sich vielmehr Tag und Nacht über das „Unglück", von dem sie betroffen worden, und äußerte sogar mehrmals zu einer Nachbarin, daß sie lieber gar kein Kind besitzen möchte, als ein so mißgestaltetes.

„Hm," sagte die Nachbarin einmal auf solche Aeußerung, „wenn Euch die Sache so zu Herzen geht, müßt Ihr doch nicht die Hände in den Schooß legen."

„Wie meint Ihr das?"

„Nun, ich an Eurer Stelle wäre längst zur alten Sydat nach Misaneiken gegangen! Die weiß für Alles Rath, und es wäre nicht das erste Mal, daß sie häßliche Kinder hübsch gemacht hat."

„Kann sie denn auch eine häßliche Nase gegen eine hübsche vertauschen?" fragte die junge Mutter mit sichtlicher Spannung.

„Der Fall mag bisher noch nicht dagewesen sein," entgegnete die weise Rathgeberin. „Aber es kommt doch auf einen Versuch an; was kann's am Ende schaden, wenn's auch nicht nützt?"

Das war der Frau Grigat einleuchtend, und unter dem Vorwande, eine kranke Verwandte zu besuchen, welche in der Nähe von Misaneiken wohnte, erbat sich Frau Grigat von ihrem Manne die Erlaubniß zu einer kleinen Reise. Das Kind nahm sie natürlich mit sich, da sie denselben noch die Brust reichte, und wanderte nun durch Hitze und Staub, Regen und Wind zwei volle Tage, bis sie endlich mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte Misaneiken erreichte.

Frau Sydat hörte mit der ruhigen Würde der Ueberlegenheit die Klagen und Bitten der jungen Mutter an, besichtigte das Kind und meinte dann mit anerkennungswerther Offenheit und Bescheidenheit, daß ihr ein solcher Fall noch nicht vorgekommen sei. „Indeß," sagte sie zuversichtlich hinzu, „es ist ja nichts in der Welt unmöglich, und wer nur die geheimen Kräfte der Natur kennt und richtig zu benutzen weiß, der kann mit ihnen Wirkungen hervorbringen, die dem gewöhnlichen Menschen Wunder zu sein scheinen."

Diese schöne Floskel imponirte der Clientin nicht wenig und steigerte nur um so höher ihre Zuversicht, je unverständlicher und gelehrter ihr die Worte der Alten erschienen.

„Ihr wollt mir also helfen?" fragte sie erfreut.

„Meinen Willen lenkt eine höhere Macht, — ich muß mich dem Wohle meiner Mitmenschen opfern!" erwiderte die schlaue Alte.

„Ihr werdet also meinem armen Kinde zu einer andern Nase verhelfen?"

„Das kann ich nicht versprechen! Aber ich will den Versuch machen. Jedenfalls aber wird Eure Tochter nach dem Trank, den ich für sie bereiten werde, so liebenswürdig und klug werden, daß sie doch alle Herzen für sich gewinnen soll, selbst wenn sie ihre alte Nase behalten müßte."

Frau Grigat seufzte; indeß war doch das Versprechen der hülfreichen Frau nicht zu verachten, und während sie einen blanken Thaler aus dem Schnupftuchszipfel auskand und vor der „klugen Frau" auf den Tisch legte, bat sie dieselbe, doch ja mit der Mischung des Wundertrunkes nicht zu zögern, da sie große Eile habe.

Frau Sydat versprach, noch in derselben Nacht — versteht sich zur Mitternachtszeit — die Kräuter aus dem Walde zu holen und sofort den erforderlichen Decoct zu brauen.

„Und dann," rief Frau Grigat, „geben wir ihn gleich morgen früh der Kleinen ein!"

„Bei Leibe nicht!" warnte die Sydat. „Jetzt ist die Zeit nicht dazu. Hier bei mir darf das auch nicht geschehen, wie denn überhaupt Niemand wissen darf, daß ich Euch gefällig gewesen bin. So etwas wird leicht mißverstanden, und bringt dann beiden Theilen nur Verdruß und Unannehmlichkeiten. Ihr reist morgen früh ruhig zurück in die Heimath, und erst wenn der Mond im ersten Viertel steht, um ein Uhr des Nachts, geht Ihr trem Kinde ganz heimlich den ersten Löffel von meinem Saft ein. Um zwei Uhr Mittags den zweiten, Nachts um die dritte Stunde den dritten Löffel und so fort, bis die Flasche leer ist."

Frau Grigat ließ sich diese Vorschrift noch einige Male wiederholen, um sie ja recht genau befolgen zu können, und nachdem sie der Alten noch goldene Berge versprochen, wenn ihr Trank sich wirksam erzeigen sollte, verließ sie dieselbe und begab sich zu der

Digitized by Google

ganz in der Nähe von Misaneiten wohnenden kranken Verwandten. Dort blieb sie einen Tag und eine Nacht, erhielt verabredetermaßen in dieser Zeit den versprochenen Zauberzahn und machte sich mit demselben und ihrem Kinde auf den Rückweg.

Durch die beiden anstrengenden Märsche, die der jungen Mutter begreiflicherweise nicht zuträglich sein konnten, hatte natürlich auch das Kind gelitten. Es begann unruhig zu werden, verlor den Appetit und magerte zusehends ab. Man gebrauchte allerlei Hausmittel; die eine Nachbarin rieth dies, die andere jenes an; aber — es half nichts! Das Kind wurde nur immer schwächer und bleicher. Trotzdem aber stand Frau Grigat nicht von ihrem Vorhaben ab, die Mixtur der Szidat zu erproben, als der Mond in sein erstes Viertel geraten war.

Der Mann hatte sich zu einem Pferdemarkte begeben, — um so ungestörter konnte sie ihre heimliche Unternehmung in's Werk setzen. Pünktlich um ein Uhr stand sie von ihrem Lager auf, holte den sorgfältig verborgenen Trank herbei und flößte davon dem Kinde einen Löffel voll ein, den die Kleine gedankig hinunterschluckte. Aber was war das? Kaum hat die Mutter sich wieder zu Bette gelegt, als sie ein ganz sonderbares Geräusch vernimmt, ein leises Stöhnen, Glucksen, Röcheln. Sie springt entsetzt auf und eilt an die Wiege des Kindes, das mit weit aufgerissenen Augen in derselben liegt und die wunderlichsten Grimassen schneidet.

„Aha," denkt die thörichte Frau in ihrem fast unglaublich erscheinenden Wahne, „das Mittel beginnt zu wirken! Die Züge fangen ja schon jetzt an sich zu verändern! O, mein Kind wird schön werden, so schön wie ein Engel!"

Immer mehr und mehr veränderten sich die Züge des Kindes; der Blick wurde matter, die Muskeln schlaffer, bis nach Verlauf von wenigen Minuten das ganze Antlitz eine gelbliche, wachsartige Färbung annahm. Die leisen Klagelaute verstummten, der kleine Körper streckte sich — und das Leben entfloh!

Nun erst begriff die Mutter, was vorgegangen war! Mit einem wilden Schrei warf sie sich auf die Leiche ihres Kindes, riß sie aus der Wiege und preßte sie mit verzweiflungsvoller Heftigkeit an ihr Herz. Umsonst, — die kleinen Glieder wurden nur mit jedem Augenblick kälter und steifer! Das laute Schreien und Jammern der Mutter rief die Nachbarn herbei. Der Vorfall ward offenkundig und gab der Staatsanwaltschaft Veranlassung, eine Anklage gegen Frau Grigat auf fahrlässige Tödtung ihres Kindes zu erheben.

Natürlich wurde die Szidat zur Verantwortung gezogen. Sie versuchte zwar anfänglich, ihre Theilnahme an der verübten Missethat abzuleugnen, mußte aber endlich doch die Aussagen der Grigat bestätigen. Da sie indeß der Grigat ausdrücklich gesagt haben wollte, daß das Kind nicht leidend sein dürfe, wenn es den Trank eingeflößt erhielte, — die Grigat wußte sich dieser Mahnung nicht zu entsinnen! — und da eine chemische Analyse ergab, daß das Gebräu allerdings keine absolut giftigen Substanzen enthalte, wohl aber ein übermäßig scharfes Pflanzendecoct sei, der einem gesunden Magen nicht schädlich sein würde, — so ward die Szidat durch das Geschwornengericht von der gegen sie erhobenen Anklage wegen Mitschuld an einer fahrlässigen Tödtung freigesprochen, das gegen aber wegen unbefugter Verabreichung von Medicamenten und betrüglicher Quacksalbereien zu mehrwöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilt.

Frau Grigat, welche erweislich aus Unverstand und Leichtgläubigkeit ihr Kind getödtet hatte, wurde für unzurechnungsfähig erklärt und demgemäß freigesprochen.

Aehnliche Fälle ereignen sich nur zu häufig und liefern den Beweis, wie nöthig es ist, durch Unterricht und Volksschriften endlich auf Beseitigung der tief eingewurzelten Krankheit des Aberglaubens zu wirken. Cl. J.

Ein Capitel aus der criminalistischen Tagesgeschichte Englands.

Es vergeht zwar kein Tag in England ohne Verbrecher- und Mordgeschichten, aber im August dieses Jahres häufen sie sich mehr als gewöhnlich und regten auch die abgestumpften und daran gewöhnten Nerven auf. Die Bevölkerung Englands gehört zu den dichtesten. Das erklärt viel, ist aber durchaus nicht die Hauptursache des Uebels. In Belgien und an einem Theile des Rheines kommen mehr Menschen auf die Quadratmeile, und man hört nichts von diesen scheußlichen Missethaten, womit die englische Gesellschaft fast alle Tage und Nächte auf's Neue ärger und ärger gebrandmarkt wird. Auch kommen, statistisch erwiesen, nicht die meisten Verbrechen auf die allerdichteste Bevölkerung in der Welt, auf London. Auch fallen sie häufig nicht auf die Kinder der Noth, des Elends und der Verwahrlosung, sondern ergeben sich vor dem Richterstuhle als wohlberechnete, kaltblütig angelegte und durchgeführte Speculationen mehr oder weniger wohlhabender und gebildeter Menschen. Was ist unsere sogenannte moderne Bildung? In England Geld, Sammet und Seide, Equipage, Reitpferd, zwanzig Dienstboten, Maitressen, Schwindel an der Börse, in der Politik, Betrug und Satrapie in den Colonien. Nach der „Morning Post", dem Organe der höchsten Classen, charakterisiren sich die „obersten Zehntausend", deren Helden und Heldinnen während der Parlamentssejt täglich zu Tausenden im Hyde-Park-Corso reiten und fahren, durch raffinirte seruelle Unsittlichkeit. Die Zeitung führte mehrere Züge an, unter Anderem, daß die sittlichen Katzen, die so illustrisch auf ihren Pferden paradiren, sich bei den höheren Gentlemen, den jungen und alten Lords, Grafen, Viscounts und Baronets, dadurch interessant zu machen suchen, daß sie es den öffentlich anerkannten, unter ihnen reitenden und fahrenden Entretenues, Adjafen, Hetären und Hierodulen in Worten und Manieren, im Benehmen und Geben möglichst nachzuahmen suchen. Die Tugend und Respectabilität sei langweilig, als Humbug und Hypokrisie lächerlich geworden. Ueberhaupt sittige man nicht etwa aus besonderer Sündhaftigkeit, sondern aus Langeweile, um sich die Zeit zu vertreiben.

Grobe Verbrechen, wie Mord und Todtschlag, kommen in den höheren und höchsten Kreisen allerdings kaum vor; man macht Alles „subtil" ab. Desto ärger ist's in den Mittel- und unteren Classen. Wir lassen eben die hauptsächlichsten Verbrechen, die sich während der letzten Wochen besonders hervordrängten, dicht hinter einander aufmarschiren. Wir übergehen, daß eben zwei Mörder ihrer Geliebten, der eine in Warwick, der andere in Carlisle gehängt worden waren.

In London sollte am 4. September Morgens der gräßliche alter Mörder dem Pöbel und der Ruchlosigkeit sein Galgenfest geben. Niemand hat die demoralisirende Kraft und Bestialität dieser Hängescenen drastischer und eindringlicher geschildert, als Charles Dickens. Der Mörder, Namens Youngman, war der Sohn eines Schneiders in Walworth, einem südlichen Theile Londons. Nachdem er verschiedene Dienststellen bekleidet und schon bestraft worden war, zog er wieder zu seinem Vater, um Vorbereitungen zu seiner Verheirathung zu treffen. Eines Tages holt er seine Braut in's väterliche Haus. Sie schläft mit seiner Mutter, zwei seiner kleineren Brüder in einer andern Stube auf demselben Flur, er selbst im Bette seines Vaters, der sich unten in der Werkstatt ein Lager zurecht gemacht. Braut und Bräutigam kommen Abends ganz vergnügt von einem Ausfluge nach Hause, und Alles begibt sich mit Ausnahmen auf eine frohe Hochzeit zur Ruhe. Morgens gegen 6 Uhr werden verschiedene Schläfer durch einen unheimlichen Lärm aufgeweckt. Der Wirth des Hauses kommt von unten die Treppe herauf, um nach der Ursache zu sehen. Er prallt zurück, schreit Mord und ruft Polizei. Diese findet einen Knaben mit dem Kopfe die Treppe herunterhängend todt. Sie schreitet über ihn weg und wird von drei andern neben und über einander liegenden, noch blutenden Leichen aufgehalten. Der Mörder steht hinter ihnen im Hemd und empfängt die Polizei mit den Worten: „Hübsche Geschichte das! Meine Mutter that's. Sie wollte auch mich morden, und indem ich mich vertheidigte, tödtete ich sie. Das ist nichts gegen das Gesetz, glaub' ich." So spricht er über den frischen Leichen seiner Braut, seiner Mutter, seiner beiden Brüder, noch besprützt von ihrem Blute. Die Untersuchung ergab klar, daß er die „Braut" mit vieler Ausdauer und List überredet hatte, ihr Leben mit 100 Pfund zu versichern und ihm die Police ein-

Digitized by Google

zuhändigen, daß er sie ermordet hatte, um sich die 100 Pfund zu holen, Mutter und Brüder, um sie nicht als Zeugen gegen sich zu haben. An diesem Plane hatte er Monate lang gearbeitet und ihn nach seiner Berechnung klug und praktisch durchgeführt. Braut, Mutter, Brüder, welche Namen für das menschliche Herz! — Der Mörder zeigte niemals Spuren von Wahnsinn, aber Gott sei Dank! — in diesem Falle Gott sei Dank! Vorfahren von ihm — väterlicher und mütterlicher Seite waren zum Theil in Irrenhäusern gestorben. Wir können zur Ehre der Menschheit annehmen, daß in seinem Blute der ererbte Wahnsinn lauerte, ihn beherrschte und ihm im Uebrigen nur so viel Verstand ließ, sich in seiner Berechnung 100 Pfund zu verschaffen.

In Road, einem Provinzialorte, lebt eine sehr wohlhabende Familie mit Kindern von zwei Müttern. Eines Morgens fehlt ein vierjähriger Knabe in seinem Bette und ist im ganzen Hause nicht zu finden. Man sucht draußen im Garten und in Gebäuschen umher und findet ihn, den Hals durchschnitten, noch blutend in einer benachbarten Düngergrube. Alle Polizeikräfte, Prämien und scharfsinnigen Untersuchungen haben noch nicht zur Entdeckung des Mörders geführt. Charakteristisch ist, daß man eine 14jährige Stiefschwester des ermordeten Knaben, die von ihrer höheren Töchterschule zu den Ferien nach Hause gekommen war, als muthmaßliche Mörderin ziemlich lange im Gefängnisse hielt. Ein 14jähriges Mädchen! Diese erwies sich allerdings schuldlos, aber kurz vorher war ein 12jähriges Mädchen mit ihrer achtjährigen Schwester eines ganz raffinirten Verbrechens überführt worden. Ein Geistlicher, bei dem die beiden Schwestern in Pension gewesen waren, kam in's Zuchthaus. Die beiden Kinder hatten vor Gericht consequent und kaltblütig ausgesagt und im genauesten Detail beschrieben, wie der Geistliche sie im Beisein seiner Frau geschändet habe. Eltern und Angehörige hatten die Aussagen unterstützt und bekräftigt. So wird der Geistliche von scharfsinnigen Richtern und zwölf Geschworenen nach genau erwiesenem Verbrechen zu schmachvollem Zuchthaus verurtheilt. Hinterher werden Mittel entdeckt, die Aussagen und Beschuldigungen der beiden Kinder als eine planmäßig ausgeheckte Lüge zu entlarven. Dies geschieht in aller Umständlichkeit und Klarheit auf gründlichem, gerichtlichem Wege. Die Kinder von 8 und 12 Jahren hatten die Lügen erfunden und im genauesten Detail ausgeführt, weil sie bei dem Geistlichen nicht gern in Pension bleiben wollten. Allerdings hatten die Eltern geholfen — aber welche Eltern! welche kindliche Gelehrsamkeit!

Um dieselbe Zeit fischte man in einem Flusse bei Frome ein todtes, neugeborenes Kind auf. Mehrere Mädchen wurden um dieselbe Zeit theils schon todt, theils noch lebendig als Selbstmörderinnen aus der Themse gefischt: unglückliche Liebe, ehelose Mutterschaft, gebrochene Versprechungen — das alte Lied! Ein anderes Mädchen brachte sich mit Rattengift um in Gegenwart ihrer zukünftigen Gatten, mit dem sie schon länger gelebt, und nachdem sie einen Brief dieses „Gatten" an seine — Frau in Amerika eröffnet und gelesen. Verschiedene Männer wurden in verschiedenen Situationen, theils an ihren Bettpfosten hängend, theils vergiftet re. als Selbstmörder gefunden.

Ein Literat unterbrach sich mitten in einer Kritik über ein Buch und ging in's Nebenzimmer, um sich die Gurgel zu durchschneiden. Ein Geistlicher tödtete sich vor einigen Tagen auf ähnliche Weise. Die Magistrats-Personen von London hatten neuerdings fast täglich mit echten oder unechten Selbstmördern zu schaffen, so daß wir nicht mit Einzelheiten fortfahren wollen.

Was sind unechte Selbstmörder? Sie erinnern an jenen Berliner Schneidergesellen, der, als man die Cholera in den öffentlichen Krankenanstalten noch mit Champagner behandelte, sich wieder und wieder als Cholerakranker aufnehmen ließ, bis die Polizei dahinter kam und ein Actenstück gegen ihn anlegte: „Acta gegen den Schneidergesellen NN. wegen unbefugter Anmaßung der Cholera." Der schmutzige Arbeiter oder Faulenzer, der Sonnabend Nacht mit seiner Frau oder Geliebten alles Geld und alle verfetzten Kleidungsstücke vertrank, torkelt zur Themse, platscht hinein und macht Höllenlärm, damit ihn der nächste Policeman oder ein mitleidiger Vorübergehender herausziehe, auf die Polizeistation und vor den Magistrat bringe. Hier erzählt er von seiner Noth und Verzweiflung, rührt die Armenbüchse des Magistrats und die Taschen einiger Zuhörer. Er wird vermahnt, streicht das Geld ein, geht zum nächsten Spiritustempel und „stärkt" sich. Die schlumpige Säuferin hat die letzten versetzten Kleidungsstücke des Mannes vertrunken, ihre Kinder zerhauen und von dem Manne ein geschwollenes, vielfarbiges Gesicht gedroschen bekommen. Mit Blut beschmiert und von Gin funkend, läuft sie heulend nach der nächsten Themsebrücke und stürzt sich heulend wie ein wildes Thier hinunter. Unten und oben ist alles voller Menschen, Köhne, Boote, Schiffe, Fischer und „Wassermänner". Sie weiß, daß sie herausgezogen und vor den Magistrat gebracht wird, und hofft auf ein erträgliches „Trink-" oder Ersatzsonntagsgeld.

Das sind die unechten Selbstmörder, die wegen unbefugter Anmaßung der Selbstentleibung kurz vermahnt und von gutmüthigen Civil-Aldermen mit etwas Geld und sonstiger Unterstützung entlassen werden. Sie machen aus unechtem Selbstmord „ein Geschäft", das freilich in nächster Zeit wegen zu großer Concurrenz nicht mehr sehr profitabel bleiben wird. Die echten suchen immer die Einsamkeit, oder sorgen wenigstens vorher für gutes Gelingen. Leider ist dieser echte Selbstmord eine Manie und Epidemie geworden, die fast täglich ihre neuen Opfer verlangt, als wären Tausende unter dem Zeichen des Saturn geboren. Doch ist's nicht Saturn, sondern der Satan des Gin und des vergifteten, schweren Biers, Betrug und Schwindel und Verzweiflung.

Auch vereinigen sich oft Mord und Selbstmord. Ein Schneider erschoß sich im Hyde-Park in Gegenwart Tausender von Menschen, die umherspazierten, ritten oder fuhren. Das erste Mal traf er sich nicht ordentlich, er taumelte über einen breiten Sandweg und erschoß sich dann ganz ordentlich. In einer Westentasche fand man seine Adresse: Oxfordstreet, die lebhafteste, heiterste Straße von London. Die Polizei trug den Leichnam nach seiner Wohnung, die verschlossen war. Man öffnete gewaltsam und fand die Frau des Selbstmörders in zerfetzten Stücken auf dem Fußboden umherliegen. Er hatte, wie sich ergab, die Frau aus Eifersucht ermordet und sie in Stücken fortzuschaffen gesucht, war aber dabei von der Gewalt des Schreckens gepackt und zum Selbstmord getrieben worden. — Eine siebenzigjährige, sehr geld- und häuserreiche Wittwe, allein in ihrem Hause lebend, schmutzig geizig und gelbgierig, sich kaum satt essend — scheußliches Bild des Geizwahnsinns, wird in ihrem Hause, viele Tage nach der That, ermordet gefunden. Dreihundert Pfund Belohnung haben noch nicht zur Entdeckung des Mörders geführt.

Das ist eine kurze Blüthenlese aus den täglichen Verbrechergeschichten Englands — lauter Verbrechen aus den letzten vier oder fünf Wochen, glänzenden, luxuriösen Wochen der „season". Sie sind nichts Ungewöhnliches, sondern charakterisiren eben das altsächsische Leben Englands, das Jahr aus Jahr ein, Woche für Woche, Tag für Tag neue ähnliche Stoffe für die Zeitungen liefert.

Ein vergessenes deutsches Denkmal.

In einer Periode nationaler und geistiger Erhebung, wie solche einmal wieder in unsern Tagen, gleich einem frischen Lufthauche in der Schwüle des Sommers, durch das große deutsche Vaterland zieht, mag es als eine nicht ganz müßige Arbeit erscheinen, die Augen und Herzen Aller, auch der vielen Leser dieses Blattes, auf ein Denkmal zu lenken, das der Urquelle deutscher Geschichte, dem Siege über die Römerwelt, geweiht ist, aber, seit Jahren vergeblich seiner Vollendung entgegenharrend, ein Zeugniß deutscher Zerrissenheit und ein Spott des Auslandes dasteht.

Wenn der Reisende im alten Westphalenlande bei Herford oder Bielefeld die Eisenbahn verläßt und das Becken betritt, wo einst die Römerwelt mit den Germanen zusammenstieß, erblickt er in der Ferne nach Süden zu, über das ennlle Waldgebirge hervorragend, das kolossale Denkmal des Cheruskerfürsten Hermann. Das schöne hehre Bild begleitet ihn auf seiner Wanderung so lange, bis er nach wenigen Stunden die freundliche Residenz des Fürsten zur Lippe, das Städtchen Detmold erreicht hat, welches sich in einem reizenden Thale am Fuße des Teutoburger Waldes

Digitized by Google

ausdehnt, auf dessen höchster Kuppe, der Grotenburg (1195 Fuß), das Denkmal sich erhebt. Von Detmold aus führt eine schattige, anmuthige und bequeme Promenade in den Wald bis zur Höhe des Berges. Liebt der Reisende nun außer schönen herrlichen Naturein drücken zugleich die Geschichte seines großen Vaterlandes, so hat eine Wanderung auf dieser Stätte um so höheres Interesse für ihn, denn sein Fuß wandelt auf classischem Boden. In diesen Schluchten hat die Kraft unserer Vorfahren im J. 9 n. Chr. jene übermüthigen Legionen vernichtet, die der römische Kaiser Augustus vergebens von seinem Feldherrn mit den weltbekannten Worten zurückforderte: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Von diesen Bergen, die heute noch ihre Häupter stolz emporheben über die Ebene, hebt das Morgenroth deutscher Geschichte an; dem Siege Hermanns dürfen wir allein es zuschreiben, daß da, wo große Fragen die Welt erschütterten, der germanische Volksstamm gegenüber den Celto-Romanen und Slaven noch immer ein gewichtiges Wort in die Wagschale der Geschichte werfen kann; ihm verdanken wir ferner die Erhaltung unserer Sprache und Sitten. Und ihm, in dessen Seele der große Gedanke entsprang, abzuschütteln das römische Joch der Knechtschaft, und um den sich die zerstreuten deutschen Männer zum ersten Male schaarten und dem Uebermuthe des Eroberers für immer ein Ziel setzten — ihm, dem Befreier, gilt das Denkmal, dessen Säulen sich hier vor Dir erheben. Ein echt deutscher Bau, streben die kühnen Bogen gen Himmel, auch schon in seiner jetzigen, des Standbildes noch entbehrenden Form bildet es ein schönes Wahrzeichen der verbündeten deutschen Stämme.

Das Hermanns-Denkmal auf dem Teutoburger Walde.

Es war am 19. Juli 1838, als der geniale Bildhauer E. v. Bandel aus Ansbach, angeregt durch die hochherzige That Hermanns, und ermuntert durch die aus allen Gauen des Vaterlandes, vom Belt bis zur Adria, vom Rhein bis zur Weichsel, eingehenden reichlichen Beiträge und Zuschriften, im Vertrauen der Vollendung, hier auf dem Schauplatze der unsterblichen That, den Bau begann. Schon am 8. September 1841 konnte unter dem Jubel aller Vaterlandsfreunde das Fest der Grundsteinlegung gefeiert werden. Dann aber trat, hervorgerufen durch das Hamburger Brandunglück und die Wiederaufnahme der Cölner Dombauarbeiten, eine Zersplitterung der Kräfte ein, der Enthusiasmus schwand, die Beiträge flossen immer spärlicher, und nur mit Mühe konnte der Unterbau beendigt und mit einer Kuppel gedeckt werden. So steht das schöne Werk seit dem 17. Juni 1846, so steht es noch heute unvollendet, ohne den Schmuck des Standbildes. Große ernste Zeitverhältnisse zogen über unser Vaterland hin, das Denkmal fiel dem Vergessen anheim, und nur der die Gegend gerade passirende Fremde opferte ein paar Stunden seiner Zeit, es in Augenschein zu nehmen. Im Laufe dieses Jahres jedoch hat der Künstler, ermuthigt durch den im Vaterlande neu erwachten nationalen Geist, sich dem Werke wieder mit Lust und Liebe zugewandt, den früheren Plan hinsichtlich der Statue etwas verändert, um derselben eine größere Haltbarkeit zu sichern, und soll jetzt die Specialpläne zur Wiederaufnahme des Baues ausarbeiten. So dürfte, wenn die Beiträge — wie wohl zu erwarten steht — wieder reichlich fließen, das nationale Werk als ein Zeugniß deutscher Treue und Dankbarkeit, aber auch als ein Zeichen deutschen Brudersinnes und deutscher Eintracht seiner endlichen Vollendung entgegengeführt werden können.

Der Unterbau aus Quadersandstein mißt 93 F., die Statue, aus getriebenem Kupfer bestehend, deren geringster Theil erst vorhanden und im Hermannssaale des Detmolder Museums ruht, wird bis zur Schwertspitze 90 F. umfassen, so daß das Ganze im vollendeten Zustande eine Höhe von 183 F. erreichen wird.

Man steigt jetzt auf einer Wendeltreppe die Stiegen bis zur Kuppel hinan, welche, mit einer Brustwehr umgeben, das Betreten möglich macht, und labt hoch oben Herz und Sinne an dem herrlichen Panorama, das sich hier dem Auge erschließt. Um und neben uns dehnt sich das düstere Teutoburger Waldgebirge mit seinen mannichfaltigen reizenden Partien bis zur fernen Porta Westphalica aus, unten im Thale liegt gar lieblich das freundliche Detmold, links blickt die alte Römerstraße der Dörneschlucht, und rechts ragt das sogenannte Winfeld — die eigentliche Wahlstatt der Römerschlacht, hervor. Doch gestattet der empfindliche Luftzug hier oben kein langes Verweilen; man eilt bald hinunter und findet in dem nahegelegenden, zum Schutze der Reisenden erbauten Forsthause freundliche Gelegenheit, sich von den Mühseligkeiten des Bergsteigens zu erholen. Ringsum auf der Höhe sind an passenden Stellen Tische und Bänke zum Ausruhen und zur beschaulichen Betrachtung angebracht. Von hier aus führen schöne Waldpfade den Naturfreund nach allen romantischen Punkten des Gebirges, nach dem fürstlichen Jagdschlosse Lopeshorn, dem Stationsorte des berühmten Sennergestüts; ostwärts über das Winnfeld, neben den Ruinen der Falkenburg vorüber, bringt ein anmuthiger Weg nach den merkwürdigen, vielbesuchten Externsteinen und dem Bade Meinberg. Nicht selten trifft der Wanderer in dieser Waldeinsamkeit auf ganze Rudel von Hochwild, das, in diesen Revieren sorglich gehegt, sehr oft den Reisenden eine freundliche Ueberraschung gewährt.

Wandert man aber bergab nach Detmold zu, so führt der Pfad an einem uralten, aber noch wohlerhaltenen, germanischen Vertheidigungswerke, dem sogen. Hünenringe vorüber, welcher ein großes, kreisförmig eingeschlossenes Lager vorstellt und von all den festen Werken dieses Berges das letzte Ueberbleibsel ist. Unter hohem Buchenforst und neben immergrünen Gruppen von Stechpalmen, die sich zwischen den wie gesäet überall umherliegenden grauen Steintrümmern erheben, gelangt man in einer halben Stunde wieder abwärts in die anmuthigen Promenaden Detmolds. Die Mühe des Hinaufklimmens wird dem patriotischen Naturfreunde gewiß reichlich belohnt durch die Eindrücke, welche sein Herz und Geist dort oben auf Bergeshöhe in sich aufgenommen.

Möge denn recht bald das Denkmal im Schmucke der Vollendung den uneinigen deutschen Völkerstämmen zurufen: „Eintracht macht stark!“

R. Schm.

Digitized by Google

Schilderungen aus Amerika.

In den Adirondack-Bergen.

Von Wilh. Heine. *

Ein Stück Urwelt — Das Bäumetreiben — Das Flußtreiben — Das Fißßen — Cheney, der gewaltige Jäger — Seine Abenteuer mit Panther, Wolf und Bären.

Den Norden des Staates New-York durchschneidet ein Zweig der großen Alleghanykette, die sich von Südcarolina bis hinauf nach Canada erstreckt. Obschon die Landstriche entlang der Westgrenzen und entlang den großen Flüßen bis hinauf nach dem Ontario und Eriesee zu den bevölkertsten Gegenden der vereinigten Staaten gehören, so ist dieser Gebirgsstock (allgemein unter dem Namen „Adirondack" bekannt) aus verschiedenen Gründen beinahe eine völlige Wildniß und Einöde geblieben, die mit Ausnahme von einigen Jägern und im Winter von Holzfällern nur von Bären, Panthern, Wölfen und Hirschen ohne Zahl bewohnt wird.

Ich besuchte während meines Aufenthaltes in Amerika diese wilde romantische Gegend verschiedene Male, und obschon die amerikanische Presse häufig Notizen über dieselbe und Pläne bringt, wie die darin verborgenen Reichthümer am besten auszubeuten wären, so ist dennoch, so viel mir bekannt, in deutscher Literatur dieser Gegend kaum anders als flüchtig erwähnt worden. Die Berge sind reich an Mineralien, und fruchtbare Thäler liegen dazwischen, aber die Einwanderung der Fremden hat sich noch nicht hierhergewendet. Noch liegen die Berge wild und trotzig, von ihren alten ursprünglichen Urwaldbecke umhüllt, den reißenden Wassern durchtreuzt, von Schluchten zerrissen. Ohne gebahnte Wege, nur auf den Führer und den Compaß als Wegweiser verwiesen, ist man genöthigt, Ströme zu durchwaten, Sümpfe zu umgehen und über ungeheuere Strecken vom Winde umgerissener Bäume zu klettern, und zuletzt, wenn die Nacht hereinbricht, hat man sein Lager aus den Zweigen der Fichtenbäume zu bereiten. Dehnte sich nicht eine Kette von Seen durch die ganze Länge dieser Wildniß, sie wäre vollkommen unzugänglich. Längs dieser Wasserflächen, von der einen zur anderen, und um Wasserfälle oder Stromschnellen herum, rudern die Abenteuerer ihr Boot oder tragen es auf den Köpfen. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen möge sich der Leser einen Begriff machen, in was für eine Region wir ihn einzuführen im Begriffe sind.

Unwillkürlich stößt dem Leser die sehr natürliche Frage auf: Was für Leute leben da, und wovon leben sie? Die Antwort darauf dürfte sein: Holzfäller und Jäger. Es ist schwer, sich einen Begriff von der Quantität Holz zu machen, die jeden Winter von verschiedenen Theilen des Plateau's nach Albany gebracht wird; tausend Menschen beschäftigen sich dann auf derselben Stelle, wo jetzt vielleicht nicht ein einziges lebendes Wesen ist. Speculanten kaufen Land des Nutzholzes wegen und senden im Winter Provisionen für die Arbeiter, die das Holz fällen.

Blockhütten werden in den etwas gedeckt liegenden Schluchten für Menschen und Vieh errichtet, einige Stangen zwischen die Balken der Hütte getrieben, und so gelagert und ausgerüstet erklärt man den Kiefernwaldungen den Krieg. — Ochsen werden getrieben und gewaltige Stämme über ein Terrain fortgeschleppt, wo es kaum möglich scheint, Fuß zu fassen. Oft werden große Strecken der öffentlichen Ländereien nur der Kiefern wegen gekauft, die darauf stehen, und sind diese umgehauen, so läßt man Grund und Boden an den Staat zurückfallen, um nicht die darauf haftenden Steuern zu bezahlen. In den innersten Theilen zwar wird noch wenig Holz gefällt, da es unmöglich ist, dasselbe zu Markte zu bringen; allein so wie die cultivirten Strecken sich jährlich mehr ausdehnen, so nehmen die zeit obwaltenden Hindernisse allmählich ab, und bald werden Straßen und schiffbare Flüsse jeden Punkt des Adirondack zugänglich machen. —

Hast du, lieber Leser, jemals einen Baum gefällt? Wenn nicht, versuche es; das Experiment ist der Mühe werth, sei es nur des Bewußtseins von Macht wegen, das es verursacht, oder des großartigen Eindruckes, den es hervorbringt, wenn der gewaltige Stamm mit seinen weiten Aesten zuletzt unseren Angriffen zum Opfer fällt und die gehabte Mühe reichlich lohnt. Der erste Hieb verursacht ein leises Zittern bis in den grünen Gipfel; allein wenn Streich auf Streich ohne weiteren Erfolg fällt, scheint es, als ob der alte Waldkönig unserer ohnmächtigen Anstrengungen spotte und sie mit stiller Verachtung ertrage. Endlich jedoch, wenn Fiber nach Fiber getrennt worden und zuletzt das Herz erreicht ist, ertönt ein leises Stöhnen, dann folgt ein Krachen, als ob der innerste Nerv verwundet sei. Der schöne Stamm wankt einen Augenblick, wie um seine gewaltige Masse zu stützen, neigt dann seinen hohen Gipfel und stürzt endlich mit einer Gewalt zu Boden, die Alles rings herum erschüttern macht. — Da liegt er, seine mächtigen Arme zerbrochen umhergestreut, ein lebloser, zu Boden gestrecker Held. Seine Brüder nicken und zittern einen Augenblick über ihm, als ob sie seinen Fall mitempfänden, und dann ist Alles wieder ruhig.

Doch das Fällen eines einzigen Baumes ist eine Kleinigkeit im Bergleich mit dem Verfahren, das man hier zu Lande „Bäume treiben" (driving trees) nennt. Man lasse sich durch diese Benennung nicht verleiten, sich gleich einen ganzen Wald von Birnam auf das Schloß Dunsinane vorrücken vorzustellen, wie eine Heerde Schafe, die zu Markte getrieben wird; allein sehen wir uns für einen Augenblick an der Seite dieses Hügels nieder und betrachten wir den gegenüberliegenden Abhang. Gerade über jenem kahlen Flecken in dem dichten Gehölz haben so tüchtige Holzhauer, als je eine Axt schwangen, den Wald während der letzten drei Stunden von ihren regelmäßigen Axtschlägen ertönen lassen, und dennoch ist nicht ein einziger Baum gestürzt. Doch jetzt! seht, einer beginnt zu weichen, krach! krach! krach! krasch! ein ganzer Wald scheint zu fallen, und eine Lücke, so breit wie der Pfad eines Wirbelwindes entsteht. Die Holzhauer arbeiteten den Hügel hinauf und hinab, jeden Baum nur halb anhauend, bis sie zwanzig oder mehr theilweise gefällt hatten. Das thun sie nicht auf gut Glück hin, sondern wählen jeden Baum mit besonderer Berücksichtigung des ihm zunächst stehenden. Wenn nun zuletzt eine genügende Anzahl vorbereitet ist, so fällt man einen Baum, dessen Fall einen andern trifft, der schon angehauen worden, dieser einen dritten u. s. w., bis fünfzehn oder zwanzig auf einmal stürzen. Diese Arbeitsersparniß ohne Maschine nennt man „Bäume treiben", und tüchtig getrieben werden sie, das muß wahr sein.

Allein nicht nur die Bäume, sondern auch die Flüße werden getrieben, und dies ist eine der Merkwürdigkeiten des Lebens unter den Hinterwäldlern, wo man Flüße statt der Straßen und Fuhrwerke benutzt. An den steilen Bergabhängen und längs der Ufer der Bäche, die im Frühjahre zu wilden Bergströmen anschwellen, fällt man im Winter die hohen Kiefern und Tannen und schleppt oder rollt ihre Stämme bis an den Rand des Wassers. Hier schlägt ein Jeder sein Markzeichen auf seine Stämme und wirft sie in den Strom, wenn derselbe vom Regen geschwollen ist. Der geschmolzene Schnee längs der Höhenzüge kommt in einem ununterbrochenen Strom herab, und die Flüße steigen wie durch Zauberei bis über ihre Ufer hinaus, und eine breite unwiderstehliche Fluth schießt wie ein lebendes düsteres Geschöpf durch den tiefen Wald dahin. Der Schaum zischt und kräuselt sich auf dem dunklen Busen der Gewässer vorbei an den Büschen, die sich vor der Fluth beugen, und den Felswänden, die ernst auf den unten herrschenden Tumult hinabschauen, während die hüpfenden Wellen zischend schießen wie der Pfeil vom Bogen oder vielmehr wie ein sichtbarer Geist, der, in Vollziehung einer geheimnißvollen Botschaft begriffen, die einsamsten und wildesten Pfade der Wildniß sucht. Ich habe die wilden Wogen wie tolle Geschöpfe auf weiter See gesehen und mit fremdartigen Gefühlen die mondbeleuchtete Tiefe beobachtet, als sie gleich der Menschenbrust sich langsam hob und senkte; allein es ist etwas unendlich mehr Geheimnißvolles in der ruhigen und doch blitzschnellen Bewegung eines tiefen dunklen Flusses, ganz allein in seiner Macht und Majestät durch das Herz eines gewaltigen Forstes brausend. Man nimmt ihn kaum eher wahr, als bis man an seinem Rande steht, und dann scheint er ohne Nachsicht auf uns und die Unsrigen zu stürzen, um uns zu rauschen und einen schrecklichen verborgenen Zweck zu erreichen.

Solche romantische Betrachtungen jedoch beschäftigen das Herz eines Hinterwäldlers selten. Die erste Frage, die er sich stellt, sobald er, seinen Kopf durch die Zweige steckend, den Strom hin-

* Unser berühmter Reisender befindet sich bekanntlich augenblicklich bei der preußischen Expedition nach Japan. D. Red.

Digitized by Google

auf- und hinabblickt, bleibt: „Ist der Strom tief genug, Stämme zu flößen?“ Ist es so, dann schnell an's Werk — hinab rollen die Stämme, einer nach dem andern, hinab über Berg und Hang mit Sprüngen, Sätzen und einem Plantsch in's Wasser!

Heftige Regengüsse hatten einst während meines Aufenthaltes in jenen Gegenden die Flüsse sehr angeschwellt, und durch den Wald wandernd hörte ich bald das unaufgesetzte dumpfe Rauschen, das sich aus der blätterüberdachten Einsamkeit erhob. In wenigen Augenblicken stand ich auf einer hervorspringenden Felsenplatte und sah den dunklen schnellenden Strom vor mir, wie er aus dem grottenartigen Blätterdache weit oben hervorbrach, um sich weiter unten in einer ähnlichen Schlucht zu verlieren. Ich stand geraume Zeit in Gedanken verloren und schaute träumend hinab in das grotesque Schauspiel.

Wie lange ich in dieser halb träumerischen, halb gedankenvollen Stimmung verharrt haben würde, weiß ich nicht, wäre ich nicht plötzlich durch einen von unten her ertönenden Ruf aufgestört worden. Die Felsenwand hinabstimmend erreichte ich bald ein steiles Ufer, an dessen unterem Rande mehrere Leute beschäftigt waren, Stämme in den Fluß zu rollen. Ich sah ihnen eine Weile zu, und ihre Kaltblütigkeit, womit der Eine, halb unter einem ungeheuren Haufen Stämme verborgen stehend, an denselben herumhieb, um ein ihren Lauf hemmendes Hinderniß zu beseitigen, während der Andere die ganze Masse mittelst eines langen Hebels am Fallen verhinderte, nöthigte mir Bewunderung ab. Nach einigen sehr kräftigen Hieben sah ich die ganze Masse sich in Bewegung setzen, und ein unwillkürliches „Ah Acht, hab Acht!“ entriß sich meinen Lippen in solch erschreckenden Tönen, daß der kaltblütige Holzhauer unter seinen Stämmen hervorsprang, als sei er von einer Natter gestochen worden. Gleich darauf aber, über seinen voreiligen Schrecken lachend, ging er wieder an seinen alten Platz zurück, während der Mann mit dem Hebel nicht einmal seinen Kopf umdrehte, sondern nur ein kurzes Brummen hören ließ, was ungefähr so viel sagen wollte als: „Grün-Nase aus der Stadt!“

Es war ein begeisternder Anblick, diese ungeheuren Stämme wie toll dahineilen zu sehen, und sehr bald darauf lehnte ich meine Flinte an einen Baum, zog den Rock aus und einen Hebel ergreifend stand ich hinter einem großen Stamme und schob und arbeitete an demselben herum, bis ich ihn in Bewegung gesetzt hatte, und er mit dumpfem Getön, von Felsen zu Felsen hüpfend, mit einem gewaltigen Sprung in die Mitte des Flusses fiel. Einen Augenblick verschwand er unter Wasser, tauchte wieder auf und stand einen Augenblick still, sich nur um seine eigne Achse drehend, und dann allmählich der Macht der Strömung nachgebend, schoß er dahin, einem unten befindlichen Felsblock zu. Gegen denselben anrennend schwang sich das obere Ende in die Mitte des Wassers hinein und jetzt, von der vollen Macht desselben ergriffen, schoß er, wie plötzlich belebt, schnell dahin.

Ist der Fluß sehr voller Stämme, so bleiben dieselben manchmal an Felsen oder in dem Strauchwerk und den Wurzeln der Ufer hängen und sammeln sich oft bis zu mehreren Hunderten auf einer Stelle. Diese liegen dann still auf der steigenden und fallenden Fluth, während einer der Arbeiter langsam und vorsichtig von einem auf den andern schreitend mit seinen Füßen und einer langen Stange umherspürt, zu sehen wo das Hinderniß sich befindet. Ist dieses entdeckt, so sucht er es zu beseitigen, was ihm oft mit wenigen Arbeiten gelingt, und die ganze verworrene Masse setzt sich auf einmal in Bewegung. Jetzt hab Acht, du kecker Waldgesell, dein Pfad ist ein unsicherer, und ein wilder tückischer Strom unter dir! Doch seht, wie ruhig er das Chaos überblickt! Die geringste Eile oder Verwirrung würde ihm vielleicht das Leben kosten, allein er schreitet ruhig und unbesorgt dahin, jetzt einen Augenblick sich auf einem Stamme balancirend, der schnell mit ihm dahin schießt, dann schnell auf einen andern springend, wenn der erste unter ihm zu rollen beginnt, und so nähert er sich allmählich dem Ufer. Er hat dasselbe beinahe erreicht, als plötzlich die ganze schwimmende Masse eine so weite Kluft öffnet, daß er nicht länger von einem zum andern schreiten kann, worauf er jedoch nach einem Augenblicke ruhigen Umhersehens sich auf einen Stamm „à cheval“ setzt und so auf seinem seltsamen Roß den Fluß hinabreitet, bis sich ihm eine günstige Gelegenheit bietet, das feste Land wieder zu erreichen.

Die Stämme werden auf diese Weise oft zwanzig bis dreißig Meilen weit geflößt, aus den kleinen Flüssen in die größern, über Seen und durch Ströme, und zuletzt an Ort und Stelle aufgefangen, indem man lange Stangen über den Fluß steckt, die ihren weiteren Lauf hemmen. Gewöhnlich vereinigen sich mehrere Eigenthümer zu einer gemeinschaftlichen Flöße, und ein Jeder sucht sich dann die ihm gehörigen Stämme nach den Marktzeichen, die er darauf geschlagen hat, so wie die Bauern ein jeder die ihm gehörigen Schafe aus der Heerde herauszusuchen.

Dieses „Flußtreiben“ (driving the river), wie man es hier zu Lande gewöhnlich nennt, bildet im Frühjahr eine der Hauptbeschäftigungen der Hinterwäldler, und es ist merkwürdig zu beobachten, wie der Fluß ein Gegenstand voll des höchsten Interesses wird; sein Steigen und Fallen bildet den Hauptgegenstand der Unterhaltung.

Erzählt man vom Walde, so erwartet der Zuhörer ohne Zweifel auch einige Jagdabenteuer, denn der Schall der Axtschläge hat noch nicht alles Wild hinweggetrieben, und selbst in der Mitte der Civilisation werden noch manchmal wilde Kämpfe mit Bären, Panthern und Elenthieren ausgefochten. Im Herzen des Adirondack lebt noch „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn“, dessen tolle Abenteuer und Kämpfe seinen Ruf weit und breit verbreitet haben. Einige derselben theile ich Dir, lieber Leser, mit, so weit ich sie aus seinem eigenen Munde gehört habe.

Vor nunmehr länger als zehn Jahren gewann Cheney (damals ein junger Mann) eine so große Neigung für das Waldleben, daß er Ticonderoga verließ und mit der Büchse auf der Schulter in die unbekannte, unbetretene Wildniß eindrang. Dort lebte er Jahre lang von dem Ertrag seiner Jagd. Da er aber fand, daß die schwere und lange Büchse in den oft saß undurchdringlichen Dickichten eine überflüssige Bürde sei, so ließ er sich ein Pistol, etwa zwölf Zoll lang, mit einem Büchsenschaft machen; diese Waffe, sein Hund und sein Jagdmesser bildeten seine einzigen Gefährten. Ich sowohl als andere Besucher jener Gegend bedienten sich seiner häufig als Führer, wozu ihn seine genaue Bekanntschaft mit der Localität vortrefflich geeignet machte. Elenthiere, Hirsche, Bären, Panther, Wölfe und wilde Katzen haben zu ihrer Zeit häufig seine Bekanntschaft gemacht. Einst stieß er plötzlich auf einen Panther, der sertig zum Sprunge wenige Schritte von ihm lag. Er hatte nichts als seine Flinte und sein Messer, während die funkelnden Augen und die zusammengezogene Form des Thieres ihm verkündeten, daß ein Augenblick Verzug, ein Fehlschuß, ein schlechtes Zündhütchen eine jähe Umarmung, vielleicht einen Todeskampf zur Folge haben würde; allein unerschrocken und bedächtig drachte er die Büchse an die Schulter und feuerte just, als die Bestie im Begriff war zu springen. Die Kugel fuhr ihr in's Gehirn, und mit einem wilden Sprung lag sie zuckend auf den grünen Blättern. Neugierig, zu erfahren, ob es ihn nicht etwas überrascht habe, sich plötzlich in so großer Nähe eines Panthers zu sehen, fragte ich ihn, wie es ihm zu Muthe gewesen sei, als er das Thier so nahe und zum Sprunge fertig gesehen. „Mir war zu Muthe,“ erwiderte er ruhig, „als ob ich es tödten würde!“ Ich war von der Einfachheit der Antwort, die nichtsdestoweniger ganz mit dem Charakter des Mannes übereinstimmte, vollkommen überrascht.

Sein Zusammentreffen mit einem Wolf war noch gefährlicherer Natur. Er stieß plötzlich auf das vor Hunger wüthende Thier, riß seine Büchse an den Backen und feuerte; allein da der Wolf im selben Augenblick einen Sprung machte, so traf die Kugel seine tödtliche Stelle, das wüthende Thier ward noch mehr gereizt und griff ihn mit fleischenen Zähnen grimmig an. Seine einzige Waffe war die abgeschossene Büchse, die er als Keule brauchte; allein der Kolben brach ab, und die ganz toll gewordene Bestie packte den übrig gebliebenen Lauf zwischen die Zähne, um ihn dem Jäger zu entreißen, der, da es jetzt einen Kampf auf Leben und Tod galt, gleichfalls wie ein Verzweifelter focht. In diesem Kampf trat der Wolf auf seine Schneeschuhe und brachte ihn zu Falle. Jetzt dachte Cheney, es sei Alles vorbei, wenn er nicht etwa seine Hunde, die den Wald durchstöberten, herbeirufen könnte, und in der That folgte auch bald einer derselben, ein junger Hetzhund, seiner Stimme; allein kaum hatte dieser die gefährliche Lage seines Herrn wahrgenommen, als er, den Schwanz zwischen den Beinen, wieder in den Wald zurückfloh. In diesem kritischen Augenblick jedoch sprang der andere Hund unter wüthendem Gebell auf die kämpfende Gruppe, und den Wolf im Genick packend, riß er ihn von seinem Herrn hinweg und gab diesem Gelegenheit, seine letz-

Digitized by Google

ten Kräfte zu einem gewaltigen Schlage zu sammeln und dem Raubthier den Schädel zu zerschmettern. Nach diesem Vorfall ließ er sich sein vorerwähntes Pistol machen.

Der Bär schläft bekanntlich während des größern Theiles des Winters. An einer warmen Stelle, in einer Höhle oder unter einem umgefallenen Baumstamme rollt er sich gewöhnlich zusammen und bereitet sich vor, die Zeit des harten Frostes zauberschlafmäßig zuzubringen. Nur von Zeit zu Zeit, wenn gelegentliches Thauwetter eintritt, schöpft er ein wenig frische Luft. Gegen das Frühjahr ist er dann mager und hungrig, und ein Zusammentreffen mit Braun ist dann gefährlicher, als wenn ihn Wohlbleibtheit gutmüthiger stimmt. Cheney erzählte, daß er eines Tages beim Pirschen plötzlich durch die dünne Schneedecke brach und in das Lager eines Bären fiel, der sich zwischen den Wurzeln eines vom Winde umgestürzten Baumes seine Winterwohnung gewählt hatte. Es war ein warmer bequemer Platz, da der Schnee mehrere Fuß tief lag und ihn vollkommen gegen Frost und Wind schützte. Die unceremoniöse Weise, in der Cheney's Beine mit Brauns Rücken in Berührung kamen, störten dessen Gleichmuth, und mit einem tiefen Brummen, das den Jäger veranlaßte, seinen Fuß schnell zurückzuziehen, sprang er aus dem Schnee hervor. Cheney hatte sein Messer kurz vorher seinem Jagdgefährten gegeben, der an der andern Seite des Berges jagte, um ihn weiter oben zu treffen, und besaß deshalb keine andere Waffe, als sein Pistol. Das aber konnte er kaum schußfertig machen, als der wilde Gesell ihm auch schon auf dem Leibe war. Unerschrocken zielte er ihm doch zwischen die Augen der Bestie und drückte ab. Da versagte das Zündhütchen, und nicht im Stande, ein neues aufzusetzen, ergriff er das Pistol bei der Mündung und hieb damit nach dem Kopfe des Bären. Dieser jedoch parirte den Schlag mit einem Hieb, der die Waffe zehn Schritt weit fortschleuderte, und im nächsten Augenblicke rollten Beide im Schnee. Waffenlos war der Jäger jetzt nur auf seine Körperkraft angewiesen, und in diesem Ringkampfe hatte der Bär so entschieden das Uebergewicht, daß das Ende wenig zweifelhaft schien.

Gerade in diesem Augenblicke kam der Hund wieder seinem Herrn zu Hülfe, und den Bären von hinten angreifend, lenkte er dessen Aufmerksamkeit von seinem Opfer ab. Cheney, schnell emporspringend, faß sich nach seinem Pistol um und hatte das Glück, dasselbe in kurzer Entfernung mit dem Kolben aus dem Schnee hervorragen zu sehen. Er sprang darauf zu, setzte ein frisches Hütchen auf, reinigte den Lauf vom Schnee, befestigte seine Schneeschuhe wieder, die während des Ringens losgegangen waren, und eilte nun dem Bären nach, der, sich mit dem Hunde herumbalgend, den Hügel hinabgerollt war. Des Bären Kräfte waren jedoch zu viel für den Hund, den er bald schrecklich zugerichtet auf dem Wahlplatze zurückließ. „Ganz zerfetzt war er," sagte Cheney; „allein ich habe niemals bei einem Hunde solche Courage gesehen. Sobald er merkte, daß ich wieder zum Kampfe fertig war, sprang er auch, trotz seiner Wunden, wie toll hinter dem Bären her. Ich rief ihm zu, daß wir den Schuft haben müßten, und sollte es das Leben kosten, und er setzte ihm nach, eine blutige Spur zurücklassend. „Halt ihn fest!" schrie ich, und er hielt ihn, bis ich ihm angekommen. Ich zielte auf des Bären Kopf, allein die Kugel brach ihm nur die Kinnlade; ich feuerte nochmals, doch ohne ihn zu tödten, obschon die Kugel durch das Gehirn gegangen war, und erst beim dritten Schuß tödtete ich ihn, und ein Dankfest war er." — „Allein der Hund? was wurde aus dem wackern Hunde?" — „O!" lautete die Antwort, „der war schrecklich zugerichtet, ich schaffte ihn nach Hause und pflegte ihn, er ward wieder gesund, hat aber seit jener Zeit nicht mehr viel getaugt, die Rauferei war für ihn zu viel gewesen."

Ich fragte ihn, ob Ekenthiere manchmal den Jäger angriffen. „O ja," sagte er „die Kühe mit dem Kalbe thun es zuweilen, und eben so die andern, wenn verwundet oder zu arg bedrängt. Ich war einst jagen, als mein Hund zwei aufstöberte. Ich hörte die Büsche knacken und sah beide gerade auf mich zukommen. Sobald sie mich sahen, senkten sie ihr Geweih und kamen vollen Laufes angestürmt, so daß die Büsche und jungen Stämmchen wie die Pfeifenstiele krachten. Just zur rechten Zeit sprang ich hinter einen Baum und feuerte, als sie an mir vorbeischossen. Die Kugel ging durch das erste Thier hindurch und blieb im zweiten stecken."

Cheney erlegt alljährlich etwa siebenzig Hirsche. Er hat in seinem Aeußeren durchaus nichts von der Rohheit, die oft den Jägern anhängt, sondern ist ein ruhiger, angenehmer Gesellschafter. Unter Anderem erzählte er mir, daß er einst einem Bären den ganzen Tag lang gefolgt war und mit Einbruch der Nacht endlich den Baum fand, auf den sich Braun zurückgezogen. Allein es war zu dunkel, um zu schießen, und so setzte er sich denn am Fuße des Stammes nieder, um zu warten, bis es Tag geworden und er schießen könne. Nach einer Weile jedoch schlief er ein und wachte erst am hellen Tage auf. Erschrocken sah er empor und fand bald, daß der fettige Bursche den Schlaf des Jägers benutzt und sich aus dem Staube gemacht hatte. Cheney sagte, daß er sich in seinem Leben nicht so beschämt gefühlt habe, als von einem Bären überlistet zu sein.

Briefkasten.

R. in St. Für diesen Fall empfehlen wir Ihnen das so eben erschienene Buch: „Das Leben Jesu", von Eduard Balzer, Sprecher der freien Gemeinde in Nordhausen. Die milde verschönende Weise des Verfassers, die sich in all seinen Werken und Werken ausspricht, hat sich hier glücklich mit den Resultaten der Forschungen vereint.

Frl. Elise W. in S. Die Auflösung der Charade von Goethe finden Sie in Goethe's Leben von Schaefer, 2. Aufl., 2. Bd., Seite 224, in Goethe's Leben von Viehoff, 3. Aufl., 4. Bd., Seite 42.

R. C. in Leipzig. Liegt zu Ihrer Disposition.

R. M. in D. Diese Frage ist nur zu beantworten, wenn man weiß, was hier unter Fechtkunst verstanden wird. Diese zerfällt nämlich in Stoßen und Hauen.

Ersteres wieder in deutsches und französisches. Letzteres aber in Schlagen mit Glocken oder Säbeln. Ueber jedes dieser vier verschiedenen Fechtarten sind zahlreiche Lehrbücher geschrieben, die natürlich von ungleichem Werthe sind.

Berth. Auerbach's

Volkskalender für 1861.

Mit Bildern nach Originalzeichnungen von

Kaulbach, Arthur von Ramberg und **Ad. Menzel.**

Preis 12½ Ngr.

Auerbach's Volkskalender nimmt, was Inhalt und Ausstattung betrifft, unter allen Kalendern den ersten Rang ein. Die besten Männer der Wissenschaft, Politik und Kunst haben für den jetzigen Jahrgang mitgewirkt. Wir geben daher, anstatt jeder besondern Anpreisung, nachstehend blos den Inhalt desselben:

Zwei Feuerreiter — der Fischzugopfer. Zwei Erzählungen von **Berth. Auerbach**, die erstere von **Arthur v. Ramberg**, die zweite von **Ad. Menzel** reich illustrirt. — Das Jahrzehn der sieben Aufgeschossen. Erzählung aus dem Schweizer-Leben von **Gottfr. Keller.** — Wie der Mirakels wachsen. Beitrag zur Naturkunde von Prof. **Virchow** in Berlin. — Weltgeschichte im Dorfe. Von **Berth. Sigismund.** — Alltägliches Zeitgespräch. Ein zeitgeschichtlicher Beitrag von dem Redacteur der Berliner Volkszeitung, **A. Bernstein.** — Natürliche Grenze und was daran hängt. Ein nationaler Beitrag von **K. Andree.** — Gut Heil! Briefe eines alten Turners aus Süddeutschland.

Verlagsbuchhandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Nicht zu übersehen!

Mit Nr. 39 schließt das dritte Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. 1860

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Arcier.

Erzählung von Levin Schücking.

(Schluß.)

König Joseph hatte sehr gespannt, aber auch mit einer Miene großen Mißvergnügens der Erzählung Frohn's zugehört. Dieser schloß mit folgenden Worten:

„Ich sehe nur zu wohl ein, daß es sich für mich nicht schicken würde, im Geheimen und ohne Ew. Majestät Wissen so etwas wie eine stille Versehung für dieselben zu spielen. Darum komme ich, Alles zu melden, wenn es auch den falschen Schein auf mich wirft, mir ein Verdienst daraus bei Ew. Majestät machen zu wollen. Dies ist in der That nicht der Fall. Ich habe auch ganz und gar kein Verdienst dabei. Hätte ich das, was ich gethan, unterlassen, so würde es entdeckt sein, daß ich meine Pflicht als Posten nicht erfüllt, und ich würde sehr strenge bestraft worden sein!"

„Das ist wahr," sagte König Joseph ernst und doch gnädig. Die freie Sprache Frohn's erweckte augenscheinlich sein Wohlwollen.

„Ich habe aber noch mehr gethan," fuhr der Arcier fort, „und zwar etwas, was beratig kühn und vermessen ist, daß ich mein Gewissen als christlicher Mann belastet fühle, so lange ich nicht durch ein offenes Geständniß die Gnade erlangt habe, daß Ew. Majestät mir, so zu sagen, eine Absolution von meiner dreisten Verwegenheit ertheilen!"

„Und was wäre das?" fragte der König lebhaft.

„Ich wußte, daß Ew. Majestät ein werthvolles Kleinod durch die Frechheit eines leichtsinnigen Burschen abhanden gekommen — ich wußte es durch den Zufall — ich wohne im Hause der Eltern jenes Burschen . . ."

Hatte König Joseph vorhin, bei Frohn's erster Erzählung, hoch aufgehorcht, so that er es jetzt mit der Miene doppelten Betroffenseins.

„Das weiß Er?"

„Ja, und auch, daß der fragliche Gegenstand zu Händen der Polizei gekommen, und es Ew. Majestät unangenehm sein würde, in Ihrem Namen ihn dort reclamiren zu lassen. Deshalb habe ich mich unterstanden, einen der Blankete von Ew. Majestät Schreibtisch fortzunehmen, in zweckdienlicher Weise auszufüllen und damit bewaffnet das Ordenskreuz in meinem eigenen Namen aus den Händen der Behörde zu befreien. Hier ist dasselbe und hier das Blanket zurück."

Frohn zog beide Gegenstände aus seiner Uniform hervor und legte sie auf den Schreibtisch des römischen Königs nieder. Dieser griff mit einer gewissen Hast nach dem Kreuze.

„Wahrhaftig, es ist mein Kreuz!" sagte er, es betrachtend und mit dem Tone einer sehr lebhaften Befriedigung. Dann sah er mit großen Augen Frohn an.

„Er ist ja ein merkwürdiger Mensch!" sagte er halblaut und wie für sich.

„Wollen Ew. Majestät jetzt einen Blick auf das Schriftstück zu werfen geruhen, damit Sie sehen, welches Mittels ich mich bedient habe, und ich dann um die Gnade bitten darf, es zerreißen zu dürfen?"

König Joseph nahm das Papier auf und überlas es.

„Ich habe dem Polizei-Beamten, welcher mir die Ordensdecoration auslieferte, bedeutet, daß sein Schweigen gewünscht werde; ich glaube versichern zu können, daß er es halten wird."

„Wie heißt der Mann?"

„Der Polizeirath Hinterhuber."

König Joseph heftete seine Blicke wieder nachdenklich auf das Papier und ließ sie dann über den Rand fort und auf Frohn hinübergleiten, den er mit einem Ausdruck fixirte, in welchem weder Billigung noch Mißbilligung des Geschehenen zu erkennen war. Er schien mit sich selbst im Unklaren zu sein.

„Es ist mir sehr lieb, daß ich die Decoration wieder erhalten habe," sagte er nach einer Pause, „es ist mir ein großer Dienst damit erwiesen, ich danke Ihm dafür — aber," fuhr er plötzlich mit viel lebhafterer Stimme fort, „weiß Er, daß Er sich ein schweres Verbrechen hat zu Schulden kommen lassen, und daß Er ein gefährlicher Mensch ist?"

„Mehr als ein Verbrechen, Majestät," versetzte Frohn; „wenn ich für alles das, was ich in der vergangenen Nacht gethan, nach der Strenge des Gesetzes bestraft würde, so hätte ich für Lebenslang genug. Aber meine Verbrechen gegen die Dienstvorschriften belasten mein Gewissen nicht, ich werde mich darüber trösten. Ein Anderes ist es mit der Schrift dort; ich weiß nicht, ob es sich ganz mit der Ehre eines kaiserlichen Soldaten verträgt, so zu handeln, und darum habe ich mich gedrungen gefühlt, Ew. Majestät Alles zu berichten, um mich von dem Könige, der im Staate die höchste Quelle der Ehre ist, entweder lossprechen oder verdammen zu hören."

König Joseph fixirte wieder mit dem früheren Blicke den vor ihm stehenden Arcier, der ihm immer merkwürdiger vorkommen mochte.

„Also an mich wendet Er sich nur als den höchsten Quell der Ehre im Staate?" sagte er nach einer Weile mit einem Tone,

Digitized by Google

worin etwas wie Ironie lag, „nicht etwa an den Mann, der Sein Schuldner ist?“

„Nein, Majestät!“ versetzte Frohn sehr ernst und entschieden.

„Nun wohl,“ fuhr der König fort, „ich glaube Ihm das. Und indem ich Ihm das versichere, meine ich, hat Er die Absolution, die Er wünscht. Der Charakter Seiner Handlung bestimmt sich danach, ob sie ganz uneigennützig war oder nicht!“

„In der That, und ich danke Ew. Majestät auf's Ehrerbietigste für die Absolution.“

Der König zerriß jetzt die Schrift in mehrere kleine Stücke. Dann nickte er Frohn einen herablassenden Gruß zu und sagte kalt und gemessen:

„Er ist entlassen!“

Frohn wandte sich und schritt in militärischer Haltung zur Thüre. Als er diese fast erreicht hatte, rief König Joseph ihm nach:

„Wart' Er noch!“

Frohn wandte sich wieder der jungen Majestät zu.

Diese schien etwas unschlüssig über das, was sie sagen wollte. Joseph bewegte einen Augenblick die Lippen, ohne zu sprechen, dann sagte er:

„Ich habe einen Auftrag für Ihn. Melde Er seinem Chef, dem Feldmarschall Graf Alpremont, ich wünsche in den nächsten Tagen ihn zu sehen.“

„Zu Befehl, Ew. Majestät.“

Der König winkte mit der Hand, Frohn ging, und gleich darauf schloß sich die Thüre des königlichen Cabinets hinter ihm.

In der besten Stimmung verließ er die Burg. Sein Gewissen war um eine Centnerlast erleichtert und schlug voll Dankbarkeit für König Joseph, der ihn verstanden und dadurch am meisten geehrt hatte, daß er ihm keine Belohnung angeboten. Denn in der That, und der König hatte sehr richtig es bemerkt: wenn für Frohn irgend ein Vortheil, ein bedeutender Gnadenbeweis das Ergebniß seiner Thätigkeit gewesen wäre, so hätte diese letztere dadurch in höchst bedenklicher Weise einen andern moralischen Charakter bekommen.

In der Frühe des andern Morgens machte sich Frohn auf, die im Hotel der Arcieren-Leibgarde für ihn bereiteten Zimmer zu bezichen. Er hatte verschiedene Gründe dazu; das höfische Ehrenfest meinte einige Thränen der Rührung und Dankbarkeit beim Abschiede; im Grunde war auch sie ihm dankbar dafür. Es war besser so!

7.

Es waren etwa vierzehn Tage vergangen, die sich für unsern Freund einförmig und ereignißlos abgesponnen hatten, zwischen viel freier Muße und einigen wenigen Dienstleistungen getheilt.

Das Wiener Frühjahr, der Franz Zellhamer, war während dieser Zeit abgeurtheilt; man hatte ihn „zum Militär assentirt“ und als ehemaligen Reitscholaren unter ein Husaren-Regiment gesteckt.

Eines Morgens war große Ceremonie am kaiserlichen Hofe. Ein neuer französischer Gesandter hielt seine Auffahrt und hatte die erste feierliche Audienz. In den Gängen und Vorsälen paradirten die verschiedenen Leibgarden. Frohn stand als Flügelmann der Arcieren in der Antecamera zunächst dem großen Stiegenhause, wie seine Cameraden in voller Galla. Nach einer halben Stunde war Alles zu Ende. Eine Weile nachdem der Botschafter durch den Obersthofmeister bis in das letzte Vorzimmer, durch den Oberceremonienmeister und zwei Kammerherren bis an seine Carosse zurückbegleitet war, kamen in einzelnen Gruppen auch die Herren vom Hofstaat aus den inneren Gemächern heraus.

Einer dieser Herren blieb in der Antecamera der Arcieren stehen, überblickte wie suchend die zu beiden Seiten im Spalier aufgestellte Mannschaft und gab Frohn einen Wink.

Dieser trat vor.

Der Hofcavalier jedoch, statt sich an ihn zu wenden, richtete jetzt einige Worte an einen andern Herrn und unterhielt sich mit diesem in gemüthlicher Muße, ohne sich weiter um den Arcier zu bekümmern.

Der ergraute alte Herr, welcher als Capitain-Lieutenant die Arcierengarde heute commandirte, nachdem er es durch lange Dienste in der Armee bis zum Generalmajor gebracht, befehligte jetzt seine Leute zum Abmarsch.

Frohn überhörte den Befehl und blieb, wo er stand.

Der Hofcavalier schien diesen Augenblick abgewartet zu haben. Er trat dicht an ihn heran und sagte:

„Der römische König reitet sogleich zur Jagd nach Laxenburg. Er wünscht Sie in seinem Gefolge zu sehen.“

„Zu Befehl,“ versetzte Frohn, von dieser Nachricht sehr angenehm überrascht, „ich werde sogleich gehen und mir den dazu erforderlichen Urlaub holen.“

„Das wird nicht nöthig sein,“ antwortete der Hofcavalier mit einem eigenthümlich bedeutsamen Lächeln. „Ich würde Ihnen rathen, es zu unterlassen! Was ich Ihnen gesagt habe, reicht hin.“

Der Cavalier ging jetzt und ließ den Arcier in einiger Betroffenheit zurück. Die Dienstvorschrift ließ gar keine Deutungen zu, und was der Herr im goldverbrämten Sammtrock eben zu ihm gesprochen, war vielleicht nichts, als eine höchst müßige Privatansicht desselben. Vielleicht war es aber auch mehr. War es nicht möglich, daß der König, eifersüchtig auf sein Ansehen, nicht wollte, daß, wo er eine Bestimmung getroffen, noch andre Leute um ihre Einwilligung gefragt würden, und wenn es auch nur um der bloßen Form willen geschah? Möglich war es allerdings. Frohn erbat sich deshalb keinen Urlaub, sondern ging die Stiegen hinunter, begab sich in den Hof der Burg, an welchen die Gemächer König Josephs stießen, und kam hier gerade in dem Augenblicke an, wo eben ein Dutzend gesattelter Pferde vorbeigeführt wurde.

Eine Viertelstunde später traten alle zum Jagdgefolge des Königs gehörende Herren aus einem der Schloßportale auf den Hof hinaus, gleich hinter ihnen kam der römische König selbst, und Alles schwang sich in die Sättel. Unserem Arcier wurde ein großer Rappe vorgeführt. Als er aufgesessen war, überragte er auf dem mächtigen Thiere mit seiner hohen Gestalt und in seiner Scharlachuniform das ganze kleine Geschwader.

Der König schien keinen Blick für ihn zu haben. Desto mehr hatten dies die übrigen Herren, die verwundert diesen Saul unter den geschmeidigen Propheten des Vorzimmers erblickten. An der Burgwache, welche das Spiel rührte, vorüber, durch das Burgthor, verließ die Cavalcade die Stadt und setzte ihre Thiere bald in rasche Bewegung.

In Laxenburg war Alles für das Jagdvergnügen des Königs bereitet. Man brachte den folgenden Tag damit zu; Frohn nahm den unbefangensten Antheil daran, zeigte sich als einen vortrefflichen Schützen und kümmerte sich wenig darum, daß er nicht begriff, weshalb ihm König Joseph die Ehre erwies, ihn mit nach Laxenburg zu nehmen — in einer Gesellschaft, die ihm nur eine kühle Herablassung bezeigte, während der König selbst seine Sylbe mit ihm wechselte.

„Er muß seine Gründe haben,“ dachte unser Arcier, und als man am dritten Tage nach der Stadt zurückgekehrt war, ging er ruhig dem Strafgericht entgegen, das ihn hier erwartete. Seine Abwesenheit aus der Stadt war in der That bereits dienstlich gemeldet, und der altersgraue Lieutenant rief ihn beim nächsten Appel auf der Reihe vor.

„Arcier Frohn, man war drei Tage lang aus dem Garnisonsorte entfernt und ließ sich bei einem kleinen Jagdvergnügen, wie ich höre, verwenden; wer hat Ihm Urlaub dazu gegeben?“

„Ich war von Seiner Majestät dem römischen König dazu befohlen,“ versetzte Frohn.

„Haben Seine Majestät Ihm befohlen, die Dienstvorschriften zu verletzen?“

„Nein.“

„Er hat drei Tage lang Stubenarrest. Herr Vice-Second-Wachtmeister, man vermerke es in's Journal!“

Frohn ergab sich still in das Unabänderliche und saß seinen Stubenarrest ab. Ein Paar Wochen vergingen. Frohn hatte ein paar Mal wieder Posten stehen müssen vor der cassirten Thüre, ohne alle Abenteuer. Da, an einem schönen Herbsttage, früh Morgens, trat ein Hofskai in sein Zimmer. Er hatte dem Herrn Arcier zu vermelden, daß der römische König ihm befehlen lasse, an seiner Jagd Theil zu nehmen, zu der er um Schlag zehn Uhr nach dem Kahlenberg hinausreiten werde.

„Werde ich um Urlaub dazu bitten müssen?“ fragte der Arcier.

„Ich glaub' halt nicht,“ antwortete der Diener; „der Hofcavalier, der mich herschedet, hat etwas davon fallen lassen, es werde nicht gewünscht; aber der Herr Arcier müßten's selber wissen, was Sie thun.“

Der Arcier war in der That bereits entschlossen. Er bat

Digitized by Google

nicht um Urlaub, und um zehn Uhr ritt er auf seinem Rappen im Gefolge des Königs Joseph zum Burgthor hinaus.

„Es scheint," sagte er sich, „es soll so etwas wie eine Prüfung sein; die römische Majestät will sehen, ob ich Ihren Wunsch höher stelle oder die Kriegsartikel und ein paar Tage Arrest!"

Die Herren im Gefolge des Königs waren bisdmal weniger kühl und vornehm gegen ihn; sie sahen, daß Frohn durch irgend etwas die entschiedene Gunst des jungen Monarchen gewonnen habe, der ihn so wiederholt in seine Nähe zog, und äußerdem war unser Arcier ein viel zu guter Waidmann und viel zu guter Camerad bei der Jagdwahlzeit, um sich nicht bald Freunde zu gewinnen.

Der römische König aber richtete niemals das Wort an ihn; er schien keinen Blick für ihn zu haben; ja, es war, als ob er die Anwesenheit des rothen Arciers gar nicht wahrnehme; und doch war dieser sichtbar genug und sand keinen Grund, sich hinter die Andern zu verstecken, was ihm auch sehr schwer geworden wäre! Frohn war gerade deshalb um so mehr überzeugt, daß König Joseph irgend eine Absicht mit diesen Einladungen verbinde; aber er zerbrach sich nicht den Kopf darüber, welche es sein könne.

Am späten Abend kehrte die Jagdcavalcade vom Kahlenberge zurück.

„Arcier Frohn," sagte am andern Morgen beim Appel der Premier-Wachtmeister-Oberst, der heute die kleine Schaar commandirte. „Arcier Frohn," sagte der gestrenge alte Herr, „die drei Tage Stubenarrest haben bei Ihm nicht gewirkt, wie lange muß man Ihn auf die Wache schicken, damit Er daran denkt? Geb' Er einmal selber die Dosis an, die bei Ihm verfängt? Werden's acht Tage thun? Nun, wir wollen sehen! Melde Er sich dann. Aber das sage ich Ihm: zeigt Er mir zum dritten Male seinen Ungehorsam, so behandle ich's als einen Fall schwerer Insubordination und laß Ihn sofort krumm schließen und in Eisen legen! Darauf hat Er mein Wort, Arcier Frohn! Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

Der Herr Oberst wandte sich grämlich ab, und Frohn ging sich zum Arrest zu melden. Acht Tage in der Officierstube des Mittärgefängnisses sagte ihm — es war eine lange, langweilige Zeit. Doch brauchte sie wenigstens nicht einsam zugebracht zu werden. An einem Ort mit so großer Garnison gab es immer einige Leidensgefährten, und Würfel, Karten, Jagd- und Kriegsgeschichten zeigten sich immer von befriedigender Wirkung als Vertilgungsmittel der überflüssigen Stunden.

Als die acht Tage glücklich hingebracht waren und Frohn sich bei seinem Vorgesetzten meldete, um eine für das Soldatenthum der Vergangenheit charakteristische und wahrhaft dämonisch ausgesonnene Formalität zu erfüllen, die nämlich, für die gnädige Strafe zu danken, hielt ihm der Wachtmeister-Oberst eine ernste väterliche Ermahnungsrede:

„Arcier Frohn," sagte er, „Er ist sonst ein tüchtiger Soldat, genau und accurat im Dienst und, obwohl Er ein junger Mensch ist, von solidem Betragen und löblichster Conduite. Ich habe auch nicht unterlassen, Steiner Excellenz unserm Chef, der großen Antheil an Ihm nimmt, das Beste über Seine Führung zu berichten. Desto mehr ärgert's mich, daß wir Ihn jetzt schon zum zweiten Mal haben strafen müssen. Er weiß selber, daß Strafen bei der Arcieren-Leibgarde nicht vorkommen dürfen; das Strafjournal ist so sauber und rein geblieben, wie's vom Buchbinder gekommen ist, bis auf Ihn, um den nun auf einmal schon zwei Blätter haben verkleckst werden müssen. Will Er denn das Corps um seinen guten Ruf bringen? Sollen die von der Trabanten- und Nebelgarde sagen, wir wären nicht besser als ein Haufen Rekruten? Strafen, Herr? Nichts da! Ich will keine Strafen im Corps, und Er soll erfahren, was das Krummschließen bedeutet, falls Er mich zwingt, wieder mit Strafen trein zu fahren — merk' er sich das und sehe Er nun sich vor!"

Nach dieser Rede, die der kleine alte Herr mit steigendem Aerger dem straff und wie eine Säule vor ihm stehenden Untergebenen gehalten hatte, wurde Frohn entlassen.

Zwei Tage nachher, als Frohn eben auf Wache gewesen war und sich nach geschehener Ablösung nach Hause begeben wollte, begegnete ihm unter dem Portale des Ausgangs und der Burg der Hofcavalier des römischen Königs, welcher der Vermittler der früheren Jagdeinladungen gewesen war. Er trat auf Frohn zu, und dieser erschrak nicht wenig, als der Cavalier lächelnd und mit großer Artigkeit sagte:

„Der Herr Arcier kann sich Glück wünschen, daß Seine römisch königliche Majestät ihn so oftmalen in ihrem Gefolge zu sehen verlangen. Es ist ihr expresser Befehl, daß Sie morgen früh um neun Uhr mit nach Heydendorf zur Jagd hinausreiten."

„Ich bin Seiner Majestät für diese Gunst auf's Tiefste verpflichtet," versetzte Frohn, „aber ich hoffe zu Gott, daß ich dies Mal . . ."

„Urlaub zu nehmen wird nicht erforderlich sein," fiel der Hofmann mit einem vorzweiflungsvoll ruhigen und gleichgültigen Lächeln ein. „Seine Majestät haben ausdrücklich zu bemerken geruht, sie wünschten es nicht."

„Aber —" begann der Arcier.

Der Hofcavalier hörte jedoch nicht auf ihn.

„Halten Sie sich an den Wunsch des Königs," sagte er mit einem bedeutsamen Tone. „Also morgen Schlag neun Uhr!"

„Den Teufel hab' ich von diesen sich drängenden königlichen Gunstbeweisen," flüsterte Frohn zwischen den Zähnen, während der Cavalier mit einer vertraulichen Handbewegung sich beurlaubte und rasch weiter schritt. „Er hat nicht einmal ein secundliches Wort, nicht einmal einen Blick für mich, und dafür soll ich mich jetzt gar noch in die Eisen legen lassen! Eine ausgezeichnete Gnade! Als ob Krummschließen ein Kinderspiel wäre! Wenn's nicht König Joseph wäre, müßt' ich denken, er wollte mich zum Dank für das, was ich gethan habe, so lange zu Insubordinationen verführen, bis man mich aus dem Arcieren-Corps ausstieß, um einen Menschen beseitigt zu wissen, dem er sich verpflichtet fühlt. Für ein menschlich fühlendes Gemüth sind solche Individuen ja gewöhnlich unangenehme Persönlichkeiten, die man gern möglichst weit weiß! Der Henker werde klug daraus! Nun, einmal wollen wir's noch wagen, dann aber nicht mehr!"

Am andern Morgen um neun Uhr war der Arcier auf dem Burgplatz, wo die Pferde des römischen Königs und seines Gefolges eben vorgeführt worden. Einige Stunden später, beim Appel, wurde der Name Joseph von Frohn vergeblich aufgerufen und vom Vice-Second-Wacht- und Rittmeister mit einer sehr ernsten Dienstmiene in sein Taschenbuch verzeichnet.

Die römisch königliche Majestät jagte auf den Feldern um Heydendorf bis gegen drei Uhr Nachmittags. Das Jagdwahl wurde in den schmucken hübschen Räumen des kleinen Lustschlosses eingenommen. Die Gesellschaft war heiter und laut und lustig genug dabei. Nur am untern Ende der Tafel saß einer der Gäste, dem die guten Bissen heute sehr wenig zu schmecken schienen, und um dessen Lippen bei den austauschenden Scherzen ein eigenthümlich gezwungenes Lächeln irrte. Beunruhigten ihn vielleicht die flüchtigen und spöttischen Seitenblicke so, welche er von Zeit zu Zeit aus den Augen des römischen Königs auf sich gerichtet zu sehen glaubte?

Der König hob endlich die Tafel auf. Der Kaffee wurde servirt; Frohn hatte eben den Inhalt seiner Tasse hintergeschlürft, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte. Es war König Joseph selber, der rasch auf ihn zutrat und, indem er seine großen blauen Augen mit einem eigenthümlichen Ausdruck schelmischer Freundlichkeit auf ihn richtete, sagte:

„Er hat ja wohl Heydendorf noch nicht gesehen?"

„Nein, Ew. Majestät."

„So komm' Er, ich will Ihm die andern Gemächer zeigen."

König Joseph schritt nun voraus in eine Enfilade von nicht großen, nicht üppig und luxuriös, aber sehr geschmackvoll eingerichteten freundlichen Räumen. Er machte mit ungezwungener Freundlichkeit den Cicerone darin.

„Dies ist das Schreibcabinet der Kaiserin, meiner Mutter," sagte er; „den Ofensschirm mit den Chinoiserien hat meine Schwester, die Erzherzogin Marie Antoinette, gemacht. Dies Zimmer hier bewohnt der Kaiser, wenn der Hof hier ist. Sehe Er sich den runden Tisch an, es ist sehr schöne Florentiner Mosaik, mein Vater sieht sie, obwohl ich gestehen muß, daß ich die römische Mosaik um Vieles schöner finde. Die zwei Gemälde dort sind von Teniers dem jüngern, ein Paar Prachtstücke und wahrhaft bewundernswürdig, d. h. wenn man nicht verzieht, diese Pöbelkneipen abscheulich zu finden . . . hier dies kleine Cabinet dient als Schlafzimmer des Kaisers — aber wie ist das . . . wie kommt diese Uniform hierhin?"

Damit deutete König Joseph auf eine vollständige und sehr glänzende blaue Husaren-Uniform, welche auf dem Bette lag, das den Hintergrund des zuletzt betretenen Cabinets ausfüllte. Der

Digitized by Google

König betrachtete sie wie verwundert, nahm dann den daneben liegenden Säbel auf, besah die Klinge und sagte nun, wie einem plötzlichen Einfall folgend:

„Das scheint mir Alles wie für einen Mann Seiner Statur gemacht, Frohn — zieh Er's einmal an, ob's Ihm paßt!"

Frohn wußte im ersten Augenblick nicht, ob dies ein Scherz oder ein ernsthaft gemeinter Befehl sei. Aber König Joseph wiederholte in bestimmtem Tone:

„Zieh Er die Uniform an. Ich will sehen, wie sie Ihm steht."

Dabei wendete er sich ab und schritt in das nächstvorhergehende Zimmer zurück, um den Arcieer bei seinem Costüm-Wechsel allein zu lassen.

Frohn säumte nun nicht länger. Er warf den rothen Arcieren von sich, um den blauen Husaren anzuziehen, und nach wenig Minuten war die Umwandlung geschehen. Dann schnallte er den Säbel und die Schlapplasche um, und trat nun in den seinen, knirschenden Tschismen von rothem Saffian vor den seinen Spiegel harrenden König.

„Das sitzt ja wie angegossen," sagte der Letztere, indem sein Blick mit Wohlgefallen über die schöne Mannesgestalt glitt, welche sich in dem reichen Costüm, mit dem goldglänzenden Dolman und dem hohen Kolpak von Bärenfell, vortrefflich ausnahm. „In der That," fuhr der König fort, „das Alles steht Ihnen so gut, daß ich will, Sie bleiben in der Uniform . . ."

„Majestät," fiel Frohn freudig erschrocken ein, „es ist die Uniform eines Rittmeisters im Husaren-Regiment König Joseph."

„Gerade deshalb," antwortete der römische König, „habe ich darüber zu bestimmen, oder," fuhr er lächelnd fort, „glauben Sie hierbei erst die gütige Erlaubniß Ihres Arcieren-Lieutenants nöthig zu haben, Herr Rittmeister von Frohn?"

„Majestät," stammelte Frohn tiefbewegt, „ich weiß nicht, wie . . ."

„Sie mir danken sollen? Dadurch, daß Sie fortfahren, meine Zufriedenheit allem Andern vorzuziehen, wie Sie es bisher thaten. Ich wünsche einen Mann in meinem Regimente zu haben, auf den ich fest und sicher bauen kann. Uebrigens waren Sie früher bereits zum Rittmeister ernannt, und es ist eine Ungerechtigkeit gegen Sie begangen worden. Ich werde es also auch vor den Avancementslisten und vor den gestrengen Herrn, die über diesen fidelitätlichen Büchern wachen, zu rechtfertigen wissen, was ich thue!

Zu Ihrer weitern Equipirung behalten Sie den Rappen, den Sie heute ritten, auch für das Uebrige werde ich sorgen."

Damit hatte der König den Rückweg zu der Gesellschaft im Speisesaale eingeschlagen. Diese schaute betroffen und verwundert auf, als sie statt des rothen Arciers mit Lieutenantsrang den zu einer höheren militärischen Daseinsphase übergegangenen blauen Rittmeister erblickte.

König Joseph wandte sich mit seiner wohllautenden hellen Stimme an die kleine Versammlung:

„Meine Herren," sagte er, „ich stelle Ihnen Herrn von Frohn als von mir ernannten Rittmeister in meinem Husaren-Regiment vor. Das Officerscorps desselben wird sich, erwarte ich, zu einem Cameraden Glück wünschen, der diese seine Beförderung ganz allein seiner in den letzten Feldzügen bewiesenen Dienstfähigkeit verdankt! — Und nun zurück nach Wien, meine Herren."

Der König ging, Hut und Degen zu nehmen. Der Hofcavalier, der Frohn gestern mit seiner neuen Jagdeinladung so erschreckt hatte, kam vor allen Andern rasch auf diesen zu und reichte ihm die Hand, um ihm zu beglückwünschen.

„Sie sehen, ich habe Ihnen gestern gut gerathen," sagte er lächelnd. „Ich bitte mir das nicht zu vergessen, mein Herr Rittmeister von Frohn, falls ich Sie später 'mal daran erinnern sollte, wenn Sie nach diesem ersten Schritte in einer neuen Laufbahn die weiteren gemacht haben werden!"

„Daß ich die machen werde, scheint in der That vorauszusetzen," dachte Frohn, die dargebotene Rechte schüttelnd, „sonst würde dieser schlaue Herr mich nicht jetzt schon um meine Protection bitten."

Nach einer guten Stunderitt der römische König mit seinem Gefolge wieder in die Hofburg ein. Da es Abend geworden, brannten vor dem Portal große Pechflammen. Ihr flackernder Schein ergoß sich über die Wache, die unter das Gewehr getreten war und das Spiel rührte.

Hinter dem arbeitenden Tambour erblickte Frohn eine höchst ominöse Figur drohend aufgepflanzt; es war der Profeß, zwei Steckenknechte mit den blanken Instrumenten des Krummschließens hinter sich.

Der Mann spähte mit finsteren Blicken nach einem schwarzen Arcieren-Flügelrad, auf den seine Ordre lautete. Er sah aber unter den Hofjagd-Uniformen nur einen blauen Husaren-Dolman. Von dem stand nichts in seinem Befehl.

Künstlers Erdenwallen.

Ein Bruchstück aus Mozart's Leben in Wien.

„Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid;
Der Kampf ist aus! Er sieht den Ort,
Indeß sein Lied klingt ewig fort."

Lortzing's Grabschrift.

Unter all den vielerlei Erscheinungen der Menschenwelt ist die des Künstlers wohl eine der wunderbarsten. Künstler zu sein ist oft ein Segen, oft ein Fluch. Des Künstlers Brust schwellt oft die höchste Seligkeit, die Sterblichen zu fassen vergönnt ist, aber sein Herz zuckt wohl auch krampfhaft unter den Wunden, die ihm die Menschen und das Schicksal schlagen. Seine Lebensaufgabe ist unbedingt die schönste unter allen Lebensaufgaben; sein Streben trägt ihn von allen Erdensöhnen der Sonne des ewigen Lichtes und der ewigen Wahrheit am nächsten. Was erst, „nachdem Jahrtausende verflossen, die alternde Vernunft ersann", was Andere mühselig sich erringen müssen, liegt von Natur in seinem kindlichen Gemüthe, ist, ein Symbol des Schönen und des Großen, seinem Verstande im voraus offenbart. Was andere Menschenkinder nur von ferne als Schönheit ahnen, enthüllt sich seinem Geistesblick, strahlt ihm in seiner ganzen Fülle entgegen und wird bei ihm zur vollen göttlichen Wahrheit. So ist er „in edler, stolzer Männlichkeit, mit aufgeschlossenem Sinn, mit Geistesfülle, voll mildem Ernst, in thatenreicher Stille", wirklich . . . „der reichste Sohn der Zeit".

Freilich ruht dieser Reichthum zumeist nur in seiner inneren Welt; freilich verkennt ihn ebendeshalb die äußere so oft und so viel, und schmerzliche Berührungen bleiben deshalb nicht aus. Aber, getragen von den gewaltigen Schwingen einer heiligen Begeisterung, entflieht er dem Erdenstaube immer wieder, und selbst mehr auf seine Kerkerwand malt Phantasie mit sieblichem Betrug das Paradieses holdes Bild."

Echtes wahres Künstlerthum, Begeisterung, volle nachhaltige Begeisterung wird freilich nur die Kraft erwecken, die zugleich bewußt den rechten Weg ersaßt! Was ist am Ende die größte Kraft und der blendendste Geist, wenn sie nur selbstgefällig sich zeigen, nur um ihre Achse sich drehen, statt frisch hinaus in das Leben zu treten und segenvoll für die Menschheit zu schaffen; oder wenn sie auf alten ausgetretenen Gleisen dahingehen, statt ihre Zeit und deren Rothschrei recht zu verstehen und der Göttin Wahrheit ewig am Munde zu hangen? Was sind sie? Prächtige Feuerwerke, die in der Luft verprassen, für den Augenblick weithin leuchten, aber schnell dahingehen; während Sterne, wie Homer, Shakespeare, Schiller, Goethe, Raphael, Michel Angelo, Mozart und Beethoven in ewiger Schönheit am Himmel der Kunst leuchten und strahlen. Darum eben ist „Künstlers Erdenwallen" für den denkenden Menschen ein höchst interessanter Gegenstand der Beobachtung; darum wendet man sich immer dem Leben solcher Männer gerne zu, und zwar namentlich wenn der große Künstler auch ein edler, liebenswürdiger Mensch war, wie dies z. B. bei Mozart der Fall war.

Zahlreiche Aufsätze aus seinem Leben, Lebensbeschreibungen, Erzählungen, Novellen und Romane bestätigen das Obengesagte.

Digitized by Google

wie z. B. auch das bekannte Hamman'sche Oelbild, das eine Scene aus Mozart's Leben in Wien darstellt, und das wir hier unseren Lesern in einem gelungenen Abbilde wiedergeben. Um das Bild zu erklären, möge es uns erlaubt sein, etwas näher auf jenen Zeitabschnitt in dem Leben des großen Maestro eingehen zu dürfen.

Mozart war bereits fünf Jahre mit Constanze Weber verheirathet, und diese fünf Jahre waren — wenigstens in ehelicher Beziehung — recht glücklich gewesen. Er hatte sie mit Constanze vergnügt verlebt, und ihre gegenseitige Liebe stand in der schönsten und Lebenserfahrung, sich zu der Höhe zu erheben, auf welcher ihr Gatte sich in geistiger und künstlerischer Beziehung bewegte, sich in ihn hinein zu denken. Ihre herzliche, innige und treue Liebe lieh ihr dazu die Schwingen; aber eben diese aufrichtige Liebe sah auch, gerade weil sie innig und aufrichtig war, dem allzukecken Fluge ihres genialen Mannes oft mit großer Besorgniß nach. Nicht, als ob sie auch nur im Entferntesten gefürchtet hätte, ihr geliebter Amadeus könnte jemals wirklich ausarten, wohl aber aus Sorge für seine Gesundheit und sein Leben.

Seit er verheirathet war, arbeitete Mozart ja — womöglich

Mozart, zum ersten Male seinen „Don Juan" vortragend.
Nach dem Originalgemälde von E. Hamman. Aarland's T. A.

vollsten Blüthe. Warum sollte dies aber auch nicht sein? Fand denn nicht Mozart in seiner Constanze, was er gesucht: ein gutes, liebevolles Weib, das sich an seine Gemüthsart, an seine kleinen Eigenheiten vortrefflich anzuschmiegen, in sein ganzes Wesen vollkommen einzugehen wußte? Dadurch aber gewann Constanze auch wieder sein ganzes Zutrauen und jenen wohlthätigen Einfluß, der oft mit liebevoller Besorgniß die gewaltigen Flügelschläge des — hier und da auch abirrenden — Genies zu bewältigen wußte. Freilich gelang dies nicht immer; aber da er sie wahrhaft liebte, ihr Alles, selbst seine kleinen Sünden, anvertraute, so war Constanze meist so klug, ihren Mann für das zu nehmen, was er war, für einen außergewöhnlichen, bedeutenden Menschen, dessen Wesen, dessen Denken, Fühlen und Handeln nicht mit dem kleinlichen, nur für Alltagsmenschen passenden Maßstabe gemessen werden konnte.

Und mußte sie ihm denn nicht vergeben, mußte sie nicht immer wieder gut sein, wenn er sich auch einmal von seiner durch ungeheures Arbeiten nervös gesteigerten Lebhaftigkeit und Sinnlichkeit hatte hinreißen lassen? Er war ja auf der anderen Seite wieder so unendlich gut, so aufmerksam, so liebevoll! Für gewöhnlich hatte denn auch Frau Constanze so viel richtigen Takt, so viel Geist — noch mehr als zuvor. Die unselige Gewohnheit, Nachts zu componiren, von welcher einst schon Cannabich in Mannheim gesagt, daß sie ihn, wenn er sie nicht aufgebe, keine vierzig Jahre alt werden lasse, hatte sich noch gesteigert. Morgens ward dann in dem Bette ausgearbeitet. War das geschehen, so ging von zehn Uhr die Jagd mit dem Stundengeben an; denn — vor allen Dingen mußte ja der Schornstein rauchen, da man Frau und bereits auch Kinder hatte. Die Raute seiner Lectionen zu machen, war aber in Wien keine Kleinigkeit und nahm oft auch noch einige Nachmittagsstunden sammt der so nöthigen Ruhe und freien Laune weg. Ach! Mozart fühlte nur zu gut und zu schmerzlich, was sein großes Genie in dieser Zeit für Mit- und Nachwelt hätte schaffen können, wenn ihn eine seiner würdige Anstellung über die Sorgen des Lebens erhoben hätte. Aber auch Kaiser Joseph, der ihn doch so sehr liebte und schätzte, ließ ihn — Dank den Intriguen seiner Feinde — unangestellt.

Und wenn er nun, durch Stundengeben, sonstige Berufsarbeiten, Akademien, Proben und dergleichen abgemüdet, bis zum Umsinken erschöpft, gerädert, gelangweilt und nervös abgespannt, nach frischem Athem, nach Erheiterung und Aufheiterung schmachtete, ward den erschlafften Nerven häufig nur in neuer Aufregung eine schein-

Digitized by Google

bare Stärkung verpönnt. Ueberreiz folgte auf allzu große Abspannung. Wein, Punsch, tolle Lustigkeit bis an den Morgen sollte das Uebel gut machen — ach! und die arme Constanze, die mit dem ruhigen, klaren Blick einer verständigen Frau dies Treiben sah, bemerkte nur zu gut, wie des geliebten Mannes Gesundheit dadurch immer angegriffener wurde, wie er dies selbst oftmals fühlte und ihn dann eine tiefe Schwermuth überwältigte, die sich bis zu den finsteren Ahnungen eines frühzeitigen Todes steigerte. Im Ganzen blieb aber der kleinen jungen Frau doch stets ein guter Muth und ein heller Blick, und mit der Zeit war sie schon froh, wenn sie es mit Scherz und Laune, oder mit Bitten und Schmeicheln dahin brachte, daß Mozart den Thee an ihrer Seite trank, sich seinen Abendbraten daheim schmecken ließ und nann nicht mehr ausging.

Wären nur zwei Dinge nicht gewesen: Mozart's Feinde und Neider und dann die ewigen Nahrungssorgen! Um letzteren bei seinen bedeutenden Bedürfnissen und Ausgaben zu entgehen — die ihm oft bei seiner Freigebigkeit und unbegrenzten, namenlosen mißbrauchten Gutherzigkeit über den Kopf wuchsen — mußte eben, wie schon erwähnt, rieselhaft gearbeitet werden. Wie viel arbeitete er aufserdem, ohne einen Kreuzer dafür zu nehmen, aus bloßer Gefälligkeit für Bekannte! Wie viel mehr für seine Freunde! Wie oft verwendete er sich mit der größten Aufopferung für arme reisende Virtuosen! Wie oft componirte er für sie Concerte, von welchen er nicht einmal die Abschrift behielt, damit sie unter guten Auspicien auftreten und Unterstützung finden könnten! Wie oft theilte er mit ihnen Wohnung, Tisch und Geld! Wie zahllos ward er benutzt, ausgezogen und betrogen! Und doch verlor Mozart nie den Glauben an die Menschen. Wie ein gutes, aber unerfahrenes Kind nahm er alle Welt für so gut, als er war. Und selbst wenn er sich hintergangen und mit dem schändesten Undanke belohnt sah, dauerte sein Unrecht doch nur Minuten, dann war schon wieder Alles vergessen. Da sah es denn freilich oft unendlich traurig, ja zum Verzweifeln in seiner Casse aus, sodaß ihn z. B. einst, als er mit seiner jungen Frau eine kleine Reise machen wollte, einer seiner Schuldener am Wagen zurückhielt und nicht fortließ, bis er mit der größten Noth die dreißig Gulden aufgebracht, die er jenem schuldete. Und Andere? Andere schuldeten ihm Hunderte von Gulden und bezahlten ihn nie! Und seine Feinde?

Seit dem Jahre 1782 hatte er des Herrlichen wieder viel geschaffen. Vor allen Dingen glänzten unter den Schöpfungen dieser Zeit sechs wundervolle Quartette, die er seinem hochverehrten und lieben Freunde, seinem Muster und Vorbilde, Joseph Haydn, gewidmet. Sie waren vortrefflich, und Haydn selbst sagte zu Mozart's Vater, der damals gerade zum Besuche in Wien war: „Ich sage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componisten anerkenne, von dem ich je gehört habe." Aber Mozart hatte nachgerade auch noch Anderes geschaffen, so z. B. ein Oratorium: „Davidde penitente"; ferner, auf Kaiser Joseph's Befehl, den „Schauspiel-Director", eine Komödie mit Gesang, die bei einem Feste in Schönbrunn zur Aufführung kommen sollte. Den ganzen Inhalt des kleinen Stückes bildet ein Streit zwischen zwei Sängerinnen, von welchen jede behauptet: sie sei die erste, die beste, die vorzüglichste. Ein ziemlich pikantes Interesse erhielt aber diese dramatische Kleinigkeit dadurch, daß Mlle. Cavaglieri und Madame Lange, Mozart's ehemalige geliebte Aloysie — jetzt seine Schwägerin, — sich selbst unter den fingirten Namen von Herz und Silberklang darstellten. Waren sie doch damals die beiden ersten Sängerinnen Wiens, das heißt, jede war die erste in ihrem Genre und die zweite in dem ihrer Rivalin. Kaiser Joseph hatte an diesem Künstlerstreit seinen Gefallen, und so sollte denn „der Schauspiel-Director" als Urtheilsspruch in letzter Instanz dienen. Mozart erfüllte dabei seine Pflicht als Componist mit großer Gewissenhaftigkeit, indem er seine der Parteien bevorzugte; dennoch hatte er die Freude, seine Schwägerin als Siegerin aus dem musikalischen Wettkampfe hervorgehen zu sehen.

Aber diese Kleinigkeiten traten bald gegen eine seiner Hauptschöpfungen zurück. Es war dies die herrliche Oper „Le nozze de Figaro" — „Figaro's Hochzeit". — Mozart hat kaum etwas Schöneres und nichts, was schwieriger zu componiren war, geschrieben. Und doch! — „Le nozze do Figaro" war in Wien nicht durchgedrungen, während eine andere, weit, weit schwächere Oper von Martin: „La Cosa rara" in die Welten erhoben wurde. Und wie war dies möglich? Nun — die Schlange hatte sich ja lange genug durch den Staub gewunden und an den Stufen des Thrones, in den Boudoirs der Sängerinnen, zu Füßen der Sänger und im Gewühle des öffentlichen Lebens gesticht und ihr Gift ausgestreut, warum sollte sie nicht endlich den neuen Messias der Musik in die Ferse stechen?

Salieri — Mozart's Freund — der kleine zierliche Hof-Capellmeister Salieri, den Mozart scherzweise nur Monsieur Bonbonniere nannte, da er, wo er ging und stand, Zuckerwerk aus einer Bonbonniere naschte, — dieser schön gestaltete, in musikalischer Beziehung recht tüchtige und anerkannte Mann, hatte seit langer Zeit aus Neid und aus Furcht, von Mozart — dem Schöpfer der neuen deutschen Oper — drachgelegt zu werden, im Geheimen alle Minen springen lassen, um diesen, seinen gefürchteten Rivalen, zu vernichten. Als nun Salieri erfuhr, daß Mozart durch Kaiser Joseph II. beauftragt sei, jetzt wieder eine italienische Oper über Beaumarchais' Figaro zu schreiben, wollte er vor Neid, Angst und Mißgunst vergehen. Da kam ihm ein Zufall herrlich entgegen. Gerade um dieselbe Zeit schrieb ja auch sein Günstling, Vincenzo Martin, — einer der damals beliebtesten Componisten in der älteren italienischen Manier, — eine neue Oper unter dem Titel „La Cosa rara." Das war vortrefflich! „La Cosa rara" mußte triumphiren, — denn von Martin fürchtete der schlaue Italiener nichts, — der „Figaro" dagegen fallen. So konnte Salieri seinem lieben Freunde, Maestro Mozart, einen furchtbaren Stoß versetzen, ohne sich selbst auch nur im Entferntesten bloßzustellen. Waren doch die italienischen Sänger — durch ihr eigenes Interesse gestachelt — längst für eine solche Schlacht gewonnen; denn auch sie haßten ja Mozart, den Untergraber der italienischen Oper; während sie nicht anstanden, Vincenzo Martin zu protegiren, da er ihr gehorsamer Sclave war.

Hierzu kam aber auch noch, dem Publicum gegenüber, etwas sehr Gewichtiges: daß nämlich die Musik zur „Cosa rara", in welcher sich das Talent eines ganz gefälligen Componisten kundgab, Jedermann sehr leicht in die Ohren fiel, indeß die Musik des „Figaro" durch ihre Großartigkeit immer bedeutend schwerer zu verstehen war. Während daher Salieri seinen lieben Freunde Mozart ein um das andere Mal vor Entzücken über das neue Meisterwerk die Hand drückte und in Lobeserhebungen und Glückwünschen überfloß, lachte er sich an der Spitze seiner Mitverschworenen mit satanischer Schadenfreude in das Fäustchen. Mozart war ja geradezu auf die Schlachtbank geliefert, da er sein Werk einer Gesellschaft anvertrauen mußte, die ihm, vom Capellmeister und Oberdirector an bis zum letzten Sänger und Chorristen, den Untergang geschworen hatte. Ohne es zu wissen, gab er sich in die Hände seiner Henker.

Sämmtliche italienische Sänger und Sängerinnen befleißigten sich denn auch in der That, bei „Figaro's" Aufführung so schlecht als möglich zu singen, ja selbst das Orchester hudelte seinen Theil auf solch' abscheuliche Weise, daß Mozart — Thränen des Zornes und der Entrüstung in den Augen — schon nach den beiden ersten Acten in die kaiserliche Loge eilte, den Schutz seiner Majestät anzuflehen.

In der That war denn auch der Kaiser über das Vorgefallene indignirt. Es erging auf der Stelle eine scharfe Zurechtweisung an sämmtliche Mitwirkende. Aber was half es, daß nun der übrige Theil der Oper ein wenig besser ging? Der Sturtenstreich war geglückt. Das Publicum blieb kalt, — „Figaro's Hochzeit" — dies wundervolle Meisterwerk, das jetzt — nach mehr denn 70 Jahren — noch eine Lieblingsoper der ganzen civilisirten Welt ist, fiel und konnte sich in Wien lange Zeit von seinem Falle nicht erholen. Mozart, außer sich vor Schmerz und Unwillen, schwur, nie wieder eine Oper für Wien zu schreiben! Aber Wien ist ja nicht die Welt! Bald fand die neue Oper den Weg nach dem Musik liebenden und musikalisch gebildeten Böhmen, in dessen Hauptstadt Prag, sich damals der Impresario — der Theaterunternehmer — Bondini befand. Bondini stand an der Spitze einer ganz ausgezeichneten italienischen Opern-Gesellschaft, deren hervorragendste Mitglieder Luigi Basti, Capellmeister Strobach, die schöne und feurige Saporitti, der Tenor Antonio Baglioni und der famose Giuseppe Lolli waren. Auch das Orchester war unbedingt das beste, das damals bestand.

Von dieser Gesellschaft aufgeführt, und zwar vor einem so empfänglichen und musikalischen Publicum, wie das Prager, gefiel „Figaro's Hochzeit" ganz ungemein. Prag war außer sich vor

Digitized by Google

Jubel, und die Oper mußte den ganzen Winter fast ohne Unterbrechung gegeben werden. Mozart wurde nach Prag eingeladen, mit Jubel empfangen und mit ungeheurer Liebenswürdigkeit behandelt. Was ihn aber namentlich entzückte, war, daß er in den Massen ein so lebhaftes Verständniß des Schönen in der Kunst fand. Begeistert hiervon, beschloß er, durch ein glänzendes Zeugniß den Böhmen seine Erkenntlichkeit und hohe Achtung zu beweisen. „Weil die Prager mich so gut verstehen, will ich eine Oper ganz für sie schreiben!“ rief er aus. Da nahm ihn Director Bondini beim Wort und schloß einen Vertrag mit ihm, in Folge dessen Mozart versprach, zu Anfang des künftigen Winters eine neue Oper zu liefern.

Die neue Oper war „Don Juan“. Wer kennt dieses herrliche Werk nicht? Dieses Werk voll Größe und Erhabenheit! Aber Mozart schwebte auch bei seiner Schöpfung Großes und Erhabenes vor. Seine ganze Seele, sein Denken, sein Fühlen, sein Handeln waren in Musik aufgelöst. Jahrelange große und prächtige musikalische Gedanken erfüllten seinen Geist, aber das wogte noch Alles chaotisch durcheinander, — es ertrückte ihn fast, und er fühlte, nur die Gestaltung des Werkes könne ihn erlösen. Und sein von schöpferischer Seligkeit berauschter Geist schmachtete nach dieser Erlösung, die im Werken und in der Vollendung Entzücken sein mußte. So kannte er um jene Zeit keine höhere Freude, als in dem engeren Kreise seiner Freunde und Gönner die einzelnen Pieces aus Don Juan, wie sie gerade entstanden, vorzutragen. Zu diesen Freunden zählte Mozart aber vor allen Dingen den alten würdigen Baron van Swieten, den Fürsten Lichnowsky, den Abbate da Ponte, den Grafen und die Gräfin Thun, die Fürsten und die Fürstinnen Galitzin und Esterhazy.

Einen solchen Moment nun, wo Mozart in solcher Begeisterung seine neuen Compositionen aus „Don Juan“ diesem engeren Kreise von Freunden und Gönnern vorträgt, hat der Künstler in dem beifolgenden Bilde aufgefaßt.

In dem Zimmer des Baron van Swieten, dessen Lieblingsgeige an der Wand neben dem Portrait seines Vaters hängt, sitzt Mozart an einem für jene Zeit prächtigen Instrumente. Begeisterung leuchtet aus seinen Blicken; — verloren in musikalische Gedanken, wiegt sich seine Seele auf den Schwingen des Entzückens, und, das Neugeschaffene den Ohren der gespannt Lauschenden kund gebend, strömen ihm neue schöpferische Ideen zu. Still beglückt lehnt Constanze, sein theures Weib, hinter seinem Stuhle stehend, an der Wand, während seine Schwägerin, die berühmte Sängerin Lange, ihm zur Seite sitzt und mit dem Verständniß einer Künstlerin der herrlichen Aufgabe lauscht, die ihr durch dieses neue Meisterwerk des genialen Maestro werden wird. Staunend, tief versunken, ganz Ohr, lauschen die Anderen; nur Salieri raunt — seiner Gewohnheit nach ein Stückchen Zuckerwerk aus seiner Bonbonniere nehmend — dem vor ihm sitzenden vornehmen Gönner eine boshafte Bemerkung zu. Der Italiener erbebt in seinem Innersten vor dem ungeheuren Erfolge, den diese Oper voraussichtlich haben muß.

Die Auffassung des Momentes ist schön und hochpoetisch: in den lichtesten Sphären der Kunst, seines ewigen Sieges gewiß, schwelgt wonnetrunken der Meister. Hohes Staunen, Bewunderung und Liebe zollen ihm die Besseren und Sachverständigen unter den Menschen; aber auch die Schlange des Neides ringelt sich schon und macht sich bereit, — ihrem Opfer den tödtlichen Biß zu versetzen.

Das Schicksal der Oper „Don Juan“ ist bekannt. Mozart ging nach Prag, um sie dort zu vollenden. Ihre Aufnahme war eine enthusiastische. Die Böhmen erkannten sie mit Jubel als die Oper der Opern an, und die Nachwelt hat ihr freudig diesen Rang bewahrt. Aber in Wien — wer sollte es glauben? — siegte abermals der Neid! Salieri untergrub den Boden: schlecht in Scene gesetzt, schlecht einstudirt, schlecht gespielt, schlecht gesungen und noch schlechter verstanden, wurde „Don Juan“ von Salieri's „Axur“, auf den unendlich viel verwendet worden war, überflügelt! . . . . . Freilich nur für den Moment, denn wer spricht jetzt noch von „Axur“, während „Don Juan“ für alle Zeiten ein Stern erster Größe unter allen Opern-Compositionen bleiben wird. Aber dies herrliche Werk war und blieb auch der Schlüssel, mit welchem sich Mozart den Tempel des Ruhmes für ewige Zeiten erschlossen hat. Leider mußten Noth, Kampf und Neid noch gar oft in das Leben des edlen Maestro ihre dunkeln Schlagschatten werfen, so daß auch auf seinem Grabe die Worte stehen könnten:

„Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid,
Sein treben Kampf mit Noth und Neid;
Der Kampf ist aus! Er ruht den Ort,
Indeß sein Lied tönt ewig fort!“

H. R.

Aerztliche Strafpredigten.

Wenn die Badegäste heimwärts ziehen.

Die „Nachwirkung“! wie sehnsüchtig mögen Viele auf diese, beim Abschiede vom Herrn Badedoctor meist für den November verheißene, warten, wenn sie trotz vier- bis achtwöchentlicher Abquälerei bei so und so viel Bechern und Bädern von Mineralwasser doch vom Brunnengeiste (der in den meisten Quellen fire Luft mit abführendem Salze ist) nicht sichtlich restaurirt worden sind! Uebrigens hätte die Nachwirkung des Bades sicherlich auch das verstockte und der Quellmacht trotzende Leiden noch verjagt, wenn der unglückselige Curgast nur nicht einen halben Tag zu zeitig eine Pflaume zu essen oder einen Schnitt Bairisches zu trinken gewagt hätte. So ist denn nun durch solch ein leichtsinniges Versehen gegen die Nachwirkung die schöne Sommerzeit und das schöne Geld vergeudet worden, und die ganze Badewirthschaft muß im nächsten Jahre wieder von vorne losgehen.

Ja! wenn alle die Badegäste, welche vom Bade keine oder gar eine schlimme Wirkung gehabt und auch auf die Nachwirkung vergeblich gehofft haben, dies ebenso ausposaunten, wie die durch's Bad wirklich Gebesserten oder Geheilten: auf die Badecuren würden sicherlich die Aerzte, wie die kranken Laien, nicht mehr so erschrecklich viel Hoffnung setzen, als jetzt. Ich sage wohlweislich „auf die Badecuren“ und nicht auf das Bad, weil allerdings das Reisen in's Bad den allermeisten Menschen, Kranken wie Gesunden, gute Dienste für ihr späteres Wohlbefinden thut, aber weniger in Folge des Mineralwasser-Trinkens und -Badens, als vielmehr durch die veränderte Lebensweise, durch die Luft-, Nahrungs- und Beschäftigungs-Veränderung, durch passendere Bewegung und Ruhe, durch eine erquicklichere Umgebung und Unterhaltung. Darum sollte von Seiten der Herren Badeärzte mehr auf diese wichtigen diätetischen Hülfsheilmittel geachtet und die in der Regel ganz einfeitige Badecur vielfeitiger eingerichtet werden. Ebenso sollten aber auch die Herren Hausärzte bei der Wahl eines Bades für ihre Kranken mehr auf die Gemüthsstimmung und Neigung derselben eingehen und deshalb weit mehr auf die Gegend, die Beschaffenheit der Kost und Gesellschaft des Bades Rücksicht nehmen, als dies zur Zeit geschieht. Denn daran ist wohl nicht zu zweifeln, daß der Gemüthszustand des Kranken den größten Einfluß auf den Verlauf der Krankheit ausübt. Bei Heim- und Liebesweh, bei sorgwährender Sorge um die Angehörigen und das Geschäft, bei Aerger und Mißmuth, bei Ekel- und anderer Sucht curirt sich's schlecht, und es ist geradezu ein Verbrechen, einen schweren Kranken (zumal Brustkranken) in einen Bade fern von der Heimath und den Seinigen voll Sehnsucht im Herzen hinsiechen zu lassen. Auch hatte ich's von Seiten der Aerzte nicht für human, einen Kranken in ein Bad zu schicken, wo er in seinen Mitcurgästen fortwährend zu seinem Schrecken sein erkrämliches Ebenbild sieht und immerfort an seine Leiden erinnert wird, wie dies vorzugsweise Schwindsüchtigen passirt. Dann damit können sich die Aerzte nicht ausreden, daß nur ein ganz bestimmtes Bad für ein gewisses Leiden angezeigt sei. Man braucht nur über einen Kranken mehrere Aerzte Rath halten zu lassen, und man wird sicherlich sehr verschiedene Bäder (zumal eben erst aufgetauchte) empfehlen hören. Auch haben viele der Herren Badeärzte in ihren Schriften schon dafür gesorgt, daß man als Arzt bei der Empfehlung eines Bades keinen Fehlgriff thun kann, da ihr Brunnen in der Regel gegen alle nur erdenklichen, selbst organischen (unheilbaren) Uebel empfehlenswerth ist.

Digitized by Google

Ich kann übrigens nicht umhin, einen Tadel über diejenigen Aerzte auszusprechen, die Kranke, ohne sie genau untersucht zu haben, blos auf einige auffallende Krankheitserscheinungen hin in ein Bad schicken. Ebenso trifft der Tadel aber auch die Kranken, welche sich, ohne gehörig untersucht worden zu sein, sogleich auf die Badereise machen, und noch weit mehr sind die Badeärzte tadelnswerth, wenn sie ihrer Cur nicht eine recht ordentliche Exploration ihrer Patienten vorhergehen und dieser Cur nach den Umständen nicht die passenden Medikationen zukommen lassen. Ich nehme natürlich die Fälle aus, wo ein Mann zu jubeln Ursache hat: „Hurrah! meine Frau ist im Bade!“ oder wo ein Mann zur Erheiterung und Erholung seiner Frau vom Hausarzte in's Bad spedirt wird. — Wie oberflächlich nicht selten von Heilkünstlern untersucht wird und auf welch unrechte, weil unnütze Weise diejenigen est ihren Patienten ein Bad octroyiren, das mögen Fälle aus der heurigen Saison bezeugen, deren aber nur im Allgemeinen Erwähnung geschehen soll, obschon jeder einzelne Fall „gegartenlaubt“ zu werden verdiente.

Am wenigsten gebessert lehrte das bleich- und nervenschwache, hysterische weibliche Geschlecht aus den Bädern heimwärts (NB. ich meine nicht etwa „moralisch gebessert“), denn die örtlichen Frauenleiden, welche nur durch eine vernünftige örtliche Behandlung, und zwar gewöhnlich ziemlich schnell, gehoben werden können, wie auch die durch Ruhe, Buttermilch und Milch leicht heile baren Nerven- und sonstigen Schwächen aller Art, trotzten trotz der interessanten männlichen Betannschaften doch den Stahlwässern und Seebädern. Es sollen schon viele Ehemänner deshalb das Badereisen ihrer Frauen Viebsten satt bekommen haben, obschon manche heimgekehrte Frau noch lange in der Hoffnung lebte, daß die Nachwirkung der Ensser Quelle den Herrn Gemahl doch noch überraschen werde.

Ganz erbärmlich ging's auch dieses Jahr wieder den sogenannten Hämorrhoidal-Blutern, die gar keine Hämorrhoiden, wohl aber vom Arzte über- und ungesehene blutende Mastdarm-Entartungen (die stets nur einer örtlichen Behandlung weichen) besaßen. Sie verloren in Lagirbädern durch die erzwungenen, durchfälligen Stühle bei fortdauernden Blutungen dergestalt Saft und Kraft, daß sie sich zu Hause lange Zeit tüchtig werden nähren müssen, um nächstes Jahr wieder, und zwar ebenso vergeblich, ein Bad besuchen zu können.

Die mit Geschwülsten irgendwo, die schimpfen am meisten auf die Bäder, mochten diese nun purgirende oder jodhaltige sein. Und warum? Weil sie, zuverlässt schon im Ganzen benutergekommen, auch noch ihre Geschwulst, nicht aber ihren guten Appetit und ihre Groschens wieder mit nach Hause brachten. — Was für Geschwülste aber auch die Bäder wegschassen sollen! Durch Unterredebänder abgeschnürte, sonst aber ganz gesunde Leberstücken (in der rechten Bauchseite), bewegliche und verschiebbare gesunde Nieren und Milz (die zeitweilig drückend an Stellen im Bauche lagerten, wo sie nicht hin gehören, Hülsenwurm- und Eierstockesblasen, alte Krebse und verknöcherte Faserge schwülste, alle sind den Brunnengeistern verfallen, aber alle weichen und wanken vor denselben nicht.

Hustende Brustkranke sah man weit blässer und magerer, manche auch noch mit neuhinzugetretenem Blutspeien und erschöpfendem Durchfalle heimkehren, sobald sie im Bädern Heilung suchten, wo die Brustkranken, denen nur Ruhe in jeder Beziehung, Wärme und Milch gut thut, früh aus dem Bette heraus, in der kühlen Morgenluft kaltes Salzwasser oder Molken trinken und anstrengende Promenaden machen mußten.

Doch genug von den migrathenen Badecuren, es gibt auch sehr viele geglückte, wie ich z. B. an meinem dicken, gern gut und viel essenden Freunde sehe, dessen Unausprechliche für ihn um wenigstens 1 Elle zu weit geworden sind, und der in seinem Leibrode wie im Schlafrocke herumschlottert. Und das hat Karlsbad gethan. — Auch sinde ich die Gesichter und das Benehmen mancher Angestellten viel freundlicher und liebenswürdiger, nachdem sie Sessel und Acten auf einige Wochen verlassen und sich recht ordentlich ausgeruht haben. — Ebenso sehe ich verschiedene alte Ausschläge und Rheuma's, die zur Freude ihrer Inhaber nicht mehr da sind. — Kurz, die Bäder sind in vielen Fällen recht gut und wären noch viel besser, wenn Aerzte und Laien bei weniger fanatischem Enthusiasmus für das Mineralwasser derselben dem richtigen diätetischen Verhalten in und nach dem Bade mehr huldigten.

Was nun schließlich die Nachcur oder „Nachwirkung“ des Bades betrifft, so muß man nicht etwa glauben, daß der genossene Brunnen noch eine bestimmte Zahl von Tagen oder Wochen im Körper des heimgekehrten Badegastes herumwirthschaftet, wenn dieser nämlich die vorgeschriebene Brunnendiät noch forthält, sondern es handelt sich hierbei darum, daß die Schädlichkeiten, welche die Veranlassung zur Entstehung oder Verschlimmerung der Krankheit gaben, fort und fort, soweit es nur immer die Verhältnisse gestatten, vermieden werden. Leider sind die meisten Badereisenden der irrigen Meinung, daß ihr Körper durch das Bad von allen alten Sünden, die sie gegen die Natur begangen, so vollständig gereinigt werde, daß nun das Sündigen von Neuem angehen könne. Nicht selten ist übrigens die Nachwirkung insofern schembar eine recht gute, als die Badecur den Patienten so erbärmlich zurichtete (was wohl auch für eine heilsame Verschlimmerung erklärt wird), daß er nach Aufgeben derselben sich natürlich wohler als im Bade fühlt, wenn er zu Hause in seine alte Verfassung zurückkehrt.

Kommt z. B. der Hustekranke mit weniger Brustschmerz, Athembeschwerde und Husten, kräftiger und besser aussehend, aus Salzbrunn, Soden oder Ems nach Hause, so setzt er sich wieder stundenlang zu politisirenden Freunden in den Tabaksrauch und ertzipt sich bei Bairischem über Oesterreichisches. Oder er besucht wieder in brustbeengender Toilette Gesellschaften, Bälle, Concerte ꝛc., ohne die erhitzte Haut und Lunge gehörig vor (zumal plötzlichem) Kaltwerden zu schützen. — Haben sich nervöse Täuschen bei Stahlwässern zum Milch etwas gekräftigt, so fangen sie nach ihrer Heimkehr auch schleunigst ihre früheren Gelüste, Männer und Dienstbotenqualereien bei erregender und erschaffender Kost wieder an, und leiden nächstens an frischen Bapeurs. — Wer sich in Lagirbädern die Unterleibsstockungen, die Hämorrhoidalbeschwerden und das überflüssige Fett glücklich weggepurgirt, der verfolgt zu Hause innerund außerhalb seines Hauses nach allen Richtungen hin seine früheren obstructiven Tendenzen und ist in Bälde wiederum ein verfetteter Unterleibsverstopfter. — Der durch trockene warme Luft und heiße Bäder Entschwitzte lehrt in sein altes feucht-kaltes Local zurück und wundert sich, wenn das Rheuma wiederkehrt. — Kurz, die badesüchtige Menschen- und Aerzteit aberglaubt, daß ein Bad auf die Länge und bei den ärgsten Verstößen gegen die Gesundheitsgesetze schlagfluß-, wasser- und schwindsucht-, überhaupt krankheitsheile machen könne, während doch nur das richtige diätetische Verhalten nach der Badecur, — die, wenn sie eine wochenlässige war, allerdings in vielen Fällen einen besseren Ernährungsproceß Stoffwechsel) im kranken Körper eingeleitet hatte, — eine dauernde Gesundheit schaffen kann. Und vor Allem:

Denkt man sein Alter doch zu bringen,
So hat' man Maß in allen Dingen.

Bed.

Erinnerungen eines schleswig-holsteinischen Freiwilligen.

1. Die Schlacht bei Idstedt.

Das große Gewitter von 1848 ging zu Ende, nachdem es zwei Jahre lang getobt. In Frankreich sann der Präsident der Republik, Louis Napoleon, bereits auf den „gesellschaftserretenden“ Staatsstreich, in Italien war Friedensfeiern — Sardinien geschlagen, Neapel niedergeworfen, Sicilien bombenstirrt, Rom von Franzosen besetzt. Ungarn fühlte seine Besieger: Haynau, ohne Ahnung seines nahen Sturzes, hielt seine Blutgerichte. Auch in Deutschland ging's zu Ende — die preußische Union war das letzte Nebelbild, das bald zerrinnen sollte; denn schon sprach Oesterreich wieder sein Wort, der Bundestag sputte wieder herum — und ein Mantenfel regierte in Preußen, in Knirbesten der Hassenpflug. Ueberall Gräber einst so stolzer Hoffnungen! Ueberall statt des Jubelgesangs der Freiheit dumpfes Hinbrüten, Thränen trauender Familien, Seufzer in den vollgepfropften Kerkern!

Digitized by Google

Es war noch nicht Alles! Das Einzige, woran die ganze deutsche Nation, im Norden, wie im Süden, wie an einer letzten Hoffnung hing, wie an dem letzten Anker der Ehre, wurde auch noch preisgegeben. Am 2. Juli 1850 schloß Preußen mit Dänemark Frieden, Schleswig-Holstein wurde sich selbst überlassen. Das war das Ende des großen Reichskrieges Deutschlands gegen dänischen Uebermuth, daß es nach Schlachten und nach Siegen, nach Opfern aller Art, elendiglich seine Soldaten zurückrief, ohne dem Recht zu Recht verholfen zu haben — mit den Siegesfahnen von Schleswig und Düppel sich es vor russischem Schnauzkurrechen und englischem Getuure, und eine Million deutscher Soldaten, Gewehr beim Fuß, sah dem Henkersspiel in Schleswig-Holstein zu, damit die Schande Deutschlands voll werde.

Ein Schrei des Unwillens und der Klage ging durch ganz Deutschland, als man von diesem Verrath der deutschen Ehre hörte. Das Volk fühlte, daß die Sache Schleswig-Holsteins seine eigene war. Deshalb auch diese Freude, als die provisorische Regierung von Schleswig-Holstein erklärte, sie werde den Freiheitskampf gegen Dänemark allein und mit eigenen Kräften fortführen; stand sie doch, die Regierung eines kleinen Landes, jetzt allein da als Wächter deutscher Ehre, für welche die gottesgnädiglichen „Palabine" keine Hand mehr rühren wollten.* Deshalb diese Begeisterung weit und breit, der Sache da oben am nordischen Meer zu helfen, so viel man konnte, durch Wirken, durch Geld- und Effectensendungen, endlich mit der schwachen Kraft des eigenen Armes. Die ganze deutsche Nation stand mit ihren Wünschen und Sympathien hinter dem kleinen schleswig-holsteinischen Heer, hoffend daß das Glück es zum Siege führe.

Mitte Juli reiste ich nach den Herzogthümern. Auf der Eisenbahn hörte man nur über Schleswig-Holstein reden, und verschiedene Gerüchte über bereits errungene Siege der schleswig-holsteinischen Armee sprachen für die Empfindungen und die Erregung des Volks. Altona, die Schwester des nordischen Venedig, war wie ausgestorben; nur am Bahnhofe herrschte ein reges Leben. Jung und Alt drängte sich dort zusammen, um den von Rendsburg kommenden Zug zu erwarten, der Nachrichten von der Armee bringen mußte — hatte doch wohl Jeder einen lieben Verwandten, einen Freund, wenn nicht den Gatten oder den Sohn im Felde! Lagg zuvor war von der Tann aus Baiern gekommen, um in die Armee einzutreten. Er war mit Jubel empfangen worden, und Alle verschworen, die Zwerfscht der Armee und des ganzen Landes sei auf's Höchste gestiegen, nun sie Tann bei sich wüßten. Ueber Willisen, der den Oberbefehl führte, brach kein rechtes Urtheil durch; über Bonin, welcher der eigentliche Schöpfer der schleswig-holsteinischen Armee war und ihr das vortreffliche Instructionsbuch verfaßt hatte, sprach man mit großer Anerkennung und bedauerte, daß der preußischdänische Friedensvertrag ihn nöthigte, jeder activen Mitwirkung während des bevorstehenden Krieges zu entsagen. In der Armee selbst fand ich später noch eine viel innigere Anhänglichkeit an den braven General.

In Kiel wimmelte es von Rekruten. Die Erbitterung gegen die Dänen, die ein paar Tage zuvor und im Angesicht einer russischen Flotte von acht Schiffen, die noch in Sicht war, die vor dem Hafen liegende Insel Fehmarn besetzt hatten, war außerordentlich, eine stille Wuth hatte sich aller Gemüther bemächtigt. Es that Einem wohl, hier und dann den Anblick der deutschen Fahnen und Farben, denen man überall begegnete. Stand doch diese Fahne, auf welche der reactionaire Wahnsinn bereits den Fluch geschleudert, jetzt nirgends an einem würdigeren Platze, als hier am Meeresstrand von Holstein.

Meine Absicht war, hier in Kiel meinen Eintritt in die Armee zu bewerkstelligen, und ich besaß dazu wirksame Empfehlungen. Man war damals gegen Freiwillige noch viel strenger, als nach der Infelder Schlacht; ohne ordnungsmäßige Legitimation wurde Niemand, und dann nur Officiere und Unteroficiere angenommen. Nichtgediente Leute von außerhalb fanden keine oder nur ausnahmsweise Berücksichtigung. Dank meinen Empfehlungen und der Vermittlung des Generallieutenants Bauwitzen, der eine der vier Brigaden commandirte, gestattete man mir den Eintritt in's Heer und ließ mich auch, meinem Wunsche gemäß, in'ß Cantonnement des achten Bataillons abreisen. Bei diesem stand ein Freund unserer Familie, der Premier-Lieutenant St. Paul; das achte Bataillon lag in der Gegend von Wedenspang bei Schleswig auf dem rechten Flügel der Armee im Felde. Denn bereits erwartete man in allernächster Zeit eine entscheidende Schlacht, und die Positionen waren dezogen. Das Hauptquartier war in Gottorf, unsere Vorposten streiften bereits bis Silderdrarup und Kleinboren, nur noch drei Viertelstunden von der langsam seit vierzehn Tagen sich nach Schleswig vorschiebenden dänischen Kette entfernt.

Der Weg von Kiel nach Schleswig über Eckernförde, den ich nehmen mußte, da Rendsburg vollständig gesperrt war, ist einer der schönsten im ganzen Lande, dessen wundervolle Reize und nordische Romantik ich noch näher kennen lernte, als unser Bataillon später hier vorneweg nach cantonnirte. In Eckernförde lag die Gefion ganz aufgetakelt und bemannt. Am Horizonte sah man die blockirenden Fregatten. In der Stadt selbst lag noch preußisches Militär, das letzte wohl ziemlich, da die bisher in Schleswig gestandene preußische Armee nach dem Frieden das Land räumte. Einige Bataillone blieben in der Gegend von Friedrichstadt längere Zeit liegen — sie hörten noch den Kanonendonner von Idstedt!

In Schleswig war die äußerste Aufregung, denn man erwartete täglich die Schlacht. Noch war eigentlich kein Schuß auf der Linie gefallen, aber da Nachrichten gekommen waren, daß die Dänen dis Sieverstedt und dem Poppholz vorgerückt, so sah man auf jeden Fall binnen wenigen Stunden ihrem Angriff entgegen. In der That begannen auch vom andern Morgen an die mehr oder minder bedeutenden Vorpostengefechte, welche die Schlacht bei Idstedt einleiten sollten. Auch kam am nächsten Tage schon eine Proclamation Willisen's aus dem Hauptquartier Flaskenberg, welche zu dem erwarteten Kampfe „für deutsche Ehre und Schleswig-Holsteins altes gutes Recht" anfeuerte.

In all dem Wirrwar, Tumult und allgemeinen Zuflauh höchster Aufregung und Spannung ward es mir schwer, über die momentane Stellung des achten Bataillons, dem ich zugewiesen war, Auskunft zu erhalten. Glücklicher Weise fand sich in Schleswig zufällig der Marketendenwagen des Bataillons ein, und mit diesem gelangte ich demnächst in's Lager in der Gegend von Fahrenstedt. Noch am selben Abend suchte und fand ich St. Paul, der mich auf's Herzlichste empfing und alles Nöthige veranlaßte, daß ich seiner Compagnie zugetheilt wurde. Bereits am andern Morgen um fünf Uhr gab mir ein siebenwöchiger Unterofficier Unterricht im Gebrauch der Waffe, in den Griffen, Commandos, Märschen und sonstigen absoluten Erfordernissen. St. Paul und der Hauptmann wohnten am nächsten Tage diesen Exercitien bei und sie zeigten sich ganz befriedigt, daß der Eintritt in Reih' und Glied bei den zu erwartenden Actionen mir gestattet wurde. Ich muß auch gestehen, daß ich niemals in bedeutendere Verlegenheiten ge-

* Gegenüber der allgemeinen Entrüstung, welche die an einen Bruderstamme verübte Missethat in ganz Deutschland hervorgerufen, wagt es ein deutscher Schriftsteller, die schleswig-holsteinische Erhebung mit dem Schimpf einer Verschwörung zu belasten. Ungewitter, in seiner in Dresden erschienenen „Erdbeschreibung und Staatenkunde", 3. Aufl., hat sich nicht geschämt, folgende Worte zu schreiben:

„Die Thatsache, daß Holstein, ebenso wie Schleswig, zu den wohlhabendsten Ländern Europa's gehört, spricht offenbar zu Gunsten der dänischen Regierung und deren Fürsorge für das Land. Denn unter einer tyrannischen Regierung möchte das holsteinische Volk vielleicht zu Bettlern geworden, würde aber jedenfalls nie zu gelegenem Wohlstand gelangt sein. Dem Princip selbst wäre es daher auch ebenso wenig, wie dem schleswigschen Volke, je in den Sinn gekommen, sich von Dänemark losreißen zu wollen, mit dem es obendein schon, vermöge der geographischen Lage, der Gleichheit der Nahrungszweige, der Schiffahrt ꝛc. in einer natürlichen Verbindung steht. Allein seit der französischen Julirevolution von 1830 ward von der Umsturzpartei in Deutschland der Plan entworfen, Holstein und Schleswig, unter dem Vorwande des bevorstehenden Heimfalles an die dänische Seitenlinie (?), von Dänemark loszureißen, um jene Länder dann zu einem norddeutschen Centralstaate der Revolution zu machen (?). Nachdem schleswig-holsteinische Advocaten und deren politische Freunde in diesem Sinne ihre Instructionen bekommen hatten, erbieten sie in das Geheimniß eingeweihten deutschen Zeitungsschreiber die Weisung, die Losreißung der Herzogthümer von Dänemark und die Selbstständigkeit derselben als deutsche Bundessache in das gehörige Licht und als lebhaften Wunsch der Schleswig-Holsteiner darzustellen. Es geschah; und dem deutschen Publicum, welches sich Schleswig und Holstein als seit Jahrhunderten mit Dänemark identificirt eben so wenig vorstellen konnte, als die genauere politische Verbindung mit seinem Königreiche Hannover, ward das Verhältniß von der ganz entgegengesetzten Seite aus dargestellt und auf diese Weise nach und nach die Idee von der Nothwendigkeit einer Lostrennung beigebracht. Später wurden dem süddeutschen Publicum, welches über die holsteinische Butter und die schleswigschen Mastochsen hinaus im Ganzen wenig von Holstein und Schleswig wußte, unter der Maske von liebenswürdigen Eingeweihte (?) zugeflennt, um bei Gelang und Beherrlung gleichzeitig im Interesse der projectirten schleswig-holsteinischen Revolution bei dem dortigen Publicum zu wirken und es für dieselbe zu begeistern zu

Digitized by Google

kommen ihn und jeder halbwegs einsichtige Mensch für den Felddienst ausnahmsweise wohl in ein paar Tagen fleißigen Beobachtens und Uebens verwendbar sein kann. Schon vier Wochen später habe ich selbst in den Bütelsdorfer Schanzen beim Ersatzbataillon die Freiwilligen und Rekruten unterrichtet und verstand auch, ihnen Alles klar und vorschriftsmäßig vorzumachen. Es ist dabei allerdings zu beachten, daß die schleswig-holsteinische Armee eine der bestgeschulten und innerlich ausgebildetsten, tüchtigsten war, sodaß man schnell von selbst in ihre disciplinirte Ordnung sich einfügte.

Während Bauditzius und von der Tann, Letzterer als Generalquartiermeister, bei linken Flügel commandirten, der längs der Treene und deren zahlreichen Seen stand, und Willisen selbst das bei Idstedt aufgestellte Centrum, war auf dem rechten Flügel, der sich vom Langensee bis auf die Flensburger Chaussee zog, der Generallieutenant von der Horst, einer der vorzüglichsten Officiere und ein paar Monate später an Willisen's Stelle Oberbefehlshaber der schleswig-holsteinischen Armee. Das Terrain dieser ganzen Gegend ist außerordentlich coupirt, theils durch Seeen, theils durch Wassergräben, welche, ebenso wie die „Knicks", die Dornhecke oder Schleh-dornhecken, gemeinhin die Wiesen und Weiden in Schleswig wie in Holstein umgrenzen. Bei der ungeheuren Hitze jener Tage waren die Moore, welche auch hier existirten, ziemlich ausgetrocknet, und um sie doch in etwas günstig für uns zu machen, waren sie an manchen Stellen durch Abstauung bewässert und schwer zugänglich gemacht worden.

Am 24. Juli früh Morgens vernahmen wir vom linken Flügel anhaltenden Gewehrfeuer. Es ward abgekocht und alsdann zum Marsch fertig gemacht. Unser Gepäck war gescheiterter Weise auf Bagagewagen; die Mannschaften hatten nur ihren Mantel gerollt über die Schultern, die Patronentasche mit dreißig Patronen vor dem Leib, den Brodbeutel mit anderen dreißig Patronen und etwas Zwieback an der Seite neben dem Säbel. In brennender Sonnenhitze standen wir so auf der Wiese vor dem Dorfe bis gegen elf Uhr. Seit drei Stunden vernahm man bald weiter, bald näher Kleingewehrfeuer, fernab auch zuweilen Kanonendonner. Plötzlich näherte sich das Feuern, ein starker Kanonendonner tönte nun auch auf unserer Seite — wir warteten nur auf den Befehl, um uns in Marsch zu setzen. Athemlos und gespannt waren Alle, ein Jeder hing mehr oder minder den Gedanken über die nächste Stunde nach, nur St. Paul riß hin und wieder einen seiner grotesken Witze, der aber mehr gezwungen als natürlich behaftet wurde. Es war jene seierliche Andacht, welche stets sich über die Truppen lagert, wenn sie den Moment des Kampfes erwarten. Was mich selbst betrifft, der ich zum ersten Mal in solcher Lage war, so fühlte ich mein Herz mächtig gegen die Brust klopfen, den ganzen Organismus und das Nervensystem auf's Höchste erregt. Unverwandt blickten die Augen nach der Gegend, wo sich, etwa eine halbe Stunde entfernt, unsere Brüder schlugen, und nach dem sich mehrenden Feuer zu urtheilen, erbittert und in voller Entfaltung. Unser Major und die Hauptleute hielten zu Pferde auf der Chaussee, um schon von weitem zu sehen, wer von den Vorposten komme.

Endlich sprengten sie heran — die bereits gelatene Masse ward über die Schulter gelegt, das Herz schlug verdoppelt, der Athem ging kurz — dann vorwärts marsch! Und nun war's aus, nun wallte das Blut wieder ruhiger, denn die Spannung war der Gewißheit gewichen.

Bald sahen wir einen Theil des Schlachtfeldes. Mit dem blendenden Sonnenglanz vermischt, wallte der weiße Pulverrauch vor uns in langer Linie, bald aufsteigend zum wolkenlosen Himmel, bald sich lang hinstreckend bis an ein Gehölz oder einen Hügel. Zwischendurch blitzten die Waffen, die spitzen preußischen Pickelhauben, deren Beschlag schwarz lackirt war, um dem Gegner nicht zum Ziele seiner Schüsse zu dienen, zeichneten sich deutlich über der dunklen Masse der Truppen ab, welche in regelloser Tirailleurkette vorrückten. Es tönten die Signale herüber — Adjutanten sprengten hinter der Kette und vor uns vorbei zu anderen Bataillonen, die wir als dunkle Massen seitwärts aufgestellt und bereits „schwärmen" sahen. Wohl ein Dutzend Wagen fuhren unweit von uns vorüber; sie trugen Verwundete, die man oft deutlich hinter der Linie von den Bahrenträgern aufheben und nach einem tiefer gelegenen Grunde transportirten sah, wo der Verbandplatz war und die Wagen hielten, bis sie ihre schmerzliche Ladung in die Lazarethe abführten.

Als Scouten folgten wir in bestimmter Entfernung, ebenso wie die seitwärts von uns postirten Bataillone der Tirailleurlinie, die fortwährend in langsamem Vorrücken begriffen war. Der Feind hatte es unstreitig auf keine ernsthafte Unternehmung abgesehen und zog sich sichtlich auf der ganzen Linie mehr und mehr zurück. Die Hoffnung, daß wir bald in die Kette vorrücken und vielleicht an der energischen Verfolgung mit Theil nehmen würden, zeigte sich bald genug als vorschnell. Die Signale der ganzen Linie bliesen zum Rückzug, und wie sehr man es auch anfangs bezweifelte und mißmuthig begriffen, es dauerte nicht lange, so machten wir Kehrt und marschirten stracks zurück, hinter uns die Tirailleurlinie, welche im Rückzuge noch feuerte, mehr und mehr jedoch darin nachließ. Das Gefecht war zu Ende. Der Kanonendonner hatte schon lange aufgehört, die Schüsse vereinzelten immer mehr, und zuletzt war die ganze Linie still — kaum, daß man in weiter Ferne noch den „Hannemann", wie der Ton genannt wurde, sah. Die einzelnen Bataillone sammelten sich wieder und rückten nach den Replies ab, um nach der sauren Arbeit des Tages ihre Mahlzeit zu halten und auszuruhen bis zum andern Morgen. Denn daß am andern Tage die entscheidende Schlacht geschlagen werde, daran zweifelte wohl Keiner mehr in unserer Armee.

Wir bezogen die Feldwache, und ich kam zum ersten Mal auf Vorposten, die doppelt gestellt wurden, weil längs der Knicks entlang, die sich durch die Ebene zogen. Es war etwa acht Uhr Abends und die Sonne im Niedergehen, das Feld war leer und öde, die sanften Hügel störten den freien Blick. Was war natürlicher, als den ersten Eindruck, den ich vom eisernen Würfelspiel erhalten hatte, mir klar zu machen? Es mochte wohl Mancher todt noch auf dem Felde vor mir liegen, wenn nicht, so doch sein Herzblut, das er für die deutsche Sache vergossen. Die Sonne trennte es auf, und morgen wird es verschwunden sein — das Grab wird wieder schweigen, wo ein braver Soldat zusammengebrochen! Und wie glücklich, gleich todt zu sein, statt ein Krüppel zu bleiben! Ich hatte gehört, daß viele der Verwundungen im Gesicht waren, da die Dänen oft ihren Mann auf's Korn nehmen. Manchem war die Kinnlade zerschmettert — ich schauderte, wenn ich daran dachte, daß ein so gräßliches Geschick auch mich treffen könnte. O wie viel schöner der Tod! Was liegt überhaupt am Leben, wenn man jung ist und auf der ganzen weiten Welt Niemanden hat, dem der Tod Schaden brächte? Ist's nicht ein beneidenswerthes Loos, das volle, frische Leben für eine gute Sache verloren zu haben? — welch eine schöne Sühne liegt darin! Heute roth, morgen todt — wer weiß, ob der nicht glücklicher war, den heute schon das tödliche Blei getroffen? Er starb voller Hoffnung für seine Sache, und das war am Ende morgen nicht mehr der Fall.

---

suchen. Die revolutionairen (!) Bevölkerer in den deutschen legenannten constitutionellen Kammern übernahmen die förmlichen Motionen zu Gunsten der Angelegenheit, andere Teutagelter aus der Kategorie eines Robert Blum und dergleichen betrieben die Sammlungen von Petitionen in diesem Sinne; Straß in Berlin dichtete über vorpetitirte Lais spätter noch allen dermaleinhern Minifadenen und leiermäßigen gehörte „Schleswig-Holstein meerumschlungen", Dahlmann (!) in Bonn wirkte als Historiker thätig durch akademische und gelegentliche Vorlesungen und Schriften; bald ward es auch in höheren Regionen Mode (!), in diesen Ton mit einzustimmen und von Rechten des deutschen Bundes auf die Herzogthümer, von Rechten Holsteins und von deutscher Nationalität in Schleswig zu reden; in den Herzogthümern selbst ward das Volk durch tägliches Reden und Schreiben, durch Gerüchte, Verdächtigungen und Intriguen aller Art unablässig bearbeitet, um es gegen Dänemark einzunehmen und an den Gedanken zu gewöhnen, daß es durch eine Losreißung von diesem Königreiche ungemein gewinnen werde. Man darf sich also nicht wundern, wenn nach solchen, fast achtzehn Jahre hindurch fortgesetzten Bemühungen die Bevölkerung, Schleswig-Holstein müsse von Dänemark getrennt werden, in Deutschland zuletzt dermaßen an der Tagesordnung war, daß jener, der sie freimüthig widersprach, als ein in dänischem Solde stehender oder mit einem dänischen Orden geschmückter Dänenfreund verschrieen wurde und in den Herzogthümern selbst das Volk durch sol

So ging die Schwermuth durch die Seele, und der Camerad auf Vorposten, ein hoher prächtiger Dithmarsche mit wundervollem Goldhart und blauen Augen, theilte sie. Wir blickten Beide auf den Abendhimmel, und Einer machte gleichzeitig den Andern auf dessen seltsame Erscheinung aufmerksam. Im Westen bis hoch hinauf zum Zenith zogen sich blutrothe Wolkenstreifen, wie ich sie nie wieder gesehen, vielleicht, weil ich nie wieder von so mächtigen Empfindungen solcher Art durchdrungen wurde. Aber bei allem war es eine eigenthümlich rothe Färbung der Gewölke, teren Blut immer dunkler wurde, jemehr die Abendsonne in ihrem goldenen Wagen den Horizont verließ. Endlich war die Sonne verschwunden, das lichte Gold im Westen verschwand hinter weißem, gesäumten Gewölk — die blutrothen Dünste waren wie durch Zauber mit einem Male in graue Massen verwandelt.

Es kam die Nacht. Ich saß auf der Feldwache und mit an dem Tische, neben dem ein mächtiger Kessel mit warmer Milch stand, welche uns vom nahegelegenen Herrenhause, zu dessen Gebäuten die Feldwache gehörte, geschickt worden war. Wir rauchten und plauderten. Ein Schleswiger hatte vom Ausfall bei Friedericia erzählt, wobei das achte Bataillon ungemein viel Leute verloren; St. Paul, der die Wache hatte, suchte durch Schnurren zu erheitern. Es war drei Uhr, und an mich kam wieder die Wacht. Bereits traten wir an, um die Vorposten abzulösen.

Plötzlich tönten durch die stille Nacht Schüsse, immer mehr und mehr, bis in Zeit von einigen Minuten ein vollständiges Feuern herrschte. Die ganze Kette war mit den attakirenden „Hannemännern“ in Gefecht gerathen. Sogleich ließ St. Paul das Feuerzeichen geben, die ganze Feldwache trat in's Gewehr und rückte nach der Linie. Schon graute der Tag etwas, aber es regnete fein und Nebel lag auf den Wiesen. Die Schüsse hatten sich wieder vereinzelt, nur seitwärts, vielleicht eine halbe Stunde entfernt, war ein starkes Feuern zu vernehmen. Gleichwohl rückten wir in die Vorpostenkette, die als Traillenlinie vorsichtig vorwärts ging bis zum nächsten Knick. Bald rückten auch die Scutiens heran, und die Linie war in Ordnung. Von der Horst selbst mit seinem Stabe sprengte an der Kette hinunter, die augenblicklich unthätig war. Sobald es jedoch Tag war, gegen vier Uhr, setzte sich Alles in Bewegung; die vor uns liegenden Dänen eröffneten, als wir ihnen nahe genug waren, ein lebhaftes Traillenfeuer, welches von unserer Seite nicht minder nachdrücklich erwidert wurde. So war ich mit einem Male mitten im Kampf und ich empfand gar nichts dabei, lud mein Gewehr und feuerte, barg mich, wenn es ging, hinter einem Busch, einem Hügel oder was sich sonst vorfand. Ich sah unweit neben mir Cameraden verwundet oder todt zusammenbrechen, oft so schnell, als wenn sie der Schlag gerührt — nachdem ich es einige Male gesehen, sah ich es nicht mehr, und so geht es wohl fast jedem Soldaten — er denkt mitten im Feuer nur an sein Gewehr, nicht einmal an sich selbst, solange der Kampf keine Wandelung erfährt.

Das Gefecht hatte keine Viertelstunde gedauert, als es wieder erlahmte. Das Signal rief uns zurück, der Feind gegenüber, der im Nebel überdies kaum zu sehen gewesen, verschwand und stellte sein Feuern ein. Wir sammelten uns in Colonnen und warteten auf neuen Befehl. Links von uns, im Centrum, vernahm man eine mächtige Kanonade, auch am rechten Ende unseres Flügels währte ein sich steigernder Kampf fort. Als die Sonne auf einige Minuten auf das Feld frich, fahen wir uns zu unserem Erstaunen hinter einer Traillenlinie, welche von anderen Bataillonen gebildet worden war, und die hierher zurückgedrängt worden waren. Sie begrüßtig, ohne zu schießen. Auch wir folgten ihr endlich nach, mit und wohl noch fünf bis sechs Bataillone, die sämmtlich in Colonne marschirten.

Die ursprüngliche gebildete Linie war, das konnte man deutlich sehen, bereits eine schräge Phalanx geworden, deren rechter Flügel weit voraus bis zu einem von Buchenwald umgebenen Erdhof reichte. Dort sahen auch an ungemein heftiger Kampf zu sein, und heftiger Kanonendonner grollte herüber. Plötzlich bliesen die Signale zum Sammeln. Die Traillenre vor uns stellten sich in Bataillonskolonnen auf — wir selbst hatten Halt gemacht. So standen wir einem Male auf dem zu überstehenden Felde an acht Bataillone echelonartig postirt; die kleinen, weißen, nur mit der römischen Zahl des betreffenden Bataillons gezierten Fähnlein flatterten im Morgenwinde. Die ganze Masse setzte sich alsdann in Bewegung, in zwei Abtheilungen nach einem vor und liegenden Dorfe zu, welches, denke ich, Beckfund hieß. Artilleriefeuer begrüßte uns; die vorderen Bataillone stürmten das Dorf — man hörte ganz deutlich den Schlag der Trommeln herüber. Artillerie jagte seitwärts an uns vorüber, dem Gefechte zu — und bald hörten wir auch ihr Feuern, erwidert von dem der Dänen. Auf der schmalen Fläche, die wir übersehen konnten, begann es sich mehr und mehr zu beleben — Ordonnanzen flogen dahin, der Stab sprengte gen Beckfund, Munition mit Verwundeten rollten vorüber. Endlich hörte das Artilleriefeuer auf, das Kleingewehrfeuer ebne schwächer herüber — die Dänen mußten geschlagen sein. Und so war es in der That; ein herbeisprengender Adjutant rief es uns mit freudestrahlendem Angesicht zu, indem er seinen Säbel lustig schwang. Ein wundervoll seliges Gefühl zog in eines Jeden Brust; blickte man in die Augen des Andern, so spiegelte sich der Blick im thränenfeuchten Freudenausdruck — es wogte ein Murmeln durch die Reihen, anschwellend bis zum Hurrah. „Vorwärts marsch!“ tönte das Commando. Wie lustig ging's jetzt! Wie ganz anders marschirte sich's, um vielleicht noch Theil zu nehmen an dem Siege, den unsere Brüder errungen! Den Verwundeten auf den uns begegnenden Wagen riefen wir Worte des Trostes und der Ermunterung zu — sie antworteten uns oft mit Hurrah und die Mütze über dem Kopfe schwenkend.

Abermals tönte jetzt das Signal zum Rückzug. Mißmuthig, betroffen, erstaunt sahen wir uns an, unsere Officiere stutzten. Was sollte das bedeuten? — retiriren mitten im Verfolgen des geschlagenen Feindes? Aber es war in Wirklichkeit so; wir sahen vor uns die im Kampf gewesenen Bataillone als Traillenlinie langsam zurückgehen. Dieser Befehl mußte vom Oberfeldherrn selbst ausgegangen und durch Verfälle im Centrum hervorgerufen worden sein. Und so war es in der That. Während wir auf dem rechten Flügel den Feind vollständig geschlagen hatten, war der Kampf im Centrum minder glücklich gewesen, und dadurch wurde unser Sieg paralysirt. Bald zeigte sich auch, daß die Schlacht in ein anderes Stadium getreten war. Die am weitesten rechts postirten Bataillone gingen in schräger Linie nach uns hin zurück; wir selbst nebst dem siebenten Bataillon erhielten Ordre, nach Idstedt aufzubrechen.

Es mochte gegen zehn Uhr sein; die Sonne brannte glühend herab, der Staub hatte die Augen entzündet. Bettrauensvoll rückten wir nach Idstedt, wo die Musik ließ den siegenden Bataillonsmarsch ertönen, die kleine Fahne flatterte lustig voran. Wir vernahmen immer deutlicher ein furchtbares Artilleriefeuer. Nach einer Stunde etwa standen wir hinter den Schanzen bei Idstedt neben mehreren Bataillonen, welche kurz zuvor durch einen Nachtangriff den Dänen aus Idstedt bis hierher zurückgedrängt worden waren. Sie begrüß-

bei Friedericia, worauf am 10. Juli zwischen Preußen und Dänemark ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, dem am 2. Juli 1850 ein definitiver Friede zwischen diesen beiden Mächten folgte. Denn England und Rußland traten wieder diesem ungerechten (!) Krieg gegen Dänemark entschieden auf und bewirkten, daß Preußen die Hand aus dem Spiele zog und die schleswig-holsteinische Revolution (!) sich selbst überließ. Die Dänen siegten (?) in einer entscheidenden Schlacht bei Idstedt über die schleswig-holsteinischen d. h. großentheils aus Angehörigen von den verschiedensten deutschen Ländern (Oesterreich) Truppen und schlugen am 4. October auch einen Angriff der letzteren auf Friedrichstadt mit starken Verlust auf sämtlichen Seite zurück. Mittlerweile hatten die seit dem 10. Mai 1850 in Frankfurt vertretenen deutschen Bundesstaaten beharrlich darauf gedrungen, daß Bundes-Executionstruppen abgeschickt würden, um dem heillosen (?) Zustande der Dinge in Holstein und Lauenburg (denn Schleswig war bereits wieder im vollständigen Besitz Dänemarks) definitiv ein Ende zu machen. Preußen widersetzte sich zwar der Ausführung dieser Maßregel, und es wäre darüber beinahe zu einem Kriege zwischen ihm und Oesterreich gekommen, als jedoch in Folge der in Olmütz eröffneten Conferenzen und der daselbst am 28. November 1850 abgeschlossenen Punktationen nach, und so rückte im Januar 1851 eine aus österreichischen Truppen bestehende Bundes-Executionsarmee in die genannten Herzogthümer ein, stellte die Autorität der rechtmäßigen Landesregierung wieder her und machte so dem tollen Treiben mit der Schleswig-Holstein-Manie (!) überhaupt ein Ende. Mittlerweile sind dieser Manie und dem ihr zum Grunde gelegenen Revolutionsplane (!) zu Gefallen Tausende von Menschenleben geopfert worden, und die pecuniairen Verluste, welche dadurch nicht nur den Herzogthümern, sondern auch den benachbarten deutschen Nord- und Ostseeländern direct und indirect verursacht worden sind, lassen sich jedenfalls auf mehr als hundert Millionen Thaler anschlagen. Das Volk, nunmehr wieder zur Besinnung gekommen und mit der Heilung der von seinen angeblichen Begünstigern ihm geschlagenen tiefen Wunden beschäftigt, wird sich auch den gemachten Erfahrungen schwerlich je wieder bereit finden lassen, zur Aufstellung eines Revolutionsprojekte die Hand zu bieten.“

Wir übertrafen es unseren Lesern, mit welchem Ehrentitel sie den Verfasser belegen wollen. D. Red.

Digitized by Google

Castello dell' Uovo.

Königliches Residenzschloß.

Neapel v

Castello nuovo. Fort St. Elmo.

r Seeseite.

Digitized by Google

ten und mit lauter Freude, als wären sie überzeugt, nun stark genug gegen die Dänen zu sein.

Wir hatten uns kaum etwas von dem anstrengenden Marsch erholt, als zum Angriff formirt wurde. Unter Trommelmarsch rückten wir aus zum Sturm, neben und noch auch bis zehn andere Bataillone. Hier spielte sich augenscheinlich das Stück im Großen, die Dimensionen des Angriffs ließen auf die des Kampfes schließen. Ostsee, seitwärts von uns, brannte bereits, die rothen, flutwenden Flammen, umhüllt von grauem Rauch, sah man deutlich durch den Sonnenglanz hindurchleuchten. Der Feind stand vor uns vollständig gerüstet; seine Artillerie schmetterte bereits in die Glieder der Bataillone — rechts und links, hüben und drüben sah man die Brüder stürzen. Aber es brauste ein Hurrah durch die Bataillone; die Trommeln schlugen den Sturmschritt, das Bajonnet wurde gefällt, die zweiten Glieder schickten furchtbare Salven in die dänischen Reihen — marsch, marsch! und nun drauf und ein nächtig brausendes, feigeskräftiges Hurrah! die Dänen zogen sich in Hast und fast aufgelöst zurück bis in ein Gehölz hinter Ostedt. Ostedt war unser, es hatte einen blutigen, aber kurzen Kampf gekostet. Seitwärts von uns hatte der tapferen Christianser mit einer Strapatellbatterie gestanden und mit den wohlgezielten Schüssen furchtbare Verheerungen in den dänischen Colonnen angerichtet.

Eine unbeschreiblich selige Viertelstunde folgte. Wir waren durch den Massenangriff von einzelnen Bataillonen durcheinander geworfen worden — Alles jubelte, Alles küßte sich die schwarzen, schweißigen Gesichter. Die Christianser Artillerie donnerte noch immer ihr Jubellied dazu; durch die Straßen des brennenden Dorfes Ostedt tönten die Signale zum Sammeln. Aber wo sammeln? Es wäre Unmöglichkeit gewesen, die einzelnen durcheinander geworfenen Bataillone hier wieder zu formiren. So gut es ging, rotteten die Officiere zusammen, was sich vom gleichen Bataillon vorfand, auch that ein Jeder das Seinige dazu, ohne daß jedoch irgend ein Resultat sich ergeben hätte. Nicht eine Compagnie der vielen in einander gelaufenen Bataillone kam zusammen. Nun hieß es: „Bewährt! die Dänen attakiren!“ Schnell formirten sich willkürlich Colonnen vor dem Dorfe, wo man die Dänen bereits in dichter Tirailleurlinie anrücken sah. Ihre mitgeführte Artillerie warf wohlgezielte Granaten in unsere Massen, ihre Jäger überschüttenten uns mit einem Hagel von Kugeln. Angesichts dieser furchtbaren Attake war Alles bei uns in möglicher Ordnung gekommen. Rotten- und Gliederfeuer riß die dänische Kette entzwei, die Strapnellbatterie warf ihre vernichtenden Geschosse mit ungewöhnlicher Präcision in die dänischen Soutiens. Bei alledem rückten wir vor, unmerklich bis weit weg von Ostedt nach Langfee. Alle Erschöpfung durch die Märsche, durch die Strapazen Tage vorher und einen nun schon acht Stunden währenden Kampf war vorüber — ein Jeder fühlte, daß es sich jetzt um die Entscheidung des Tages handelte. Wir hatten neue Munition schon vorher gefaßt — wir konnten noch manchen Schuß aus dem heißen Rohre thun.

Die gewaltigen Angriffe der Dänen nöthigten uns inzwischen, zurückzugehen und in den Schanzen Posto zu fassen. Vor uns entwickelten sich immer neue Massen, die trotz des Artilleriefeuers von Christianser, der im Ostedter Walde postirt war, zum Sturm auf die Schanzen in Colonne vorrückten. Eine namenlose Erbitterung herrschte in unsern Gliedern und es ward mit einer Wuth gefenert, die unmöglich dem verständlich sein kann, der nie in einer ähnlichen Lage gewesen. St. Paul, der schon beim Sturm mit dem Säbel hineingehauen, ließ sich nicht abhalten, er sprang auf die Schanzenbrüstung und commandirte von dort aus mit hundert Millionen Kreuzdonnerwetter. Eine Spitzkugel riß ihm die Rose am Stiefel fort, er schimpfte sie in seiner burlesken Weise; aber in demselben Augenblick stieß er auch einen fulminanten Fluch aus und rutschte hinter die Erdbrüstung. Eine Kugel hatte ihm am Schenkel verwundet und er mußte nach dem Verbandplatz transportirt werden. Es war der vorletzte der bei uns noch anwesenden Officiere. Ein junger Secondelieutenant mußte jetzt der Führer einer Masse von tausend Leuten sein.

Dreimal hatten die Dänen bei uns schon vergeblich gestürmt und abermals rückten sie zum neuen Angriff auf die Schanzen vor. Wir waren fast ermattet von der blutigen Arbeit, aber das Vertrauen war noch lange nicht erschüttert. Was wir auf den andern Punkten wahrnehmen konnten, feuerte uns mit an. Dort sahen wir ein paar Compagnien Dänen abgechnitten und gefangen werden; weiter hinüber führten unsere Truppen ein paar Kanonen fort, die sie dem Feinde abgenommen. Ueberall noch standen die Bataillone, nirgends wichen sie vor dem gewaltigen Angriff der Dänen, die, in weit überlegener Zahl, immer mit frischen Truppen attakiren konnten, während bei uns jeder Mann seit zwei Stunden in diesem mörderischen Kampfe war. Jetzt rückten die dänischen Garden mit klingendem Spiel auf die Verschanzungen; es war ersichtlich, daß es die letzten Reserven der Dänen waren. Noch einmal standhaft, und die Kraft des Feindes mußte gebrochen sein.

In diesem Augenblick kam auch Oberst von Harrels mit zwei Bataillonen, um uns zu unterstützen. Die dänischen Garden nahten sich bereits auf Schußweite. Während sonst an dieser Stelle die Strapnells unserer Batterie hineinzuschlagen pflegten und die Colonnen zerrissen, schwieg diesmal unsere Artillerie gänzlich — wir hörten mehrere Minuten lang keinen einzigen Kanonenschuß. So verließen wir uns denn auf das furchtbare Gliederfeuer, welches jetzt von beinahe drei Bataillonen auf die Sturmcolonne eröffnet wurde. Aber es hielt die Dänen keinen Augenblick auf — ehe wir es für möglich halten konnten, hatten sie die Schanze erstürmt, und im Innern derselben begann ein letzter, wüthender Kampf. Indessen nur wenige Minuten. Das Commando rief uns zurück, und in festen Gliedern rückwärts schreitend, mit einem knatternden Pelotonfeuer verließen wir die Schanze, ohne verfolgt zu werden. Draußen marschirten wir, indem ein Theil sich als Tirailleurkette auflöste, mit der Ordnung zurück, als kämen wir vom Exercierplatz.

Allgemein glaubten wir nun, daß wir wieder sammeln und von Neuem zu einem Massenangriff übergehen würden. Die ganze Linie wurde zurückcommandirt und führte den Rückzug aus, ohne daß die Dänen sie daran hinderten, ein Beweis, wie schwach sie sein mußten. Indessen schon nach einer halben Stunde erhielten wir die Gewißheit, daß die Schlacht abgebrochen worden sei, weil auch auf dem linken Flügel ein dänischer Angriff vorbereitet war, dem unsere erschöpften Truppen nicht gut mehr entgegenzustellen gewesen wären. Nun, es drückte uns Alle wohl nieder, den Feinde den Rücken kehren zu müssen, aber das Bewußtsein hielt uns aufrecht, daß wir unsere Pflicht bis auf's Höchste erfüllt und die Schlacht nicht verloren hatten. Sie war in der That immer siegreich gewesen, bis die Armee auf Befehl die Stellungen verlassen mußte. Schon am Abend hatten wir bei Schleswig eine Stellung genommen, die bewies, daß wir einen Angriff nicht scheuten — aber die Dänen rückten uns so langsam nach, daß man sah, sie hatten genug an diesem neunstündigen Kampfe.

Es schlief sich fest und tief nach diesem Tage auf der Streu — waren wir doch noch vier Stunden vom Schlachtfelde zurückmarschirt, freilich langsam und oft rastend, um in den Dörfern, die wir passirten, unseren Hunger zu stillen, denn wir hatten seit dem Tage zuvor nur etwas Brod essen können. Ach, die Bauern gaben uns in Fülle und Fülle, mit Thränen in den Augen, dangend um das Geschick, am nächsten Tage schon wieder dänisch sein zu müssen! Wir trösteten sie damit, daß diese Herrschaft nicht lange dauern werde — wir dachten Alle nicht, daß es anders werden könnte und daß wir, Dank der deutschen Diplomatie und der deutschen Erniedrigung, nie wieder diese deutsche Erde sehen sollten.

Schmidt-Weißenfels.

Botschafter Garibaldi's in Neapel. *

Zweiter Brief eines deutschen Malers in der Garibaldi'schen Armee.

(Mit Abbildung von Neapel.)

Neapel, den 27. August.

Mitten in der neapolitanischen Hauptstadt und ganz offen in der Uniform eines Garibaldi'schen Officiers! So bin ich hier — mir selbst ein Traum, ein Räthsel. Welch furchtbares Kriegsheer, welch mächtige Flotte, welch entsetzliche, allgegenwärtige, allmächtige Polizei, Kerker- und Tortur-Gewalt stand diesem Beutebenen-

* Drei Tage vor dem Einzug Garibaldi's geschrieben. D. Red.

Digitized by Google

Throne zu Gebote! Und ich einzelner Mensch bin jetzt mächtiger, als dieser furchtbarste aller Tyrannen-Apparate, blos weil mein der Heiligenschein Garibaldi's umgibt. Oder träume ich? Schreite ich unter einem Volke von Illusionen? Nein, da bin ich wirklich in der Glorie Neapels, der Toledo-Straße. Sie führt direct hinunter nach dem „realen Palast" des Königs, einem ovalen Festungswerke. Gegenüber erhebt sich hinter dem furchtbaren Arsenale das ungeheuere längliche Viereck des eigentlichen „Königs-Palastes", geschützt durch eigene Mauern, mit dem neuen Castell (Castello nuovo) rechts dicht daneben- und dem Arsenale auf der Wasserseite, dem Halbmonde des eigentlichen Regierungs-Hafens mit dem Castello dell' Uovo auf dem linken Flügel, und der befestigten Gemaro-Spitze auf dem rechten. Vom Norden her wird die Stadt durch das Castello St. Elmo auf hohem Berge beherrscht. Doch ich will Dir keine Festungen und Befestigungsinstrumente des Bourbonen-Thrones aufzählen. Sie sind zerfallen, ohnmächtig, todt, obgleich von keiner einzigen feindlichen Kugel nur berührt. Wir leben in dem merkwürdigsten Acte, wo die Weltgeschichte auf ganz eigene und wohl beispiellose Weise zum Weltgerichte ward. Noch sind alle die raffinirten, kannibalischen Marterwerkzeuge vorhanden, durch welche diese Bourbonen ihre Feinde vernichteten und in lähmendem Schrecken hielten. Noch umgeben Armeen, Kriegsschiffe, Kerker, Torturinstrumente, Polizei, Pfaffen, Lazaroni — Alle Stützen des Thrones — in Wirklichkeit und Masse ihre ehemalige nährende, wärmende, sie willenlos um sich herumtreibende Sonne; aber diese Sonne ist erloschen in eigener Schmach und zieht nicht mehr und treibt nicht mehr. Die Planeten und Trabanten sind aus ihren Bahnen gewichen und schwanken ohne Centrum umher, laut schreiend, daß Garibaldi sie als neuer Brennpunkt anziehen, bewegen, erwärmen solle. Dieses Erlöschen in eigener Schande, dieses moralische und dann wirkliche Zerfallen aller Umgebung ist — in dieser raschen und dramatischen Weise wenigstens — beispiellos in der Geschichte. Welche Scenen der Auflösung! In der furchtbarsten Hitze der brennenden Toledo ereifern sich Alt und Jung, Vornehm und Gering, Männer und Frauen athemlos und triefend und halb nackt, ihre Wohnungen und glänzenden Läden auszuräumen und irgendwie in Sicherheit auf fremde Schiffe zu bringen.

Die bezauberndsten Juwelier- und Seiden-Bazars, die ich vor Jahren inmitten lustiger Menschenströme bewunderte, sind geschlossen und werden durch Seitenthüren vorsichtig ausgeräumt. Vor einem der ersten Hotels stehen prächtige Möbels, Spiegel, Uhren ꝛc. und warten auf einen Lastwagen gepackt. Die Straße steht voller Reisekoffer und Möbelwagen. Die Leute fliehen auf die Inseln, nach Sorrente, Capri, Castellamare ꝛc. Selbst die Lazaroni, sonst in allen Essen und schattigen Stellen unbetrieben, haben ihre alten Schlafstellen verlassen und logiren in den Felsenhöhlen des Berges Posilippo draußen auf der Westseite der Stadt oder möglicher auf dem Chiaga, trotz naher Nachbarschaft des furchtbaren Etna-Castells.

Vorige Nacht wollte ich die schmutzige Tunnelstraße „la Grotta" besuchen, um mir die interessante schlafende Bevölkerung derselben anzusehen. Ein deutscher Freund begleitete mich und versprach mir, daß ich gestehen würde, niemals etwas Malerischeres gesehen zu haben. Ja, wer das malen könnte! Möglich wär's, Bilder nach dem grellen Scheine unserer Stecklaternen abzugrenzen und den Raum mit dürren, braunen Gliedern und Verkrüppelungen und spärlich bedeckenden Lumpen auszufüllen — aber dieser Geruch! Still davon, sonst werde ich trotz meiner guten Nerven hinterher ohnmächtig. Sie schliefen sonst auf den Straßen, wie und wo sie eben hinfielen. Jetzt traunen sie nicht mehr, auch wird der Platz für allerlei kleine Tumulte, Ereignen und Neidungen gebraucht. Soldaten und National-Gardisten, echte neapolitanische Soldaten und deutsche Miethlinge, trotz und „untreue" Truppen in derselben Compagnie, alle tiefe Kriegerarten und die „Popolani", Polizei und Soldaten, Polizei und Volk, Parteien im Volke — Alles reibt sich gelegentlich gegen einander, schreit, schlägt, schießt, läuft, verfolgt und wird verfolgt. — Solche Scenen wechseln Tag und Nacht in den abenteuerlichsten Combinationen mit einander und enden größtentheils irgentwie lächerlich, obgleich auch schon ernste Verwundungen und (wie vorigen Dienstag) einige Todte dabei vorkamen. Welch eine Tollhauswirthschaft!

Doch ich habe Dir noch gar nicht gesagt, wie ich eigentlich hierher gekommen bin. Es ist etwas Diplomatie dabei, die ich selbst nicht recht verstehe, da ich blos eine äußerliche, untergeordnete Rolle dabei spiele und nicht eingeweiht ward. Was mich betrifft, so hatte ich nach der Schlacht bei Milazzo bis jetzt folgendes Schicksal. Nachdem ich im Lazareth allerlei Dolmetscherdienste geleistet und mich im Allgemeinen nützlich zu machen gesucht hatte, ward ich nach Messina gesandt, wo ich aber nichts von Belang zu thun bekam, so daß ich Zeit gewann, mich nach unsern deutschen Landsleuten hier umzusehen, Kausleuten, fast lauter Kausleuten, darunter manchen fröjseartigen Handelsfürsten, die aber zum Theil noch geschlossen und eingepackt hielten. Manche hatten für Tausende von Seidi Waaren auf fremde Schiffe in Sicherheit gebracht, und enorme Summen für diese rasche, exterporierte Verladung zahlen müssen. Ich lernte einige von den Jüngeren, größtentheils Dienern und Buchhaltern, kennen und lieb gewinnen. Die Herren selber erschienen mir, se weit sie in das Bereich meiner Beobachtung kamen, sehr vernehm und verdrießlich, und gaben mir ganz verächtlich zu verstehen, daß dieser „Garibaldi'sche Schwindel" alle Geschäfte ruinirt habe — doch nein, ich will diese Schmach der Deutschen, dieser Sclaven des Mercur, dieser elenden Leibeigenen ihrer zenerfesten Mammons, nicht als ein Charakteristikum aller der zahlreichen deutschen Kausleute Messina's hinstellen; aber Thatsache ist, daß sich diese Ansicht in einem Privatkreise mehrerer ganz entschieden gegen mich geltend machte, so entschieden und persönlich beleidigend für mich, daß ich das Hand verließ, ohne die Bemühungen einzelner Damen, die Sache zu schlichten, weiter abzuwarten.

Diese Leute sahen in der Befreiung Siciliens, in dem Kampfe für die Einheit Italiens nur Geschäftsstörung und Geldverlust, weiter nichts. Auch waren sie besonders wüthend auf die vielen Deutschländer, die ihnen kein einziges Schiff zum Schutze senden konnten, so daß sie mit ihren Waarenballen auf französischen, englischen, amerikanischen, spanischen Schiffen für schwere Miethe Unterkommen gesucht hatten. Sie waren sehr für die Einheit und Flotte Deutschlands, aber nicht für die Italiens, weil diese ihnen eben Geld gekostet hatte. Nichts Unanständiges!

Nach etwa achttägigem Aufenthalte in Messina bekomme ich ein Schreiben aus dem Hauptquartiere, worin ich ersucht werde, als Deutscher an einer maritimen Expedition Theil zu nehmen, damit ich im Falle, daß Dolmetschung aus dem Deutschen nöthig werde, zur Hand sei. Zweck und Richtung der Expedition wird nicht angegeben, auch nicht auf besonderes Anfragen. Es bleibt mir freigestellt, unter den mysteriösen Bedingungen entweder abzulehnen oder anzunehmen. Just des Mysteriösen wegen thue ich sofort das Letztere.

Wir dampfen zwei Tage später auf dem himmlischen, blauen Meere umher, größtentheils Angesichts der malerischen, in herrlichen Farben spielenden Küsten des Festlandes. Ein Garibaldi'scher General ist Chef unserer Mission, die aus 60 Personen besteht, deren mir keine etwas Genauco über unsern Zweck sagen konnte oder wollte. Endlich — ich übergehe mancherlei kleine Erlebnisse und Abenteuer — bekommen wir ein großes Kriegsschiff mit grün-weißrother, alle sardinischer Flagge in Sicht. Die beiden Fahrzeuge nähern sich einander, und die Commandeurs derselben dialogisiren in der Flaggensprache. Endlich kommen Boote von dem Sardinier und holen und ab. Wir werden auf dem Deck, das von martialischen, herrlichen, großen, schönen Caccistori, den berühmten sardinischen Rifle-Schützen glorreichen Krim-Andenkens, wimmelt, sehr militärisch feierlich empfangen, bewirthet und anständig quartiert. Am folgenden Morgen wächst die goldene Bai von Neapel aus dem Morgennebel des Meeres vor uns auf. Nach drei Stunden sind wir im Hafen und unsern dicht am Bollwerk, wo Uniformen, Helme und Gewehre, ja selbst die Augen der Soldaten blitzen, so nahe sind wir. Wir salutiren und hurrahen, die Truppen am Lande jubeln uns entgegen und drängen sich dicht am Bollwerke entlang. Ich sehe fast lauter deutsche Gesichter. „Guten Morgen, Cameraden!" schrie ich ihnen deutsch zu. Lauter Jubel in deutscher Sprache mit vielen Zischlauten. „Wie kommscht Du daher, Landschmann?" u. dergl. Es schreit deutsch und italienisch herüber und hinüber. Nach einer halben Stunde bekommen 50 Mann Erlaubniß zu landen. Die neapolitanischen Sbirren schreien nach den Deutschen. Es steht mir frei, mit hinüberzugehen, ich werde sogar darum ersucht, mit meinen Landsleuten ein vermünftig Wort zu reden. Im Nu sind wir drüben, umgeben, umjauchzt von bunten Volksmassen und Soldaten des „abfeulen" Königs beider

Digitized by Google

Sicilien. Sie schleppen und triumphiren durch die Stadt und zeigen uns allerhand Merkwürdigkeiten, führen uns in Kaffee- und Limonadenkneipen — lauter Jubel und Demonstration für Garibaldi und Victor Emanuel. In der Toledostraße werden wir allerdings mehrmals von „Getrenen" insultirt, aber von den Bolksmaßen immer sehr entschieden in Schutz genommen, ehe wir selbst uns zu wehren brauchen. Wir wiederholten unsere Besuche, bis eine Abtheilung unserer Leute eines Abends von neapolitanischen Jägern ernstlich attakirt wurde. Souveraine „Popolani" zischen und schimpfen für unser Interesse. Die Jäger hauen auf uns und sie ein. Wir wehren uns. Ein lächerliches Gedalge und Geschiebe, bis Blut fließt und die Sache ernstlich wird. Plötzlich kommt ein starkes Detachement Nationalgarde und arretirt uns und die Jäger. Wir wurden einzeln wieder auf unser Schiff befördert. Cameraden der Jäger verlangen Auslieferung ihrer gefangenen Collegen. Aber die Nationalgarde ladet scharf, und das Volk auf ihrer Seite droht. Dies erscheint den Jägern zu bedenklich, sobald sie strafengeld geben. Seitdem sind wir ganz popular geworden und streifen unbehelligt, vielfach gefeiert am Lande umher. — Das sardinische Kriegsschiff soll „laules Spiel" beabsichtigt haben, die Dictator-Würde Garibaldi's zu verhindern, zu umgehen, durch einen sardinischen Bevollmächtigten zu ersetzen (wie in Palermo). Unsere Mission scheint, so viel ich errathe, glücklich zuvorgekommen zu sein, wenigstens mit Erfolg protestirt zu haben. Wie ich merke, hoffte man von mir gute Einstuß auf die deutschen Söldner. Ich denke auch, etwas geleistet zu haben. In zwei bis drei Tagen erwarten wir Garibaldi als neuen Herrscher in Neapel. Er hofft ohne Schwert zu kommen und zu siegen!

Blätter und Blüthen.

Ein Jahnarzt in Florenz. Es war auf der piazza grandnca, welche jetzt piazza della Signoria heißt — die Kaffeehäuser hatten sich in „Cafe del popolo" und „Cafe d'Italia" verwandelt; an alle Hauswänden waren Bilder Garibaldi's und des Königs von Sardinien angeheftet, mit der Unterschrift: „Evviva Garibaldi, evviva Vittorio Emanuele, nostro Re!" und die fliegenden Buchhändler verkauften mit echt italienischem Geschrei: „ottimo notitia di Garibaldi!", welche neuerdings über Ausstände in Apulien und Calabrien eingetroffen waren und mit der größten Begierde gelesen wurden. Auf dem Thurme des Castello vecchio wehte eine riesengroße italienische Trikolore, und alle Fenster begannen, sich zu Ehren der neuen Nachrichten aus Sicilien mit italienischen und transsitischen Fahnen zu schmücken, wie das hier bei jeder neuen Nachricht, welche aus Sicilien und Neapel über das mittelländische Meer herüber kommt, der Fall ist. Männer in Blousen liefen über den Platz und verkauften kleine gelbe Zettel, welche massenhaft abgelegt wurden. Einer von ihnen kam auch zu mir, und ich sah, daß es Billets zu einem am heutigen Tage abzuhaltenden Ballo waren. Der Ball interessirte mich nicht im Mindesten, und ich wollte das Billet, welches einen Franc kosten sollte, zurückgeben. Da sah der Mann mich mit einem erstaunten und bittenden Blicke an und sagte: „per il bonefico di Sicilia." („Zu Gunsten Siciliens".) Ich nahm nun natürlich den Zettel wieder, bezahlte einen Franc und sah, daß am Abend ein großes National-Ball- und Musikfest in der Posta des Nicolo stattfinden sollte, dessen Einnahme der Garibaldi'schen Armee gehörte.

Es war an demselben Tage gerade Wochenmarkt, und die ganze Loggia, in der der Perseus Benvenuto's, die gelungenen Gallerinnen und die Cabinetsinnen stehen, war dicht gefüllt, welche ihre Gartenprodncte verkauften und Geld wechselten. Der Verkauf per „ottimo notitia di Garibaldi" machte allen andern Handel auf Momente stocken. Da fuhr eine offene Kalesche mitten auf den Platz. Im Fond des Wagens saß ein ältlich aussehender Mann mit graubraunem Bart und Haar in gewöhnlicher Bürgerlicher Kleidung, in der eine gewisse Sauberkeit nicht zu verkennen war. In der Mitte des Platzes, gerade dem Herzog Cosmo auf seinem Bronzepferde gegenüber, hielt er still. Dann stand er auf, nahm eine blank geputzte Trompete von dem Rücksitz des Wagens, setzte sie an den Mund und blies mehrere schmetternde Fanfaren, so rein und so schön, als wenn er Jahre lang Trompeter bei einem piemontesischen Cavallerieregimente gewesen wäre. Nach der zweiten Fanfare erregte er die allgemeine Aufmerksamkeit, und nach der dritten umstanden Hunderte von Personen seinen Wagen, von denen Manche irgend eine officielle Kundmachung oder die Berkündigung neuer Nachrichten auf Neapel erwarten mochten. Dann erhob sich der Mann von Neuem, wiederholt mit majestätisch um sich schauend. Er verkündigte dem harrenden Volke, daß er der „dottore in medicina" Diomede Farini aus Bolterra sei, daß er vierzig Jahre seines Lebens über eine Universalmedicin nachgedacht habe, welches alle Schmerzen des Lebens heile und jede Krankheit unmöglich mache. Man berechne allgemein aus. Er wies sodann zum dritten Male seine Trompete, und mit allen Flosskeln der Rhetorik, seine Universalmixtur an und hielt schließlich eine Medicinflasche, welche mit einer gelben Flüssigkeit versehen, wohlgepfropft und mit Stanniol verkapselt war, in die Höhe. Er entkorkte sie, sprach noch einige flammende Worte zum Lob seiner Flasche und hielt sie sich unter die Nase. Da zuckten alle Muskeln seines Gesichts zusammen, als wenn er gabenschlucken würde. „Nur einen Franc-cent-one kostet die Flasche dieser Universalmedicin, welche alle Krankheiten und alle Schmerzen heilt!" rief er im reinsten Toscaner Dialekt und schüttete den Umstehenden einige Tropfen in die Hände, welche dieselben unter die Nase hielten und sämmtlich bielfche mehrere Bewegung machten, wie der große Meister auf seinem Wagen. Auch ich hielt meine Hand hin, erhielt einige Tropfen und hielt sie unter die Nase. Die Medizin hatte einen starken Zusatz von Salmiakgeist, was auch ihre Geruchsstärke sehr machte. Dann rief er von Neuem den Preis aus und pries alle Kunden seiner Universalmixtur an; Niemand brachte indeß seine Hand aus, um diese Wunder für einen Francecent zu kaufen.

Da rief der Mann: „Signori, ich verkaufe heute diese Universalmixtur „per il bonefico di Sicilia e Napoli", ich werde den Ertrag bis auf den letzten Centesimo dem Comitè für die Unterstützung der Garibaldi'schen Truppen überreichen."

Jetzt streckten sich hundert Hände aus. In wenigen Minuten war der Wagenkasten des patriotischen Wunderdoctors vollständig geleert.

Nun begann eine neue Scene. Der Wunderdoctor hielt eine Rede über Zahnarzneikunde, welche seine eigentliche Wissenschaft sei, da er sich mit der Erfindung der Universalmixturen nur nebenbei beschäftige. Die Rede hielt sich sehr in allgemeinen Redensarten und war von der Begrissen der Menge angepaßt. Er forderte Jeden, der an Zahnschmerzen und Zahnkrankheiten leide, auf, in seinen Wagen zu steigen. In einigen Minuten werde er ihn heilen. Auch die Zahnoperationen, rief er, mache er heute „per il beneficio di Sicilia e Napoli".

Trotzdem kam sich nicht sofort Jemand, der sich zu Ihren Siciliens und Neapels die Zähne anzubeißen lassen wollte. Endlich stieg ein junger Mann auf den Wagen. Der Zahnarzt nahm seinen Kopf in die Hände, besah sich die Zähne und forderte darin mit einem Halen herum, daß ich beim Zusehen Schmerzen empfand. Dann begann er eine neue Rede, worin er sagte, daß Einer dem Platz verlassen und im Exil sterben müsse — er wisse nun von dem kranken Zahn — aber alle Andern müßten zu Grunde gehen, wie der kurzen noch hier in jenem Palaste — er zeigte mit pathetischer Gebehrde auf den palazzo vecchio der grandnca — es sei aber besser, wenn Einer sterbe, als Alle. Dann sahte er ein Instrument, wickelte sich ein Tuch darum um die Hand, und mit einem Ruck war der Zahn angegriffen und wurde triumphirend in die Höhe gehalten. Der beste Zahnarzt in Berlin oder Leipzig hätte seine Sache nicht besser gemacht. Der Kranke, der seiner Schmerzen zeitenlang ledig war, da ich nicht glaube, daß er sich „per benefico di Sicilia", um dem Zahnarzt einige Paoli zu geben, einen Zahn hatte ausziehen lassen, bezahlte, und der Zahnarzt forderte ihn auf, mit ihm zu fahren, um bei der Rückerung des heute auf der piazza della Signoria im Angesichte des Herzogs Cosmo und der Statue Michel Angelo's und Benvenuto's eingenommenen Geldes gegenwärtig zu sein. Dann blies er noch eine schmetternde Trompetenfanfare, welche an den alten Mauern der Loggia und des Palastes wiederhallte, und der Wagen fuhr im Trabe davon.

G. R.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

In diesem vierten Quartale kommen außer den trefflichen Beiträgen von Bed, Schulze-Delitzsch, Beta, Max King, Sternberg, Kestat, W. Hamm, Temme, Mor. Hartmann, H. Hammer, Lev. Schücking, Frauenstedt rc., folgende bereits verlegende und noch einzehende Beiträge vor: Hebel und der Hebel-Schoppen von Berthold Auerbach — Mary Kremer, Bild aus dem amerikanischen Leben von Otto Ruppius — Duell Gottlieb's Jugendlieben von Ottilie Wildermuth — Eine Renntierjagd auf dem Dovrefjeld von Dr. Alfred Brehm — Reiseberichte von Fr. Oerfäder — Originalberichte aus Italien von Gust. Rasch — Erinnerungen an die Schröder-Devrient (Fortsetzung) — Aus Garibaldi's Leben (Fortsetzung) — Die Preßnjher Hornerin, eine Culturstudie — Fürst und Bauer von Ludwig Storch — Schiller's Kipl — Ein deutscher Patriot — Gang durch eine Zuckerfabrik — Humoren- und Panturenbilder von Lev. Schücking (Fortsetzung von der Frohn-Trend'schen Geschichte) — Strand- und Dünneleben von Friedr. Oetker.

Auch die

Deutschen Geschichten — und — Bilder aus dem Leben deutscher Dichter, mit **Illustrationen,**

werden fortgelegt.

Leipzig, im September 1860.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Mary Kreuzer.

Aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von Otto Ruppius.*

Vor einem der zahlreichen Emigranten-Kosthäuser, mit welchen Greenwich-Street in New-York im Jahre 1849 noch besetzt war, hielt an einem Juni-Morgen ein einspänniger, ärmlicher Leichenwagen. Das Haus, obgleich kleiner, als viele der übrigen, zeichnete sich vor diesen durch eine gewisse Respectabilität der Erscheinung aus, die indessen mehr in der äußeren Reinlichkeit und Ordnung, als in andern Unterschieden, ihren Grund fand.

Der Leichenfuhrmann schwang sich eben auf den Bock, um den einsamen Todten, der in dem ringsum pulsirenden Leben nirgends eine Lücke verursacht zu haben schien, der wie so Viele vor ihm und so viele Tausende nach ihm unbekannt in unbekannter Erde ruhen sollte, hinwegzuführen, als aus dem Innern des Hauses ein junges Mädchen in die offene Hausthüre stürzte und hier in die Kniee brach. Eine ältliche Frau, die ihr gefolgt war, fing sie auf und schien in gutmüthigem Eifer ihr zuzureden, bis mit verdrießlichem Gesichte, die Hausmütze auf den Hinterkopf schiebend, eine wohlbeleibte Wirthsfigur hinzutrat.

„Du kannst nicht mit, Mädchen," sagte der Mann, als streite sich Unmuth und eine Regung von Mitleid in ihm, „der Wagen fährt viel zu schnell, und Du könntest ohnedies den Weg nicht wieder hierherfinden. 's ist traurig, aber doch nicht zu ändern."

Der Wagen fuhr im Trabe davon, das Mädchen stieß einen Schrei und streckte die Arme dem schwarzen Gefährt nach, alle Bemühungen der Frau zu ihrer Beruhigung von sich weisend, bis der Mann mit einem: „Bring sie in's Hinterzimmer!" die Hausthür schließen wollte.

Der Vorfall hatte einige der Vorübergehenden veranlaßt stehen zu bleiben; die Scene aber endete rasch, als sich die Thüre schloß und bald Jeder wieder gleichgültig seinen Geschäften nachging. Nur auf der entgegengesetzten Seite der Straße stand noch ein Zuschauer, dessen reges Interesse an der Scene sich selbst dann noch unverhohlen in seinen Mienen aussprach, als sich das Haus bereits geschlossen hatte, eine hohe, viereckige Gestalt, deren ganze Erscheinung, von dem faltigen, wetterbraunen Gesichte unter dem breiten Hute bis zu den riesigen Händen und der groben Fußbekleidung herab, sogleich den Mann aus dem Hinterwalde verrieth.

Er schien einige Secunden lang mit einem Entschlusse nicht fertig werden zu können und besah nachdenklich das Zeichen über der Thür, das Kost und Logis verhieß, schritt dann aber fest über die Straße und trat in das Haus.

In dem offenen Gastzimmer stand der Wirth hinter dem Schenktische, eben beschäftigt, ein großes Glas mit Branntwein zu füllen.

„Das ist gut und stärkt ein trauriges Herz!" sagte der Fremde, mit einem kurzen Blicke durch das leere Zimmer herumtretend, „ich nehme aber auch so einen Tropfen, und Sie trinken mit mir!"

Der Wirth ließ schweigend einen musternden Blick über den Gast gleiten; als dieser aber aus einem ledernen Beutel eine Silbermünze zwischen einer Anzahl Goldstücken hervorsuchte und auf den Tisch warf, schob Jener Glas und Whiskeyflasche her, und schweigend ward mit einem Stampfen der Gläser gegenseitiger „Bescheid gethan."

„Seid auch ein Deutschländer?" fragte der Fremde, sich den Mund wischend.

„So ist es, Landsmann!" nickte der Andere, die Flasche wegstellend. „Seid dann aber auch manlsanf genug, und ich möchte mich doch über eine Sache befragen!"

„Ich spreche gerade so viel als nothwendig ist, was manchmal auch für andere Leute gut wäre, die zum ersten Male nach New-York kommen," erwiderte der Wirth, seinen Gast mit einem Ausdrucke von halbem Humor betrachtend. „Wenn Ihr etwas zu fragen habt, so kommt nur heraus damit!"

„So — na denn geradezu! Ich möchte wissen, wie es mit dem Mädchen ist, das eben so ganz desperat that, ob sie zu Euch in's Haus gehört, oder ob sie sonst Jemanden hat —"

Der Wirth sah dem Frager einen Augenblick scharf in's Gesicht, schien aber schnell einen aufgestiegenen Verdacht zu beseitigen. „Wollt Ihr mir wohl sagen, Landsmann, woher Ihr seid und was Ihr in New-York thut?" fragte er dann.

„Das kann Jeder wissen," erwiderte der Fremde, gutmüthig nickend, „ich habe eine Farm in Iowa, heiße Michel Kreuzer, über den jedes Kind in unserm County Bescheid geben kann, und habe in New-York mit den Advocaten wegen einer Erbschaft zu verhandeln. Und wenn Ihr wissen wollt, weshalb ich gefragt habe, so ist es das: Es ist mir gewesen, als habe das Kind seine einzige Hoffnung in dem schwarzen Wagen fortfahren sehen, und wenn es so ist, könnte ich vielleicht etwas für sie thun!"

Der Wirth rückte an seiner Hausmütze und kam langsam hinter dem Schenktische vor. „Wir wollen uns einmal setzen!" sagte er, nach einem der von Stühlen umgebenen Tische deutend.

Der Wirth erzählte nun Folgendes: „Es mögen jetzt drei

* Der Verfasser der bekannten deutsch-amerikanischen Romane: „der Pedlar" und „Geld und Geist", ein geborner Thüringer, ist augenblicklich Redacteur des vielverbreiteten „Anzeiger des Westens" in St. Louis und ein Liebling der deutschen Lesewelt in Amerika. „Mary Kreuzer" ist ein Originalbeitrag des uns befreundeten Autors. D. Red.

Digitized by Google

Wochen her sein, da kam mit einem der Emigrantenschiffe ein Mann mit seiner Tochter und quartierte sich bei mir ein. Es war etwas Feines an ihm, wie an dem Mädchen, was wir selbst bei den besseren Einwandern nicht gewohnt waren, und von Andern, die mit ihm auf dem Schiffe gewesen, aber sich billigeres Logis und ein Bett voll Wanzen in der Nachtschaft gesucht, vernahm ich nachher, daß er Regierungsbeamter oder so etwad gewesen sein soll. Ich habe ihn selber nie darum gefragt, denn er war fast niemals hier im Bar-Room, und ich hörte nur so viel von ihm, daß er schnell nach dem Westen wolle. Am vierten Tage wurde der Mann krank und mußte sich legen; er bezahlte prompt und gut, und wir thaten für ihn, was wir konnten — in der letzten Woche hat meine Frau selbst abwechselnd mit dem Mädchen bei ihm gewacht. Aber die Doctoren und alle Pflege konnten ihm nicht helfen; gestern am frühen Morgen starb er und heute ist er begraben worden. Das Mädchen war von Anstrengung und Gram so herunter, daß sie bei der Leiche selbst wie todt eingeschlafen war; wir legten sie auf's Bett und dachten, sie solle nichts von dem Begräbniß merken, wenn wir's rasch machten; aber sie war aufgewacht und schrie, sie müsse wissen, wo ihres Vaters Grab sei — und das Uebrige habt Ihr ja wohl mit angesehen. Nun ist die Sache so: Ob der Mann etwad Vermögen mitgebracht hatte, weiß ich nicht; viel kann es aber nicht sein, denn er klagte schon den dritten Tag über die Kosten, die ihm der unvermeidliche New-Yorker Aufenthalt verursache. Jetzt muß das Kind also irgendwo untergebracht werden. Sie ist zu eigentlicher Arbeit noch zu schwach, so herzhaft und flink sie auch sonst sein mag, und wir selbst können sie nicht behalten. Finden wird sich wohl etwas für sie, aber sie muß es nehmen, wie es kommt, und darf bei dem mancherlei Elende unter der Masse von Einwanderern, die Hülfe beanspruchi, nicht wählen."

Der Farmer hatte ernsthaft zugehört und nur durch einzelnes halbes Nicken seine Theilnahme geäußert.

„Ich möchte einmal mit dem Dinge reden," sagte er, als der Wirth geendet, „und wenn sie nicht gar zu schlimm traurig ist, könnt' Ihr sie wohl einmal holen!"

„Will sehen," erwiderte der Wirth, sich zögernd erhebend, und ging.

Es mochten zehn Minuten vergangen sein, als sich eine Seiten-Thür öffnete und das junge Mädchen mit einem Ausdrucke scheuer Zurückhaltung, die durch das leidende, verweinte Gesicht eine noch erhöhte Wirkung erhielt, in's Zimmer trat. Sie konnte kaum über fünfzehn Jahre sein; demohngeachtet lag etwas in ihrer Erscheinung und der Weise, wie sie ihren schlanken Körper trug, das auf früh errungene Selbstständigkeit deutete, und der alte Knurzer setzte sich bei ihrem Anblicke wie unwillkürlich aus seiner nachlässigen Stellung aufrecht.

„Das ist der Gentleman!" sagte der Wirth, welcher ihr gefolgt war, und der Farmer hustete einige Male, als wisse er nicht recht, wie seine Worte einzuleiten.

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten, Miß, weil Sie einen rauhen Bären hier sitzen sehen," begann er endlich, „bei uns auf dem Lande tragen sie keine feinen Hantschuhe, sie meinen's aber darum vielleicht desto aufrichtiger!"

„Ich fürchte mich nicht!" erwiderte sie leise, während ihr großes, trauriges Auge in den treuherzigen Zügen des Fremden hängen blieb.

„Well, so denke ich, Sie kommen einmal zu mir her und hören, was ich Ihnen sagen möchte," fuhr der Letztere fort, den möglichsten Grad von Verminderlichkeit in sein verwittertes Gesicht legend; „wissen Sie: hören soll der Mensch Alles, heißt's in Amerika, das Thun sieht nachher Jeedem frei!"

Sie näherte sich, ohne eine Miene zu verändern, während der Alte rasch einen der Stühle am Tische zurückschob. „So, jetzt setzen Sie sich hierher," sagte er, „und nun," fuhr er fort, als das Mädchen ungezwungen seiner Aufforderung folgte, „nun geben Sie mir einmal Ihre Hand — Sie geben sie einem rechtschaffenen Manne und brauchen sich nicht zu scheuen!"

Es war ein eigenthümlicher Anblick, dieses jugendliche Gesicht, das regungslos kaum etwas von den Bewegungen des übrigen Körpers zu wissen schien. So legte das Mädchen, fast wie mechanisch, kalt und still ihre Hand in die des Farmers, und dieser sah eine Weile in ihr ausdrucksloses Auge, schloß dann warm seine Finger um die ihren und schüttelte endlich den Kopf.

„Wissen Sie, Miß, es ist ein schlimmes Land, das Amerika," begann er wieder, „es ist noch Keiner herübergekommen, der nicht irgend etwas, woran sein Herz gehangen, hat fahren lassen müssen — ich weiß ja wohl, Sie haben einen schweren Verlust gehabt; aber das Grämen thut's hier nicht, und der Mensch muß immer vorwärts und nicht zurücksehen — hab' es auch erst lernen müssen, so alt ich bin. Hier ist Jeder selber sein bester Freund, und wenn er nicht auf sich selbst will und sich an Verlorenes hängt, geht er selber mit verloren. Sie sehen so verständig aus, so jung Sie auch sein mögen, daß ich Ihnen das wohl sagen kann. Jetzt möcht' ich aber doch einmal wissen, ob Sie wirklich das sind, was ich mir gedacht habe, eine starke, junge Lady, die einsieht, um was es sich handelt, oder ob Sie mit sich ungefragt thun lassen, was eben kommt. Haben Sie denn schon einen Gedanken wegen Ihrer Zukunft gehabt, Miß?"

Das Auge des Mädchens ruhte ernst und forschend in des Fragers Gesicht. „Mein Vater ist eben erst begraben worden, und ich weiß noch nicht einmal, wo!" erwiderte sie mit einer leisen, tiefen Stimme, während es in ihrem Gesichte zuckte, als strebe sie mit Macht ihre Thränen zurückzudrängen.

Der Alte nickte einige Male rasch hinter einander. „'s ist so, und es könnte fast über die Kräfte eines alten Menschen gehen; aber es ist ein böser Lehrmeister, das neue Land, und das schärfste Mittel gegen unnütze Trübsal sind neue Sorgen. Hier im Kosthause können Sie doch nicht bleiben; in Dienst zu gehen sind Sie auch noch zu schwach — und werden ebendies nicht dazu passen, wenn auch Mancher in einen noch saurern Apfel hat beißen müssen. Haben Sie denn Jemand in Deutschland, auf den Sie sich verlassen können?"

In dem Auge des Mädchens begann es sich zu regen, als ob neue Gedanken in ihrer Seele aufdämmten. „Ich weiß Niemand in Deutschland, der sich groß um mich kümmerte," sagte sie nach einer Weile; „Mutter starb vor zwei Jahren und Vater ging fort, weil er es mit der Revolution gehalten hatte."

Der Alte nickte wieder, als sie schwieg. „Und so müssen Sie jetzt doch allein an sich denken, trotz allen Kummers!" versetzte er. „Hören Sie einmal ein Wort, das mir vom Herzen kommt. Ich weiß nicht, wer Sie sind, noch was Sie haben, aber ich wollte, Sie könnten so viel Zutrauen zu mir fassen, als ich Gefallen an Ihnen finde. Ich wohne, was sie hier „im Westen" nennen und wo die meisten Einwanderer hingehen —"

„Vater wollte auch nach dem Westen!" unterbrach sie ihn mit aufleuchtenden Augen.

„'s ist schon recht!" nickte Kreuzer. „Da habe ich eine Farm — aber ein Bauerngut, wenn Sie das besser verstehen; eine schöne Gegend rings herum, und auch Gesellschaft genug von Deutschen und Amerikanern; habe eine brave Frau, aber blos zwei Jungen — es hat einmal kein Mädchen geben sollen, so sehr sich auch meine Alte danach gesehnt hat. Nun weiß ich, daß ich keine größere Freude anrichten könnte, als wenn ich eine Tochter in's Haus brächte — die Sache fuhr mir gleich durch den Kopf, als ich Sie so im Jammer an der Hausthür sah — da haben Sie Alles! Und nun," fuhr er, ihre Hand drückend, fort, „denken Sie sich die Sache selber durch; ich kann Red' und Antwort geben über meine Verhältnisse; — wenn Sie eine neue Heimath haben wollen, so sollen Sie eine haben, gerängt sollen Sie aber nicht dazu werden! Morgen früh komme ich wieder, bis dahin sind Sie ja wohl mit sich einig geworden!"

Er erhob sich langsam, den Blick auf ihr ruhen lassend, als wolle er ihr Gesicht recht seinen Gesichtszügen einprägen, und drehte sich dann nach dem Wirthe. „So, nun nun spreche ein vernünftiges Wort zu dem Kinde, damit sie weiß, wie es hier steht; und wollt Ihr selber klaren Bescheid über mich haben, so fragt bei Mr. Schmidt, dem Consul, nach; ich heiße Michel Kreuzer und Jowa!" Er nickte noch einmal dem „Kinde" zu und wandte sich dann nach der Thür. — —

Zwei Tage nach dem soeben Erzählten saß Kreuzer mit dem jungen Mädchen in einem Wagen der New-Yorker Central-Eisenbahn und rollte dem Mississippi entgegen.

Der Farmer hatte den Eilbogen in das offene Fenster an seiner Seite gestützt, sah in den sonnigen Morgen hinaus und lächelte, wie in einer erfreulichen Erinnerung. Als er am Morgen nach dem von ihm gemachten Anerbieten wieder in das Kosthaus in Greenwich-Street getreten, war ihm das Mädchen in voller Fassung

Digitized by Google

entgegen gekommen, hatte ihm zuerst die kleine schmale Hand gereicht und gesagt, wenn er sie als Tochter annehmen und für eine kurze Zeit mit ihr Geduld haben wolle, bis sie sich in das amerikanische Leben gefunden, so wolle sie mit ihm gehen, und er möge glauben, daß sie Alles für seine und der künftigen Mutter Zufriedenheit thun werde. Kreuzer hatte ihr derb die Hand geschüttelt und erwidert, sie solle nur guten Muth haben, das Amerikanische lerne sich ganz geschwind, und wenn sie erst einmal vier Wochen bei ihnen auf dem Lande zugebracht, werde sie gar nirgends anders mehr hin wollen; sei sie aber bereit, mit ihm zu gehen, so möge sie hier kurzen Abschied machen, er werde, was etwa noch für sie berichtigt werden müsse, mit dem Wirthe ordnen. Der Wirth aber schien nur auf so etwas gewartet zu haben, war jetzt herangetreten und hatte gemeint, das sei wohl das Beste, dann könne das ganze Gepäck des Verstorbenen gleich mit fortgenommen werden, es sei noch nichts davon angerührt — hatte dann hinter dem Schenktische ein großes Buch hervorgeholt und darin angefangen zu rechnen, bis er endlich mit einem halben Kopfwiegen gesagt, Alles zusammen möge etwas über dreißig Dollard betragen, er wolle aber mit dreißig zufrieden sein. Kreuzer war schon mit der Hand nach seinem Geldbeutel gefahren, als das Mädchen plötzlich seinen Arm gefaßt. „Das ist wohl nicht ganz recht so, Herr Schwarz," hatte sie begonnen, während ihr Gesicht sich zu beleben anfing. „Vater hat genau aufgeschrieben, was wir schuldig waren und was bezahlt werden ist, und als er es nicht mehr konnte, hab' ich es gethan. — Noch den Tag, ehe Vater starb," hatte sie hinzugefügt, während es in ihren Augen und um ihren Mund spielte, als zwinge sie die aufsteigende Weichheit hinab, „bezahlte ich die Rechnung des Doctors, weil er es so verlangte, wie die Arznei, und der Frau Schwarz gab ich ein Zehn-Dollar-Goldstück für andere Ausgaben — vorgestern aber habe ich Ihnen erst unser Kostgeld für die letzte Woche bezahlt, ich kann Ihnen das Buch holen —!"

„Wird ja wohl nicht nothwendig sein, und der Fehler sich hier schon finden!" hatte Kreuzer gemeint, indem ein schlichtes Verzagen durch sein Gesicht zuckte, und der Gedanke, welcher ihm im Eisenbahnwagen bei der Erinnerung an diese Scene lächeln machte: „Die läßt sich in Amerika einmal nicht die Butter vom Brode nehmen," war damals durch diese Scene geschossen. „'s ist ein bischen viel, Aller, zweisig Dollars für das Begräbniß, was ich mit angehen habe, wenn das nicht etwa schon mit ein oder zwei Zehn-Dollar-Goldstücken bezahlt ist — wollt Ihr nicht lieber noch einmal nachrechnen?" Er hatte gleichzeitig zwei Goldstücke auf den Schenktisch gelegt, der Wirth, der erst auffahren wollte, hatte sie brummend in den Geldkasten geworfen und dann mit ärgerlichem Gesichte das Zimmer verlassen.

Zwei Stunden darauf war das Mädchen mit drei großen Kisten in dem Hotel des Farmers einquartiert, und dieser hatte sich auf den Weg gemacht, um das Grab des Verstorbenen zu erkunden. Die Tochter hatte den Wunsch, vor ihrer Abreise Abschied davon zu nehmen, so dringend ausgesprochen, daß der Alte kein Wort dagegen hatte sagen mögen.

Sie frug nicht, sie zweifelte nicht, als er, nach einer langen stillen Fahrt mit ihr angekommen, auf das Merkmal, welches er errichtet, deutete; sie ging langsam auf den niedern Hügel los, brach dort in die Knie und sie sitzt mit der Stirn in den aufgewerfenen Boden. So lag sie lange, und nur das krampfhafte Zucken ihres ganzen Körpers gab Zeugniß von dem Ausbruche ihres Schmerzes. Kreuzer hatte sich, von einem weichen Gefühle übermannt, weggedreht; als er sich aber wieder zurückwandte, kam sie ihm mit gefaßtem Gesichte entgegen und reichte ihm mit großen vertrauenden Augen, an deren Wimpern noch die Tropfen hingen, schweigend die Hand. —

Kreuzer's Lächeln, mit welchem er im Eisenbahnwagen die einzelnen Scenen an sich hatte vorübergehen lassen, war schon längst gewichen; er rückte sich jetzt nach vorn neben ihm sitzenden Mädchen herum und legte den Arm breite, schwielige Hand auf die ihrige. „Bist Du jetzt zufrieden und ruhig, Mary?" sagte er mit einem Tone, der fast an Zärtlichkeit streifte.

„Ja, Vater!" erwiderte sie, den klaren Blick zu ihm aufschlagend.

*

Es war ein stiller, lauer Abend, als die Postkutsche nach einer halben Tagereise voll Rütteln und Stößen die Reisenden an einem tiefigen Blockhause absetzte. Sie hatten am Vormittag das Ufer des obern Mississippi verlassen.

„Jetzt haben wir nur noch zwei kleine Meilen," sagte Kreuzer, „und sind in kaum einer Stunde zu Hause, machen uns bis dahin einen Spaziergang und lassen das Gepäck so lange hier!"

Er wandte sich nach dem Hause, in dessen Thür eben der Besitzer getreten war und ihm die Hand entgegenstreckte.

Das Gepäck, von welchem der alte Farmer gesprochen, war indessen von den drei Kisten, die Mary als Erbtheil ihres Vaters erhalten, bis zu einem der eigenthümlichen amerikanischen Koffer zusammengeschmolzen. Als Kreuzer die wohlgefügten und an allen Seiten mit Eisen beschlagenen Bretter aufgebrochen, hatte sich neben einer großen Sammlung deutscher Bücher so viel deutscher, für Amerika kaum brauchbarer Kram vorgefunden, daß sich der Alte nach oberflächlicher Uebersicht nicht lange mit Betrachtung der einzelnen Gegenstände aufgehalten, die Bibliothek seinem Advocaten zum möglichst besten Verkauf übergeben und den Rest nach einem Auctionslocale gesandt hatte. Was in Mary's Koffer jetzt geborgen war, bestand nur aus deren reichlichem Vorrathe an Wäsche und Bekleidungsstücken und ihres Vaters goldener Uhr. In des Farmers Taschenbuche aber rubte ein auf „Mary Kreuzer" ausgestellter Depositenschein einer New-Yorker Bank über verzinsliche 763 Dollars, den Betrag dessen, was mit dem Erlös der verkauften Gegenstände zusammengenommen der Versteigerung hinterließen.

Das Mädchen sah mit sinnendem Auge auf die Gegend, die ihre Heimath werden sollte, und erst als der Wagd sie längst wieder aufgenommen, als der Farmer nach Ersteigung einer Anhöhe in eine sich öffnende Klärung hinab zeigte, wo zwischen weit ausgedehnten Felseinzäunungen ein neues, sauberes Holzhaus sich erhob, und als er mit einem Blicke, welcher die ganze Befriedigung des heimkehrenden Besitzers aussprach, sagte: „Da sind wir, Mary!" erst da überkam das Mädchen ein leichtes Gefühl von Beengung, wenn sie an die Personen dachte, unter die sie jetzt treten sollte, und von denen sie noch Niemand kannte. Sie wußte, daß der Alte von ihrem Mitkommen schon im Voraus geschrieben und ihr dadurch die Pein alles Erklärungen bei ihrem ersten Eintritte erspart hatte; trotzdem konnte sie eine Art ängstlicher Scheu, je näher sie dem Hause kam, je weniger los werden.

Sie bogen in eine von den Felzeinzäunungen begrenzte Straße ein, die gerade auf das Haus zuführte, und hatten bald den freien Platz vor demselben erreicht. Nichts regte sich darum her, und es war dem Mädchen, als lege sich diese Stille jetzt noch zu größerer Beengung auf ihr Herz; der Farmer aber ließ ihre Hand los und ging mit großen Schritten ihr voran nach der von einem breiten Dache überschatteten Hausthür, öffnete diese rasch und steckte den Kopf in die Lücke. „Komm nur her, Kind," rief er dann zurück, „Mutter ist gerade da!"

In einem freundlichen, weißgetünchten Zimmer, das zum Theil von einem großen zweischläferigen Bett eingenommen ward, erhob sich eine ältliche Frau aus dem hölzernen Schaukelstuhle und ließ schweigend einen mustrenden Blick über die ganze Gestalt der Eingetretenen laufen. Mary war stehen geblieben und hielt das große Auge ernst auf das Gesicht der Farmersfrau geheftet, bis diese ihren Blick traf und Beider Augen eine Secunde lang in einander hingen.

„Geh heran, Kind, scheu' Dich nicht und sei der Mutter die Hand," sagte Kreuzer aufmunternd — „weißt Du," wandte er sich an seine Frau, „sie ist noch traurig, aber das gibt sich, und Verstand hat sie auch genug — ich könnte selbst ein Stückchen davon erzählen!" setzte er mit einem hellen Lachen hinzu.

Mary trat, ohne ihren Blick zu ändern, langsam auf die Frau zu und streckte ihre schmale, weiße Hand aus. „Herr Kreuzer hat mir gesagt, ich solle ihn Vater nennen, und Sie würden auch gern eine Tochter in Ihr Haus aufnehmen, die Alles thun will, damit Sie mit ihr zufrieden sind," begann sie mit tiefer, bewegter Stimme.

„'s ist Alles recht, Mädchen, und ich habe gar nichts dawider," unterbrach sie die Frau, eine kalte, steife Hand in die ihre legend, „wenn Du nur nicht zu vornehm für unser Leben hier sein wirst. Es ist kein Zuckerleben, die Farmarbeit; es steht noch wild aus um uns herum, und da muß Alles mit anfassen, was im Hause ist — Du nimmst Dich mehr wie ein Fräulein aus, als eine Farmersdirne, und um Gottes scheinen sich die weichen Hände auch noch nicht bekümmert zu haben!"

„Ei was! mach' mir dem Kinde das Herz nicht gleich an Anfange schwer!" rief Kreuzer mit einem Anfluge von Verdrießlichkeit, „sie hat das rechte Zeug in sich, und das Andere findet sich von selber!"

Digitized by Google

In diesem Augenblicke sprang die Hinterthür des Zimmers auf, und geräuschvoll trat ein junger Mensch von fünfzehn oder sechzehn Jahren ein, in dem breiten groben Strohhute, der ein gebräuntes Gesicht beschattete, dem dunkel gestreiften Hemde, um das sich die Beinkleider nur von einem Gurt gehalten schlossen, und den bloßen Füßen in den derben Schuhen, das rechte Abbild eines westlichen „Farmerboy's".

„Halloh, Vater, wieder da?" rief er, den Alten erblickend; zugleich aber fiel sein Blick auf das Mädchen, welches das unverhüllt ernste Auge nach dem Eingetretenen gewandt hatte, und plötzlich inne haltend, starrte er mit halboffenem Munde die neue Erscheinung an.

„Komm nur her und reich' ihr die Hand, 's ist Deine neue Schwester Mary," rief Kreuzer, sichtlich seine gute Laune wieder gewinnend; „Mutter wird Euch ja wohl erzählt haben!"

Der Bursche warf einen Blick nach der Frau und dann wieder nach dem Mädchen. „So, das ist sie?" sagte er endlich, „sie ist anders, als ich mir gedacht — ich glaube aber hübscher, wenn auch nicht so lustig!" Ein Lächeln wie in halber Befangenheit ging über sein Gesicht; dann trat er heran und schüttelte der Angekommenen derb die Hand, den Blick auf ihre Züge geheftet, als müsse er sich erst damit vertraut machen.

„Well, Ihr werdet müde und hungrig sein," begann die Frau wieder; „Heinrich mag Euere Sachen mit dem Wagen vom „Point" holen, und ich werde unter der Zeit sehen, daß ich ein Unterkommen zurecht mache. Bis dahin ist dann auch das Essen bereit. Jetzt, Mädchen, sage „Du" zu mir, wie sich's bei gemeinen Leuten für eine Tochter paßt, und mit der Zeit, denke ich, werden wir mit einander fertig werden. Heute Nacht schläft Du mit der Magd, und morgen werden wir zusehen, wie sich anders Rath schaffen läßt!"

„Ich bin mit Allem zufrieden, Mutter," erwiderte Mary, das dunkle Auge zu ihr aufschlagend, „sage mir nur, was ich thun soll!"

„'s ist schon recht!" nickte die Frau, „heute heißt's ruhen, morgen werden wir dann weiter sehen!"

Der erste Strahl, welchen am andern Morgen die aufgehende Sonne über den Wald schoß, fiel in das Giebelzimmer von Kreuzer's Hause, und zauberte Rosen auf das bleiche Gesicht des jungen Mädchens, das dort auf einer Maisstroh-Matratze unter einer der gebräuchlichen Steppdecken lag. Leicht sprang sie von ihrem Lager. Wer sie beobachtet, hätte durch die ganze Gestalt, von den kleinen zierlichen Füßen an, bis zu der biegsamen Taille und dem feinen Halse an die flüchtige Antilope erinnert werden müssen.

Geräuschlos vollbrachte sie ihr Reinigungswerk und ihren einfachen Anzug, öffnete dann leise die Thür und eilte mit leichten Schritten die Treppe hinab. Im Hause war noch nirgends ein Laut hörtbar; sie schob behutsam den Riegel von einer Hinterthür und trat hinaus in's Freie.

Mary warf einen Rundblick über die Morgenlandschaft und folgte dem ersten Pfade, welcher dem Walde zuführte; sie horchte, ob sie nicht den Gesang einer Lerche oder den Schrei eines andern Vogels höre, aber Feld und Wald waren stumm, und nur ein dumpfes Brummen unter den umherlagernden Kühen unterbrach zeitweilig die Morgenstille. Eine kurze Minute lang dachte das Mädchen daran, wie hier selbst die Natur so ganz anders, so viel weniger freundlich als in ihrer Heimath sei; dann aber flog wieder der gestrige Abend mit seinen Erlebnissen, der eine scharfe Grenze für ihre ganze Zukunft bilden sollte, ihr vor der Seele. Sie hatte sich jetzt so früh aufgemacht, um eine halbe Stunde mit sich allein zu sein, ehe sie der Frau, die sie Mutter nennen sollte, wieder entgegentreten mußte.

Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie mancherlei Arten von Druck mit ihrem Vater durchmachen und Selbstständigkeit lernen müssen; sie fühlte, daß sie Kraft habe, sich in die fremdeste Lebenslage hineinzufinden, und mit dem Betreten von Kreuzer's Hause war ihr frühzeitiger Entschluß wieder hell vor ihre Seele getreten — aber das erste Begegnen mit der Farmersfrau hatte ihr das offene Herz fast wieder zugeschnürt. Bei dem ersten Blicke, welchen sie mit jener getauscht, war es ihr gewesen, als könne sie in diesem kalten, grauen Auge lesen, daß sie dort nie auf eine verwandte Empfindung treffen werde; selbst in dem Blicke des Sohnes war ihr nach dessen erstem Gruße ein Etwas entgegen gesprungen, das ihr Gefühl beleidigte, ohne daß sie sich eine rechte Ursache dafür hätte angeben können. Nur der zweite Sohn vom Hause, ein Bube von zehn Jahren, der den rothen treuherzigen Blick seines Vaters geerbt und ohne Scheu schnell mit ihr Freundschaft geschlossen, sowie der alte Kreuzer selbst, standen als freundliche Bilder vor ihr. Als ihr Koffer angekommen war, hatte die Frau sogleich eine Besichtigung des Inhalts vorgenommen, hatte die ganze Ausstattung, welche ihr Vater noch in Deutschland für sie hatte anfertigen lassen, Stück für Stück herausgelegt und endlich den Kopf geschüttelt. „Ja, was sollen alle die feinen Sachen hier im Hinterwalde, wo wir noch lange nicht daran denken dürfen, die Lady zu spielen?" hatte sie gesagt; „mit weißen Strümpfen können wir nicht durch Morast und nasses Gras zu den Kühen gehen, und bei solchem Untergange würden wir hier mit Waschen nicht fertig!"

„So wird Anderes angeschafft," hatte der Alte gebrummt, der, dicke Dampfwolken aus seiner Tabakspfeife blasend, seine Frau eine Weile beobachtet hatte.

Es war nicht die Schwäche eines kleinen Charakters, es war ein voller, bewußter Entschluß gewesen, der Mary's Seele sich unter die herben Worte der Frau beugen hieß. „Es wird mir nichts Leser ankommen, Mutter," hatte sie gesagt, „wenn Du nur mit mir Geduld haben willst, bis ich weiß, was ich zu thun habe. Ich konnte nichts mitbringen als meinen guten Willen, über den aber sollst Du Dich nicht zu beklagen haben!"

Es mußte, der kaum sichtbar gewordenen Sonne nach, noch sehr früh sein; der Pfad hatte sie zu einem vorgearbeiteten Gatterthore geführt, hinter welchem ein Fahrweg am Saum des Waldes entlang lief, und oben überlegte sie, ob sie weitergehen oder schon zurückkehren solle, als ein Knall nicht vor ihr die Morgenstille unterbrach und ihr einen leichten Schrei entriß. Im nächsten Augenblicke sprang ein junger Mensch, eine kurze Büchse in der Hand, aus dem Gebüsche, ließ die Augen über den Boden gleiten und hob dann ein getödtetes Eichhörnchen aus dem Grase auf. Sein nächster Blick traf das Mädchen am Gatterthor, das mit einem Lächeln, als schäme sie sich ihres Schreckens, die neue Erscheinung betrachtete, und eine unverhohlene Verwunderung begann in seinem Gesichte aufzusteigen. Eine Secunde lang starrte er sie schweigend an, dann breitete sich ebenfalls ein Lächeln, wie wiedergespiegelt von dem ihrigen, über seine Züge, und mit einem leichten Roth im Gesichte trat er näher. Er mochte etwa achtzehn Jahre alt sein, aber die modische, städtische Kleidung, wie die Art seiner Haltung verriethen, daß er mehr als den Hinterwald gesehen. Er hatte sie angeredet, aber das Mädchen konnte nur mit einem neuen Lächeln den Kopf schütteln, sie verstand kein Wort des Gesagten.

„Wir englisch sprechen?" sagte er, ihr Kopfschütteln wiederholend, und eine gleiche Pantomime war Mary's Antwort. Beide sahen sich eine Minute lang wie in halber Verlegenheit in die Augen, dann nickte sie einen leichten Gruß und wandte sich zum Rückwege. Sie konnte es aber nicht unterlassen, nach kaum zwanzig Schritten den Kopf noch einmal umzurechen — da stand der junge Mensch noch auf derselben Stelle und sah ihr mit so hellen Augen nach, daß sie schnell den Blick abwandte, ohne sich doch eines rechten Grundes dafür bewußt zu sein; aber ein stilles Lächeln lag auf ihrem Gesichte, als sie rasch ihren Weg weiter verfolgte; und als sie dem Hause nahe kam, wo der große Hund soeben alle Glieder reckte und ihr dann mit einem leisen Schweifwedeln entgegenblickte, mußte sie sich niederbeugen und dem Thiere das zottige Fell klopfen, sie wußte ebenso wenig warum.

Als sie vor Vorderthür des Hauses trat, war der alte Kreuzer, die kurze, dampfende Pfeife im Munde, gerade hinaus getreten, einen behaglichen Blick über die Felder werfend. „Halloh! ist das Wiesel auch schon auf den Beinen?" rief der Farmer, mit sichtlichem Gefallen ihre schmucke Erscheinung überblickend.

„Bin schon hinüber bis zum Walde gewesen," erwiderte sie, „— gehört der Wald auch mit zur Farm, Vater?"

„Gehört meinem Nachbar, dem amerikanischen Major," sagte er mit einem eigenthümlichen Stirnrunzeln, „— aber ich wollte etwas Anderes sagen, da Du gerade hier bist. — Weißt, Kind," fuhr er langsam vorwärts gehend fort, „meine Alte ist so gut, wie nur Eine, aber die Weiber haben alle ihre Eigenheiten, und Dir werden sie auch nicht fehlen, wenn Du erst älter bist. Also thue jetzt, was sie Dir sagt, und sei freundlich zu ihr, schick Dich in sie, mir zu Liebe, und Du wirst sehen, daß schon in acht Tagen Alles gut, wie es nur soll."

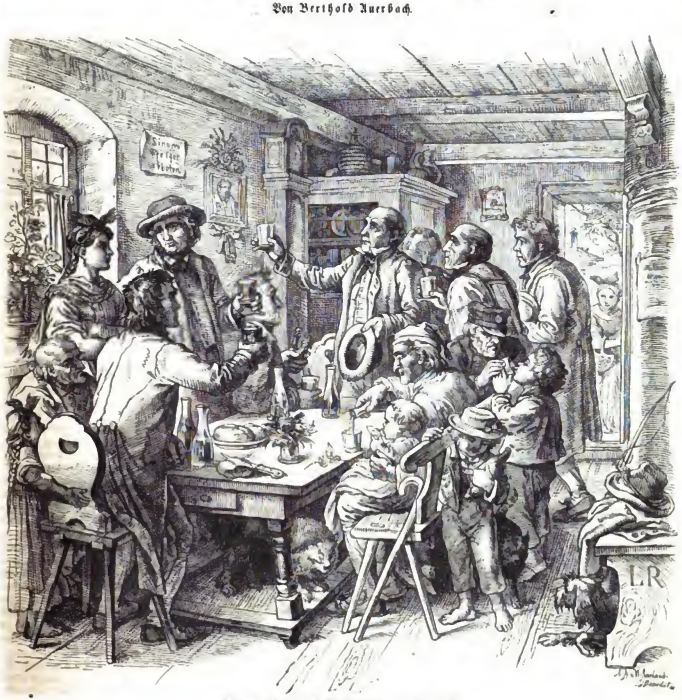
„Ich werde gewiß Alles thun, was ich kann, Vater," erwiderte sie, hell zu ihm aufsehend, und Kreuzer wandte sich kopfnickend nach dem Hause zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Johann Peter Hebel und der Hebel-Schoppen.

Von Berthold Auerbach.



Beim „Hebel-Schoppen" in Hausen.
Originalzeichnung von Luc. Reich in Rastatt.

Man erzählt von den beiden Brüdern Schlegel, daß sie einstmals eine gar vortreffliche Anekdote vortragen hörten.

„Friedrich," sagte Wilhelm zum Bruder, als sie allein waren, „Friedrich, laß mir diese Geschichte! Laß mich sie gelegentlich anbringen."

„Nein, du kannst sie nicht erzählen wie sich's gehört."

„Laß mir sie. Du hast schon lange meine silberne Dose besitzen wollen — gut, hier ist sie; behalte sie und laß mir dafür diese Geschichte als mein Eigenthum."

Der Handel wurde abgeschlossen.

Nicht lange darauf gab sich Gelegenheit, daß Wilhelm die anmuthige Anekdote in einer Gesellschaft erzählte. Friedrich spielte dabei mit der silbernen Dose in der Hand; aber kaum war Wilhelm in der Hälfte der Geschichte, da rief Friedrich:

„Da — da hast Du Deine silberne Dose wieder. Du verdirbst die ganze Geschichte! Ich werde die Sache berichten, wie sich's gehört."

So geht die Sage von den beiden Brüdern Schlegel, und in der That, es gehört zu den peinlichsten Empfindungen, eine gute Geschichte schlecht erzählen zu hören. Worin aber besteht die eigentliche Kunst, eine Anekdote gehörig zu erzählen? Wir haben in Deutschland sogar große Geschichtschreiber, sie können sehr schöne, sehr tiefe Betrachtungen anstellen über den großkörnigen Charakter Blücher's und über den abgefeimten Napoleon's, aber den einen und den andern schildern, daß sie vor uns stehen, ja nur eine Thatsache aus ihrem Leben ganz plan und schlicht erzählen, daß wir sie mit erleben — das vermögen sie nicht, und weil sie das nicht im Stande sind, thun sie groß und sagen, es sei unter ihrer Würde, Anekdoten zu erzählen.

Allerdings sind das die besten Anekdoten, die sich mündlich weiter verbreiten; sie werden in der Regel bei Flüssigem, sei es Bier oder Wein, genossen, und bleiben selbst flüssig in der mündlichen Tradition, geschrieben werden sie leicht steckig und abgestanden. Es gibt aber doch auch einen geschriebenen Vortrag, in dem man,

Digitized by Google

so zu sagen den Ton der Stimme hört; die Buchstaben sind die gleichen, und doch hört man bald den leisen geheimnißvollen Klang, bald den vollen Einfall der Stimme; man merkt die Kunstpausen, die zur nöthigen Spannung gemacht werden, man sieht das schelmisch vergnügliche Auge des Erzählers, seine wechselnden Gebehrden, ohne daß er dabei in schauspielerischen Vortrag kommt.

Der beste Erzähler dieser Art, ja das unerreichte Muster eines solchen ist Johann Peter Hebel, bekannt als „Rheinländischer Hausfreund“ und Verfasser der „Allemannischen Gedichte“.

Da haben wir's nun sofort: zum richtigen Erzählen einer Anekdote gehört poetischer Sinn und Takt. Die Personen und Verhältnisse müssen leicht und bestimmt gezeichnet, mit einem leisen, nicht zu groben und nicht zu feinen Farbenauftrag versehen und zur schnellsten Uebersicht richtig gruppirt sein; man darf weder zu lange noch zu kurz bei den eigenthümlichen Merkmalen von Personen und Gegenständen verweilen. Man muß es dem Erzähler anmerken, daß er die Dinge kennt und sieht; dadurch kennt und sieht sie auch der Zuhörer vor sich. Am süglichsten ist dabei ein gewisser dramatischer Vortrag. Es geht gar nicht anders, wenn die richtige Wirkung hervorgebracht werden soll; man muß die Personen sprechen lassen und zwar rasch und knapp, ohne dabei in Angst zu sein, daß der Zuhörer gar zu sehr Eile habe. Denn es gibt auch Menschen, die mit ungeduldiger Hast nur Genußsucht nur die sogenannte Pointe, den Spargelkopf wollen ohne den Stengel. Aber es wächst kein Spargelkopf ohne Stengel, keine Aehre ohne Strohhalm. Der echte Anekdoten-Erzähler muß sein eigenes Behagen und das seiner Zuhörer kennen und ermessen, dann werden solche kleine Geschichten zu wahren unvergänglichen Kunstwerken, und weil die Kunst ihr ewiges Vorbild in der Natur hat, so zeigt sich auch hier, daß nicht der Umfang dem Werke seine Schönheit und seine Bedeutung gibt, sondern das Ebenmaß, das in jedem herrscht, und das ist im Kleinen oft noch deutlicher und ausdrucksvoller als im Großen.

Es sind Dichter vergangen und werden noch Dichter vergehen, die umfangreiche Werke geschrieben haben, während — so weit sich voraussehen läßt — die kleinen mit künstlerischer Anmuth gebauten Geschichten Hebel's als Eigenthum der deutschen Nation bestehen werden, so lange die deutsche Sprache besteht. Von keinem deutschen Dichter sind so viele Geschichten in alle Schulbücher übergegangen wie von Hebel. Sie sind nicht nur Muster von Correctheit im Satzbau, in der einfachen unverschnörkelten Ausdrucksweise, im zutreffenden Worte ohne aufgeklebte Verzierungen, ohne Verwahrungen mit „etwa“ und „wohl“ und „oft“ u. dergl.; auch der Ton des Vortrags ist ein so rein schöner und inniger, daß diese Erzählungen nicht gemacht, sondern gewachsen erscheinen, und sie haben darum die Eigenschaft der classischen Schriftsteller, die nicht Noth darunter leiden, wenn sie in Schulen grammatisch zerlegt werden. Die Hebel'schen Geschichten haben aber dabei auch in ihrer Art etwas wie das Volkslied, heiter und sinnig, übermüthig schalkhaft und dabei wieder voll reinster frommer Rührung ohne alle Frömmelei. So sind die Geschichten Hebel's ein Eigenthum nur eine Eigenthümlichkeit des deutschen Volks, dem keine andere Nation etwas Gleiches zur Seite zu stellen hat; denn die Fabeln Lafontaine's sind theilweise Aesop und Phädrus nachgeahmt, und die kleinen Gleichnis-Erzählungen Benjamin Franklin's sind an Zahl viel geringer und auch weit mehr unmittelbar lehrhaft und weniger poetisch. Franklin häuft die Lehren z. B. in der kleinen Geschichte: „die Kunst reich zu werden“ zu sehr aufeinander; sie sind nicht auf dem Boden der eben erzählten Thatsachen gewachsen, sondern darauf zusammengetragen. Franklin läßt seinen Vater Richard viele an sich vortreffliche Sprüchwörter auf einmal vorbringen, theils selbst geschaffene, theils überkommene. Hebel geht äußerst sparsam mit dem Sprüchwort um; er häuft nicht das Korn aufeinander zur Aufbewahrung, er streut das einzelne Korn aus, daß es hinreichenden und lockern Boden finde, um zu wachsen. Franklin arbeitet immer auf einen bestimmten Zweck hin, Hebel will erheitern und dabei lehren und kräftigen. Ja, dieses nicht einmal immer. Er ist wie ein behaglicher Zecher; nicht jeder Schoppen ist für den Durst, es ist auch mancher zur bloßen Erheiterung und zur Geselligkeit.*

Mag es Schriftsteller geben, die aus Ehrgeiz, aus Ruhmsucht schreiben, um Aufsehen zu erregen, um sich geltend zu machen — sie mögen zeitweise Manches erreichen, Eines aber wird ihnen nie, ein Ruhm und eine Wirkung, die sie freilich gering anschlagen, und das ist der, daß ihre Worte von Kindeslippen gesprochen werden und daß Jeder noch im Alter sich deren erfreut. Erzählungen wie: der Schneider in Pensa, Kannitverstahn, der Husar in Reise, Kindesdank und viele andere, kennt jeder deutsch lesende Knabe, und jeder Mann erinnert sich ihrer mit Freude.

Zwei Erzählungen aus dem Leben Friedrichs II. und Kaiser Josephs, „König Friedrich und sein Nachbar“ und „das gute Heilmittel“, wären ohne die schlichte und dabei dramatisch so glückliche Vortragsweise Hebel's gewiß nicht so wie jetzt in die allgemeine Kenntniß gedrungen als Beispiele unbeugsamen Rechtssinnes und menschenfreundlicher Güte. Man denke sich, daß einer der verfeinerten heutigen Kinderbücher-Schreiber diese Geschichten vorzutragen hätte! Wir bekämen allerlei hochtrabende und hohle Redensarten in den Kauf, aber vor lauter Entglühungen und Ausrufungen des Autors kämen wir nicht zur einfachen Aufnahme des Gegenstandes. Gewiß, das Streben, die Jugend für alles Rechtschaffene und Edle zu erwecken, ist hoch zu rühmen; aber die Begeisterung der Autoren für die Sache ist noch nicht das Talent zur Darstellung derselben. Daß nur die vollendete Bildung und nicht die noch brausende Halbbildung zum schlichten einfach kernigen Ausdruck gelangt, zeigt die musterhafte Vortragsweise der Märchen der Gebrüder Grimm. Hier ist die gleiche Tonart wie bei Hebel. — Die Betrachtungen über das Weltgebäude, die Thierschilderungen Hebel's sollten noch heutigen Tags als Muster dienen, dann würde auch die aufgezupfte, süddeutsche Manier, mit der man heut zu Tage Naturwissenschaftliches populär zu machen sucht, verschwinden müssen.

In allen Schul-Lesebüchern sind die besten Stücke aus Hebel entnommen, und doch sind sie nicht eigentlich für Schul-Lesebücher geschrieben. Das bildet ihren besonderen Vorzug. Das Naturleben wie das Menschenleben macht nicht besondere Toilette für das Kind. Es gilt nur, das Auge des Kindes auf das Wesentliche zu lenken, Uebersichtlichkeit und Klarheit in die Dinge und Verkommnisse zu bringen. So wäre es gut, wenn man einmal den Inhalt der deutschen Schul-Lesebücher einer genauen Prüfung unterwerfen würde.* Dann würde man auch finden, wie man jetzt aller Orten Geschichten für Kinder zusammenbraut, voll süßer Gefühle und reiner Lehren, deren innere Mattigkeit durch einen gewaltsam überschrankten Ton und deren innere Hohlheit durch einen Wortpomp verdeckt werden soll. Diese Producte werden vergehen, wie sie gekommen sind, während die Hebel's bleiben, weil sie ein im Leben gereifter Mann und dazu ein Dichter schuf.

Erst als Hebel seine Dichterweihe von Gottes Gnaden in den allemannischen Gedichten bewiesen hatte, drängte es ihn dazu und fühlte er sich befähigt, dem Volke und gleichmäßig der Jugend Lehre und Erheiterung zu bieten. Er hatte das Schwabenalter bereits zurückgelegt, hatte sich in verschiedenen Lebensstellen, wenn auch in engem Bezirk, umgethan, war reicherfällt an Wissen und Erkenntniß, und nun wurde er der Hausfreund seines Volkes.

Hebel hat in der Sprache seiner Heimath am Oberrhein Gedichte geschaffen, die zu den Besten gehören, was die deutsche Lyrik hervorbrachte. In ihnen ist ein neuer und eigenthümlicher Gemüthston; und es will viel heißen, auf diesem Gebiete einen neuen Ton anzugeben. Die allemannischen Gedichte sind ein vollgezeitigtes Ergebniß der Stimmung und Natur Hebel's, wie der Stimmung und Natur seines Volksstammes. Diese Thatsache, daß ein Einzelner zur persönlichen Erscheinung und Ausdrucksweise eines Volksstammes wird, gibt den Gedichten Hebel's eine mehr als blos literarische Bedeutung, wenn auch diese von großem Belang ist. Hebel hat einen bestimmten Volksstamm zum Träger, eine bestimmte Lautschaft zum Schauplatz und eine bestimmte Zeit seit dem 8. Jahrhunderte, seit der St. Gallischen Uebersetzung der andreässischen Hymnen*) nicht mehr schriftgemäße Sprache zum Werkzeug seiner dichterischen Empfindungen und Anschauungen — man kann nicht sagen gewählt, sondern der innersten Natur der Sache gemäß auffnehmen müssen.

* Darum ist der Hebel-Schwydn, der am hundertsten Geburtstage Hebel's gestiftet wurde, schon in diesem Sinne ein entsprechender Abdruck seines Strebens. Nicht eine wohlthätige Stiftung, eine Armenspeisung allein ist im Geiste Hebel's, sondern eine Stiftung zur Heiterkeit, zur Freude.

* In dem sächsischen Schul-Lesebuch, genannt „Lesebüchlein I“, heißt es Seite 40 der zwanzigsten Auflage:

„Ihr Dilleuschäfer, laßt euch sagen,
Viel Zuckerzeug verderbt den Magen.“

Kann es nach Form und Inhalt etwas Abgeschmackteres geben, als solche Verse?

* Darum ist der Hebel-Schwydn, der am hundertsten Geburtstage Hebel's gestiftet wurde, schon in diesem Sinne ein entsprechender Abdruck seines Strebens. Nicht eine wohlthätige Stiftung, eine Armenspeisung allein ist im Geiste Hebel's, sondern eine Stiftung zur Heiterkeit, zur Freude.

* In dem sächsischen Schul-Lesebuch, genannt „Lesebüchlein I“, heißt es Seite 40 der zwanzigsten Auflage:

„Ihr Dilleuschäfer, laßt euch sagen,
Viel Zuckerzeug verderbt den Magen.“

Kann es nach Form und Inhalt etwas Abgeschmackteres geben, als solche Verse?

Digitized by Google

Die Dialektdichtung ist, im großen Ganzen betrachtet, der erste Anflug oder das Unterholz des deutschen Dichterwaldes, bis der Hochwald erwuchs. Bevor es eine allgemein gültige deutsche Schriftsprache gab, erschienen die Dichtungen natürlich im Dialekt, von denen jeder souverain war. Im 12. Jahrhundert gelangte der schwäbische Dialekt zu einer Oberherrschaft, bis im 13. Jahrhundert durch den Sachsenspiegel der sächsische Dialekt der allgemein schriftgemäßere wurde und endlich durch Luther sich in der Ausbildung zur hochdeutschen Sprache unwiderruflich festhielte. Wir haben ein Vorbild der deutschen Einheit in dem Verhältniß der Dialekte zur allgemeinen hochdeutschen Sprache. Ehedem war jeder Dialekt für sich souverain, nun aber herrscht in der Literatur, in Gesetzgebung, Kirche und Schule das Hochdeutsche. Das Majestätsrecht der Goldprägung steht der Centralgewalt des Hochdeutschen allein zu. Die Wissenschaften, die Dichtkunst höherer Formen, die Gesetzgebung ꝛc. sind hochdeutsch. Für den Kleinverkehr, für die inneren Angelegenheiten der Provinz, des Hauses, behält der Dialekt seine Besonderheit als eine gewisse sprachliche Scheidemünze.

Im natürlich richtigen Verständniß dessen, was dem Dialekte zusteht, hat Hebel nie die größeren vielgliedrigen Formen der Dichtkunst, wie Epos und Drama, im Dialekte versucht, denn da würde sich nicht nur die Unzulänglichkeit desselben herausstellen, indem die Scheidemünze des Dialektes hierzu nicht ausreicht, es führte auch zu einer Zerfetzung der so nothwendigen und geschichtlich festgestellten Einheit. Hebel hat nur die intimen Beziehungen und Vorkommnisse des provinzialen und häuslichen, die Besonderheiten des Gemüthslebens in den Bereich des Dialekts gezogen. Er versuchte nicht eine Restauration der seit Luther übernommenen Sprachzertheilung, er gab nur das in seiner Besonderheit lebendig Bestehende in seiner begrenzten Berechtigung wieder, und darum wurde er dichterisch und sprachlich zu einem Muster der Dialektdichtung.

Bei allem allgemein deutschen und allgemein menschlichen Kern, den diese Dichtungen enthalten, ist hier ein gewisses Reich des Gemüthslebens zum Ausdruck gekommen, das eben nur in dieser Form sich kund geben konnte. Die Sprache ist hier nicht Costüm, etwa eine eigene geistige Volkstracht, sie ist vielmehr die innerste und einzige Heimath, wenn man so sagen darf, der einzige Körper dieser Volkssele; oder — um durch ein anderes Bild zu erklären — bei aller Uebertragung dieser allemannisch empfundenen und nicht blos allemannisch ausgedrückten Gedichte wäre es so, wie wenn man ein feines, für die Lither componirtes Musikstück, wobei das Instrument einer eigenthümlichen Vibration und ihm allein gehörigen Ansprache fähig ist, nun auf Violine oder Clavier übertragen wollte. Es bleibt unverkennbar dieselbe Melodie, aber es ist ihr ausschließlich eigenthümlicher Ausdruck nicht mehr.

Die Thatsache ferner, daß in einer uns nahen, und vor Augen stehenden Lauschzeit und Einwohnerschaft die ganze Scala dichterischer Empfindungen sich ausdrücken ließ, das war die augenfälligste und unwidersprechlichste Beweisführung, daß es nicht nöthig ist, in romantischer Ausschweifung in ferne Länder und vergangene Zeiten sich zu begeben, um dichterisch Entsprechendes zu finden und zu bilden. Hebel that aus sich den von Goethe geheißchen „Griff in's volle Menschenleben“ und er „fand das Schöne nah.“

Aus den Geleichen Hebel's stieg Etwas auf, weit der Boden frischgepflügten Erdreiche. Die Einsichtigen erkannten es und die dumpf dahin Lebenden fühlten es: der Boden deutschen Lebens ist noch überall so reich und zeugungskräftig, daß Blüthe und Frucht der Schönheit in ihm gedeiht. Nicht nur in verklungenen Sagen aus der alten Zeit, im „schönen Aberglauben“, wie man es nannte, besteht die innere Poesie des deutschen Volkes; sie ist zu allen Zeiten da und überall, an keine äußere Tracht und keine althergekömmlichen Gebräuche gebunden; es gilt nur, daß eines Dichters Auge die Schönheit finde und sie mit seinem Worte erlöse.

Mitten in schweren Kriegesnöthen, mitten in der Auflösung des Reichs entfaltete sich eine Blume heimischer Poesie und erklang die bescheidene und liebliche Dichterstimme Hebel's, wie die wilde Rose im stillen Thale blüht, wenn auch lärmende Kriegesschaaren die Heerstraße daher ziehen; wie die Lerche sich jubelnd in die Luft erhebt, mögen die Menschen da drunten in allerlei Hader und Zank und Wirrnis sich das Leben verbittern.

Hebel machte aus seinen Allemannen keine arkadischen Schäfer. Wie er ihnen die Sprache ihres Lebens ließ, so behielten sie auch die ganze derbe, lebensgetreue Erscheinungsweise. Nicht nur in der Heimath wurden diese nach Gehalt und Gestalt neuen Dichtungen mit herzlicher Freude aufgenommen, auch das gesammte deutsche Volk, soweit das Verständniß dafür erschlossen werden konnte, erkannte die Stimme eines Bruderstammes aus dem Munde des Dichters. Jean Paul pries den Dichter laut, und Goethe ging, ihm volles Lob spendend, auf das innerste Wesen dieser Dichtungen ein. Auffallend ist, daß Schiller, der als Schwabe dem Verständniß des Allemannischen so nahe stand, und der eben damals sich mit seinem schönsten Helden aus dem allemannischen Volke trug, soweit bisher bekannt, keinerlei Aeußerungen über die Gedichte Hebel's that.

Einen eigenthümlichen Vergleich böte Hebel mit dem schottischen Dichter Robert Burns, der ein Jahr vor Hebel geboren wurde und vier Jahre vor dem Erscheinen der allemannischen Gedichte starb. Burns, in einer dichterisch viel reicheren Landschaft geboren, weit mehr von alten Liederklängen erfüllt, war und blieb, eine kurze Beamtung ausgenommen, ein Bauer; er verharrte nothgedrungen in der ländlichen Beschränktheit und empfand diese als eine hindernde Schranke, die er durchbrechen wollte, während Hebel aus den erweiterten Kreisen des Staatslebens und der Wissenschaft sich wieder dichterisch in die ländliche Beschränktheit zurücksetzte. Während Burns einen Verfall der Vermögensverhältnisse seiner Eltern in der Kindheit mit erlebte, und sein ganzes Leben auf und ab zwischen materiellem und geistigem Verkommen und Sicherheben zu ringen hatte, ist Hebel in Noth und Armuth aufgewachsen, und hat sich durch die Güte der Menschen und eigene Ausdauer daraus emporgearbeitet. Während es in Burns' Gemüthe ist ist, wie in den Schrunden und Schluchten des Hochgebirges, wo auf übereinander geworfenen Felstrümmern der stille Vogel sich niederläßt, um manche Blume zu ihrem eigenen Genügen auflühlt und verwelkt, bis ein Gewitter herniederrauscht, schäumende Wasserstürze sich über die Felsen ergießen und hochaufbrausen, um dann wieder dürre Oede zurücklassen; so ist dagegen das Gemüth Hebel's wie ein stiller See von Blumen bekränzt, in dem die Bäume ihr Spiegelbild erschauen und die Sterne wiederstrahlen. Burns bringt mit hinreissender Energie die persönliche und momentane Stimmung zum stärksten und ergreifendsten Ausdrucke; Hebel tritt mit seiner Persönlichkeit kaum merklich hervor; er behandelt ein Leben, das ihm in Erinnerung steht und zu dem ihn die Sehnsucht führt, das ihm aber äußerlich fremd geworden. Die Leidenschaft kennt Hebel nicht, mindestens findet sie keinen Ausdruck in seinen Dichtungen. Er ist früh zu einem stillen Sichbescheiden gelangt, und wenn er später im Leben über manche Ungemächlichkeiten klagt, geschieht es in jenem Tone, der das Mißliche erkennt, aber im Ganzen an seinem gegebenen Lebensverhältnisse ernstlich oder gar in Leidenschaft und Trotz rüttelt mag. Die geistliche Würde und der geistliche Beruf gab Hebel eine gewisse Sänftigung, eine Einordnung, die scharf absticht gegen das wildbewegte Leben des Schotten, der in seiner dürftigen und abhängigen Stellung die ersten großen Thatsachen der französischen Revolution wie eine persönliche Erlösung und die Erlösung seiner Standesgenossen empfand.

(Schluß folgt.)

Thier-Charaktere.

Von Dr. A. E. Brehm.

Nr. 1. Das Kamel.

Die Leser des Jahrgangs 1856 der Gartenlaube erinnern sich gewiß der gelungenen Abbildung des hochberühmten und vielbelobten Wüstenschiffs und haben sicherlich die vortrefflich geschriebene Erläuterung zu dem rührenden Bilde mit großer Theilnahme gelesen. Meinem Herzen hat die Wärme, mit welcher mein geehrter Mitarbeiter vom Kamel spricht, ungemein wohlgethan, obgleich ich

Digitized by Google

durch jahrelangen Verkehr mit dem lieben Thiere zu einer etwas abweichenden Ansicht gekommen bin. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich diese hier mittheile; denn Verzeihung habe ich nöthig, da ich darauf hinausgehe, dem Kamele ein kleines Stückchen seines Heiligenscheines zu entreißen. Ich will Niemand täuschen; deshalb erkläre ich von vorn herein, daß ich mein Beginnen mit lebhaftem Bedauern und als Frevel ansehe, als Frevel an dem durch gemüthliches Nachschreiben und Weitererzählen unumstößlich Festgestellten, als Frevel an einem Geschöpf, welches man als anspruchsvollen, bescheidenen, sanften, anspruchslosen, milden, treuherzigen, menschenfreundlichen rc. Dulder, ja, als halben Engel anzusehen gewohnt ist. Die Wahrheit verlangt aber, daß auch ich rede, und ihr muß ich selbst den Heiligenschein eines Kameles opfern.

„Hoher Sinn liegt oft im lud'schen Spiel!" Unsere erfindungsdürftigen, eine bilderreiche Sprache liebenden Hochschüler gebrauchen den Ausdruck „Kamel", wenn sie einen Menschen bezeichnen wollen, welcher die hervorragendsten geistigen Eigenschaften eines Ochsen, Esels, Schafs und Maulthieres in glücklichster Weise in sich vereinigt. Mit wahrer Bewunderung habe ich die überaus treffende Wahl gerade dieses Worts erkennen lernen. Das vierbeinige Kamel vereint wirklich das Wesen der genannten Thiere in sich und ist demnach zu einem Sinnbilde mit Glück zu gebrauchen. Ja, leider ist das Kamel nichts weniger, als „heldenmüthig, bescheiden, klug, sanft, fromm, liebevoll rc. rc. rc." — wie es gewöhnlich geschildert wird, sondern vielmehr das gerade Gegentheil von all Diesem. Ich will ganz einfach einige Bilder aus der Wüste hier nachzuzeichnen versuchen und es meinen Lesern dann überlassen, mit dem Endergebniß meiner Anschauungen übereinzustimmen oder nicht.

Versetzen wir uns einmal in das Einbruchsdorf einer Wüstenstraße. Die zur Fortschaffung des Gepäckes bestimmten Kamele sind seit gestern angekommen und fressen mit der unschuldigsten Miene die Wandung einer Strohhütte auf, deren Besitzer eben abwesend ist und es versäumte, sein Haus durch Dornen zu schützen. Die Treiber sind mit dem Umschnüren und Abwiegen des Gepäckes beschäftigt und brüllen dabei nach Leibeskräften und scheinbar mit solcher Wuth, daß man glauben muß, im nächsten Augenblick einen Mord begehen zu sehen. Einige Kamele unterstützen in Erwartung des kommenden das Gebrüll mit ihrem eigenen; bei den übrigen, welche nicht mit brüllen, bedeutet das nur so viel, als: „Unsere Zeit ist noch nicht gekommen, aber sie kommt!" Ja, sie kommt; denn die Sonne zeigt die Zeit des Nachmittagsgebetes, die Zeit jedes Beginnes nach arabischen Begriffen an. Nach allen Seiten hin stürmen die brauen Männer, um ihre häuserfressenden oder sonstwie unheilstiftenden Kamele einzufangen; bald darauf sieht man sie mit ihnen zurückkehren. Jedes einzelne Kamel wird zwischen die bereits gerichteten Stücke seiner Ladung geführt und mit einem unbeschreiblichen Gurgellaute gebeten, oder durch einige die Sanfte Bitte sanft unterstützende Peitschenhiebe aufgefordert, sich niederzulegen. Mit äußerstem Widerstreben gehorcht das ahnungsvolle Geschöpf, dem eine Reihe schwerer Tage in grellen Farben vor der Seele steht. Es brüllt zuerst mit Aufbietung seiner ganzen Lunge in markerschütternder Weise und weigert sich verständlich und entschieden, seinen Nacken der Bürde zu bieten. Selbst der mildeste Beurtheiler würde sich vergeblich bemühen, jetzt auch nur einen Schimmer von Sanftmuth in seinem wuthblitzenden Auge zu lesen. Es fügt sich ins Unvermeidliche, nicht aber mit Ergebung und Entsagung, nicht mit der einem Dulder so wohlanstehenden Seelenruhe und Geistesgröße, sondern mit allen Zeichen der im höchsten Grade gestörten Gemüthlichkeit, mit Augenverdrehungen, welche unsern Müttern zum Vorbilde dienen könnten, mit Zähnefletschen, mit Stoßen, Schlagen, Beißen, kurz mit beispiellosem Ingrimm. Alle nur denkbaren oder besser undenkbaren Unsitte ergeht es fugenartig ab, ohne auf Takt und Tonfall die geringste Rücksicht zu nehmen. Tur und Moll wird grauenvoll zusammengeworfen und mißachtet; jeder nur einigermaßen an Wohllaut anklingende Ton wird der grenzenlosen Wuth geopfert, jeder Naturlaut verstümmelt und zerquetscht. Mein lieber geiste- und wortreicher Freund Golg allein würde im Stande sein, eine annähernd richtige Beschreibung solchen „Tonunwesens" zu geben; ich fühle mich zu schwach dazu. Endlich scheint die Lunge erschöpft zu sein. Aber nein: es werden blos andere Stimmen gezogen, und in gräulicher Folge etwas häßlichere Weisen angestimmt. Die unaussprechliche Wuth, welche bisher die Seele des herrlichen Thieres erfüllte, scheint durch eine Selbstbetrachtung über die Sclaverei und ihre entsetzlichen Folgen auf Augenblicke verdrängt worden zu sein. Das Brüllen hat sich in ein kläglicheres Stöhnen verwandelt. Da ich leider keiner der thränenreichen Minnedichter unserer Zeit bin, kann ich dies in schlichter Weise meine Meinung aussprechen, welche dahin geht, daß das Kamel in seinem unendlichen Schmerz wahrscheinlich der goldenen Urzeit gedenkt, in welcher der Erdenleib, der Mensch genannt, dem Kamele stolz emporgetragenen Kette bilder. Die Vorfahren unseres Thieres noch nicht die schwere Bürde auflegte, in welcher es frei und lustig die grünen, leider noch immer nicht wiedergaufgefundenen Fluren in nächster Nähe des Paradieses durchstampfte. Die unsäglich traurige, erschütternde Klage des Dulders könnte einen Stein erbarmen. Aber das Herz der Kameltreiber ist härter als ein Stein; das Ohr der Peiniger ist taub für die wehmüthigen Kundgebungen der zartbesaiteten Seele des tief und innig fühlenden Thieres. Nicht einmal eine feinen Unmuth ausdrückende Bewegung wird ihm gestattet. Einer der Treiber stellt sich auf die zusammengelegten Beine des sanften Lammes und faßt mit starker Hand die Nase, um an dieser empfindlichen Stelle gelegentlich einen nach Erforderniß stärkeren oder gelinderen Druck ausüben zu können. Allerdings behauptet der Mann, daß er seine Glieder vor Bissen des „Biehe" schützen müsse, und zeigt uns seinen Gefährten, dessen Arm von einem Kamele zerbissen und für immer zerstümmelt wurde; allerdings versichert er, daß ein wüthendes Kamel das scheußlichste aller Scheusale sei: allein meine Gerechtigkeitsliebe muß mich jetzt auch den Standpunkt des Kamels würdigen lassen.

Welche Schändlichkeit! Das edle Thier kann sich kaum rühren und soll belastet werden mit der schwersten Bürde, welche außer dem Elephanten überhaupt ein sterbliches Wesen tragen kann, es soll tagelang die schänkliche Last schleppen! Ueber solche Erniedrigung bricht es in Erbarmen beanspruchende Klagen aus, und der Unmensch schließt beide Nasenlöcher und entzieht ihm den zu solchen Klagen doch unentbehrlichen Athem! Selbst ein Engel würde bei solch einer schnöden Behandlung zum Teufel werden; ein Kamel aber ist weit entfernt, hat nie daran gedacht, irgend welche Ansprüche auf die unerlässlichen Eigenschaften eines Engels gemacht zu haben. Wen soll und kann es Wunder nehmen, daß es in dem namenlose Entrüstung durch anhaltendes kräftiges Schütteln des Kopfes kundgibt? wer wird es ihm verargen, daß es zu beißen, mit den Beinen zu stoßen, aufzuspringen, die Last abzuwerfen, durchzubrennen versucht und dann von Neuem zu brüllen beginnt, daß man das Trommelfell vor dem Zerspringen besonders schützen möchte? Und gleichwohl schimpfen und fluchen die Araber noch über solche Ausbrüche gerechten Zornes! Sie, welche sonst alle Thiere mohammedanisch — christlich kann ich, seitdem ich in Spanien war und viele deutsche Spanier sah, hier leider nicht sagen — behandeln, rufen ihm jetzt Verwünschungen zu, wie „Allah jenarhlak abahk, djinsak, ja malâûhn, ja keib, ja chansihr!" — Gott verfluche Deinen Vater und Deine Art, Du altes Guten Barer, Du Hund, Du Schwein! — sie stoßen es mit den Füßen, prügeln es mit der Peitsche! Den unsäglichsten Bitten, den herzerschütternsten Klagen, der unsäglichsten Wuth setzen sie kalte Mißachtung und höchst empfindliche Schmähungen entgegen! Während der Eine das Kamel an der Nase packt, legt ihm der Andere bereits den Sattel auf den Rücken; ehe es noch bald ausgeklagt hat, liegt auf dem Sattel die schwere Last. Jetzt läßt der Vorderste die Nase los, der Hinterste handhabt die Peitsche wieder: das niedergebeugte Thier soll sich erheben. Noch einmal sucht es seinen ganzen ungeheuren Zorn, seine tiefste Verachtung gegen den Menschen in einen einzigen Strei zusammenzufassen, noch einmal brüllt es beim Aufspringen wuthschnaubend auf, dann schweigt es den ganzen übrigen Tag, wahrscheinlich im Gefühl seiner eigenen Größe und Erhabenheit. Es erachtet es für zu kleinlich, für zu erdärmlich, den tiefen Schmerz seiner Seele über die ihm angethane Entwürdigung noch durch äußere Zeichen dem niederträchtigen Menschen kundzugeben, und geht von nun an bis zum Abend in stiller Billigung und ohne Schmerzensseufzer seine Stelzenschritte fort". Aber beim Niederlegen, beim Entladen der Last scheint seine Brust noch einmal frei aufzuathmen; denn dann läßt es nochmals seinen ganzen Ingrimm los.

So gedehnert sich das Kamel beim Auf- und Abladen; und ich mache mir heute noch Vorwürfe, daß ich die wahre Seelengröße des edlen Wesens jemals verkannt und Ausdrücke des

Digitized by Google

nur allzutief begründeten Unmuths und ganz erklärlicher Rachsucht gegen den abscheulichen Menschen so oft rücksichtslos bestraft habe.

Ich glaube im Vorstehenden den Standpunkt des Kameles vollkommen gewahrt und somit meine Gerechtigkeitsliebe bewiesen zu haben. Dieselbe Tugend verlangt aber, daß ich mich nun auch einmal auf den Standpunkt des Menschen stelle. Von hier aus sieht sich die Sache etwas anders an. Es läßt sich nicht verkennen, daß das Kamel wahrhaft überraschende Fähigkeiten besitzt, einen Menschen ohne Unterlaß und in unglaublicher Weise zu ärgern. Ich kenne kein Thier, welches ihm hierin gleichkäme. Ihm gegenüber ist ein Ochs ein höchst achtungswerthes Geschöpf, ein Maulthier, welches sämmtliche Untugenden aller Bastarde in sich vereinigt, ein überaus gesittetes, ein Schaf ein sehr kluges, ein Esel ein entschieden liebenswürdiges Thier. Dummheit und Bosheit sind gewöhnlich Gemeingut; wenn aber zu ihnen auch noch Feigheit, Störrigkeit, ewig schlechte Laune, Starr- und Mürrköpfigkeit, entschiedner Widerwille gegen alles Vernünftige, Gehässigkeit oder Gleichgültigkeit gegen den Pfleger und Wohlthäter und noch hundert andere Untugenden kommen, welche ein Wesen sämmtlich besitzt und mit vollendeter Fertigkeit auszuüben versteht: kann der Mensch, welcher mit solchem Vieh zu thun hat, schließlich rasend werden. Der Araber behandelt seine Hausthiere wie seine Kinder, aber das Kamel bringt ihn zuweilen in namenlosen Zorn. Dies begreift man, nachdem man selbst vom Kamel abgeworfen, mit Füßen getreten, gebissen, in der Steppe verlassen und verhöhnt worden ist, nachdem Einen das Vieh tage- und wochenlang stündlich mit bewundernswerther Beharrlichkeit und Ausdauer gequält, nachdem man Besserungs- und Zuchtmittel sowie Bekehrungsversuche aller Art vergeblich verbraucht, alle die elektrische Spannung der Seele abkühlenden Donnerwetter ohne Wirkung losgelassen hat. Das das Kamel in einer Weise ausdrückt, welche den Beobgestand als Wohlgeruch erscheinen läßt, daß es das Thr durch sein Gebrüll ebenso martert, wie die Nase durch seinen Gestank, und auch das Auge durch den gezwungenen Anblick seines unsäglich dumm aussehenden Kopfes auf dem langen Straußenhalse, gehört nicht hierher; daß es aber mit Bewußtsein dem Willen seines Herrn jederzeit entgegenhandelt, das ist es, was es in meinen Augen so tief stellt. Ich habe auf allen meinen Reisen in Afrika unter den Tausenden von Kamelen, die ich beobachten konnte, nie ein einziges gesehen, welches eine gewisse Anhänglichkeit an seinen Herrn zeigte; alle übrigen arbeiteten gezwungen zum Vortheile des Menschen.

Die einzige Eigenschaft, in welcher das Kamel groß ist, dürfte seine Fressgier sein. Außer den Häusern oder Hütten, welche es gelegentlich bis auf das Holzgerüst auffrißt, verzehrt es alle möglichen Stoffe des Pflanzenreichs, einen Mimosenast mit den fürchterlichsten Dornen, wie einen alten ausgedienten Korb aus Dattelblattstreifen, Durrahkörner, wie Rinden, oder besser Schalenstücken. In dieser Fressgier gehen alle geistigen Eigenschaften unter. Sein Verstand ist ungemein gering. Es zeigt, ungereizt, keine Liebe und keinen Haß, sondern blos Gleichgültigkeit gegen Alles, mit Ausnahme des Futters und seines Jungen. Gereizt wird es, sobald es sich anstrengen, sobald es arbeiten soll; hilft ihm seine Wuth nichts, dann fügt es sich mit derselben Gleichgültigkeit in die Arbeit, wie in alles Uebrige. Im Augenblicke seiner Wuth ist es aber äußerst boshaft und wirklich gefährlich. Wahrhaft abscheulich ist seine grenzenlose Feigheit. Das Gebrüll eines Löwen zersprengt augenblicklich die Karawane; jedes Kamel wirft sofort seine Last ab und stürzt davon. Das Heulen einer Hyäne benurruhigt das feige Vieh außerordentlich; ein Affe, ein Hund, eine Eidechse sind ihm entsetzliche Geschöpfe. Ich kenne kein anderes Thier, mit welchem es in Freundschaft lebt. Der Esel scheint sich ziemlich gut mit ihm zu vertragen, von besonderer Freundschaft zum Kamel kann aber auch bei ihm keine Rede sein; das Roß scheint in ihm das widerwärtigste aller Thiere zu erblicken. Seinerseits scheint das Kamel die übrigen Thiere mit demselben Mißmuthe anzusehen, mit dem es den Menschen betrachtet.

Doch die häßlichste Untugend des Kamels ist unzweifelhaft seine Störrigkeit. Man muß ein Kamel tagelang geritten haben, um diese Untugend in ihrer ganzen, entsetzlichen Ausdehnung kennen gelernt zu haben. Der Anfänger im Kamelreiten hat mit dem Aufsteigen und dem sich Erhalten im Sattel genug zu thun; sowie das Thier störrisch wird, ist es zu Ende mit allem Reiten. Dann gehört ein Ausgelernter in den Sattel. Das Aufsteigen in den Sattel hat seine Schwierigkeiten. Der Reiter muß mit kühnem Schwunge in denselben springen und hat anfangs genug zu thun, um sich festzusetzen. Diesen Augenblick benutzt das Thier, um allerlei Unthaten anzufühlen. Der Reiter will sich nach Süden hin wenden — er darf überzeugt sein, daß das Kamel nach Norden sich richtet; er will traben — das Kamel geht Schritt; er will es im Schritt gehen lassen — es geht mit ihm durch! Und wehe ihm, wenn er nicht ordentlich reiten, wehe ihm, wenn er das Vieh nicht zügeln kann! Er ziehe den Zaum an, soviel er will, er reiße den Kopf zurück, daß die Schnauze senkrecht nach oben steht, das Kamel wird um so toller davonstampfen. Und nun mag er sich festsetzen und sich wahren, damit ihm das Vieh nicht nach vorn hin aus dem Sattel wirft, und er dabei auf den Hals desselben zu sitzen kommt! Das liebenswürdige und tugendreiche Wesen ist viel zu erst, als daß es ein solches Zuwiderhandeln aller Regeln höherer Reitkunst als Scherz oder Verlegen hinnehmen sollte! Die nichtswürdige Behandlung, welche es seit seiner Zähmung von dem Menschen erdulden mußte, hat seinen ursprünglich unzweifelhaft edlen und großen Charakter mürrisch und unduldsam gemacht. Es sieht das Ungeschick des Reiters von der unglücklichen Seite an, als Unbilligen, welches „kein edles Herz erträgt", und sucht sich nach Kräften dagegen zu wehren. Ein Schrei der Wuth entringt sich seinen nicht gerade anmuthigen Lippen, dann rast es zornig davon. Die auf dem Sattel liegenden und an ihm hängenden Teppiche, Trinkschläuche, Waffen rc. werden herabgeschleudert, und der Reiter folgt seinen Geräthschaften zuletzt sicher nach. Jetzt macht es schleunigst einen Versuch, der Zwingherrschaft zu entrinnen, und stürmt auf gut Glück in die Wüste hinaus. Leider sind die Kameltreiber auf alle diese Fälle vorbereitet. Augenblicklich eilen sie dem Flüchtling nach; Lauheit, schleichender, eine unbefangene Miene beweisend, suchen sie sich ihm zu nähern; sie bitten, locken, schmeicheln, bis sie den nebenherschleppenden Zügel erfaßt haben: dann aber zeigt sich ihre schwache Seele in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Mit einem Satze sind sie, die Kunstgeübten, im Sattel, kräftig zügeln sie das widerspenstige Thier, eilen auf seiner Spur zurück, suchen die abgeschüttelten Gegenstände zusammen, lassen das Kamel sich niederlegen, prügeln es tüchtig ab und beladen es, als wäre nichts geschehen, mit unendlicher Ruhe von Neuem. Und sollte es ihnen wirklich nicht gelingen, des Flüchtlings wieder habhaft zu werden, so sind dafür hundert Andere, ganz Unbetheiligte, immer bereit, ein herrenloses Kamel einzufangen und es, seiner Spur folgend, zum Ausgangspunkte seiner Kunstwandlung zurückzureiten; denn kein Araber läßt ein flüchtig gewordenes Kamel entrinnen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, es wieder unter die rechtmäßige Botmäßigkeit zurückzuführen. Daß bei solcher Behandlung das vortrefflichste Geschöpf seinen Seelenschmerz in herzerschütternden Seufzern zum Himmel schreit, ist sehr erklärlich.

Doch wo käme ich hin, wollte ich noch mehr von den geistigen Eigenschaften des Wüstenthieres erzählen! Es genüge, wenn ich sage, daß ein Kamel die Kunst versteht, den Menschen durch sein Gebahren rasend zu machen, daß es keine einzige wirklich großartige Eigenschaft des Geistes besitzt, daß es an Adel des Geistes hinter sämmtlichen anderen Hausthieren zurücksteht. Und gleichwohl ist es das wichtigste aller Hausthiere Nordafrika's! Dies dankt es seinen leiblichen Begabungen, welche ich in einem zweiten Aufsatze besprechen will.

Aus den ersten Tagen Neapolitanischer Freiheit.

Dritter Brief eines deutschen Malers.

— — — Noch habe ich's nicht überwunden: die physische und geistige Hitze dieser drei letzten Tage, das betäubende Jubelgeschrei, die Lichter, die Fackeln, das Wogen und Drängen und Gesticuliren und Declamiren dieser braunen Flammen von Menschen, dieses unerhörte Carnevalsfest der Freiheit, diese Meuchlings-Ueberfälle unarmungs- und kußwüthiger Volksmassen summt und

Digitized by Google

brennt noch durch meine Glieder. Ich bin entsetzlich müde, kann aber vor Aufregung nicht schlafen. Es ist lange nach Mitternacht, aber die Hitze auf meinem Lager treibt mich, die weiche, klare, dunstlose Luft von draußen und der tiefblaue Himmel oben mit seinen hellgoldenen Sternen — o ihr habt keine Ahnung von diesem dunkeln Blau und diesem hellen Gold des italienischen Himmels! — Dies Alles lockt mich, und ich möchte wieder hinaus, durch die entzückten Straßen laufen auf am Hafen die Wonnen der Meeresluft trinken und mich in diesem leuchtenden, würzigen, weichen Ozean der Nacht baden! Aber nein, endlich muß ich Euch schreiben (ich sage Euch, da ich nicht für Dich allein schreibe und hoffe, daß Du meine Briefe nicht nur —, sondern auch — stolzen Privatbezeichnungen) mittheilen wirst. Es ist mir Bedürfniß, mich zu sammeln und wenigstens etwas von diesen Wundern der letzten Tage auf's Papier und in eine Art von Ordnung zu bringen; höchstes Bedürfniß, mittautheilen, auszusprechen. O, könnte ich ein Heldengedicht singen, diesen Reichthum wunderbarer Lebensbilder ausführen und einrahmen!

Doch jetzt wollen wir uns mit flüchtig erhaschten und hingeworfenen Strichen begnügen. Zunächst einige Umrisse zu dem Hintergrunde des Hauptbildes am 7. September. Du weißt, wie ich längst nach Neapel gekommen war. Von meiner Thätigkeit nur so viel, daß die Deutschen und Schweizer, die von den Neapolitanern in Bausch und Bogen bald Bavarini, bald Tedeschi — Baiern und Deutsche — mit gleich giftigem Tone genannt werden, sich theils als Spitze, rothe Klöße erwiesen, die keine Ahnung von Ehre, Vaterland, Freiheit und dergleichen Idealismen haben, theils als emancipirte, bleifreie und vom 1848—49 her demoralisirte Abgänge gebildeterer Classen aller möglichen deutschen Regionen: Baiern, Schweizer, Oesterreicher, Berliner, Dresdener ꝛc. Ich hatte es, glaube ich, geschickt arrangirt, daß eines Abends in einem Kaffee- und Limonaden-Hause die meisten deutschen Officiere zusammenkamen, und ich sie wie zufällig traf. Ich sprach ohne viel Complimente ziemlich offen, wie sie ebenfalls. Mit meiner Auspfändung aber auf ihr ehrliebes Gewerbe und Deutschlands Schande fiel ich radical durch. „Wenn ich vor zwölf Jahren nicht auf Mitbürger geschossen hätte, wäre ich erschossen worden," sagte der Eine. Ein Anderer schilderte mit wildzanfschimmendem Horne, wie er gegen ein Städtchen gehetzt worden war, in welchem Vater und Mutter und zwei verheirathete Schwestern mit Kindern lebten, wie er im Namen des Landesfürsten, der Ruhe und Ordnung mit Säbeln und Bajonneten umherwüthen lassen mußte — stets mit dem Gefühl, daß eine der von ihm commandirten Hieb- und Stoßwaffen Vater, Mutter, Schwester treffen könnte, und wie er aus Wuth darüber später zur Gegenpartei übergegangen. Wieder Einige erzählten von ihren Schicksalen in der süddeutschen Bewegung und wie man sie, trotzdem sie nicht die Waffen gegen den „Angestammten" erhoben, doch so thätanirt und gehudelt, daß sie schließlich hinaus wandern mußten in die Fremde — ohne Brod, ohne Mittel! „Sprech' uns doch Niemand von der Schande unserer Schwestern hier! Zu Hause wegen Patriotismus steckbrieflich verfolgt, von Ort zu Ort ausgewiesen, an Niederlassung und Broterwerb polizeilich behindert, taufendfach bewaßregelt und cujonirt, endlich in's Ausland getrieben — ergreift eben so ziemlich Jeder, was sich ihm bot, was ihm erreichbar erschien, um zu leben. Die Schande, daß wir hier sind, ist allerdings eine Schande, aber wir wollen sie hübsch mit unserer Heimath theilen und ihr von Rechtswegen die erste und größere Hälfte zuerkennen."

In diesem Sinne rechtfertigten sie sich. Täglich ich ihnen logisch nicht Recht geben konnte, fühlte ich mich doch auf meinem Standpunkte zu sehr beschämt, als daß ich ihnen etwas Gescheidtes hätte entgegen halten können. Im Uebrigen waren sie ganz nach meinem Sinne und erklärten ganz offen, daß sie mit Freuden ihren alten Broderern zum Teufel gehen sähen, um bei einem neuen Herrn, einem Hetzen und Schlagen, Dienste zu nehmen. Mehr war vor der Hand nicht nöthig. Kein Einziger weiter ein Wort für den längst moralisch verfallenen und gehaßten „Brod- und respective „Kriegs-Herrn". Sie betrachteten sich ganz naiv als „Söldlinge" nur waren froh, aus einem abgelaufenen, schmachvollen Dienste gleich wieder in einen neuen, ehrenvolleren eintreten zu können. Ich hatte nämlich Autorität, ihnen zu sagen, daß sie der neuen Regierung willkommen sein würden, wenn sie mit Leib und Seele übergingen. Welch gefährliche Unterhaltung! Vielleicht wäre ich zu jener andern Zeit erschossen worden. Jetzt dachten weder ich, noch die Landsleute an irgend eine Gefahr. Garibaldi war im Geiste schon da, der König aber nur noch ein verschwindender fahler Schatten. Er war am 4. Abends auf eines seiner mächtigen Kriegsschiffe gegangen, um zu fragen, ob man ihm fortschaffen wolle. „Wohin?" fragt der Capitain. „Wohin ich befehle!" „Nein," anwortete der Capitain, „nach Gaeta, ja, aber in keinen andern Hafen." — Die Majestät sollte beabsichtigt haben, wenigstens so viel Aleute wie möglich mitzunehmen — nach Triest. Die Flotte blieb und stellte sich sofort der neuen Regierung zur Verfügung. Er mußte auf einem fremden Schiffe stechen, wie Louis Philipp in einer gemietheten Droschke.

Es war am Donnerstage, den 6. September Abends, als der letzte der Bourbonen schmachvoller, als je ein Tyrann, entete und floh, moralisch und politisch tott und noch athmend, lebend! Am Morgen brüllten die berüchtigten Fischweiber noch um Rettung für ihren König gen Himmel und durch die Straßen.

Am 6. Vormittags etwa um 10 Uhr stieg ich aus einer der vielen nach der berühmten Toledo herunterlaufenden Straßen herab und war in einer Minute von vielleicht ein Dutzend Droschenkutschern umgeben, da ich Miene gemacht hatte zu fahren. Sie fluchten und schlugen sich thatsächlich um mich, während gemacht durch den Mangel der letzten Tage, die vielleicht 100,000 der wohlhabendsten Bewohner aus der Stadt getrieben. (Dafür sind nun auch vielleicht doppelt so viel gekommen, als der König verschwunden und Garibaldi erschienen war.) Ich entschied mich, arg zugerichtet — aber in der besten Absicht mißhandelt — für den Einen und stieg wie auf einen Luxusschiffe durch die brennende, blendende Toledostraße. Welch seltsame Thätigkeit! An allen Läden mit königlichen Insignien Hoflieferanten war man leidenschaftlich beschäftigt, die Wappen, Schilder und Decorationen des Bourbonenthums theils abzureißen, theils auszukratzen oder zu überstreichen. Dafür stiegen die Tricoloren Sardiniens auf. Selbst die königlichen Lotterie-Gebäude und das königliche Postamt waren eifrig mit dieser Metamorphose beschäftigt — sechs Stunden vor der Ankunft des letzten Bourbonen. Als ich nach zwei Stunden zurückkam, war in der ganzen, langen, breiten, glänzenden Toledostraße die letzte Spur königlicher Ab- und Anzeichnungen verschwunden — Alles voll sardinischer Tricoloren und Vorbereitungen zu der großen Garibaldi-Illumination des folgenden Abends. Während des ganzen Tages schleppten sie königliche Koffer und Kisten auf zwei spanische und einen österreichischen Dampfer. Um 4 Uhr Abends soll der junge Mann, bisher von Gottes Gnaden König beider Sicilien und von Jerusalem ꝛc., Herzog von Parma und Piacenza ꝛc. (er hatte noch mehrere erbadene Titel) mit seiner jungen, unglücklichen deutschen Frau durch eine nach dem Hafen öffnende Hinterthür des „realen Palastes" auf einen dieser spanischen Dampfer gekommen und nach Gaeta abgefahren sein. Ich habe Niemanden finden können, der zusah. Es scheint sich Niemand hinzugedrängt, darum bekümmert zu haben.

Die Stadt blieb ruhig bis etwa 10½ Uhr. Da stieg über dem Dache des Café d'Europa die größte Fahne mit dem Kreuze des Hauses Savoyen hoch in die klaren Aberluft. Ganz Toledo, das ganze Westende Neapels, brach in ein betäubendes Jubelgeschrei aus, das weit von der Chiaja und dem Berge Pesilippo und vom Süden her aus dem weiten Hafen wiederhallte, von den Maßkämmen und Dampfschiffen wiederholt und verstärkt ward. Jeder wußte, daß der König gefloben und Garibaldi im Anzuge war. So machte sich der erste volle Ausbruch des Freudengefühls geltend, und mit welchen neapolitanischen Gliedern und Kehlen! Es ist nicht möglich, diese Zuckungen und Gesticulationen, diese umherschießenden Flammen der Blicke, Arme und Beine, diese Mimik und Gymnastik neapolitanischer Leidenschaft zu schildern.

Am folgenden Morgen um 12 Uhr war er glücklich angekommen, 120 geographische Meilen weit her, die er in 17 Tagen durch das Land Neapel mit 100,000 Mann Kerntruppen — als Führer einer rasch zusammengezimmerten kleinen Schaar — Schritt für Schritt Sieger und Herr — zurückgelegt hatte.

Ich sah ihn nicht ankommen. Die Straßen voller Fahnen und Flaggen und Illuminations-Decorationen, voll marschirender National-Garde und ihrer National-Fahnen, voll Menschengewühl und wahnsinnigen Jubelgeschreis machten es mir und tausend Anderen unmöglich, in die Nähe des Eisenbahnhofes zu kommen, wo ihn Deputationen und Gesandten-Equipagen und tobende Wogen

Digitized by Google

souverainen Volks erwarteten. Etwa um 1 Uhr passirt der Garibaldi-Zug — zwanzig Equipagen, Sotraten, Nationalgarde, Volksmasse — durch die Castell-Straße vor mir vorbei. Er sitzt im Wagen des französischen Gesandten, umtobt, umklettert von heißen, brennenden Gesichtern und Händen, die nach ihm drängen und greifen, als wollten sie ihn zerreißen. Er sitzt ruhig und schaut mit unbewegtem, melancholischem Ausdruck in dieses lebende Meer von braunen Köpfen, Armen und Händen. Die regnenden Blumen fallen zum Theil auf seinen staubigen, zerdrückten Hut und eine volle, üppige Blüthentraube weißen Oleanders trifft ihn in's Gesicht. Er lächelt hinauf zu dem Balcon, aber nur wie ein flüchtiger Sonnenblick durch den bewölkten Himmel. Der traurige Ausdruck seines rasch alternden Gesichtes kehrt wieder und bleibt. Ich wußte, daß er durch die Totero hinunter fahren und im Palazzo della Regina di Saveia, gegenüber dem „realen Palaste", auf dem großen Platze am Ende der Toleostraße aussteigen würde. So sicher ich mir auf Umwegen einen Platz, dem großen Balcon des Palastes gegenüber, und sehe ihn aussteigen. Wie klein, wie armselig sieht er aus in seinen grauen Beinkleidern, dem rothen Hemde, mit dem taschentuchartigen Pannelo lose um die Schultern geknüpft, und den bestaubten, zerdrückten Hute, unter welchem kinn geworderne, oft graue Locken hervorquellen, wie proletarierhaft in Front des stattlichen alten Königspalastes! Die Türr's, Bixio's, Carini's und sonstige Helden neben ihm fallen mehr in's Auge; das beispiellos Malerische von Costümen und Menschen um ihn her verdunkelt ihn. Aber er wird auf den großen Balcon herausgeschrieen und kann hier zum ersten Male in seiner schmucklosen Heldenwürde, in seinem eigenen solarischen Gottesliche gewürdigt werden. Welch eine Besteigung zuckt und fraßte aus dem Antlitze eines edlen Menschen! Wie Maler haben sehen getern! Auch das Sehen ist eine Kunst. Ich bin überzeugt, daß wenige Menschen, daß alle diese Tausende mit ihrem betäubenden Jubelgeschrei nicht diesen innigen, erhebenden Genuß gehabt haben, wie ich beim Anblick meines Helden in seiner einfachen Glorie, wie er so allein da stand in der Mitte des langen Balcons und sich ruhig, wehmüthig herabbeugte auf die lebenden Wogen des brüllenden, maßlosen, unerschöpflichen Jubelgeschreis.

Er war mit einem reichen Gefolge herausgetreten. Aber Alle zogen sich zurück und ließen ihn allein. Er läßt sie gehen und blickt mit festem, ruhigem Auge vorgebeugt herab. Keine Muskel bewegt sich, seit ruht der Ausdruck des — Mitleids, der Wehmuth in seinem Auge. In einer antiken Versammlung von Menschen hatten sich Götter incognito eingefunden. Niemand erkannte sie; aber Einer — wer war's doch? entdeckte sie an dem ruhigen, festen, unblinkenden Blick des Auges. Auch Garibaldi's Auge hatte einen solchen Blick. Und was ist die Stirn des berühmten Vaters der Götter und Menschen von Phidias gegen den Vorderlopf Garibaldi's? Wie er den Hut abnahm, leuchtete mir diese Stirn, so oft ich sie auch bewundert, in nie geahnter Glorie und eigener Majestät. Welche volle Gehirnmasse drängt sich hervor von einem Schlafe zum andern! Welche gewaltige Wölbung der obern Stirn! Ueber den Augen tritt sie schon ungewöhnlich hervor, und folgt eine Art Thal, das durch die majestätische, gewaltige Aufwölbung oben beschattet wird. Das ist der Olymp seines Heroismus. Man würde erschrecken vor diesen Felsen der Kraft und des Entschlusses, wäre das Auge darunter nicht so mild, so weich, so menschlich, und sein Lächeln — trotz der gewaltigen Furchen von Sorgen und Arbeit — nicht so süß, seine Stimme nicht so musikalisch melodiös. Er läßt sie toben. Der Ausdruck melancholischer Wehmuth verläßt ihn nicht. Er kennt die dämonische Unhaltbarkeit des Volks-Enthusiasmus: heute breiten sie Palmenzweige und ihre eigenen Kleider auf seinen Weg, morgen schreien sie vielleicht: Kreuzigt ihn! Er weiß, welch ein erbarmenswerthes, planmäßig verwahrlostes entadeltes Volk da unten tobt und jauchzt! Er weiß auch, was noch vor ihm liegt. Die Feinde im Felde fürchtet er nicht, aber wie allein, allein, allein steht er zwischen brütenden, feigen, tückischen, zitternden, haßsüchtigen dynastischen Interessen und Diplomaten! — Was auch daraus werde, ewig im Sonnenglanze der Höhen unserer Weltgeschichte steht der Augenblick, als er schwieg, wehmüthig, ruhig herabsah auf die ersten Feuerwogen der Begeisterung eines von ihm befreiteles befreiten Volks. Endlich sprach er. Seine Rede wird in den Zeitungen zu finden sein. Goldene, feurige Worte, aber das können andere Leute auch. Mir war der schweigende Mann der That die höchste Glorie des Bildes. Auch was folgte, hatte wenig Werth für mich. Uebermüdet floh ich Abends aus den brillantenen Excessen der Illumination, wobei sich auch Dirnen als Freiheitsgöttinnen herumtrieben.

Schloß Stolpen und die Gräfin von Cosel.

„Anno 1708, den 16. Julii," heißt es in Gercken's Historie von Stolpen, „langten Ihre Königliche Majestät von Polen und Churfürstliche Durchlaucht von Sachsen, Friverieus Augustus, Vormittags nach 9 Uhr glücklich allhier an. Bald darauf folgten auch die Frau Gräfin von Cosel und einige Herren Cavaliers. Ihre Königl. Majestät nahmen die hiesigen Vestungswerke zu Pferde in Augenschein und besichtigten Sich sodann, nebst der Frau Gräfin von Cosel, mit Wilkprettschießen im Thiergarten. Am folgenden Morgen 8 Uhr gingen Sie wieder nach Pillnitz zurück."

Acht Jahre später, am 25. December 1716, brachte eine verschlossene Kutsche, von vier kurfächsischen Dragonern escortirt, die Gräfin Cosel von ihrem Lustschloß Pillnitz nach derselben Veste. Mit unbedecktem Haupte empfing der damalige Commandant, Obrist-Lieutenant von Wehlen, die Gefangene, die mit gleich ungebeugtem Stolze, als schritte sie noch zur Seite ihres fürstlichen Geliebten, dem alten Soltaten die Fingerspitzen ihrer linken Hand reichte, um den St. Johannisthurm zu betreten. Hier blieb sie, wenn auch nicht in enger Haft, bis zu ihrem Tode, der sie erst 1761, in ihrem einundachtzigsten Jahre erlöste.

Fräulein Anna Constantia von Burgdorff, aus Holstein gebürtig, war Hofdame bei der Erbprinzessin von Wolfenbüttel. Der Ruf ihrer ausgezeichneten Schönheit und ihrer Talente hatte den kurfächsischen Minister von Hoynd veranlaßt, sich um ihre Hand zu bewerben, die er auch erhielt, da sie ehrgeizig und ein armes Fräulein war.

Bei einem lustigen Gelage des Königs von Polen und Kurfürst von Sachsen, gewöhnlich „August der Starke" genannt, rühmten seine Höflinge ein jeder Ihrinnen von Preußen, [illegible] Graf Hoynd stimmte nicht in diesen Ton er in Dresden war. vielmehr die Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin, wodurch sie alle Andern verdunkeln würde, sobald sie am Hofe erschiene. Der König äußerte Zweifel, und der Fürst von Fürstenberg bot sogar eine Wette von 1000 Ducaten an, daß die Gräfin von Hoynd bei Hofe gar nicht bemerkt werden würde, es sei denn durch ihre lunische Haltung und ihren geschmacklosen Anzug. Der Minister Hoynd nahm die Wette an und ließ seine Gemahlin, welche er bisher sorgsam auf seinem Landgute zurückgelassen hatte, nach Dresden kommen. Mit gutem Bedacht hatte er sie nicht bei Hofe vorgestellt, jetzt ließ er sich dazu durch seine Eitelkeit und durch eine Wette verleiten, und hatte bald genug Ursache, diesen Schritt zu bereuen. Kaum erschien die Gräfin am Hofe, als nicht nur der König, sondern der Fürst von Fürstenberg selbst sich sogleich für besiegt erklärten und die Wette bezahlten. Allein damit war auf der Stelle ein neues Abenteuer begonnen, der König fühlte sich unwiderstehlich angezogen und die Augen auf, um zu seinem Zweck zu gelangen. Niemals hat ihm ein Sieg mehr gekostet, zumal da er zuletzt doch immer der Besiegte blieb. Die Verhandlungen, unter welchen die Gräfin Hoynd sich entschied, mit dem König zu leben, waren anmaßend im höchsten Grade, allein um seine Leidenschaft zu befriedigen, war dem Könige Ehre, Krone, Freiheit und was man sonst verlangte, feil. Er mußte versprechen: 1) für immer der Fürstin von Teschen, frühern Gräfin Lubomirska, zu entsagen; 2) die Scheidung der Gräfin Hoynd von ihrem Manne zu bewirken; 3) durch einen eigenhändigen Contract die Versicherung geben, im Fall die Königin sterben sollte, sie an ihrer Stelle zur Königin zu erheben und ihre Kinder als legitime Prinzen und Prinzessinnen von Sachsen anzuerkennen. 4) auf der Stelle ihr eine jährliche Pension von 100,000 Rthlrn. anzuweisen! Alles dies gestand der König zu; die Scheidung wurde

Digitized by Google

Gräfin Cosel in dem St. Johannisthurm des Schlosses Stolpen.

veranlaßt, Frau von Hoym erhielt den Titel einer Gräfin von Cosel. Mit noch größerer Pracht, als früher für die Gräfin von Königsmark, wurde der Palast der Gräfin Cosel eingerichtet, welcher durch eine bedeckte Gallerie mit dem kurfürstlichen Schlosse in unmittelbarer Verbindung stand. * Nicht minder prächtig wurde für den Sommer ein Gartenpalais für sie eingerichtet, wo man Indien und China beisammen zu finden wähnte, so reich waren die Stoffe der Gardinen, so mannichfaltig das Porcellan, die Vasen, Teppiche und Tapeten, so geschmackvoll die Anlage des Parks.

Die Gräfin von Cosel aber begnügte sich nicht mit diesem äußeren Glanze, sie fing bald an, sich auch Einfluß in die Angelegenheiten der Regierung zu verschaffen. Vor Allem suchte sie diejenigen, welche diesen Einfluß bisher ausgeübt hatten, von der Person des Kön[illegible] Der Kanzler von Beichling, welcher dem [illegible]men und Gefangelen-[illegible]stellungen wegen des ver-

* Da, wo der heutige Taschenberg.

Digitized by Google

schwenderischen Aufwandes seiner Geliebten machte, wurde auf ihre Veranlassung wegen Verunreinung öffentlicher Gelder zur Untersuchung gezogen, auf die Bezeugte Königstein gebracht und seine Güter wurden confiscirt. Dieser entschiedene Schritt war ein Wink für die andern Umgebungen des Königs, sich der Gräfin Cosel in Allem gefällig zu erweisen, um so weniger selbst die sonst Alles vermögenden Günstlinge, der Fürst von Fürstenberg, der General Flemming und Herr von Bünthum, es nicht, Etwas gegen sie zu unternehmen.

Während der ganze Hof sich vor ihr beugte, erlaubte sich ein lutherischer Prediger in der Kreuzkirche zu Dresden eine ziemlich deutliche Anspielung zu machen, indem er sie mit „Bathseba“ verglich. Als sie es erfuhr, verlangte sie von dem Könige Genugthuung und Bestrafung des Geistlichen; allein Friedrich August sagte ihr, daß die Prediger alle Wochen einmal eine Stunde und einen Ort frei hätten, wo sie Alles, was ihnen beliebte, sagen könnten. Sollte sich ein Prediger einmal außer der Kirche ein ungeziemendes Wort gegen sie verlieren, würde er ihn sogleich festnehmen lassen; „allein die lutherische Kanzel,“ fügte er scherzend hinzu, „ist schon zu hoch für den Papst, um wie viel mehr alle für mich, der ich von ihr ein Wettkind bin!“

Als der schwedische Krieg den König wieder nach Polen rief, war er fest entschlossen, die Gräfin Cosel in Dresden zu lassen und allein nach Warschau zu gehen; diese aber fürchtete, die Fürstin Teschen möchte sich dort des Königs wieder bemächtigen, und eilte ihm nach. Da die Fürstin eine nahe Verwandte des Cardinal-Primas von Polen war, durfte der König sie nicht vernachlässigen. Es gelang ihm auch bald, sich wieder mit ihr zu versöhnen; allein welche Mühe sie sich auch gab, ihren Oheim günstig für den König zu stimmen, sie konnte ihn dennoch nicht zurückhalten, sich mit Carl XII. zur Entthronung August's zu verbinden.

Mit großer Geschicklichkeit wußte der König beiden Damen die Standhaftigkeit seiner Liebe zu versichern, während er sie beide betrog und mit der Tochter eines französischen Weinhändlers, Namens Renard, in Warschau lebte, welche ihm später eine Tochter gebar, die er zur Gräfin „Orzelska“ * erhob. Sobald der Krieg sich der Hauptstadt näherte, fand der König es doch für gut, die Gräfin Cosel, welche ihre Niederkunft erwartete, wiederum nach Dresden zurückzuschicken. Aus seinem Königreiche verjagt, kehrte August bald nachher auf einige Zeit nach Dresden zurück; anstatt aber mit dem Degen in seiner berühmten starken Faust die Schweden zurückzuschlagen, die von Polen aus durch Schlesien nach Sachsen vorgedrungen waren, saß er gefassen an dem Wochenbette der Gräfin Cosel, die ihm mit einer Tochter beschenkt hatte.

Unsägliches Elend wurde über das ohnehin schon ruinirte Sachsen gebracht; der Friede, welchen der stolze Sieger zu Altranstädt (1706) verschrieb, war nicht geeignet, die tief geschlagenen Wunden zu heilen. Unter solchen Umständen hielt es der leichtsinnige und entthronte König für das Beste, sich auf einige Zeit aus seinem Kurfürstenthum zu entfernen, um das Elend seiner Unterthanen nicht täglich vor Augen zu haben. Er ging nach den Niederlanden, um unter Prinz Eugen und Marlborough gegen die Franzosen zu kämpfen. Allein bald wurde ihm das Leben hinter den Schanzkörben und in den Laufgräben zu lästig, er zog es vor, nach Brüssel zu gehen und leichtern Kaufs die Herzen der Opernsängerinnen und Tänzerinnen zu erobern. Dennoch mußte die Gräfin Cosel ihre Stellung zu behaupten; sie ward von einer zweiten Tochter entbunden, und der König behandelte sie, trotz ihres leidenschaftlichen und herrischen Benehmens, immer mit gleicher Auszeichnung. „Keine andere Geliebte,“ bemerkt Pöllnitz, „wurde jemals von dem Könige so ausgezeichnet.“ Endlich aber gelang es doch den vereinten Anstrengungen der Herren v. Flemming und v. Bünthum, die ihnen Verhaßte zu stürzen. Die Gräfin Tönhoff wurde, als würdiger Ersatz, dem König fast aufgedrungen, und die Cosel erhielt den Befehl, Dresden zu verlassen. Diesen Befehl zu vollstrecken, loslete indessen dem damit Betrauten nicht geringe Mühe, und er brachte es nicht weiter, als daß die Verabschiedete vorläufig ihr Quartier in Pillnitz nahm.

Die Königin versuchte es nun mit List und durch Drohungen, von der Gräfin Cosel das ihr schriftlich ertheilte Eheversprechen zurückzuerhalten; allein sie verweigerte es hartnäckig und entfloh, um einer Verhaftung zu entgehen, heimlich nach Berlin, wo man ihr jedoch sehr bald andeutete, daß sie sich nach Halle begeben möchte. Hier lebte sie sehr zurückgezogen. Herr von Loen erzählt: „Die Gräfin Cosel sah ich als Student in Halle, wo sie als eine vom Hofe verwiesene Liebhaberin des Königs sehr hingesüchtet hatte; sie hielt sich daselbst ganz verborgen in einer abgelegenen Straße bei einem Bürger unweit dem Ballhause auf. Ich ging fast täglich zu einem guten Freunde, der gleich nebenbei wohnte. Das Gerücht breitete sich aus, daß sich daselbst eine fremde Schönheit aufhalte, die ganz geheim lebte. Das Studentenvolk ist vorwitzig. Ich sah sie mehrmals mit gen Himmel aufgeschlagenen Augen in tiefen Gedanken hinter dem Fenster stehen; sobald sie aber gewahr wurde, daß man sie belauschte, trat sie erschrocken zurück. Außer den Leuten, die ihr das Essen über die Straße brachten, sah man Niemand als einen wohlgekleideten Menschen bei ihr aus- und eingehen, den man für ihren Liebhaber hielt. Man konnte keine schönere und erhabenere Bildung sehen. Der Kummer, der sie verzehrte, hatte ihr Angesicht blaß gemacht; sie gebärde unter die schmachtenden braunen Schönen, sie hatte große, schwarze, lebhafte Augen, eine weiße Haut, einen schönen Mund und eine fein gespitzte Nase. Ihre ganze Gestalt war einnehmend und zeigte etwas Großes und Erhabenes.“ Später wurde sie auch von hier wieder fortgewiesen. Ein Officier von dem Regimente Anhalt meldete sich bei ihr mit der Ordre des Königs von Preußen, sie über die sächsische Grenze zurückzubringen. Bald darauf wurde sie nach Pillnitz abgeführt und hätte hier ruhig und unangefochten leben können, wäre sie zu dem Entschlusse zu bringen gewesen, dem Könige jenes „Eheversprechen“ zurückzugeben. Sie weigerte sich aber standhaft, sie leugnete sogar, ein solches noch zu besitzen, und entschloß sich endlich, lieber das Gefängniß zu betreten, als ein Document aus den Händen zu geben, das ihren Verfolger erzittern machte und für sie als kräftiges Rachewerkzeug dienen sollte. Sie begab demnach am 25. December 1716 den St. Johannistheum später und bis auf heute der „Cosselthurm“ genannt, um sie nach 45jähriger Gefangenschaft nur mit der letzten Wohnung, dem Grabe, vertauschte, obgleich sie der Nachfolger August's in Freiheit setzen wollte. Noch einmal (1727) sollte sie, wenn auch nur flüchtig, ihren einstigen Geliebten sehen, als dieser Stolpen besuchte, um die Festigkeit des dortigen Basalts durch Abfeuerung einiger Kugeln aus halben Carthaunen zu probiren. Mit schmerzerstückter Stimme rief sie von ihrem Fenster einige Worte in französischer Sprache herunter — der König aber lüftete schweigend den Hut — und galoppirte vorüber.

Der St. Johannisthurm, der noch ziemlich gut erhalten, ist drei Stockwerke hoch und jedes derselben enthält nur ein Gemach mit bombenfester gewölbter Decke. Die vier engen Fenster, die nach den Himmelsgegenden gerichtet, sind tief in die Mauern eingelassen, so daß das Licht nur spärlich einfällt. Die Spitzbogen-Thüren sind so niedrig, daß man sich gebückt durchgehen muß. Der Thurm ward von Johann VI., Bischof von Meißen, erbaut und 1628 vom Kurfürst Johann Georg restaurirt. „Als aber 1742,“ fährt Gerdes, ein Zeitgenosse der Gräfin Cosel, fort, „ein heftiges Gewitter die Spitze dieses hohen Thurmes anzündete und die ganze Haube abbrannte, so ist er bei erfolgter Reparatur, gleich denen übrigen Thürmen, mit Schiefer gedeckt, auch ein Kupferner und vergüldeter Knopf aufgesetzet worden. Auch in diesem Thurme sind drei Gefängnisse, wovon das mittelste des Thurmes Namen hat. Das oberste heißet „der Richter Gehorsam“. In allen dreien wohnet vorigo Ihre Excellenz die Frau Gräfin von Cosel und hat im ersten Steckwerk ihr Wohngemach und im zweiten ihre Bibliothek.“

Trotzdem der Fluch des Volks die Gefängerin bis in das Gefängniß verfolgte, wegen ihrer unbeugsamen Herrschsucht und namentlichen Verschwendung, erhielt sie sich noch im Unglück eine Art Nimbus, der, wenn auch nicht ihren Charakter, so doch ihre Person verklärte. „Niemand,“ sagt ein anderer Zeitgenosse, „hätte den Muth gehabt, dieser stolzen Frau mit ihrer unvergänglichen Schönheit und Anmuth, die sie bis zu ihrem spätesten Alter kaum verlieren, verächtlich entgegen zu treten, zumal wenn man in Erwägung zieht, daß es für keine Schande gilt, die Maitresse eines Fürsten gewesen zu sein.“ Und in der That erzeignete es sich zu Leipzig, wo der während der Messe die Bekanntschaft eines Fräuleins von Dieskau machte, daß die Mutter derselben ein förmliches Brautfest anordnete und dem Königе ihre Tochter übergab. Sie war mit einem Myrtenkranze geschmückt,

* Dieselbe, die später den Kronprinzen von Preußen, nachmals Friedrich den Großen, entsammte, als er in Dresden war.

Digitized by Google

und die Mutter hatte sogar die Dreistigkeit, sie im Zimmer der Königin vorzustellen! — — —

Wir erzählen dieses Factum, wie die ganze vorhergehende Geschichte, nicht, um unterhalten oder pikant sein zu wollen — wir hielten vielmehr ein Blatt aus der Geschichte jener „galanten“ Zeit unsern Lesern vor, um ihnen zu zeigen, wie die Sitten und Charakterlosigkeit eines einzigen Mannes, den die Vorsehung auf einen Thron berufen und ihm das Wohl und Wehe eines ganzen Volkes anvertraute, im Stande war, dieses Volk, wie ein ganzes Jahrhundert zu entwürdigen, sodaß jener Kurfürst von Baiern nicht ohne Grund der „gepuzten sächsischen Männerchen“ spottete, welche er mit seinen rauhen Cuirassieren zu Paaren trieb. Ohne sich nur einer Grausamkeit bewußt zu sein, wurden Menschen*

* Wir erinnern hierbei an die „Tänzer“, welche oft Stunden lang vor dem Wagen einherrasen mußten, und von denen einige mitten im Laufen todt zusammenbrachen.

und Thiere zu Tode gehetzt; ohne das Ende einer solchen Wirthschaft zu bedenken, wurden oft Millionen für ein einziges Fest ausgegeben; ohne der Stimme der Vernunft und des Gewissens Gehör zu geben, griff man mit frecher Hand in die heiligsten Familienrechte oder zerriß an der Seite üppiger Weiber den letzten Funken von Sitte und Ehrgefühl.

Das war, wie Freiherr von Pöllnitz sich ausdrückt, das „galante Sachsen“, dessen traurige Spuren sich selbst bis auf den heutigen Tag nicht ganz verwischen lassen. Die redlichste Sparsamkeit der spätern Fürsten dieses Landes konnte in einem Jahrhundert nicht ersetzen, was jener Fürst in wenigen Decennien verschleuderte. Außer einem bis auf's Aeußerste zerrütteten Lande hinterließ er ihnen nichts, als eine Anzahl Schlösser und Kunstschätze, die wie Oasen aus jener Wüstenei herüberschauten.

(Schluß folgt.)

Die Preßnitzer Harfnerin.

Auch eine kulturhistorische Studie.

Wer hat sie nicht schon gesehen, die Mädchen mit dem bleichen, zerstörten Antlitze hinter den tönenden Harfen, wenn sie im hellerleuchteten Saale saßen und gedankenlos die hölzchen Liedchen abtrillerten, die ihnen zu Hause ein gefälliger Freund oder Bruder lehrte? — Wer hat die Leipziger Messe, die Vogelschießen in Mittel- und Norddeutschland, die Seebäder und Café's der größern Städte besucht und nicht hinüber geschielt nach den schlanken schwarzhaarigen Gestalten, die sich hinter den hohen Saiteninstrumenten in koletter Haltung fingend und spielend bewegen und die Herzen der Zuhörer zu rühren hoffen mit ihren: „Ach, wenn Du wüßt mein eigen!“? Es sind schöne, liebe Kinder darunter, dunkle, seelenvolle Augen, die viel Unglück anstiften können, aber auch viele verblühte, abgelebte und zerrissene Gesichter, auf deren Teint selbst der schäumende Champagner oder der heiße Grog keine Frühlingsblüthen mehr hervorzuzaubern vermögen. Ihr Alle kennt sie und habt ihnen wohl auch zugelächelt, wenn sie mit dem Teller in der Hand den Lohn sammelten für ihre schmelzenden Liebeslieder, aber nur Wenige von Euch werden wissen, daß eine kleine böhmische Bergstadt, Preßnitz, die meisten dieser singenden und spielenden Mädchen liefert, wenn auch andere Ortschaften des sächsischen und böhmischen Erzgebirges noch manches hübsche Kind auf das verlockende Saitenspiel einüben. Es ist ein eignes interessantes Völkchen, was da jährlich ausfliegt in alle Weltheile, und es lohnt sich schon der Mühe, den Lesern der Gartenlaube zu erzählen, und welchen Anfängen diese seidenbehangenen Vöglein hervorgingen. Und doch die Wege ihrer Künstlerschaft vielfach durchkreuzt und mannichfaltig! Ueberall ziehen sie hin: die Leipziger Messe, die norddeutschen Seebäder, Friesland und das mächtige Rußland sind die ersehnten und lohnenden Ziele für sie, und über Ungarns Pußten sieht man sie nach den magyarischen Csedsligen, die Besseren nach den Concertsälen Rußlands, manche sogar nach Tiflis bis in den asiatischen Orient wandern. Dort lassen sie in der Nähe des Grabmals des Sänger-Fürsten David, der die Harfe so wundervoll geführt, und an der Stelle, wo die Väter Juda's ihre schweigenden Harfen an die Weidenbäume gehängt, die Saiten von den Heimathsklängen eines deutschen Walzers ertönen oder schmettern mit heller Stimme hinaus: „Ist denn gar kä Weg, is denn gar kä Steg“ ꝛc. ꝛc.

Wodurch aber nun wurde diesen Geschöpfen der unwiderstehliche Trieb eingeimpft, mit ihrem Stimmchen und mit ihren nothdürftigen Geisten auf der Harfe hin an die Enden der Welt zu dringen? — Wer lehrte sie zuerst Sang und Saitenspiel? wann werden diese lustigen Singvögel flügge, und wann kehren sie heim? Waren ihre Wege gesegnet oder endeten sie im Unglück? — Diese Fragen sind kurz zu beantworten.

Musik lebt wie ein tiefeingewurzelter Naturlaut in den Bergen, die Gabe des Gesangs muß sich unaufhaltsam offenbaren. Daß aber Musik zum Erwerbe wird, und noch obendrein die der Harfe — dazu ist eine äußere zwingende Macht voranzusetzen nothwendig. Wie im Erzgebirge die Noth — die Mutter vieler anderer Fertigkeiten und Wissenschaften — so war sie es auch, die den Sang und das Saitenspiel lehrte, nachdem die Reichthümer von Böhmens Alcalisormen auch in den Preßnitzer Bergwerken versiechten. Man suchte das schwindende Silber der Heimathsberge in den Stimmen, und die es thaten, lehrten auch mit versilberten Kehlen heim. Zunächst war es wieder ein Weib, welches sich zu Barbara Elterlein, der verehelichten Ullmann — dem rettenden Engel des Erzgebirges — gesellte, welche den Klöppel in die Thäler trug. Dieser weiblichen Genius von Preßnitz hieß Elisabeth Enzmann und war die Tochter des Schullehrers Enzmann aus dem eine Viertelstunde von Preßnitz entfernten Törnsberg, sie war die Meisterin und Lehrerin des Sanges und Saitenspieles geworden, und zwar um die Jahre 1780—1790. Seltsamer Weise hießen sie Ullmann und Enzmann — diese beiden Weiber mit männlicher That.

Die Kunst, mit der die Enzmann (unter dem Volke als „Sing-Anne-Lis-Myhl“ bekannt) sang und die Harfe bewältigte, erregte die Bewunderung und den Eifer der Nachahmung in nächster Umgebung. Alsbald hatte sich ein kleiner Kreis von Mädchen gebildet, die bei ihr die Lehre antraten. Diese ersten Harfnerinnen hatten Methode und musicirten mit Reihe, ihre Anfänge bezeichnen nicht allein das goldene Zeitalter der Preßnitzer Musik, sondern sie erfreute sich dazumal auch eines goldenen Bodens. Zunächst war es die Alexander-Lise, welche durch Schönheit der Gestalt und durch Kunst des Gesangs nicht blos die Achtung besseren Publicums sich errangen, sondern auch die Gnadenblicke freier Monarchen im Jahre 1813 zu Kommotau an sich zog. Ein hoher Gönner wollte sie für die Oper einer Residenzstadt gewinnen, wenn sie auch für eine Zeit lang zugereist war; das musikenvinkliche Heimweh nach dem alten Thale trieb sie aber sehr bald wieder zurück, obgleich sie dem Gesange nicht verlieren ging und wiederholt sich auf Sängerfahrten begab. Unnachahmlich sang sie jene Lieder, welche durch Harfnerinnen später eben so volksthümlich wurden.

Ihre Kunst umgab sie auch mit ewiger Jugend, indem sie noch i. J. 1850 — rotata retro — im vollen Besitz ihrer Stimme vortrefflich gesungen haben soll. Andrerseits schätzte man sie auch in der Heimath, wohin sie seinere Sitte überirug, als unumschränkte Herrscherin des Anstandes bei Festgelagen und Tänzen, wenn die Gesellschaft ein unmäßiger Geist zu bevorhen anfing. Ein Augenwink von ihr genügte, das Völklein in Ordnung zu bringen.

Ihre Verpflanzung des Harfenspiels und Sanges nach Preßnitz ward vorzüglich nach dem Jahre 1811 von großer örtlicher Bedeutung. Bis dahin lag das nette, reine, waldumgärtete, vom kupferberge vor Stürmen geschützte Bergstädtchen ungehärmt da, bis ein verheerender Brand den größten Theil der Stadt im Jahre 1811 zu Schutt und Asche verwandelte und mehrere hundert Familien verwögens- und obdachlos machte. Nun war die Stunde gekommen, die bewährte, in der die Fabel wahr werden sollte, daß Arions Sang Steine bewegte und die Leyer Apoll's Mauern emporsteigen ließ. — Die Töchter von Preßnitz frömten nun mit einer Art natürlicher Begeisterung in die Welt und sangen und rührten um ihrer Eltern willen. Mit gefüllten Börsen kehrten sie heim und hoben das Heimathsstädtchen mit ihrer Hülfe all-

Digitized by Google

mählich aus der Asche empor. Die Alexander-Lise hatte nicht blos sich ein Haus ersungen und erspielt, auch ihren Eltern errichtete sie eines und erkaufte ihnen Felder und legte Capitalien an. Sie ward nachmals die Frau eines guten Aktisten Namens Kutter. Nicht wenig trug sie dazu bei, ein gründlicheres Lehrmeisteramt zu eröffnen, was durch die Anstrengung geschickter Preßnitzer Gesellschaften seiner Zeit auch Früchte getragen.

Die Nachahmung ward durch glückliche Erfolge gereizt. Kinder ergriffen die Harfe und eilten in's Weite, sie lehrten oft nicht wieder, zuweilen entartet, mit gebrochenem Herzen oder in Schande und Schmach. Die Gesetze haben später dem voreiligen Hinausziehen vorgebeugt. Die Großjährigkeit beschränkt die heutige Freizügigkeit, und die Ablegung einer Prüfung durch einen von der Behörde bestellten Kunstverständigen sucht dem grassen Dilettantismus Einhalt zu thun. Ferner ward der Sittlichkeit wegen die Gewohnheit einer Art Preßnitzer „Garde de dame" eingeführt, die zu Lande die „Harfenmutter" genannt wird. Eine altgediente Harfnerin wandert den jüngeren zur Seite; wie weit sie den jungen Geschöpfen Schutz angedeihen läßt, weiß ich nicht zu bestimmen. Es findet man neben blühenden Rosen welke Mutter und Tanten oder Schwestern.

Auf der Reise sind diese wandernden Kunstnovizen ursprünglicher Natur genügsam und karg in Sitte und Lebensweise. Das Blut der Rebe, der Saft der Oerste wird ihnen als Geschenk von ihrem Protector freeenzt. Dagegen genügt ihnen als nahrhafteste Kost ein Kaffee, dessen Zusammensetzung aus Cichorie und Syrup ihnen die Mutter in der Heimath gelehrt, wenn sie nicht etwa den universäßlichen Mokka des Orients geschlürft haben. Die meisten dieser Singvögel kennen nicht die sybaritische Sitte der weichen Eiderdaunen und elastischen Matratzen, und strecken genügsam ihre von Fußreisen ermüdeten Glieder auf dem Streulager der Wirthshäuser aus, wo sie gesungen, nachdem die in ihre schönen Haargeflechte auf rothem Chenille gewundenen gläsernen Perlen beseitigt. Das Roth des Haarputzes sollte einmal ihrem dem Schnee der Heimathberge gleichenden Teint einen Gegensatz bieten, der durch die ausnahmenden Wanderungen der Sonnenbrannteit der Zigeunerinnen allmählich sich annähert. Sie lieben den „Staat", was jedoch in ihrer Sprache der Putz heißt. Die Händlervereine aus dem Dorfe ist ineß einfacher in ihrer Kleidung, ärmer an musikalischen Kenntnissen und wagt sich nicht so weit in die Welt. Wenn sie auszieht, so sagt man, daß sie „kräftig" oder landläufig reist, und bezeichnet sie allgemein als ein „Harfenmensch". — Ihr Künstlerlohn ist oft gar zu gering und bescheiden und besteht nicht selten in einer abgeschmackten Collecte von Kartoffeln und Grünzeug. Ich erwähnte schon früher von dem schwarzen dunklen Haar, das die Harfnerin sonst in mächtige, breite Zöpfe gewunden, nun aber zu einer Frisur aufzurichten pflegt, die in der Tannewelt unter dem Namen der Coques bekannt ist. Blondinen sind eben nur — weiße Raben. Die etwas verstehenden Leute kaufen Backenknochen rauben der Banse die Nutzung der lustigen Nese, und nur das durch die Saiten der Harfe feurig sprühende Auge, von einem — ihrem Verehrer zugewerfenen — reichen Lächeln begleitet, das Kokettiren mit den in der Harfe wühlenden, ringbesetzten Fingern und ein gewisser pathetischer und theatralischer Anflug des spielenden, üppigen Armes erweckt in dem meist männlichen Publicum wo nicht Bewunderung und Anerkennung — doch Mitleid oder Theilnahme. Bei Musikbanden, denen die Harfnerin als Mitglied einverleibt ist, wird diese gewiß die Rolle übernehmen, sie timis sie auch spielen mag — den Sängerlohn auf einem Teller zu sammeln, wenn sie die Gesellschaft dieser Pflicht nicht selber enthunden hat.

Wie verschiedenartig ist dieser Lohn, und welche Abstufungen gibt es von dem schimmernden Nobel, der in den Goldgürtel rollt, wenn sie nach den Erzen des Urals gezogen und in dem Zug der Argonauten ihr goldenes Vließ erbeutet, von der hohen Bankiere, welche ein bevanischer Liebhaber einem Mädchen zuwirft, bis zu der kupfernen Vergehrung eines Hellers oder einem mit Kartoffeln gefüllten Säckchen, wo in nächster Umgebung die Kunst eben betteln geht! Wie oft dieser reiche oder large Lohn mit frechen oder höhnischen Worten gereicht wird, wollen wir nicht erzählen, aber jeder Fant, der seinen Silbergroschen verächtlich auf das Notenblatt der Sängerin wirft, glaubt ein Recht zu haben, das Mädchen zu necken oder gar mit schmutzigen Worten zu beschämen.

Als in den vierziger Jahren, namentlich zu Ende derselben, der große Mangel an rationellem Unterricht in der Harfe bei den Preßnitzer Musikern immer mehr zum Bewußtsein gelangte, verfiel man auf ein anderes Instrument. Siebenjährige Mädchen wurden von einem tüchtigen Lehrer erfolgreich in der Violine geschult. Sie verstanden in die Fußstapfen der Milanollo's zu treten, und Einzelne erhoben sich annähernungsweise bis zu dem Niveau der böhmischen Concertsinnonen Brousset, die ihrer Zeit auch in Paris Würdigung fanden.

Mit dem Gesange ging es im Jahreslaufe, statt aufwärts, immer nur abwärts. Namentlich gebrach und gebricht es diesen Naturkindern doch an der natürlichen Stimmerzeugung aus Kehle und Brust. Unrichtlich gequetschte Guttural- und Nasallaute kleben den beflagelschulten Harfensängerinnen an, mögen sie durch nachgerige Übung auch einen hohen Grad Coloratur erreicht haben, wornach vorzugsweise ihr Streben gerichtet. Zu diesem seelenlosen und übelerzogenen Gesang floßt noch das Urthümliche heimischer Mundart, um den Genuß der Leistung noch voll zu machen. Eine gewisse unerquickliche, dem E-laut den Charakter des Doppellauts Ae gebende Breite: „Reich mir die Hand — mein Läben", „Läbe woll, mein theures Leben!" ein hartes Anstoßreden der Mittellauter, wie „woll" statt „wohl", geben einen merkwürdigen Charakter, der zuweilen an das mehr als Unverständliche streift.

Ob es unter den geschulterten Umständen nicht nationalökonomisch und künstlerisch-von der besten Bedeutung wäre, den Erwerbszweig der Harfe und des Gesangs ganz erlöschen zu lassen, oder welche künstliche Mittel zu ergreifen wären, um diesen wilden Zweig durch ein Pfropfreis zu veredeln — gehört nicht in den Umfang dieser Skizze. Daß nicht allein Musikbrang, sondern der verlockende Reiz des mannichfaltigen Lebens die Dirnen in die Welt getrieben, ist offenbar. Wie sie für manche Jünglinge, so wurde die Welt weiter für sie eine Circe. Manche ging unter in dem Strudel der sinnlichen Freuden, manche aber erhob sich als stärkere Natur über manche Erfahrungen und siegte als die angetraute Gattin irgend eines absonderlichen Bandwürgers, oder liebte es, dessen Ehefesse ohne Trauer zu werden. Noch erzählt man heut mancher Preßnitzer, wie der leidenschaftliche Verehrer eines erst von den Reisen heimgekehrten Mädchens sie in einem glänzenden Bierspalon der abgeholt hatte. Sie kam nie wieder nach der Heimath zurück. Für eine Andere ward ein Erziehungsbeitrag ausgesetzt und auf dieselbe auch aufgewendet. Nach dem höchsten Grade erlangter Politur war sie von dem Spender als Gattin gewürdigt. In den vierziger Jahren kamen drei Harfnerinnen regelmäßig jede Messe mit einem Zweispänner in Leipzig an, und ich selbst kenne eine tüchtige Opernsängerin, die einst als „Preßnitzer Harfnerin" mit zwei andern Dirnen nach Leipzig anzog. Manche Andere starb aber — durch Versprechungen, welche sie täuschten, sinnlos gemacht, in Wahnsinn und Fieber. Eine davon war ein gar munteres Geschöpf, die noch ein Jahr vorher in einer Gesellschaft von Brausewinden im Champagnerrinken den ersten Preis davon trug. Das ewige Ab- und Zugehen der Zugvögel muß selbstbegreiflich das Leben der Familie zerstücken. Es kamen Fälle vor, daß zarte Entelein, von ihren Großeltern oder auch nur von Pflegeltern daheim behalten, ihre eigenen Eltern jahrelang nicht sahen; einmal auch, daß sie nicht wiedererkannten und daß das leere Haus verlassen worden war, um dann die Kinder zu nähren und zu kleiden. Kehren aber einmal die männlichen und weiblichen Wanderer wieder, ist Jubel im Hause und allwärts Verträglichkeit und Friede.

Das Mädchen jener Harfe, die zur Flöte, Violine und Clarinette gesellt und deren Verehrer sich im musikalischen Kreise befindet, trotzt den Gefahren der Reise zumeist. Ihre musikalische Leistung wird in der Regel auch verhältnißmäßig die bessere sein. Ihr Schicksal ist gewöhnlich, von einem Flötisten oder Clarinettisten, der auf die Harfnerin eine die Anziehungskraft ausübt, welche der Tenorist auf die erste Operistin, nach Jahren zum Altar geführt zu werden. Beim Hochzeitsmahle spielen ihre Freunde die besten Stücke auf, über die sie gebieten.

Im Ganzen ist das Loos dieser „fahrenden Sängerinnen" nicht zu beneiden. Wirthshausgenalm, Nachtwachen und wildes Leben untergraben meist die Gesundheit der Mädchen, von denen nur Wenige traufen eine glückliche Existenz finden. Die Meisten kehren zurück — die letzte Hälfte des Lebens von Erinnerungen zehrend, die ihnen eine lustig durchlebte Jugend noch einmal vorzaubern. K. B. H.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Prätendenten-Sagen. Wie die neuesten Nachrichten von der bestreitbaren Thatsache melden, leidet diese Zeilen unsern am 11. September geschrieben, hat König Franz II. von Neapel seine Hauptstadt dem siegreichen Dictator Garibaldi überlassen; binnen Kurzem dürfte er auch seinem Reiche den Rücken gekehrt und in Oesterreich, Spanien oder England ein Asyl gefunden haben. Damit wäre dann das Dugend der europäischen Kronprätendenten voll. Von dieser Zahl kommt die Hälfte auf Italien, und zwar sind solches neben König Franz noch folgende Prinzen: 1) der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, seit dem August vorigen Jahres durch die Thronentsagung seines Vaters Leopold Herzog von Toscana. 2) Der Erzherzog Franz von Oesterreich-Este, welcher trotz seiner zweimaligen Verjagung (1848 und 1859) sich noch immer „Herzog von Modena, Reggio, Massa und Carrara" nennt. 3) Die im Sommer vorigen Jahres verstorbene Herzogin-Regentin Louise von Parma, geborne Prinzessin von Bourbon, Bormündern ihres Sohnes, des minderjährigen Herzogs Robert. 4) Fürst Karl Honorius von Monaco, Reclamant der Duodez-Staaten Mentone und Roccabruna. 5) Prinz Lucian Murat, Sohn des im Oktober 1815 zu Pizze in Calabrien erschossenen Exkönigs Joachim Murat, Schwagers Napoleon's I., welcher den von seinem Vater in den Jahren 1808 bis 1815 beherrschten neapolitanischen Thron für sich in Anspruch nimmt.

Die sechs außeritalienischen Kronprätendenten sind: 1) der Infant Dom Miguel, Prinz von Braganza, reclamirt den Thron von Portugal, welchen er von 1828 bis 1834 mit Blut und Schmach bekleidete. 2) Der Infant Don Carlos von Spanien, welcher seinen vermeintlichen Rechten auf die Kronen von Spanien und von „von Gottes Gnaden" ihn zukommende Erbe, gilt aber seiner Partei nichtsdestoweniger als rechtmäßiger „König der Franzosen". 5) Prinz Gustav Wasa, aus der jüngeren Linie des derzeitigen Hauses Holstein Gottorp, Sohn des 1809 vertriebenen und 1837 verstorbenen Königs Gustav IV. von Schweden, welcher, zur Zeit General und Gutsbesitzer in Oesterreich, des jetzem Thronwechsel im Hause Beraadotte seine Rechte auf den schwedischen Thron in Erinnerung bringt. Endlich ist 6) noch ein Herr Demetrius Komnenos in Paris, welcher seit dem unglücklichen Ausgang des Krimkrieges „des kranken Mannes" miterben, ja sogar der Haupterbe sein will. Er beaufsprucht nämlich, als angeblicher Abkömmling der alten ruhmreichen später kreinisch entarteten) byzantinischen Kaiserfamilie der Komnenen, diejenigen Provinzen des türkischen Reiches, welche seine angeblichen Ahnherren zu der Zeit besaßen, als sie auf den Thronen von Constantinopel und Trapezunt saßen; also etwa das heutige Königreich Griechenland, die europäisch-türkischen Provinzen Thessalien, Macedonien und Rumelien und den größten Theil von Kleinasien. Ein Weiteres begehrt Herr von Komnenos nicht, und hat er vor wenigen Wochen in mehreren Pariser Zeitungen „den Herrschern und den Völkern von Europa" seine „wohlfundirten" Rechte auf die genannten Länder aus Herz gelegt; wir haben jedoch nicht vernommen, daß irgend eine Großmacht geantwortet oder ihm auch nur die Existenzen-Erklärung ertheilt hätte.

Zu keiner andern Zeit jemals ist Europa so gelegnet mit Prätendenten gewesen, wie gegenwärtig; selbst nicht zur Zeit der Throne umstürzenden Gewaltherrschaft des ersten Napoleon. Zwischen den Prätendenten von damals und heute besteht aber der wesentliche Unterschied ob, daß jener sämmtlich, mit einziger Ausnahme des schon genannten königs Gustav IV. von Schweden, durch das Schwert eines Eroberers von ihren Thronen verdrängt wurden, während sämmtliche jetzige Prätendenten entweder selbst von ihren Vätern, Müttern, Verwandten, oder Söhne oder Nachkommen solcher Fürsten sind, die ihre resp. Kronen durch Verbrechen oder Thorheit verscherzten. G. Z.

Ein seltenes Jubiläum feierte in letzter Leipziger Messe der Fabrikant Carl Wrißenhorn aus Langenalsaz. Dieser alte, noch sehr rüstige Herr, der, seiner Gesundheit nach zu urtheilen, leicht noch 50 Messen besuchen kann, hat seit dem Jahre 1810 ununterbrochen die Leipziger Messen, Ostern, Michaeli und Neujahr, besucht und somit jetzt 156 Messen einer Stadt mitgemacht — in guter und schlechter Zeit. Der Leipziger Stadtrath, in gerechter Würdigung dieser seltenen Geschäftsenergie und Anhänglichkeit an Leipzig, hat im Laufe der letzten Messe folgendes Schreiben an den Jubilar erlassen:

„Es ist von uns in Erfahrung gebracht worden, daß Sie seit der Ostermesse 1810, mithin seit fünfzig Jahren, die hiesigen Messen ununterbrochen besuchen. —

Wenn Sie auf den verflossenen langjährigen Zeitraum zurückblicken, so werden Sie gewiß mit dankbarem Herzen gegen die gütige Vorsehung erfüllt sein, die Ihnen ein so seltenes Glück zur Theil werden lassen; Sie werden sich aber auch den Gefühlen des Dankes um so freudiger hingeben können, da Sie die wohlthuende Genugthuung haben, daß Ihre lange unermüdete Thätigkeit nicht ohne Erfolg geblieben ist und Ihnen einen ehrenvollen Ruf in der Geschäftswelt gesichert hat.

Ist nun aber eine ehrenhafte langjährige Wirksamkeit mit vollem Recht ein Gegenstand besonderer Achtung, so finden auch wir uns veranlaßt, Ihnen an diesem für Ihr Geschäftsleben höchst erfreulichen Ereignisse unsere aufrichtigste Theilnahme zu bezeigen und Ihnen zu den erlangten Erfolgen Ihrer Thätigkeit Glück zu wünschen. — Möge es Ihnen vergönnt sein, die Frische Ihres unermüdlichen Fleißes noch lange zu genießen, und mögen Sie bei ungeschwächter Kraft des Körpers und des Geistes noch manches Jahr in unsere Stadt zurückkehren und stets gern hier verweilen.

Mit vollkommenster Hochachtung unterzeichnet

Leipzig, den 7. Mai 1860.

Der Rath der Stadt Leipzig."

Eine in Texas erscheinende Zeitschrift enthält folgendes bemerkenswerthe Inserat:

„Es wird ein Müller gesucht;

derselbe muß ein unbescholtener Mann sein, kein Säufer oder Trunkenbold, kein Schnapstrinker, kein Sabbathschänder. Wenn er Christ ist, muß er ein Wöchentlicher, d. h. ein solcher sein, welcher die Religion nicht im Kopfe, sondern im Herzen trägt, nicht Einer, der schön thut vor den Leuten — nicht Einer, von denen der Apostel Paulus sagt: „Ziehe vor ihnen." Der Müller soll mit ihm ein christlicher Umgang zu pflegen sein, und sein Herz soll vorzüglichen vor jedem unchristlichen Handel und Wandel. Auch muß er ein Mann sein, der Mühlsteine so behauen kann, wie sie das beste Mehl machen und der überhaupt versteht, die Mühle in Ordnung zu halten. Etwas muß er die Maschine treiben können, da es ihr im Sommer und im Winter an Wasser fehlt.

Fayette, May 10, 1860. John Raab."

Wir wünschen Herrn Raab, daß er einen Müller nach seinem Herzen finden mag.

Schach.

Diiaram's Matt.

Im freundlichen Gartensalon vor Ipsahn's Thoren saß zu dämmernder Abendstunde am Schachbrett ein edler Greis, Persiens großer Dichter und Schachmeister Ali Suli; ihm gegenüber seine und des ganzen Landes schönste Tochter Diiaram. Wie wenig ahnten sie Beide, von des Königlichen Spieles Zauber gefesselt, die verdeckte Gefahr eines Ueberfalles! Jamael Khan, der zurückgewiesene Freierwerber, schlich mit vollen Segnen daran, um Vater wie Tochter in seine Gewalt zu bringen. Aber Allah wachte für sie und landte Rettung. Nourzhan, Persiens edler Prinz, der Stolz eines festgetreuen Kriegsvolks, dem Tode bestimmt, gerieth, sich unter die räuberische Rotte, und die sie sein Schwert verschonte, trieb dieser Schrecken zur Flucht. Wohl fesselte Dankbarkeit und Wohlwollen, bald aber auch glühende Liebe zu einander wie zum königlichen Spiele den Vater und seine Schützlinge. Diiaram wie der edlen Perser bewerbene Gattin, er selbst der gefährlichste Gegner auch im friedlichen Kampfe auf den viereinhalbfeldern. Da zog, von so hohem und weitem Ruhe getrieben, ein Fürstenpaar aus dem Süden herbei, um im Kampf mit Persiens Stolz ausserliche Vorbeeren zu erringen. Durch einen weiten Umwinden zu Indien erzogen, und auch in des königlichen Spieles tiefste Geheimnisse eingeweiht, erstritt der Ankömmling Sieg auf Sieg und gewann in Ispahan reiche Beute. Schon hatte sein edler Gegner alle Schätze und Besitzungen, ja seine Familienkleinodien vergebens auf's Spiel gesetzt. Da zog er, von weiter Ferne schon hingerissen, den letzten Kampf um seine geliebte Diiaram ein. Heftig entbrannte die Schlacht, lange schwankte die Entscheidung; plötzlich droht der übertegene Schachzugner ein unabwendbar scheinendes Matt. Bilder Verzweiflung, Grimm erfaßt den edlen Perser, schon will er zum Kampf auf Leben und Tod mit nackt dem Gegner greifen, da stürzt aus dem nahen Zimmer hinter dem lichten Vorhang die gefängstete Lauscherin Diiaram hervor, und mit bebendem Ausruf: „Gib hin den Thron und rette Dein Weib!" bringt sie die Erlösung für sich wie für den Gatten.

Aufgabe Nr. 7.

Schwarz.

Die Tradition hat die Schlußstellung der Partie unter dem Namen „Diiaram's Matt" aufbewahrt; es ist das älteste bekannte Schachproblem, welches nach unseren gegenwärtigen Schachregeln mathematisch hier mitgetheilt wird. Das Original findet der Sage gemäß sich in einem alten persischen Manuskript unter Nr. 16,866 des britischen Museum. Wir werden hieraus, sowie auf die sogenannte griechische Version des Ganzen, bei Mittheilung der Lösung zurückkommen.

(Neunschaun und Diiaram.)

Weiß zieht an und setzt in fünf Zügen Matt.

Für „Vater Arndt"

gingen bei Unterzeichnetem wieder ein: 15 Thlr. Von einem kleinen Kreise Deutscher in Moskau — 3 Thlr. Döring in Calbe — 2 Thlr. A. S. Hartmann in Jwanowskoe (Gouvernement Kursk) — 10 Thlr. 20 Ngr. Für Vater Arndt, durch Advocat Hannken in Wetdorf, 26 Mark 12 Schilling Hamburger Courant, als Ergebniß einer Sammlung bei Gretchen Ott — 2 Thlr. 7½ Ngr. Sammlung der Redaction des Schlesier Wochenblattes.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Mary Kreuzer.

Aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Es war ein eigenthümliches Leben, was sich von da ab auf der Farm herausbildete. Mary hatte sich schon am dritten Tage in alle kleinen Hausgeschäfte gefunden, und schien instinctmäßig die einzelnen Eigenheiten der Frau zu errathen. Sie hatte jeden kleinen Anspruch von ihrer Kleidung entfernt; um die Mahlzeiten durfte sich die Frau bald kaum mehr bekümmern, und der Gatte schien unter den Händen des Mädchens ein ganz neues behaglicheres Aussehen zu gewinnen, wenn es auch schwer gewesen wäre, zu sagen, worin der eigentliche Unterschied zwischen sonst und jetzt bestand. Die Frau hätte wohl mit ihrer neuen Tochter zufrieden sein müssen, die immer freundlich und jedes ihrer Worte gewärtig neben ihr waltete, und doch lag eine stille Kluft zwischen Beiden, die mit jedem Tage sich immer fühlbarer befestigte.

„Sie hat etwas an sich, für das ich kein Wort weiß, wenn ich's nicht „vornehm" nennen soll, das mir die rechte Freude an dem Mädchen nimmt!" äußerte sich die Alte, als sie eine Woche nach Mary's Ankunft sich Abends neben ihren Mann zur Ruhe legte. „Sie thut ihre Arbeit ordentlich und recht, aber dabei hat sie eine Art, als geschähe das Alles nur zum Zeitvertreib und sie dürfe sich kaum die Hände damit schmutzig machen. Sie ist freundlich und willig, aber zwischenburch sieht immer etwas Fremdes, daß man nie weiß, wie man mit ihr daran ist. Und rede ich ein lautes Wort zu ihr, wie es im Aerger wohl einmal kommt, so sieht sie mich still mit ihren großen Augen an, als hätte ich kaum das Recht, ihr etwas Unschönes zu sagen, so daß es mir oft ist, als gehöre sie eher irgenwo anders hin, als auf eine Farm im Busche!"

Kreuzer hatte sich langsam mit der Hand über das Gesicht gestrichen. „Ich denke, Jeder kann froh sein, der nicht mehr über seine Kinder zu klagen hat," sagte er; „mache, daß sie Zutrauen bekommt — Du hast wohl noch nicht ein einziges herzliches Wort zu ihr geredet, seit sie in's Haus getreten ist — und sie wird auch anders werden!"

Aber es blieb, wie es gewesen, und Mutter und Tochter gingen neben einander her, die Erstere kalt und wortlos das Mädchen gewähren lassend, als wolle sie sich dadurch ein Gegengewicht für Mary's eigenthümliche Haltung schaffen — die Letztere immer still und emsig, bis die Abendmahlzeit vorüber war; dann aber schweifte sie hinaus in's Freie, meist von Kreuzer's Jüngstem, dem kleinen George, begleitet, der sich vom ersten Tage an traulich an sie geschlossen hatte, und hier schien bei dem Märchen oft im lustigen Tollen der ten Tag über unterdrückte Kinderfinn zum Durchbruch zu kommen. George war es auch, mit dem sie nach und nach englisch plaudern lernte, und der ihr auf diesen Wanderungen erzählte, da drüben im Walde wohne ein amerikanischer Major mit zwei Söhnen, von welchen der Eine „Avocat" studire, und der Andere „amerikanischen Officier" lerne.

Fast noch sonderbarer, als zwischen Mutter und Tochter hatte sich das Verhältniß zwischen der Letzteren und dem ältesten Sohne des Hauses gestaltet. Ihr eigenthümliches Wesen bei ihrem Auftreten hatte dem Burschen imponirt, und er konnte das Gefühl nicht wieder loswerden, so sehr sich auch sein Selbstbewußtsein, das noch niemals in seiner Umgebung etwas über sich anerkannt, dagegen sträubte. Er spottete über des Mädchens Eigenthümlichkeit, erst innerlich, dann mit Blicken und Mienen, und zuletzt laut. Mary hatte wohl im Anfange das Auge nach ihm gewandt, als wolle sie fragen, was sie ihm zu Leid gethan; bald indessen schien sie kein Ohr mehr für seine hingeworfenen höhnischen Worte zu haben — wenn sie aber dann oft an ihm vorüberging, als sei er gar nicht in der Welt, dann zuckte es sonderbar in seinem Gesichte, und seine Augen folgten ihr, als könne er sie von der schlanken Gestalt nicht losreißen.

Es war eines Abends, und Mary hatte sich allein nach dem Walde gewandt, als Heinrich ihr mit einem Arm voll Maiskornstengeln für die Kühe entgegenkam. Sie hatte nur einen Blick nach ihm geworfen, glaubte aber den gewöhnlichen Hohn schon um seinen Mund spielen zu sehen, und wollte eine Seitenverbindung einschlagen, um ihm nicht zu begegnen. Kaum schien er aber ihre Absicht errathen zu haben, als auch seine Last auf der Erde lag und das Mädchen sich an beiden Armen gehalten fühlte. „Darfst Du mir nicht einmal guten Abend sagen, daß Du mir aus dem Wege gehst?" sagte er, und Mary sah in ein Paar seltsam erregter Augen. „Jetzt gib nur einen Kuß dafür, wie sich das für eine Schwester gehört!"

Mary stand einige Secunden, als wolle sie sich von der Ueberraschung erholen. „Du wirst meine Arme loslassen, Heinrich," sagte sie dann, während sich ein Beben in ihrer Stimme geltend machte, als unterdrücke sie mit Macht ihre innere Bewegung.

„Nicht eher, als bis Du thust, was ich will!" erwiderte er mit einem Lachen der Befriedigung, während seine Augen im dunkeln Feuer auf des Mädchens Gesichte ruhten.

Mary wurde bleich, um ihren Mund legte sich ein Zug unbeschreiblicher Verachtung. „Ein schwaches Mädchen verhöhnen und sich an ihr vergreifen, weil sie sich nicht wehren kann, das sind Deine Heldenthaten, pfui! Zwinge mich doch," fuhr sie, den Kopf

Digitized by Google

höher halteud, fort, „und ich werde morgen so gewiß von der Farm gehen, als es für eine Waise, die arbeiten will, wohl noch einen andern Schutz geben wird!“

Er sah ihr einen Augenblick ungewiß in das blühende Auge und ließ dann langsam seine Hände von ihren Armen gleiten. „Ich habe Dir nichts zu Leide thun wollen, Mary,“ sagte er sichtlich herabgestimmt, „wenn Du aber meine Schwester sein willst, warum thust Du so stolz, daß es mich böse macht, und warum gehst Du mir aus dem Wege oder thust, als fähest Du mich nicht?“

Sie hielt den Blick wie im stillen Forschen auf sein Gesicht gehetet. „Soll ich Dir etwa noch freundlich für Dein höhnisches Gebahren danken?“ erwiderte sie nach einer kurzen Pause. „Was habe ich armes Mädchen Dir gethan, daß Du mir so begegnest?“

„Mary,“ sagte er eifrig, „warst Du es nicht zuerst, die mich von oben herab behandelt hat? Bist Du nicht überall mir aus dem Wege gegangen, als wäre ich für Dich nicht da — ich, Dein Bruder?“

„Du hast mich wie ein Bruder behandelt, Heinrich? Hast Du mich nicht stets verfolgt mit harten, höhnischen Worten, als ich zu Euch kam als Wildfremde — wenige Tage darauf, nachdem ich meinen armen Vater begraben und meine Seele noch wund und zerrissen war von meinem unsäglichen Unglück? Sollte ich da auf Alles das eingehen, was Du einen Spaß nennst?“ sagte sie, und mit jedem Worte klang es mehr, als mache sich eine lang unterdrückte Stimmung Luft. „Du kannst Dir wohl gar nicht denken, wie se einer Waise zu Muthe ist, und wie sie behutsam angefaßt sein will, wenn ihr nicht Alles weh thun soll, und wie sie sich verschließt, wenn sie keine Liebe findet, und jedem schlimmen Worte ängstlich aus dem Wege geht —“

„Aber ich habe Dich lieb — weiß Gott, ich habe Dich lieb!“ unterbrach sie der Bursche, auf's Neue ihre Arme fassend. „Ich habe mich gezürnt über Dein stolzes Gebahren — jetzt aber mußt Du mich wieder lieb haben, Mary!“

Sie wand leicht ihre Arme aus seinen Händen. „Sei Du nur nicht böse und herzlos,“ sagte sie, als suche sie ihre eben ausgebrochene Bewegung zu unterdrücken, „und ich werde auch noch lernen, anders zu sein!“

Sie drehte sich weg und schritt dem Walde zu. Heinrich folgte ihr mit den Augen, zog dann die Stirn kraus und schlug mit der rechten Faust in die linke Hand. „Sie wird doch nicht anders, ich weiß es schon!“ sagte er und wandte sich langsam dem hingeworfenen Klötzutter wieder zu.

Den da als helle sich indessen zwischen Beiden ein anderes Verhältniß als bisher heraus. Blieb auch Mary ihrem Wesen im Allgemeinen treu, so schien sie doch immer einen freundlichen Blick für Heinrich zu haben, der, als könne er sich ihrem Einflusse nicht entziehen, sich ein Geschäft in ihrer Nähe machte, sobald er nur das Haus betrat, oft aber auch finster ihr nachschaute, wenn ein Zufall sie hinderte, ihn zu bemerken. Gesprochen ward wenig zwischen Beiden.

So gingen Spätsommer und Herbst mit ihren Arbeiten hin. Der alte Kreuzer, dessen Blicke oft mit großer Theilnahme auf dem Mädchen ruhten, fühlte sich unwillkürlich zu ihr hingezogen und zeigte dies ganz offen dadurch, daß er sie stets auf seinen Ausflügen nach dem benachbarten Marktflecken mitnahm und sie den dort eingetroffenen Nachbarfamilien vorstellte. Mit dem Englischen war Mary in den sechs Monaten, welche sie bereits auf der Farm verbracht, eben so wunderbar schnell vertraut geworden, als sich unter der steten Arbeit und Bewegung ihr Körper überraschend entwickelt hatte. Ihre feinen magern Glieder begannen an Fülle zu gewinnen, ihre zerbrechliche Gestalt hatte eine kräftige Elasticität angenommen und ihr Gesicht sich zu einem blühenden feinen Oval gerundet. Und sah man ihren Händen auch wohl an, daß sie die Arbeit kannten, so hatte doch selbst diese deren zierlichkeit nur wenig Eintrag thun können.

Die erste wehe Rückerinnerung, die Mary trotz aller errungenen Selbstcontrole nicht zu überwinden vermochte, kam ihr, als schon längst der Schnee die Felder deckte und der Weihnachtsabend niederdämmerte. Seit der eingetretenen Kälte waren die sämmtlichen Hausbewohner einen großen Theil des Tages und den vollen Abend auf das Familienzimmer angewiesen, und das Mädchen hatte schwer ihre gewohnten Streifereien in's Freie vermißt, die ihr sonst immer das rechte Gleichgewicht mit sich selbst wiedergegeben. Sie hatte Viele spinnen lernen, hatte ihre ganze Geschicklichkeit im Nähen zusammengefaßt, um der Frau bei Instandsetzung der Leib- und Hauswäsche behülflich zu sein; trotz der emsigen Arbeit aber lag es an manchem Abende wie ein Alp auf ihr, wenn der alte Kreuzer, langsam die Tabaksrollen von sich blasend, schweigend im Schaukelstuhle saß und stundenlang vor sich hinblicken konnte, ohne sich kaum einmal zu rühren; wenn Heinrich, die Stuhllehne gegen die Wand gelehnt, in langen Tönen schnarchte, die Magd neben dem großen Kamin nichts und das trübe brennende, von der Frau selbst gegossene Talglicht die geräuschlose Arbeit in ihren und der Hausmutter Händen beleuchtete. Und als nun der Weihnachtsabend kam, ohne daß die gewohnte Ordnung sich in einer andern Weise zu ändern schien, als daß die Magd einen weißen „Turkey“ (Truthahn), den Heinrich geschossen, zu rupfen bekam und Kreuzer sich mit der Bemerkung in den Schaukelstuhl setzte, daß er morgen, um auch einmal Christmeß zu feiern, bei Zeiten in die Stadt gehen werde, und wer mit wolle, seine Festtagskleider heute noch zurechtlegen solle, da tauchten in Mary's Seele alle frühern Bilder selig verbrachter Weihnachtsabende auf — ihres Vaters Gesicht, als er sich niedergebogen und das beschenkte Kind geküßt, trat vor sie, und auf ihr Herz begann es sich immer schwerer wie ein drückendes Gewicht zu legen, daß sie endlich meinte, ersticken zu müssen, wenn sie sich nicht anderweiten dürfe. Geräuschlos erhob sie sich und verließ das Zimmer. Neben der Kammer der Magd, im hintern Giebel des Hauses, war ihr eine kleine Stube eingeräumt worden. So lange das Haus stand, war freilich noch nie hier geheizt worden, und auch jetzt herrschte eine eisige Luft darin, welche durch den klaren hereinfallenden Mondschein fast noch kälter zu werden schien. Mary aber, die dortbin geeilt war, schien nicht darauf zu achten, setzte sich auf ihr Bett und legte das Gesicht in beide Hände. Den Kopf in das Kissen gedrückt weinte sie heftig und lange.

Als sie sich endlich wieder erhoben hatte, ging sie nach ihrem Koffer, kniete dort nieder und nahm zwischen ihrer Wäsche die wohlverwahrte Uhr ihres Vaters und dessen Handschuhe, welche er bis zum Tage seiner Krankheit getragen, heraus und drückte Beides an ihre Lippen. „Mein Vater — mein lieber Vater!“ schluchzte sie laut. Dann barg sie die Erinnerungszeichen an ihren frühern Ort, schloß den Koffer, trocknete sorgfältig ihr Gesicht und ging so lautlos, als sie gekommen, nach dem untern Zimmer zurück, wo ihre Abwesenheit kaum bemerkt worden war. Nur des alten Farmers Blick haftete lange auf ihr, als sie das verweinte Gesicht tief auf ihre Näherei bog.

Als später Mary mit einem „gute Nacht, Mutter!“ der Frau die Hand gereicht und zu dem Farmer trat, hielt dieser ihre Finger einen Augenblick fest. „Es wird morgen wenigstens eine Abwechselung geben,“ sagte er, ihr aufmunternd in die verweinten Augen sehend, „im Uebrigen soll man sich aber nicht so viel Gedanken um verlorene Dinge machen, es nimmt den Muth, Kind, und wenn man auch noch so ein tapferes Herz hat.“ Sie zwang sich ein Lächeln ab, und er legte mit einem befriedigten Kopfnicken die Hand auf ihr Haar. „Jetzt geh und verdirb Dir in der Nacht nicht den Spaß für morgen!“

Es war am Abend darauf, als Kreuzer's Schlitten, der kaum mehr war, als ein viereckiger Kasten auf rohe, selbstgezimmerte Kufen gesetzt, aus der Stadt zurückkehrte. Konnte auch Mary, die in eine wollene Pferdedecke gehüllt neben dem Farmer saß, von großem Vergnügen, welches sie gehabt, nicht reden, so hatte doch das Neue einer amerikanischen Weihnachtsfeier, das Schießen und Toben der Jugend auf der Straße, das Treiben der umherwohnenden Landbevölkerung, welche sich eingefunden, die zahllosen komischen Scenen, welche wbiskenfelige Menschen dargestellt, sie aus dem Ueberrest ihrer trüben Stimmung gerissen.

Anders war es mit Heinrich, welcher den Vordersitz eingenommen hatte und die Pferde lenkte. Er hatte nicht allein Staat mit seiner schönen, städtisch geputzten Schwester gemacht, er hatte auch zum ersten Male den erwachsenen Burschen gespielt und öfter im Glase Bescheid gethan, als es für sein rasches Blut gut sein mochte. So ließ er denn die beiden Pferde nach Herzenslust laufen, jauchzte auf, wenn bei einer raschen Biegung der aufgerissene Schnee den Schlitten überschüttete, und erwiderte die einzelnen Worte des Alten, der ebenfalls in bester Laune zu sein schien, mit derben Witzen.

So lange die Straße zwischen freien Feldern hinführte, ging Alles vortrefflich. Der rasche Ritt gewährte selbst dem Mädchen ein eigenthümliches Vergnügen; als aber der Weg nach der Farm abbog und sich nach dem Wald hinüberwand, begann erst der Schlit-

Digitized by Google

ten einzelne derbe Erschütterungen zu erhalten, wofür sich Heinrich an den Pferden rächen zu müssen glaubte. Aber kaum fünf Minuten darauf flog das Gefährt gegen einen Baumstumpf, daß die getroffene Kufe wie ein Rohr in Stücke barst und Mary es nur der breiten Basis des Fahrgestells, gegen welchen sie fiel, zu danken hatte, daß sie nicht in den Schnee hinaus flog. Mit einem Satze war sie aus ihrer Decke heraus und auf den Boden gelangt; Heinrich folgte langsam. „Jetzt, Vater, schimpfe nicht," sagte der Letztere gelassen, „es ist nur einmal Christmeß im Jahre, und an dem Rumpelkasten hier ist auch nichts gelegen!"

Der Alte brummte ein paar unverständliche Worte, schien aber die Richtigkeit des aufgestellten Satzes anzuerkennen, drückte dem Burschen die Zügel in die Hand und begann den angerichteten Schaden zu untersuchen. „Hier ist nichts zu machen," sagte er nach einer kurzen Pause, „als ein paar junge Bäume zu holen und den Kasten darauf heimzuschleppen, so gut es geht. Gib die Pferde her und lauf nach dem Waldte."

Heinrich warf einen Blick nach der abgebrochenen Kufe und ging durch den Schnee davon. Kreuzer aber beruhigte die noch immer aufgeregten Thiere und sah dann nach dem Mädchen, die mit ihren dünnen Festtags-Schuhen den Schnee stampfte, um sich zu erwärmen. „Steig wieder in das Streh hinein, bis der Heinrich zurückkommt!" rief er ihr zu; seine nächste Aufmerksamkeit aber ward durch einen in ihrem Rücken rasch herankommenden eleganten Schlitten in Anspruch genommen, dessen Führer, kaum daß er den Unfall wahrgenommen haben konnte, das Pferd anhielt.

„Halleh, Mr. Kreuzer!" klang es in englischer Sprache, „Schaden gelitten?"

„Nichts Besonderes, nur ein Christmeß-Zufall!" erwiderte der Angerufene mit einer eigenen Kürze, nachdem er den Frager erkannt zu haben schien.

„Soll ich Ihnen helfen?" rief der Andere und machte Anstalt aus dem Schlitten zu steigen.

„Ist nirgends nothwendig, Sir!" sagte Kreuzer in derselben kurzen Weise, wie sie ihm sonst nie eigen war; „aber warten Sie!" unterbrach er sich in einer plötzlichen Aenderung des Tons, „wenn Sie die junge Lady hier nach meinem Hause mitnehmen wollen, so wird es gut sein; ich weiß sonst nicht, wie lange sie hier wird im Schnee stehen müssen!"

Mary hatte bei dem ersten Klange der jugendlichen Stimme den Kopf nach dem Fremden gehoben, und es ward ihr plötzlich, als ginge ein stilles, klares Licht in ihr auf. Trotz des weiten Rockes, welcher den Herangekommenen umhüllte, und dessen großer Mütze aus feinem Pelze hatte sie den jungen Amerikaner wiedererkannt, welcher ihr den ersten Morgengruß nach ihrer Ankunft geboten. Ohne sich Zeit zu einem Worte zu nehmen, war er jetzt von seinem Sitze gesprungen, und ein Lächeln angenehmer Ueberraschung glänzte in seinem Gesichte auf, als er herantretend die Züge des Mädchens zu unterscheiden vermochte.

„Sage der Mutter, was hier los ist, und daß uns beim Heimkommen ein heißer Kaffee gut thun würde!" rief Kreuzer dem sich, als der junge Mensch seine Hand an Mary's Arm legte, um sie in den Schlitten zu heben; diese aber hatte bei des Letzteren Lächeln an ihre beiderseitige frühere Sprachverlegenheit denken müssen und rief jetzt englisch zurück: „Daß doch lieber den Schlitten bis morgen liegen, Vater, und reite mit Heinrich nach Hause!"

„Wird auch wohl so werden, da wir Dich jetzt los sind!" antwortete der Alte in wiedergewonnener Laune; das Mädchen war mit einem kurzen Satzsprunge auf dem ihr bestimmten Platze, und in der nächsten Minute glitt das leichte Gefährt, sichtlich von kundiger Hand geleitet, davon.

Mary fühlte ein elastisches Sitzkissen unter sich, ihre Füße standen auf weichen Büffelfellen, und eine mit Pelz gefütterte Schlittendecke zog sich warm über ihre Kniee herauf — ein Gefühl von Behaglichkeit fing an sie zu durchrieseln, das sie an frühere Zeiten mahnte, als ihre Mutter noch lebte und ihr Vater noch der reichbesoldete Staatsbeamte war, und doch schenkte sie sich jetzt fast, sich der wohlthuenden Empfindung hinzugeben.

„Sprachen Sie wirklich noch kein Englisch, Miß, als ich Sie zum ersten Mal sah?" begann ihr Begleiter, sobald das Pferd einen ruhigen Trab angenommen hatte, und warf einen Blick in ihr Gesicht, das angehaucht von der kalten Luft wie eine Mairose aus dem dunkeln kleinen Sammthute hervorsah.

Sie sah ihn mit ihrem Lächeln an, das von so wunderbarer Helle sein konnte. „Ich war ja erst am Tage zuvor von Deutschland hier angekommen," sagte sie, „ich verstand wohl ein klein wenig französisch, habe aber nie vorher an das Englische gedacht!"

Ein Stoß, welchen der Schlitten erhielt, zwang ihn, seine Aufmerksamkeit auf den Weg zu lenken, und erst nach einer Weile wandte er den Kopf wieder nach ihr. „Es war eine ganz merkwürdige Ueberraschung, als ich Sie damals so unerwartet sah," begann er, „— aber wollen wir uns nicht selbst miteinander bekannt machen?" fuhr er mit einem Lachen fort, als wolle er sich damit von einer inneren Befangenheit befreien. „Ich heiße James Osborne!"

„Und ich heiße Mary Kreuzer!" lachte das Mädchen. „Kannten Sie diesen Namen in der That noch nicht?"

„Ich wußte ihn nicht, Miß," erwiderte er, die Augen wieder dem Pferde zuwendend. „Ich bin wohl an den drei Morgen nach unserm ersten Begegnen, die ich noch im elterlichen Hause verbrachte, wieder Eichhörnchenschießen gewesen, dann aber nichts von Ihnen zu sehen — und so bin ich erst gestern wieder nach Hause gekommen, um die Weihnachtstage hier zu verbringen. Sie sind eine Tochter oder eine Verwandte von Mister Kreuzer?" fuhr er fort, den Blick von Neuem auf ihr Gesicht heftend.

Sie schüttelte leise den Kopf. „Ich bin nur angenommenes Kind," sagte sie, „meine Eltern führten einen andern Namen, sie sind aber Beide todt."

„Aber wenn Sie mit Kreuzer nicht verwandt sind, wie kommen Sie zu uns in den Hinterwald?" fragte er angelegt, „ich sah doch auf den ersten Blick, daß Sie nicht unter die Leute gehören, zwischen denen Sie leben; — ich meine damit nicht," setzte er, wie sich besinnend, hinzu, „daß Mr. Kreuzer und seine Frau nicht so brav wären, als sich nur erwarten läßt —"

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen," unterbrach sie ihn, „aber ich denke nicht, daß ich etwas verliere, wenn ich tüchtig wirthschaften lerne. Was ich vielleicht sonst noch weiß, behalte ich doch, und dann muß ich es ja als ein großes Glück betrachten, als Tochter des Hauses gehalten zu werden, für das ich nicht genug danken kann!" Und damit begann sie zu erzählen, wie sie mit ihrem Vater nach New-York gekommen, von seiner Krankheit und seinem Tode; es war ihr nicht, als säße sie neben einem fremden Menschen, sondern als müßten sie Beide sich schon längst gekannt haben; erzählte dann, wie sie in Kreuzers Haus gekommen, ging aber über alle Kämpfe, welche sie im Anfange zu bestehen gehabt, hinweg und sprach nur von der Freundlichkeit des alten Farmers; — und der junge Mann warf hier und da eine Frage über ihre früheren Verhältnisse in Deutschland dazwischen, ließ oft lange den Blick in ihrem Auge ruhen und schien nur an das, was sie sprach, zu denken, bis ein Stoß des unebenen Wegs ihn wieder an seine Lenkerpflicht mahnte. Die Farm lag endlich vor Beiden, ehe Mary nur recht daran glauben wollte, und als ihr Begleiter sie an dem Thore der Einzäunung aus dem Schlitten heb und die Hoffnung aussprach, sie noch einmal zu sehen, ehe er die Farm seiner Eltern wieder verlasse, reichte sie ihm mit einer Vertraulichkeit die Hand, als könne das nach der gehabten Unterhaltung kaum anders sein.

Die Frau saß, als Mary in die Stube trat, mit Georgie am Tische und blätterte in dessen Schulbüchern, während der Knabe ihr eifrig die einzelnen Bilder darin erklärte. Sie hörte ruhig den Bericht des Mädchens an, sah aber groß auf, als diese den Namen ihres Begleiters nannte. „Und Vater hat selbst gesagt, er soll Dich nach Hause bringen?" fragte sie.

„Wie soll ich denn sonst dazu gekommen sein, Mutter?" war die Antwort, bei welcher aber Mary das Blut in ihr Gesicht steigen fühlte, ohne daß sie sich doch eine Absicht dafür angeben konnte.

Mit einem kurzen Kopfschütteln wandte die Frau den Blick wieder nach ihrer früheren Beschäftigung.

Mary eilte nach ihrem jungen Zimmer, entledigte sich ihrer Umhüllungen und war bald am Küchenherd beschäftigt; sie fühlte sich so leicht wie noch nie, seit sie sich auf der Farm befand, und war froh, mit sich allein sein zu können. Es war das trübste Weihnachtsfest, das sie bis jetzt erlebt; dennoch leuchtete es in ihrer Seele wie heller, beglückender Weihnachtsschimmer, und sie gab sich der wohlthuenden Stimmung hin, ohne zu fragen, woher sie ihr gekommen.

Sie hatte kaum den Blechkessel mit dem dampfenden Kaffee vom Ofen gehoben, als sie auch die beiden Zurückgebliebenen mit den Pferden ankommen hörte. Eilig ordnete sie das nothwendige Geschirr und machte sich damit auf den Weg nach dem Vorder-

Digitized by Google

zimmer, damit den Ankommenten gleich beim Eintritt der wärmende Trank entgegendufte; der alte Farmer war ihr aber bereits zuvorgekommen, und hart hinter ihr trat Heinrich ein. Kleiner von Beiden schien sich in guter Laune zu befinden, denn mit einem einhyldigen Gruß legte Kreuzer seinen Hut bei Seite, während der Bursche einen trotzigen Blick über das Mädchen laufen ließ und sich dann wortlos auf einen Stuhl warf.

Die Frau schien die Unfreundschaft Beider kaum zu bemerken und bot erst eine Weile nach deren Eintritt in ihrer alten Weise den Kopf. „Ist es wirklich so, Kreuzer, daß Du das Mädchen mit einem von den Osborne's heimgeschickt hast?“ fragte sie.

„Das ist so, Mutter!“ erwiderte der Sohn an Stelle des Vaters, „und ich habe schon auf dem Wege gesagt, was ich davon halte. Wenn die Mary zur Familie gehört, so soll sie kein Wort mit den Osborne's reden; mit James, dem hochmüthigen, dummen Jungen, aber am allerwenigsten!“

„Wie ist das, Kreuzer?“ fragte die Frau, streng zu dem Alten aufsehend.

„Das ist gerade so, wie es ist!“ erwiderte der Farmer, ruhig seine Pfeife vom Kaminsimse nehmend, „und wenn Jungen erst ihren Vater meistern wollen und wenn sie darin von ihrer Mutter unterstützt werden, anstatt eins auf die Zähne zu bekommen, so thut unseresins am Besten, schreien zu lassen, was schreit, und seinen Weg allein zu gehen!“

Die Frau warf einen forschenden Blick in das Gesicht des Alten, der, ohne eine Erregung kund zu geben, sich seine Pfeife anbrannte. „Ich habe meinethalben gefragt,“ sagte sie dann, „und kann gehört, was der Heinrich gesprochen!“

„Kann war es jetzt am allerwenigsten die Zeit zu fragen,“ erwiderte Kreuzer. „Weil es aber einmal so weit ist, so will ich ein paar Worte sagen, damit wenigstens das Mädchen weiß, woran es ist, und nicht noch meint, sie habe selber ein Verbrechen begangen. Gib mir eine Tasse Kaffe her, Mary, er riecht ganz gut!“

Mary hatte dem kurzen Gespräche mit einer Art heimlicher Angst zugehört, der ganze Weihnachtsschimmer in ihr war davor erloschen, und auch die letzten Worte des Farmers vermochten nicht, ein Gefühl von Trauf, das plötzlich über sie gekommen, von ihr zu nehmen. Kreuzer hielt ihre Hand fest, als sie ihm den Kaffee brachte. „Ich ist da eine alte Geschichte zwischen uns und den Osborne's, die Du jetzt erfahren sollst,“ sagte er; „aber wenn ich auch dem Major nicht vergessen kann und darf, was er gegen mich gethan, so wäre es doch vielleicht für eine Frau und die jungen Leute besser gehandelt, wenn sie hätten, daß unter ihnen begraben würde, was einmal geschehen ist, als daß die Feindschaft immer von Neuem frisch gemacht und weiter fortgepflanzt wird.“

„Sie haben erst zu uns zu kommen, wenn von Vergessen geredet werden soll!“ warf die Frau mit finster zusammengezogenen Augen ein.

„Du weißt noch nicht viel von den Amerikanern, Mädchen,“ fuhr der Alte fort, als habe er den Einwurf nicht gehört, „darum muß ich Dir sagen, daß ein Theil davon umgänglichere Leute sind, als wir Deutschen es gegen Fremde vielleicht jemals werden können, daß aber auch ein anderer Theil, in denen das alte englische Adelsblut steckt, den eingewanderten Bauer und Arbeiter wie einen ganz andern, geringeren Menschenschlag ansieht, dem sie am liebsten das wenigste Recht in diesem Lande gäben und mit dem sie niemals etwas zu thun haben wollen. Und zu dieser Sorte gehörte — 's ist nun schon ein Jahrer zehn oder länger her — der Major Osborne. Aber er bekam doch mit dem Michel Kreuzer, der gerade eingewandert war und sein gekauftes Land baar bezahlt hatte, zu thun, und er hat hart daran beißen müssen. Die Landvermessungen hier herum waren alle längst gemacht, aber es mußte ein gutes Theil Unordnung darin herrschen, denn der Major behauptete, der größte Theil von dem ganzen Lande, das ich gekauft, gehöre zu seiner Farm, und als ich mein erstes Blockhaus aufrichten wollte, kam er mit seinen Knechten und drohte mich niederzuschießen wie einen tollen Hund, wenn ich nicht mache, daß ich fortkomme. Es waren noch zwei Deutsche und ein Amerikaner aus der Nachbarschaft bei mir, die mir beistehen wollten, das Haus aufzurichten; sie redeten mir Alle ab, mich mit Gewalt zu widersetzen; der Major habe Anhänger rings herum, und ich könne nicht gegen ihn aufkommen, ich solle mein Recht vor Gericht suchen. Der Amerikaner brachte mich auch zu einem Advocaten, der sein Geschäft wohl verstehen mochte, aber auch der Sache auch die besten Pfeifen für sich selber schnitt. Ein Jahr nach unserer Ankunft hier lagen wir allesammt noch immer in der „Tavern“ am „Point“; das Land war uns endlich zugesprochen, aber unser Geld war aufgezehrt und zumeist für Advocaten-Gebühr darauf gegangen, wir kamen in Noth, und Keins von uns wußte, was werden solle. Da drängte und der Advocat zu einer Entschädigungsklage gegen den Major, wofür er nichts haben wolle, bis wir selbst unsere Entschädigung hätten. Die Sache ging los, und es mußte wohl ordentliches Feuer dahinter gemacht worden sein, denn drei Wochen darauf ließ mir der Major sagen, ich solle zu ihm kommen, er wolle sich mit mir vergleichen. Ich ließ ihm melden, er habe gerade so weit zu mir, als ich zu ihm; im Uebrigen aber überlasse ich die Sache meinem Advocaten. Es dauerte noch zwei Monate, da hatte ich mein früheres Geld wieder und auch den Advocaten bezahlt; der Major aber ließ mir wissen, wenn sich Eins von uns auf seinem Lande blicken ließe, werde er ihm mit einer Kugel den Weg weisen. Das war freilich kein Gruß, um gute Nachbarschaft zu beginnen, und zudem konnte uns kein Geld die Sorgen und die schlaflosen Nächte, die wir ausgehalten, bezahlen. Ich hatte bis dahin noch nicht gewußt, was es heißt, Jemand von Herzensgrunde hassen — damals aber lernte ich es.

„Wir fingen unsere Arbeiten hier an, und wenn es sich zufällig traf, daß ich dem Major auf der Straße begegnete und er mit einem so kalten Gesichte gerade aufsah, als habe er mich mit seinem Blicke bemerkt, hätte ich ihm oft die Fäuste unter die Nase halten mögen; da das aber zu nichts helfen konnte, als dem Manne das Recht zu einer Klage gegen mich zu geben, vielleicht die größte Freude, die ich ihm hätte machen können, so ließ ich es unterwegs. Deste tiefer aber grub sich der Groll in mir ein, und Mutter hier, die dem Heinrich jeden Tag ergötzte, weshalb er niemals ein Wort mit dem Jungen des Majors reden dürfe, war auch nicht faul, mir das Herz immer noch bitterer zu machen — sie hatte während des langen Jahres voll Sorgen vielleicht auch noch mehr gelitten, als ich selber.

„Das ist aber, wie gesagt, länger als zehn Jahre her. Währenddem fereelten sich mehr Deutsche hier herum an, und die Amerikaner fingen an zu merken, daß wir ihnen über den Kopf wuchsen. Ich hatte den Rest von meinem Vermögen aus Deutschland bekommen und konnte bald ordentlich in's Zeug gehen, so daß ich mit der Zeit so viel unter den Deutschen galt, als der Major unter seinen Amerikanern, und wenn einmal eine Wahl vor der Thür stand, kam mancher von dessen Freunden zu mir und meinte, ich solle meinen Groll nicht andern Leuten entgelten lassen, die, wenn sie auch Amerikaner wären, ihn nicht verdient hätten. Ich wußte, daß jetzt der Major noch bitterer gestraft wurde, als damals, wo er Proceßkosten und Entschädigung hatte zahlen müssen — und wenn ich ihm auch seinen Finger aus Gefälligkeit hätte hinhalten mögen, so kam mir doch oft genug der Gedanke, daß es unrecht sei, die Feindschaft der Eltern auch auf die Kinder zu übertragen, von denen noch keins weiß, wie es einmal das andere brauchen kann — kam mir besonders, wenn ich die Jungen vom Major thun sah, als wüßten sie von dem alten Streite kein Wort —“

„Du magst thun, wie Du willst, Vater, und ich werde es auch thun!“ unterbrach Heinrich den Sprechenden. „Mir soll keins von den Osborne's gutes Tag zu bieten haben, und meine Meinung ist, wer sich von den Jungen einen Gefallen thun läßt, der hat auch schon dem Alten die Hand geboten!“

Kreuzer legte langsam die Pfeife weg, erhob sich und schritt auf den Burschen los. „Und wenn ich nun dem Alten die Hand bieten wollte,“ sagte er mit geraezelter Stirn, Heinrichs Arm fassend, „willst Du Dich in die Welt, der sich noch mit Kornmehl-Papp füttern ließ, als Deine Eltern ihr Leben durchmachten, mir etwa sagen, was ich zu thun habe? Gefällt Dir das nicht, was Dein Vater für recht findet, so magst Du zusehen, ob es Dir bei andern Leuten besser behagt, es steht Dir frei —“

„Kreuzer, jetzt habe ich auch ein Wort darein zu sprechen!“ erhob sich die Frau.

„Ich sage, Frau, es wird jetzt nichts mehr über die Sache geredet!“ erwiderte Kreuzer, sich langsam herumdrehend. „Was die Eltern mit einander haben, mögen sie unter sich abthun, aber nicht vor den Kindern, und so lange ich noch hier im Hause lebe, sollen meine Jungen mir keine Vorschriften machen, und wäre auch die Mutter wirklich so unversöhnlich, daß sie sich mit ihnen gegen den Vater verbündete!“ Es war ein ungewöhnlich heller Ton, welcher in den Alten letzten Worten klang, und die Bedeutung derselben schien der Mutter wie dem Sohne hinlänglich bekannt; keine Sylbe

Digitized by Google

Ludwig Uhland.

folgte als Erwiderung; Kreuzer aber schritt ruhig nach dem Tische zurück, trank seinen Kaffee aus und brannte dann seine Pfeife wieder an. „Ich denke, es ist Zeit, zu Bette zu gehen," sagte er nach der kurzen Pause, „und was ich noch sagen wollte," wandte er sich an Mary, „wenn es auch nicht nothwendig ist, daß Du Dich groß um die Osborne's bekümmerst, Kind, so hast doch Du die wenigste Ursache, ihnen aus dem Wege zu gehen, wo Du sie etwa treffen solltest!"

Heinrich ließ eine Art brummenden Laut hören, erhob sich von seinem Stuhle und ging geräuschvoll nach der Thür, die Frau wandte sich in dem Tone unterrückten Aergers nach dem kleinen George und befahl ihm, seinem Bruder zu folgen, und als Mary an Sie herantrat, um zu fragen, ob noch etwas für sie zu besorgen sei, traf das Mädchen nur auf ein unbewegliches Gesicht, ohne daß ihr eine Antwort wurde. Leise stellte sie das Kaffeegeschirre zusammen und verließ damit das Zimmer, um ebenfalls ihr Bett zu suchen. Lange aber lag sie hier mit offenen Augen im trüben Sinnen, was die Zukunft in diesem Hause wohl für sie bringen könne. Als sie endlich mit einem Lächeln, das nichts mehr von Trübsal erzählte, einschlief, waren es die letzten Worte des Farmers, die sie in ihre Träume begleiteten: „Du hast die wenigste Ursache, den Osborne's aus dem Wege zu gehen, wo Du sie etwa treffen solltest!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein deutscher Sänger.

(Mit Abbildung.)

„Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt." Uhland.

Sei gegrüßt, Württemberg, du freundliches Hügelland, reich an Naturschönheiten und herrlichen fruchtbaren Thälern! Wie lieblich lächeln und deine reichen Fluren, deine üppigen Weingärten entgegen! Wie winken uns traulich die herrlichen Wälder, die deine Berge krönen; wie anziehend flüstern deine Burgen von alten gewaltigen Zeiten, während deine großen und reinlichen Dörfer und deine vielen gewerbreichen Städte und Städtchen von der biedern Einfachheit und dem Fleiße deiner Bewohner erzählen! Du bist so recht ein Land der Romantik und der Poesie, und kein Wunder ist es, wenn einer deiner wackersten Sänger uns so recht aus vollem Herzen zuruft:

„Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!"

Und wahrlich! in Schwaben ist schon manch' herrlich Lied angeschlagen worden und hat hinausgeklungen über alle deutsche Gauen und sein freudiges Echo gefunden in allen deutschen Herzen! Standen hier doch die Wiegen eines Wieland, Schiller, Uhland, Schwab, Kerner, Hauff, Pfizer, Mörike. Scharen diese prächtigen Gauen dem deutschen Vaterlande doch schon so viele bedeutende Männer wie: Spittler, Moser, Paulus, Strauß, Schelling, Hegel, Danneker ꝛc. In der That erhob sich denn auch hier eine ganze Dichterschule, die „Schwäbische Dichterschule" genannt, auf die wir mit gerechtem Stolze blicken dürfen.

Was den Inhalt dieser schwäbischen Poesie betrifft, so waren es zunächst die landschaftliche Natur, die sich ja im schönen Schwabenlande so reizend und so reich entfaltet, und die Gemüthsstimmungen, welche durch die Einwirkungen der Naturschönheit hervorgerufen worden, die in musikalisch innigen Liederklängen ausathmeten. Das einfache kindliche Gemüth dieser schwäbischen Sänger vermied jedes herausfordernde Virtuosenthum der Empfindung, alle kühnen Griffe und schwindelnden Probleme des Gedankens; es war ganz Hingabe, Innigkeit, Innigkeit und Naturandacht. So ward — wie Justinus Kerner selbst sagt — die Natur die Meisterin der schwäbischen Dichterschule. Aber die schwäbischen Dichter unterscheiden sich nicht allein durch die Reinheit ihrer Naturanschauung von den Romantikern, sondern auch durch die schlichte und klare Auffassung des Mittelalters, das sie in ihren Romanzen und Balladen verherrlichen. Sie rufen hier meist schöne und doch naturwüchsige Gestalten herauf; es sind nicht Fouqué's sentimentale Raufbolde, nicht Brentano's schwarzkünstige Zauberer, nicht Tieck's ironische Purzelmännchen im Harnische, es sind Menschen mit edler, warmer Empfindung, gültig für alle Zeiten und allen Zeiten verständlich. Auch sucht diese Poesie nicht ängstlich jede Berührung mit der Gegenwart zu vermeiden, sondern proclamirt in energischer Form den freischen, kräftigen Freiheitssinn der Zeit.

An der Spitze dieser „schwäbischen Dichterschule" steht nun der wackere Ludwig Uhland, Deutschland längst bekannt durch seine trefflichen Poesien, wie durch seine politische Gesinnungstüchtigkeit. Johann Ludwig Uhland, dessen nach einer wohlgelungenen Photographie gefertigtes Portrait wir hier geben, wurde am 26. April 1783 zu Tübingen geboren. Schon sein Großvater, Ludwig Joseph, ein vielseitig gebildeter Mann und einer der ausgezeichnetsten damaligen Theologen, war hier ansässig gewesen und bekleidete seit 1777 das Amt eines Professors der Geschichte an der dortigen Universität, während Uhland's Vater im Laufe der Zeit die Stelle eines Universitäts-Secretair einnahm.

Schlicht und einfach, wie des Kindes Statur und Wesen, war auch die Erziehung, die es im elterlichen Hause genoß; aber es fehlte hier wie dort nicht an jener stillen Gebeigenheit, die Uhland für sein ganzes Leben auszeichnete. Uhland bildete sich auf der gelehrten Schule und Universität seiner Vaterstadt, wo mit ihm zugleich und in freundschaftlichen Verhältnissen Justinus Kerner und — in dem Winter 1808 — auch Barnhagen von Ense studirten. Barnhagen erinnert sich noch in seinem Alter mit Freuden an dies, wenn auch nur kurze, Zusammenleben. „Es waren zwei liebe, herrliche Menschen," sagt er von Uhland und Kerner, „echte ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innerem Leben und äußerem Talent."

Uhland, damals noch wenig bekannt, hatte im Stillen schon manch hübsches Gedicht in tief bewegter Seele empfangen und Einzelnes auch in den Musenalmanachen von Leo von Seckendorf veröffentlicht. Kerner brachte dem gemeinsamen Freunde Barnhagen ein ganzes Päckchen derselben. Da war es Barnhagen, als tauche seine Seele in frische Dichtungsfluth! Er fand Uhland's Lieder „Gottesfels", d. h. nicht Goethen nachgeahmt, sondern in gleichem Werthe mit dessen Liedern: eben so wahr und so rein, so frisch und lieb! Besonders gefiel ihm, daß sich Uhland nie mit Worten und Redensarten befaßte, sondern nur das Gefühl und die Anschauung sprechen ließ. Natürlich war dadurch der Ausdruck immer echt. Die Natur, die ihn umgab — und die ja namentlich um Tübingen herum so schön und lieblich ist —, die Vorzeit, deren Sagen er in seinem dichterischen Gemüthe leise verhallen hörte, bezeichneten schon damals den Kreis seiner Dichtungen. Dennoch wurzelte schon der Jüngling mit kräftigem Geiste in seiner Zeit, umfaßte die ganze Bildung derselben, und war somit, der Auffassung und Wirkung nach, durchaus modern. Vaterlandsliebe und Freiheitsliebe durchströmten ihn und machten ihn somit Barnhagen doppelt lieb und werth.

Aus jener Zeit klingt und „des Knaben Berglied" herüber:

„Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Wünsch Feuer auf den Lerchen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und schwing' mein Schwert, und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!"

Auch „die drei Lieder" stammen aus jener Zeit und manch ander wackeres Gedicht.

Merkwürdiger Weise entsprach aber, selbst in jenen schönen Jünglingstagen, das Wesen Uhland's und sein Aeußeres keineswegs dem so bedeutenden Inneren. Die äußere Erscheinung kann nicht anders, als eine in der That gewöhnliche genannt werden, und dabei war Uhland unzugänglich und blieb es für sein Leben. Eine dem Tiedschen sehr nahestehende liebe Dame hat ihn sehr richtig mit den Worten portraitirt: „Uhland ist wie eine Nachtigall, man muß ihn nur singen hören, aber nicht sehen." „Umgang," sagt Barnhagen von Ense, „hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittlung, denn er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen! Keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet es ab, was daraus werden möge, und schweigt. Redet er aber einmal, so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Hierarci ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch! Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist Jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig. Er wird nächstens die Universität verlassen und eine Reise nach Paris unternehmen. Er ist im Ganzen nicht rauh und herb, aber die Franzosen werden ihn doch nicht glätten und noch weniger gesprächig machen."

Uhland arbeitete 1808 Barnhagen über Uhland, und Uhland's ganzes Leben hat dies Urtheil bestätigt.

Noch in demselben Jahre wurde Uhland Advocat und bald darauf Doctor der Rechte. Jetzt führte er auch die Reise nach Paris aus, wofelbst er auf der königlichen Bibliothek die vorhandenen Manuscripte des Mittelalters fleißig studirte. Früchte dieser mühevollen, aber mit erstaunlicher Gründlichkeit betriebenen Arbeit bot Uhland der Welt in Uebersetzungen altfranzösischer Gedichte. Sie finden sich in der zweiten Auflage seiner Gedichtsammlung. Aber in Paris war seines Bleibens nicht. Uhland lehrte schon 1812 nach Stuttgart zurück, wo er eine Zeit lang im Bureau des Justizministeriums arbeitete. Da kamen die weiterschütternden Jahre 1813 bis 1815 mit ihren Stürmen und Wettern heran; wie hätten sie an einem so durchaus deutschen, edlen und freisinnigen Manne, wie Uhland, ohne den tiefsten, gewaltigsten Eindruck vorüber gehen können? Wie ein Riesse richtete sich sein Geist empor, die Lieder der Liebe, die Huldigungen der Natur verstummten, und wie einen kecken Trompetenruf schmetterte er sein „Vorwärts!"

Digitized by Google

hinaus. Uhland schloß sich jetzt in seinen patriotischen Gedichten den Sängern der Befreiungskriege an.

Hiermit aber war auch die Saite angeschlagen, die den Grundton seines Lebens austönen sollte: Uhland trat als einer der beharrlichsten Kämpfer für „das alte, gute Recht" auf, unmittelbar an die kurzen, schlagbaften Kampfeshymnen reihte sich die Forderung der „Volksrechte", die mit majestätischem Orgelklange im Oktobergefange einherbraust:

„Wenn heut ein Geist herniederfliegt,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gestalten auf dem Siegesfeld:
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Rein, himmelskräftig, donnergleich."

Gewaltig hallten diese Klänge durch ganz Deutschland wieder, und wahrlich, sie sind in den Herzen der Deutschen noch nicht verklungen! An Uhland's Gedichten hob und entflammte sich der Patriotismus des Volkes, kräftigte sich der gute Sinn der Volksvertreter. Ruft diesen noch der Dichter zu:

„Tadeln euch die Ueberweisen,
Die um eigne Sonnen kreisen,
Haltet fester nur am Echten,
Alterprobten, einfach Rechten."

„Und wie man aus verjunkten Städten
Erhab'ne Götterbilder gräbt,
So ist manch' heilig Recht zu retten,
Das unter wüsten Trümmern lebt."

Daß Uhland's Begriff vom „alten, guten Recht" ein für unsere Zeit etwas sehr eingeengter war, ist nicht zu leugnen. „Dies alte Recht", sagt der schon genannte Literarhistoriker in Beziehung auf Uhland, „soll Oeffentlichkeit der Gerichte, mäßige Steuern, Schutz der Wissenschaft, allgemeine Wehrberechtigung der Freien und Freitüchtigkeit wiederbringen. Diese etwas schwerbeholfenen politischen Begriffe hat Uhland in ein sehr graziöses poetisches Flügelkleid gehüllt, so daß man sie kaum wiedererkennt. In Wahrheit ist aber diese Begeisterung für das gute alte Recht, dies Zurückgehen auf frühere Zustände, nur lyrische Politik . . . . . eine Politik des Gemüthes. Die Vernunft würde solche Ansprüche nicht auf früheren Bestand, sondern auf ihre innere Berechtigung gründen. Das gute alte Recht in Bausch und Bogen würde auch Uhland nicht zurückwünschen können."

Wie dem aber auch sein mag, die edle Absicht des Mannes darf so wenig verkannt werden, wie sein bedeutendes Wirken in den Kammern. Als nämlich König Friedrich von Württemberg 1815 die Stände zusammenrief, um dem Lande eine constitutionelle Verfassung zu geben, trat auch Uhland in die Reihe der Vertheidiger der Rechte und Freiheiten des Vaterlandes. Zu Folge dessen ward er 1819 von dem Oberamte Tübingen und 1820 von seiner Vaterstadt zum Mitglied der Ständeversammlung gewählt. Uhland gab sich diesem Amte mit ganzer voller Seele hin; ja der Gedanke einer würdigen und thatkräftigen Vertretung des Volkes durchdrang ihn so gewaltig, nahm ihn so vollständig in Anspruch, daß er — nachdem er 1829 außerordentlicher Professor der deutschen Sprache an der Universität Tübingen geworden war — bald darauf diese Stelle wieder niederlegte, um seinen Pflichten als Abgeordneter ganz leben zu können.

Hier nun entfaltete sich denn auch die Haupthätigkeit seines Lebens. Besonders hervorzuragen war sein Wirken auf dem Landtage von 1821 bei der Aufhebung des unseligen „Schreiberinstitutes" in Württemberg. Uhland vor Anderen erzielte die Beschlüsse, daß die Verwaltungsgeschäfte der Gemeinden und Oberamtsdistricte von den Rechtsgeschäften getrennt und beide nicht mehr durch eine Person besorgt, daß die Justizbeamten auf fize Gehalte gesetzt und daß die Verwaltungsangelegenheiten der Gemeinden für eine durch Vertrag bestimmte Belohnung besorgt werden sollten.

Diese Beschlüsse gaben nicht nur der Willkür der bisherigen Stand- und Amtsschreiberei, sondern auch dem ganzen unseligen „Schreiberinstitute" überhaupt den Todesstoß, ... einen Institute, das noch aus Deutschlands rohem Zeitalter stammte, das den Württembergern zu allen Zeiten laute Seufzer und Klagen in Masse erpreßte, das den trägen Gang aller in die Staatshaushaltung und das Privatleben eingreifenden Geschäfte verewigte und zugleich das ganze Rechnungswesen in einen wahrhaft gordischen Knoten verwickelte.

Lebhafte Debatten erregte auf demselben Landtage der Antrag auf völlig freien Handelsverkehr, Aufhebung aller inneren Zölle und Verbot des schändlichen Büchernachdruckes. Auch hier war es vor allen Dingen Uhland, der, zumal gegen das Rechtswidrige und Unmoralische des Nachdruckes, mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft und Energie auftrat. Weber, Abel, Keßler, Schott, Schmidt, Cotta schlossen sich ihm mit gleicher Entschiedenheit an. Ueberhaupt gehörte Uhland von Anfang an zu jener gesinnungstüchtigen Opposition in der württembergischen Kammer, die mit überwiegender Geisteskraft der freien, gesetzlichen Entwickelung des Volkes Bahn brach.

So kamen auf dem Landtage von 1833 die Verhältnisse zum deutschen Bunde zur Sprache, und mit ihnen die großen Fragen in Bezug auf Preß- und Wahlfreiheit. Die Opposition bewährte dabei glänzende Talente. Die Regierung war aufgebracht und verlangte, daß Pfizer's Motion über die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni 1832 mit „verdientem Unwillen" verworfen werde; da trat Uhland, als Berichterstatter der Staatsrechtlichen Commission, auf und verlas eine von ihm verfaßte Adresse, in welcher sich die Kammer gegen solche Anträge der Regierung mit Würde und Entschiedenheit verwahrte. Diese Adresse ging am 11. März 1833 mit großer Stimmenmehrheit durch, hatte aber zur Folge, daß die Kammer wenige Tage später aufgelöst wurde.

Uhland wurde von Stuttgart, Pfizer von Tübingen wiedergewählt. Im Jahre 1836 war Uhland unter den neunzehn Oppositionsmitgliedern, welche bei Gelegenheit der Abstimmung über das Finanzgesetz das Budget aus staatsrechtlichen Gründen verweigerten. Mit Uhland gingen damals namentlich Pfizer, Klett, Raidt, Schott, Nestlen, Pfaff, Walz, Römer, Murschel, Pflaum, Menzel, Pfäfflin, Baumann und Dövernoy. So wirkte Uhland mit Muth und Kraft in der württembergischen Kammer, wie er in den Sturmjahren 1848 und 1849 seine volksfreundlichen und echtdeutschen Gesinnungen im Parlamente zu Frankfurt a. M. und im Rumpfparlamente zu Stuttgart bewies.

Trotz der Erfüllung all dieser vaterländischen Pflichten schlief aber Uhland's Dichtertalent nicht ein. Fand sich doch manche Gelegenheit, es zu üben. 1833 erschienen seine Gedichte in sechster Auflage. Sie hatten einen schönen und großen Zuwachs durch seine patriotischen Lieder gefunden, in welchen er das begeisternde Wort als die ihm verliehene Waffe für des Vaterlandes Wohl schallen läßt. So in seinem herrlichen Oktoberlied:

„Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schweren Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Vermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts erhellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt."

Uhland's lyrische Gedichte sind sämmtlich Ergießungen eines tiefen, zarten, für alle Saiten der Natur und des Lebens empfänglichen Gemüthes, aber sie sind dabei nicht kränkelnd, sondern im Gegentheil kerngesund. Gerade durch diese Züge echter Gesundheit aber, wie durch die künstlerische Klarheit und Vollendung der Form reihen sie sich an die gleichartigen Schöpfungen Goethe's würdig an. Besonders gelungen sind Uhland auch seine Balladen und Romanzen, die bei Anschaulichkeit, Lebendigkeit und scharfer Zeichnung ein echt deutsches Gepräge tragen und ganz den rechten Ton des Volksliedes treffen. Hier kam ihm sein tieferes Verständniß und sein gründliches Studium der Poesien des Mittelalters sehr zu statten. Zu den trefflichsten dieser Romanzen und Balladen gehören: des Sängers Fluch, Klein Roland, König Karls Meerfahrt, die Bidaffoabrücke, Sängerliebe, der Schenk von Limburg und Eberhard der Rauschebart. Auch im Drama hat sich Uhland versucht und außer dem Fragment „Konradin" die Dramen „Herzog Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Baier" geschrieben, jedoch mit weniger Glück, obgleich die Composition correct und folgerichtig, die Sprache einfach und edel gehalten ist. Auch als Literarhistoriker über fremde und einheimische Poesie hat sich Uhland Verdienste erworben und eben so reiche Kenntnisse als Gründlichkeit dabei gezeigt. Es bewiesen dies seine Abhandlung über die nordfranzösische Poesie, die Bearbeitung „Walter's von der Vogelweide"

Digitized by Google

und sein neueres Werk über die alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder. Endlich gehört Uhland zu den tüchtigsten Mitarbeitern des großen Grimm'schen Sprachwerkes.

So darf Deutschland mit Stolz von Uhland sagen, daß er einer seiner edelsten Söhne sei, ein echter „deutscher Sänger" — ein biederer, ehrenfester Charakter, ein Mann von Muth und hohem Sinn. Er lebt noch jetzt still thätig in Tübingen. Möge er dem deutschen Vaterlande noch lange erhalten bleiben! H. M.

Ein seltenes Naturspiel.

Es gibt Gegenden der Erde, wo die Sonne, von einem bestimmten Punkte aus gesehen, mehrmals während ihres Laufes hinter Bergen verschwindet und dann wieder zum Vorschein kommt, wo sie alle, wie man sich ausdrücken könnte, mehrmals auf- und untergeht. Dies findet unter andern in besonders bemerkenswerther Weise den 13. und 14. Januar jeden Jahres bei dem Bosrud, einem Berge in Oberösterreich Statt, wenn man von dem eine Meile entfernten Spital am Pyhrn aus beobachtet, wie kürzlich ein gewisser Herr Riedler durch eine Zeichnung, deren Copie wir mittheilen, bekannt gemacht hat. Der östliche Abhang des Bosrud fällt hiernach nahe mit der Linie zusammen, welche die Sonne an jenen beiden Tagen von ihrem Aufgange an beschreibt, und da dieser Bergrücken sehr zerklüftet ist, so ereignet es sich, daß sie während des Vormittags acht Mal zum Vorschein kommt, sieben Mal wieder verschwindet. Die Punkte, wo dies geschieht, sind in unserer Zeichnung durch 1. 2. 3. ꝛc. kenntlich gemacht, und die Sonne wird sich an diesen Punkten resp. um 9 Uhr 45 M., 10 Uhr, 10 Uhr 10 M., 10 Uhr 15 M., 10 Uhr 25 M., 10 Uhr 35 M., 10 Uhr 45 M. und 11 Uhr 20 Minuten befinden. Die Höhe der Sonne über dem Horizont beträgt zu eben diesen Zeiten der Reihe nach $15^{1}/_{2}$, $17^{1}/_{2}$, $18^{1}/_{2}$, $19^{1}/_{6}$, 20, $20^{1}/_{2}$, 22 und 24 Grad. Doch ist dabei zu bemerken, daß diese Zahlenangaben nur als rohe Näherungswerthe gelten können, da uns die geographische Breite des Ortes und alle sonstigen Angaben nur sehr oberflächlich bekannt sind.

Bemerkenswerth ist bei der Mittheilung des Herrn Riedler noch, daß er nichts davon erwähnt, daß dieselbe Erscheinung auch den 28. und 29. November jeden Jahres stattfinden muß, weil an diesen beiden Tagen die Sonne sehr nahe dieselbe Declination hat, als am 13. und 14. Januar. Ist dies seiner Beobachtung entgangen?

Eine Sitzung der Spiritualisten in London.

Nachdem in Deutschland das Zeitalter der tanzenden und klopfenden Tische so ziemlich verübet ist, treibt in Amerika und England der sogenannte Spiritualismus die üppigsten Blüthen und findet gerade in den Gesellschaftsclassen, die man als die gebildeten zu bezeichnen pflegt, seine eifrigsten Anhänger. Mr. Home, ein junger Amerikaner und bevorzugter Liebling der Klopfgeister, machte kürzlich eine „Kunstreise" durch Italien, Frankreich und England, die ihm einen nicht zu verachtenden baaren Gewinn eintrug, ihm Aufnahme in den Salons der vornehmen Welt und in Paris sogar die Ehre verschaffte, seine Künste vor dem kaiserlichen Paare in den Tuilerien zu produciren. Sonst scheint Mr. Home weder unter dem blauen Himmel Italiens, noch bei den Franzosen den erwarteten günstigen Boden gefunden zu haben. In dem „nüchternen, aufgeklärten" England hingegen zeigen sich die Geisterlehrer nur um so empfänglicher, und wir können uns nicht versagen, den Lesern der Gartenlaube einige Einzelnheiten aus dem Verlaufe eines Augenzeugen über eine „Sitzung" der englischen Spiritualisten mitzutheilen.

Zum bessern Verständnisse des Nachfolgenden geben wir eine flüchtige Schilderung des Schauplatzes. Das Zimmer, in welchem sich die Jünger Home's eines Abends gegen neun Uhr versammelten, war ein gewöhnlicher, dreifenstriger Privatsalon und unterschied sich in seiner Einrichtung durch nichts von einem andern englischen Drawing room. Das Meublement bestand aus mehreren Divans, Sesseln und Stühlen. In der Mitte des hohen, geräumigen Zimmers stand ein großer, runder Tisch; die Fenster waren mit dunkeln, wollenen Gardinen und Rouleaux versehen. In den beiden Fenstern rechts und links hatte man Pyramidenstöcke aufgestellt; das Mittelfenster hingegen war leer. Die Gesellschaft bestand aus acht Personen, Frauen und Männern. Unter ihnen befand sich Mr. Home, ein kaum dem Jünglingsalter entwachsener, junger, blasser Mann, dessen ziemlich unbedeutende Erscheinung nicht im Mindesten den Vorstellungen entspricht, die man sich von ihm zu machen gewagt ist. Mr. Home verwahrt sich selbst eifrig dagegen, irgend welche Gewalt über die Geister zu besitzen. Er erklärt sich nicht nur für unfähig, Geister zu citiren, sondern würde es sogar für sündlich halten. Ueberhaupt ist er ein sehr frommer, demüthiger Mann von fast schüchternem Wesen. Ueber Dinge, die über das Grab hinaus ragen, vermag er ebenso wenig Auskunft zu geben, wie ein anderer Sterblicher. Er ist mit einem Worte nicht

Digitized by Google

der Beherrscher der Klopfgeister — dazu ist er viel zu fromm und bescheiden — sondern ihr willenloser Spielball, ein Gegenstand, welches indessen das Interesse an seiner mysteriösen Persönlichkeit durchaus nicht zu schwächen vermag.

Aber kehren wir zu unserer „Sitzung“ zurück. Wir übergehen die gewöhnlichen, unerläßlichen Präliminarien, um sogleich auf die Hauptereignisse des Abends zu kommen. Der Tisch gab, nachdem sich die Versammlung ringsum gesetzt und ihn mit ihren Händen berührt hatte, durch Klopfen den Wunsch zu erkennen, man möge ihn so nahe als möglich an das Mittelfenster rücken. Dies geschah. Dann legte man mehrere Blätter weißes Papier, einige Bleistifte, ein Accordion, eine Klingel und einige Blumen auf den Tisch, und die Anwesenden placirten sich so, daß die tiefe Fensternische leer blieb, in welcher — wie sie aus einem mir unbekannten Grunde vermuthen — die Erscheinungen stattfinden sollten. Endlich erließ der Tisch in seiner gewöhnlichen Sprache den Befehl, alle Lichter auszulöschen.

Die Gesellschaft befand sich nun in einer Dunkelheit, die vollständig gewesen sein würde, wäre nicht ein blasser Schimmer des grauen Nachthimmels durch das Fenster hereingefallen und hätte nicht das am entgegengesetzten Ende des Zimmers verglimmende Kaminfeuer dann und wann einen flackernden Schein auf die Gesichter der Versammelten geworfen. Sie sahen ihre Hände wie einen hellen Kranz auf dem Tische liegen, aber sie konnten ihre Form nicht unterscheiden. Das Accordion war nur als schwarze Masse sichtbar, während die weißen Papierblätter sich ungleich deutlicher gegen den dunkeln Grund abzeichneten. Es herrschte eine so tiefe Stille, daß man selbst das Picken der Taschenuhren wahrnahm.

Plötzlich bemerkten einige der Anwesenden, wie das Rouleau des Mittelfensters in Bewegung gerieth. Es begann sich langsam und, wie es schien, nicht ohne Schwierigkeit zu senken. Die Kraft, welche es in Bewegung setzte, war offenbar ungenügend und unsicher, aber es gelang ihr endlich doch, das Rouleau gänzlich herabzulassen, und die Versammlung befand sich nun in noch tieferer Dunkelheit. Nachdem sich die Augen daran gewöhnt hatten, wurde es indessen wieder möglich, nähere Gegenstände, wenn auch nur undeutlich, zu erkennen.

Plötzlich ging ein Flüstern um den Tisch. Man wollte Hände gesehen haben — dann fühlten sich einige Anwesende, darunter unser Gewährsmann, von einer kleinen Hand, welche die eines Knaben zu sein schien, auf die Kniee gestoßt, wie im Scherze. Gleich darauf hatten die übrigen Umsitzenden dieselbe Empfindung, und die Schnelligkeit, mit der sich die bald klopfende, bald kneifende oder flatschende Hand bald rechts, bald links, bald hier, bald dort fühlbar machte, erregte allgemeines Erstaunen. „Dann bemerkte ich,“ so fährt unser Berichterstatter fort, „wie sich dicht vor mir eine größere Hand zwischen den Tisch und die darauf liegende Decke drängte und letztere emporhob. Hastig faßte ich zu, um mich von der Beschaffenheit dieser Haut zu überzeugen — aber sie zerfloß unter meinem Drucke in Nichts. Dennoch hatte ich deutlich gefühlt, daß es eine warme, lebendige, weiche Hand gewesen war, die ich einen Moment in der meinigen gehalten.“ Nun wurde vorgeschlagen, daß einer der Anwesenden die Klingel unter den Tisch halten sollte. Kaum war dies geschehen, als der Betreffende fühlte, wie ihm die Schelle aus der Hand gezogen wurde. Man hörte dann ihren Klang an verschiedenen Punkten des Zimmers, und darauf schob sie sich einem andern Mitgliede der Gesellschaft wie von selbst unter dem Tische in die Hand.

In dieser kindlichen — um nicht zu sagen kindischen — Weise beschäftigten die Geister noch lange ihr gläubiges Auditorium. Unter andern nahmen sie die Papierblätter vom Tische, man hörte dieselben auf dem Boden durch das Zimmer rascheln, dann wurden sie wieder auf den Tisch gelegt, ohne daß sich, wie man gehofft hatte, eine Geisterschrift darauf zeigte. Dann erschienen lange, weiße Hände, welche indessen nicht Allen sichtbar waren, über dem Tische und verschwanden wieder, nachdem sie sich der dort niedergelegten Blumen bemächtigt hatten, die sie unter die Anwesenden vertheilten. Auch von den Blumenstöcken in den Fenstern hörte man Blüthen abbrechen und sah sie vertheilen. Endlich verschwand das Accordion mit einem leisen Klange vom Tische, und bald darauf hörte man es auf dem Fußboden, wohin es versetzt war, in den wunderbarsten Accorden erklingen. „Wir horchten mit angehaltenem Athem,“ fährt der Berichterstatter fort. „Die Weise war wild und zugleich unaussprechlich lieblich und voll der eigenthümlichsten Uebergänge. Zuweilen rollten die Töne in mächtigen, fast betäubenden Schwingungen durch den Raum, zuweilen verloren sie sich gleichsam in geisterhaften Gesängen, das alle Anwesenden zu Thränen rührte. Die letzten Töne verhallten wie in weiter Ferne, und Niemand hätte den eigentlichen Moment des Aufhörens zu bezeichnen vermocht.“ Der sich jetzt um Aufklärungen aufrichtenden Vermuthung, daß bei dieser in einem dunkeln Raume und noch dazu unter den Tische executirten Musik ganz gewöhnliche Menschenhände im Spiele gewesen sein könnten, sucht unser Berichterstatter im Voraus zu begegnen, indem er versichert, daß sich das Phänomen auch späterhin bei hellem Kerzenlicht wiederholte. Mitten im Zimmer stehend, hielt er selbst das Accordion in seinen Händen, und absolut hörten sich jene wunderbaren Töne verändern. Bei stürmischen Passagen, bei versteckt der Erzähler, war die Kraft, welche die Musik hervorbrachte, so stark, daß es ihm schwer wurde, das Instrument festzuhalten.

Aber das Alles waren nur Vorbereitungen auf die bei weitem wichtigeren und wundersameren Erscheinungen, welche noch folgen sollten. Wir lassen unsern Augenzeugen selbst erzählen.

„Mr. Home saß am Fenster mir gegenüber. Sein bleiches Gesicht zeichnete sich trotz der Finsterniß auf dem Hintergrunde der dunkeln Gardine deutlich ab. Seine Hände lagen, wenigstens in ihren Umrissen sichtbar, vor ihm auf der Tischdecke. Plötzlich sagte er mit ruhiger Stimme: „Mein Stuhl fängt an, sich in Bewegung zu setzen — ich fühle mich vom Boden erhoben, aber ich bitte die Anwesenden, nicht auf mich zu achten, sondern von etwas Anderem zu sprechen.“ Es war wirklich schwierig, diesem Wunsche nachzukommen und die Neugier zu unterdrücken, welche seine Worte hervorrufen mußten, dennoch versuchten die Anwesenden ihre Aufmerksamkeit einem andern Gegenstande zuzuwenden. Mir meinestheils wollte das nicht gelingen. Ich hielt meine Augen fest auf Mr. Home gerichtet und sah, wie seine Hände vom Tische verschwanden und sein Kopf in dem tiefen Schatten hinter ihm unsichtbar wurde. Als er einen Augenblick später zu uns sprach, klang es bereits wie über unsern Köpfen. Dann stieg er höher und theilte uns von Zeit zu Zeit mit, in welcher Situation er sich befand. Anfänglich schwebte er in perpendiculärer Stellung durch das Zimmer, dann fühlte er sich plötzlich durch eine unsichtbare Macht ungerecht und in eine horizontale Lage gebracht. Einen Augenblick später sagte er uns, daß er die Richtung nach dem Fenster nehmen würde, vor dessen hellerer Fläche wir ihn vielleicht vorüber schweben sehen könnten. Wir beobachteten nun das Fenster im tiefsten Schweigen und sahen in der That, wie er mit horizontal in der Luft schwebenden Füßen vorüberschwebte. Er redete dabei zu uns, versprach seinen Rückweg auf dieselbe Weise zu bewerkstelligen, und wenige Minuten später hatten wir noch einmal Gelegenheit, das Phänomen zu beobachten. Die vollkommene Ruhe, die Mr. Home in seiner ungewöhnlichen und nichts weniger als gefahrlosen Situation bewahrte, ermuthigte nach und nach auch die übrigen Anwesenden, aber dennoch konnte sich selbst der Unerschrockenste eines Gefühls von Furcht und Schrecken bei diesen Erscheinungen nicht erwehren. Mr. Home flog einige Minuten im Kreise im Zimmer umher und dann über unsern Köpfen hin, diesmal in perpendiculärer Stellung. Dann hörte ich plötzlich seine Stimme über mir, fühlte, wie etwas mein Haar streifte, drehte mich schnell um und faßte seinen Fuß, der auf der Lehne meines Stuhles zu ruhen schien. Er entzog mir denselben mit einem Schmerzensschrei und entfernte sich schnell wie ein Vogel von einer Stuhllehne zur andern hüpfend. Einmal streifte er in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers an der Decke hin und ließ dort ein kleines Mertwal zurück, das wir später in Augenschein nahmen. Bald darauf kehrte er auf den Fußboden und zu unserem Tische zurück. Während dieser Lüfteise hörten wir das Accordion in der fernsten Ecke des Zimmers hoch oben in der Luft spielen.“

„Ich gebe mit Absicht die trockenste und einfachste Erzählung der Thatsachen, die ich beobachtete, um mich nicht der Uebertreibung oder phantastischer Ausschmückung beschuldigt zu sehen,“ schließt der Erzähler seinen wundersamen Bericht. „Ich schweige von allen andern Erscheinungen, von den leisen Geistertritten, die wir über den Boden huschen hörten, von dem unheimlichen Flüstern, welches durch den Raum ging. Ich beschreibe weder die Dampfsäulen, die aus der uns umgebenden Finsternis aufzusteigen schienen, noch

Digitized by Google

den farbigen Schimmer, der sich um die Anwesenden ausbreitete wie eine Glorie. Ich schildere das Alles nicht, weil ich keinen Beweis zu führen vermag, daß diese Erscheinungen nicht das Resultat unserer erregten Phantasie waren; ich gebe nur das Factum, über das wir uns nicht zu täuschen vermochten, obwohl wir es nur in einem dunkeln Raume beobachteten."

Daß die Geister, welche mit Mr. Home in finstern Zimmern spielen, wie mit einer Puppe, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen helle, erleuchtete Räume zu haben scheinen, könnte sie leicht in Mißcredit bringen, und wir sügen zur Ehrenrettung jener unsichtbaren, klopfenden, zupfenden, schlagenden, stoßenden, musizierenden und tischrückenden Mächte einige nicht weniger wunderbare, bei hellem Tageslicht erlebte Thatsachen bei, die unser Berichterstatter als Augenzeuge verbürgt.

Daß sich Möbel aus freien Stücken, ohne von Menschenhänden berührt zu werden, in Bewegung setzen, daß schwere Sophas ihre Plätze verlassen, um im Zimmer umher zu spazieren, daß sich tanzende Tische auf die Seite legen, ohne daß die darauf befindlichen Gegenstände, wie Blumenvasen, Bücher ꝛc., herunterfallen, sind nach seiner Versicherung Dinge, die in England Jedermann täglich beobachten kann. Merkwürdiger erscheint ein Fall, wo sich ein großer schwerer Säulentisch mehrere Fuß über den Boden erhebt und einige Minuten in dieser Stellung bleibt, bis er sich endlich sanft wieder auf den Teppich niederläßt, und noch erstaunlicher ist ein anderer umständlich mitgetheilter Fall.

Unser Mann hatte sich bei zwei Damen seiner Bekanntschaft Morgens gegen 11 Uhr zum Tischrücken eingefunden. Die Klopfgeister schienen sehr gut aufgelegt, denn der Tisch beantwortete alle Fragen zur Zufriedenheit durch ein sanftes, fast schüchternes Klopfen bald mit dem einen, bald mit dem andern Fuße. „Plötzlich," so fährt der Erzähler fort, „nahmen seine Bewegungen einen andern Charakter an. Die Füße schienen mit Heftigkeit gegen den Boden, die Platte entschlüpfte in ungestümen Schwenkungen nach rechts und links unsern Händen — es schien, als hätte sich eine wilde, fast wüchte ich sagen thierische, Fröhlichkeit des Tisches bemächtigt. Endlich legte er sich auf die Seite, warf sich trotz unserer Bemühungen, ihn zu halten, zu Boden und rollte in dieser Stellung einem Sopha zu, das am andern Ende des Zimmers stand. Wir vermochten bei der Schnelligkeit, mit der dies geschah, nicht, unsere Hände mit dem Tische in Berührung zu bringen, dessenohngeachtet aber setzte er seinen Weg fort, bis er den Fuß eines größern vor dem Sopha stehenden Tisches erreichte. Allem Anschein nach hatte er sich dieses zur Stütze bei seinem Vorhaben, das Sopha zu besteigen, ausersehen. Vorsichtig stemmte er einen seiner Füße gegen die Säule des größern Collegen und drehte sich dann ein wenig, um mit dem andern Fuße das Polster des Sophas zu erreichen. Der erste Versuch schlug fehl — der kleine Tisch rutschte wieder herunter; dennoch wiederholte er die Procedur und glich dabei genau einem Kinde, das sich bemüht, einen hohen Gegenstand zu ersteigen. Endlich krönte der Erfolg seine Bemühungen. Er erreichte den Sitz der Ottomane, stand einige Minuten aufrecht und gelangte dann auf die Weise, wie er hinaufgekommen war, auch wieder hinab auf den Boden. Das Alles natürlich ohne die mindeste Unterstützung von unserer Seite."

Das schreibt im neunzehnten Jahrhundert ein vernünftiger Mensch, und tausend Andere acceptiren dieses Blödsinn als wahr. Der Erzähler selbst bezweifelt allerdings in gerechter Selbstkritik, daß Leute, die dergleichen nicht mit eigenen Augen gesehen haben, seinem Berichte Glauben schenken werden, aber er meint, daß Dinge, die man bisher schlechthin für unmöglich gehalten, dennoch passiren könnten, und nach diesem Grundsatze bleibt uns freilich nichts übrig, als es zu glauben, wenn und nächstens Jemand erzählt, er sei unterwegs von einem Eichbaume angeredet worden. Die Thatsache wäre um nichts wunderbarer und unmöglicher, als daß Tische aus eigenem Antriebe und ohne Anwendung anderer Kräfte, als ihrer eigenen, auf Ottomanen steigen.

Johann Peter Hebel und der Hebel-Schoppen.

Von Berthold Auerbach.

(Schluß.)

In Hebel's Dichtungen drängt und treibt die Sehnsucht nach einem bestimmt faßbaren Dasein, das in seiner eigenen Jugend lag; in Burns drängt es gewaltig und klagend nach einem Zustande der Befreiung, der vor ihm liegt und, wie alles Zukünftige, nicht so bestimmt faßbar ist. Burns ließ sich hineinziehen in die Kreise der segenannten vornehmen Welt, die eine Zeit lang Gefallen finden mochte an dem Wildwuchs eines Naturells, das einen Athem der Berge in die geschlossenen Räume brachte und einen vollen Brustton, wie ihn das Leben unter freiem Himmel erheischt und duldet. Aber Burns verlor dabei das natürliche Selbstgenügen und den innern Halt; er wollte und konnte eine gewisse Geltung in der großen Welt und ihre Genüsse nicht entbehren. Und wie er nun bei längerem Verweilen seine Urnatur in die gewohnte Ordnung einfügen sollte, wie er es erfuhr, daß die geistigen Genießlinge die Schmerzenthräne und das Herzblut des Dichters nur als Schaustücke betrachten — da fühlte er sich verstimmt und erbittert zurückgestoßen, und doch immer wieder angezogen, wo bei einfacher Betrachtnahme nichts als Enttäuschungen ihm werden konnten.

Hebel dagegen ließ sich aus seinem stillen, gelassenen Selbstgenügen nicht herausführen. Selbst die Gunstbezeigungen des Hofes — und war es auch ein kleiner Hof, es war doch der Hof seines Landes — nahm er mit Lächeln hin, mit jener Ruhe, in der man sich morgen, wenn die Gunst ausbleibt, als derselbe weiß, der man gestern war, bewor sie eintrat. Hebel war politisch viel zaghafter und unterwürfiger als Burns, aber moralisch war er freier. Er ließ sich seine Unabhängigkeit in menschlicher Selbstschätzung, seinen innern Halt, nicht rauben, so daß Lob und Hulbezeigungen ihm nicht zum Bedürfniß werden, ja nur etwas zu seiner Geltung vor sich beitragen konnten. In Hebel war auch nicht der ensermeste Hang zur Gefallsucht, und das gibt auch seinen Dichtungen den so reinen und im Gesammtcharakter so rhythmischen Verlauf. Die in seinen kleinen Erzählungen keine sprüchwörtlichen Wahrheiten eingesetzt sind, so sind keine Schönheiten in seinen Dichtungen angebracht, nur die Schönheit, die das Ganze mit sich bringt, kommt zum natürlichen Ausdruck. Für Burns ward seine hehre Dichterkraft Qual und Untergang, für Hebel war sie eine Quelle innersten Segens und stiller Befriedigung. Die Friedsamkeit, die auf den Hebel'schen Dichtungen liegt, ist nicht in den idyllischen Stoffen an sich gegeben; rein in der Seele des Dichters lag diese idyllische Friedsamkeit, und sie ging auf seine Stoffe über. Hebel hat nie nach dem ersten Anlgang seiner staatlichen Lebensbahn seinem Dasein selbstwillig eine neue Wendung und Gestalt gegeben. Er war keine kämpfende Natur, er war ein treuer Vollführer des übernommenen Staatspflichten, aber im eigentlichen Kern seines Wesens war er der wohlwollende und wohlthätige Privatmensch, wie ihn nur Deutschlands Boden trägt.

Hebel glaubt an die Güte der Menschen, trotzdem er Falschheit und Lüge oft vor sich gesehen hat. Er hegt die unverwüstliche Freude des Herzens, trotzdem Elend und Ungemach weit verbreitet in der Welt sind; und weil er an Güte glaubt und die Freude erkennt, erweckt er sie beide, wohin sein Blick dringt und wohin sein Wort tönt. Die vornehmthuerischen Menschenverächter, die ewig Klagenden, die traurige Verkommenheit der Welt Bejammernden, die dann ihre Lässigkeit und Lasterhaftigkeit damit bemänteln, daß die Welt doch ewig nichts nutz bleibe, und es sich nicht der Mühe verlohne, irgend Etwas zu thun und zu hoffen — alle diese sind in der Regel in gesichten, sorglosen und wohlbehüteten Verhältnissen erwachsen. Wer aber in seiner Jugend barfuß den rauhen Boden betrat, wer die Güte und Wohlthätigkeit der Mitmenschen in Armuth und Bedrängnis erfahren hat, der kennt das hülfreiche und wohlwollende Herz der Menschen — der sogenannten Niederen wie der Höheren — und verzagt es nie. Hebel hat eine Jugend voll Armuth und Verlassenheit durchgelebt, und er blieb ein Menschenfreund bis an sein Lebensende.

Digitized by Google

Hebel's Lebensgeschichte ist kurz und einfach. Von arbeitsamen Eltern geboren, früh verwaist, von der Wohlthätigkeit der Menschen gefördert, blieb er während seines ganzen Daseins im engen Kreise seines Heimathlandes, fand darin die ganze Welt, alle Tiefen und Höhen des Erdenlebens und wußte sein inneres Leben und das seiner Heimath zu reinen, ekeln und unvergänglichen Bildern auszuprägen. Johann Peter Hebel wurde geboren zu Basel am 10. Mai 1760. Obgleich er in einem Briefe vom 16. Januar 1825 an seine Freundin Gustave das Haus genau bezeichnete und es sich einst zum sehnen Leben anfangen oder wenigstens miethen wollte, hat man es doch bei der hundertjährigen Geburtsfeier nicht ausfindig machen können. Die Eltern Hebel's wohnten in dem Dorfe Hausen im badischen Oberland, der Vater arbeitete im Winter an seinem Webstuhl, im Sommer arbeiteten die beiden Eheleute wiederum in Basel im Iselin'schen Hause, wo sie vordem treue Dienstleuten gewesen waren. Schon ein Jahr nach der Geburt Peters starb der Vater, und der kleine Knabe machte schon früh das Leben armer Verwaisten durch, sammelte Holz im Walde und half die Steine zum Schmelzofen in Hausen zerschellen.

Dabei war er allzeit ein aufgeweckter, zu Schalkstreichen aufgelegter Knabe. In dieser Kindheit aber trang der frische Thau des Naturlebens in seine Seele, um später die Blüthen und Früchten zu reifen. Bald auch verlor er die Mutter, und nun wurde er, da er schon früh besondere Begabung zeigte, von Wohlthätern gefördert. Er bezog die Universität Erlangen, und nach seiner Rückkehr in die Heimath wurde er zuerst Lehrer in Hertingen, einem Dorfe zwischen Basel und Schopfheim. Er wurde hier „umgeägt", d. h. er aß wechselweise an dem Tisch der Familien, deren Kinder er unterrichtete. Er bekam hier aber noch eine Nahrung, an die Niemand dachte; denn in seine Seele drang immer mehr die tiefe Kenntniß des Menschenlebens, besonders des Volkes seiner Heimath, und dies, in Verbindung mit den Kindheits-Erinnerungen, sollte später zum dichterisch so lieblichen Bilde werden. Nachdem er die Ordination erlangt und eine Zeit lang Pfarrgehülfe gewesen, wurde er Präceptoratsvicarius am Pädagogium zu Lörrach und blieb daselbst 11 Jahre lang. Das kümmerliche äußere Leben wurde erhöht durch herzliche Pflege der Freundschaft, in der man eine Art Tafelrunde bildete und sich altertümliche und phantastische Namen gab. Auch die Liebe zog bei ihm ein: Gustave Fecht, eine feinsinnige und wohlgebildete Pfarrerstochter, gewann und erwiderte die Neigung des Dichters. Hebel wurde 1791 als Subdiaconus an das Gymnasium nach Karlsruhe berufen, wo er die alten Sprachen und die Naturwissenschaften lehrte und zugleich auch in der Kirche zu predigen hatte. Seine Schüler bewahren ihm noch ein freudiges Angedenken, und besonders hat Friedrich Giehne ein schönes Erinnerungsbild mit manchertei anmuthigen Charakterzügen in der deutschen Vierteljahrsschrift (Jahrgang 1858) aufgestellt.

Hebel stieg von Stufe zu Stufe bis zu den höchsten kirchlichen Ehrenstellen und starb am 22. September 1826. Inmitten seiner ihn oft sehr belastenden Lehr- und Kanzleigeschäfte bewegte ihn stets eine Sehnsucht nach seiner Heimath, dem Oberland, und aus dieser Sehnsucht, verbunden mit einem tiefpoetischen Sinn und einem durch die classischen Muster erfüllten Geiste, entstanden die allemannischen Gedichte (zuerst anonym erschienen 1802), die eine ganz neue Wendung in Auffassung und Erkenntniß des Volkslebens bezeichnen. Er war nicht so schlimm daran, wie Burns, für den (nach Macaulay's Ausdruck) „die Welt kein schicklicheres Geschäft zu finden wußte, als daß er sich mit Schmugglern und Gaunern herumzanken, Aecise berechnen und Pierfässer visitiren mußte, und ein solcher Geist in solchem Geschäft vergeuet wurde." Hebel war durch Wissenschaft so reich ausgestattet, daß er in Kirche und Schule große Dienste leisten konnte, aber das hätten auch Andere gekonnt, und er mußte die Feder führen zu Acten, die in Kanzleien vermodern.

Aus einem innern Drange schuf sich daher Hebel einen außerhalb des Staatsmechanismus stehenden Beruf, dem er freilich nur die Abfälle seiner Zeit widmen konnte. Es war eine naturgemäße Folge seiner Erkenntniß des Volks und seiner Liebe zu ihm, daß Hebel sich auch unmittelbar lehrend und unterweisend an das Volk selbst wendete. So gab er schon vom Jahre 1803 an einzelne Geschichten in den badischen Landeskalender. Vom Jahre 1807—1814 erschien er ganz allein von ihm. In diesem Jahre zog er sich zurück, da die geistliche Censur die bekannte Geschichte „Der fromme Rath" gestrichen hatte.

Es ist nicht nöthig, Hebel's unübertroffene, ja unerreichte Eigenthümlichkeit hier nochmals zu schildern, auch nicht den einzigen dunklen Fleck hervorzuheben, wie er sich in einer gesügigen Weise dazu verleiten ließ, die opfermuthige That Andreas Hofer's zu verspotten. Hebel war der Hausfreund des Volks, ein wohlwollender, treuer, heiterer und schlichter Freund des Hauses; zur Durchdringung des großen Weltlebens, zur richtigen Erkenntniß einer Alles einfangenden Volksthat war er bei seinem süßsamen Naturell und noch mehr bei seiner Stellung im Staate nicht geeignet.

In der katholischen Kirche ist es Gesetz, daß erst nach hundert Jahren eine Heiligsprechung vorgenommen werden darf. Bei den beidringenden Gesetzen der sogenannten profanen Welt zeigt sich an ihrem hundertjährigem Geburtstage, wie weit ihr Leben und ihr Wirken aufgegangen und gewahrt ist im Leben ihrer Nation, im Leben der Menschheit. Die Jahrhundertfeier Schiller's hat dies in glänzendster Weise auf der ganzen bewohnten Erde gezeigt. Der hundertjährige Geburtstag Hebel's wurde seiner bescheidenen, begrenzten Stellung gemäß in bescheidenen und begrenzten Bezirken gefeiert, aber hier nicht minder mit inniger Wärme.

Dabei sind aus dem inneren Leben Hebel's viele Zeugnisse zu Tage gebracht worden, die das Bild des herzlich Bewährten neu kennen lehren. Es sind dies besonders zwei Schriften:

„Aus Hebel's Briefwechsel zur Erinnerung an den 10. Mai 1860" (Freiburg im Breisgau) und „J. P. Hebel, Festgabe zu seinem Geburtstage. Briefe Hebel's an Freunde und Freundinnen ꝛc., herausgegeben von Friedrich Becker." (Basel 1860.) Bisher waren nur dürftige Auszüge aus Hebel's Briefen bekannt gewesen, nun haben wir gewissermaßen eine actenmäßige Einsicht in sein inneres Leben.

In dem erstgenannten Buche sind besonders die Briefe an die Familie Hauffe in Straßburg anziehend. Das innere Leben der Allemannen und seines besten Vertreters hat Straßburg nicht vom deutschen Reiche getrennt. Hebel ist darin heimisch als in einer grundverschen Stadt, und die Briefe gehen damals noch durch die Vögin. In diesen Briefen ist ein jean-paulisirender Ton. Es wird künstlich in ein Gefühl noch eine Unterart von Gefühl hineingekropft oder davon abgezweigt, während Hebel doch sonst so einfach und gradaus ist. Hebel spottet selbst darüber, daß er in diese Manier verfalle, „aber es geht mir auch so, wenn ich Hexameter gelesen oder selbst gemacht habe. Gewöhnlich denke ich noch eine Zeit lang sechsfüßig fort." Indem er auf die politischen Verhältnisse zu sprechen kommt, schreibt er in den Straßburgern: „Was braucht ihr zu wissen, wo und arme Barfüßige der Schuh drückt?" Aus seinem innern Frieden heraus schreibt er doch, daß seine Vorstellung über theologische Dinge „zahnauslaufe, daß wir nicht viel von der Sache wissen und das Ende abwarten müssen. Wie wenn wir zum ersten Male ein Haus bauen, oder einem Schuhmacher ein Paar Stiefel zuschneiden sehen, zumal wenn wir vorher noch keinen Fuß gesehen hätten."

„Mein Leben fließt sich mir unter unangenehmen Geschäften, unwillkommenen Zerstreuungen," schreibt er noch ein Jahr vor seinem Tode.

Von umfassenderer Bedeutung ist das zweitgenannte Buch, aber der Herausgeber hätte nicht so ängstlich sein sollen in Ausmerzung des charakteristisch Persönlichen, denn dies gehört zur vollen Farbe einer Zeitbildes. Im Jahre 1791 schreibt Hebel an Gustave: „Am Sonntag habe ich meine erste Predigt gehalten. Hören und Sehen verging mir, als ich mich so von einem Meer von Hauben und Frisuren umfluthet sah. Die Brute sehen alle so kennerisch aus unter den Hauben und Frisuren."

Er versteht sich in diesen Briefen immer ganz leibhaftig in's Oberland, und mitten in einem Gewitter schreibt er an die Freundin: „Während ich mich mit einer so lieben frommen Seele beschäftige, wird doch der Himmel hoffentlich keinen Umwillen an mir ausüben." „Wo es Etwas zu arbeiten gibt, muß ich dazu und ärgere mich darüber," schreibt er ein anter Mal; dann erzählt er wieder ganz einfach, wie er dem Markgrafen und den Hofleuten die allemannischen Gedichte vorlesen mußte. Er will immer auf eine Pfarrstelle im Oberlande, und als man ihn in Karlsruhe zurückhält, schreibt er: „Es ist mir sehr lieb, daß mich der Großherzog nicht fortlassen wollte, damit es mich nicht reuen kann, daß ich nicht ging."

Digitized by Google

Ueber Jean Paul schreibt er: „Seine Schriften sind wie Ananas, aufwendig lauter Dornen und Disteln, bis man in das süße innere Leben hineingedrungen ist.“ Höchst charakteristisch ist: „Ich fühle noch immer ein einziges Uebel, das recht liebenswürdig wäre, wenn ich nur eine eigene Rente von zweitausend Gulden dazu hätte, nämlich die beständige Lust zu schlafen. Ich habe mir ein bescheidenes Einkommen gewünscht, denn zum Schlafen braucht man nicht viel.“

Obgleich er noch im Todesjahre unterzeichnet „mit Liebe unwandelbar Ihr Freund Hebel“, hat er sich auch bei auskömmlichem Gehalt doch nicht dazu entschließen, die Jugendgeliebte zu heirathen, und das gehört zu den unerklärlichen Räthseln seines Lebens. Bei seinem ausschließlich häuslichen Sinne blieb er doch einer der wenigen unverheiratheten deutschen Dichter.

Noch bedeutsamer ist der Briefwechsel mit Pfarrer Hitzig, gen. Zeuxides, während Hebel sich Parmenides nannte; es kommen darin mancherlei tiefere Einblicke in das eigene Leben, wie in das Leben der Zeit vor.

Einen Versuch, ganz seinem Charakter und seiner heiter wohlthätigen Weise gemäß, wollte Hebel aussühren. Er wollte in seinem letzten Willen bestimmen, daß von seiner Hinterlassenschaft den Greisen in Hausen, seinem Heimathsdorfe, an jedem Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht werden sollte. Heiterkeit, Freude, Wohlbehagen zu verbreiten, das war sein innerster Herzenswunsch noch über das Leben hinaus.

Er starb, ohne ein Testament zu hinterlassen.

Nun aber haben Basler Freunde an seinem hundertjährigen Geburtstage eine Summe zusammengebracht, aus deren Ertrag, wie die Zeitungen im Allgemeinen berichten, alljährlich an Hebel's Geburtstag der Hebel-Schoppen verabreicht werden soll. Das ist gewiß eine Art, das Andenken Hebel's zu feiern und zu erneuern, die seinem ganzen Wesen am meisten entspricht. Wir sehen es vor uns, wie die alten Heimathsgenossen Hebel's beisammen sitzen, sich von seinen Geschichten erzählen und die Erinnerung an ihn auffrischen. Das Anne Meili und Breneli hören auch gern zu; sie haben nicht mehr die volle Tracht, wie sie Hebel in der „Wiese“ schildert, es gibt immer mehr Fabriken im Wiesenthal, aber noch ist hier ein kernhafter Volksstamm, der sich von seinen Kirchengemeeräthen sein Lied wird rauben lassen; sie halten's mit Hebel und singen dazwischen das Lied:

Ne G'lang in Ehre,
wer will's verwehre?
Singt 's Thierli nit in Hurst und Rast,
der Engel nit im Sterne-Glast?
E freie frohe Muth,
e g'lund und fröhlich Blut
geht über Geld und Gut.

Ne Trunk in Ehre,
wer will's verwehre?
Trinkt 's Bilemli nit si Morgenthau?
Trinkt nit der Vogel si Schöppli au?
Und wer am Werchtig schafft,
dem bringt der Firdefatt
am Suntig neui Chraft.

Und wenn sich das Herz erfreut und erfrischt hat, dann ziehen sie wohl heim und singen wiederum Hebel's Wort und Gedanken:

Jetzt schwingen wir den Hut.
Der Wein, der Wein war gut.
Der Kaiser trinkt Burgunder Wein,
Sein schönster Junker schenkt ihm ein,
Und schmeckt ihm doch nicht besser,
Nicht besser.

Der Wirth, der ist bezahlt,
Und keine Kreide malt
Den Namen an die Kammerthür
Und hintendran die Schuldgebühr.
Der Gast darf wiederkommen,
Ja kommen.

Und wer sein Gläslein trinkt,
Ein lustig Liedlein singt
Im Frieden und mit Sittsamkeit,
Und geht nach Haus zu rechter Zeit,
Der Gast darf wiederkehren,
Mit Ehren.

Des Wirths sein Töchterlein
Ist züchtig, schlank und fein,
Die Mutter hält's in treuer Hut,
Und hat sie keins, das ist nicht gut,
Muß eins in Straßburg kaufen,
Ja kaufen.

Jetzt, Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
Und wacht er nicht, so schläft er auch.
Wir finden Weg und Hausthür doch
Und schlafen aus in Frieden,
Ja Frieden.

Der Hebel-Schoppen ist eins der schönsten Denkmäler im ganzen Vaterlande, und es ist nur zu wünschen, daß sich noch viele Geschlechter bis in unendkare Zeiten hinaus daran in Freude und Freiheit erquicken.

Die neapolitanischen Gefängnisse.

Von Carl Binz in Neapel.

Nicht mit Unrecht hat man die Behauptung aufgestellt, daß öffentliche Wohlthätigkeitspflege und Criminalsustiz die besten Grademesser sein für die Höhe worauf sich die Freiheit und Humanität irgend eines staatlichen Zustandes befinden. Je edler und großartiger ein Staat für seine Kranken und Verlassenen sorgt, um so mehr beweist er, daß sein innerstes Wesen durchdrungen ist von seinem eigentlichen Zwecke, dem Geiste der Liebe und Fürsorge für alle seine Mitglieder — je milder und menschlicher er in seiner Schattensphäre, der Strafe des Verbrechens, wirkt, um so klarer ist es ihm geworden, daß seinen Strafmethoden nicht mehr das Princip der thierischen Rache, sondern das der sittlichen Besserung und nothwendigen Gegenwehr zu Grunde liegt.

Legen wir jenen Maßstab an Neapel und seine Verwaltung an, wie wir sie vor den Ereignissen dieses Sommers lange und vielfach zu beobachten Gelegenheit hatten, so treffen wir auch hier wieder auf dieselben traurigen Resultate, wie wir sie überall finden, wo die Dynastien vor allem Andern daran dachten, ein starres System offener oder halbconstitutioneller Alleinherrschaft rücksichtslos durchzuführen, nur um den süßen Besitz von Thron und Großvaterruhe durch kein Wünschen und Wollen seitens der getreuen Völker gestört und verbittert zu sehen. Die Wohlthätigkeitsanstalten Neapels befanden sich beim Sturze des früheren Systems genau auf der nämlichen Stufe, wie der ganze Staat. Auf demselben Punkte der Anbildung und Entwickelung zurückgeblieben, wohin ihre Stifter sie mit vollen und freigebigen Händen gestellt hatten, waren auch sie der allgemeinen Stagnation anheimgefallen, und ihre Einrichtungen stachen von denen anderer Länder ebenso ab, wie umgekehrt der heitere Himmel Italiens von der grauen und nebeligen Atmosphäre des Nordens. Auch an ihnen nagte die Corruption und die Unterschlagung wie ein ewig fressendes Geschwür, und ihre Beamten verwalteten um kein Haar besser, als eben in allen Zweigen der Staatswirthschaft verwaltet wurde.

Traurigst noch und erschreckender ist das Bild, das wir von der Criminalsustiz des Königreiches beider Sicilien zu entwerfen haben. Man hat bei Gelegenheit der Eroberung Siciliens durch Garibaldi viel über die früher unter den Bourbonen dort angewandten Folterinstrumente gesprochen und geschrieben. Hoffen wir zur Ehre unsers Jahrhunderts, daß das Meiste davon übertrieben sei. Wir wissen es nicht. Neapel selbst hat uns nichts der Art aufgewiesen. Nur in einem Falle sei eins es uns nach höchst glaubwürdigen Depeschen, welche das Jammergeschrei des Unglücklichen aus seinem Gefängnisse während der Nacht vor seiner Hinrichtung vernahmen, als ob auch selbst die Justiz der Hauptstadt nicht freigeblieben sei von dem Schaudliche der Tortur behufs der Erpressung passender Geständnisse. Es war dies bei Gelegenheit des Processes gegen den Calabresen Milano, der vor einigen Jahren den König Ferdinand aus politischer Privatrache zu tödten suchte. Man wollte ihn zwingen, seine Mitschuldigen zu nennen — bekanntlich wittert das böse Gewissen der Despoten deren ja immer und allenthalben — er leugnete standhaft jede

Digitized by Google

Mitwissenschaft irgend eines Andern, und bei dieser Gelegenheit war es, wo uns ein ganz in der Nähe des Gefängnisses wohnender Deutscher versicherte, daß nach den Schmerzenstönen, die der am andern Tage mit einem so außerordentlichen Muthe in den Tod gegangene Unglückliche in der Nacht vorher ausgestoßen, er an der Anwendung von Folterwerkzeugen durchaus nicht zweifeln könne.

Aber leider haben wir, um die neapolitanische Justiz und ihre Vertreter und Herren zu richten, weder Daumenschrauben noch Stirnbänder nöthig. Die Enthüllungen, welche und die Tage nach dem 25. Juni brachten, beweisen zur Genüge, wie schreckliche und elend es damit unter der Dynastie bestellt war, um deren Untergang heute so viele fromme und legitime Seelen selbst im lieben Deutschland noch weinen und wehklagen. Als sich in jenen Tagen die zahlreichen Gefängnisse Neapels öffneten, um „politischen Verbrechern" aus allen Ständen und von jedem Alter Licht und Lebensluft wiederzugeben, zog man aus einem derselben ein bis zur Unkenntlichkeit entstelltes menschliches Wesen hervor. Mit lang und unordentlich herabfallendem Bart- und Haupthaar, von Ungeziefer und Lumpen bedeckt, stumpf und gleichgültig gegen das, was mit ihm vorging, so fand man ihn, ein wohrdiges Zeugniß, das die Justiz und Polizei Neapels sich in Lebensgröße ausgestellt zum Beweis dafür daß sie reif war zur Ernte. Man wußte nicht, wie er hieß, wer er sei und weshalb man ihn hierhin gebracht. Er selbst verweigerte für einstweilen jede Auskunft. In den Polizeiacten fand sich nur, daß er von den römischen Behörden nach Neapel geschickt worden war, weil man ihn in Rom nicht sicher genug glaubte. Man zog ihn an's Tageslicht, mitleidige Menschen pflegten und kleideten ihn, und spätere Aufklärungen ergaben, daß er ein Genosse und Freund Mazzini's war und als solcher von den Herrschern der Halbinsel unschädlich gemacht werden mußte. Da keine directen Beweise gegen ihn vorzuliegen schienen, so hatte man es am einfachsten gefunden, ihn in einen preßhaften Kerker Neapels zu werfen und dort bis auf Weiteres verfaulen zu lassen.

Am 10. Juli erließ der liberale Minister Romano eine Bekanntmachung, worin die Abschaffung aller jener Kerkerlöcher angezeigt wurde. Es war nun wohl schon das zehnte Mal, daß diese sogenannten criminali oder segreti abgeschafft und demolirt werden sollten. Schon ein Decret vom 8. April 1793 spricht davon, „in Erwägung, daß die Gefängnisse nicht zur Qual, sondern nur zur Haft der Gefangenen dienen sollen." Ferdinand II. erließ 1848 eine ähnliche Verfügung, nachdem er schon bei seiner Thronbesteigung durch Rescript vom 11. Juni 1831 befohlen hatte, daß diese „Gräber der Lebendigen, diese Todeshöhlen", wie gli annali civili del regno di Napoli sie bezeichnen, für immer zugemauert werden sollten. Wie so manches Andere, was die Zeit und ihr Fortschritt so dringend erheischte, so unterblieb auch die Ausführung jener von einem bessern Geiste dictirten Verordnungen, oder wenn man wirklich in den einen Criminal-Gebäude das alte Uebel hob, so entstand an seiner Stelle dasselbe Uebel in vermehrter und verbesserter Form an einem andern Orte. Die Mittel und Wege, womit die Regierung Neapels und Siciliens ihren Unterthanen die einzig richtigen Begriffe von Staatsrecht und Unterthanenpflicht beizubringen suchte, waren des ganzen Systems würdig, und heute, wo jenes System gestürzt ist und trotz Bomben und Bajonneten in elenden Trümmern der Geschichte zu Füßen liegt, die seine müssen Züge bereits in ihr unvergängliches Buch eingetragen, heute stehen wir jene Gefängnisse geöffnet vor uns, um Zeugniß abzulegen für das oft und viel angetastete Recht der Selbsthülfe. Dieses Recht steht weder in den Büchern der Sibylle, noch in den Institutionen des Justinian, noch in den Satzungen der Concilien begründet und niedergeschrieben — aber seine ehernen Schriftzüge leuchten uns allenthalben dort entgegen, wo die Nationen von dem Despotismus gelitten haben und noch leiden, und nirgends haben wir sie deutlicher gesehen, als in den politischen Gefängnissen Neapels.

Ein Gefängniß der Polizeipräfectur in Neapel.
Nach der Natur gezeichnet von C. Grob.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck auf Einnenur Gemüth, wenn man unter diesen schönen, blauen Himmel mit seiner weichen, durchsichtigen Luft auf einmal eintritt in den Hof der Polizeipräfectur von Neapel und in die unmittelbar daran stoßenden Gemächer. Unheimlich, schmutzig und stinkend wie all' diese Räume sind, so ist auch unheimlich, trüb und erschreckend der Eindruck, den sie auf das Gemüth des Besuchers ausüben. Nur der Eindruck der Gefährlichkeit ist verschwunden mit den Ajoffa's und Campagna's, die dort herrschten und von dort aus hausten, und wir betreten heute jene Räume, ohne uns fürchten zu müssen, daß auch unser Name bereits dort in den Büchern der allmächtigen Hermandad verzeichnet sei und daß auch uns vielleicht recht bald eines jener Gemächer berge, deren schwere Eisengitter so finster zu uns herüberlachen. Diese Gitter umgeben rundum den Hof, worin sich Polizeisoldaten, Beamte aller Grade, Lazaroni und Galantuomini von jener Sorte bunt durcheinander bewegen. Man macht uns ehrerbietig Platz, denn der forestiere (Fremde) gilt in Neapel immer noch sehr viel, und einer der Schließer wendet sich mit devoter Dienstmiene an den uns begleitenden jungen Regierungsbeamten und fragt nach seinem Begehr. Bei der kurz hingeworfenen Bemerkung „i criminali" überfliegt ein bedeutsames Lächeln sein Gesicht. Er scheint sich darüber zu freuen, Jemanden dorthin führen zu können, wo auch er — so erzählt er wenigstens — als Märtyrer einer trüben Zeit gelitten. Er zündet eine alte Oellampe an, ergreift von der Wand ein mächtiges Bund Schlüssel, es knarrt die erste eiserne Thüre — und wir folgen ihm.

Zuerst in einen langen, lustigen Corridor eintretend, war ich

Digitized by Google

höchst erstaunt, mich auf einmal zwischen einer Menge Menschen jeden Alters und Geschlechts zu sehen. Theilweise unbesteheude, theilweise auf einer langen an der Wand hingezogenen Pritsche liegend, geriethen sie alle mit einander in unruhige Bewegung, als sie den unerwarteten Besuch erblickten. Unser Begleiter wurde sofort von ihnen in seiner Eigenschaft als Neapolitaner und Beamter der neuen Regierung wiedererkannt, sie umringten ihn, faßten seine Hände, seine Rockzipfel, und wo sie seiner irgent habhaft werden konnten, und begannen mit aller Lebhaftigkeit des Südländers ihre Bitten, Klagen und Wünsche herzujammern, gleich als ob der am meisten erhört würde, der am meisten und am kläglichsten sich gebehrdete. Es kostete einige Mühe, uns durch diesen wüsten Menschenknäuel durchzuwinden. Wir gelangten an das Ende des Corridors, wo eine andere Thüre geöffnet wurde, die uns bald von jenem unbehaglichen Ungestüm erlöste und es mir möglich machte, unsern Begleiter nach Ursprung und Wesen dieser seltsamen, wie die Heringe groß und klein, männlich und weiblich auf einander gepackten, Gefangenen zu fragen.

„Das sind die Unterbeamten der alten Polizei und ihre Familien, die wir hier untergebracht haben, hinter Schloß und Riegel, um sie vor der wilden Wuth und Rache der Bevölkerung zu schützen," antwortete unser Neapolitaner. „Leider haben wir nicht früh genug zu dieser Gewaltmaßregel gegriffen, und so hat man denn schon eine gute Anzahl davon getödtet oder doch zu tödten versucht." Eine erbauliche Einleitung zu dem, was nun weiter kam! Der Schließer hat uns, Acht zu haben, leuchtete mit seiner trüben Lampe auf einige schmutzige, schlüpfrige Stufen, öffnete eine dritte Thüre, trat sich bückend in dieselbe ein und hieß und ihm folgen. Ein feuchter, flinkender Modergeruch quoll uns entgegen. Wir thaten noch zwei Schritte und befanden uns mitten in einem niedrigen, dreieckigen Gemache. Seine Wände waren ziemlich frisch mit Kalk beworfen, an vielen Stellen jedoch zerbröckelt und mit allerlei Namen und Jahreszahlen neuern Datums beschrieben, der Boden mit schlechten Steinplatten gepflastert, die ganz und gar das Ansehen hatten, als ob Mancher darauf herumgewandelt sei, und in der einen Ecke befand sich eine bettartige Erhöhung von schlichten Mauersteinen, deren feinerneS Kopfstück nun glatt abgerundete Oberfläche ebenso deutlich ihre Bestimmung, wie ihre unpassendste Anwendung erkennen ließ. Ein Gefäß von Thonerde, dessen Form und Ansehen seinen Zweck zu deutlich verrieth, stand neben dem Lager. Ich kehrte mich nach allen Richtungen um, hoffend in einem der dunkeln Winkel des dreieckigen Raumes irgend ein anderes Möbel zu finden, da ich mir doch nicht von vornherein vorstellen konnte, daß man einem Menschen in seiner politischen Rache so alle Bequemlichkeiten des Lebens entziehen habe, die wir doch den schlechtesten unserer Hausthiere gönnen und verschaffen — aber es war vergeblich. Die nackten, feuchten Wände, der schmutzige, aufgerissene Fußboden, das harte, steinerne Bett mit steinernem Kissen, der neophitische Stinkapparat, das war die Ausstattung dieser politischen Besserungshöhle, dieses neapolitanischen „Zuchthauses", nicht für Raubmörder — denn diese haben es dort viel besser — sondern für gebildete Menschen, die sich ganz einfach berechtigt glaubten, über diese oder jene Staatsangelegenheit anderer Meinung als ihr Landesvater zu sein. Von Licht in diesem Raume war natürlich so gut wie gar keine Rede. Das wenige, was aus dem finstern Winkel vor dem Gemache hineinfallen konnte, mußte sich durch ein kleines, in der Thüre angebrachtes Gitterfenster hindurchwinden, und auch das konnte man noch durch einen angebrachten Schalter vollends verschließen. Um mir nichts von der Wahrheit des Eindruckes zu ersparen, den der Aufenthalt an diesem scheußlichen Ort auf die Sinne und das Gemüth des darin Eingeschlossenen ausüben mußte, bat ich meine Begleiter, mich für einige Augenblicke darin allein zu lassen. Man that es. Ich hörte die schwere Thüre in ihren rostigen Angeln knarren, der Schalter an der Thüre wurde vorgeschoben, ich setzte mich auf das „Bett" und genoß nun in so für eine halbe Minute einen kleinen Theil dessen, was so Mancher vor mir Tage und Wochen lang und vielleicht noch länger genossen, um bei seiner Befreiung einem Haß mit sich zu bringen aus jenen Räumen, der ebenso finster und unerträglich war, wie deren Atmosphäre.

Einige Schritte weiter, und wir befanden uns an einer zweiten Thüre. Wir betraten ein zweites Gemach, ganz ähnlich dem eben verlassenen, nur hatte es kein „Bett", sondern statt dessen einen steinernen Stuhl. Ich fragte unsern neapolitanischen Freund, wo denn hier der Gefangene geschlafen habe. Er deutete, als ob sich das von selbst verstanden, mit dem Finger auf die schmierigen Platten, die den Fußboden bildeten, und fügte hinzu, es sei gerade hier gewesen, wo im vergangenen Winter die Ratten einem jungen Manne, während er todmüde auf dem Boden ausgestreckt geschlafen, die Zehen angefressen. Er nannte seinen Namen, den ich jedoch, da er mir fremd war, wieder vergessen. Wir sahen nun noch zwei andere Gefängnisse, die in denselben Gebäude lagen. Sie waren nicht so schlimm, wie die eben beschriebenen, aber vollständig schlimm genug, um auch ihre Zerstörung wünschen zu lassen. Doppelt und dreifach athmete ich auf, als ich wieder an die Luft trat und den über mir den blauen Himmel sah, der so unendlich liebenswürdig in den schmutzigen Hofraum hinabschaute. Unser Führer fragte mich, ob wir auch noch die Gefängnisse von San Francesco zu sehen wünschten, er stehe zur Verfügung. Ich bedeutete ihm dankend, daß ich genug gesehen.

Wie oft und auf wie lange diese Gefängnisse der Polizeipräfektur von Neapel als Aufenthaltsort für einzelne Individuen dienten, konnte ich nicht mit Sicherheit in Erfahrung bringen. In den Tagen, an denen ich sie besuchte, waren die politischen Leidenschaften ganz Süditaliens dermaßen aufgeregt, daß es eine reine Unmöglichkeit war, von einem Italiener etwas Sicheres und Unparteiisches über solche Dinge zu erfahren, und andere Zeugen hatte ich nicht. Aber genug, daß ich die Kerker sah und betrat, daß sie genau so waren, wie ich sie eben beschrieben, daß sie ganz und gar den Charakter bewohnter Gemächer an sich trugen, und daß überhaupt nicht anzunehmen ist, sie seien ohne Grund gebaut worden und ohne Grund noch vorhanden gewesen. Vergleiche ich Alles mit einander, was ich für und gegen darüber gehört habe, so scheint es mir am wahrscheinlichsten, daß die hauptsächlich zu Untersuchungsgefängnissen für politische Gefangene dienten, die man gern dort festhielt, wenn es irgend galt, ein Geständniß zu erpressen.*

Im Uebrigen kann man der bisherigen neapolitanischen Criminaljustiz durchaus nicht viel Böses nachsagen, denn gegen ihre Räuber und Mörder schien sie uns eine gewisse Zärtlichkeit zu

* Ueber die Gefängnisse des Fort San-Elmo läßt sich die Times schreiben: „Einer der interessantesten Gegenstände ist uns jetzt das leicht gewonnene Castell San-Elmo. Die ganze Bevölkerung Neapels, die Männer wie die Frauen, wallfahrtet Tag für Tag zu dem Schreine ihrer patriotischen Märtyrer. Ich ging gestern mit einigen Freunden hin. Wir gingen zuerst durch die Mannschaftsräume, die, obgleich sie nicht so schlimm sind, wie die rothen Gefängnißräume, in welchen wenig Gutes zu bemerken ist, schlimm genug sind. Sie schauern uns an, da sie in Kasematten-Corridoren, selbst wenn sie ein Auge oder uns zu lassen; sie selbst in weißen Kutten, groß, stattlich, regungslos, daß man sie für Statuen hätte halten mögen; gute Kameraden, die in einem Marmorparadiese Buße thun, durch ihr Gelübde zu ewigem Schweigen gebunden und mit äußerlich so ruhiger Miene, als es möglich war unter der unverletzlichen Angst um die sichtbaren und verborgenen Schätze, die sie seit undenklichen Zeiten hier aufbewahrt. Von den Mannschaften der Wache durch den einsamen Kerkern der Oefer von San-Elmo ist der Uebergang mit kurz, aber der Contrast ist schrecklich. Die steinernen Stufen führen über keine Schiffe hinab, und auf jedem der Geschosse war Raum für etwa zehn der Unglücklichen. Einige sehr kleine Zellen hatten Fenster; da aber der Blick von dem Hügel über das liebliche Panorama von Land und See ein zu großer Trost für den einsamen Gefangenen gewesen wäre, so war das Fenster mit dicken Holzlatten verrammelt, nicht um die Flucht zu verhindern, denn nur ein Vogel hätte dies von solcher Höhe versuchen können, sondern um den Armen die Aussicht auf die heimathlichen Auen zu rauben. Auf dem niedrigsten Geschoß ist kein Fenster. Durch eine kleine Oeffnung in der Thür ward des Morgens dem Gefangenen etwas Brod und Wasser gereicht, die Oeffnung schloß sich wieder, und Nacht war es wieder um ihn, vierundzwanzig Stunden lang. Ich will Ihnen von den Schauflichteten, die ich gesehen, nicht weiter reden, ich möchte nur noch eben die Schriftzeichen erwähnen, die so eingeritzt waren, daß die Schriftzeichen die Gefangenen in ihren Zellen, auch in ihren Betten erschrecken konnten. Wie die Buchstaben, von Schweißtropfen und seltsichen Materien in Gestalt betrieben wurden, ohne daß eine Seele eine Ahnung davon hatte; wie alles die Henker, die noch gestern im Solde des Königs geordeitet, uns heute für unerhörte Schauflichtreten, die hier verübt worden, eifrig mitgetheilt, werden Sie allmählich aus den Zeitschriften ersehen, deren Gegenstand San-Elmo, wie weiland die Bastille, gewiß werden wird. Ja, die guten Neapolitaner brennen vor Ungeduld, von San-Elmo seinen Stein auf dem andern zu lassen. Sie erwarten mit Recht das Wort des Dictators. Es dürfte jedoch ein schwieriges Stück Arbeit sein. Ich scheint auf den ehrn Zinnen umher mit sich, wie die ungeduldigen Bürger die Kanonenmündungen zurückrichten, deren Schlünde auf die gedrängtesten Stadttheile gerichtet waren. Welche Festung und welcher Sturm für die Stadt! Sie scheint ein interessantes Zombeil der ganzen Laune und Seemacht der Bourbonen, weniger als unplos gegen den fremden Feind, ausschließlich und gänzlich nach innen gerichtet."

D. Red.

Digitized by Google

besitzen. Wenn man durch die Straßen von Neapel schlendert, so begegnen einem sehr oft ganze Gruppen von gelb oder roth gekleideten Menschen, die von einigen Soldaten escortirt werden. Die Erscheinung ist zu auffallend, als daß der Fremde nicht stehen bleiben sollte, um zu fragen, wer das sei, und da erzählt man ihm denn, daß es die Criminalsträflinge sind, und daß die Gelben sich gegen das Eigenthum, die Rothen sich gegen die Personen versündigt haben. Ihr äußeres Auftreten läßt es wenig vermuthen. Nur die Kette, welche von den Füßen an dem einen Beine und um die Lenden befestigt getragen wird, berechtigt zu dieser Annahme. Sonst gehen diese Menschen mit einer solchen Gemüthsruhe durch die dichtbelebten Straßen einher, plaudern hier und da mit den sie bewachenden Soldaten, halten dort an einem Cigarrenladen still, um sich eine Cigarre für den Weg anzuzünden, daß man eher glauben sollte, sie wären von einer Ehren-, als von einer Aufsichtswache begleitet. Und vor einmal die Verbrecher am Leben ihrer Mitbürger in der schönen Bucht von Bajä in den dort am Wege liegenden Steinbrüchen oder in den Räumen des Arsenals von Neapel hat arbeiten sehen, der muß unbedingt der Ueberzeugung werden, daß hier nur ein etwas gemäßigtes dolce far niente ist, was wir bei uns mit „Zuchthausstrafe" und „schwerem Kerker" bezeichnen. Aber freilich, jene rothen und gelben Kleider und Raubmörder sind ja keine Tauschwaare und Spielmarken, und wie die sonstigen Polizeiausdrücke für „politische Verbrecher" alle heißen mögen. Die Kerker der Präfectur gehörten nur diesen an. Und auch sonst überall im Königreiche besser Sicilien konnte man es gewahren, daß für die Verbrecher aller Art besser gesorgt war, als für sie. Beinahe alle Gefängnißhäuser liegen an der offenen Straße. Den ganzen Tag hocken ihre Bewohner an den vergitterten Fenstern, unterhalten sich mit den Vorübergehenden und betteln sie mit einem „un povero prigioniero, Signor" an, während die „Schlechtgesinnten" in Forts und Casematten untergebracht waren, wo kein menschliches Antlitz ihnen begegnete, mit Ausnahme dessen ihres Kerkermeisters. Von Zeit zu Zeit erließ man dann eine sogenannte Amnestie, um der Bevölkerung und Europa Sand in die Augen zu streuen. Europa ließ sich zuweilen täuschen und schien wenigstens da und dort an eine bessere Zukunft des süditalienischen Volkes glauben zu wollen, aber Neapel selbst glaubte es nie, denn man wußte es ja zu genau, obgleich man es nicht sagen durfte: — jene Amnestie existirte nur auf dem Papier, und die darin Einbegriffenen blieben nach wie vor im Kerker oder in der Verbannung. Erst als das Grollen des Aetna den Bourbonen zeigte, daß sie auf einem gefährlichen Boden ständen, erst als Garibaldi am Pfingstsonntagmorgen in seurigen Zungen zu ihnen geredet, erst da öffneten sich alle Thore und öffneten sich alle Kerker, einstweilen in Palermo und bald darauf auch in Neapel. Das absolute Königthum fiel, und mit ihm die Consequenzen seiner Staatslehre. Garibaldi war stärker als sie.

Es ist traurig, noch in unserm Jahrhundert und in Europa solchen Zuständen zu begegnen, von denen man gern annehmen möchte, daß sie nicht der Geschichte, sondern nur der Gefängnißromantik angehörten, und mancher unserer Leser und Leserinnen wird einen tiefen Seufzer in das Land jenseits der Alpen schicken, aus zartem Mitleid für die Menschen, die dort noch zu dulden haben, und aus Wohlbehagen über das süße Bewußtsein, an den freien Ufern des Rheins oder der Elbe zu wohnen und geschützt zu sein vor solchen und ähnlichen Dingen, „soweit die deutsche Zunge klingt". Schöner Traum des vaterländischen Gemüthes, der du doch so warm und wonnig über die schwarze Wirklichkeit gelagert, möchtest du bald zur Wirklichkeit werden! Tiefe Schwingen werden getragen von dem Hauche der Freiheit, der belebend aus Süditalien gen Norden zieht. Aber gebt Acht, daß ihr nicht immer träumt, und daß ihr nicht immer für fremdes Weh weint und für fremdes Glück jubelt, während ihr die Wunde vergeßt, die ihr am eigenen Leibe tragt. Neapel hatte seine geheimen Kerker, und Rom hat sie noch, und auch Benedig dürfte nicht viel besser damit daran sein, — aber auch bei uns, in dem Lande der Denker und Reformatoren, herrscht ja noch das Princip der politischen Rache, existirt noch das Zuchthaus und der „schwere Kerker mit Eisen" für den „politischen Verbrecher", oder wartet noch die Geist und Körper vergiftende pennsylvanische Zelle dessen, der sich das Recht herausnimmt, anderer Meinung als seine landesväterliche Regierung zu sein. Unsere Gefangenen aus den Jahren 1848 und 1849 erzählen ja davon, und könnten die Gräber sprechen, sie würden uns manches Seitenstück liefern zu den „neapolitanischen Gefängnissen".

Blätter und Blüthen.

Wallfische und deren Fang. Seit etwa drei Jahrhunderten, als Spanien durch Columbus's des Meeres, Wallfische, angriffen und erlegten, hat sich eine ungeheuere Armee den Jägern des Oceans gebildet, die im lebenslustigen und härtesten Kampfe mit den furchtbarsten Feinden ihres Lebens — immer im Angesichte des Todes — Fischthran und Fischbein zu Millionen und Centnern jährlich aus den grimmigen Wogen der Oceane schöpfen und dabei oft zu Hunderten umkommen, ohne Andere davon abzuschrecken. Die Menge der Wallfischjäger zählt nach Tausenden und rühmt sich ganzer Flotten.

Nach den Spaniern und zwar Biscayern und Basken (so unwahrscheinlich sie auch als erste Wallfisch-Jäger erschienen) nahmen die Engländer und Holländer diese gefahrtragste aller Jagd-Unternehmungen auf. Erstere drangen bis Spitzbergen, etablirten dort eine Wallfisch-Station und betrieben dieses Gewerbe mit Ausschließung, die sie geltend machen konnten. In praktischer Beziehung wurden sie aber hier eben so bedeutend von den Holländern übertroffen, wie in der Heringsfischerei. Die Amerikaner, welche keine Missionen für Soldaten und mäßige, drohende Kriegsschiffe zu vergeuden brauchen, besitzen jetzt die größte Wallfisch-Flotte.

Wallfisch ist ein sehr allgemeiner Name, mit dem man sehr verschiedene Arten von oceanischen Thieren, aber keinen einzigen Fisch bezeichnet. Die besten Naturforscher wissen noch nicht genau, wie viel Arten und Species es eigentlich geben mag. Die wilden Männer der Prairie unterscheiden in ihrer Weise „Schwefelboden", „Breitnasen", „Kaffernfeser-Rücken", „große Spunde" und was sie sonst für verzweifelt unwissenschaftliche Namen erfunden haben, um probstadtere von weniger ergiebigen Arten zu unterscheiden. Ein Amerikaner, Herman Melville, sehr gelehrt in Sachen der Wallfische, theilte sie in „Pelle-", „Octav-" und „Duodez-Wale" ein. Diese Classification ist nicht so dumm, wie sie aussieht: sie bezeichnet wenigstens die bekanntesten Arten mit unterschiedenen Namen. Felio-Ausgaben sind die eigentlichen Sperm-, Pelo-, Fischdrachen-, Seeländ- oder Dampf-Wale für die Jäger. Es sind die beiden Arten, auf die allein officiell und im Großen Jagd gemacht wird. Die Octav-Arten, Grampus und Narwal oder Nasenwal oder Einhorn, kommen nur gelegentlich zu der Ehre, darpunirt zu werden, und die Duodez-Ausgaben, Meerschweine oder Braunfische, werden von den praktischen Heiden gar nicht beachtet, da sie nie so viel Oel liefern, um das bei ihrem Fang verbrauchte Oel der Lebensdampe zu ersetzen.

Es ist hier nicht die Absicht, die große, eigenthümliche Familie der Cetaceen oder Wallthiere zu schildern. Deutsche Gründlichkeit aber fordert wenigstens, daß man sage, wo der Wallfisch, dessen Jäger uns hier interessiren, hingehöre. Bekannt ist, daß er unächt ist, da er zu den Fischen gehört, daß die Wallthiere eine immer im Meere lebende große Familie von Säugethieren bilden, die eigentlich vier Füße haben sollten. Diese sind allerdings auch richtig da, nur zurecht gemacht für ihr Element. Die vorderen stecken in einer Art von Sack und sind so gewachsen, daß sie gut als Flossen und Ruder- oder Locomotiv-Organe gebraucht werden können. Hinterfüße gibt's gar nicht, d. h. sie sind mit dem mächtigen Hintertheile, das man fälschlich Schwanz nennt, so vereinigt, daß sie die gewaltigste Dampfschraube bilden, einen halmondförmig ausladenden, organischen Propeller von viel hundert Pferdekraft. Die Naturgeschichte spricht von drei Ordnungen der Wallthiere, pflanzenfressenden Steeren (Borkenthieren, Seekühen ꝛc.), Delphinien oder Zahnwalen (Narwal, Pottwal) und Balänoiden oder Bartenwalen, den eigentlichen Wall- und Finnfischen.

Diese Wallthieren gemein ist das horizontale Athemrohr, mit mächtigem Propeller und der Spund zum Athmen. Sie haben Lungen und müssen Luft aus- und einathmen, nicht Wasser, wie es oft scheint und Viele glauben. Der in arktischer Temperatur warm ausgeathmete Athem steigt wie Nacht-Dampfpuffe 3—4 Ellen in die kalt empor, um nur wenn das Thier unter dem Wasser eine Lunge voll ausstößt, zwinge es einen Theil des Wassers zu einem Fontainenstrahl über die Oberfläche.

Oft hat der Wächter des Wallfischfahrers oben im Mastbaume, von Schnee, Sturm, stechender Kälte, Nebel, Eisbergen und furchtbarer Einsamkeit umgeben, Wochen, ja Monate lang gestellt und gewartet, sobald einen Fontainenstrahl zu entdecken. Endlich jauchzt er laut: „There she blows!" „Da bläst einer!" und die dumpfen Gestalten unten, die bisher müdrisch, schläfrig, verdrießlich umherwankten, springen wie wahnsinnig vor athletischer Zuckungen der Freude und Erwartung in die bereit gehaltenen Boote, das entdeckte Wild, sechsdundert bis tausend Mal größer und mächtiger als sie, aufzusuchen und zu erlegen. Ihr Jagdgefild ist der hungrige, gemmige Ocean mit wandernden Eisgebirgen, riesigen, undurchdringlichen Wogen, jeder Zoll feindliche Todesgebirge. Ein Schwanzschlag ihres Wildes schmettert oft Boot und Mannschaften hoch in die Luft, und in die eisigen Wasser, in denen die Glieder oft binnen wenig Minuten erstarren.

Wir nehmen an, daß es einen Grönländer-Wal gelte, die ergiebigste und kolossalste Thrantonne, die Hauptlederschaft der europäischen Meere. Drunten im Dunkeln brüten bei sehr heimde 700 Wal-Schiffe sich den Sperm-Wal wärmerer Gewässer erkoren, der, obgleich oft ein Drittel

Digitized by Google

größer, als der nordische College, bis 80 Fuß lang und entsprechend dick, weniger Gefahren und sicheren Gewinn bietet.

Die Mannschaften in den Booten werden nun und schwingen sich über die Wogen hin mit lekklicher Todesverachtung, bis sie dem Schlitz ihrer Harpune oder Wasser sprühenden Ungeheuer ganz nahe auf den Leib rücken. Wie Vögel der Wüstnis, die nach seinen Menschen haben, klettert er die weißen Jäger mit dem ausholenden Harpunirer an der Spitze hinaus nicht und ahnt nichts Böse. Erst der riel in seine dicke Fleisch geschwenderte, widerhafige Pfeil erweckt ihn aus seinem Unschuldstraume. Er scheinbert leinen ungeheuern Kopf empor, krümmt seine Körpermasse zum Tegen und stürzt sich in größter Hast bodenwärts. Die Harpune, an einer ungeheure Masse dünne Tauleine gebunden, die im Boote zusammengerollt liegt, wickelt diesen Faden mit so rasender Geschwindigkeit ab, daß die Rolle in Flammen geräth, wenn sie nicht gehörig begossen wird. Wehe dem, der dabei mit zwei schlend abgerollten Tauen in Verbindung kommt oder sein Fuß gefangen wird! Wie oft wurden solchen Unglücklichen Hand oder Fuß abgegriffen! Man hat Beispiele, daß Matrosen in die Mitte desselben gerieten, während der getroffene Wal still liegt oder auf die Oberfläche kam, und von dem auf's Neue Abgerollten mehrmals vermittelst dieser feinen gezogen auseinander gehauen wurden. Ist die Leine nicht lang genug für die Entfernung oder Tiefe, in welche das verwundete Thier eilt, so wird das Boot mit in die Tiefe gezogen, wenn nicht ein rechtzeitiger Schnitt es rettet. Die Mannschaften müssen denn auf Einschnitte sachkundig hocken, wenn diese eben in der Nähe sind. Andernfalls erstarren und ertrinken sie, da das Schiff selten so nahe ist, um erreichbar zu sein.

Das „Fast-Boot" (wie das genannt wird, welches die erste Harpune wirft) folgt natürlich seine Leitenden durch Aufsichten einer Flagge, zu der sich oft andere gesellen, die um Hülfsboote und mehr „Leine" bitten. Solche Zeichen werden auf dem Schiffe mit leidenschaftlicher Hast beantwortet. Die Leute springen aus den Logis in die Boote, ohne sich vorher anzuziehen und fliegen, Barfüßer in Hast nach Art der Affen, nach den Masten herbei, um gleich in volle Arbeit zu gehen, sodaß sie manchmal erst nach Stunden dazu kommen, sich anzuziehen. Der verwundete Leviathan sucht vergebens in einer Tiefe von oft sieben- bis achthundert Klaftern Linderung seiner Schmerzen. Er muß eilen, um auf Athemholen zu kommen. Mit leicht zwei Millionen Centnern wieder an die Luft zu kommen. Die Männer in den Booten wissen, daß er bald wieder erscheinen wird. Nur ist's jetzt die eigentliche Lebenskrise: 2—3 Es ist es vorgekommen, daß er just unter einem Boote herauskommt und dasselbe mit allen Mannschaften in die Luft schleudert. Taucht er zwischen ihnen auf, so müssen sie ihm wieder dicht zu Leibe rücken und ihn unter Langen bearbeiten. Der Mal schüttelt seinen Schweif, bedeckt das Meer mit Schaum, taucht und geschwinder wagt und hervigt, als im größten Orkane. Die Boote schaukeln wie Nußschalen in rasselnder und müssen mit ebenso großer Geistesgegenwart, als Kraft und Geschicklichkeit vor den Schlägen der Bogen, wie des verwundeten Ungeheuers gesichert werden. Wie weit dabei Leichtsinn und Todesverachtung gehen, davon erzählt der Engländer Scoresby folgendes Beispiel. Einen verwundeten, aufsuchenden Wal gelang es, die Harpune leider zu schütteln. Ein Matrose sprang vom Boote auf das lebende Ungethüm, zieht sein Taschenmesser, schneidet die Harpune los und schwimmt mit ihr in's Meer tief in seinem lebendigen Speck. Dies war das Werk einer halben Minute. Ehe das Thier auf's Neue tauchte, war der Held wieder im Boote.

Wenn der Cachlott sich zu Tode neigt, heißt der Wal Bint, statt Athem und Wasser, das Meer umher färbend, das Ele, die Beute, heißt die Mannschaften mit Blut bespritzend. Aus seinen Wunden quellen Oel und Fett, die sich beruhigend über das Meer ausbreiten. Aber noch kommt der letzte Todeskampf, der welchem die Boote sich hastig in ehrerbietige Entfernung zurückziehen. Er schwimmt im Schmerz hoch in die Luft und peitscht ihn schnell hin und her, schlägt das weit umherspritzende Wasser mit seinen Finnen, wirft sich auf die Seite, schlägt das Wasser von den letzten Athemzügen wie Wasserfälle schießt, und stirbt. Hülfslos und leidenschaftlich schwenken der Flaggen verkünden dieses Ereignis nach allen Seiten. Kein Wunder diese wilden Ausbrüche der Siegesfreude, nachdem so viele Gefahren überwunden, so viel Rieselkraft und Geschicklichkeit und Todesmuth sich geltend gemacht und der Lohn dafür, ein bedeutendes Capital, ruhig vor ihnen liegt! Aber die Betrauung des Schmerzes ist damit noch nicht alle verübt. Es gilt, den großen Todten zu „flensen", d. h. ihm den Thranspeck abzuschneiden. Flink oder sechs bemannte Boote ziehen ihn neben das Schiff, die Leute bewaffnen ihre Fußsohlen mit spitzen Hufen und Nägeln, um Halt auf dem schlüpfrigen Leichnam zu bekommen, und hacken mit Beilen in großen Streifen 5—8 Centner ab, die durch Waschmeister in den Schiffsraum gezogen werden. Während unruhiger See oder gar im Sturme ist diese Arbeit eines Herkules würdig und jeden Augenblick todesgefährlich. Eine überlaufende Welle reißt Einen oder den Andern mit sich fort, Taue und Haken gerathen mit den flüssen Anderer in plötzliche Verbindung und reißen sie um oder brechen ihnen Glieder. Auch fällt wohl Einer ein paar Steckwerte tief in den Rachen des oben bereits entblößten Kopfes und ertrinkt, wenn nicht schnell geholfen wird. Auch müssen ihm die „Fischbeine", die fensternartigen dichten Reihen von Knochen, die bei ihm die Stelle der Zähne vertreten, ausgerissen werden. Eine ganz bewohnt gefährliche Hebearbeit ist das Wenden des riesigen Leichnams, nachdem die eine Seite abgeschält worden. Die Schwierigkeit liegt darin besonders in Sicherung und Erhaltung des Gleichgewichts in der Lage des unten gefesselten und daher leicht gewordenen Cadavers. Eine anhängende Klelle, ein nachgebender Haken oder ein reißendes Tau-Ende, und die ganze Köpe muß schlägt wieder um und schleudert alle „Flensler" in's Meer oder zieht sie mit sich von oben nach unten.

Dies ist ein Blick auf die regelmäßige und in Ordnung verlaufende Wallfisch-Jagd, wobei die angedeuteten Abweichungen und Abenteuer noch zu den gewöhnlichen gehören. Aber Stürme, Eisnebel, Eisberge, dichtes Schneegestöber, plötzlich losbrausender wüthige Winde, ungewöhnlich starke Wasse re. führen oft zu den schauerlichsten Tragödien des Oceans. Mancher harpunirte Wal taucht nicht, lenkenn Nacht auf der Oberfläche hin und zieht das Boot mit sich bendern Saulen binnen kurzer Zeit 30— 40 Meilen mit sich. Die andern Boote und das Schiff können nicht so schnell folgen. Sturm- und Widerwind, Nebel und Gefrieren, dahinjagende Eisgebirgskälte legen sich dazwischen. Die Mannschaften in dem entführten Boote zittern vor Kälte, taumeln vor Hunger und sehen Tod von allen Seiten. Sie werden gegen eine andrauende Eismasse geschlagen. Das Boot weicht zersplittert unter ihren Füßen. Einige flammen sich an eine Eisscholle, Andere stehen zogleich. Die auf dem Eise müssen sich fest und flach auf den Bauch legen, um nicht hinunterzepfällt zu werden. Aber bald verschwindet der Eine, bald der Andere. Oft sind solche Verschlagene auf immer verschollen, oder kommen andermal wieder. Es ist vorgekommen, daß Jahre und Nächter wohl entdeckt und gerettet, um sie nach dem Aufthauen und Aufleben wahnsinnig werden oder sterben zu sehen. Wie oft machten solche Heiden, auf ein paar Tagend Reisen ein paar Dutzend Mal im Kreisen des Todes, Tage und Nächte lang auf Eisschollen umhergetrieben und gerettet, trotz dieser Schreckmisse und eines guten Vermögens sicher, unaufhaltsam getrieben von diesen Reigen des Schreckens, nach zwanzigjährigem Dienste noch ihren letzten Jagdzug mit, um endlich dabei wahnsinnend! Den leichem Steff sind die echten Wallfischfänger, solche Seemannsluft liegt in dem scheinbar reizlosen, abscheerlichen gigantischen Kampfe mit der Wuth aethiver Meere und seiner gewaltigen Könige!

Die großartigen amerikanischen Seefahrer gegen die Cachelotten, Sperm- oder Pottwallfische sind nicht so gefährlich, obgleich diese viel größer sind. Der Sperm-Wal erreicht bisweilen die Länge von 160 Fuß, hat einen großen Fett-Buckel, erdentliche Zähne und eine helle Farbe, als der auf den Nördlichen schwarz ausfallende oder Grönländer-Wal. Eine weite, horrige Oeffnung zwischen seiner Haut und dem Thran-Speck ist noch nie genau wissenschaftlich untersucht und erklärt worden. Er ist lebhafter, muthiger und rachsüchtiger, als der langsame, gutmüthige und sanftmüthige Grönländer, aber dessenungeachtet weniger gefährlich, weil er behende, weil er sich wendet, entfernt Mehr zu nimmt er sich heraus, daß die Schiffer und Fischer die warmen Strömungen im Meere an dem Erscheinen und den Wogen der Sperm-Wals erkennen. Sein Kopf ist immer ein großes Mehrvoir von Sperm-Oel oder Walrath, das sich beim noch warmen Thiere flüssig ausgeschöpft wird. Kalt wird es hart und zu Kerzen re. verwandt.

Der Magen aller, an Verdauungsbeschwerden leidender Cyrmptare enthält oft bedeutende Stücke von krankhafter Ambra, der eigentlichen Ambra tostbarster Parfümerien und Räucherwittel. Früher wurde auch dirt Ambra als nervenstärkende Medicin verschrieben und verzehrt, doch scheinen die Aerzte großentheils davon abgekommen zu sein. Die Gleichen sind noch jetzt über ihre Entstehung, Zusammensetzung und Bestandtheile des Ambra's. Oken hält ihn für Gallenstein, der Engländer Rikins für ein Product der Steinkaukheit des Physeter makrokephalus oder großköpfigen Pottwals. Sperm-Wale sind zu jeder Jahreszeit zu finden, während die echten Grönländer nur in gewissen Monaten des Sommers ungefähr weiter vom Lande und wegen bereits erwähnter anderer Vortheile sogar die 700 amerikanischen Wallschiffe blos nach Sperm-Walen und haben auf ihren Schiffen selbst die vollkommensten Einrichtungen, den Thran-Speck sogleich auszukochen, zu „reuerieren" und von Neuem frischen zu beleren, seren Kälteluft in den Grönland-Thranfässern so leicht erschaft wird und den Thran in wohlverdienten ihren Geruch gebracht hat.

Das große Erunteld der amerikanischen Boter ist der große oder stille Ocean, der nach den Südlichen hin sinnen sie manchmal weiter Seeinstücke zu den grönländischen Walen, die aber nur im Nothfalle in Angriff genommen und nicht aufgesucht werden. Sie schöpfen jährlich mehr als eine Million Centner Thran aus den Meere und bringen ihn gereinigt auf Land und in den Welthandel. Engländer und Amerikaner haben arktischen Regionen zwischen Grönland und der Davis-Straße bringen es lange nicht zu einem Drittel dieser Quantität, die außerdem theurer und schlechter ist, da mehr Arbeit und Auslagen darin stecken. Da sie den ganzen rohen Thran-Speck in ihre Fässer stoßen und erst am Lande den Processe der Reinerisey oder Reinigung unterwerfen, entsteht immer viel unnöthige Arbeit und eine mehr oder weniger verdorbene Sorte von Thran. Welche Sicherheit dieser in unserer Zeit hat, wo alle Tage viele Millionen dampfgetriebene Räder und Spindeln Arme der Industrie geübt und geschmiert werden müssen, ist leicht begreiflich.

Kleiner Briefkasten.

Prof. W r in New-York. Besaure, den Ihrer Oferte seinen Gebrauch machen zu können, da die Gartenlaube nur Originalartikel bringt. Herrn Dr. Mügge wird die Uebersetzung seiner in unserer Zeitschrift abgedruckten Novelle: „Sigrid, das Fischermädchen", sicher freuen.

P. B. Z. in Stuttgart. Nicht zu gebrauchen, und bitten wir über das Manuscript zu verfügen.

Elise in B. Rücken wohnt in der Nähe Coburgs. Wreffenen Sie Ihre Zuschriften nur gefälligst nach Coburg selbst.

Herrn Bürgermeister **Schweitzer** in Neuchatel. Aus Ihrer werthen Zuschrift haben wir erseben, daß das Urtheil über Ihren Amtsvorgänger Schweinig in dem kürzlich von uns veröffentlichten Artikel: „Ein deutscher Dichter und Dulder" ein ungerechtes. Der Verfasser, welcher unter aufrichtiges Bedauern darüber, daß Sie hierdurch verletzen, daß er dieses Urtheil keineswegs aus directer Quelle geschöpft, sondern einem andern bereits früher gedruckten Aufsatze entlehnt hat.

D. Red.

Zur Nachricht!

Der Schluß von „Schloß Stolpen und die Gräfin von Cosel" folgt in nächster Nummer mit den Abbildungen des Schlosses Stolpen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 42. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Mary Kreuzer.

Aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Der Winter verging und der Frühling kam, ohne daß sich in den äußern wie innern Verhältnissen der Hausbewohner viel geändert hätte. Heinrich schien während der Tage bis zu Neujahr von einer steten Unruhe gepeinigt zu sein; bei jedem Tritte, welchen Mary aus der Hausthür that, sah sie die Augen des Burschen ihr folgen, und erst als George eines Mittags die Nachricht heimbrachte, daß er die „Jungen" des Majors mit ihren großen Koffern habe fortfahren sehen, schien er beruhigt zu werden; in seinem Wesen dem Mädchen gegenüber aber begann von da ab ein eigenthümlicher Trotz sich geltend zu machen, während seine Blicke, wenn er sich unbeobachtet glaubte, doch oft in stillem Glühen wie festgebannt an der zu voller Jungfräulichkeit aufblühenden Gestalt hingen. Nur der Alte war unverändert sich gleich geblieben, und Mary fühlte in der ganzen Art seines Benehmens, daß er ihr für die ruhige Haltung, welche sie bewahrte, Dank wußte und gut zu machen suchte, so viel er vermochte.

Es war Anfangs Juni, als von der Familie einer benachbarten amerikanischen Farm die Einladung zu einem Picknick im Grünen einlief. Der gewöhnliche Farmwagen wurde andern Tages bespannt, und Kreuzer mit Sohn und Tochter — die Mutter hatte die Einladung abgelehnt — die ersteren Beiden in besten Farmerstaate, die Letztere in einem einfachen Kleide, in welchem sie sich interessen wunderbar zwischen ihren Begleitern heraushob, traten, versehen mit allerhand Lebensmitteln, die Fahrt nach dem nur wenige Meilen entfernten Festplatze an. Sie hatten dieses noch nicht ganz erreicht, als ihnen schon helles Märchengelächter durch die Büsche entgegenklang; surrende Menschenstimmen, durchbrochen von einzelnen Violintönen, ließen sich hören, und bald lag ein offener Rasenplatz, belebt von den verschiedensten Gruppen, vor ihnen. Den Mittelpunkt bildeten die Quarre's tanzender Paare, zu deren Seite ein fidelnder Neger auf einem Fasse stand, zugleich die Touren der Quadrille ausrufend und den Takt mit dem Fuße tretend, während zu seiner Seite auf dem Boden ein alter weißer Mann, dem die deutsche Ergebenheit in allen Zügen geschrieben stand, sich mit Secundiren abplagte. Rings umher lag ein anderer Theil der eingeladenen Gäste in bunten Gruppen im Grase — weiter hinten brannte ein helles Feuer, neben welchem ein letzter Theil der Gesellschaft sich in voller Heiterkeit mit Kochen und Braten zu beschäftigen schien — es war ein Bild von überraschender Lebendigkeit, was sich plötzlich zwischen den Bäumen des Urwaldes aufthat, und Mary's Herz begann beim Anblicke desselben zu einem Vergnügen zu klopfen, das ihr nach der einförmigen Stimmung des verflossenen Jahres fast fremd geworden war.

Kreuzer fuhr einer Waldecke zu, wo die Pferde und Wagen der übrigen Gäste zerstreut unter den Bäumen standen — die Ankunft der Familie war aber bereits bemerkt worden, und eine sichtliche Genugthuung drückte sich in des Alten Gesicht aus, als er den Festgeber mit seinem Sohne herankommen und ihm, noch ehe das Gefährt anhielt, die Hand zum Willkommen heraufreichen sah. Der Letztere, dessen sich Mary aus einigen flüchtigen Begegnungen in der Stadt erinnerte, schüttelte kräftig des Mädchens Hand, nickte dem jungen Kreuzer einen Gruß zu und hob die Erstere nach einem kurzen Sträuben derselben vom Wagen. „Es fehlt gerade noch ein Paar, Miß, kommen Sie rasch mit mir!" sagte er, während er das leichte Tuch von ihren Schultern nahm und ihr zugleich beim Entleeren ihres Hutes behülflich war, und ehe sich das Mädchen nur recht besinnen konnte, sah sie sich schon lustig fortgezogen.

„Nur los, Mary, 's ist nicht alle Tage Picknick!" rief ihr der Alte nach, und sie folgte dem jungen Manne, wenn sie auch in ihrer augenblicklichen Verwirrung von dem wortreichen Gespräche desselben kaum etwas hörte.

Erst als sie in unmittelbarer Nähe der tanzenden Paare waren, hielt sie ihren Schritt an und überflog mit einem besorgten Blicke das heitere Schauspiel vor ihr. Sie verstand sein Bitten von dem, was der Neger auf seinem Fasse ausschrie, und doch richteten sich augenscheinlich die Bewegungen der Tänzer danach; ein zweiter Blick aber zeigte ihr längst aus Deutschland bekannte Quadrillenfiguren, die Lust vergangener Kindertage erwachte plötzlich in ihr, und mit einem hellen Lächeln reichte sie ihrem Begleiter wieder die Hand, mit diesem einem offenen Platze in der Tänzergruppirung zueilend.

Kreuzer, der inzwischen Pferd und Wagen besorgt, wendete sich wieder dem Tanzplatze zu, und sein Auge hatte schnell Mary's feine Gestalt unter der Menge der Uebrigen herausgefunden. Das Mädchen bewegte sich mit einer Sicherheit und Grazie in den Verschlingungen der Touren, die sie vor allen übrigen Tänzerinnen auszeichneten, ihr Gesicht strahlte von Heiterkeit und Erregung, während sie dennoch in den Ruhepausen den eifrigen Worten ihres Tänzers nur mit einer Gehaltenheit horchte, die fast über ihre Jahre ging.

Heinrich lehnte beobachtend an einem seitwärts stehenden Baume,

Digitized by Google

und ein sonderbarer Wechsel von Genugthuung und Bitterkeit ging durch seine Züge. Er mochte die Schönheit seiner Schwester noch nie so empfunden zu haben, wie jetzt, noch nie aber war es ihm wohl auch so klar geworden, wie weit die Verschiedenheit ihres Wesens sie von ihm trenne. Er hatte sich bis jetzt noch kaum um Mädchengesellschaft und Umgangsformen bekümmert, und seine ganze Schwäche kam ihm Angesichts des leichten geselligen Treibens, in das er sich nicht zu mischen wagte, zum Bewußtsein — mitten unter der Menge lachender Menschen erschien er sich einsamer, als er sich je gefühlt. Da traf sein Auge endlich auf ein bekanntes Gesicht — der Sohn eines benachbarten deutschen Farmers war es, welcher ziemlich eben so verloren als jener unter den Gruppen umher zu spazieren schien. Heinrich hatte nie viel auf die Freundschaft des unbeweinenden jungen Menschen gegeben; jetzt aber erschien sie ihm fast wie ein großes Glück. Er ging ihm entgegen, und noch niemals hatte ihm ein Gruß so wohl gethan, als die Herzlichkeit, mit welcher jener ihm die Hand entgegenstreckte. Bald sah er sich zu einer Gruppe deutscher Farmer-Familien, die sich von den Amerikanern abgesondert und weiter rückwärts gelagert hatten, geführt und befand sich wieder unter einem Elemente, das eben so wenig als er selbst sich in dem leichten amerikanischen Geselligkeitstone heimisch fühlte und eben so wenig von den graziösen Schwingungen moderner Quadrillen verstand.

Der Tanz war zu Ende, und noch glühend von der letzten raschen Tour sah sich Mary von einer Anzahl junger Männer umringt, die sich heranzudrängen, um sich ihr durch ihren bisherigen Tänzer vorstellen zu lassen. Eine Reihe von Namen tönte an ihr Ohr, von welchen sie in der nächsten Secunde nicht einmal den allgemeinen Klang mehr wußte; hier hatte sie auf eine Bemerkung zu hören, dort auf eine Frage zu antworten, und sie hätte sich noch um tiefsten nach Vater Kreuzer umgesehen. Da streckte sich ihr plötzlich eine Hand entgegen, und eine wohlbekannte Stimme fragte: „Ich brauche mich doch nicht erst vorstellen zu lassen, Miß Mary?“

Wie ein leiser, freuziger Schrecken blitzte es in ihrem Auge auf, als sie, emporstehend, in James Osborne's belebte Züge blickte; ein hohes Roth aber übergoß ihr Gesicht, als sie ihre Hand von der seinigen festgehalten fühlte.

„Das ist ein Glück, was nicht alle Tage kommt, und ich hoffe, Sie sind nicht schon wieder verlobt?“ fuhr er fort, während sein leuchtender Blick ihre ganze Erscheinung umfassen zu wollen schien, „sprechen Sie, Miß Mary!“

„Ich weiß noch kaum, ob ich überhaupt weiter tanze,“ erwiderte sie, ihre Hand leicht zurückziehend, „ich möchte mich erst nach Mr. Kreuzer umsehen.“

„O, der alte Gentleman steckt mit dem Vater irgendwo tief in der Politik, lassen Sie ihn!“ lachte ihr bisheriger Tänzer; „erlauben Sie, daß ich Sie einen Augenblick zu Mutter und Schwester führe, und dann entgehen Sie sich uns nicht wieder!“

Er eilte mit ihr einer nahen Gruppe zu; die Bewillkommnungen wurden aber bald durch den Ruf und die Geige des Negers abgeschnitten; von allen Seiten flogen die Paare wieder nach dem Tanzplatze, und Mary sah sich bald an James Osborne's Seite in einem der Quarrée's.

„Werden Sie mir glauben, Miß Mary, wenn ich Ihnen sage, daß es mich unendlich glücklich macht, Sie hier zu treffen? Welch ein Freudentag für mich!“ flüsterte er ihr zu. „Es ist ein reiner Zufall, der mich hergebracht!“

„Ich wußte nicht, daß Sie wieder in der Nachbarschaft waren!“ erwiderte sie, ohne die Augen aufzuschlagen. Das frühere Roth war von ihrem Gesichte gewichen; um ihren Mund zuckte spielte ein Zug wie triumphirenden Glücks; sie hob kaum die Augen, aber ein aufstrebendes Lächeln deutete jenes launige Wort an, welches ihr Tänzer ihr hier und da in den Verschlingungen des Tanzes zuwarf.

„Sie wußten nicht, daß ich wieder in der Nachbarschaft war?“ begann er halblaut, als Beide wieder neben einander standen, „aber macht es Ihnen Freude, mich in Ihrer Nähe zu wissen? Die gewiß hatte ich darauf gerechnet, Sie nach Weihnachten noch einmal zu sehen, ehe ich abreiste — ich habe manche Stunde im Schnee gestanden, um mir eine günstige Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, aber Sie hatten jedenfalls vergessen, daß ein Mensch wie James Osborne existire!“

Mary war bei seinen letzten Worten bleich geworden, sie bob wie in einer plötzlichen Sorge die Augen und ließ sie rasch über ihre Umgebung schweifen — die ganze Scene, welche ihre Heimkunft am ersten Weihnachtstage hervorgerufen, war vor sie getreten, und sie meinte jenen Augenblick Heinrichs finster beobachtenden Auge irgendwo entdecken zu müssen. „Sie reden, als stände nichts zwischen Kreuzer's und Major Osborne's Farm, als die Einäumung!“ sagte sie nach einer Pause langsam aufsehend und begegnete einem eigenthümlich gespannten Auge, mit welchem der junge Mann ihr Gesicht beobachtet zu haben schien.

„Wir sind sogleich an der Reihe, Miß Mary,“ sagte er, das Auge rasch über die Tänzer werfend, „aber ich muß über das, was Sie andeuten, später mehr mit Ihnen reden!“

Das Mädchen fühlte einen kräftigen Druck seiner Hand, als sie ihm in die neue Tour folgte, sie sah, wie er fast nur mechanisch die Bewegungen des Tanzes ausführte und ungeduldig das Ende herbeisehnen zu erwarten schien. „Lassen Sie uns austreten,“ raunte er ihr zu, als „Beide ihre Plätze wieder erreicht hatten, „Sie bedürfen jedenfalls einer Erfrischung; — kommen Sie!“ fuhr er in dem Tone dringender Bitte fort, als er sie mit einem neuen Ausdruck von Besorgniß zögern sah, „es wird nirgends auffallen, und wenn der Tanz vorüber ist, finde ich wahrscheinlich keinen unbewachten Augenblick wieder, um ein nothwendiges Wort mit Ihnen zu sprechen!“

Sie war fast unwillkürlich seinem Drängen einige Schritte gefolgt, und lachend eilte er jetzt mit ihr nach dem Takte der Musik davon. Unweit der zum Kochplatz hergerichteten Stelle stand am Saume des Gebüsches ein Erfrischungstisch, beladen mit Gläsern und mehreren Holzeimern voll zubereiteter Limonade — der Wallfahrtsort der erhitzten Paare, welche von hier aus entweder dem Tanzplatze wieder zueilten, oder promenirend sich im Schatten der breitästigen Buchen verloren. Mary hatte der willkommenen Erfrischung zugesprochen und war dann neben ihrem Begleiter in einer Richtung, die sie Andere gehen sah, weiter geschritten. Inzwischen konnte sie das unangenehme Gefühl, das sie bei dem Gedanken an Heinrichs Gegenwart beschlichen, nicht von sich streifen.

James war eine Strecke den vor ihm gehenden Paaren gefolgt, beg aber dann in einen einsameren Pfad ein.

„Sagen Sie mir offen, Miß Mary,“ begann er hier, des Mädchens Hand fest ergreifend, „was ist Ihnen über die Osborne's gesagt worden? Ist die alte Geschichte noch immer so lebendig, daß sie auch Ihnen das Herz damit verbittern mußten?“

„Vater Kreuzer hat mir Alles erzählt, weil es nothwendig war, daß ich es hörte!“ erwiderte sie, ihre Hand leise befreiend, „aber er hat nicht bitter gesprochen —“

„O, ich kenne den alten Gentleman,“ rief der junge Mann erregt, „und weiß auch, daß er längst vergessen hätte, was doch nun einmal geschehen ist, wenn er nicht immer einen neuen Stachel an seiner Seite hätte, der auch auf Ihre Unbefangenheit schon seinen Einfluß ausgeübt hat. Meinen Sie, Miß Mary, ich hätte den Unterschied nicht schmerzlich gefühlt, der zwischen unserm ersten Gespräche im Schlitten, zwischen Ihrer vertraulichen Offenheit und der Aengstlichkeit, mit welcher Sie heute neben mir gehen und stehen, liegt? Und nun sagen Sie mir doch nur,“ fuhr er stehen bleibend und ihre beiden Hände fassend fort, „was habe ich denn in der ganzen Angelegenheit verbrochen, warum sollen Sie denn gegen Menschen eingenommen werden, nur weil sie Osborne heißen? Glauben Sie doch, daß mein Vater die Uebereitung, die er vor Jahren begangen, eingesehen hat, daß er Mr. Kreuzer so achtet, als es nur Jemand von dessen Nachbarn thun kann, und daß er diesem längst selbst die Hand geboten hätte, wenn er nicht wüßte, welcher feindseligen Geist noch immer in Ihrem Hause erhalten und genährt wird. Ich habe gedacht, als ich während der Christfeier Tag für Tag um Ihre Farm streifte, ohne auch nur eine Spur von Ihnen zu sehen, daß der alte Groll sich zwischen uns gestellt habe — soll denn das aber wirklich geschehen, Miß Mary? Sollen denn zwei Menschen, die sich bei der ersten Begegnung schon verstanden, als wären sie alte Bekannte, sich wegen Dingen aus dem Wege gehen, mit denen sie nie etwas zu thun gehabt?“

Das Auge des Sprechenden ruhte mit einem so klaren, innigen Ausdrucke in dem ihrigen, daß sie den Blick nicht davon abwenden konnte. „Ich bin Ihnen nicht aus dem Wege gegangen und ich werde es nicht thun!“ erwiderte sie. „Vater Kreuzer hat mir selbst gesagt, ich brauche es nicht! Aber ich habe Rücksicht zu nehmen —“

„Hat er Ihnen das gesagt, der alte Gentleman? Gott segne

Digitized by Google

ihn dafür," unterbrach sie James, ihre sich leise sträubenden Hände fester fassend, „was kann es denn noch für Rücksichten geben, die Sie so unruhig machen?"

Es rauschte im Gebüsche, und Heinrich sprang plötzlich in Beider Weg, einen finstern Blick auf Mary und einen zweiten voll stammender Drohung auf ihren Begleiter werfend. „Was haben Sie hier mit meiner Schwester zu thun, Sir, hier, entfernt von der Gesellschaft im Walde?" rief er mit bebender Lippe. „Lassen Sie ihre Hand los," fuhr er fast schreiend fort, „oder bei Gott, es geht nicht gut!"

Mary hatte in der ersten Ueberraschung ihre Hände aus denen ihres Begleiters ziehen wollen, aber dieser hielt ihre Rechte fest in seiner Linken. „Sind Sie ein Gentleman, Henry, daß Sie sich in Gegenwart der jungen Lady so geben lassen?" erwiderte der Letztere mit völliger Ruhe, obgleich sein Auge einen seltsamen Glanz annahm und das Blut dunkel in sein Gesicht stieg. „Ich denke, Sie werden nicht verweigern wollen, was mir und Miß Mary recht scheint?"

Das Gesicht des jungen Kreuzer nahm den Ausdruck eines tödtlichen Hasses an. „Was den Osborne's recht scheint?" stieß er hervor, „haben sie denn nicht bewiesen, daß Lüge und Unrecht bei ihnen zu Hause sind? Die Hand von dem Mädchen, sage ich zum letzten Male!"

„Heinrich, um Gotteswillen!" rief Mary, welche die Hand des jungen Amerikaners plötzlich an der ihren ruhen gefühlt, James aber war, ohne sie loszulassen, fortentschieden einen Schritt vorwärts getreten und stand dicht, Aug' in Auge, vor seinem Beleidiger. „Wärst Du ein Mensch von Ehre," sagte er mit einem eigenthümlich heisern Klange der Stimme, „so würdest Du Deine Beschimpfungen bis zu einer Zeit aufgespart haben, wo mich nicht die Gegenwart einer Lady abhält, Dich nach Verdienst zu züchtigen —"

„Züchtigen — Du?" brach es in einem schrillen Laute aus dem Munde des Andern, „da nimm es!" und ein voller Faustschlag fiel in Osborne's Gesicht.

Mary war mit einem Aufschrei zurückgefahren — einen einzigen Moment nur stand der Getroffene wie betäubt, im nächsten hatte er des Mädchens Hand losgelassen, den Burschen gefaßt und ihn zu Boden geschmettert, daß dieser, ohne auch nur noch ein Glied zu regen, liegen blieb, wie er den Boden berührt.

James blickte eine Secunde lang auf den bewegungslosen Körper, kam wandte er, sichtlich seine Aufregung niederdrückend, sich nach dem Mädchen.

„Kommen Sie, Miß, nur entschuldigen Sie mich, er hat nur, was er verdiente. Ich werde dann nach ihm Niedergeworfenen ausstrecken."

„Aber um Gotteswillen, er regt sich nicht!" rief Mary, wie von Entsetzen gepackt, ihre Hände nach dem Niedergeworfenen ausstreckend.

„Er wird zu sich kommen, seien Sie ohne Sorge, und es ist besser, er findet sich allein," erwiderte er, ihren Arm unter den seinigen nehmend, „kommen Sie, der Ort taugt jetzt nicht für Sie!"

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" stöhnte das Mädchen, die Augen starr auf Heinrichs bleiches Gesicht geheftet, „gehen Sie zu ihm, sehen Sie, ob er Schaden genommen, um Gottes Barmherzigkeit willen lassen Sie ihn nicht so liegen!"

Mit finster zusammengezogenen Augen trat James an den Talzeugen heran und faßte ihn bei beiden Schultern, ihn heftig rüttelnd, aber nur eine todte Masse schien seiner Anstrengung zu gehorchen. Jetzt faßte er den Oberkörper und richtete ihn auf — schwer fiel der Kopf zurück und zwischen den Haaren hervor tränselte Blut; ein rascher Blick Osborne's traf eine aus dem Grase hervorragende mit Blut gefärbte Felsecke. Langsam legte er den Körper zurück und richtete sich auf. „Ich werde Wasser holen und bin auf der Stelle wieder hier," sagte er in einem eigenthümlich klingenden Tone. Mary aber sah in ein verstörtes, aschenfarbiges Gesicht, und als ihr Begleiter, ohne sich umzublicken, davon geeilt war, überkam sie in voller Macht das Entsetzen, dessen Anfänge sie eben erst empfunden. Er war todt, sie wußte es, sie hatte es in des Davoneilenden Zügen gelesen, und nur ihrem fast die Besinnung überwältigenden Schrecken folgend, flog sie den Weg zurück, um den alten Farmer zu suchen.

Nur wie eines Traumes entsann sie sich später der aufgeregten Menschengruppen, welche nach den ersten Worten, die sie zu reden vermochte, sie umgaben, entsann sich des verstörten Gesichts des herbeigeführten Kreuzer, sah sich wieder neben Heinrichs leblosem Körper, um welchen die Menschen in vergeblichen Belebungsversuchen beschäftigt waren, bis er aufgehoben und davongetragen ward, und fand sich endlich von dem Sohne des Festgebers mit beruhigenden Worten nach einem der wartenden Wagen geführt. „Nehmen Sie alle Kraft zusammen, Miß," sagte der junge Mann, „es ist nöthig, daß die alte Lady auf das Unglück vorbereitet wird, ehe sie es durch Unberufene erfährt, und auch für Sie ist es am Besten, wenn Sie den Neuzierigen aus dem Wege gehen."

Damit hatte er die Widerstandslose in den Wagen gehoben, ihr Hut und Tuch eingebändigt und fuhr mit ihr davon.

Mary kam erst wieder zu rechter Besinnung, als sie das heimathliche Farmhaus erblickte; zugleich aber erwachte in ihr auch ein eigenes Gefühl von Angst, wenn sie sich den ersten Schmerzausbruch ihrer Pflegemutter vorstellte. Fast wollte es sie überkommen, als trage sie einen Theil der Schuld an dem entsetzlichen Unglücke. „Lassen Sie mich hier absteigen," sagte sie, als der Weg sich nach dem Thore der Umzäunung wandte, „Mutter muß gleich etwas Besonderes vermuthen, wenn sie mich in einem fremden Wagen ankommen sieht!"

Sie sprang zu Boden und folgte dem Gefährte langsam. Sie sah ihren Begleiter an der Hausthür absteigen und im Eingange verschwinden. Eine Minute stand sie harrend und glaubte jeden Augenblick einen Schrei aus dem offenen Fenster hören zu müssen, aber kein Ton wurde laut um sie her, um eine peinigende Unruhe trieb sie vorwärts. Mit beklopfendem Herzen ging sie dem Hause zu und war nur wenige Schritte noch davon entfernt, als die Thür sich öffnete und die Frau, gefolgt von dem Farmersohne, rasch heraustrat. Ihr Haar saß so glatt und fest am Kopfe wie gewöhnlich, und nur der krampfhafte Griff, mit welchem sie den Sonnenhut in der Hand hielt, verrieth eine ungewöhnliche Aufregung. Ihr Gesicht war fast steinern, und der starre Blick suchte den Wagen. Mary fühlte, als solle ihr das Herz zerreißt werden. „Mutter, Mutter!" rief sie, ehe es noch der junge Mann mit einem Winke verhindern konnte. Die Frau aber schien sie nicht zu hören und schritt auf das Gefährt zu. „Ich weiß, daß er meine Stimme vernehmen wird, und hätte auch sein Geist schon bald den Körper verlassen," sagte sie, als der junge Farmer ihr beim Einsteigen behülflich war; „nur rasch, uns es muß noch Alles gut werden!"

Das Mädchen sah die Beiden davonfahren, sie betrat das Haus, in welchem sich seine lebendige Seele außer ihr zu befinden schien, und wirre Bilder dessen, was die nächsten Stunden bringen würden, schossen durch ihren Kopf. Fast erschrak sie, als die Nase des wittigen Hausknechts, der ihre Kleider beschnopperte, ihre Hand berührte. Mit einem Gefühle, als sei jeder Theil in ihrer Brust zusammengeschnürt und gepreßt, setzte sie sich an das offene Fenster, um die Heimkehr ihrer Pflegeeltern abzuwarten. Der ganze verhängnißvolle Vorfall trat in einzelnen Bildern noch einmal vor sie, bis ihre Gedanken an dem jungen Osborne hängen blieben — er war, seit er den Erschlagenen verlassen, nirgends wieder zu erblicken gewesen. Die Worte, welche er zu ihr gesprochen, klangen noch einmal in ihren Ohren wieder, sie sah sein klares Auge auf sich ruhen und fühlte noch einmal den Eindruck, welchen sein inniger Blick auf sie gemacht — dann trat es wie ein Gespenst vor sie, daß gerade Einer der Osborne's es hatte sein müssen, durch welchen das Unglück herbeigeführt worden. Sie meinte den alten Kreuzer zu sehen, wie er im Schmerze um den Sohn den versöhnlichen Sinn verschmähte, welcher die erste Ursache zu dem Geschehenen gewesen — zwei große, schwere Thränen begannen sich aus ihren Augen loszuringen. Bald aber folgten deren mehr; sie legte den Kopf auf den Arm, und in heißen Weinen fing ihre gepreßte Seele an sich Luft zu machen, es war ihr, als müsse sie jammern über ein ganzes verlorenes Lebensglück.

Es war dämmerig geworden. Mary hatte langsam ihre Ruhe wiedergewonnen und ihre augenblickliche Lage in's Auge gefaßt. Sie war sich in seiner Weise bewußt, einen Vorwurf verdient zu haben, und doch, wenn sie an ihre Pflegemutter dachte, konnte sie die Ahnung von einem bösen Sturme, welchen sie zu beschwören haben werde, nicht von sich weisen, wenigstens aber wollte sie jeder Pein, welche die nächste Stunde für sie bringen konnte, standhaft entgegentreten. Jetzt sah sie eine Gestalt auf das Haus zukommen; es war die Magd, die, als sie das Mädchen am Fenster bemerkte, einen auffallenden scheuen Blick nach ihr warf und dann nach der Küche am hintern Ende des Gebäudes eilte. Dieser eine Blick fiel wie ein Stich in Mary's Herz, aber er befrem-

Digitized by Google

dete sie nicht; er galt ihr nur als Vorspiel dessen, was noch kommen werde; wußte doch Jeder, daß sie bei der That allein gegenwärtig gewesen war, und die Wage war jedenfalls schon von den Vorgängen unterrichtet.

Es währte jetzt nicht lange, so machte sich das Geräusch eines herankommenden Wagens hörbar. Das Mädchen horchte scharf und trotz des gefaßten Entschlusses fühlte sie ihre Brust sich krampfhaft zusammenziehen. Sie hörte das Thor der Einfahrung öffnen — langsam nahte der Wagen und konnte endlich vom Fenster aus erblickt werden — Mary schlug die Hand vor die Augen und mochte nicht mehr hinsehen. Oben neben dem ausgestreckten Körper des Todten saß die Mutter und hatte den Kopf desselben in ihre Arme geschlossen; daneben ging der alte Kreuzer mit schlaff zu Boden gesenktem Haupte, an seiner Hand den schluchzenden George führend und von zwei andern Männern begleitet. Das Gefährt hielt vor der Thür, die Frau aber schien von nichts Notiz zu nehmen und blieb in der eingenommenen Stellung. „Mutter!“ sagte der Alte, so weich, als Mary noch kein Wort aus seinem Munde gehört, „Mutter, wir sind zu Hause, wir wollen ihn hereintragen!“

Die Frau fuhr auf und blickte um sich. „Ja, tragt ihn nur hinein, aber laßt mich erst sein Bett herrichten, ich habe ihn ja schon oft so in meinem Arme heimgebracht!“ erwiderte sie wie geistesabwesend, legte den umschlungenen Kopf behutsam auf das Stroh zurück und machte Anstalt aus dem Wagen zu steigen. Als aber einer der mitgekommenen Männer zu ihrer Unterstützung herzutrat, brach sie in seinen Armen zusammen.

Der zweite Wagleiter der Familie hatte die Hausthür geöffnet und trat hier das Mädchen, welches beim Zusammensinken der Frau dieser zu Hülfe eilen wollte. Mit einem leichten Griffe faßte er ihren Arm. „Halten Sie sich bei Seite, Miß, bis der erste Schmerz vorüber ist,“ sagte er halblaut, „so ein halbgebrochenes Mutterherz reißt oft mehr, als es später verantworten kann!“

Mary verstand instinctmäßig die Bedeutung der Worte, zugleich aber wallte ihr ganzes Gefühl dagegen auf, wie eine Schuldbewußte bei Seite treten zu sollen — lieber wollte sie einen ganzen Sturm von Ungerechtigkeit über sich ergehen sehen. „Lassen Sie mich, Sir; habe ich denn etwas verbrochen?“ erwiderte sie, während die Thränen ihr wieder in die Augen drangen, und zugleich trat sie hinaus, auf den alten Karmer zu, der sich soeben von seiner Frau wandte, welche in den Armen des Hülfeleistenden sich wieder aufgerichtet hatte.

„Vater!“ sagte sie weinend seine Hand fassend, „bin ich denn durch das Unglück Euer unwerth geworden, daß die Menschen mich von Euch weg halten wollen?“

Kreuzer drehte langsam das bleiche, tieftraurige Gesicht nach ihr und warf dann einen Blick nach seiner Frau, die von ihrem Begleiter unterstützt dem Hause zuging. „Geh' nach Deiner Stube, Mary, daß sie Dich nicht sieht,“ erwiderte er wie unter schwerem Seelendrucke, „Deine Zeit zu reden wird kommen. Ertrage jetzt in Geduld, wo wir Schwereres zu tragen haben! — Geh' zur Mutter!“ wandte er sich an George und schloß sich dann den Männern an, welche Anstalt machten, die Leiche vom Wagen zu heben.

Ein herbes Gefühl von Bitterkeit machte Mary's Thränen versiechen. Sie hätte ohne Schmerz die schlimmste Aeußerung der Frau ertragen gegen die kalte Abweisung des Alten aber war sie nicht gewappnet gewesen. — Sie fühlte, sie war durch dies eine Wort Kreuzer's außerhalb der Familie gestellt. Aber fast kam sie eine Art Beruhigung in diesem Gedanken — war ihr denn, so sehr sie auch alle Kindespflichten erfüllt, wirklich schon einmal ungetrübt das Gefühl gegönnt worden, Familienglied zu sein? War denn nicht die Zeit, welche sie hier zugebracht, ein stiller fortdauernder Kampf gegen Widerwillen und Unfreundlichkeit gewesen? Sie sollte ihr aus dem Wege gehen! sie wollte es thun; dann aber fielen von selbst auch alle Rücksichten, welche sie dem Hasse der Frau gegen die Osborne's wohl zu bringen gehabt hätte.

Sie hatte sich langsam weggedreht und war nach der Hinterthür gegangen. In der Küche stand die Magd und lugte durch die Thürspalte nach den Vorgängen im Vorderzimmer, ohne die Eintretende zu bemerken. Mary nahm Leuchter und Kerze und schritt nach ihrem Zimmer im obern Stock hinauf. Dort setzte sie sich auf ihr Bett und versuchte, das Ganze ihrer Lage sich vor die Augen zu stellen; aber immer trat wieder das Gesicht des Todten, wie es in den Armen der geistesabwesenden Frau geruht, vor ihr Auge; und dann mußte sie wieder an James denken, wo er wohl hingekommen und ob er nicht vielleicht schon als Mörder festgenommen worden sei; und dann stand die Scene im Walde wieder vor ihr, und die Nachtschauer des Entsetzens, welches sie gefühlt, rieselten über ihre Haut.

Es war dunkel im Zimmer geworden, und ein ihr bis jetzt noch ganz unbekanntes Gefühl von Grauen überkam sie; sie zündete das Licht an, legte den Kopf auf das Kissen zurück und schloß die Augen.

Sie wußte selbst nicht, wie lange sie so gelegen, als etwas wie ein innerer Schrecken sie wieder auffahren ließ. Sie sah nach dem Lichte, das schon zur Hälfte abgebrannt war und in langer Schnuppe lohlte, dann horchte sie — es war ihr, als müsse ein äußeres Geräusch in ihre wirren Träume gedrungen sein. Durch den dünnen Boden klang das Jammern und Wimmern der unglücklichen Mutter zu ihr herauf und schuf in dem Mädchen eine wehe Stimmung wie Verlassenheit und Heimathlosigkeit; noch niemals, wie jetzt, hatte sie so gefühlt, wie fremd sie bisher in der Familie gestanden, und nur zu deutlich trat die Erkenntniß vor sie, daß ihred Bleibens in dem Hause kaum noch lange sein könne. Sie wollte sich eben wieder zurücklegen, als ein behutsames Pochen an dem Fenster laut wurde, und es war ihr plötzlich klar, daß es dasselbe Geräusch gewesen, welches sie erweckt. Mehr gespannt, als erschrocken, sprang sie von ihrem Bette; sie wußte, daß das Küchendach, welches an ihr Fenster stieß, leicht zu erklimmen war, kannaber trug sie sich, wer Nachts hier den Weg zu ihr suchen möge; das Außerordentlichste wäre ihr heute kaum unerwartet gekommen. Sie setzte das Licht auf die Seite und schob leise das Fenster auf.

„Miß Mary, erschrecken Sie nicht, ich muß zwei Worte mit Ihnen reden!“ flüsterte eine Stimme, und zugleich hob sich ein helles Gesicht vom Dache, auf welchem eine Gestalt im Schatten des breiten Schornsteins ausgestreckt lag.

Das Mädchen ward noch bleicher, als sie war, aber keine Miene zuckte, als sei ihr nur die Verwirklichung einer Ahnung entgegengetreten. „Halten Sie sich ruhig, Mr. Osborne, ich will das Licht löschen!“ antwortete sie kaum hörbar, und im nächsten Augenblicke lag Dach und Fenster im tiefen Dunkel.

„Die Deutschen machen von allen Seiten Jagd auf mich, und auch meines Vaters Hand bietet mir keine Sicherheit,“ hörte sie die flüsternde Stimme wieder, „ich mag ihnen nicht in die Hände fallen, aber ich überliefere mich noch heute dem Gerichte, wenn ich weiß, Mary, daß Sie Zeugniß für mich ablegen wollen. Es bedarf nichts, als der einfachen Wahrheit, um den Mord von mir zu nehmen, Sie wissen es ja, Mary; aber ich bin ein halbverlorener Mensch, wenn ich nicht die ganz bestimmte, unverächtige Aussage eines Zeugen neben mir habe — und Niemand hat doch das Unglück mit angesehen, als Sie!“

In diesem Augenblicke ließ sich ein kurzes, dumpfes Knurren in nächster Nähe hören. „Um Gotteswillen, der Hund!“ stieß Mary mit unterdrückter Stimme hervor, und horchte mit angehaltenem Athem.

Das Geräusch von Schritten im Grase drang herauf, zugleich auch wurden die Sprünge des Hundes und ein kurzes feindiges Bellen laut. Das Geräusch wandte sich ineffen der vordern Thür des Hauses zu, und bald ließ sich von dort das Winseln und Kratzen des angeschlossenen Thieres vernehmen.

„Jetzt fort, so lange der Weg frei ist!“ flüsterte das Mädchen dringend, „ich werde Alles sagen, wie es mir mein Gewissen gebietet — verlassen Sie sich darauf.“

„Und es soll Ihnen gelohnt werden, so nur Gott will!“ klang es zu ihrem Ohre; dann vernahm sie ein leichtes Rutschen, einen kaum hörbaren Fall, und Alles war wieder still.

Einige Secunden noch starrte das Mädchen in die Dunkelheit, dann legte sie sich, angekleidet wie sie war, zurück auf das Bett. Eine sichere Festigkeit und Ruhe war plötzlich in ihr Inneres eingezogen, sie wußte jetzt, wie sie stand, sie wußte, daß sie Partei zu nehmen hatte in dem neubelebten Hasse der Kreuzer's gegen die Osborne's, und daß sie nicht da stehen durfte, wo ihre jetzige Heimath sie hinwies. Sie grübelte nicht über die Folgen, sie fühlte nur die Befreiung, mit sich selbst klar zu sein, und wußte, daß sie sich selbst nicht untreu werden konnte.

Digitized by Google

Unter ihr waren die Klagen der Frau verstummt, dafür tönte es aber dumpf wie sprechende Männerstimmen, und sie hörte Kreuzer's Tritt die Stube durchmessen. Bald klappte die Frontthür wieder, und eine neue Stimme wurde laut, von den gesprochenen Worten aber war nichts unterscheidbar, und bald hatte sich über Mary ein tiefer Schlaf gesenkt, jede Erinnerung an die Schrecken des Tages verwischend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schneesturm im Gebirge. *

— — Tollheit ist
Der Muth des Menschen,
wenn ein Gott ihm stürmt.
Stolberg.

Das Ausgraben der Verschütteten.

Zu den ungestümsten und schreckenerregendsten Naturerscheinungen des Hochgebirges gehören die Schneestürme. Von ihrer Heftigkeit, Gewalt und von der quantitativen Dichtheit der Schneemenge, welche durch die Lüfte getragen die Möglichkeit zuläßt, daß binnen wenig Minuten kurz vorher noch sichtbare Wege gänzlich vergraben und fußhoch überdeckt werden, kann nur derjenige sich einen lebhaften Begriff machen, der die wilden Kraftäußerungen der Elemente im Gebirge schon in anderer Weise kennen lernte. Der Schneesturm in den Alpen ist gleichsam der entgegengesetzte Pol einer anderen, ebenso furchtbaren atmosphärischen Erscheinung, nämlich des Samum der Wüste. Wie dort der rasend einherbrausende Flügelschlag des Wüstenwindes unberechenbare Milliarden glühendheißer Sandkörnchen emporhebt und in jagender Flucht durch die Lüfte trägt, tiefe Mulden hier aufwühlt, um neue, vorher nicht dagewesene, haushohe Hügel dort abzuladen, — so erfüllt der Schneesturm die Luft auf große Entfernungen hin mit dichten, ringsumher Alles verfinsternden Wolken kleiner feiner Schneekrystalle, die Alles durchdringen, an Alles sich einbohren und mit der Atmosphäre eine völlig verschmolzene Masse zu sein scheinen. Die Verwandtschaft der mechanischen Thätigkeit dieser beiden schrecklichen Lufterscheinungen ist frappant und bietet selbst bis in die kleinsten Einzelheiten Parallelen dar, freilich eben immer unter den Bedingungen der äußersten Temperatur-Gegensätze.

Der Schnee des Hochgebirges ist, sowohl nach Gestalt und Umfang, als nach Dichtheit und specifischer Schwere seiner einzelnen Körpertheilchen, in der Regel wesentlich verschieden vom Schnee der Tiefebene und des Hügellandes. Wenn er auch unter gleichen Bedingungen entstehen mag, so ist doch höchst wahrscheinlich sein Bildungsproceß ein viel einfacherer; ja, es fragt sich, ob er nicht unmittelbar aus jenen Elementarkörperchen besteht, aus deren nach organischer Anordnung erfolgender Conglomeration sich die Schneeflocke, wie man sie drunten im Lande allgemein kennt, erst construirt. Denn in die Geheimnisse der Schneekrystallisation sind die Naturwissenschaften bis jetzt erst wenig eingedrungen; nur Vermuthungen und Wahrscheinlichkeitsgründe konnten sie darüber aufstellen, in welcher Region und unter welchen meteorologischen Einflüssen die erste Schneebildung beginnt, — und es ist noch eine schwebende Frage, ob der stets nach dem Gesetz der drei- oder sechszackigen oder sechsstrahligen Form sich darstellende, symmetrisch-schöne Schneestern durch das Anschließen kleiner, unendlich feiner, aber schon vorhandener Eisnädelchen entstehe, — oder ob er durch Anhängen (Adhäsion) der dunstförmig im Aether schwebenden Wasserbläschen und deren Gefrieren seine allmähliche Bildung vom Centrum aus bewerkstellige. — Die beiden Schneearten, nämlich der Hochschnee und der Flockenschnee, verhalten sich etwa zu einander wie der chemische Gehalt und das specifische Gewicht der schweren, mit vielen Stoffatomen gesättigten Luft tiefliegender Regionen, gegenüber jener feinen, dünnen, leichten, reinen Bergluft, die, je höher man in den Dunstkreis vordringt, um so mehr sich verflüchtigt.

Die große, breite, feste Flocke des Tieflandes ist eine Vereinigung vieler mehr oder minder vollständig ausgebildeter, flächenhaft-krystallisirter Eissterne, die dadurch, weil die Schnee der darin enthaltenen gefrorenen Wassertheilchen nach ihrem räumlichen Umfange in seinem Verhältniß zu der zu durchschneidenden Luft steht, langsam wie ein von den Winterwellen getragenes Fallschirmchen aus der Höhe niederschwebt und nur dann eine beschleunigtere Geschwindigkeit annimmt, wenn sie in Temperatur-

* Als Probe aus dem demnächst bei H. Costenoble erscheinenden Buche: „Bergesch, die Alpen in Natur- und Lebensbildern", circa 30 Bogen mit 16 Abbildungen von E. Rittmeyer, dem Illustrator der Tschudi'schen Alpenwelt. Bergesch lebt bekanntlich seit elf Jahren in der Schweiz und kennt Land, Berge und Leute wie sich selbst.

Digitized by Google

schichten herabsinkt, welche vermöge größerer Wärmemenge die im Frost gebundenen Wasserateme theilweise lösen und die ganze Flecke durchfeuchten.

Ganz anders verhält sich's mit dem Hochschnee. Der erste Blick schon zeigt ein ganz anderes Gebilde. Er ist viel feiner, mehliger oder eigentlich sandähnlich, trockener und darum selbstständig beweglicher. Theils zeigt er unterm Mikroskop blos prismenförmige Nädelchen, oder unendlich kleine, aber compacte keilförmige, sechsseitige Pyramiden, theils aber stellt er sich auch in einer mehr der sphärischen Gestalt annäherenden Weise dar, und zwar so, daß er einen fagetförmigen centralen Körper zeigt, an dem, ähnlich der mittelalterlichen Waffe des Morgensternes, viele Spitzen nach allen Radien hin ausstrahlen. Daß solch ein seinem Umfange nach kleinerer, wahrscheinlich auch dichterer und darum schwererer Körper in ganz anderem Geschwindigkeitsmaße die Luft durchschneiden kann und darum bewegungsfähiger ist, wenn der Wind ihn treibt, als die nebförmig breite, viel mehr Raum einnehmende Schneeflecke, ist begreiflich.

Vermöge seiner Feinheit prosilirt der Hochlandsschnee aber auch die Gegenstände, auf die er fällt, viel feiner, zeichnet deren Conturen viel detaillirter und schließt den kleinsten Formgebilden sich ungemein schmiegsam, — gleichsam nur beständend an, wo die volle, flammige Schneeflecke des Tieflandes in großen behäbigen Linien, oft ziemlich schwerfällig, die beschneiten Gegenstände zudeckt. Diese subtilen Landungen kann man insbesondere nur im Herbste, namentlich an Kräutern, verdorrten Saaten-Resten und an den kleinen zierlichen Kryptogamen der Alpenflächen wahrnehmen, wenn die Atmosphäre ihre Anfangsversuche im Beständen mit gleichsam gefrorenem Nebel macht. Dieses leichte Beschneien ist nicht zu verwechseln mit der auch im Hügel- und Flachlande vorkommenden verwandten Erscheinung des sogen. „Duft“ oder „Reif“, welcher Pflanzen, Steine und andere Dinge krystallisirend überkleidet, wenn dichter Nebel bei tiefer, unterm Gefrierpunkte stehender Temperatur über einer Landschaft lagert.

Es soll nun keineswegs behauptet werden, daß unter allen Umständen die Bildung von Flockenschnee in den Hochalpen unmöglich sei. Wiederholt versichert der bekannte schweizerische Bergsteiger, Herr Weilenmann, daß er während seiner Besteigung des Mont Combin am 10. August 1858 bei einer Höhe von circa 12,000 F. über dem Meere und bei einer Temperatur von 6 Grad Wärme in ein dichtes Schneegestöber des dicksten, schwersten Flockenschnees gekommen sei.

Bei der ungemeinen Feinheit der einzelnen Körperchen des Hochschnees ist es aber auch vorzüglich deren große Trockenheit, welche sie auszeichnet. Diese ist Folge der in den oberen Regionen während des ganzen Jahres fast ununterbrochen herrschenden niederen Temperatur. Im normalen Zustande ist der Hochschnee so spröde, so abgeschlossen eigenkörperig, daß er ohne kräftige Wärmeeinwirkung sich eben so wenig zusammenballen läßt, wie eine Handvoll trockenen feinen Sandes.

Mit diesem Material treibt nun der Wind auf den Höhen und in den Einsattelungen des Gebirges, welche 5000 Fuß überstiegen, sein mehr als übermüthiges Spiel, nach plötzlich einen Hunderttausende Kubikklaftern dieses feinen Eisstaubes, wirbelt ihn spielend hoch, bis in die Lüfte empor, und überläßt es der bestimmenden Windrichtung, ihn wieder in Form des dichtesten Schneefalles oder zerstreut als glitzernden Eisnadel-Regen abzuschütten, wo es ihm beliebt. „Der Montblanc raucht seine Pfeife,“ sagen die Thalleute von Chamounix, wenn's von der Schneekuppel dieses höchsten europäischen Berges bei hellem, tiefblauem Himmel wie Dämpfe aufsteigt und leise verweht wird. — Oder der Wind, in seinem radicalen Fegen über die alten Firnwüsten, hebt irgend eine ihm nicht am rechten Platze liegende Lawine solch trockenen Hochschnees auf und schleudert ihn unversehens in tiefere Bergbeken oder Ueberganzspunkte, während wenig Minuten Schneebatterien und Donnerdämme aufbauen oder mühsam angeschanzte Hebwege unvollendet, wenn eine Arbeiter-Compagnie tagelange Zeit benutzt haben würde. Darum läßt sich auch zwischen diesen besartigen Reckereien des Windes und dem Fall der eigentlichen „Staublawinen“ oft keine bestimmte Grenze ziehen, weil die Verlaufungen des Einen sich jenen der Anderen gleichkommen.

Aber alle diese tollen Luftmanöver sind nichts weniger als eigentliche Schneestürme; der Charakter dieser fürchterlich tobenden Erscheinung ist weit wilder, gewiser, feindseliger. Wehe dem armen Wanderer oder Rastreiber, der in eine heftige „Tormenta“ — wie der Tessiner den Schneesturm bezeichnend nennt — geräth, — und doppelt Wehe über ihn, wenn er nicht ein von den Unbilden des Wetters längst abgehärteter Mann, — wenn er ein Fremdling ans milderen Klimaten ist, der dem jähen Anprall und der nachhaltig-einbrechenden Wuth der Elemente nicht Entschlossenheit, stählernen Muth, stramme Kraft, zähe Ausdauer entgegen zu setzen vermag! Er ist, wenn nicht Wunder ihn retten, ein Kind des Todes. Schon Tausende fielen dem Ungethüm als Opfer, wenn sie mit den Verheeren eines Schneesturmes unbekannt waren oder, wohlgemeinten Warnungen nicht folgend, ihren Weg fortsetzten. Denn erfahrungsmäßig toben die „Orgeten“ am bösartigsten in jenen Alpeneinschnitten, durch welche Bergstraßen und Päße hindurchführen, und zwar sonderbarer Weise beim Nordwinde an der südlichen Abdachung und beim Südwinde an der nördlichen am heftigsten. Verschlungen sind in dieser Beziehung ganz besonders der Große St. Bernhard im Wallis, der Gotthard im Kanton Uri, der Bernhardin und der Panixer Paß in Graubünden. Auf letzteren ward ein großer Theil des russischen Heeres unter Suwarow, bei der Retirade im October 1799, eine Beute der Schneestürme. Nach mündlichen Versicherungen der Bernhardiner Mönche ist in den letzten zehn Jahren nicht ein einziger Mensch am Großen St. Bernhard durch einen Schneesturm mehr um's Leben gekommen.

Der Aeigler kennt die Zeichen genau, welche den tiefen Ost anmelden. Die sonst matte, indifferent gräulich-weiße Färbung des Horizontes, von der die Schneehülle der Berge kaum merklich im Farbentone sich abhebt, wird bestimmter, dicker, gesättigter, man sieht ihr gleichsam den größeren Stoffgehalt an; entfernte Gebirgszüge, deren nackte Felsenkuchen deutlich erkennbar heraustraten, werden erst leicht, dann aber immer trüber und dichter verschleiert, bis sie zuletzt ganz verschwinden. Die Luft ist ruhig, sehr kalt, ohne jene kräftige säuerliche Winterfrische zu athmen, welche an heiteren Januarmorgen im Flachlande die vom langen Stubensitzen verdumpften Sinne wöthig neu belebt; — trockene, frostige, harte Luft füllt die Atmosphäre. Dann lagert ringsumher unheimlich-dumpfe lautlose Stille über der erstorbenen Einöde. Das sprunggerinse Volk der Gemsen, welches im Sommer diese Höhen belebt, wohnt jetzt in tiefer liegenden Forsten, — das pfeifende Murmeltheer liegt im Winterschlafe erstarrt in seiner Höhle, und selbst die im Winter treibende die zerspaltenen, schwer erfleigbaren Granitzinnen umkreisende Bergdrohe hat sich in ihr Klüftennest geflüchtet; kein dürres Land raschelt an den Aesten, denn in diesen Höhen hat der Baumwuchs aufgehört, und die melancholische Legföhre und das Alpenrosen-Gebüsch schlummern tief unterm Schnee — kein Windhauch rieselt Schneekörner über die jähen Fluhkäze — allenthalben herrscht jene bange Stille, welche an schwülen Sommertagen dem Ausbruche eines heftigen Gewitters vorauszugehen pflegt. Die einzigen Laute, welche der Wanderer vernimmt, sind sein eigenes tiefes Athmen, das Schnauben der Rosse wenn er mit dem Schlitten das Gebirge passirt, und das knirrende Aechzen des getretenen Schnees.

Wehrt sich nun die Katastrophe, dann hüllen massige graue Wolken auch die näherliegenden Bergspitzen ein und lassen so tief und schwer auf ihnen, als wollten sie für eine Ewigkeit hier Poste fassen. Noch immer ist's Zeit, die schützende Cantonniera (Refuge, Zufluchtshaus) oder das gastliche Hospitium zu erreichen, wenn es nicht allzufern ist, — aber auch immer kämmeriger wird's, — der Abend scheint den Mittag überspringen zu haben. Plötzlich erschreckt den beherzigtlich-eilenden, schon halb ermüdeten Reisenden ein heftiger, scharfer Windstoß, der ihm eine Handvoll empergerafften Schnee entgegenwirft; dann ist's wieder ruhig, — still rundum, wie vorher. Diese intermittirenden Vorläufer wiederholen ihre Mahnung noch einigemal, gewöhnlich nach immer kürzer aufeinander folgenden Pausen. Es sind die äußersten und letzten Erinnerungszeichen zur Flucht. Denn nun beginnt ein seltsames unheimliches Tönen in den Felsenkaminen und Steinklüftungen, erst leise und seufzend, dem wimmernden Anwehen von der entgegengesetzten Seite folgt, dann verheulichter, näher, stärker, aber rasch weit und weiter verklingend in anderen Gebirgsrevieren; es ist, als ob ferne verwehte Stimmen um Hülfe riefen. Diese durch die Luft streichenden Klagen tönen jetzt aus einer dritten und vierten Ecke hervor, aber so getragen, so einförmig und hohl, so ganz anders als im Lande drunten, wenn um die Zeit des Aequinoctiums der Wind durch Kamin und Thürspalten seine jammernden Melodieen heult. — Das

Digitized by Google

Roß vorm Schlitten kaum fester mit den Hufen in den unsicheren, losseren Pfad, und schnaubt öfter und unwilliger, — sein Instinkt verräth ihm die nahende Gefahr; unaufgefordert strengt es seine Kräfte in erhöhtem Maße an, rascher fort zu kommen — und leuchtend folgt ihm sein Treiber. Dem winselnden Unisono gesellt sich jetzt ein tiefer Grundton zu; die dazwischen liegenden Stimmen mehren sich, die Disharmonieen werden voller, und mit ihnen schwillt das Getöse immer wilder, immer mächtiger, immer lauter an und durchheult die Lüfte. Noch wenig Augenblicke, und nun entlasten auch die Schneewolken ihren Inhalt und senden einen Hagel feiner, nadelspitzer Eispfeile mit solch unbändiger Gewalt hernieder, daß alle entblößten Theile des Körpers auf das Schmerzhafteste von ihnen getroffen werden. Der fast erschöpfte Wanderer kehrt der Seite, von welcher die Massen am tollsten heranbrüllen, den Rücken zu; — aber was hilft's? Die jagenden Fluthen der Eisnadeln schlagen gleich den brandenden Meereswellen um ihn zusammen, und so wie diese, zu Schaum zerspritzt, dem Orkane sich wieder entgegenwerfen, so ändern auch die seine Schultern bestürmenden Schneeflaumwolken ihre Flugrichtung und greifen in kreiselndem Wirbel den Bestürmten von vorn an. Er kann Nichts sehen, und deckt wechselsweise mit Arm und Hand und Tuch die Augen, die Wangen, das ganze Angesicht, welches von der schneidenden Kälte und den brennenden Stichen aufzuschwellen beginnt, — er kann nicht athmen, denn die zu Eis verkörperte Luft führt wie ätzendes Gift durch die Respirationsorgane in die Lunge und bohrt sich bei jedem Athemzuge wie mit tausend Spitzen fest. Er ist hereingebrochen, der furchtbare Schneesturm des Gebirges mit all seinem Entsetzen, seiner gräßlichen Wildheit, und unwüster Alles, was in seinem Bereiche liegt. Das ist ein Heyen und Peitschen durch die Lüfte, daß tobt und stöhnt und preßt und braust um die starren Felsenhörner, als ob die Athmosphäre wahnwitzig geworden wäre, und die Introduction zum letzten Gericht beginnen sollte. Und in Mitte dieses Aufruhrs steht der Mensch, der Herr des Erdballes, der mit Eisen und Dampf die Materie sich dienstbar gemacht und die Elemente seinem Willen unterjocht zu haben wähnt, — er steht da, ein armes, ohnmächtiges, verlassenes Geschöpf in grausenhafter Schneewüste, eine sichere Beute des Todes, wenn die Sinne ihm schwinden, wenn die letzte Kraft ihn verläßt.

Denn tritt auch eine kurze Pause in dem entsetzlichen Aufruhr ein, kann der Ueberfallene für wenige Secunden die Augen öffnen, so sieht er keine Spur des zu verfolgenden Weges mehr. So tief wie er, oft bis an die Kniee, im frischgefallenen und ab den Bergen zusammengewehten Schnee steht, eben so tief und stellenweise noch tiefer liegt derselbe überall. Darum hat die Vorsicht der Thalbewohner diesseits und jenseits vielbegangener Pässe schon seit alter Zeit die Einrichtung getroffen, 20 bis 30 Fuß hohe Schneestangen vor Wintersanfang längs des ganzen Passweges in's steile Gestein zu setzen, die bei verwehtem Pfade als Alignement dienen. In ergiebigen Wintern ist's indessen schon vorgekommen, daß an manchen Stellen auch diese Stangen unter dem von allen Seiten zusammengewehten Schnee verschwanden. Denn in der oberen Alpenregion, d. h. in der absoluten Höhe zwischen 5500 und 7000 Fuß über dem Meeresspiegel, und in der subnivalen oder unteren Schneeregion zwischen 7000 und 8500 Fuß fällt der Schnee in ganz anderer Menge als in der Ebene, wo nicht nur das Quantum des auf einmal gefallenen Schnees weit unbedeutender als im Gebirge ist, sondern wo auch steter Temperaturwechsel mehrmals in einem Winter die ganze Schneedecke wieder hinwegrollt.

Mißverwehten, Schlafrigkeit, Hinsinken vor Ermattung, allmähliches Schwinden der Besinnung und endliches Erstarren vor Kälte sind die Progressiv-Stadien des verheißschleichenden Todes. Jedes Jahr fordert seine Opfer. Die Erinnerung an traurige Ereignisse dieser Art lebt traditionell im Munde des Volkes, das am Fuße solcher Bergübergänge wohnt, lebhaft und in Menge fort. Von den vielen Beispielen mögen nur zwei hier einen Platz finden.

Im Jahre 1817 hatten fünf Hannoveraner einen Pferdetransport in die Lombardei gebracht und befanden sich auf dem Heimwege. Alle waren kräftige, gesunde Männer, die daheim schon manche Unbilden des Wetters erfahren und mit leichter Mühe überwunden hatten. Im Orte Bernardino, $1^1/_4$ Stunde südlich unter dem gleichnamigen Bergübergange im Canton Graubünden (auf der Linie von Chur nach Bellinzona), wo sie einkehrten, warnte man sie dringend, ihren Weg fortzusetzen, weil ein Schneesturm im Anzuge und deshalb die Passage lebensgefährlich sei. Allein angefeuert durch starken Veltliner Wein und im Bewußtsein des Vollbesitzes ihrer ungeschwächten physischen Kräfte, gaben sie allen Vorstellungen kein Gehör und rüsteten zur verhängnißvollen Reise. Damals bestand die gegenwärtige Kunststraße noch nicht, und das jetzt oberhalb der Bietor-Emanuels-Brücke am kleinen Meiselsee stehende sturmessrotzige, feste steinerne Berghaus auf der Uebergangshöhe existirte eben so wenig. Es war somit vom Dorfe Bernardino bis nach Hinterrhein im Rheinwalethal ein ununterbrochener Marsch von $3^1/_2$ Stunden Entfernung, zu welchem aber bei dem durch die gefallene Schneemenge erschwerten Fortkommen mindestens fünf Stunden Zeit nöthig wurden. Die Unbekanntheit der Fremden konnte ein anwesender Landmann aus dem Dorfe Hinterrhein nicht mit ansehen, und er, der sich selbst nicht getraut hatte, den Heimweg anzutreten, schloß sich nun, als alle Gegenreden fruchtlos blieben, den Tollkühnen an, um ihnen mindestens als Führer zu dienen. Das Unwetter brach in seiner ganzen Furchtbarkeit los, als die Wanderer ungefähr die Höhe des Passes erreicht hatten. Anfangs unter leichtsinnigen Scherzen, dann mit ernstlichem Aufwand aller Kräfte, endlich mit Verzweiflung, kämpften sie wie Männer gegen den übermächtigen Feind an, — allein vergebens. So sehr der wackere Rheinwälder Alles auftrat, um die Unglücklichen zu retten, so fand dennoch Einer nach dem Anderen, zum Sterben ermattet mit bei vollem Bewußtsein verharrend, den Tode in die Arme. Lange bestrebte sich der opferfähige Gebirgsbauer, mindestens den Letzten zu retten; aber auch hier erkannte er nur zu bald, daß er selbst unterliegen müsse, wenn er seinen Vorsatz nicht aufgebe und den geringen Rest der ihm übrig gebliebenen Kräfte auf seine eigene Rettung verwende. Er erreichte zwar lebend seinen Geburtsort, — aber mit gänzlich erfrorenen Händen und Füßen; Finger und Zehspitzen mußten amputirt werden. Er ward zum Dank für seine Menschenfreundlichkeit ein Krüppel.

Ein anderer tragischer Fall ereignete sich auf der Gotthardsstraße in der Nacht vom 9. zum 10. April 1848. Die italienische Post, welche am Nachmittage den Berg in der Richtung von Andermatt nach Airolo überschreiten sollte, hatte, durch enorme Schneemassen aufgehalten, sich bedeutend verspätet. Mit Pferden und Schlitten die Straße zu passiren war unmöglich, und Conducteur Simen entschloß sich deshalb, die Postsellesien mit den Briefschaften und Paqueten durch Träger über den Gotthard zu befördern. Unter diesen Trägern befand sich auch Joh. Jos. Regli, Steinhauer von Prosessiten. Als die Karawane Ursern verließ, stürmte es zwar wild und ward Schneemassen in dichter Menge nieder; indessen die muthigen Bergsänger glaubten dennoch dem Better trotzen zu dürfen und drangen tapfer vorwärts. Als sie jedoch etwas über das zweite Drittel des Weges zurückgelegt hatten, brach ein Schneesturm über die Lucendro-Alp mit solch vehementer Gewalt herein und verwehte die Straße dermaßen, daß Alle die Richtung verloren. Nunmehr war es vollender finstere Nacht. Der Sturm peitschte wie mit Sterpicen-Geißeln die seiner Vernichtungs-Wuth preisgegebenen pflichtgetreuen Männer. Noch immer hielten sie Stand und suchten trotz alles Ungemaches ihr Ziel zu erreichen. Endlich, als sie ziemlich auf der Höhe des Passes in der Gegend von San Carlo beim sogen. „Wasserloch" (Valeggia) angelangt waren, vermochte Regli nicht weiter zu kommen. Die Kameraden, obgleich selbst schwer bepackt, versuchten es demnach, ihren Schicksalsgenossen durch den mehr als drei Fuß hohen weichen Schnee mit fortzuschleppen; aber auch sie verlieh allmählich die Kraft und sie erkannten das Gräßliche ihrer Lage, den sicher drohenden Tod, wenn sie nicht den ermatteten Freund aufgeben und zurücklassen würden. Man packte ihn deshalb dicht in Mäntel und wollene Decken, brachte ihn unter eine schützende Felsenwand und ließ sämmtliche Felleisen und Transportgegenstände bei ihm zurück, um möglichst rasch das Hospiz zu erreichen und Hülfe von dort zu requiriren. Es war nur noch zehn Minuten entfernt, und doch brauchten die Männer fast eine und eine halbe Stunde, bis sie das rettende Asyl erreichten. Sofort brach der Director dieses Samariterhauses, Herr Lombardi, mit Hülfsmannschaft, Geräthen und Laternen auf, den Unglücklichen zu retten. Er kam zu spät. Regli, ganz überschneit, daß man ihn kaum finden konnte, war erfroren.

Digitized by Google

Kriegs-Erinnerungen.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Officiers der Fremden-Legion in Algier.

II. Ein Löwen-Abenteuer.

Im Frühjahr 1857 befand ich mich mit einer meiner interimistischen Führung untergebenen Compagnie des zweiten Regiments der Fremden-Legion in einem Districte Algeriens, welcher noch am anfälligsten das frühere Gesammtausehen dieses Landes beibehalten hat; eine um so mehr Wunder nehmende Erscheinung, als er von einer Hauptstraße — der von Oran nach Tlemcen führenden Chaussee — durchschnitten wird. Außer den Stationspunkten zum Wechseln der Pferde für die täglich mehrfach zwischen beiden Städten convirenden Diligencen findet man kaum eine menschliche Wohnung auf der ganzen Ausdehnung der mindestens zwanzig Stunden langen Strecke, und doch ist die Gegend gut, das Klima gemäßigt, kein Wassermangel und Ueberfluß an Holz. Wer diesen Punkt Algeriens kennt, wird bald Auskunft geben können über den Mangel an Colonisation gerade da, wo das Land derselben alle Hülfsmittel und üppige Vegetation gewährt. Ein hoher und sehr verzweigter Gebirgszug, an dessen südlichem Abhange die Iffer (Tuiles Iffer), ein ersiegendes und namentlich nach der Regenzeit höchst gefährliches Bergwasser, sich hinschlängelt, bildet den Mittelpunkt zwischen den zwei großen und — jede in anderer Weise — interessanten Städten Oran und Tlemcen. Die tiefen Schluchten, Felsenhöhlen und Thäler dieses Gebirges bergen, mit Ausnahme des Panthers, alle in Algerien heimischen Raubthiere, und namentlich deren König, den Löwen, in ungeheurer Menge. Trotz der häufigen, von Arabern wie von Franzosen angestellten Jagden, trotz aller Arten von Verfolgung, der die wilden Bestien vorzüglich ausgesetzt sind, ist ihr Abnehmen kaum merklich, und der Schaden, den sie stiften, ist ungeheuer und schreckt vor jedem Colonisationsversuch zurück. Nur hin und wieder sieht man einen Stamm nomadisirender Araber (Beduinen), welche an einem guten Weideplatz ihr Zeltlager aufschlagen haben und die Nacht hindurch in dessen Nähe auf der Lauer liegen, um ihre zahlreichen Heerden vor Löwen und Hyänen zu sichern; auf verschiedenen Punkten der Straße liegen Truppendetachements vertheilt, deren schneeweiße, hohe Zelte aus weiter Ferne schon gegen den dunkeln Gebirgshintergrund sichtbar sind und deren Bestimmung es entweder ist, an der Chaussee die laufenden Reparaturen auszuführen, oder die für größere und schwierigere Erdarbeiten detachirten Strafgefangenen zu bewachen, wobei sie in beiden Fällen zugleich vorkommenden Falles zu strategischen Zwecken verwendet werden.

Meine Compagnie war in drei Posten getheilt, von denen ich den stärksten, ein Unterlieutenant den zweiten und ein Sergeant den dritten commandirte. Ich selbst lag mit 76 Mann und nahe an 100 Strafgefangenen an den malerischen Ufern der Iffer, mein Unterlieutenant mit 25 Mann eine Stunde abwärts in der Richtung auf Tlemcen und der Sergeant mit nur 12 Mann in einer Entfernung von über zwei Stunden gegen Oran zu. Diese drei Detachements, sowie die Sträflinge, waren mit Ausbesserungen der Fahrstraße beschäftigt, welche, namentlich im Gebirge, in Folge der ungewöhnlich lange anhaltenden Regenzeit, erheblich gelitten hatte. Zugleich bildeten wir eine Art von Vorposten gegen die ganz nahe marokkanische Grenze, von welcher her nicht selten zahlreiche Banden von Raubgesindel Einfälle in die ihnen zunächst liegenden Theile der französischen Besitzungen machten und durch Mord, Brand und Plünderung dazu beitrugen, den ohnehin durch die Massen gefährlicher Raubthiere schon übel berüchtigten Landstrich in noch schlechteren Ruf zu bringen.

Meine Zeit war zwischen Beaufsichtigung meiner Mannschaft und dem Vergnügen der Jagd getheilt. Dieser letzteren gab ich mich um so eifriger hin, als dieselbe eine sehr reiche und ergiebige war, und ich in derselben an dem Kaid der Beni-Djerfa einen vorzüglichen und unermüdlichen Partner gefunden hatte. Wie unter allen — civilisirten wie uncivilisirten — Nationen das aristokratische Element mehr oder weniger vertreten ist, so ist dies auch, und zwar ganz besonders, bei den Arabern der Fall. Sidi Mohamed-ben-Bachir ist ein arabischer Aristokrat vom reinsten Wasser. Der französischen Herrschaft seit ihrem Entstehen entschieden zugethan, Freund der Civilisation und des Fortschritts, und selbst früher Officier in einem der Spahi-Regimenter, haben sein vielfach bewiesener Muth, wo es galt, die Widersacher Frankreichs zu unterwerfen, wie seine unwandelbare Treue zum gegenwärtigen Gouvernement ihm das Officierkreuz der Ehrenlegion und den höchst wichtigen und einflußreichen Posten eines Kaid, höchsten Chefs, seines Stammes eingetragen. Zudem ist Mohamed-ben-Bachir ein enorm reicher und ein sehr liebenswürdiger Mann, spricht fast geläufig französisch und ist ein passionirter und erfahrener Jäger, der mit derselben Kaltblütigkeit sich einem Löwen entgegenstellt, wie er die Spur eines angeschossenen Wildschweines verfolgt oder einen Hasen schießt. Sein Stamm, welcher die nach Osten zu von meinem Lager gelegenen fruchtbaren und romantischen Thäler der Iffer, in den letzten Ausläufern des sogenannten kleinen Atlas bewohnt, hat seit ungefähr zehn Jahren feste Wohnsitze genommen und das nomadisirende Leben aufgegeben; Ackerbau und Viehzucht bilden seinen Reichthum. Inmitten seines Volkes, in einer reizenden Gegend, hat der Kaid sich eine wahrhaft fürstliche Wohnung gebaut, welche in anziehendem Wechsel orientalische Pracht mit europäischem Luxus und Comfort vereinigt und inmitten ausgedehnter, von tropischer Vegetation strotzender Gärten gelegen ist. Die Entfernung derselben von meinem Lager mochte kaum zwei Stunden betragen, und so kam es, daß ich häufig von der Einladung des alten Kaid Gebrauch machte, um bei herrlichem Mocca und türkischem Knaster einige Stunden mit ihm zu verplaudern. Da saßen wir dann auf den schnellenden Polstern, unter der halb mit Strohmatten verhängten Veranda seiner Residenz, während junge Negerknaben und weiße Beduinenmädchen uns die kleinen aromatisch-duftenden Kaffeetassen kredenzten, und die Pfeifen füllten und anzündeten und von Zeit zu Zeit durch Beprengen der Strohmatten eine angenehme und wohlthuende Kühle unterhielten.

Es war an einem Mittwoch, im Mai 1857, als ich mich, einer ausdrücklichen Einladung meines arabischen Freundes Folge leistend, zu Pferde nach seiner Wohnung auf den Weg machte. Mein Unterlieutenant begleitete mich, und gefolgt waren wir von vier Spahis, welche zu einem kleinen, zum Ordonnanzdienst meinem Commando beigegebenen Detachement gehörten. Gegen 2 Uhr Nachmittags trafen wir beim Kaid ein, wo wir zahlreiche Versammlung fanden; die Vornehmsten seines Stammes und einige Chefs benachbarter Tribù's waren auf seine Einladung erschienen. Es handelte sich darum, Ort und Zeit für eine große Löwenjagd festzusetzen und dazu die möglichst größte Anzahl von Theilnehmern zu gewinnen.

In den der Wohnung des Kaid nahe gelegenen Gebirgsabhängen hatten sich seit Kurzem zwei bis drei Löwenfamilien niedergelassen, jedenfalls verbrieglockt durch die zahlreichen Schaf- und Rindviehheerden der Beni-Djerfa, unter denen die nächtlichen Räuber schon mehrfache Verwüstungen angerichtet hatten. Eine ausschreibende Jagd, ein wahrer Vertilgungskrieg, ward beschlossen und verabredet, und es verstand sich von selbst, daß mein Camerad und ich in erster Linie unsere eifrige Theilnahme zusagten. Ich versprach außerdem, eine Aufforderung an alle mir bekannten Officiere der Garnison von Tlemcen zu schicken, da ich im Voraus wußte, daß derartige Einladungen stets mit großer Freude angenommen wurden. Die Jagd war auf den nächstfolgenden Montag angesetzt und ein zwischen der Wohnung des Kaid und meinem Lager belegener Waldcomplex als Sammelplatz ausersehen. In der Nähe desselben sollte sich nach den Berichten arabischer Kundschafter die Höhle einer Löwenfamilie befinden, bestehend aus dem Löwen, der Löwin und zwei Jungen, welche nicht über einen Monat alt sein konnten.

Nachdem alle nöthigen Verabredungen getroffen und ein Theil der Eingeborenen den Heimweg bereits angetreten hatte, machte ich mit dem Kaid und meinem Unterlieutenant einen Spaziergang in den Gärten, welche die Wohnung einschließen. Wir waren nach etwa halbstündigem Promeniren auf einem etwas erhöhten Punkte angelangt und weideten unsere Augen an dem herrlichen Panorama, welches der Blick auf die vor uns liegende, in allem Glanze des Frühlings prangende Ebene gewährte, als plötzlich ein markdurchdringender Angstschrei uns nicht zu großer Entfernung unser Ohr berührte. Im selben Augenblick sahen wir etwa zwanzig arabische Frauen und Mädchen in wilder Flucht und mit allen Gebehrden

Digitized by Google

des Entsetzens in der Richtung auf den Punkt, wo wir standen, heraneilten. Sobald sie unser ansichtig geworden, ertönten aus Aller Munde die Worte: „Eine Löwin hat Benika geraubt!“ — Benika war eine von den Töchtern Mohamed-ben-Bechir's. Ich hatte sie nie gesehen, jedoch viel von ihrer außerordentlichen Schönheit gehört. Benika zählte 16 Jahre und war der Liebling ihres Vaters. Wie sie dies häufig that, hatte sie mit ihren drei Schwestern die zur Quelle allabendlich gehenden Frauen begleitet und war dort — wie die in wilder Hast Fliehenden uns berichtet — von einer riesigen Löwin überfallen worden.

Die Quelle war etwa 500 Schritte von der Gartenmauer entlegen, von der uns nur ein Sprung trennte. Das arme Kind jetzt noch lebend den Klauen des Raubthieres zu entreißen, war allerdings eine chimärische Hoffnung; allein jede Rücksicht, jede Ueberlegung schwanden bei der fürchterlichen Nachricht; es galt todt oder lebendig den Liebling meines Freundes dem Räuber zu entreißen. Mein Camerad und ich hatten die Absicht gehabt, nach Durchstreifung der Gärten an dem dem Wohnhause entgegengesetzten Ausgangspunkte von unserm Wirthe Abschied zu nehmen und den Heimweg anzutreten. An diesem Punkte befanden wir uns; unsere Spahi's erwarteten uns mit den Pferden, im Nu saßen wir auf, das Gewehr in der Hand, und im rasenden Galopp ging's der Quelle zu. Schon waren wir Angesichts derselben, als ein Schuß krachte, und im selben Augenblick sahen wir eine ungeheure Löwin aus dem neben der Quelle gelegenen Gebüsch in furchtbaren Sätzen auf uns zuspringen. Dunkles Blut floß in reichem Strom aus der linken Seite des wüthenden Thieres. Nur ein geringer Zwischenraum lag noch zwischen uns und ihm. Ich parirte mein Pferd, zielte und gab Feuer. Die Kugel drang der Löwin in die Brust, aber im nämlichen Moment fühlte ich die Krallen des Unthieres auf meinem Schenkel. In rasender Wuth hatte es in einem letzten, mächtigen Sprunge mein Pferd erreicht und mit allen vier Tatzen sich an dasselbe angeklammert. Der fürchterliche Schmerz, den ich empfand, ließ mich die Besinnung nicht verlieren, ich hatte meine beiden Arme frei, da ich mein abgefeuertes Gewehr zur Erde geworfen. Mit Blitzesschnelle riß ich den Säbel aus der Scheide und bohrte ihn mit Anstrengung aller Kräfte der Löwin in die Brust. Noch einmal senkte sie ihre Krallen tief in meinen schon schlimm zugerichteten Schenkel und in Brust und Hals meines armen Pferdes und fiel dann, noch von Schüssen meiner Begleiter durchbohrt, neben mir zusammen. Was von diesem Augenblicke an geschah, war für mich nicht mehr da; der fürchterliche Schmerz und der bedeutende Blutverlust hatten mich besinnungslos gemacht. Als ich zu mir selbst kam, lag ich auf weichen Polstern im Hause des Kaid; mehrere junge Weiber waren um mich beschäftigt, und ein alter Araber mit greisem Barte wusch und verband meine Wunden.

Meine erste Frage war nach des Kaids Tochter. Sie war gerettet. Man hatte sie besinnungslos neben der Quelle gefunden, an Schulter und Hüfte von den Klauen des Raubthiers verwundet, welches — im Begriff mit seiner Beute davon zu eilen — dieselbe fahren lassen mußte, um sich gegen einen plötzlich erscheinenden Angreifer zu vertheidigen. Dieser Angreifer war einer der Brüder Benika's, welcher, von der Jagd heimkehrend, durch Zufall sich in der Nähe befand und, bei dem wilden, entsetzten Geschrei der Weiber ein Unglück ahnend, der Erste war, der sein Gewehr auf die Bestie abgefeuert. Die Löwin, ihn nicht sogleich entdeckend und um im gleichen Augenblick auf dem Kampfplatze erscheinen sehend, hatte sich auf mich, als den Vordersten, mit durch die erhaltene Schußwunde noch erhöhter Wuth gestürzt. Abdallah-ben-Bechir war der Erste, der seiner Schwester zu Hülfe eilte, und auf seinen Schultern gelangte das ohnmächtige Mädchen in's Vaterhaus.

Drei Wochen hindurch fesselte mich dieser Vorfall an das Haus des braven Mohamed-ben-Bechir. Der durch meinen Unterlieutenant von der Katastrophe in Kenntniß gesetzte General, welcher in Tlemcen commandirte, kam am folgenden Tage in Begleitung zweier Militärärzte und vieler Officiere und Freunde von mir, mich zu besuchen. Die Aerzte erklärten die Wunden Benika's für leicht, da dieselben nur durch die Bemühungen der Löwin entstanden, den Körper des Mädchens in eine solche Lage zu bringen, daß sie ihn mit den Zähnen leicht erfassen und fortschleppen konnte. Die Wunden, welche mir das auf's Höchste gereizte Thier beigebracht hatte, waren bei weitem bedenklicher und erheischten, sobald ich den Transport ertragen konnte, meine Ueberführung in das Militär-Hospital nach Tlemcen, welches ich erst Ende September als völlig geheilt verlassen konnte.

Nachdem ich zu meinem Detachement zurückgekehrt, welches inzwischen seinen Lagerplatz verlassen und in gleicher, jedoch entgegengesetzter Entfernung von der Wohnung des Kaid Mohamed-ben-Bechir Position genommen hatte, galt natürlich diesem Letzteren mein erster Besuch. Mit aufrichtiger Freude empfing mich der alte Krieger und stellte mir sogleich seine ebenfalls vollständig genesene Benika vor. Dieß in der That bildschöne Kind Arabiens machte einen merklichen Eindruck auf mich. Der Alte merkte es wohl; mit betrübter Miene und kopfschüttelnd sagte er halblaut: „Schade, daß Du nicht rechtgläubig bist!“ — Und schnell führte er seine Tochter in die innern Zimmer zurück. War mir doch durch den bloßen Anblick des lieblichen Mädchens schon eine unerhörte Gunst geworden.

Der Kaid hatte während meines Schmerzenslagers die am Tage des oben erzählten Vorfalls beschlossene Jagd zur Ausführung gebracht. Es war gelungen, den Löwen zu ertegen und seine beiden Jungen lebendig zu bekommen. Ich sah die Letzteren in einem wohlverwahrten Hofraum frei herumlaufen; man hatte ihnen einen ebenfalls eingefangenen jungen Schakal zum Gesellschafter gegeben, mit dem sie in größter Gemüthlichkeit spielten.

Kurz vor Beginn der Regenzeit verließ ich mit meiner Compagnie diese Gegend, um in unser Stabsquartier, Sidi-bel-Abbes, zurückzukehren. Ich habe seitdem meinen braven Sidi-Mohamed-ben-Bechir nicht mehr gesehen.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

VIII.

Wenn wir auf das äußere Leben der Künstlerin in den Jahren 1828—1838 zurückblicken, müssen wir es — trotz mancher von ihrem Berufe unzertrennlichen Kämpfe und Täuschungen — als ein sehr glückliches, an Ruhm und Glanz fast überreiches bezeichnen. In ganz Deutschland wurde Wilhelmine Schröder-Devrient abgöttisch verehrt; in Paris und London hatte sie sich ihren Platz neben den ersten Berühmtheiten der Zeit, einer Pasta, einer Malibran errungen; ihre idealen Gestalten der Iphigenie, Tosca Anna, Leonore, Agathe waren zu ewigen Typen geworden; selbst das Unbedeutende wurde durch ihre poetische Kraft erhoben, belebt, durchgeistigt; über Ungeschmack, Unwahrheit und die Macht des Herkommens hatte sie in ihrer künstlerischen Thätigkeit unzählige Siege errungen; wo sie erschien, siegen der Künstlerin wie der schönen Frau alle Herzen entgegen — und doch war sie **einsam** und **tief unglücklich**.

„Wenn ich mit Beifall überschüttet, durchglüht von der Freude an meiner Kunst nach Hause kam, war ich **allein**! ich hatte keine Seele, die mich verstand, die sich mit mir freute,“ sagte sie oft, und aus allen Tagebuchblättern, die aus jener Zeit erhalten sind, spricht dieselbe Klage. Sie schreibt:

„Mir ist bang und unheimlich — hätt' ich nur ein lebendes Wesen um mich, einen treuen Hund, irgend ein Geschöpf, das mir ergeben wäre! Wie sehne ich mich nach einem innigen Austausch meiner Gedanken — aber so allein! — und das zu schreiben, was in meiner Brust wogt, ich kann es nicht. Hier fehlt das warme Leben des Wortes von Mund zu Munde, und wo das Wort nicht mehr ausreicht, der Blick in ein Auge, das bis in die Tiefe unserer Seele dringt. — Es ist ein hartes Entbehren, so unverstanden durchs Leben zu pilgern.“ . . . . . .

„. . . Heute habe ich beim Tagelöhner Lorenz Gevatter ge-

Digitized by Google

standen und habe das menschliche Elend in seiner bejammernswürdigsten Gestalt gesehen. Gott, wie ist es möglich, daß Menschen so leiden können? Der schrecklichste Mangel an Allem! Wie schwer verständigt man sich, wenn man klagt und sich unzufrieden fühlt — dorthin muß man schauen, um sich glücklich zu preisen. Und doch, wer weiß, ob das arme Weib auf dem Strohlager nicht glücklicher ist, als ich auf meinen seidenen Kissen. Sie hat ihren Mann, der sie pflegt, stützt und hütet; sie hat ihre Kinder — was ist mir geblieben?"

. . . „Warum kann ich mich nicht daran gewöhnen, allein in diesem Leben zu sein, wie es mir doch vom Geschick bestimmt ist? Grausames Geschick! Du hast mir ein Herz voll Innigkeit gegeben, eine Seele, die eben nur das Bedürfnis fühlt, verstanden, geliebt zu werden — und eben das muß ich entbehren. Ich habe Niemand auf der weiten Erde und fühle mein Alleinsein immer mehr und schmerzlicher, fühle, wie mein Herz blutet, wie es in banger Sehnsucht nach dem Unerreichbaren vergeht, und wie meine ganze innere Harmonie dadurch gestört wird. Ich bin zerstreut, gedankenlos, ungeduldig, verdrießlich. Ich möchte fort, hinaus in Wind und Wetter, soweit mich meine Kräfte tragen — sterben am liebsten, denn so vereinzelt in der Welt zu sein, ist ein traurig herbes Los!" . . . .

Diesem Unglück zu entgehen, suchte Wilhelmine mit fieberhafter Hast nach einem Wesen, dem sie ihr sehnsüchtiges, leidenschaftliches Herz zu eigen geben könnte. Zuweilen glaubte sie gefunden zu haben, was sie begehrte. Die Sehnsucht löste sich in Entzücken, alles Gute, alles Schöne sah sie in dem geliebten Wesen, weil sie den ganzen Reichthum der eigenen Seele über dasselbe ergoß. Aber lange konnte der Traum nicht währen. Die Täuschung schwand, mit eigenen Händen entriß sie dem Götzenbilde, das sie sich selbst geschaffen hatte, den letzten Rest des erborgten Schimmers und wandte sich beim Anblick einer Nichtigkeit voll Schmerz und Zorn von ihm ab. Sie war wieder allein mit ihrem sehnsüchtigen Herzen, und das Suchen begann auf's Neue, um mit neuen Enttäuschungen zu enden. Wilhelmine hat schwer unter diesen Irrthümern gelitten, innerlich sowohl, wie in ihren äußern Verhältnissen.

Aber dann kam die Ungeduld über sie. Sie wollte nicht unglücklich sein. Sie suchte sich zu betäuben, zu zerstreuen, indem sie jede arbeitfreie Stunde der Geselligkeit schenkte. Sie war die Fröhlichste unter den Frohen, konnte nächtelang tanzen, singen, lachen, war zu tausend tollen Streichen bereit, bis ihr die nächste einsame Stunde das alte Weh in verstärktem Maße zurück brachte und ihr nun plötzlich das gesellige Treiben ganz unerträglich erschien.

Während ihres Gastspiels in Wien, im Sommer 1836, wo sie von allen Seiten umwrandt und gefeiert wurde, schrieb sie:

„. . . Wie drückend und peinigend ist es für ein krankhaft erregtes, unruhiges Gemüth, in einer unruhigen, ewig angeregten Umgebung zu leben! Jede Nerve erhebt fieberhaft, und eine namenlose Angst und Beklemmenheit treibt mich unstät umher. Es wäre für mich der sicherste Weg in's Irrenhaus, wenn ich lange in solchem Treiben leben müßte. Ein so tieferlegtes, todtkrankes Gemüth, wie das meine, bedarf in seiner nächsten Umgebung der größten Ruhe, der strengsten Gleichmäßigkeit und Ordnung in der gewöhnlichen Tageseintheilung, denn nur durch die Enförmigkeit der äußern Eindrücke kann in etwas das verlorne Gleichgewicht in der schmerzlich wogenden Brust wieder hergestellt werden. Ein sturmbewegtes Meer, ein brausendes Ungewitter beruhigen die kranke Seele zwar auch, denn die ganze Spannkraft im Menschen ist dann auf das Außerordentliche gerichtet; man vergißt über die Allmacht die Gewalt der eigenen Schmerzen. Musik, die frommen Klänge einer Orgel an geweihten Stätten, der gestirnte Himmel, die untergehende Sonne, eine schöne Gegend, eine Blume, ein guter Dichter — sie lösen den Schmerz in der bangen Brust und entlocken dem Auge, wenn auch schmerzliche, doch wohlthuende Thränen. All das wirkt zerstörend, nicht zu leugnen: man vergeht an einem langsamen, aber süßen Gifte, während ein ungeregeltes, der Ordnung entbehrendes Leben das kranke Gemüth qualvoll zu Grunde richtet. So ist es mir — die Ruhe in meinem Herzen, die Ruhe in meinem Hause fehlt mir.". . . . . .

Und einige Jahre später: . . „Dieses Nachaußenkehren nicht gefühlter Gefühle, nicht empfundener Empfindungen, dies Verleugnen seiner eigensten Kraft, mit einem Wort, dies fatale conventionelle Leben bricht alle moralische und physische Kraft, erzeugt Nervenleiden und preßt die Seele gänzlich zusammen. Könnte man doch immer wie man wollte, wie vielen Menschen würde man sagen: „Hol dich der Teufel, du aus Langerweile gemachter Tropf mit einem Menschenangesicht!" . . . ."

Wie oft mag Wilhelmine mühsam gegen dies Verlangen angekämpft haben, während sie mit lächelnder Miene im Kreise ihrer Bewunderer stand und eine Flut geistloser Huldigungen über sich hinrauschen ließ — und wie oft mag ihr Herz bedrückt gewesen sein, während sie „wie eine Fremde vor der Welt" erschien!

„. . . Ich war erst 23 Jahre alt," schreibt sie, „als meine erste Ehe getrennt wurde. Aber ich hatte schon damals allen Schmelz der Jugend verloren, alle Illusionen, die das Leben schmücken. Ich konnte schon damals mit voller Wahrheit singen: „Ich bin ein Fremdling überall!""

Sie ging zu weit, wenn sie so klagte. Die ewige Jugend des Genius ist ihr bis an's Ende geblieben, und ihr warmes Herz hat Illusionen, die Andern schon bei den ersten Schritten durch's Leben verloren gehen, bis zum Tode festgehalten. Mißtrauen hat sie nie gekannt; jedes freundliche Entgegenkommen hielt sie für redlich gemeint; in jedem neugierigen Zuvorkommen sah sie ein warmes Interesse; trotz hundertfacher trüber Erfahrungen ist sie nie im Stande gewesen, Intriguen zu durchschauen oder zu vereiteln, und denen, die es darauf antegten, sie für selbstsüchtige Zwecke auszubeuten, ist es immer gelungen. Dazu kam ein ganz wunderbares Talent, mit der Vergangenheit abzuschließen. Die Erinnerungen an das Erlebte kamen wohl wieder und kamen mit so furchtbarer Lebendigkeit, daß Wilhelmine alle alten Schmerzen auf's Neue durchlitt. Die Qual war entsetzlich, aber sie ging vorüber wie ein böser Traum, ohne Einfluß auf die guten Stunden zu üben, die ihr die Gegenwart schenkte. War der Schmerzensausbruch vorüber, der Ausschrei des Zornes oder der Verzweiflung verklungen, so „schlüttete sie die Schwingen", und die befreite Seele schwebte hoch über allen Nebeln und Wolken im heiterstem Sonnenschein. Oft standen ihr noch die Thränen im Auge, welche ihr die Erinnerung erpreßt hatten, und schon flog wieder ein fröhliches Lächeln über ihr Gesicht; irgend eine komische Geschichte war ihr eingefallen — und der Mund, der eben noch so bitter geklagt hatte, ging zu Scherzen und Witzworten über. Jenen unwillkürlichen, herbeiklemmenden Druck, jenes Ermatten von Zuschauerstühlen, das die gewöhnliche Folge schwerer Leiden oder leidenschaftlicher Kämpfe ist, hat Wilhelmine erst in der letzten Krankheit kennen gelernt.

Unvermittelt, wie der Uebergang vom Schmerz zur Freude, war aber auch der von Lust zu Traurigkeit. Mitten in der heitersten Gesellschaft, mitten im lebhaftesten Gespräch verstummte sie — ihre Lippen zuckten, ihre Augen wurden trübe. Es überschlich sie ein Erinnern, oder sie empfand inmitten der höchsten Triumphe, denen sie sich eben mit voller Seele hingegeben hatte, wie vergänglich ihre Kunstschöpfungen waren, oder es kam plötzlich jenes Verlangen nach Ruhe über sie, das sie durch ihr ganzes Leben begleitet hat, obwohl die Rastlosigkeit ihrer Natur aller Ruhe widerstrebte. Wilhelminens Wesen war reich an solchen Contrasten, die von Allen, welche nur oberflächlich mit ihr bekannt waren — und dazu gehören Viele, die ihr äußeres Leben Jahrzehnte lang getheilt haben — falsch aufgenommen und ausgedeutet werden mußten. Nur die Wenigen, denen sie den Einblick in die Tiefen ihres Gemüthslebens gestattete, haben darin die Ausströmungen jener Doppelnatur erkannt, von welcher Goethe sagt:

„Zwei Seelen wohnt' ich, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen.
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft —"

Mit welchen Schmerzen dies Ringen und Kämpfen verbunden war, läßt sich am besten aus Wilhelminens eigenen Aufzeichnungen erkennen.

„. . . Warum kann ich den erhabnen Geist, der sich so oft in meiner Brust niederläßt, nicht festhalten? Alle Quellen meines Gemüthes öffnen sich und strömen Gefühle voll warmen, unbeschreiblichen Entzückens aus. Könnte ich in solchen Augenblicken dichten, es müßte etwas ganz Gutes werden; könnte ich malen, wie wollte ich die weichen, lieblichen, kräftigen, blendenden Farben, in die sich meine Seele taucht, auf die Leinwand hauchen! könnte ich componiren, wie sollten die Töne, die in tausendfachen Accorden, Harmonien und Liedern in meiner Brust erklingen, gegen den

Digitized by Google

Himmel aufstürmen! O mein Gott! könnte ich das Leben, diese Welt, die in mir aufgeht, könnte ich sie hingeben und begreiflich machen! O Geist, Geist, der du so oft meine Brust zu deiner Ruhestätte machst, laß mich dich halten oder hebe mich empor und flöße mir Wissen und Gedanken ein! — und komme nicht blos, um mir die Brust durch deine Last zu erdrücken und zu zermalmen, komme nicht blos, um mir die quälende Sehnsucht zurück zu lassen! gib mir ein Wort, einen Ausdruck und laß die Quellen alle, die sich dir öffneten, nicht wieder zu ihrem Urquell, in's Herz, zurückdrängen. Der Raum ist zu klein für solche Strömung — sie wird ihn zersprengen! Thränen und ein Fleck im Mittelpunkt des Herzens, wo es immer wühlt und hämmert, das ist mein Leben."

. . . Daß doch der Geist dem Körper so oft unterthan ist! — das geistige Auge sehnt sich danach, sich zu öffnen und das unendliche Licht einzusaugen, das mit warmen Strahlen in der Seele aufgeht, — da schließt sich das physische Auge durch die Gewalt einer ermatteten Natur, und jeder klare Gedanke geht unter in wirren, undeutlichen Träumen. . . . . .

„. . . O, es ist qualvoll, mit einer Brust, angefüllt mit warmen, wahren, unendlichen Empfindungen, sich in der schalen, leeren, alltäglichen Welt herumtreiben zu müssen und dann nicht einmal in einsamen Stunden den Ersatz zu haben, durch Worte, Töne aussprechen zu können, was man denkt und fühlt! Ein brennend heißer Fleck glüht mir inmitten meines Herzens, von ihm aus breitet sich ein unaussprechliches Weh meinem ganzen Wesen mit. Da wie mein Haupt matt auf meine Hand sinkt, so sinkt auch meine Seele kraftlos zusammen. Wachsloses und ohnmächtig bleibt all mein Streben, durch irgend eine Aeußerung meinen Zustand zu erleichtern . . . und doch erklingen die Saiten in meinem Innern so gewaltig und lösen sich auf in mächtigen Accorden und schmiegen sich wieder sanft mit leisen Melodien an mein krankes Gemüth. Aber nur meiner innersten Seele ist dieser Zustand deutlich und fühlbar; sie strebt mächtig empor an's Licht, gleich einer verborgenen Quelle, die aber Widerstand findet an dem harten Felsen, der ihr den Ausgang weigert, so daß sie in sich selbst versiechen und vergehen muß." . . . . . .

„. . . . Kannst du dich nicht lösen, gewaltiger Schmerz? — nicht einmal Thränen! — da wühlst und wogt es im tiefsten Herzen — wie Felsenmassen drückt es mit die Brust, und keine Erlösung! O mein Gott, kein Leben, das wäre das Beste! Wir ist, als müßte mir leichter, wohler werden, wenn ich eine tiefe, tiefe Wunde in dies arme Herz bohren könnte, damit das Blut frei ausströmen, frei dahin rieseln könnte. Dann müßte diese Beklemmenheit, diese Angst aufhören — Luft! Trost! Thränen!!"

„. . . Welcher Dämon wohnt oft im Menschen, der nicht zu bekämpfen, noch zu verscheuchen ist? — schwache, elende Natur — und doch keine schwache, elende Seele! eine Seele, aller guten, edeln Regungen fähig." . . . . . .

Wilhelmine hatte Recht. Es war etwas Dämonisches in ihr, das mit den Jahren immer schärfer hervortrat. Ein fremder, finsterer Geist, den tausend bittere Erfahrungen ihr angepeinigt hatten, und der — so sehr sie sich sträubte — doch nur zu oft, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit, die Oberhand gewann, ihr ganzes Wesen verdunkelte, ihr Angstgesichte, indem er sie nicht zum Genuß des noch so schmerzlich Erlebten, noch so leidenschaftlich Erstrebten kommen ließ und sie oft dazu trieb, denen weh zu thun, die ihr lieb waren. So lange das Sehnen und Ringen dauerte, sah sie nur das Ziel, empfand sie nur das Verlangen, es zu erreichen. Aber sobald es erreicht war, kam der Zweifel, der Ueberdruß. — Sie hatte schon so viel erstrebt, ohne je Befriedigung zu finden, hatte so Vieles mit glühendem Herzen erfaßt, um es bald darauf wieder zu verlieren — besser war es, mit eigenen Händen zu zerstören, was doch zerfallen mußte; besser, sich von vornherein zu sagen, daß alle Liebe, alle Freundschaft, alle Erfahrung verweht wie ein Traum. Daß sie Andern wohl that, konnte sie nicht hindern; litt sie doch selbst am meisten dabei!

Auch in ihrer künstlerischen Thätigkeit drängte sich dies dämonische Element zuweilen hervor. Daß Wilhelmine durch ihre dramatischen Studien ebenso begeistert war, wie sie Andere begeisterte, ist schon gesagt, aber zuweilen war es, als müßte sie der eigenen Erhebung spotten. Eine übermüthige Laune kam über sie, und die Scherze und Neckereien, die sie oft in die erschütterndsten Scenen hineintrug, brachten die Mitspielenden in Gefahr, aus der Rolle zu fallen. Unzählige, oft recht derbe Bizworte werden von ihr erzählt, und viele davon sind wahr, — aber wohl die wenigsten nur sind der Ausdruck eines fröhlichen Herzens. Gewöhnlich ist's der Ausfluß ihrer gequälten Seele, die von der Nichtigkeit aller Dinge so tief durchdrungen ist, daß sie auf Augenblicke an Allem zweifelt und selbst der eignen Begeisterung nicht mehr zu glauben wagt. Es ist die Stimmung, in welcher der Dichter ausruft:

„Ich lache über alles Menschenwerk,
Weil ich nicht weinen darf."

Wie Wilhelmine in dieser Stimmung zu vielen Mißdeutungen Anlaß gegeben hat, so hat sie das noch viel mehr durch ihre rücksichtslose Wahrheitsliebe — rücksichtslos gegen sich selbst wie gegen Andere — und durch ihren unbeugsamen Freiheitssinn gethan, der die Grenzen des Herkömmlichen nicht immer respectirte. Diese gewaltige Natur konnte sich nicht beugen, nicht einschränken, sie mußte sich immer ganz so offenbaren, wie sie war, Alles so nennen, wie es ihr erschien. Auf Augenblicke konnte ihr das den Anschein der Härte, der Rücksichtslosigkeit geben — und doch war sie das gütigste, weichherzigste Wesen, immer bereit zu helfen und zu fördern, immer bereit das Gute und Schöne anzuerkennen, mochte es ihr in der Kunst oder im Leben, bei Freund oder Feind entgegentreten. Ganz unerbittlich aber war sie gegen die sich spreizende Mittelmäßigkeit, gegen Verrogant, Eitelkeit, Selbstüberschätzung, vor allem gegen das Geschmacklose und Unwahre in der Kunst, das so oft von der Mode beschützt wird. Ihre Meinung darüber zu verleugnen oder auch nur zu verschweigen vermochte sie nicht. Oft sie sich selbst Unannehmlichkeiten dadurch zuzog oder einflußreiche Persönlichkeiten gegen sich erbitterte, sag sie nie in Betracht.

Wilhelmine hat nie in irgend einer Weise danach gestrebt, anders zu scheinen als sie war, und wenn sie bei Andern ein solches Bestreben entdeckte, fühlte sie sich unwiderstehlich zur Opposition getrieben. So ist's denn auch kein Wunder, daß sie trotz ihrer Güte und ihrer hochanerkannten Liebenswürdigkeit viele und erbitterte Feinde hatte. Sie erwachsen ihr aus Allen, die sich von ihr verletzt oder gedemüthigt fühlten, und deren Zahl war groß — denn Wilhelmine wies sowohl Hochmuth wie Heradassung mit ebenso treffenden als derben Sarkasmen zurück; Geziertheit, Prüderie, vor allem aber erheuchelte Frömmigkeit oder Servilität waren ihr unerträglich, und in ihrem Drange, das Aesthetische, Unwahre, Gemeine zu bekämpfen, ging sie mit äußerster Rücksichtslosigkeit zu Werke. Sie ging dann nicht allein bis an die Grenze des Erlaubten, sie überschritt dieselbe kühn und keck. Kein Wort war ihr dann zu scharf oder zu derb.

Dasselbe hat sie zuweilen ohne äußere Veranlassung gethan. Es war ein übermüthiges Spiel, das sie sich im Gefühl ihrer Kraft erlaubt, — wußte sie doch, daß sie jeden Augenblick im Stande war, die Geister, die sie entfesselte, wieder zu bändigen. Im Grunde der Seele hat sie sich bis an's Ende die höchste Zartheit bewahrt, obwohl sie zuweilen alle Formen zu mißachten schien, die wir zu ehren gewöhnt sind.

Wenn ihre Freunde sie zur Mäßigung, zur Vorsicht ermahnten, hörte sie sie gewöhnlich ganz geduldig an. „Ihr mögt Recht haben," sagte sie dann wohl, „aber ich kann nicht anders! Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Teil."

Ein Wesen wie Wilhelmine kann freilich eben so wenig mit dem gewöhnlichen Maß gemessen, wie als Vorbild für Andere betrachtet werden. Uns ist es verlagt, ihre Größe zu erreichen — sie war zu gewaltig organisirt, um innerhalb der Schranken auszuhalten, deren wir zu unserem Schutze bedürfen.

Und doch hat sich diese so ganz selbstständige Natur, die sich keiner der gegebenen Formen anpassen konnte, zuweilen gleichsam selber aufgegeben, sobald sie zum Echo ihrer Umgebung wurde — und diese war leider nicht immer gut! Meistentheils war es freilich nur ein augenblicklliches Ermatten, aus dem sie sich schnell wieder aufraffte, ein unbewußtes Sichgehenlassen mit der Strömung — vielleicht auch das Verlangen, einmal in der Weise glücklich zu sein, wie so viele Andere, die sich im engen Kreise behaglich und frühlich bewegen — denn ach! wie oft hat Wilhelmine schmerzlich empfunden:

„Daß groß sein heiße, keinen Nächsten haben,
Und daß es traurig sei, so groß zu sein."

Zuweilen aber, wenn die Leidenschaft über sie kam, wenn sie das ersehnte Ideal ihres Herzens gefunden zu haben glaubte —

Digitized by Google

war es ein wirkliches Aufgeben aller Selbstbestimmung, alles Urtheils. Trotz ihrer Größe blieb Wilhelmine immer ein echtes Weib, das sich in Liebe unterordnen muß, und maßlos wie ihr ganzes Wesen war auch ihre Hingebung, ihr Vertrauen. Mehr als einmal hat sie am Rande eines Abgrundes erwachen müssen, und sie bedurfte dann aller ihrer Kraft, sich wieder zurecht zu finden. Ein solcher Moment des vollständigen Sichselbstaufgebens war ihre zweite Ehe (mit Herrn von Döring) und die Zeit, welche derselben voranging — ich werde später darauf zurückkommen müssen.

Schloß Stolpen und die Gräfin von Cosel.

(Schluß.)

Schloß Stolpen hat namentlich durch die gefangene Gräfin Cosel eine traurige Berühmtheit erlangt, wenn auch seine frühere Geschichte fast nur Bilder der Grausamkeit und des Vandalismus aufzuweisen hat. Denn hier, wie in jeder respectablen Veste des so gepriesenen Mittelalters, gab es eine Folterkammer und unterirdische Kerker mit schlammigem Wasser gefüllt, worein die Gefangenen vermittelst eines Klobens gelassen wurden; hier rangen tausend ohnmächtige Seufzer der Gemarterten sich an den Mauern empor, um ungehört sich in den Felsspalten zu verlieren. Hier unten hüßten calvinistische Prediger ihren Glaubenseifer unter den entsetzlichsten Qualen, während oben ihre Peiniger, die frommen Bischöfe Meißens, geistliche Lieder sangen oder „kühlen Klosterwein" schlürften.

Basalt-Bildungen an der Abendseite des Schlosses.

Die Ueberreste des Schlosses Stolpen,* einer ehemaligen bischöflichen Residenz und zu seiner Zeit berühmten Bergfestung, gehören sicher zu den bemerkenswerthesten Denkmälern der letztvergangenen Jahrhunderte. Auf einem 1150 Pariser Fuß über der Meeresfläche erhabenen, sanft aufsteigenden Basaltberge, an dessen Abhange das Städtchen Stolpen gelegen, ungefähr sechs Stunden von Sachsens Hauptstadt entfernt, erblicken wir dieselben, die noch jetzt, außer in beträchtlichen Ruinen, in vier Thürmen bestehen.

Die Zeit der Eroberung des Schlosses ist unbekannt; seine Gründung jedoch wird den Sorben zugeschrieben, indem man seinen Namen von dem wendischen Worte „Stolp", auf deutsch Stufe oder Säule, ableitet. Die erste bestimmte Nachricht, welche vorhanden ist, geht dahin, daß im Jahre 1218 der Ritter von Mocco, aus einem adligen wendischen Geschlechte stammend, das Schloß und die Stadt, die übrigens bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts „Jockeym" genannt wurde, besaß, jedoch dieselben wahrscheinlich schon in dem gedachten Jahre an den Bischof Bruno II. von Meißen für 168 Mark verkaufte. Es blieb nun das Eigenthum und die zeitweilige Residenz der fünf letzten Bischöfe von Meißen, welche daselbst einen glänzenden Hofstaat unterhielten. Die bekannte „Carlowitzer" Fehde, die sich wegen einer Testamentserforderung seitens des Stallmeisters Hans von Carlowitz an den Bischof Johann IX. entspann, wurde jedoch die Veranlassung, daß diese Besitzung im Jahre 1559 abermals ihren Herrn wechselte, und an den damaligen sächsischen Kurfürsten August kam. Seitdem blieben Schloß und Stadt Eigenthum des sächsischen Regentenhauses.

Zur Zeit ihrer ersten Besitzer mag die Befestigung des Schlosses Stolpen ohne große Bedeutung gewesen sein, da dieselbe nach alten Nachrichten nur aus einem Bollwerke von Holzstämmen (Gercke sagt: von „geschrotenem" Holze) bestand, und sie ihre Verstärkung und Verschönerung erst unter der bischöflichen und kurfürstlichen Regierung erhielt. — Das Schloß bestand früher, wie sich an den Ueberresten auch theilweise noch erkennen läßt, aus drei Höfen, die durch Zugbrücken mit einander verbunden waren, in die man aber erst durch die mit starken Brustwehren, gewölbten Thoren und tiefen Gräben versehene „Klengelsburg" gelangte, die Johann Georg II. 1675 durch den Oberlandbaumeister von Klengel anlegen ließ. Der erste Hof enthielt außer dem St. Donatsthurm (nach Donatus, Bischof von Arezzo genannt, der nächst Johann VI., Bischof von Meißen, Schutzpatron des Schlosses war), dessen Spuren gänzlich verschwunden, die Marterkammer, den Rondhuben, den Marstall und eine große Cisterne. Der zweite Hof hingegen enthielt die Hauptveste, rechts einen dicken Thurm, die „alte Schösserei" genannt, und links den „St Johannisthurm", in welchem (wie sich der Volksmund ausdrückte) die Cosel wegen rachsüchtiger Drohungen gegen August den Starken gefangen saß. Der gleichfalls mit starken Mauern und tiefen Gräben umgebene dritte Hof enthielt die ehemaligen herrschaftlichen Gebäude, die später der Platzcommandant bewohnte. Diese Gebäude bestanden aus dem Seiger- oder Uhrthurm, der von Kurfürst August erbaut und 1714 zum letzten Male reparirt wurde; neben demselben stand das Dechantenhaus, in dem die Kurfürstin Anna Agnesit abgegeben haben soll; sodann dem Siebenspitzen-Thurm, dem Brunnenhaus mit dem über 200 Ellen tiefen, in den Jahren 1603—1630 in Basalt gebrochenen Brunnen, dann dem Kunstthürmchen, genannt nach der darin befindlichen Wasserkunst, durch die aus dem Dorfe Lauterbach das Wasser in doppelten eisernen Röhren auf den Berg getrieben wurde, und endlich aus der Schloßkapelle. Diese war durch den Bischof Thimo zu Ehren der heiligen Barbara erbaut und enthielt sieben Altäre. Die Anzahl der genannten Gebäude wird im Stande sein, einen kleinen Begriff von dem Umfange der Festung zu geben.

Erst zur Zeit des Hussitenkrieges werden die Nachrichten über die Geschichte des Schlosses Stolpen zuverlässig, und vom Jahre 1429 bis zu den sechzig Friedensjahren, die dem dreißigjährigen Kriege vorausgingen, wütheten fast ununterbrochen Feuer und Schwert in seinen Räumen. Da, wo zwei Jahrhunderte früher die Hussiten gehaust, erschienen jetzt, 1632, die Kroaten unter dem Befehle des Rittmeisters Rombof, plünderten die Stadt und ermordeten Jeden, der sich ihnen widersetzte. Der Veste jedoch konnten sie

* Alle historischen Notizen über Stolpen, wie die Gräfin Cosel, sind entlehnt aus Gercken's „Historie von Steipen", einem Schriftchen vom Premier-Lieutenant von Schartach, „die Geschichte der Stadt und des Schlosses Stolpen", und aus Förster's „die Höfe und Cabinete Europa's im 18. Jahrhundert."

Digitized by Google

nicht beikommen, denn dieselbe wurde von Bürgern unter der Anführung des Predigers Sperling tapfer vertheidigt. Hierüber erzürnt, zündeten die Kroaten bei ihrem Abzuge die Stadt an, wobei auch das Schloß litt, indem der Wind die glühenden Schiefer des Kirchdachs auf den Siebenspitzenthurm trieb, welcher Feuer fing und nebst allen äußeren Gebäuden ein Raub der Flammen wurde.

Durch den 1635 zu Prag mit dem Kaiser geschlossenen Frieden machte sich Sachsen die Schweden und deren Verbündete zu Feinden, was abermals das arme Stolpen empfinden mußte. 1639 erschien der schwedische Feldherr Banner mit 6000 Mann und forderte die Besatzung des Schlosses (dasselbe hatte seit dem Besuche der Kroaten eine kurfürstliche Besatzung erhalten) auf, sich zu ergeben. Der Commandant der Veste leistete keine Folge, und, wie einst die Kroaten, trachten sich jetzt die Schweden, indem sie bei ihrem Abzuge die Stadt einäscherten. Als endlich der Friede in Deutschland wieder eingekehrt, wurden die abgebrannten Gebäude wieder neu aufgebaut und die Festungswerke noch vermehrt. Allein ein böses Geschick waltete über dem Orte. Was Menschenhände verschont ließen, vernichteten die Elemente. Mehrmals suchten die schwersten Gewitter Schloß und Stadt heim, und was diese übrig ließen, zerstörten während des siebenjährigen Krieges die Preußen unter Obrist Warnesi. Vom 3. bis 18. September 1756 verweilten die Feinde in der Veste und führten die metallenen Geschütze mit sich weg, nachdem sie die eisernen Kanonen, Gewehre und Munition in den Schloßbrunnen geworfen und die Wasserleitung vernichtet hatten.

Ein Theil des Innern des Schlosses mit dem Brunnen und dem Fürstenwall.

Seit diesem Augenblicke liegt die Veste in Trümmern und wäre bald wieder ein Schauplatz des Kriegselends geworden, als Napoleon 1813 befahl, die Thore und Mauern in Vertheidigungszustand zu setzen. Er selbst hielt sich den 24. und 25. August in Stolpen auf und rühmte die Festigkeit und Stärke der Mauern, die sämmtlich aus Basaltsäulen errichtet sind. Glücklich jedoch entging diesmal der Ort der drohenden Gefahr und mahnt heute durch seine öden Ruinen nur noch an die Nichtigkeit irdischer Macht und Größe, an die Schrecken wilder Eroberungssucht und mittelalterlicher Grausamkeit. Da, wo einst wilder Kriegslärm tobte, wo der Fuß barbarischer Söldner den Boden zerstampfte, wandeln jetzt friedliche Menschen, in den zerfallenen Räumen wie in einem offenen Buche lesend — oder es weiden muntere Ziegen und suchen sich die leckersten Kräuter aus.

Bergschloß Stolpen von der Mitternachtseite.

Der neue Gesundheits-Polizei-Präsident in der Natur (Ozon).

Sauerstoff, Oxygen, Lebensluft, Feuergeist, der ewige, unermüdlich zerstörende Allbeleber, der Gott aller Lebenswärme und nie rastende Einheizer in dem langsamen Verbrennungsstode alles Athmenden, der unsichtbar allgewaltige und allgegenwärtige Geist aller Wasser und Lüfte, dem selbst das stolze Eisen vergebens trotzt und welcher die kostbarste Damascenerklinge mit knisterndem, blauer Flamme rasch in Asche verwandeln kann, mit aller Welt und aller Welt bekannt und verwandt, Duzbruder aller möglichen chemischen Familien und Vereine — wer kennt ihn? Welcher umsichtigste Polizei-Beamte könnte sein Signalement schreiben? Geschäft, Stand und Charakter? Alles weiß machen oder Alles bleiben? Was ist richtig? Beides, Beides! Sichert er nicht durch seine ewige Wordrennerei allem Sterblichen und Geschaffenen just eine elementare Unsterblichkeit? Lebt er nicht, neben tausenderlei Geschäften, die mächtigste, wirksamste Gesundheits-Polizei?

Wir können ihn nicht in seinen unzähligen bekannten, mysteriösen Functionen verfolgen, da er selbst in den dichten Lehrbüchern der Chemie nicht vollständig dargestellt wird, und wollen blos eine neuerkannte Wahrheit beleuchten, die sich hauptsächlich als Gesundheits-Polizei des Sauerstoffes offenbart. Dieses Amt verwaltet er besonders in chemischer Verbindung mit der Elektricität (wofür Andere „Magnetismus" sagen) und unter der Firma Ozon, auf deutsch: Stinker. Schießbaumwollen-Schönbein in Basel muß für diese respectivliche Benennung, die von allen Naturalisten angenommen und beibehalten ward, auch als man gerade das Gegentheil der Verständigung erkannt hatte, verantwortlich bleiben. Aber wir denken nicht mehr an die Bedeutung des griechischen Worts, von welchem er den Taufnamen des elektrischen Sauerstoffs herleitete, und verstehen nun unter Ozon hauptsächlich folgende erfreuliche Wahrheiten und Processe in der Natur.

Die wissenschaftliche Welt verrannt dem Hauptarzte des Militär-Hospitals zu Metz, M. Sementini, die erste umfassende Zusammenstellung und Beleuchtung aller Entreckungen und Beobachtungen, die bisher in Sachen des Ozon gemacht wurden. Ihm entlehnen wir in der Hauptsache, was wir in diesem Artikel zu sagen haben.

Schönbein entdeckte zuerst eine übelriechende Substanz, die sich bei den meisten galvano-elektrischen Processen einstellt, und nannte sie Ozon. Er hielt sie zuerst für eine Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff. Weitere Untersuchungen von ihm selbst und andern Chemikern Frankreichs und Deutschlands führten zu der Entdeckung, daß Ozon elektrisirter Sauerstoff sei, Elektricitäts-Oxyd, verrosteter Electricität, wenn man in diesem lustigen Gebiete so sagen darf, Präsident und Director der Gesetze atmosphärischer Elektricität, Regulator des Luftcrucks und der Barometer, Thermometer und Hygrometer, Beleber und Auferstehungs-Engel des Sauerstoffs, der beim Athmen, Verbrennen und Verrosten, beim Kochen, Braten, Heizen von Eisenbahn- und Menschenlocomotiven, kurz bei den sonstigen tausenderlei Functionen des Sauerstoffs verzehrt ward.

Die mysteriös klingenden Functionen werden durch Thatsachen anschaulich werden. Ozon, rein ein farbloses, stechend-stinkend riechendes Gas, ist zunächst die allergewaltigste Oxydations-Macht. Es verzehrt Silber und Quecksilber in kaltem, feuchtem (nicht trockenem) Zustande. Es zerstört mit der größten Schnelligkeit organische Materien in der Luft, die so oft als Miasmen, Fieber- und Peststoffe wirken. Nach Dr. Letheby wäre bald London vorigen Sommer an der Themse gestorben, wenn nicht eine ungewöhnliche Quantität von Ozon in der atmosphärischen Luft die organischen Gifte derselben zerstört hätte.

Ozon verbindet sich nicht von selbst mit Wasser. Dies kann aber durch Pressung ozonisirt und so zu der mächtigsten Substanz chemischer Bleichung verwandelt werden. Es verbindet sich mit Chlor, Brom und Jod zu Säuren, die wahrscheinlich chemisch und meticinisch in Ruf kommen werden. Es zerstört am schnellsten das tödtlichste Luftgift Schwefelwasserstoffgas und alle oxydablen Miasmen und ist so die größte Desinfections-Reinigung von Ansteckungsstoffen! Substanz, die man bis jetzt kennt, die erste Großmacht in der Gesundheits-Polizei der Natur. Auch wird es rasch von einer Menge vegetabilischer und animalischer Substanzen, z. B. Albumin, Caseïn, Fibrin und Blut, aufgefogen, sodaß alles Lebendige in der intimsten Verbindung mit ihm steht. Ein homöopathisches Nichts mehr oder weniger, und Tod wird Leben oder Leben Tod. Ein tausendstel Theil Ozon in der Luft ist wohlthätig, ein anderes Tausendstel mehr — und schon sterben eine Menge kleine Thiere in dieser Luft. In noch größerer Menge erstickt es die stärkste Lunge. Man hat-Beweise genug, daß Menschen nach einem einschlagenden Blitze, nicht von dem Blitze getödtet wurden. Auf jeder Stelle, wo es eben eingeschlagen, riecht es wie Phosphor oder Schwefel, d. h. nach Ozon, das sich durch den Blitz bildet, da die Elektricität sich in ungewöhnlicher Menge mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft verbindet. Jedes Gewitter producirt Ozon, das sofort miasmatische Stoffe zerstört und so, wie es längst sprüchwörtlich geworden, „die Luft reinigt". Als medicinische Gabe wird Ozon eine Rolle spielen, doch wird es dabei wirklich sehr wesentlich auf sächerlich kleine Dosen ankommen, da ein Atom unter tausend Atomen mehr Alles umkehren und die lebenstrettende Medicin in Gift verwandeln kann. In einer gewissen kleinen Beimischung erregt es die Lungen zu größerer Thätigkeit und hilft verdauen, Magen, Appetit, „Gedächtniß" ꝛc. stärken, in größerer erregt es Schwindsuchtshusten und in noch größerer erstickt es Alles, was athmet.

Atmosphärisches Ozon bildet sich hauptsächlich durch die electrische Thätigkeit in der Luft, besonders Gewitter. Künstlich und chemisch gewinnt man es am besten durch Stäbchen von Phosphor, halb in Wasser getaucht. Ein Glas Wasser mit einigen Stückchen Phosphor darin, so daß sie zur Hälfte herausragen, ist das beste Räucherpulver, das beste Mittel, in Krankenstuben und Hospitälern die Luft rein zu halten. Die Dämpfe, welche von den Phosphorstäbchen ausscheiden, verbinden sich mit Sauerstoff der atmosphärischen Luft zu hypophosphorischer Säure, die sich immer sofort im Wasser auflöst. Diese chemische Combination entbindet Elektricität, die sich mit dem Sauerstoff in der Luft zu Ozon verbindet, der nun sofort alle schädlichen Bestandtheile der Luft auffangt oder sonstwie beseitigt. (Diese nur angedeuteten chemischen Processe sind nicht für die exacte Wissenschaft, welche sich in Scoutteen's Werke nähere Auskunft holen mag, sondern für das Publicum.)

Schönbein in Basel und Jame, Apotheker in Versailles, haben Ozonometer oder Ozonoskope erfunden, um die Quantität des Ozon in der atmosphärischen Luft zu ermitteln. Des Ozonometer besteht aus Papierstreifchen, die mit einem empfindlichen Reagens (Jod und Stärke) getränkt sind und verschiedene Grade (10) von blauer Farbe haben. Beinahe Weiß ist 0, das dunkelste Violet Grad 10. Diese präparirten Papierstreifchen werden je zwölf Stunden der offenen Luft (ohne Sonne) ausgesetzt und dann in Wasser getaucht. Vergleichung der Farbe, welche das Papier jetzt annimmt, mit der, welche es ursprünglich hatte, gibt einen Maßstab für die Quantitäten Ozon in der atmosphärischen Luft. (Das Technische des Ozonometers und die große Vorsicht und Feinheit erfordernde Beobachtung muß man in Scoutteten nachlesen oder sich anderweitig darüber unterrichten. Hier würde es uns zu weit von unserer Darstellung der Hauptsachen ablenken.)

Diese Ozon-Messung ist noch sehr unvollkommen und unsicher, da Vieles von der Genauigkeit und Reinheit der präparirten Papiere und dann noch mehr von dem Farbennüne und dem Augenmaße abhängt. Ohne Zweifel wird man bald sicherere Ozonometer erfinden. Die Ergebnisse, die man mit den bisherigen ermittelte, sind schon interessant genug. Man hat z. B. gefunden, daß Ozon in bewohnten, geschlossenen Räumen ganz fehlt, während es sich draußen vor dem Fenster oft ganz entschieden in ungewöhnlicher Quantität fundgab. Dies wird wahrscheinlich zu sichern Ermittelungen über den Unterschied des Stubenlebens und der Beschäftigung und Bewegung im Freien mit Rücksicht auf Ozon führen, eben so zu Mitteln, Ozon in Stuben künstlich zu erzeugen und so die Nachtheile der Stubenluft zu verringern, und wer weiß, zu welchen andern Gesundheitsmitteln. Die Quantität des Ozon in der Luft hat einen entschiedenen Einfluß auf jedes athmende Leben. Im Jahre 1845 im Aaran bedeutend an Cholera. Diesere Weil an der Steinwarte zu Bern beobachtete während dieser Zeit den Ozon-Gehalt der Luft und fand, daß die Cholera in demselben Verhältnisse stieg, als sich der Ozongehalt der atmosphärischen Luft — also deren Kraft, sich selbst zu reinigen, verminderte.

Digitized by Google

Im Jahre 1855 beobachtete Schönbein in Berlin eine ungewöhnliche Menge von Ozon in der atmosphärischen Luft während einer bösartigen Grippe, die alle Personen ergriff, welche nicht lungenfest waren. Dr. Boeckel hat beobachtet, daß gewisse Fieber stets desto mehr wüthen, je weniger Ozon vorhanden ist. In Straßburg stellte sich die Cholera ein, als Ozon ganz ausgegangen war, und nahm in demselben Grade ab, als sich wieder Ozon in der atmosphärischen Luft einfand.

Scouteten glaubt auch diesen und andern Beobachtungen schließen zu können, daß Cholera, kalte, Sumpf- und andere Fieber aus organischen, fumpfigen Ausdünstungen hervorgehen oder wenigstens dadurch genährt werden, wenn nicht Ozon genug vorhanden ist, sie zu neutralisiren. In größer die Hitze, desto mehr solche organisch-miasmatische Ausdünstungen. Fehlt es dann an Ozon und ist eine ansteckende Krankheit schon im Laufe, so nimmt letztere mit der Hitze zu, wie an dem heißesten Tage 1849 in Paris, als die Cholera-Pest ihre höchste Höhe erreichte. Der Ueberschuß von Ozon während einer epidemischen Grippe in Berlin, beobachtet von Schönbein, erklärt sich leicht aus dem Ueberschusse, da Ozon auf die Lungen wirkt und die geringste Vermehrung derselben Lungen- und Halsleiden bis zur Entzündung hervorrufen kann.

Aus allen Beobachtungen ergibt sich dies Resultat, daß die gänzliche Abwesenheit des Ozon in der atmosphärischen Luft stets ungesund ist, mindestens in bewohnten Häusern, besonders in Krankenstuben und Hospitälern, wo der Luft alle mögliche organisch-miasmatische Partikelchen mitgetheilt werden, daß also Desinfections-Apparate, wie Phosphorstäbchen in Wasser, gute Gegenmittel liefern.

Es ist eine treffende, wenn auch harte Wahrheit, daß wir Alle gegen einander giftig sind. Das thenerste Haupt, das neben uns schläft, athmet Tod für uns, und umgekehrt. Liebe ist schön, aber die Kohlensäure, die auch die heißest Liebenden ausathmen, ist Gift. Neue Unterfuchungen und feine Experimente haben klar bekundet, daß Städteluft nicht nur viel schädliche organische Substanzen, sondern auch directe Blutgifte enthält; Städteluft tödtet das Blut schneller, erregt es mehr, als Landluft. In Manchester, das sechzehn englische Quadratmeilen bedeckt, regnet es mehr, als irgenwo in England, regnet es auch jährlich 20,000 Centner — Bitriol, das der Regen aus der Manchesterer Luft mit herabspült. Die übermäßig mit faulenden organischen Bestandtheilen, Kohlensäure und Schwefelwasserstoffgas erfüllte Luft begünstigt Krankheiten, reizt das Blut, das Gehirn- und Nervensystem — so daß die Städter im Durchschnitt stets blasser aussehen, lebenlager, reizbarer, gewechter und intelligenter sind, also auch eher gebrechlich werden, Verbrechen begehen oder sterben, als die Leute auf dem Lande. Städte athmen dichter, produciren mehr Krankheitsstoffe und Lungengifte, als das schwer bewölkte Land. Wer weiß, ob wir nicht bereits einen Mittel auf der Spur sind, außer durch öffentliche und Privat-Reinlichkeit, Ventilation, Wasserleitung ꝛc. auch durch Ozon die Luft der Städte zu verbessern?

Vor der Hand liegt in den gesparsten, schönen Gesundheits-Polizei-Maßregeln der Natur ein großer Trost. Sie sorgt durch Donnerwetter mit Knalleffect, durch ungeheuere Wasserflächen, durch Elektricität frei machen für den Sauerstoff der Luft, auf eine stille, dauernde Weise dafür, daß Elektricität und Sauerstoff sich stets in bedeutenden Massen zu Ozon verbinden können. Und im Ozon haben Naturforscher aller Nationen gleichmäßig die allermächtigste Gesundheits-Polizei-Behörde erkannt. Was dieses seine, unsichtbare Paar von Lufigeistern noch außerdem im wissenschaftlicher, merkantilischer, industrieller und lebenverschönernder Beziehung zu leisten im Stande sein mag, hängt von weiteren ernsten, anhaltenden, keine Beobachtungen, Experimenten und Entdeckungen der Wissenschaft ab, welche in diesem süchtigen feinen chemischen Diosturen-Paare nach jahrelangen Vorbereitungen und Versuchen nun wenigstens so viel erkannt hat, daß sie in ihren stolzesten, mit der größten Sicherheit auftretenden Hypothesen einen der einflußreichsten Luftgötter ganz überfah, und daß derselbe von nun an desto sorgfältiger beachtet werden müsse.

Blätter und Blüthen.

Südslavisches Familienrecht. In einer Leipziger Zeitschrift wurde vor Kurzem in einem längeren Artikel der Beweis zu liefern gesucht, die „Kroaten, Slovaken ꝛc." seien noch nicht „constitutionsfähig" und bedürfen der Wohlthat einer solchen Verfassung nicht werth. Der Schreiber dieser Zeilen, ein geborener Südslave, der mit tausend andern Slaven von Kindesbeinen an deutsche Bildung genossen hat und deren Werth für seine Nation zu würdigen weiß, will es aber versuchen, die Kroaten mit wenigen Zügen den Lesern der Gartenlaube zu schildern und ihnen zu zeigen, daß dieses seit dem Jahre 1848 in Deutschland ohne Grund so gehaßte und verachtete Volk dergleichen wegwerfende Behandlung nicht verdient.

Der Grundzug im Charakter der Südslaven, der in allen seinen lebensverhältnissen sich wiederfindet, ist seine tiefe Anhänglichkeit an die Familie, an das Haus im weitesten Sinne. Der ganze bäuerliche Grundbesitz der Kroaten und Serben in Oesterreich und der stammverwandten Völkerschaften in der Türkei ist nicht Eigenthum der einzelnen Bauern und Bäuerinnen, sondern der ganzen Bauernfamilien. In jüngster Zeit hat man bei Anlegung der Grundbücher in Kroatien und Slavonien die einzelnen Besitzthümer der Bauern deshalb auch als Eigenthum der „Haus-Communionen N.N." eingetragen. Ein solches Besitzthum gehört oft mehreren Brüdern, Vatersbrüdern, noch entfernteren Verwandten und deren Weibern und Kindern gemeinschaftlich. Es ist keine Seltenheit, daß man in einer solchen Gemeinschaft 50 — 100 Personen und darüber antrifft, wenn der Grundbesitz entsprechend groß ist. Jedes Ehepaar mit seinen Kindern hat in den Wohngebäuden eine abgesonderte Schlafstätte; alle übrigen Räume werden gemeinschaftlich benutzt. Zur Leitung der Wirthschaft, zur Schlichtung kleinerer häuslicher Zwiste, zur Gesetzgebung und zur Vertretung des Hauses gegenüber der Gemeinde und dem Staate wählen die Hausgenossen den fähigsten Mann, der dann auch von der Gemeinde als Hausvater bestätigt werden muß. In allen wichtigeren Angelegenheiten leisten ihm die Hausgenossen nur dann Folge, wenn seinem Gebote die Berathung aller erwachsenen Familienglieder vorangeht, und er lediglich den hierbei gefaßten Beschluß vollzieht.

Die gewonnenen Erträgnisse werden im Herbste eines jeden Jahres an die Theilsamilien des Hauses mit Berücksichtigung der Zahl ihrer Glieder vertheilt, nachdem vorerst Steuern und Hausabgaben bezahlt, und das im Hause für das Jahr nöthige Quantum von Lebensmitteln ausgeschieden worden ist. Kein Hausgenosse kann seinen diesen Grundantheil veräußern oder verpfänden; er ist eben nur Mitbesitzthümer, die Familie aber ist allein die Eigenthümerin. Stirbt ein Glied der Familie, so werden nur jene Kleider und Geräthe, die zu dessen persönlichem Gebrauche dienten, unter seine Kinder oder näheren Verwandten vertheilt. Sein Grundtheil aber wächst den Uebrigbleibenden von selbst zur Nutznießung zu, denn die Familie als eigentliche Grundeigenthümerin ist nicht gestorben.

Will ein Mitglied der Hausgenossenschaft auswärts arbeiten, so steht ihm dies jederzeit frei; nur muß er einen Theil seines Verdienstes in die Hauscasse abliefern. Der Einzelne kann auch das Haus ganz verlassen, er wird bei seinem Austritte wohl auch mit einem Rechtsspruche ausgestattet. Sein Wiedereintritt in das Haus wird mit Rücksicht auf den Werth, den die Arbeitskraft in Kroatien hat, gern gestattet. Das Mädchen, das dem Hause von ihrem Bräutigam entgegen wird, erhält eine kleine Ausstattung; sie wird vollberechtigte Hausgenossin in die Familie ihres Gatten.

Das sind die wesentlichsten Rechtssätze des südslavischen Familienlebens. Einem Juristen, der das römisch-germanische Recht mit dem besseren Grundsatze „societas mater discordiarum" in sich ausschließen aufgenommen hat, wird freilich dabei grauen; er möge aber bedenken, daß jedes Volk seinen eigenen Geist hat, so gut, wie jeder Einzelne, und daß die Versuche der verschiedenen Nationalitäten eben auch verschieden sind. Wer sich über die hier gekürzerte tausendjährige Nationalsitte einen Näheren belehren will, dem empfehle ich das treffliche Buch von Mickewicz: „Die Hauscommunionen der Südslaven", Wien 1858 bei Manz u. Co. — Das ganze Institut beruht im Wesentlichen auf dem Geiste der Familienliebe, der in dem Südslaven so mächtig ist; es ist der Communismus in der edelsten, praktisch allein möglichen Form. Um die tegenstreichen Wirkungen desselben nur anzudeuten, berühre ich, daß ein Bauern-Proletariat durch Familienzucht wird, daß die jüngeren Geschwister nicht mit wenigen Gulden vom älteren Erben ungerechter Weise abgefertigt werden und nicht heimathlos umherirren müssen, daß die Zersplitterung der Bauerngüter vermieden wird, daß man das Dienstbotenunwesen kaum kennt, daß das obschon unmittelbare Recht dennoch selten gebeugt wird, daß die Criminal-Statistik Oesterreichs hinsichtlich der Südslaven eine bedeutend geringere Zahl von Verbrechen ausweist, daß zahlreichere und frühere Ehen geschlossen werden ꝛc.

Aus der eben hervorgehobenen Gesundheit der Kroaten, im Familienkreife des wohlthätigsten Angelogenheiten zu betrachten, folgt nun, daß dieselben auch zur Selbstverwaltung in geeigneten Kreisen nicht so unreif sind, als die Leipziger Zeitschrift annimmt. In den Gemeinden und in den Bezirken wissen die Vorsteher sehr gut, daß das Volk für seinen Schutzbau, seine Straßen ꝛc. seinen Arzt ꝛc. selbst Beiträge leistet, daß vor der Berathung in einer improvisirten Beisversammlung den Nutzen der Neuerung dargethan, auch wohl die alten Männer angehört haben. Was dem Volke an Einsicht mangelt, wird durch die Bereitwilligkeit, sich belehren zu lassen und die eigene Ansicht nicht mit Parteehartnäckigkeit auf Kosten des Ganzen durchsetzen zu wollen, reichlich ersetzt.

Das Familienleben, wie es hier geschildert wurde, durchdringt das ganze Bewußtsein des Volkes. Die Völker führen oft den Geschlechtsnamen einer Familie in der vielfachen Zahl. Der Wirthshausbesuch ist

Digitized by Google

gering, die Großherzogthümer im Hause desto größer. Der Fremde erscheint wie ein naher Verwandter, der das Haus besucht. Die Gemeinde — das Volk — betrachtet man als immer größere Familienkreise; der Kaiser wird als ein oberster Familienhaupt angesehen. Wenn dem Kroaten nach seiner Ansicht in der Gemeinde eher bei Streitigkeiten Unrecht geschieht, geht er gleich leider zum Banus nach Agram, oder nach Wien zum Kaiser. In jener Zeit ist das allerdings etwas anders geworden.

Ich möchte noch das Verhalten der Kroaten im Jahre 1848 berühren. Damals hatten die Ungarn seit mehr als zwanzig Jahren schonungslos die slavische Sprache unterdrückt, trotz allen Familienrechtes das ungarische Eindringen und Grundbesitzungen eingeführt, und die slavische Nation in allen Fluthen der Liefste werden. Der Uebermuthszeit der Ungarn gegen die Ungarn brache sichen 1845 anzubrechen; im Jahre 1848 bedurfte es nur eines Befehls der Regierung, daß der letzte Mann gegen die Ungarn zu Felde zog. Den Ungarn aus wurden die Kroaten gegen Wien geführt. Daß der durch Entbehrungen aller Art bewirkte Widerstand und Sturm in Wien so arg wüthete, wegen der verantworten, welche die Plünderung Wiens zugaben und erlaubten.

„So sprach ein Fürst“. (Stuttgart, 1860.) Unter diesem eigenthümlichen Titel ist soeben ein Büchlein erschienen, das Aufsehen erregen werden, welches meinen Lesern als eine Dichtung erscheinen dürfte, obschon die Herausgeber alles Ernstes im Vorwort versichern, daß die Aufzeichnungen echt sind und weder Indiscretion noch Täuschung obwalte. Wir wollen daher unsere geltenden Ansichten unterstellen, wenn wir auch nicht verbehlen können, daß unser Suchen und Forschen, welcher von allen Fürsten dieser edel und gross denkende Mann sein könne, nur auf zwei Namen halten blieb, die eine entfernte Möglichkeit für die Authentität der Memoiren bieten. Das Urtheil ist allgemein geschrieben und man sieht es ihm an, daß sein Verfasser sich in den Kreisen der feinsten Bildung bewegt hat; es behandelt die socialen und politischen Fragen der Jetztzeit mit Geist und Geschmack, bisweilen und der würdigste Gott Staatsbürgerlicher Freiheit aus jeder Seite entgegen weht. Einige Stellen und den ersten Abschnitten mögen genügen, dies zu bestätigen und auf das Werk selbst aufmerksam zu machen.

„Was thut Ihr für das Volk?“ so fragt der Fürst, „Ihr haltet es fleißig zur Schule an, damit es Euch nicht betrunkenheit und den Aberglauben; muß der Unterthänigkeit wohl auswendig lernt; Ihr sorgt für seinen Hunger, und das ist löblich, doch für Eure Pferde thut Ihr dasselbe; — Ihr dressirt es zu Soldaten, die Polizei wohlgemessen traktig zu unterstützen — andere Geistesthaten haben sie seit mehr als einem Menschenalter nicht hervorgegangen — schließt nun einmal Euren Erziehungscursus, entlaßt das Volk aus der Schule, gebt ihm die Tega, öffnet ihm das Forum, als freier Mann betrete es die Arena der höchsten Kräfte.“ —

„Ihr einzelner deutscher Staat kann nun etwas sein, wenn das ganze Deutschland etwas ist. Die Erfahrung lehrt, daß das ganze Deutschland in der Reihe der Staaten wenig oder nichts ist; es ist gemischachtet und gemißbraucht. Machen wir es also zu etwas! Da wir aber nicht auf das Ganze unmittelbar wirken können, so fangt nun in unserer Sphäre anzuführen, was das Ganze zur Größe leiten muß. Dies kann nun nicht das System kleinlicher Bewachung und Beschränkung sein, das wir bisher verfolgt, denn dies hat uns zur Schande, zur Unbeweismacht geführt. Ein neuer Geist muß den erschlafften Gliedern eingeflößt werden, der Geist der Einheit und Kraft — der Geist, jener Geist, der die ersten Völker des Alterthums zum Wettkampf auf der großen Arena der Weltgeschichte berief, welchem wir müßig, staunend, flügelnd und andächtig zugesehen — jener Geist, der auch immer die Nationen zu Macht und Größe geführt hat — der Einheit seines Zweckes, seiner Thät nicht machen, aber wir können den Sinn der Menschen dafür erschaffen. Die Freiheit aber können wir geben. — Und wenn Euch Diplomaten und Polizei dann einmal das Gesichten schwätzt, nur unter einer Maske zu spielen, so gebrauchen Euer Kinder in einem andern Zeitalter, spielt unter der Maske der Unterdrückung die Rolle der Freiheit, statt daß Ihr sonst nur zu oft unter der Maske der Freiheit dieser die schändlichen Wunden verlieh, daß —

„Wir sind seit dem Frieden feuerrain; seine Macht der Erde bestimmt uns; die Throne von Russland, Frankreich und England sind uns nur ebenbürtig; aber seh, eine Macht ist über uns, eine unwiderstehliche, allbezwingende, niederschlagende und verzehrende Macht: das ist die Zeit. Können selbst Götter nicht widerstehen. Unser Geschlechtreis ist ein zar enger, die Verhältnisse, in denen wir leben, sind klein, und die Menschen, mit denen wir zu thun haben, sind auch diese Verhältnisse klein geworden. Ja, betrachte nur die Menschen, seine Herr, als sind — um unsere Ahnen, unsere Worte, unser Wohlgefallen drehen sich die Kreise unseres kleinen Lebens — mit der kleinlichsten Eifersucht schnappen sie nach kleinlichen Auszeichnungen, mit der hungrigsten Gier ersehen sie sich um die Brocken von ein paar Thalern Gehaltszulage. Dabei dünken sie sich bevorzugte Wesen, brüsten sich mit ihrem Adel zum Hohn unserer Sprache, die mit dem Worte „Adel“ Würde und Unabhängigkeit bezeichnet, und sehen mit Verachtung auf die Bestrebungen der edlen Männer herab, die unter wenig ermuthigenden Umständen ihr Volk auf eine ehrenvollere Stufe unter den Nationen zu heben bemüht sind, welche unsere Chmacht mit Hohn oder Mitleid betrachten.“

„Der Begriff „Deutschen“ ist so unbestimmt, daß ich ihn nicht besser definiren kann, als einen Menschen, der im eigenen Lande ein Ausländer ist.“

Der Leser wird mit uns fragen, wer der Fürst sein mag, der also gesprochen? Vielleicht, daß die Zukunft das Dunkel erhellt, wie die Vorrede des Buches versichtes andeutet. Das Buch mag jedwenig auf unbekannte Quellen und Mittheilungen oder Memoirenreihen fußen, und wenn einzelne Andeutungen und Thatsächlichkeiten uns nicht ganz täuschen, so kennen wir den getrichten Fürsten, dessen Ideen und Ausdrücke darin wiedergegeben sind. Glücklich könnte sich der Fürst in seiner Stellung mit diesen Anschauungen unmöglich fühlen!

Die Muttermilch durch Kuhmilch zu ersetzen bleibt immer mißlich und wird häufig eine Quelle schwerer Krankheiten der Säuglinge. Denn die Kuhmilch enthält viel zu viel Käsestoff (3 Mal mehr als die menschliche), und wenn man dies durch Verdünnung der Milch verbessern will, so fehlt es alsdann an der zur Kindernahrung nicht minder wichtigen Zucker- und Fett-Bestandtheilen der Milch. — Offenbar eignet sich daher der Milchrahm (die Sahne, der Schmetten), weil er fettreicher und Käsestoff-frei, weit besser dazu, unter gehöriger Verdünnung als Ersatz der Muttermilch für menschliche Säuglinge zu dienen. Man muß ihm dann nur noch ein wenig Zucker hinzusetzen. Ein amerikanischer Arzt, Dr Cummings, hat ausgerechnet, wie viel für jede Altersstufe der Kinder von Wasser und Zuckerzusätzen auf je 100 Theile guten Rahmes erforderlich sind. Wir glauben manchen unserer Leser und Leserinnen durch Mittheilung von Cummings's Tabelle einen Gefallen zu erweisen.

Bei einem Alter	sind erforderlich auf 1000 Th. Rahm	
des Kindes	Zusatz von Wasser	von Zucker
von 3—10 Tagen	2643	243
„ 10—30 „	2500	225
„ 1—2 Monaten	2250	204
„ 2—3 „	1950	172
„ 3—4 „	1500	144
„ 4—5 „	1250	124
„ 5—6 „	1000	104
„ 6—7 „	875	94
„ 7—9 „	750	84
„ 9—11 „	675	78
„ 11—14 „	625	73
„ 14—18 „	550	67
über 18 „	500	63

Auch dem Familienleben der Störche. In einem Dorfe, dessen mit Stroh gedeckte Gebäude mit vielen Storchnestern belegt waren, bemerkten die Bewohner bei einem Hause, daß ein Storch, wenn der Storch bei seinem Hause sitzenden Paares sich entfernt hatte, die Störchin von dem Storche eines anderen im Dorfe befindlichen Nestes besucht ward, aber dann auch jedesmal, nachdem der gegenseitigen Zärtlichkeit ein volles Genüge geschehen war, nach dem in dem angrenzenden Garten befindlichen, mit Wasser angefüllten Flachsröstteiche flog und sich erfrischt abbadete. Während nun einstens wieder der fremde Storch sich bei der Störchin, um das eigenen Gatten Stelle zu vertreten, befand, bedeckten die Bewohner des Hofes — wie zu sehen, war die Störchin dann noch beginnen werde — das Flachsröstteich so dicht mit Baumzweigen, daß die gewohnte Abwaschung nicht stattfinden konnte. Als nun darauf, nachdem der fremde Buhle sich entfernt hatte, die Störchin sich zu baden breite, aber die unabgesetzte Klappern der Vermuthung Raum, daß eine ernste Berathung stattfinde. — Und se war es denn auch! — denn plötzlich stürzten sie sich alle auf die Ehebrecherin und verstrecken mittelst ihrer langen spitzen Schnäbel das betreffende und ausgetrocknete Todesurtheil, worauf sie den Leichnam aus dem Neste und von dem Dache herabstürzten.

Die Störche flogen jener Zeit wieder nach seinem Neste, auf welchem nun aber auch jeder, den Hals abwechselnd hoch aufrichtend und auf den Rücken biegend, ein lange anhaltendes Geklapper begann, welches wahrscheinlich für ihre Familien eine Geschichtserzählung des erlebten Drama's enthielt. — Allen kenen, die diese Erzählung für Erfindung halten sollten, diene zur Nachricht, daß dieses Ereignis vor einigsahr vierzig Jahren auf dem Kaiserhofe von Jägen-Schaper in dem Dorfe Wedendorf, Kreis Barbelegen, Regierungsbezirk Magdeburg, stattfand und Zeugen noch vorhanden sind.

Berichtigung. In dem Artikel „Schloß Steinen und die Gräfin von Cosel“ in Nr. 40 muß es heißen „Anna Constantia von Brockdorff“, anstatt Burgdorff.

Für „Vater Arndt“

gingen bei Unterzeichnetem wieder ein: 12 Thlr. Ertrag einer von der Gesellschaft „Thalia“ in Nennenberg veranstalteten Abendunterhaltung — 4 Thlr. 6 Sgr. aus einer Gesellschaft in Egeln (durch B. Michelmann).

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Mary Kreuzer.

Aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Eine heitere Sonne war am Morgen über dem Trauerhause aufgegangen, als das Mädchen von ihrem Lager aufstuhr. Es konnte nicht mehr früh sein, und doch schien sich in dem Hause noch nichts zu regen. Eine kurze Minute lang saß sie verdutzt auf ihrem Bette, dann rief sie sich alle durchlebten Ereignisse vor die Seele, sich sammelnd und festigend, ordnete hierauf ihren Anzug und nahm leise ihren Weg die Treppe hinab.

In der Küche herrschte wirre Unordnung; gebrauchte Kaffeetassen und Teller standen umher, das Kochgeschirr befand sich zerstreut am Boden, und der Ofen sah der Eintretenden mit angeschlossenen Oeffnungen entgegen. Es schien während der Nacht für eine ganze Gesellschaft gekocht worden zu sein und die Magd noch von ihrer Anstrengung zu ruhen.

Einen Augenblick stand Mary unschlüssig, dann aber machte sie sich mit möglichster Vermeidung von Geräusch an's Aufräumen. Eben raffte sie das unbenutzt liegende Holz zusammen, um Feuer anzuzünden, als sich die Thür nach dem Vorderzimmer aufthat und der alte Kreuzer in der Oeffnung erschien. Seinem ganzen Aussehen nach war er während der Nacht in sein Bett gekommen, noch trug er die Sonntagskleider, welche er zum Picknick angelegt, auf dem Kopfe saß sein Filzhut zerdrückt und verbogen, und das Gesicht erschien grau und erschlafft. Ein Blick voll tiefer Trübsal fiel in Mary's aufschauendes Auge und machte deren Herz fast zittern vor Wehmuth über die gebeugte Gestalt des sonst so kräftigen alten Mannes.

„Es ist gut, daß Du da bist, Mary," begann er nach einer kurzen Pause, „komm herein, es müssen ein paar Worte gesprochen werden, ehe Weiteres geschieht."

Er wandte sich in die Stube zurück und ließ, als das Mädchen ihm folgte, sich matt auf einem Stuhle nieder.

Im Schaukelstuhle neben dem noch unberührten Bette saß zurückgelehnt die Frau; die gerötheten Augen waren eingesunken und trocken, aber der matte Blick begann ein fast unheimliches Leben zu gewinnen, als sie ihn nach der Eintretenden wandte.

„Ich möchte über ein paar Umstände Auskunft haben," begann der Alte wieder, „sie können in dem furchtbaren Schicksale, das über uns gekommen ist, nichts ändern, denn todt ist todt —" er hob beide Hände und preßte sie gegeneinander, als wolle er dadurch den neu in ihm aufsteigenden Schmerz zurückdrängen, „aber sie können helfen, daß der Coroner,* der bald hier sein wird, schnell klar sieht und mein armer Junge wenigstens ohne lange Umschweife seine Genugthuung bekommt. — Du hast selbst gesagt, Mary, als Du unter die Leute stürztest, daß James Osborne den Heinrich niedergeworfen und zum Tode gebracht habe — alle meine Nachbarn haben es sich auch die ganze Nacht kosten lassen, um den Mörder zu fangen; er hat sich aber selbst an das Gericht ausgeliefert, vermuthlich weil er auf das Geld seines Vaters pocht; aber alle Reichthümer sollen ihn nicht retten, denn im schlimmsten Falle können die Deutschen selber die Gerechtigkeit in die Hand nehmen. Aber ich wollte sagen," fuhr er wie sich sammelnd fort, „Du bist die Einzige gewesen, die mit angesehen, was vorgegangen ist — die Leute haben Dich mit James Osborne in den Wald gehen sehen — jetzt möchte ich nun zuerst von Dir selber hören, was Du dort mit dem Menschen zu thun gehabt — ich habe nachher wohl einen Begriff, wie das Uebrige gekommen sein mag —"

„Frage doch nicht erst lange!" unterbrach die Alte, sich langsam aufrecht setzend, den Sprechenden, „der junge Kuckuck, der im Hänflingsneste ausgebrütet ist, hackt zum Dank auf seine Pflegemutter los, und was kümmert sich so ein Mädchen, das nicht unser Fleisch und Blut ist, das kein Herz für ihre neue Heimath hat, darum, ob sie uns alten Leuten die Seele zerreißt? Sie ist mit dem Osborne gegangen, weil es ihr so gefallen, weil sie sich nichts um uns zu kümmern hat, vielleicht weil sie's dem Heinrich, der auf unsere Ehre hält, recht vor das Gesicht hat stellen wollen, daß Kreuzer's Sachen nicht ihre Sachen sind — ach, allbarmherziger Gott!" unterbrach sie sich zurückstinkend, und ein kurzes, krampfhaftes Schluchzen stieg aus ihrer Brust, während die Augen, die keine Thränen mehr zu haben schienen, sich nach der Decke richteten, „das ist der Fluch und die Strafe, daß man mit Gewalt verlangt, was der Himmel versagt hat, und fremdes Blut zum eigenen machen will —"

„Mutter, laß es gut sein jetzt!" fiel ihr der Farmer in die Rede, während ein leiser Zug von Mißbehagen sich durch den Schmerz in seinen Mienen drängte, „laß sie erst reden, und wir werden dann sehen!"

Mary stand bewegungslos auf der Stelle, welche sie nach ihrem Eintritte eingenommen, ihr Gesicht war bei den Worten der Frau von Secunde zu Secunde bleicher geworden, und als sich jetzt Kreuzer nach ihr wandte, traf er auf denselben eigenthümlichen Ausdruck von Starrheit in ihren Zügen, der ihn an sein erstes Begegnen mit ihr in New-York erinnern mußte.

„Sprich, Mary," fuhr er fort, „und fürchte dich nicht!"

* Der für die erste Untersuchung aller ungewöhnlichen Todesfälle angestellte öffentliche Beamte.

Digitized by Google

„Ich fürchte mich nicht!“ erwiderte sie langsam, als werde ihr das Sprechen schwer, „und ich werde reden, da Ihr es verlangt. Ich bin mit dem jungen Osborne gegangen, weil er das einzige bekannte Gesicht rings um mich her zeigte und Vater mir gesagt hatte, daß ich ihm nicht auszuweichen brauche; ich bin willig mit ihm gegangen, weil er mit Liebe und Achtung von Vater Kreuzer sprach und mir erzählte, daß der alte Mr. Osborne gern schon längst die Hand zum Frieden geboten und das geschehene Unrecht auf irgend eine Weise wieder ausgeglichen hätte, wenn er nicht wüßte, daß hier im Hause die Feindschaft immer wieder neu geschürt würde. Und kein anderes Wort als von dieser Art ist aus seinem Munde gekommen. Da ist der Heinrich, den ich, seit wir auf den Platz gekommen, nicht gesehen, aus dem Gebüsche getreten wie ein Wüthender, hat ihn geschimpft und die Osborne's von Vater zu Sohn Lügner genannt, und als ihm James gesagt, er werde ihn ein anderes Mal trefflen und züchtigen, wo er nicht auf die Anwesenheit einer jungen Lady Rücksicht nehmen müsse, hat Heinrich die Faust geboben und ihn in's Gesicht geschlagen. Da hat James den Wüthenden gepackt und ihn zu Boden geworfen — und das ist Alles!“ Ein tiefer Schauer schien ihren ganzen Körper zu überfliegen, aber kein Zug ihres Gesichts änderte sich. „Und nun will ich noch Eins sagen, weil ich es Euch schuldig zu sein glaube,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „es wird wohl kommen, daß ich Zeugniß von dem Geschehenen ablegen muß, und so kann ich nicht anders, als nach Wahrheit und Gewissen aussagen, daß James mit Gewalt zu einer That gedrängt worden ist, die er niemals beabsichtigt und an die er nie gedacht —“

„Siehst Du das Kukuksei?“ richtete sich die Frau mit stechendem Blicke auf, „hörst Du, wie die Sachen stehen? James, James! so weit sind sie schon mit einander! Siehst Du endlich, was Du in's Haus gebracht, Du alter bethörter Mann? Aber die Mutter wird wohl noch ihr Recht behaupten, und Ihr sie meinetwegen auf den Knien rutschen, um die deutschen Männer gegen den amerikanischen Mörder und seine Liebste aufzurufen!“

Kreuzer, der bis zu diesem Augenblicke bleich und still dagesessen, erhob sich jetzt rasch und faßte den Arm der Frau. „Ruhig, Mutter, es wird Alles klar werden, aber ruhig jetzt!“

Durch des Mädchens Züge zitterte es, wie eine mit Gewalt unterdrückte innere Bewegung. „Mutter, wenn ich Dich noch so nennen darf,“ sagte sie, „warum beschimpfst Du mich? Ich weiß, daß ich nicht länger hier im Hause bleiben darf, daß ich Dir den großen Schmerz immer wieder zurückrufen würde; — aber ein ich Dir nicht ein geborsames Kind gewesen? habe ich etwas gethan, was Du mir verwerfen dürftest? warum beschimpfst Du mich jetzt, wo ich nur rede, was vor Gott und meinem Gewissen recht ist?“

Ein Pochen an der Bretterthür, die zu den weiteren Räumen ab. Ju dem langsam geöffneten Eingange erschien eine hohe, stattliche Männergestalt, in die leichte Tracht der amerikanischen Farmer gekleidet. Das volle, gebräunte Gesicht war von eisengrauem Haar umwallt, und die wie aus Gewohnheit leicht zusammengezogenen Augen schienen mit einem Rundblicke Alles, was das Zimmer bot, erfassen zu wollen.

„Mister Kreuzer!“ wandte er sich in ruhiger, wohltönender Stimme an den alten Farmer, „erlauben Sie, daß ich für einige Minuten Ihre Schwelle überireten darf?“

Die Frau hatte sich bei seinem Anblicke langsam, als fähe sie ein Gespenst, aufrecht gesetzt. „Laß ihn nicht herein, Kreuzer!“ rief sie plötzlich, abwehrend die Hand ausstreckend, „das Unglück ist da, wo sie hineintreten, er und das ihm gehört! Laß ihn nicht herein; was will er noch in dem Hause des Gemordeten?“

Ein Ausdruck von Trauer überflog die Züge des Angekommenen, ohne daß ihn indessen der geworbene Empfang zu überraschen schien; Kreuzer aber hatte mit einem bestimmten „Mutter, sei ruhig!“ von Neuem den Arm der Alten gefaßt und wandte sich dann mit einem Gesichte voll tiefen Ernstes nach dem Fremden. „Treten Sie ein, Major!“ sagte er.

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte der Eingetretene herzlich, die Thür hinter sich schließend. „Mr. Kreuzer, ich weiß,“ fuhr er dann fort, „daß heute Ihr ganzes Haus mit schwer verwundetem Herzen, mit doppelt seinvestigem Auge auf die Osborne's blicken muß, und dennoch hat es mich gerade heute getrieben, zu Ihnen zu gehen, Ihnen meinen tiefen Schmerz über das entsetzliche Unglück, das Sie betroffen, auszusprechen und Ihnen die Versicherung zu geben, daß meinerseits keine Hand gerührt werden soll, um den vollen Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen. Es ist mein Sohn, den ich seiner Sache und seinem Schicksale überlasse, wie Heinrich der Ihre war, — es ist Alles, was ich Ihnen jetzt als freilich trostlose Genugthuung bieten kann. Wollte doch Gott, Mr. Kreuzer, was so viele Jahre zwischen uns gestanden, wäre christlich vergeben und nicht vererbt worden auf das junge Geschlecht —“

„Das ist es, das ist der Fluch, der jetzt über uns gekommen!“ sagte Kreuzer dumpf, die Augen auf den Boden heftend.

„O ja!“ fuhr die Frau mit einem unheimlichen Lachen auf, „und wer hat das junge Kreuzer'sche Geschlecht niederschießen wollen, wenn es sich auf fremdem Boden zeige? und das junge Geschlecht hätte nicht einmal wissen sollen, daß es sich zu wahren habe? O, die Rebengärten sind jetzt schön, jetzt, wo es an den Hals des eigenen Fleisches zu gehen droht — aber“ fuhr sie mit gehobener Stimme und stier blickendem Auge fort, „der Heinrich ist gemordet worden, und so muß sein Mörder hängen! Der Deutsche ist nicht mehr der Fußschemel des Amerikaners — Leben um Leben heißt es! — Gehen Sie, Sie, das Reden hilft Ihnen nichts!“ rief sie und stieß die Hand ihres Mannes, der sich nach ihr gewandt, zurück; „gehen Sie, und nehmen Sie auch gleich diese da, die den Advocaten für die Osborne's machen wird, mit!“

Der Eingetretene hatte, so lange die Frau sprach, seine Miene bewegt, als habe er sich vorgenommen, durch nichts seine Fassung stören zu lassen; bei den letzten Worten aber wandte er das Auge nach dem Mädchen, und ließ es angeregt über die ganze feine Gestalt laufen.

„Ich werde allein gehen, Mutter,“ erwiderte Mary, langsam den Kopf hebend, „und eine Waise, die arbeiten will, wird wohl ein Unterkommen finden, das sie frei von Verdacht hält. Vergib mir, wenn ich Dir irgendwie eine unzufriedene Stunde gemacht, wie ich Dir vergeben will, was Du mir jetzt gethan!“ Sie wandte sich zum Gehen, aber Kreuzer, noch sichtlich unruhig dem Gespräche gefolgt, ließ ein kurzes „Warte noch eine Minute, Mary!“ hören und wandte sich dann nach dem alten Osborne.

„Ich will die gute Gesinnung erkennen, die Sie hergeführt haben mag, Major,“ sagte er mit trübe zusammengezogenen Augen, „Sie werden aber einsehen, daß es jetzt die schlimmste Stunde ist, zu niedergebrochenen Elternherzen zu reden —“

„Ich gehe, Mr. Kreuzer,“ unterbrach ihn Osborne, die Thür in die Hand nehmend, „ich habe nur das erfüllen wollen, was ich Ihnen schuldig zu sein glaubte, selbst auf die Gefahr hin, anders behandelt zu werden, als Sie es jetzt, wie nur der Gentleman es konnte, gethan! Gott tröste uns Beide in unserm Unglück, Sir!“ Er warf einen Rückblick auf das Mädchen und schritt dann langsam hinaus.

„Wo willst Du hin, Mary?“ fragte Kreuzer, als sich die Thür geschlossen.

„Ich weiß es noch nicht, Vater, aber ich denke irgenwo für die nächste Zeit wohl einen Schutz zu finden!“ erwiderte sie ruhig.

„Natürlich! wenn das auch unter einem deutschen Dache hart halten sollte!“ warf die Frau ein. „Was fragst Du noch, Kreuzer? was kümmert Du Dich darum? sie weiß selbst, wohin sie gehört! Denk' an Deinen Sohn, den sie noch im Grabe beschuldigen will — er ist ja stumm und kann sie nicht Lügen strafen!“

Das Mädchen fuhr auf, als habe sie ein Stich in's Herz getroffen. Der Alte aber faßte mit einem raschen Griffe ihren Arm und führte sie mit einem: „Sei ruhig und komm mit mir!“ nach der Thüre. Dort faß George in eine Ecke gekrückt und sah den Eintretenden mit scheuen Augen entgegen. „Geh zur Mutter und bleibe bei ihr,“ sagte Kreuzer weich, „sie wird Dich heute mehr als jemals brauchen,“ und als der Knabe mit einem scheuen Blicke auf Mary davon gegangen, wandte jener das gerückte Auge wieder nach dem Mädchen.

„Ich mag nicht in Dein Gewissen reden, ich will Dir glauben,“ begann er, „wenn es auch dreifach schwerzt, gegen sich zu haben, was einem an's Herz gewachsen ist. Du mußt gehen, Mary, das ist so, denn die Mutter hat das erste Recht. Aber Du sollst trotz Allem, was geschehen ist, nicht verlassen sein. Geh hinüber nach dem „Point,“ dorthin will ich Deinen Koffer schicken und Dir weitere Botschaft senden. Warte jetzt einen Augenblick!“

Er wandte sich wieder nach dem Zimmer und kam bald mit einem der ledernen, auf dem Lande gebräuchlichen Geldtäschchen zurück. „Hier ist der Schein über Dein Vermögen, und ein paar

Digitized by Google

Dollars habe ich für Deinen ersten Bedarf dazu gethan," sagte er, sichtlich seine Empfindungen niederkämpfend, „nimm es — "

„Vater, ich möchte kein Geld mitnehmen. Was ich heute zum Leben brauche, finde ich schon und ich habe auch noch eine Kleinigkeit!" unterbrach sie ihn.

„Nimm es!" wiederholte der Farmer und drückte ihr die Tasche in die Hand, „nimm es und geh mit Gott — Du sollst bald weiter von mir hören!" Damit hatte er sich herumgedreht, als wolle er die Erregung in seinen Zügen verbergen, und verschwand in dem Eingange zum Vorderzimmer.

Mary's Blick hing noch einige Secunden an der geschlossenen Thür, sie rang augenscheinlich mit einer sie überkommenden Weichheit; dann aber begann ihr Gesicht die stetige Ruhe eines bestimmten Entschlusses anzunehmen; langsam stieg sie die Treppe nach ihrem Zimmer hinauf und nach kaum zehn Minuten kam sie in dem Anzuge, den sie gewöhnlich trug, wenn sie den Alten nach der Stadt begleitete, zurück. Sie öffnete die Hinterthür und trat in's Freie — dort kam ihr in ungeschlachten Sätzen der große Hund entgegen; sie beug sich zu ihm hinab und drückte ihr Gesicht in das zottige Fell, als wolle sie in ihm Abschied von ihrer ganzen bisherigen Heimath nehmen. Dann schlug sie raschen Schritts und ohne sich umzusehen, den Weg nach der Straße ein.

Noch hatte sie auf dieser den Anfang des Waldes nicht erreicht, als sie rasche Schritte hinter sich hörte und umblickend den Major Osborne gewahrte. Die Gehaltenheit in seinen Zügen, welche er in Kreuzer's Hause bewahrt, hatte einem deutlich ausgeprägten Ausdruck von Sorge Platz gemacht, und ohne sich Mühe zu geben, seine Empfindung zu verbergen, sprach er das Mädchen an.

„Sie haben den alten Leuten gesagt, Kind, daß Sie für die Unschuld meines Sohnes Zeugen werden?" fragte er, sich ohne Ceremonie zu ihr gesellend.

„Ja, Mr. Osborne!" erwiderte sie aufsehend.

„James hat mir heute Morgen wissen lassen, daß er mit Ihnen gesprochen," fuhr er fort, „und es war hauptsächlich die Hoffnung, mit Ihnen ein paar Worte reden zu können, welche mich nach Ihrem Hause trieb. Es ist der dümmste Streich, den der Junge begehen konnte, und wenn auch Ihr Zeugniß die Sache schnell klar machen muß, so ist doch wieder ein Feuerbrand unter die ganze deutsche Bevölkerung geworfen. Sie werden Kreuzer's Haus verlassen, wenn ich heute recht gehört habe?"

„Ich habe es bereits verlassen, Sir!"

Er warf einen halb überraschten Blick auf sie. „Very well, so ist es das Beste. Sie folgen mir gleich nach meinem Hause — Sie haben doch wahrscheinlich im Augenblicke nicht viel zu wählen — wenn aber der Proceß vorüber ist, mögen Sie darauf rechnen, daß ich Ihnen ein anderes zufriedenstellendes Unterkommen verschaffen werde."

Mary's Augen richteten sich gerade aus, und ein leichtes Roth stieg in ihr bleiches Gesicht. „Ich habe Sie wohl noch nicht um ein Unterkommen angesprochen, Sir," erwiderte sie, „ich bedarf jetzt keiner Hülfe und bin auch in Betreff meiner Zukunft ziemlich klar."

Sein Auge überlief wieder ihre ganze Gestalt. „Ich weiß nicht, Miß, ob ich mit meinem Anerbieten den Ihnen angestoßen habe," erwiderte er mit herbarer Aenderung seines bisherigen Tones, „aber es war gut gemeint, und vielleicht haben Sie Recht, den Aufenthalt gerade in meinem Hause auszuschlagen. Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht, vermuthe jedoch, daß sie sich auf etwas aufmerksam machen. James sagt, Sie gehörten nicht zu dem Schlage der hiesigen Deutschen, ich habe aber noch keine andern kennen lernen und ich darf Ihnen so viel sagen, daß sich keine Thür bei Ihren Landsleuten rings umher für Sie öffnen wird, wenn Sie auf unserer Seite stehen. Ich habe die Menschen in der vergangenen Nacht gesehen, wie sie meinen armen Jungen auffangen wollten, als wäre er ein zehnmal der Gerechtigkeit entsprungener Verbrecher. Ich kann nach diesem Vorgange, wie nach den Worten der alten Kreuzer schon schließen, was etwa noch kommen wird, und ich muß Ihnen sagen, daß, wenn Sie unbedingt und frei Ihr Zeugniß zu Gunsten der Wahrheit abgeben wollen, Sie sich jedenfalls einer amerikanischen Familie anschließen sollten — es ist nicht nur der besorgte Vater, der aus mir spricht, Miß, es ist der Mann, der seit langen Jahren die hiesigen deutschen Ansiedler kennt, von denen Mr. Kreuzer noch der vernünftigste ist, wenn er auch jetzt kaum anders können wird, als mit seiner Frau und der übrigen Menge in rasselnde Horn zu stoßen!"

Mary schritt eine Weile schweigend neben ihrem Begleiter her. „Ich habe mich so wenig um die Nachbarschaft gekümmert," sagte sie endlich, „daß ich besonders unter den Amerikanern die Familien kaum dem Namen nach kenne. Ich wollte nach der Stadt gehen, wie ich eines schnellen Unterkommens, wenn auch vorläufig in dienender Stellung, sicher war."

„Wenn ich Ihnen nun aber einen Platz in einer amerikanischen Familie verschaffte, wo Sie keinesfalls die Abhängigkeit zu fühlen würden, als unter Ihren Landsleuten," unterbrach er sie, „würden Sie damit einverstanden sein?"

„Ich weiß es noch nicht, Sir!" erwiderte sie zögernd. Es widerstrebte mit Macht ihrem Gefühle, jetzt, wo aus dem stattgefundenen Unglücke eine Parteisache zwischen den beiden Nationalitäten gemacht zu werden schien, eine so bezeichnete Stellung, wie sie ihr Aufenthalt unter Amerikanern mit sich bringen mußte, einzunehmen. Zudem hoffte sie mit Sicherheit, den alten Kreuzer in der Tavern am „Point" zu sehen, noch ehe sie einen bestimmten Entschluß über ihre Zukunft faßte; hatte er doch versprochen, „halt" von sich hören zu lassen, und das mußte jedenfalls bei Senkung ihres Koffers geschehen. — „Das ganze Unglück mit seinen Folgen ist so schnell über mich gekommen," fuhr sie fort, „daß ich zwar das Eine weiß, was mein Gewissen von mir fordert, daß ich aber noch keine Minute gefunden habe, um über mich selbst mit mir zu Rathe zu gehen. Heute Abend erst geht die Postkutsche nach der Stadt, und bis dahin habe ich mich jedenfalls entschlossen —"

„Und wohin führt Sie Ihr Weg jetzt, Miß?"

„Nach dem „Point", Sir!"

„Gut, so sehe ich Sie dort gegen Abend — ich rechne darauf, meinet- und Ihretwillen!" Er neigte höflich den Kopf und wandte sich nach der nächsten Feldeinzäunung, die er leicht überstieg und dann zwischen den hohen Stengeln des Welschkorns verschwand.

Mary hatte ihm nur mit einem kurzen Blicke nachgesehen und ging jetzt schärfer vorwärts. Er hatte anfänglich in einer Weise zu ihr gesprochen, die sie heimlich verletzt; nicht in seinen Worten, aber in dem Tone derselben, in der unstandslosen Art, wie er sich zu ihr gesellt, lag es ausgedrückt, daß er sie zu Leuten zählte, die weit unter ihm standen, daß er die gewöhnliche Höflichkeitsform, „Ladies" gegenüber, bei ihr nicht für nöthig hielt. Kaum hätte sie wohl so sehr darauf geachtet, wenn er nicht gerade der Vater von James gewesen wäre. Sie fremte sich, daß ihre Antworten ihm zu einer Aenderung seines Tones verhalfen, und wenn auch hätte sie sich auch über ihre Kurzgebundenheit wieder ärgern mögen. Es war ihr, als müsse sie den alten Gentleman recht lieb haben können, wenn sie nur dürfe.

Als sie endlich das Blockhaus, welches die Tavern bildete, erreicht hatte, setzte sie sich still in eine Ecke des Zimmers, ohne sich weiter um ihre Umgebung zu kümmern, die fast nur aus Deutschen bestand und sie mißtrauisch betrachtete. Der Hunger stellte sich noch dem langen Marsche ein, sie bestellte ein frugales Mahl und verzehrte es. Sie fühlte recht wohl, daß sich das leise Gespräch der Deutschen um ihre Person drehte, achtete aber nicht darauf. Dann stützte sie den Kopf in die Hand und ließ die Bilder des ganzen jüngst verflossenen Jahres noch einmal an sich vorüberziehen. Das Schicksal hatte ihre Lösung der peinlichen häuslichen Verhältnisse selbst übernommen, sie fühlte nach den Erfahrungen des heutigen Morgens mehr als jemals, daß sie unter dem deutschen Elemente, wie es in der Umgegend lebte, niemals gedeihen könne. Der Vorschlag des alten Osborne, sich einer amerikanischen Familie anzuschließen, trat wieder vor ihre Seele, aber der Gedanke an dessen Sohn James hieß ihr den Antrag ablehnen. Er hatte sie bis jetzt als „junge Lady", als Tochter eines reichen Farmers gekannt, und nun sollte sie Dienstbote da werden, wo vielleicht junge Ladies, die er zu seinen nächsten Bekanntschaften zählte, als ihre Herrinnen auftraten. Sie sah gedankenvoll vor sich hin, sie merkte nichts von dem Verrinnen der Zeit, und erst als das Rasseln eines Wagens in der Nähe der Tavern laut wurde, bob sie langsam den Kopf. Sie erkannte Kreuzer's Fuhrwerk, sie sah ihren Koffer darauf, aber ein fremder Mann leitete die Pferde. Noch ehe der Wagen heran war, stand sie an der Außenthür, sie wußte, daß jetzt die Zeit gekommen war, einen bestimmten Entschluß zu fassen — das Gefährt hielt, der Mann lud den Koffer ab und sagte nach einem prüfenden Blick

Digitized by Google

auf die Tagebente: „Sie sind ja wohl die Jungfer Mary? hier bringe ich Ihre Sachen!“

„Und sonst haben Sie nichts zu bestellen?“ fragte das Mädchen, als Jener Miene machte, das Fuhrwerk wieder zu besteigen.

„Hat mir nichts weiter gesagt, der Mr. Kreuzer!“ war die einsylbige Antwort. Die Pferde zogen an, in rein Rückweg einbiegend, und bald verschwand der Wagen hinter dem nächsten Weidenbuschkreuzel.

Mary hatte ihm nachgesehen, so lange er zu erblicken war, wöhrend es um ihren Mund wie eine gewaltsam unterdrückte Empfindung zuckte. Dann aber, als sei sie vollkommen mit sich klar und fertig, warf sie einen Blick nach der bereits tiefstehenden Sonne und setzte sich auf den am Rande des Weges stehenden Koffer nieder. Sie war nach immer zweifelhaft, was sie thun sollte — ob nach der Stadt fahren oder auf den Major warten. Das Schicksal sollte über sie entscheiden. Noch waren nicht zehn Minuten verflossen, als sie den Major Osborne zwischen den Maisfeldern hervorkommen und bei ihrem Erblicken einen schnellern Schritt annehmen sah.

Es war vierzehn Tage später, und das Countyhäuschen bot ein Bild von Aufregung, wie es seit seiner Erbauung noch nicht erlebt worden war. Der Ort bestand fast nur aus einer langen Hauptstraße, deren Mittelpunkt das Court- (Gerichts-) Haus, umgeben von den hauptsächlichsten Hotels, Kaufläden und Trinklocalen bildete, und vor jedem dieser Geschäfts- und Erfrischungsplätze trieb sich eine schlimm ich rregte Menschenmenge umher, gesticulirend und in englischer, wie deutscher Zunge durch einander redend. Die Meisten der Anwesenden gehörten augenscheinlich der Landbevölkerung an, doch fehlte es auch nicht an Mechanikern, wie sie sich besonders in neugegründeten Landesheilen finden, Leute, von denen Niemand weiß, woraus sie ihren Lebensunterhalt verdienen, wenn es nicht durch Vieh- und Pferdediebstahl, Spiel und Verbreitung von falschem Gelde geschieht, und die überall auftauchen, wo eine Aufregung sich der Bevölkerung bemächtigt.

Der Gerichtshof war heute zusammengetreten, um den Proceß gegen James Osborne, als Mörder des Heinrich Kreuzer, zu beginnen. Aus irgend einem Grunde aber war der Anfang der Verhandlung auf den nächsten Tag verschoben worden, und die aus allen Theilen des County's zusammengeströmten Menschen waren in ihren Erwartungen getäuscht. Anfänglich schien es, als würde die in der Nähe des Courthauses angesammelte Menge ruhig auseinandergehen, bald aber begannen einzelnen Haufen, wie sie sich vor den Thüren der Trinklocale gebildet, die verschiedensten Gerüchte über die Ursache der Gerichts-Vertagung zu cursiren. Zuerst hieß es, die Jury sei aus lauter Amerikanern, alle vom Major Osborne bestochen, zusammengestellt, nun sei aber Einer davon krank geworden, und so müsse erst ein neuer zuverlässiger Mann gefunden werden. Dann kam eine andere Version. Nicht an der Jury liege es, aber dem Mädchen, welches den Hauptzeugen mache und zu Gunsten des Mörders aussage solle, schlage das Gewissen so, daß sie erst wieder richtig bearbeitet werden müsse. Von anderer Seite aber wurde dem widersprochen — das Mädchen sei des Uebeltäters Liebste gewesen und denke gar nicht daran, sich ein Gewissen aus irgend etwas zu machen — der Grund der Vertagung liege in der Menge zusammenter Deutscher, von denen man vermuthe, daß sie die im Voraus „gefixte“ und abgemachte Freisprechung des Mörders nicht ruhig hinnehmen würden, und es sei beschlossen, so lange ein Hunderniß gegen den Beginn des Processes zu finden, bis die Deutschen es müde würden, der Gerichtsverhandlung beizuwohnen. Uns es war wunderbar, wie schnell diese letzte Angabe die Runde machte und Anklang fand, wie sie durch die Bestätigung von den verschiedensten Seiten über allen Zweifel festgestellt und in dem Durcheinandertreiben der erregten Masse durch eine Menge der bestimmtesten Einzelheiten ergänzt wurde. Bald begannen sich die Trinklocale zu füllen, abwechselnd ihren Menschenhunger wieder ausspeiend und einen neuen Strom aufnehmend. Die Aufregung fing sichtlich an zu steigen — aus dem Innern der Schenkzimmer klang das Schlagen der Fäuste auf die Tische, und außerhalb fielen Anfeindungen, trotzend wie das erste Wetterleuchten bei einem aufsteigenden Gewitter.

Da begann ein Haufen Menschen sich unter Geschrei aus einem der größeren Locale zu wälzen, und von dem Spectakel angezogen, begannen von allen Seiten neue Haufen sich heranzudrängen. Bald war die Hälfte des freien Raums vor dem Courthause mit einer dichten Menge gefüllt, und aus der Mitte verstärkten tauchte, von unsichtbaren Kräften gehoben, eine einzelne Gestalt auf, den verdrückten Hut aus dem rothen Gesichte nach dem Himmelszelte schiebend und die muskulösen Hände, welche bis über die Knöchel aus den engen Aermeln des schäbigen schwarzen Fracks ragten, weit von sich streckend.

„Gentlemen!“ begann er englisch, und eine tiefe Ruhe lagerte sich über die Masse, „Gentlemen, so viel ich verstehe, handelt es sich hier um eine deutsche Sache, aber ich scheue mich verdammt um nichts Anderes, als daß es eine gerechte Sache ist, und das ist sie!“ Ein einzelner jolender Beifallslaut wurde hörbar, dem aber, als sei er nur ein Signal gewesen, ein lauter Beifallsgeschrei vom Masse folgte.

„Ich sage, Gentlemen,“ fuhr der Redner fort, „es ist eine Sache, die das Volk selber in die Hand nehmen sollte; es handelt sich darum, ob der Reiche, nur weil er reich ist nach dem Advocaten, Zeugen und Jury bezahlen kann, nach Belieben einen Andern todtschlagen und frei ausgehen darf, während der Arme, der das nicht kann, hängen muß ohne Gnade — Gentlemen, ich habe den alten Vater des Gemordeten unter Ihnen gesehen, dem seine einzige Stütze geraubt ist. Ich habe von Ihnen gehört — und verdammt will ich sein, wenn Sie nicht gerade dem Dinge auf den Leib gingen, was wir jetzt brauchen — wollen Sie noch warten, bis der Mensch, der sein Verbrechen schon eingestanden hat, mit Hülfe seines Geldes sich auf und davon macht und Sie Alle betrogen sind? Eins will ich Ihnen nur noch sagen: Wäre dies nicht eine deutsche, sondern eine amerikanische Sache, so wäre schon längst gerichtet, was nothwendig ist, wenn das Volk die Gerechtigkeit gegen Reichthum und Bestechung selbst in die Hand nehmen muß!“

Der Redner tauchte nieder in die Menge, die einige Secunden unbeweglich in einer unheimlichen Stille verharrte. Dann ließ sich plötzlich eine einzelne Stimme hören: „Traun, holt ihn 'raus!“ und ein wirres hundertfältiges Geschrei folgte als Antwort. „Hängt ihn!“ klang es nun: „hängt ihn!“ brüllte es nach. Ein wildes Wogen kam unter die Masse, bis der wiederholte Ruf: „Nach der Jail!“* der Bewegung eine bestimmte Richtung gab.

Ein Stück die Straße hinauf stand ein ausschließlich von Amerikanern besuchtes Gasthaus, und dort saß schon seit dem frühen Morgen Mary in einem Hinterzimmer, der Zeit gewärtig, in welcher sie ihr Zeugniß ablegen sollte.

Sie war vor vierzehn Tagen von Major nach einer amerikanischen Farm gefolgt, entschlossen, sich gefaßt ihrem neuen Schicksale zu fügen, sei dies, welcher es wolle. Indessen schien es in der Familie, die sie jetzt aufgenommen, Niemandem einzufallen, ihr eine Arbeit anzumuthen, der sie sich nicht freiwillig unterzog. Sie sah sich völlig als Gast behandelt, nur daß die Freundlichkeit, welcher sie begegnete, eine so kalte und gemessene war, daß sie herauszufühlen meinte, sie werde hier nur dem Major zu Liebe als der nothwendige Zeuge verwahrt, und ihr Aufenthalt hier werde ebenfoleid ein Ende nehmen, als man sie nicht mehr brauche. Aber selbst dann wäre sie nicht schlimmer daran gewesen als vor dem Eintritte in das Haus, und so, ohne sich vorzeitigen Sorgen hinzugeben, hat sie in voller Freundlichkeit darum, sich nützlich machen zu dürfen, emsähnte ihrer Fertigkeit mit der Nadel und schien hier einen leicht zugänglichen Punkt bei Frau des Hauses getroffen zu haben. Sie erhielt eine Arbeit, wenn auch in einer Weise, als wolle man ihr nur den Willen thun. Als aber unter Mary's leichten Fingern die Stücke sich wie im Spielen zusammenfügten, als sie neue Beschäftigung verlangte und der heimlich prüfende Blick der Hausfrau auf die sauberste Arbeit gefallen war, begann das Gesicht der alten Lady einen wärmern Ausdruck zu gewinnen. Die Tochter des Hauses, kaum viel jünger als Mary, obgleich sie noch eine Schule in der Nachbarschaft besuchte, setzte sich am Nachmittage zu dem Gaste und leitete ein Gespräch ein, aus welchem auch bald die Mutter Theil nahm, nur Mary hatte, wohlthuend von der größeren Herzlichkeit berührt, auch Kurzem einzelne Theile ihrer Geschichte mitgetheilt, ohne daß sie es nur recht beabsichtigt. Noch keine Woche hatte sie im Hause verbracht, als sich auch nach und nach unter den sämmtlichen Familiengliedern eine deutlich erkennbare Theilnahme für den jungen Gast geltend machte, und ein vertraulicherer Ton sich gegen sie herausbildete; wie absichtlich aber wurde niemals des gefangenen James erwähnt, oder auch nur der Name desselben genannt, und Mary selbst, so oft sie

* Das Gefängniß.

Digitized by Google

Weise und Lessing bei der Neuberin.

auch an ihn dachte — und je näher der Tag der Gerichtssitzung kam, um so öfter — fühlte instinctmäßig, daß hier ein Punkt war, den sie nicht berühren durfte; eine Ahnung des Grundes aber sollte ihr in der zweiten Woche werden.

Da kam der Major angefahren und mit ihm ein junger magerer Mann im schwarzen Frack, mit siechenden Vaterwörtern, buschigem dunklem Haare und klug blickenden Augen. Der Hauswirth empfing sie und führte sie nach dem Vorderzimmer, wo Mary bei einer feinen Näherei saß und bei dem Eintritte der Gäste die Stube verlassen wollte; der Major aber rief ihr zu, zu bleiben, sie hätten mit ihr zu reden. „Und wenn Sie, Nachbar," wandte er sich an den Farmer, „eine Viertelstunde abbringen können, so thun Sie mir den Gefallen, uns Ihre Gesellschaft zu schenken; es liegt mir daran, Jemand zum Zeugen zu haben, daß nicht auf unrechte Weise auf das Mädchen eingewirkt wird!"

In Mary's Ohr klang wieder derselbe nachlässige Ton in Bezug auf sie, welcher sie schon bei ihrem ersten Zusammentreffen mit dem Major verletzt hatte; er that ihr aber heute, in Gegenwart der Uebrigen, noch weher. Sie sah groß und ernst auf und begegnete dem Auge des alten Osborne; dieser aber schien ihren Blick nicht einmal zu bemerken. „Well, Sir, ich denke, wir gehen gleich an's Werk," wandte er sich an seinen jungen Begleiter, „stellen Sie Ihre Fragen an das Mädchen, und Sie werden ja dann selbst hören."

„Einen Augenblick, Mr. Osborne," sagte sie mit ruhigem Ernste, „wollen Sie mir nicht erst sagen, wer der Gentleman ist, und was von mir verlangt wird? Ich glaube doch diese gewöhnliche Rücksicht zu verdienen!"

Der Major bot die zusammengezogenen Augen nach ihr, und um seinen Mund zuckte es wie eine herbe Erweiterung, der er nicht gleich Worte zu geben wisse; sein Begleiter aber, dessen Blick schon seit seinem Eintritte Mary's ganze Erscheinung umfaßt hatte, nickte wie in stiller Befriedigung und sagte mit einem höflichen Lächeln: „Erlauben Sie, Miß, daß ich mich Ihnen selbst vorstelle und Sie zugleich versichere, daß Sie Alles, was Sie jetzt vielleicht betrüben mag, schnell klar sehen sollen. Ich bin der Vertheidiger des jungen Mr. Osborne und möchte wissen, wie weit ich auf Ihr Zeugniß fußen kann, außerdem aber mir noch einige andere nöthige Fragen erlauben!"

Mary neigte leicht den Kopf. „Es ist Alles recht," erwiderte

Digitized by Google

sie, „es gibt mir aber noch keinen Aufschluß, warum Major Osborne mir in einer Weise entgegentritt, wie er es mit keiner andern jungen Lady, und wäre sie noch so arm, thun würde. Ich stehe so ganz allein, daß mich jede, grundlose Unfreundlichkeit doppelt schmerzen muß —"

„Es ist gut, ich werde ganz klar und offen zu Ihnen reden, da Sie das zu verlangen scheinen," fiel ihr der Major in's Wort, ohne seine Miene zu ändern, „lassen Sie uns aber zuerst die Hauptsache abmachen, und antworten Sie auf die Fragen des Gentleman hier!"

Er zog einen Stuhl herbei und setzte sich breit nieder; ihm folgte der Hauswirth, welcher mit sichtlichem Interesse der kurzen Scene beigewohnt; der Advocat aber machte erst von einem Stuhle Gebrauch, als auf einen höflichen Wink seinerseits Mary ihren Platz eingenommen hatte. Das Märchen ward aufgefordert, die Vorgänge, welche den Mord herbeigeführt, zu erzählen; sie that es in klarer Kürze, und der Advocat nickte beifällig.

„Jetzt, Miß, komme ich zu einem andern Punkte," fuhr der Letztere fort. „Es wird wahrscheinlich Alles angewandt werden, um Ihr Zeugniß zu verdächtigen; so werden Sie gefragt werden, ob Sie sich nicht einen Grund für diesen so plötzlichen und seltsamen Angriff des Heinrich Kreuzer denken können, ob Sie nicht in einem nähern Verhältnisse zu James Osborne gestanden, durch welches der Verunglückte bei seinem Zusammentreffen mit Ihnen Beiden als Ihr brüderlicher Ehrenwächter hat auftreten müssen? — und um mein Verhalten für alle Fälle regeln zu können, möchte ich Sie bitten, mir vollkommen wahr die Art Ihrer Bekanntschaft mit James Osborne anzugeben — das Verschweigen irgend eines bedeutenderen Umstandes, der während der Gerichtsverhandlungen zum Vorschein käme und auf den ich nicht vorbereitet wäre, könnte das Verderben des jungen Mannes werden, während eine rückhaltslose Offenheit jetzt mir die Macht geben würde, alle unglücklichen Fragen von Ihnen abzuhalten."

(Schluß folgt.)

Lessing und die Komödiantenprincipalin.

(Mit Abbildung.)

Spät und langsam — langsamer und später als bei den andern Culturvölkern — entwickelte sich in Deutschland das Drama und die Schauspielkunst. Während, von Italien zu schweigen, Frankreich bereits die Dichtungen Corneille's und Racine's, sowie die unvergleichlichen Lustspiele Molière's besaß; während Shakespeare seiner Nation bereits jene Stücke geschenkt hatte, die, wie Wilhelm Meister sagt, „ein Werk eines himmlischen Genius zu sein scheinen, ja die eigentlich gar keine Gedichte sind, denen man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals selbst zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegten Lebens sauset und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert" — hatte Deutschland bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zwar auch sogenannte Theaterstücke (Gottsched hat die Titel einer großen Anzahl derselben verzeichnet), aber sie konnten sich mit denen der Nachbarländer nicht im Entferntesten messen.

Allerdings hatte es vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland eine zum Theil sehr ausgebildete Volksbühne gegeben. Leute aus dem Volke waren da die Schauspieler, und Schauspieler dichteten die Stücke. In Nürnberg hatte die Zunft der Meistersänger schon 1550 das erste deutsche Schauspielhaus, und Augsburg folgte diesem Beispiele bald nach. Diese Häuser waren indeß nur für den Sommer und für gutes Wetter eingerichtet. Nur die Bühne war bedacht, der Zuschauerraum blieb unbedeckt. Auch an Decorationen und anderen Apparaten scheint es ganz gefehlt zu haben. In dem langen grauenvollen Kriege erst, der in Deutschland so Vieles zerstörte und auch die deutsche Volksbühne vernichtete, bildeten sich Truppen von Komödianten von Profession.

Diese Komödiantenbanden konnten sich in Deutschland leicht rekrutiren (bemerkt Ed. Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst). Knaben, Jünglinge und Männer waren durch die Schul-, Universitäts- und Bürgerlaufbahn gehetzt, Lust und Talent erweckt, und so fehlte es denn nicht, daß schon in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts die Wandertruppen sich ansehnlich vermehrt und vervielfacht hatten. Vornehmlich war es die akademische Jugend, die sich, gelockt von dem Beifalle, den sie an Höfen und in Städten fand, gereizt von dem Anscheine eines, fesselnden poetischen Wanderlebens und dem Zauber der Bühnenthätigkeit, diesen Truppen am schnellsten anschloß. Waren doch die Studenten schon gelöst, hatte doch das herumziehende Leben für sie nichts Entwürdigendes, denn die „fahrenden Schüler" bildeten einen von der Gesellschaft anerkannten Stand. Ja, war es nicht dem eigenthümlichen deutschen Studentenwesen, das sich in phantastischen Zuständen von dem gewöhnlichen Leben absonderte, tiefe, ganz und gar angemessen, diese poetisch sisirte Welt im Bühnenleben zu suchen? Gewiß kann es nicht auffallen, daß die am meisten belaunt gewordenen Truppen des siebzehnten Jahrhunderts fast ganz aus Studenten bestanden. Sie wurden von Principalen geführt, welche Besitzer des theatralischen Apparates und Inhaber der nöthigen Privilegien waren, die Thätigkeit im Allgemeinen regelten und deshalb auch Komödiantenmeister genannt wurden. Aber der frische, kecke Sinn der Studententruppen, die, wenn auch roh, doch einen gewissen Schwung sich bewahrten, erhielt sich nicht lange, und die deutschen Komödianten sanken von Stufe zu Stufe tiefer, so daß sie ganz gleich mit Springern, Gauklern und Marktschreiern standen und sich nur aus zusammengelaufenen Leuten allerlei Art rekrutirten, die höchstens ein pedantischer Handwerksgeist zusammenhielt. Zunftgruß und Spruch galt unter ihnen wie bei den Handwerkern, zum Theil bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Nach den streng gesonderten Rollenfächern ließ sich Jeder tituliren, z. B. Herr Königsagent, Herr Tyrannenagent, Herr Harlekin. Alles gibt nach der Tradition, welche ihm selbst noch nahe lag, folgende Schilderung: „Den tragischen Helden mußte der zweite Held zuerst grüßen. Die, welche nur Bertraute spielten, mußten das Haupt entblößen, sowie der erste Held oder Tyrannenspieler sich sehen ließ. An öffentlichen Orten durften die kleinen Lichter den großen sich erst auf herablassende Einladung nähern. Ein Neuling konnte nur durch Dienstjahre das Recht erlangen, in Gegenwart älterer Mitglieder bedeckt zu erscheinen. Ein Wort über das Spiel der Letztern war für ein Zeichen von Wahnwitz gehalten, und der Tadel eines Stückes galt für ein Verbrechen, das mit Ausstoßung bestraft wurde." Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in die Schauspielerzunft geschah unter der größten Umständlichkeit. Bestand er, so richtete der Principal die Frage an den Neuling: „Ist der Herr eines Paares schwarzsammtner Beinkleider mächtig?" Nur wenn er die Frage zu bejahen vermochte, konnte die Aufnahme wirklich erfolgen. Das Oberhaupt der Bande allein durfte eine mit Gold besetzte Scharlachweste tragen, welche Permissionsweste hieß, weil sie den Besitzer der Privilegien bezeichnete. Jüngere Mitglieder strebten zunächst nach einem Tressenhut, und ihre höchsten Wünsche waren erfüllt, wenn sie Atlasbeinkleider in Rosa oder Carmesin zu tragen vermochten.

Der gewöhnliche Decorationsbestand war: ein Wald, ein Saal und eine Bauernstube, die zusammen für Alles ausreichen mußten. Was das Costüm anlangt, so hatte man romanische und türkische Kleider für die vorzeitlichen und asiatischen Dramen, während alle mittelalterlichen Stücke in einer phantastischen Tracht gespielt wurden, welcher die damals moderne Kleidung zu Grunde lag. Dieser Tracht durfte bei den Männern ein gekräftes und bestittertes Röckchen nicht fehlen, sowie auf der gepuderten Frisur ein Helm mit einem Walde gewaltiger Federn. Die Damen beheilten unter allen Umständen ihre Frisur, die sie mit Schmuck, Federn und Blumen überladen, verzierten aber ihre ungeheuren modernen Reifröcke in einer Weise, die sie, je nie es paßte, für komisch, türkisch oder mittelalterlich absagaben. So confessionirt aber haben wir uns die Behandlung des Costüms dieser Wandertruppen nicht einmal zu denken. Meistentheils ließ es bei ihnen nur auf einen baroden Anspuh der täglichen Kleidung hinaus. Bei dem weiblichen Anzug ward mit Federn, Schleiern, Aleberwürfen und Besätzen viel gekräftet, und die Buden-Komödiantinnen unterließen nicht sich mit Plunder und Fetzen aller Art und einem verschwenderischen Aufwande von

Digitized by Google

Goldpapier zu bedecken. Selbst bei den bessern Truppen scheint eine Ueberladung mit Putz herrschend gewesen zu sein. Die Markgräfin von Bayreuth hat für überirdische Toilette immer den Anspruch: „sie sah aus wie eine deutsche Komödiantin.“ Bekennt man nun, daß die damalige Rococotracht an sich schon die überladenste war, die es jemals gegeben hat, so können wir uns eine Vorstellung davon machen, wie die deutschen Komödiantinnen ausgesehen haben mögen. Bei dem männlichen Personale blieben namentlich die Unterkleider der herrschenden Mode unantastbar, und darum war allerdings der Besitz schwarzer Sammetbeinkleider für jeden Schauspieler eine Sache von Bedeutung. Mochten römische, assyrische oder mittelalterliche Helden vorgestellt werden, es hatte allemal sein Bewenden mit den kurzen Sammethosen, den weißen Strümpfen und den Schnallenschuhen. Auch der bereitschaftige Rock und die lange Weste jener Zeit blieben den europäischen Helden aller Zeiten; eine Schärpe darüber, ein Königsmantel um die Schultern vermochten schon viel anzudeuten, und die gepuderte Allongeperrücke, unantastbar unter allen Umständen wie die Sammetbeinkleider, machte sich nicht weniger stattlich unter dem Helme, wie unter dem Federhut. Selbst dem Turbane bequemte sie sich, wenn nur sonst für die orientalischen Stücke fremdartige Oberkleider dazu kamen. Die ersten griechischen und assyrischen Helden gelangten wohl auch zu dem Panzerkleide mit dem bestierten Reifröcchen und einem federbeladenen Helme; die Schauspieler zweiten Ranges aber mußten freilich zu dem goldpapiernen Behelfe greifen.

Am Schlusse dieser flüchtigen Skizze sehe hier noch eine Schilderung, die Eckhof gab, der Vater der deutschen Schauspielkunst, welcher den traurigen Zustand der damaligen dramatischen Kunst in Deutschland noch aus eigener Anschauung und Erfahrung kannte, aber auch den Beginn einer bessern Zeit erlebte: „Herumreisende Gauklertruppen, die durch ganz Deutschland von einem Jahrmarkte zum andern laufen, kaiserlichen den Pöbel durch niederträchtige Possen. Der Hauptfehler des deutschen Theaters war der Mangel an guten Stücken; die, welche man aufführte, waren gleich lächerlich vor dem Plane als nach der Darstellung. Eine Komödie, welche man überall am häufigsten spielte, hieß „Adam und Eva, oder der Fall der ersten Menschen“. Sie ist noch nicht völlig verbannt, und ich erinnere mich, daß ich sie in Straßburg habe aufführen sehen. Da sah man denn eine dicke Eva, deren Körper mit schlechter fleischfarbener Leinwand bedeckt war und der man einen kleinen Gürtel von Feigenblättern um den Hauf geleimt hatte. Der gute Adam erschien ebenso lächerlich gekleidet. Gott Vater aber in einem alten Schlafrocke, mit mächtiger Perrücke und einem langen weißen Barte. Die Teufel stellten die Lustigmacher vor. Ein anderer Fehler der alten deutschen Stücke und zwar der meisten ist, daß sie nicht durchgängig niedergeschrieben sind. Die Komödianten besitzen vielmehr gemeinschaftlich nur den Entwurf davon und spielen Alles aus dem Stegreife. Hanswurst vor allen findet da ein Feld, seinen Einfällen freien Lauf zu lassen. Im Uebrigen war Alles widerwärtig: eine schlechte breiteene Bude diente zum Komödienhause; die Verzierungen darin waren jämmerlich; die Acteurs, die in Lumpen gehüllt waren und confiscirte alte Perrücken aufhatten, sahen aus wie in Helden verkleidete Miethkutscher; mit einem Worte, die Komödie war ein Gegenstand nur für den Pöbel. Mitten in dieser Barbarei,“ setzt Eckhof hinzu, „mags eine liebenswürdige Frau den Vorsatz gefaßt haben, das deutsche Theater zu reinigen und ihm eine vernünftige Form zu geben.“ Von Sachsen sollte die Reformation auch der Bühne zugehen, und zwar merkwürdiger Weise durch einen Pedanten und eine Frau — durch Gottsched und die Neuberin. Der Erste entsetzte sich über die liederliche Zügellosigkeit, die in den Stücken herrschte und die er zu beseitigen strebte, während die Zweite Geschmack und Decenz wiederherzustellen sich bemühte. In Leipzig stand die Wiege der neuen deutschen Schauspielkunst.

Friederike Karoline Weißenborn war zu Reichenbach im Voigtlande 1692 (oder nach der gewöhnlichen Angabe 1700) geboren, die Tochter eines Dotzenten beider Rechte und erhielt jedenfalls eine Bildung, welche die des weiblichen Geschlechts in jener Zeit weit übertraf. Diese ungewöhnliche Bildung, verbunden mit lebhafter Phantasie, hob sie über viele Vorurtheile hinweg, die ihren Neigungen sich entgegenstellten, während ihre energische Leidenschaftlichkeit sie zunächst in vielfache Conflicte mit ihrem verwittweten, kränklichen und grämlichen Vater brachte, der sich später als Advocat in Zwickau niedergelassen hatte. Leider ist ihre Jugendgeschichte ganz unbekannt, so daß man nicht weiß, wie der Beruf für die Bühne bei dem gebildeten Mädchen aus angesehener Familie sich kundgegeben hat, und welche Kämpfe sie bestehen mußte. Erzählt wird, daß sie hoch in den Zwanzigen stand, als sie einen besonders heftigen Auftritt mit ihrem Vater hatte, der, von Podagraschmerzen gereizt, die Thür verriegelt haben soll, um der unsinnigen, heftigen Tochter eine körperliche Züchtigung angedeihen zu lassen. Aber entschlossen sei das Mädchen durch das Fenster entsprungen und nur durch eine Gartenhecke vor einem tödlichen Falle bewahrt worden. Sie liebte einen jungen Mann aus Zwickau, Johann Neuber; mit ihm verließ sie die Heimath, um sich einer Komödiantengesellschaft anzuschließen, welche in Weißenfels spielte. Sie war von bewundernswürdig schönem Wuchs und Gliederbau, blond, mit regelmäßigen Zügen und seidenschaftlichem Ausdruck, allen Angaben nach in vielfacher Hinsicht körperlich und geistig der großen Schröder-Devrient ähnlich. Natürlich wurde sie bald die Frau Neuber's, der ein fleißiger und verständiger Mensch war, aber keinen Funken von Geist besaß und zeitlebens ein schlechter Schauspieler blieb. Die Frau dagegen that sich bald vor allen ihren Genossen hervor, zumal sie Gelegenheit fand, in Dresden, Braunschweig und Hannover französische Schauspieler zu sehen, denen sie, zuerst unter allen Deutschen, die feierliche Grazie der tragischen Declamation und den Vortrag der Alexandriner ablernte. In der Komödie und in den Stegreifpossen zeigte sie Geist, Gewandtheit und humoristischen Uebermuth. Besonders gern spielte sie in Männerrollen, und wenn sie als flotter Student auftrat, erregte sie jedesmal stürmischen Beifall.

In der Osternesse 1727 erschien sie mit einer Gesellschaft zum ersten Male in Leipzig, und Gottsched, der sich schon mehrere Jahre die Ausbildung der deutschen Sprache und Dichtkunst hatte angelegen sein lassen, glaubte mit Hülfe der ausgezeichneten Schauspielerin seine Pläne sehr wirksam fördern zu können. Die Aufgabe, die er sich stellte und in welche die Neuber bereitwillig und energisch einging, war freilich eine riesengroße und so schwierige, wie wir sie uns jetzt kaum ausreichend vorstellen können. Es handelte sich um nichts Geringeres, als von der Regellosigkeit und der bunten Willkür der damaligen deutschen Schauspiele zu dem steifen Regelzwang der französischen Dramen und Tragödien, also aus einem Extrem zu dem andern überzugehen, und nicht nur das Publicum, welches an das erste gewöhnt und mit demselben zufrieden war, für das zweite zu gewinnen, sondern auch Schauspieler dafür auszubilden. Der Letztern mußte für geeignete Stücke gesorgt werden, an denen es so gut als ganz fehlte. Selbstschaffende Talente gab es nicht, man überspeste also fleißig, namentlich französische Tragödien und Komödien, freilich in einer so steifen Ungeschicklichkeit, daß man jetzt kaum begreift, wie das damalige Publicum solches Deutsch und solche Verse anhören konnte. So fleißig aber auch die Freunde Gottsched's waren, so konnten sie doch nicht schnell genug ein allen Anforderungen genügendes Repertoir zusammenbringen, so daß die Schauspieler, um nur ihre Existenz zu sichern, auch gelegentlich wieder Vorstellungen mit allerlei Possen geben mußten. Und das war nicht ihre einzige Noth, wie man aus einem Briefe ersennt, den Neuber an Gottsched aus Nürnberg schrieb und in dem er erzählt: „Bei den Meisten habe es im Anfange gar nichts heißen wollen, wenn gesagt wurde: eine Komödie von unter Versen.“ Indessen gewonnte er doch auch bald berichten: „Unsere Komödien und Tragödien haben noch so ziemlich Zuschauer. Die Mühe, die zur Verbesserung des Geschmacks angewendet wird, scheint doch nicht gar vergebens zu sein. Es finden sich verschiedene bekehrte Herzen. Leute, denen man es fast nicht hätte zutrauen sollen, sind Liebhaber der Poesie geworden und Viele finden an den ordentlich gelegten Stücken gutes Belieben.“

„Das allerwichtigste Resultat,“ sagt Devrient, „der Neuber'schen Bestrebungen und des Gottsched'schen Einflusses war, daß die ersten bestimmten künstlerischen Grundsätze, daß Regeln und Mustergültigkeit in die Schauspielkunst kam und dadurch eine Uebereinstimmung, ein Styl, kurz die erste Schule, die man wenn die Leipziger nennt, sowie daß literarischer Einfluß auf die Bühne endlich wieder sich geltend machen konnte.“

Das Glück freilich begünstigte die Neuber in ihrer Unternehmung nicht, aber den muthige Frau ließ sich nicht abhalten, auf dem für richtig erkannten Wege fortzuschreiten, ja sie entschloß sich, durch eine öffentliche Kundgebung der Welt zu zeigen, daß an eine Umkehr nicht zu denken sei. Gottsched, dem die Ab-

Digitized by Google

schaffung der Stegreifstücke zu langsam ging, hielt die lustige Person, den Hanswurst, für den Mittelpunkt des ganzen alten Komödiantenwesens und war der Meinung, daß sie die Bühne nur nie mit der Vertreibung des Spaßmachers von derselben enden werde. Die Neuber war auch darin mit ihm einverstanden und so nahm sie sich vor, den wichtigen Schritt unter einer feierlichen theatralischen Demonstration zu thun.

Es war in der Michaelismesse (im October) 1737, in ihrer Theaterbude vor Besens Garten der jetzigen Königsstraße zu Leipzig, als sie ein von ihr selbst verfaßtes kleines Stück aufführen ließ, in welchem dem Hanswurst wegen seines theatralischen Unfugs der Proceß in aller Form gemacht, dann eine Puppe in dem buntfarbigen Hanswurstkleide auf einem Scheiterhaufen feierlich verbrannt und sein Name für immer von der Bühne verbannt wurde. Damit übernahm die Neuber zugleich die moralische Verpflichtung, den Hanswurst auf ihrer Bühne nie wieder erscheinen zu lassen, und sie hat getreulich Wort gehalten. Somit war aber auch der Anfang gemacht zur Beseitigung aller herkömmlichen stehender Masken, welche die Bühne beherrschten, und zugleich die Möglichkeit gegeben, dem frischen vollen Leben der Wirklichkeit Eingang zu verschaffen.

So groß nun, so bedeutungsvoll und ruhmreich alles dies für die ausgezeichnete Frau war, so ist doch das Wichtigste aus ihrem Leben noch zu erwähnen: die Neuberin war es auch, welche den großen Mann in das theatralische Leben einführen sollte, den das Schicksal ausersehen hatte, der eigentliche Begründer der deutschen Literatur und der deutschen Bühne zu werden, und beide ungertrennlich mit einander zu verbinden — Gotthold Ephraim Lessing.

Als siebenzehnjähriger Student war Lessing — am 20. September 1746 — nach Leipzig gekommen, ein schlanker, aber kräftiger Jüngling mit regelmäßigen Zügen, geistvollen, blitzenden, lachenden Augen und einem Munde, der kecke frische Lebenslust ausdrückte und um den Anmuth und Schalkhaftigkeit spielten.

Er bezog — was auf sein ganzes Leben entscheidend einwirkte — eine Universität, wo man, wie er selbst in der Lebensbeschreibung eines seiner Freunde sagt, nichts so zeitig lernte als — ein Schriftsteller zu werden. Und es wurde nicht nur ein Schriftsteller aus ihm, er brachte den Schriftstellerstand zu Ehren. In Leipzig herrschte damals unter den jungen Leuten ein sehr reges geistiges Leben. Gottsched's literarische Betriebsamkeit nicht nur zog einen Kreis junger Männer an; es rührten sich bereits in seiner Nähe Gegner, die seine pedantische Geschmackstyrannei zu bekämpfen anfingen und sich zu diesem Zwecke eng an einander schlossen. So die Gesellschaft, welche die „Bremer Beiträge" herausgab und zu der Klopstock, welcher wenige Monate vor Lessing nach Leipzig gekommen war, Zacharia, der Verfasser des „Renommisten", Cramer und die beiden Schlegel gehörten. Ferner der Kreis, der sich um den damals ebenfalls noch jugendlichen, durch seine beißenden Epigramme bekannten Professor Kästner sammelte, welcher mathematische und philosophische Vorträge hielt. Gottsched konnte seiner Natur nach Lessing unmöglich zusagen; die Gesellschaft der „Bremer Beiträger", wie sie hieß, war ihm als Anstalt zu gegenseitiger Beräucherung zuwider, dagegen sprach ihn der geistreiche, scharf denkende, mathematisch gebildete Kästner an, dem er sich denn vorzugsweise anschloß und bei dem er einen genossen Mylius kennen lernte, der bereits eine populär-naturwissenschaftliche Zeitschrift, „der Naturforscher", herausgab, für das Theater kleine Stücke geschrieben hatte, mit Schauspielern viel verkehrte und auch seinen jungen Freund in die Gesellschaft derselben einführte. Lessing besuchte in der That nicht nur die Vorstellungen der Neuber'schen Truppe sehr fleißig, sondern machte auch bald Besuche hinter den Coulissen, besonders da eine junge Schauspielerin, die Lorenz, ihn Herz gewann, um deren willen er beinahe selbst die Bretter betreten hätte. Die Berliebe für das Theater führte ihn ferner mit Christian Felix Weiße zusammen, der später durch seinen Kinderfreund sich so berühmt machen sollte und auf der Schule schon ein Lustspiel entworfen hatte. Da nun Beide nichts weniger als Ueberfluß an Geld besaßen, so übersetzten sie in Gemeinschaft verschiedene französische Stücke, welche die Neuberin aufführen ließ und den jungen Autoren mit einem Freibillet lohnte. Diese Beschäftigung Lessing's mit dem Theater sagte freilich Manchen nicht zu, namentlich seinem Studienfreunde Jos. Fr. Fischer, der später Rector der Thomasschule in Leipzig wurde und dem bekannten Rochlitz, als derselbe von der Schule abging, seinen ehemaligen Jugendfreund in einer rennenden Rede als warnendes Beispiel vorführte. Rochlitz hatte nämlich in dem schrecklichen Verdacht gestanden, deutsche Bücher zu lesen und sogar deutsche Gedichte zu machen, und der Rector sagte zu ihm: „Laß Er sich retten vom Verderben, denn dahin führt's doch, und das dauert mich; er mehr, weil ich bei solchen Vergehungen allemal an ein Exempel denken muß, an ein Exempel aus meiner Jugend, das mir noch heute durch die Seele geht. Wie ich nämlich von Coburg hierher auf die Universität kam, da zog ich mit Einem zusammen, der guter Leute Kind war, ein Breslgerssohn aus der Lausitz. Wir wohnten in der Burgstraße drüben in der alten Baderei. Was hatte Gott dem Menschen für Gaben verliehen! Wie konnte der Griechisch und Lateinisch! Was hätte aus dem werden können! Aber er hatte auch so einen Hang. Er hatte schon vorher viel deutsch gelesen, nun gewöhnte er sich auch deutsch zu schreiben und machte deutsche Verse. Nun ging's immer weiter und war kein Halten mehr. Er war mein bester Freund, er war mein einziger auf der ganzen Universität, aber — ich zog von ihm, denn ich konnt's nicht mit ansehen. Er sing sogar an Komödien zu schreiben. Und nun — nun wurde er nach und nach — ach! ich mag's gar nicht sagen! Frag' Er nur die Leute, die's verstehen. Der Kerl hieß — Lessing."

Die Beranlassung, die Lessing vermocht haben soll, ein eigenes Stück auf die Bühne zu bringen, erzählt man in folgender Weise: Es hatte ein Stück aus der Gottsched'schen Schule sehr gefallen oder war doch wenigstens häufig gerühmt worden. Nur der junge Lessing wußte viel daran auszusetzen. Da entgegnete man ihm, wie gewöhnlich, tadeln sei leicher als besser machen, und forderte Lessing zu dem Unwurf eines Lustspiels vor, an dem er bereits auf der Schule in Meißen gearbeitet hatte, vollendete dasselbe, legte das Stück dem Professor Kästner vor, ging es mit seinen Freunden Mylius und Weiße durch und begab sich dann mit dem Letztern zu seiner Gönnerin, der Principalin Neuber, um es auch ihr vorzulegen und ihr Urtheil einzuholen. Die erfahrene Frau erkannte sofort in dem Dichter des „jungen Gelehrten" — denn dieses Erstlingswerk Lessing's war es — den ungewöhnlich begabten Geist. Sie begrüßte ihn als theatralisches Genie und nannte ihn prophetisch die aufgehende Sonne der Nationalbühne. Diese Scene ist es, welche unser Künstler im vorstehenden Bilde dargestellt hat. Im Januar des Jahres 1748 wurde das Stück in Leipzig zum ersten Male aufgeführt und es fand mit Recht den größten Beifall. War es doch neu — und man bedenke, daß der Dichter erst neunzehn Jahre zählte! — das erste echt deutsche Lustspiel, ein Bild aus dem frischen Leben, mit scharfgezeichneten, treu durchgeführten Charakteren und einem geistvollen, pointirten Dialoge, wie man ihn bis dahin auf der Bühne nicht gehört hatte. Daß ihm noch Spuren der Zopfzeit anhingen, daß es Mängel mancher Art hat, wer wollte es leugnen? Gewiß und unbestritten ist es aber das erste moderne deutsche Lustspiel, das allen nachfolgenden die Bahn vorgezeichnet hat.

Dem Dichter sollte indeß der glänzende Sieg zunächst sehr bittere Früchte tragen. Seine Eltern hatten schon von seinem Theaterbesuche, ja von seinem Umgange mit Komödianten gehört und sie kamen in große Besorgniß um das körperliche und Seelenheil des Sohnes, den sie am liebsten so bald als möglich auf der Kanzel gesehen hätten. Um sich von der Wahrheit oder Unwahrheit der Gerüchte zu überzeugen, gaben sie einem die Leipziger Neujahrsmesse von 1748 besuchenden Kamenzer Kaufmann einen Weihnachtsbrief an ihren Ephraim, aber auch die Weisung mit, sich über dessen Leben genau zu unterrichten und ihnen Bericht zu erstatten. Der gute Mann mußte nun allerdings melden, daß der junge Lessing nicht nur eine Komödie geschrieben habe, nicht nur mit Komödianten umgehe, sondern sogar den ihm gesandten Weihnachtsstollen in Ausgelassenheit mit denselben verzehrt habe. Das war für die frommen Eltern zu viel. Der Vater ließ alsbald einen Brief abgehen, in dem er den Sohn aufforderte, augenblicklich nach Hause zu kommen. Lessing that es, blieb bis Ostern in der Heimath und söhnte sich mit den Eltern aus, wenn er auch nicht Prediger, nicht Professor geworden ist. Und daß er dies nicht geworden, ist ein Glück für Deutschland gewesen, das viel ausgezeichnete Prediger und Professoren, aber nur einen Lessing zählt.

Diezmann.

Digitized by Google

Rosenkreuzer und Illuminaten.

Eine kulturhistorische Skizze.

Von Max Ring.

Zu allen Zeiten hat es Männer gegeben, welche sich mit der Kunst beschäftigten, unedle Metalle in edle und besonders in Gold zu verwandeln, sowie das Leben künstlich zu verlängern. Es waren dies nicht immer Betrüger und Charlatane, sondern oft aufrichtige Schwärmer von tieferem Wissen, Naturphilosophen und Chemiker, wie Jakob Böhme und der geniale Paracelsus. Der dem Menschen angeborene Hang zum Wunderbaren, die Sehnsucht nach der verborgenen Geisterwelt offenbarte sich in ihren oft tiefsinnigen Schriften, in ihren mystischen Werken, die freilich nicht unsere heutige Kritik aushalten. Es schlte sogar nicht an fast glaubwürdig lautenden Berichten, daß es hier und da Einem wirklich geglückt sei, den „Stein der Weisen" zu entdecken, mit dem räthselhaften Jenseits in nähere Berührung zu treten. So erzählte man von dem berühmten Raimundus Lullius, daß er dem Könige Eduard dem Dritten von England in der Katharinenkirche von London so viel Gold machte, daß dieser sechs Millionen Nobelobel daraus schlagen ließ, um sie für einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu verwenden. Als die Johanniterritter auf der Insel Rhodus in Gefahr waren, von den Türken unter Mohammed dem Zweiten angegriffen und aus ihrem Besitzthum getrieben zu werden, soll der fromme und gelehrte Benedictiner Georg Stiglaus ihnen zur Ausrüstung hunderttausend Pfund Gold geschenkt haben, die der Mönch auf chemischem Wege gewonnen hatte. Derartige Geschichten fanden in einer wunderssüchtigen Zeit allgemeinen Glauben und wurden wesentlich durch den niedrigen Stand der Naturwissenschaften unterstützt.

Weit öfter aber erwiesen sich alle derartigen Angaben als absichtliche Täuschungen elender Betrüger, die ihre vorgebliche Kunst oft mit dem Tode büßten, wie jener unglückliche italienische Charlatan, den Friedrich der Erste von Preußen wegen seiner Betrügereien an einen vergoldeten Galgen hängen ließ. Nichtsdestoweniger tauchten von Zeit zu Zeit immer wieder derartige Abenteurer auf, die sogar unter sich eine geheime Brüderschaft der sogenannten „Rosenkreuzer" bildeten. Der Name selbst stammte aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts und von dem verdienstvollen Johann Valentin Andreä her, der unter dem Titel: „Christian Rosenkreuz' chymische Hochzeit" einen satirischen Roman schrieb, worin er gerade das Treiben der falschen Goldmacher geißeln wollte. So entstand mit der Zeit die Brüderschaft der „Rosenkreuzer", welche sich vorzugsweise mit dem Stein der Weisen und dem Lebenselixir beschäftigte und bald mit den schon vorhandenen Freimaurern in nähere Verbindung trat. Gewinnsucht und der Reiz des Geheimnißvollen führte dem Orden Mitglieder und Gläubige aus den höchsten Ständen zu, aber noch weit mehr Abenteurer und unreine Elemente, welche die Leichtgläubigkeit der Andern für ihre verschiedenen Zwecke ausbeuteten.

Dieses Unwesen erreichte seinen Höhepunkt im achtzehnten Jahrhunderte, das mit seiner gepriesenen Aufklärung einen hohen Grad von Aberglauben verband. Beide Extreme berührten sich in den Menschen jener Periode; die höheren Lebenskreise, von Genüssen aller Art erschöpft, geistig und moralisch vollkommen unterhöhlt, sehnten sich nach neuen Reizmitteln, um sich anzuspornen. Der scharfe, ätzende Geist, wie er vorzugsweise in den Schriften der französischen Encyklopädisten zum Vorschein kam, hatte alle bestehenden Verhältnisse angegriffen und zum Theil aufgelöst. Die Religion mit ihren Priestern und Gebräuchen war ein Gegenstand des Spottes geworden, das Familienleben durch die überhand genommene Unsittlichkeit in seinen Grundfesten erschüttert. Es gab nichts Heiliges auf Erden, keine Stütze mehr, die nicht untergraben war. Gegen diese allgemeine Auflösung machte sich nach und nach eine gewisse Reaction bemerkbar. Das auf Kosten des Verstandes unterdrückte Gemüth und die Phantasie behaupteten ihr Recht. Das Streben nach den Höheren und die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen tauchten nun so gewaltiger empor, je mehr sie sich bedroht fanden. Aber das vorhandene Geschlecht vermochte nicht, die reinen Elemente von den unreinen zu sondern, die wirklich bessere Richtung ohne beklagenswerthe Verirrungen und traurige Umwege zu verfolgen. Der neu erwachte Glaube führte zum Aberglauben, zum Pietismus und zur mystischen Schwärmerei. Ueberall entstanden geheime Verbindungen, pietistische Conventikel und Gesellschaften, welche von schlauen Betrügern für ihre besonderen Zwecke benutzt wurden. Berwegene Abenteurer, wie der berüchtigte Cagliostro, rühmten sich im Besitze großer Geheimnisse zu sein; sie speculirten auf die Leichtgläubigkeit der Menge, auf die Habsucht und Lebenslust der vornehmen Stände, denen sie unerschöpfliche Goldquellen und Verjüngung ihrer vergeudeten Lebenskraft vorspiegelten. Mit ihnen verbanden sich religiöse und politische Intriguanten, die ihre verschiedenen Zwecke unter diesem mystischen Deckmantel verfolgten und oft den größten Einfluß auf die ebenfalls leicht zu berückenden Fürsten ausübten. Geschickt wußten diese überall anfanchenden Abenteurers sich von einflußreichen und mächtigen Freimaurerorden zu stützen, indem sie den Brüdern durch ihre vorgeblich höheren Grade und tieferes Wissen imponirten. Häufig gelang es ihnen bei dem vorhandenen Dunkel über die eigentlichen Zwecke des Ordens, selbst die Eingeweihten zu täuschen, durch Stiftung neuer Systeme und Einführung von Reformen sich großes Ansehn zu verschaffen und eine oft unerklärliche Bedeutung zu gewinnen.

Meist standen diese Betrüger unter sich in Verbindung und unterstützten sich gegenseitig, zuweilen verfolgten sie entgegengesetzte Zwecke und bekämpften sich dann bis zur Vernichtung. Ohne es zu wissen, waren sie ebenso oft nur Werkzeuge in einer verborgenen Hand und dienten höheren Deren, meist verkappten Jesuiten, von denen sie nach Umständen benutzt wurden. Bald fanden sie geheime Beschützer, bald eben solche Feinde und Verfolger, sodaß sie hier im größten Glanze, dort im tiefsten Elende erschienen. Ihre Geschichte ist ein wunderbares Gewirre überraschender Abenteuer und Wechselfälle, wunderbarer Begebenheiten, häufig mit den großen Weltereignissen verflochten, aber leider noch immer nicht genügend aufgehellt. Wäre dies der Fall, so würde nicht nur manches psychologische, sondern auch politische Räthsel gelöst und der Schleier von mancher noch dunklen historischen Begebenheit gehoben sein.

Auch am preußischen Hofe und selbst schon unter der Regierung Friedrich's des Großen zeigten sich die Spuren einer solchen Reaction, die vorzugsweise von den „Rosenkreuzern" eifrig betrieben wurde. An ihrer Spitze standen der Major von Bischofswerder und der Lehrer der Staatswissenschaften, der bekannte Wöllner. Beide derüchtigte Männer gehörten zu den sogenannten „Erleuchteten" und benutzten ihren Einfluß auf das Gemüth des Thronfolgers, um ihn für den damaligen Pietismus zu gewinnen. Sein von Natur nur zu gutes und weiches Herz wurde vielfach von seiner Umgebung gemißbraucht, bei deren Auswahl er nicht mit der nöthigen Vorsicht verfuhr. Wie bei den meisten sinnlichen Naturen folgten auch bei ihm auf den höchsten Genuß Stunden der tiefsten Reue und moralischen Niedergeschlagenheit, wo er nur zu sehr der Stütze bedurfte. Diese glaubte er in jenem Pietismus zu finden, der zu allen Zeiten für blasirte Lebemänner einen besondern Reiz bietet. Aus den Armen des Vergnügens stürzte er in die des überirdischen Glaubens, bei dem er Trost und Vergebung zu finden hoffte; nach einer durchschwelgten Nacht empfand er um so lebhafter das Bedürfniß, sich wieder geistig zu erheben. So schwankte er fortwährend zwischen Genuß und Reue, zwischen Himmel und Erde, bald in feierlichem Rausche, bald in übersinnlichem Taumel schwelgend.

Von Bischofswerder und Wöllner geleitet, ließ auch er sich in den Freimaurerorden aufnehmen, und bald gehörte er zu dem engern Berein der Rosenkreuzer, angelockt von dem geheimnißvollen Wesen und den Mysterien dieser Gesellschaft, von der er nicht nur die Lösung so mancher Räthsel des Daseins, sondern auch verschiedene materielle Vortheile erwartete. Hoffte er auch nicht, den Stein der Weisen mit ihrer Hülfe aufzufinden, so traute er ihnen wenigstens die Macht zu, das Leben zu verlängern und durch ihre geheimen Kräfte die verlorenen Körperkräfte zu ersetzen. Sie bestärkten ihn in seinem Glauben durch allerhand Reizmittel, die wenigstens für kurze Zeit ihn in eine künstliche Aufregung versetzten. Noch weit wirksamer auf den Geist des Kronprinzen er-

Digitized by Google

wiesen sich jedoch die Geisterer scheinungen, die ihm Wöllner und die übrigen Rosenkreuzer von Zeit zu Zeit sehen ließen. Hierbei unterstützte Bischofswerder seinen Freund in höchst schlauer Weise, indem er die Rolle des bescheidenen Zweiflers übernahm. Wenn der bald und bald nun überzeugte Thronfolger seinem Vertrauten die eben erlebten Wunder mittheilte, so äußerte sich dieser selbst so vorsichtig als zurückhaltend darüber, indem er ihn vor Täuschung und Betrug mit anscheinender Ehrlichkeit warnte und zu einer genauen Untersuchung aufforderte. Durch dies treuherzige Wesen sicher gemacht, überzeug der Kronprinz gewöhnlich Bischofswerder die ganze Angelegenheit, der dann das nächste Mal an seiner Seite den Geisterbeschwörungen als ein scheinbar unparteiischer Zeuge beiwohnte und, schließlich selbst vollkommen bekehrt, dem doppelt betrogenen Fürsten bestimmte, daß es zwischen Himmel und Erde Dinge gibt, von denen unsere Schulphilosophie sich nichts träumen läßt.

Diese Geisterbeschwörungen selbst wurden durch geschickte Taschenspieler mit Hülfe von allerlei Maschinen, Beleuchtungsapparaten, Hohlspiegeln u. s. w. bewerkstelligt, wobei es hauptsächlich darauf ankam, den Zuschauer schon vorher durch den Genuß betäubender Getränke und durch narkotisches Räucherwerk in einen Zustand berauschender Ekstase zu versetzen. Die Rosenkreuzer verstanden diese Mittel mit großer Geschicklichkeit zu gebrauchen; sie tiefen den betrogenen Fürsten die Geister eines Leibnitz, Cäsar's und seines eigenen früh verstorbenen Sohnes, des neunjährigen Grafen von der Mark, sehen. Ein gutes Portrait, Perrücke und Schminke genügten für sie, jede beliebige Erscheinung hervorzubringen und sich dadurch ihren Einfluß auf den leichtgläubigen Prinzen für immer zu sichern. Von seiner Seite lag aber selbst diesen Verirrungen gewissermaßen noch immer ein edleres Motiv zu Grunde, da er mit Hülfe der Geisterwelt sich für seinen hohen Beruf vorbereiten wollte. Er hielt Menschenkenntniß mit Recht für eine der nothwendigsten Eigenschaften eines Regenten und glaubte sich diese Eigenschaft mit Hülfe der Rosenkreuzer und ihrer geheimen Wissenschaft zu verschaffen. So wurde seine ursprünglich bessere Natur zugleich durch Sinnlichkeit und Herzensgüte, durch seine Tugenden nicht minder wie durch seine Schwächen verführt und verstrickt, ein Spielball in den Händen einer Partei, welche in Bezug auf Absicht und Mittel eine große Aehnlichkeit mit unseren heutigen Pietisten hatte. Jene Männer haßten nicht minder als ihre jetzigen Nachfolger die Freiheit auf politischem, die Duldung auf religiösem Gebiete, sie wollten herrschen um jeden Preis und das preußische Volk in seiner fortschreitenden Entwickelung mit Gewalt zurückhalten. Auch sie lehrten „die Unfehrbarkeit der Wissenschaft", auch sie griffen zum Gewissenszwang, zur Glaubensfolter und zur Inquisition, um ihre eigenen beschränkten Grundsätze dem Lande aufzudrängen, auch sie legten die Art an den Jugendunterricht und die Lehrfreiheit, die sie mit Recht als die größten Stützen des Fortschritts haßten und verfolgten. Zu Friedrich dem Großen, dem Schöpfer der preußischen Monarchie, dem Denker und dem Philosophen auf dem Throne, erblickten sie ihren größten Feind, und ihr ganzes Streben war instinctmäßig nur darauf gerichtet, seine Regierungsgrundsätze zu untergraben, sein Werk zu vernichten, sein Andenken zu beschimpfen.

In der That glückte es ihnen, den Kronprinzen den Thronsessel für ihre Pläne zu gewinnen. Abgesehen von seiner natürlichen Hinneigung zum Mysticismus, bot ihnen schon der Widerspruch, in dem er, wie jeder Kronprinz, zu dem regierenden Könige stand, eine willkommene Handhabe. Es fiel ihnen nicht schwer, durch ihre Zwischenträgerei seine Oppositionslust zu befördern und den bereits vorhandenen Zwiespalt bis zum offenen Bruche zu treiben. Eben so leicht wurde es ihnen, ihn zu ihrer Anschauung zu verführen und ein ganz entgegengesetztes Regierungssystem ihm allmählich beizubringen. Sie gebrauchten alle ihnen zu Gebote stehenden erlaubten und unerlaubten Mittel, um ihn von der Nothwendigkeit zu überzeugen, vorzugsweise auf dem religiösen Gebiete einen entschieden abweichenden Weg einzuschlagen, indem sie sein leicht zugängliches Gemüth mit den furchtbarsten Schreckbildern erfüllten; ja, sie heuchlerischen Pietisten des achtzehnten Jahrhunderts verschmähten es nicht, sich mit der offenen Sünde zu verbinden und mit der berüchtigten Gräfin Lichtenau zu vereinigen, um den schwachen König zu betrügen. Diese protestantischen Jesuiten huldigten, wie ihre katholischen Vorbilder, dem verrufenen Wahlspruch: „Der Zweck heiligt die Mittel".

Kaum hatte Friedrich Wilhelm der Zweite den Thron seines großen Verwandten bestiegen, so zeigte sich deutlich der verderbliche Einfluß der ihn umgebenden Rosenkreuzer. Die freisinnigen Institutionen seines erhabenen Vorgängers wurden nach und nach beseitigt, an die Stelle der bisherigen Toleranz trat Wöllner's beschränktes Glaubensedict; frömmelnde Heuchler, gewissenlose Staatsmänner und liederliche Weiber herrschten über Preußen und führten den Staat Friedrich's des Großen dem Ruin entgegen, aus dem er erst durch das wieder erwachte Bewußtsein des ganzen Volkes gerettet wurde.

Der Pietismus der Rosenkreuzer trägt mit die Hauptschuld an Preußens damaliger Schmach.

Die Verfinsterungsgspäne pietistischer Rosenkreuzer und verlappter Jesuiten fanden jedoch ein Gegengewicht an den Bestrebungen einer gleichfalls geheimen Verbindung, der sogenannten Illuminaten. An ihrer Spitze stand der sächsische Hofrath Weishaupt, früher Professor der Rechte an der Universität zu Ingolstadt in Baiern. Er selbst war in seiner Jugend ein Zögling der Jesuiten, später nach Aufhebung des Ordens jedoch ihr erbitterter Feind geworden. Aus eigener Anschauung hatte er den Druck des Pfaffenthums und der Mönchswirthschaft auf die geistige Entwickelung des Volkes kennen gelernt, weshalb er anfänglich als Lehrer der Jugend offen mit Wort und Schrift dagegen auftrat und einen aufgeklärten Kosmopolitismus zu verbreiten suchte. Bald begnügte er sich nicht mehr, blos seine Grundsätze den Studenten vom Katheder herab einzupflanzen, er stiftete einen Bund der Gleichgesinnten, wobei er sich der schon vorhandenen Formen und Zeichen der Freimaurer bediente. Weishaupt selbst behauptete: „daß der neue, von ihm gestiftete Orden seine für den Staat, die Religion und gute Sitte nachtheiligen Gesinnungen und Handlungen zum Zwecke habe, noch an den Seinigen begünstige, und daß seine ganze Bemühung nur dahin gehe, den Menschen die Verbesserung des moralischen Charakters interessant und wohlthätig zu machen, menschliche und gesellschaftliche Gesinnungen einzuflößen, boshafte Absichten zu verbinden, der beraubten und mißhandelten Tugend gegen das Unrecht beizustehen, auf die Beförderung würdiger Personen zu denken und noch meistens verborgene Kenntnisse allgemeiner zu machen."

Er selbst schilderte die zur Aufnahme in den Orden geeignete Persönlichkeit in folgender Weise: „Wer seine Ohren nicht dem Wehklagen der Elenden, wer sein Herz nicht dem sanften Mitleid verschließt, wer dem Unglücklichen Freund und Bruder ist, wer alle Creaturen liebt, wer mit Vorsah auch nicht den Wurm zertritt, der sich unter seinen Füßen krümmt, wer ein Herz für Liebe und Freundschaft hat, wer standhaft in Widerwärtigkeiten, unermüdet eine angefangene Sache durchzusetzen, unerschrocken in Ueberwindung von Schwierigkeiten ist, wer der Schwächeren nicht spottet, wessen Seele fühlbar für große Entwürfe ist, begierig sich über alles niedrige Interesse zu erheben und durch große Wohlthaten auszuzeichnen, wer den Müßiggang flieht, wer seine Art von Kenntniß unmüh hält, welche er zu erlangen Gelegenheit hat, aber Menschenkenntniß sein Hauptstudium sein läßt, wer, wo es um Wahrheit und Tugend zu thun ist, sich über den Beifall des großen Haufens hinwegsetzen und seinem Herzen zu folgen Muth hat, der ist tauglich für unsere Verbindung."

Zur Verwirklichung seiner kosmopolitischen Lehren griff auch Weishaupt ganz im Geiste seiner Zeit nach dem Reiz des Geheimnißvollen, indem er seinen Orden ebenfalls mit gewissen Graden und Formen ausstattete. Sein System zerfiel demnach in drei Hauptstufen, deren jede noch zwei Unterabtheilungen hatte. Zuerst kam die Pflanzschule, welche das „Noviziat" und die sogenannten „Minervaalen" umfaßte. Der Candidat, welcher in den Orden aufgenommen zu werden verlangte, mußte sich hier zunächst einer Prüfung seiner moralischen und geistigen Eigenschaften unterwerfen, von deren Ausfall seine Aufnahme oder Zurückweisung abhing. Als Minervale arbeitete er gemeinschaftlich mit Anderen an seiner eigenen und der Vervollkommnung der Gesellschaft. Zu diesem Zwecke mußte er sich in ein bestimmtes literarisches Fach aufsuchen lassen und von Zeit zu Zeit dahin einschlagende Arbeiten zur Hebung und Verbreitung der Menschheit den Obern einreichen. Zeigte er hinlängliche Befähigung, so wurde er zu den „kleinen Illuminatengrade" befördert. In diesem wurden ihm selbst einige Zöglinge zur Beaufsichtigung übergeben, über deren Fortschritte und

Digitized by Google

Ausführung er den genauesten Bericht erstatten mußte; außerdem erhielt er Winke und Vorschriften, wie man Menschen bilden, zum Besten leiten und regieren müsse. Wenn er einige Zeit hier gewirkt, so wurde er zu dem „großen Illuminatengrade" zugelassen, der sich mit der sorgfältigen Ergründung des inneren und äußeren Menschen vorzugsweise beschäftigte, um auf den Grund einer sicheren Seelenkunde eine allgemeine Glückseligkeit herbeizuführen. Die Mitglieder dieser Classe waren noch verbunden, sowohl die kleinen Illuminaten, wie sich selbst sorgfältig zu beobachten, damit kein Unwürdiger sich in die höhern Grade eindränge und auch im Staate und bürgerlichen Leben stets nur der Erste und Beste an der Spitze stehe, da die Mitglieder des Ordens untereinander die Verpflichtung hatten, sich gegenseitig zu unterstützen, beizustehen und selbst der Beförderung von Aemtern und Stellen nach Kräften zu fördern. Aus dem Schooße des Ordens sollte eine würdige Beamtenhierarchie mit der Zeit hervorgehen und die Regierung ganz in die Hände der tugendhaften und verdienstvollen Illuminaten gegeben werden.

Hierauf folgte der Priestergrad, der von dem Gedanken ausging, daß alle Lehren des Heilands die höchste Güte und Weisheit enthielten, aber nur dahin zielten, einen für die Menschheit unendlich großen und edlen Plan zu verwirklichen, der mit den Absichten der Illuminaten vollkommen Eins sei. Nach Weishaupt beabsichtigte der Erlöser nichts weiter, als die Menschen zu ihrer ursprünglichen Würde wieder zu erheben, durch weise Aufklärung die Moralität auf den höchsten Grad zu bringen, ein allgemeines Sittengesetz einzuführen, daß Jeder ohne Zwang, aus der inneren Ueberzeugung, daß nur Tugend Glück gewähren könne, der Tugend treu bleibe, alle Menschen durch ein Bruderband aneinander zu knüpfen, alle engen Verhältnisse, welche Noth, Bedürfniß, Kampf, Verderbniß und Immoralität erzeugt haben, dadurch aufzuheben, daß er die Illuminaten aller Zeiten fähig machen wollte, sich selbst zu regieren und folglich aller künstlichen Anstalten, aller Staatsverfassungen, positiven Gesetze und dergleichen entbehren zu können.

Eine Hauptaufgabe des Illuminaten-Priesterthums sollte noch die Förderung gemeinnütziger Wissenschaften und Kenntnisse sein; zu diesem Zwecke war ihnen die Aufsicht über alle scientifischen Arbeiten sämmtlicher Zöglinge übertragen. Die Priesterclasse jeder Provinz leitete unter dem Vorsitze eines beaufsichtigenden Decans die literarischen Arbeiten, die nach bestimmten Facultäten vertheilt waren. An der Spitze jeder Facultät stand ein Priester, der über sein Fach einen genauen Realkatalog führen und die wichtigsten Entdeckungen seiner Wissenschaft, so wie die darin sich am meisten auszeichnenden Illuminaten verzeichnen mußte. Forderte dann Jemand Aufklärung und Hülfe bei irgend einem wissenschaftlichen Unternehmen und wendete sich deshalb an den Orden, so standen ihm die Erfahrungen und Kenntnisse Aller gleichsam wie ein gemeinschaftlicher Brunnen zu Gebote, aus dem jeder Einzelne nach Bedarf schöpfen konnte, so daß nach diesem großartigen Plane Bildung und Wissen in einem vorher nie gekannten Grade fortschreiten und Verbreitung finden sollten.

Dem Priestergrade folgte endlich die höchste Stufe der sogenannten „Regenten", welche die oberste Leitung des ganzen Ordens führten und zu denen nur die ausgezeichnetsten Mitglieder nach einer Reihe von schweren Prüfungen und mannichfachen Proben ihrer allseitigen Befähigung gelangen konnten.

Weishaupt hatte dies ganze System im Verein mit dem durch sein Buch „Ueber den Umgang mit Menschen" bekannten Freiherrn von Knigge aus Hannover, der ebenfalls ein eifriger Illuminat war und besonders in Norddeutschland durch seine Schriften für den Orden wirkte, sorgfältig entworfen und ausgearbeitet. Er fand zahlreiche Anhänger und Freunde, selbst der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der berühmte Held des siebenjährigen Krieges und einer der eifrigsten Freimaurer, ließ sich aufnehmen, obgleich sonst die Fürsten eigentlich von dem Orden ausgeschlossen waren.

Bald jedoch wurden die Illuminaten, ganz wie die heutigen Lichtfreunde, ein Gegenstand der Furcht für die deutschen Regierungen, und besonders in Baiern verfolgt. Ein evangelischer Prediger, Namens Lange, wurde dort zufällig vom Blitze getroffen und erschlagen. Bei Besichtigung der Leiche fanden die Behörden in den Taschen seines Rockes mehrere wichtige Papiere, welche über die geheimen Zwecke und die Mitglieder des Ordens Aufschluß gaben. Diese Entdeckung war das Signal zu einer allgemeinen Inquisition gegen die Illuminaten, ähnlich den Demagogenverfolgungen der neueren Zeit. Zunächst wurden in Ingolstadt der dortige Stadtoberrichter Fischer, der Bibliothekar Drexel und der Repetitor Dutschel ihres Amtes entsetzt und ausgewiesen; sunfzehn Studenten, darunter ein Baron von Frauenburg, relegirt, der Graf Sapoli und der Marchese Constanzo pensionirt und nach Italien verbannt; der Canoniens Hertel, der Professor Baader, die Revisionsräthe Wernher und Berger und der Priester Mitbiller in München mit noch vielen Andern in's Gefängniß geworfen auf Weishaupt's Kopf aber ein bedeutender Preis gesetzt, nachdem man ihn zum Tode verurtheilt hatte. Zur rechten Zeit gewarnt, war er jedoch nach Gotha entflohen, wo der freisinnige Herzog ihm ein Asyl und sogar den Hofrathstitel gab.

Ungeachtet dieser Verfolgungen verbreitete sich der Illuminatenorden mehr und mehr durch ganz Deutschland, Oesterreich, selbst in Italien; besonders in Venedig, in Frankreich und Amerika fand er zahlreiche Freunde und Anhänger. Aus seinem Schooße entwickelte sich hauptsächlich auf Anregung des Buchhändlers Joachim Göschen in Leipzig eine neue Verbindung, die unter dem Namen „teutsche Union" besonders in Preußen große Fortschritte machte und dieselbe Tendenz verfolgte. Vorzugsweise war jedoch das „aufgeklärte Berlin" ein geeigneter Boden für die Illuminaten; hier galten der bekannte Buchhändler Nicolai, der Freund des unsterblichen Lessing, der königliche Bibliothekar Biester und der Director des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums, Gedike, als die Hauptvertreter einer liberaleren Richtung. In der von ihnen herausgegebenen „Berliner Monatsschrift" sehrten sie freilich einen nach unsern jetzigen Begriffen flachen Rationalismus, dem sich aber das Verdienst nicht absprechen läßt, manches religiöse und sociale Vorurtheil nicht ohne Erfolg bekämpft zu haben.

Zwischen Illuminaten und Rosenkreuzern herrschte natürlich damals dieselbe Feindschaft, wie zwischen den heutigen Lichtfreunden und Pietisten. Beide liefen sich an mehr oder minder gerechten Beschuldigungen fehlen. Die Aufklärer warfen ihren Gegnern vor, daß sie nichts Anderes, als die Verdummung des Volkes, die Knechtung der Geister, die Unterdrückung der Wissenschaft und eine allgemeine Verfinsterung bezweckten; ja, sie gingen in ihren Beschuldigungen, und, wie es scheint, nicht ohne Grund, so weit, ihnen geradezu katholische Tendenzen und ein geheimes Einverständniß mit den allgemein verpönten Jesuiten beizulegen, was besonders der bekannte Prinzenerzieher Leuchsering, den Goethe viefach erwähnt, zu beweisen suchte.

Dagegen klagten die damaligen Pietisten, ebenso wie noch heute, über die Verderbtheit der Aufklärung, welche dem Volke jeden Glauben raube, die Stützen des Staates untergrabe, eine freche Zügellosigkeit herbeiführe, jede Sittlichkeit zerstöre und schließlich eine allgemeine Anarchie zur Folge haben müsse.

Die mannichfachen und nicht unbedeutenden Kämpfe der Rosenkreuzer und Illuminaten dauerten bis zu der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Dritten fort, der mit dem Pietismus eines Wöllner und Bischofswerder nichts zu schaffen hatte, obwohl er innerlich fromm und auch christlich gläubig war. Seiner gesunden, wenn auch profanen Natur widerstrebte alle mystische Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit. Auch die Illuminaten wurden durch die gewaltigen Ereignisse und hauptsächlich durch die französische Revolution beseitigt, die zum Theil von dem gleichen Streben nach Freiheit ausging, aber die unpraktischen Träume deutscher Schwärmer sehr praktisch statt durch Wort und Schrift mit Beil und Schwert den Despoten und den Völkern aufnöthigte. Es war eine neue Weltepoche, eine neue Zeit gekommen, der wir zum Theil noch angehören, aber auch in ihr wiederholt sich täglich noch der alte Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Pietismus und Aufklärung, zwischen Glaubenszwang und Gewissensfreiheit. Nur unter andern Namen stehen wir die alten Parteien wiederstehen, aber zugleich erfüllt und die tröstliche Ueberzeugung immer mehr und mehr, daß die Lüge und Heuchelei unterliegen, daß stets der Wahrheit und der Freiheit der Sieg bleiben muß. *

* Ausführlichere Mittheilungen über beide Orden finden die Leser in dem binnen Kurzem erscheinenden Roman: „Rosenkreuzer und Illuminaten von Max Ring."

D. Red.

Digitized by Google

Schilderungen aus den westlichen Theilen Nord-Amerika's.

Das Canalboot.

Von Balduin Möllhausen.

Das Canalboot Nordamerika's verdient als Mittel zum Transport von Reisenden und Gütern gewiß nicht weniger Interesse, als Dampfboot und Locomotive, und die für dasselbe erbauten Canäle helfen das ungeheure Netz vervollständigen, welches durch Seen, Flüsse und Eisenbahnen auf dem colonisirten und civilsirten Theil des großen Continents gebildet wird.

Mit Recht nennt man die Vereinigten Staaten, was das Reisen anbetrifft, das Land des Comforts; denn Gasthöfe können nie Anspruch auf Ruf und in Folge dessen auf zahlreichen Besuch machen, wenn nicht ausgesuchte Bequemlichkeiten den Gast in denselben erwarten; Dampfboote dürfen nicht auf fashionable Passagiere rechnen, wenn sie von andern hinsichtlich der den Reisenden gebotenen Annehmlichkeiten übertroffen werden, und sogar auf den Eisenbahnen scheut man größere Umwege nicht, wenn man sich dafür des Vortheils eines mit Büffet, Eiswasser und nicht selten mit Betten ausgerüsteten Wagens erfreut.

Weniger bequem als Hotel und Dampfboot, weniger schnell als die Locomotive, aber nicht weniger originell und in seiner Art comfortable ist das Canalboot. Man unterscheidet zwei Arten desselben, nämlich das Passagierboot und das Frachtboot, welchem letzteren man, seiner weiten Landreisen wegen, eine Amphibiennatur zuschreiben möchte. In Größe und äußerer Form sind beide einander sehr ähnlich, nur daß ersteres sich durch das zum Aufenthalt von Reisenden eingerichtete Verdeck, so wie durch die kleinen Fenster auszeichnet, welche in schmalen, aber regelmäßigen Zwischenräumen die Seitenwände zieren. Außerdem wird dasselbe auch, statt wie das Ersteren von zwei, von drei Pferden gezogen, und diese eilen, statt im gewöhnlichen schweren Schritt, in leichtem Trabe mit ihrer Last von Station zu Station.

Wenn man nun z. B. nach langer Fahrt auf der Eisenbahn von New-York aus die großen Süßwasserseen erreicht hat, so ist es ein Genuß, sich auf einen der prächtig ausgestatteten Dampfer zu begeben, und in diesen in weitem Bogen den Erie-, den St. Clair-, den Huron- und den Michigan-See, jeden einzeln der Länge nach zu durchfahren. Steigt man dann nach fünf- oder sechstägiger Reise in Chicago an's Land, und das Ziel liegt noch weiter südlich, so geht man hinunter zum Canal, wo Boote bereit sind, den Reisenden auf einer schmalen aber sehr regelmäßigen Wasserstraße durch Wälder und Prairien, durch Städte und Dörfer an den Illinois-Fluß zu bringen, wo wieder mächtige Dampfer harren, um die Weiterbeförderung nach dem Mississippi und, je nachdem man es wünschet, bis an den Golf von Mexico zu übernehmen.

Nachdem man den stolzen Seedampfer verlassen, fühlt man sich freilich beengt auf dem schlanken mastlosen Fahrzeuge, dessen Länge nicht funfzig und dessen Breite nicht zwölf Fuß übersteigt, doch gleicht sich dieser Unterschied sehr bald wieder aus, wenn man die entsprechende Breite des Canals in's Auge faßt, und vom Verdeck oder von den niedriger gelegenen Kajütenfenstern aus die Ufer zu beiden Seiten beobachtet, wo man jeden bunten Kiesel, jede schillernde Blume, ja jeden prächtigen Falter genau zu unterscheiden vermag, der, träge an den Blüthenkelchen hängend, denselben ihres süßen Inhaltes beraubt.

Fast der ganze innere Raum des Bootes ist natürlich zur Kajüte eingerichtet, und nur im Hinterheil befindet sich ein Verschlag zum Aufbewahren der Matratzen, so wie im Vorderheil die kleine Küche, in welcher gewöhnlich einige Neger mit der Zubereitung von mannigfachen und wohlschmeckenden Speisen beschäftigt sind, eine überaus wichtige Arbeit, von welcher vorzugsweise der Ruf eines solchen schwimmenden Speisehauses abhängig ist. Die sieben Fuß hohe Kajüte bietet, weil leicht bewegliche Tische und Stühle nicht zu viel Platz einnehmen, einen wohlerträglichen Aufenthaltsort für ungefähr dreißig Personen, und da durch das Oeffnen der gegenüberliegenden Fenster eine beständige Zugluft erhalten wird, so entsteht nie eine ungesunde Atmosphäre, und selbst im hohen Sommer wird auf diese Weise in dem verhältnißmäßig beschränkten Raume eine ganz erträgliche Temperatur hergestellt. Wenn irgend das Wetter es gestattet, begeben sich übrigens die meisten Passagiere auf das Verdeck, wo Bänke, Stühle und Gepäck hinlänglich Sitze, und wenn erforderlich, ein leinener Baldachin Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne gewährt.

Außer den beiden sich gegenseitig ablösenden Steuerleuten, welche mittelst eines leichten Ruders das Fahrzeug in der Richtung halten, und etwa fünf Negern gehören noch ein Capitain und ein Secretair zu der Bemannung. Berücksichtigt man nun, welche Summen nothwendig sind, den Anforderungen und Bedürfnissen eines solchen Personals zu genügen, ohne dabei der Erhaltung des Canals und der Zugthiere zu gedenken, so läßt es sich leicht ermessen, welche bedeutende Geschäfte mit diesen unscheinbaren Booten gemacht werden. Wie schon oben bemerkt, wird das Passagierboot von drei Pferden gezogen. Auf dem ebenen, dicht am Canal hinführenden Wege eilen dieselben in schnellem Trabe den Stationen zu, wo die Ablösung ihrer harrt. So reist man auf diese Weise sehr schnell und außerdem sehr gemächlich. Es sind keine Wagen da, welche die Seekrankheit erzeugen, keine verbergenen Dampfkämme, welche das Fahrzeug mit einem Ruck bedrohen, kein erschütterndes Arbeiten der Maschinen oder betäubendes Rasseln auf eisernen Schienen. Leise, ohne anzustoßen oder zu schwanken, gleitet das Canalboot auf seiner spiegelglatten Bahn dahin, und nur zeitweise vereinnimt man den unmelodischen, langgezogenen Ton aus der kurzen Trompete des Capitains, wenn er seine Ankunft auf den Stationen anmeldet, oder zum Schließen und Oeffnen der Schleußen auffordert, in welchen das Fahrzeug bald hoch hinaufgehoben, bald tief hinabgelassen wird.

Die Zeit wird von den Passagieren auf verschiedene Weise hingebracht, größtentheils aber mit Lesen, Schlafen und Essen; denn der Amerikaner neigt zu wenig zum geselligen Verkehr hin, als daß er der bloßen Unterhaltung wegen mit fremden Menschen auf einige Stunden oder Tage Bekanntschaft schließen möchte, nur ein geringer Theil wendet seine ungetheilte Aufmerksamkeit der stets wechselnden Naturumgebung zu.

In einschläfernder Ruhe verstreicht daher die Zeit; plötzlich tritt ein Neger in die Kajüte und fordert die anwesenden Passagiere sehr höflich auf, sich auf's Verdeck zu verfügen, und Raum zum Aufstellen der Tische und zum Anrichten der Speisen zu gewähren. Schweigend leistet Jeder Folge, furcht indessen drei oder vier Ruhe, sondern einen günstigen Punkt, von wo aus er auf das gegebene Zeichen am schnellsten wieder hinabgelangen kann, um sich einen guten Platz am obern Ende der Tafel zu sichern. Endlich ertönt die Glocke; Alles stürzt hinab; einiges Schieben und Drängen folgt; man vernimmt Klappern von Tellern, Messern

Digitized by Google

und Gabeln, und funfzehn Minuten später sitzen alle Passagiere wieder oben, um lesend, Nüsse knackend, lauend oder auch, was weniger ansprechend, die Zähne reinigend das Ausräumen der Kajüte abzuwarten. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich gegen Abend, nur daß dann, nach Entfernung der Tische, die Neger zum Aufschlagen der Betten schreiten, welche an den Wänden zu dreien übereinander angebracht werden, sodaß sie an sinnig zusammengeketteten eisernen Stangen theils von der Decke nieder hängen, theils sich auf den Boden stützen, und nur einen schmalen Gang in der Mitte offen lassen. Wiederum erfolgt ein allgemeines Wettrennen, denn Jeder trachtet eins der obern Betten zu erlangen und weicht oft nur der Gewalt, um sich mit einem der untern zufrieden zu geben. In dem durch eine bewegliche Wand für die Damen auch nur den Namen eines einzigen Mitreisenden, und von Manchem kaum den Ton seiner Stimme vernommen zu haben.

Die Güterboote nun, oder vielmehr ein großer Theil derselben, sind interessen nicht an ein und denselben Canal gebunden, sondern unternehmen, mit der zeitraubenden Arbeit des Umladens überhoben zu sein, oft weite Reisen auf den Eisenbahnen, um auf andere Canäle und kleinere schiffbare Flüsse zu gelangen. Zu diesem Zweck sind sie so gebaut, daß der Stern, der Rumpf und das Vorertheil durch drei besondere Kasten gebildet werden. Mittelst starker eisenner Haken und Klammern sind diese drei Theile so genau und fest mit einander verbunden, daß nur eine kaum wahrnehmbare Fuge die Stellen bemerklich macht, wo die das Fahrzeug vervollständigenden Kasten von einander getrennt werden können.

Das Canalboot und sein Landtransport.

abgeschiedenen Theile geht es dagegen stille zu, indem der Amerikaner bei seiner lobenswerthen Hochachtung vor dem schönen Geschlecht, wo nur immer thunlich, demselben mit Freuden die größeren Bequemlichkeiten gönnt.

Das allgemeine Entkleiden dauert nur wenig Minuten; Uhren und Geldbörsen wandern unter die Kopfkissen, und bald darauf verschwindet Jeder hinter dem Moskitonetz, welches sein Bett zum Schutz gegen die bösen nächtlichen Feinde umgibt.

Die unerbittlichen Neger beginnen ihr Werk des Bettens schon in aller Frühe. Aus den Betten geht es zu einem Aufwärter, um die während der Nacht aus dem geheimsten Winkelchen des Lagers entwendeten und frisch geschwärzten Stiefeln gegen ein gutes Trinkgeld einzulösen; von dort führt der Weg an die gemeinschaftlichen Waschbecken und Handtücher; demnächst hinauf auf's Verdeck und wieder hinab an den Frühstückstisch, und alles dieses in so schweigender Weise, daß man oft sein Ziel erreicht, ohne

In diesem Zustande legt das mit Gütern schwer befrachtete Boot seine Reise auf dem Canal bis dahin zurück, wo seine Ladung eine andere Richtung auf der Eisenbahn einzuschlagen bestimmt ist. Dergleichen Stationen befinden sich gewöhnlich, wo ein Höhenunterschied des Wasserspiegels Schleusen nothwendig gemacht hat. Eine abgeleuterte Schleuse ist zur Verladung der Frachtboote bestimmt, und von der nahen Eisenbahn führen Schienen bis in das Becken hinein. Soll nun ein Fahrzeug auf die Eisenbahn geschafft werden, so scheidet man drei zur Aufnahme bestimmte Wagen in die trocken gelegte Schleuse, schließt die Ausgangspforten, und demnächst wird das Wasser zugelassen. Mit Leichtigkeit fährt das betreffende Boot sodann in das angefüllte Becken, die Eingangspforten schließen sich, das Wasser wird abgelassen, die das Boot bildenden Kasten werden von einander getrennt und senken sich, von kundigen Händen in bestimmter Richtung und Lage gehalten, jeder auf den ihm zugedachten Wagen. Eine bereit stehende Locomotive

Digitized by Google

schleppt dann die ganze Last nach der Eisenbahn hinauf, und ehe noch die von Wasser gesättigten Planken wieder ganz ausgetrocknet sind, befindet sich das Fahrzeug vielleicht hundert englische Meilen weiter, um daselbst ausgeladen zu werden, oder um auf einem andern Canal eine neue Reise zu unternehmen. So hat man oft Gelegenheit, eine ganze Reihe dieser eigenthümlichen Boote zu beobachten, die auf starken Rädern ruhend der dampfenden Locomotive mit Windeseile folgen.

Für mich hatten die Fahrten auf dem Canalboot noch ihre besonderen Reize, denn es hinderte mich nichts, hier eine schöne Baumgruppe, dort einen malerischen Felsen zu stiziren, und während des Haltens, beim Wechseln der Pferde, oder beim Einnehmen solcher Passagiere, die nur eine kurze Strecke mitzufahren wünschten, irgend eine seltene Blume oder einen schillernden Falter zu erbeuten. Uebte die Hitze während des Tages auch wirklich einen störenden Einfluß, so bot der Abend dafür in doppeltem Grade seine Genüsse, und lange noch, wenn außer dem Steuermann Alles an Bord schlief, saß ich oben auf einer Bank und erfreute mich der zauberischen Ruhe, welche auf den dunkeln Landschaften lagerte. Bald im tiefen Schatten mächtiger Urwälder, bald durch mondbeleuchtete Prairien glitt das Fahrzeug leise dahin; wie unheerschreitende riesenhafte Ungeheuer nahmen sich die in den Wiesen zerstreut stehenden Bäume aus, wenn sie in der Ferne sich scheinbar an einander vorbeischoben; den dichten Forst dagegen belebten zahllose kleine Leuchtkäfer, die in schnellem Fluge tausendfache bläuliche Feuerlinien zwischen den schwarzen Laubmassen zeichneten. Das Wasser plätscherte vor dem Bug, gedämpft erklang der Hufschlag der trabenden Pferde, melancholisch ertönte der Ruf des Ziegenmelkers; aber aus der Ferne vernahm ich, je nachdem es durch Wildnisse oder an Ansiedlungen vorbei ging, das Bellen wachsamer Hofhunde oder das Geheul einsam jagender Wölfe.

Aerztliche Strafpredigten.

Bei- und Nachträge zu Knigge's „Umgang mit Menschen."

Was das „Gesund- und Krankheitliche", das „Arzt- und Arzneiliche" betrifft, da benehmen sich oft auch Gebildete recht ungebildet und zwar ebenso gegen ihre Aerzte, wie gegen ihre anderen Mitmenschen, obschon sie gegen sich selbst das rücksichtsvollste Benehmen in dieser Hinsicht von Andern beanspruchen und die gesellschaftlichen Formen vollkommen zu beherrschen meinen. Sie sollen in diesen Zeilen einmal tüchtig antikniggisch „gemnigget" werden.

I. Urtheile über ärztliches Wissen und Handeln zu fällen, unterstehen sich in der Regel Personen, die keine Idee von den in der Natur und im menschlichen Körper herrschenden Gesetzen haben. Sie sind bei Krankheiten Anderer gleich mit den Redensarten bei der Hand: „ja, der Kranke ist ganz falsch behandelt worden!" oder: „hätte man nur Blutegel gesetzt und zur Ader gelassen!" oder: „wäre nur gleich nach dem Herrn Dr. A. geschickt worden, denn der Herr Dr. B. hat die Sache vom Anfange an viel zu leicht genommen!" oder: „in dem Falle würde gewiß die Homöopathie geholfen haben," u. s. f. — Um nun beiläufig auch wieder einmal auf die homöopathische Heilkünstelei zu kommen, so gibt diese die meiste Veranlassung zu albernen Behauptungen und Klugtuereien. Jeder Haus Tossel, der kaum das Wort „Homöopathie" richtig aussprechen vermag, maßt sich an, über den Werth oder Unwerth derselben zu urtheilen oder wohl gar selbst an Thier und Mensch herum zu homöopathisiren. Ja sogar den Verfasser, der doch die homöopathische Wirthschaft aus dem Fundamente kennt, erfrechen sich Hahnemaniaci, — Leute, die von Natur- und Heilwissenschaft weder Kix noch Kax verstehen und aberglauben, daß, wenn ein homöopathisch behandelter Jemand gesund wird, jene Behandlung schuld daran sei, — über die Wichtigkeit der Homöopathie aufklären oder gar wegen seiner Bekehrung dieser Charlatanerie tadeln zu wollen. — Wer ein wirklich gebildeter und gesitteter Mensch sein will, der lasse hinfühpe sein voreiliges Urtheilen über Aerzte wie über Heilmethoden und behalte seine medicinische Naseweisheit für sich; er rede nur, wenn er in der Heilkunde gehörig zu Hause ist. Es ist und bleibt stets eine unartige Dreistigkeit und Unbescheidenheit, über Dinge zu entscheiden, die man nicht kennt und versteht. Man lasse sich lieber darüber von Sachverständigen belehren; das zeugt von Bildung und Gesittung.

II. Das Benehmen gegen den Arzt ist sehr oft von Seite der Patienten und ihrer Angehörigen ein solch' ungebührliches, daß wir im Interesse der Aerztheit nicht umhin können, und darüber einmal gehörig auszusprechen. Ueberhaupt scheinen Viele den Arzt den Dienstleuten zuzuzählen, die sie nach Gefallen maltraitiren können. — a) Zuvörderst ist beim Kranken der Mangel an Vertrauen und Offenherzigkeit sehr tadelnswerth. Wir sprechen hier nicht etwa vom Verschweigen solcher Thatsachen, die auf den jeweiligen Krankheitsfall Bezug haben, denn das ist nicht blos tadelnswerth, sondern geradezu unverzeihlich, einfältig und nicht selten gefährlich. Es ist hier das heimliche und heimtückische Gebahren des Patienten hinter dem Rücken des Arztes gemeint. Anstatt nämlich demselben offen und ehrlich zu erklären, daß er einmal andere Heiler und Hülfsmittel in Gebrauch ziehen möchte, läßt er sich ganz ruhig von seinem Arzte tagtäglich besuchen, die Zunge besehen, den Puls befühlen und Recepte verschreiben, während er doch in der That den Rath eines andern befolgt. — Ja, wenn sich ein Kranker ohne Vorwissen seines Arztes an einen Charlatan und Wunderdoctor (z. B. in Cöthen, Horburg, Goslar u. s. w.) wendet, dann ist's allenfalls verzeihlich, wenn er's verschweigt, wenn einer solchen That muß sich allerdings jeder Gebildete schämen! — b) Eine andere Rücksichtslosigkeit, unter welcher der Arzt nicht selten zu leiden hat, betrifft das Bestellen desselben, was freilich bisweilen nur von den dümligen Boten abhängt. Daß bei plötzlich eintretenden und außergewöhnlichen Krankheitserscheinungen das sofortige oder doch baldige Erscheinen des Arztes am Krankenbette gewünscht und sicherlich vom Arzte auch nicht abgeschlagen wird, versteht sich ganz von selbst. Daß aber bei schon längerm oder doch einige Zeit bestehenden und nicht eben verschlimmerten Leiden der Arzt zum eiligen Besuch aufgefordert, wohl gar dabei aus seiner Ruhe- und Erholungsstunde, manchmal sogar aus dem Schlafe gerissen wird, das ist unverschämt. Ja, manche Patienten, die sich recht gut selbst zum Arzt hin bemühen könnten, verlangen sogar dessen Erscheinen nach Viertel- und halben Stunden, gerade als ob der Arzt ihrer paar Groschen wegen auf ihre Befehle lauerte. — c) Ebenso verstößt es sehr gegen die Gesetze der Humanität und Artigkeit, wenn der Patient den besuchenden Arzt ohne dringenden Grund lange warten und antichambriren läßt. — d) Geradezu als unzurechnungsfähig und deshalb freilich als entschuldigt muß ein Kranker angesehen werden, wenn er darum seinen Arzt kurz und mürrisch, überhaupt unartig behandelt, wenn das Leiden nicht seinem Wunsche gemäß schnell genug weicht. Findet eine solche Behandlung aber auch von Seiten der nichtkranken Angehörigen statt, dann verdienen diese ihrer Bescheränktheit und Ungezogenheit wegen eine derbe Zurechtweisung. — e) Sodann ist es ganz ungehörig, wenn Kranke oder deren Angehörige dem Arzte Vorschläge oder gar Vorschriften in Bezug auf die Behandlung machen. Das sollte doch jeder Berständige selbst fühlen, daß es für den Arzt äußerst beleidigend und ärgerlich ist, wenn er im Krankenzimmer von Laien hören muß: „Wäre nicht ein Dampfbad gut?" — „Sollten nicht vielleicht Blutegel helfen?" — „Verschreiben Sie doch etwas Magen- und Nervenstärkendes!" — „Was halten Sie vom Schwitzen?" — „Wollen Sie nicht einmal kalte Abreibungen probiren?" — „Dürfte hier nicht der Magnetismus nützen?" — In Berserkerwuth möchte der Arzt oft über das Gebahren der kranken und gesunden Laien gerathen, und doch soll er stets liebenswürdig, sanft und gelnitig, theilnehmend und aufopfernd sein. Diese Selbstbeherrschung zehrt an der Leber und nagt am Herzen.

III. Eine häufige, nicht selten gefahrbringende Unsitte der Laien ist es, jedem Leidenden irgend Etwas, was Hansen oder Kunzen in einem ähnlichen Falle einmal geholfen haben soll, zu empfehlen oder gar zu verabreichen. Solche unberufene

Digitized by Google

Helfer in der Noth bedenken gar nicht, daß sie dadurch möglicher Weise Krankheiten in ihrem naturgemäßen Verlaufe stören und vielleicht gar tödtlich machen können, oder daß sie das Herbeischaffen rechtzeitiger ärztlicher Hülfe verzögern können. Sie mögen sich hiermit gesagt sein lassen, daß, was dem Schmiede helfen kann, dem Schneider oft schadet, und daß gar nicht selten ganz verschiedenartige Krankheiten so ziemlich dieselben Krankheitserscheinungen darbieten, so daß selbst der gebildete Arzt im Zweifel über die Natur des Uebels bleibt. — Wenn's denn aber vom Laien durchaus gequacksalbert sein muß, dann schaffe sich der Curirwüthige wenigstens eine homöopathische Hausapotheke an (von liebsten vom Dr. Lutze in Cöthen, der seine Mittel noch mit einer Portion lebensmagnetismus versetzt und eine Apotheke mit 40 Mitteln für 3 Thlr., eine solche mit 60 Mitteln für 5 Thlr., eine mit 80 Arzneien für 7 Thlr. und eine mit 135 für 10 Thlr. verkauft). Um sich dann in der Apotheke und in den Krankheiten zurecht finden zu können, bedarf es nur noch eines homöopathischen Haus-, Familien- oder Arzneischatzes (von den DD. Clotar Müller, Hirschel, Goullon, Hering, Lutze u. s. w.). Mit diesen nichtsnutzigen Heilhilfsmitteln wird dann wenigstens nicht unmittelbar, höchstens manchmal mittelbar, durch Vernachlässigung nothwendigen Unterstehens und rechtzeitigen Eingreifens, geschadet. Es ist dadurch aber doch jede alte Frau in den Stand gesetzt, homöopathisch zu heilkünsteln, und das macht Spaß.

IV. Ferner soll noch eine recht schlechte Angewohnheit Mancher gerügt werden, die,— wenn auch von Seiten der Laien nicht schädlich, doch vielen Betheiligten sehr ärgerlich ist, die aber beim Arzte geradezu als verdammenswerth bezeichnet werden muß. Ich meine das Sichaufhalten über das leidende Aussehen Jemandes. „Fehlt Ihnen was? Sie sehen ja recht elend aus!“ — „Mein Gott, wie sind Sie blaß und mager geworden!“ — „Fühlen Sie sich unwohl? Sie schleichen mir so.“ — „Waren Sie krank?“ — Diese und ähnliche Redensarten schleudern Viele und noch dazu mit ganz theilnehmender Miene ihren Bekannten in's Gesicht, und bedenken nicht, daß die Meisten eine derartige Theilnahme und Aufmerksamkeit zum Henker wünschen. Ja, es gibt so ängstliche und um ihr Leben und ihre Gesundheit besorgte Personen, daß sie durch eine solche Beileidsbezeigung wirklich in eine krankhafte Gemüthsstimmung versetzt werden können. Also behalte man den Eindruck, welchen ein leidend aussehender Bekannter auf uns macht, hübsch für sich und incommodire wenigstens den Leidenden nicht selbst damit. Schon das ist emnuyant, wenn Einer auf der Straße aller zehn Schritte angehalten wird und Hören muß: „Aber werden Sie dicke!“ — Erlaubt sich nun gar der Arzt Bemerkungen über verschiedenartiges Aussehen Jemandes, und zwar diesem in's Gesicht zu machen, dann kann diese Vertraulichkeit recht leicht eine sehr schlimme Wirkung auf das Gemüth und den Gesundheitszustand dieses Jemand hervorbringen. Se quälte einer meiner Freunde sich und seine Familie viele Jahre lang mit der fixen Idee, er müsse nächstens an Rückenmarksverzehrung zu Grunde gehen, und zu dieser seine Angehörigen sehr betrübenden, seinen Freunden allerdings sehr komischen Idee war er nur dadurch gekommen, daß ihm, dem jungen kräftigen Ehemanne, einst beim Baden ein gescheidtziger unwissenschaftlicher Arzt eine Rückenmarksschwäche anschlabberte.

V. Schließlich sei noch der Unart gedacht, welche zumal bei hypochondrischen Männern und hysterischen Frauenzimmern unerträglich ist und darin besteht, daß wirkliche oder eingebildete Leidende ihren Krankheitszustand, was immer nur geht, zum Theil der Unterhaltung zu machen suchen. Ist nun diese Unart in Laien-Kreisen schon widerwärtig genug, um wie viel ärgerlicher wird sie nicht erst dem von der Praxis ausruhenden Arzte, den jeder Nachbar, mag's beim Biere oder Weine sein, ausgenehm zu unterhalten meint, wenn er ihm ausführlich die Geschichte seiner Hämorrhoiden, Flechten u. dgl. vorsetzt! Behaltet doch Eure Gebresten für Euch und incommodirt nicht Andere damit! Bedenkt: Artigkeit geht vor Schönheit und zieht den Jüngling wie den Greis!

Bock.

Blätter und Blüthen.

Eine Nachsitzung im Parlament. Nach Mitternacht allein durch die Straßen Londons zu wandern, ist ein Studium, eine Tortur, ein Genuß, wie die ganze Welt nichts Aehnliches in dieser Vereinigung der seltsamsten Contraste bieten mag. Ich tauchte heraus aus den Schatten der ausgezeichneten Gesellschaften, die auf Bänken und unter Bäumen des St. James-Parkes Nachtruhe suchten, heraus vor dem großen Palaste der preußischen Gesandtschaft und der großen Monumentenallee vorbei in die lichter- und Palast-Pracht des „Clubslandes“, wo noch Alles voller Leben und Anfregung war. Droschken und Equipagen und Männer zu Fuß eilten leidenschaftlich ab und zu. Hinter den großen Spiegelscheiben der Club-Paläste spielten aufgregte Schattenbilder an den Gardinen. Ich wußte, daß wir den 4. August hatten, in welcher Nacht die französische National-Versammlung vor 71 Jahren die Adels-Vorrechte vernichtete, den alten Baum des Feudalismus unhieb und die erste große That der ersten französischen Revolution begründete. Im freien England, wo die alten Stammbäume des Feudalismus noch weiter Kraft und Saft stehen, sollte in dieser Nacht auch etwas an ihnen gerüttelt werden. Es galt die Entscheidung im Parlamente über die von der Königin, Ministern und Unterhaus aufgehobene, vom Hause der Lords aber beibehaltene Papiersteuer. Sollte hier unerhörte Eingriff des Oberhauses in das Privilegium des Unterhauses, in allen Gelbsachen allein und bindend zu entscheiden, gedilligt oder verworfen werden? Das war die Frage. Damit hing die Entscheidung über das Ministerium, über die siegesgewisse Erwartung der Conservativen, der Derbyten, Tories, Feudalisten, daß sie eine Majorität erhalten und so wieder Minister werden würden, über Freihandel und französischen Handelsvertrag gegen die Schutzzöllner und Monopolisten und noch vieles Andere zusammen. Aus den Zeitungen ist bekannt, daß Ministerium, Unterhaus, Freihandel mit 30 Stimmen siegten. Es war ein ganz unerwarteter Schlag für die siegesgewissen Lords und Derbyten. Der vierte August galt mit Recht als der wichtigste und dramatischste der ganzen Session, um so mehr, als sie im Parlamente während des ganzen Frühlings und Sommers ganz fieberhaft-unruhig und leer schwatzhaft gewesen waren, wie die Stahrmaße. Deshalb schien ich freudig ein, als mir zwischen den Cabs, Fiäes, Phaetons, Broughams und andern fliegenden Fuhrwerken, zwischen Fußgängern, Reitern und Menschen ein Zeitungsmann rasch entgegenkam und mich hat, für ihn in's Parlament zu gehen, ihm kurz zu berichten und meine Beobachtungen streifenweise einem Boten zu übergeben. Er selbst habe noch einen Leitartikel zu schreiben. Im Nu waren ich und der Bote in einer Droschke und einige Minuten darauf vor dem Laburinthe von Parlaments-Gebäude und mitten in einer unbeschreiblichen Confusion, durch welche wir uns rasch in die Gallerie der Reporters und Stenographen hinaufwanden.

Ein Uhr Nachts. Die Entscheidung ist nahe. Palmerston, oder vielmehr Gladstone, will sein Budget retten und die Papiersteuer aufgehoben wissen. Disraeli und Derby und die Lords und die Conservativen wollen nicht, wollen das Ministerium stürzen und selber wieder Minister werden. Ehrenwerthe Mitglieder rangiren sich auf beiden Seiten in furchtbaren Massen. Das Haus ist nie so voll gewesen. Das kann ist in Anregung, die Presse in Wissen und hat ihre Boten und Reporters von jeder Redaction bis in die Gallerie des Unterhauses. Die Times hat wie wohnhinnig für Beibehaltung der Papiersteuer gefochten und erklärt, daß mit Aufhebung der Papiersteuer Jahrgänge untergehen müsse. Die Fonds an der Börse zittern und wissen nicht, ob sie fallen oder steigen sollen. Die Bureaux der elektrischen Telegraphen bersten beinahe vor elektrischer Ladung, die sich in blitzenden Nachrichten über ganz Europa verzweigen will.

Das Haus ist voll, eben so die Gallerien, die Logen der Gelandten, die Damen-Gallerie — Alles voll. Wie soll in einer geräumigen, gothisch verschnörkelten Halle. Sie würfte sehr hoch und erhaben sein, wenn man nicht aus akustischen Gründen ein falsches Dach von geschlitztem Glas oben durchgezogen hätte. Ohne dieses Flickwerk würde Keiner den Anderen hören können, wenn er sprechen und kostbar zum Sprechen und Hören gebauten Unterhause. Eichenes Wandgetäfel, Fenster dicht mit ungehenem Sammet-Vorhängen verhangen, damit kein Strahl ehrlichen Lichtes sich eindrängen kann. Sitzenwerk, gothische Decoranten mit verrenkten Gesichtern, gothischen Bankbänken verpflastert, in der Mitte der massive, luxuriöse Ministertisch, auf welchen die „Blaubücher“, Actenstücke und alle angenommenen Gesetze gelegt werden, gedeilligt durch die Standarte des Unterhauses, „mace“, die obrigkeitliche Wachtruhe, der Unterhaus-Sonverainetäts-General-Tambour-Stab, der unter den Tisch geworfen wird, wenn das Haus sich auflöst, vertagt oder sonst „Rühret Euch!“ bekommt. Hinter unter der dem Tische erhoben sich in mächtigen Perrücken, Mänteln und weitgepufften Hosen Plantagenisten Vice-Präsidenten und Präsident, der „Sprecher“, der immer still ist und nur selten zur Ordnung ruft. Unter diesen schwatzenden, jungen und alten, conservativen, liberalen und radicalen, hungrigen und thätigen gesperrten und oft noch mehr „bewegten“ Vertretern der „vereinigten drei Königreiche“ — Diesigen zu halten, das ist seine Kleinigkeit. Aber da sitzt er, das Musterbild von Kaltblütigkeit und Urbanität, vollendig gefaßt, schweigsam, steinern, unbewegsich unter der schweren Perrücke. Weich ein Gott! Welche Ruhe sich ausgießt, wenn lang so Haus-Thiere wie Löwen hören, wie sich die 658 drängen, Jeder sein Stroh zu dreschen, oft Wochen lang vergebens, ehe ein Körnchen herausspringt — das ist erhaben!

Auf beiden Seiten des Tisches dehnen sich die Sitze der Mitglieder, eichene Bänke mit geschnitzten Lehnen, überzogen mit grünem Leder. Vorn drüben sitzen die Minister. Der alte Herr mit dem zornig aufstarrenden weißen Haar stehend ist Lord Palmerston. Er spricht eben. Der Chef der Opposition, Zweiter auf der ersten Bank hinten, unbedeutet wie immer, um seine jetzt ganz verdienten, schwarzen Kortzieherlocken zu zeigen, Mr. Disraeli, weiland Finanzminister, hat eben gesprochen. Dieser, isolirt

Digitized by Google

ober triumphirend sitzt der beredte, sarkastische Orientale unter dieser Crême von Teutonen, Normannen und Celten des englischen Abendlandes. Die Zeit hat ihn gebeugt, vergilbt und getrocknet. Auch seine Kleidung ist nüchtern und farblos geworden im Vergleich zu der Buntschedigkeit, den bitzenden Farben, welche sich in Westen und Sammetröcken, wedrnich er einst, ehe er sich an die Protectionisten und Tories verschacherte, die Welt zu blenden verstand. Auch trug er einmal Manschetten mit Spitzenbesatz zu den Sammetröcken. Jetzt ist er weiser geworden — nach einem halben Jahrhundert. Blos als ob er seine einzige Zuflucht die gedrehte und rothe Robe des Finanz-Kanzlers trug, suchte er die brillantenen Westen der Stutzertage wieder hervor.

Benjamin sprach lange, brillant und mit schadenfrohem Sarkasmus. Die Wetten in den Clubs stiegen sofort zu Gunsten der Derbyten. Er wurde nie beleidigend, roh und bitter und behandelte den „noblen Viscount an der Spitze der Regierung" mit auffallender Höflichkeit, nannte ihn mehr als zwanzig Mal seinen „noblen, sehr ehrenwerthen Freund" und wies so, als spräche er zu ihm, mehr als sein Leben. Aber im Verlaufe der Rede wurde es sehr deutlich, daß sein nobler und sehr ehrenwerther Freund unendlich oft gefälscht und gelogen habe (was beiläufig ziemlich buchstaben thatsächlich richtig und erwiesen ist), und er, Benjamin, ohne es auszusprechen oder damit etwas Unhöfliches sagen zu wollen, seinen noblen und sehr ehrenwerthen Freund an der Spitze der Regierung im Stillen für einen Verräther, Dumbug, Heuchler, Spitzbuben und wahrscheinlichen Mörder seiner Großmutter hatte. Das brutter es auch, wie so oft, Benjamin Disraeli II. P. für die Großschaft Bucks. Er begann, wie gewöhnlich, schwerfällig, gewunden, niedergeschlagen, verlegen, wortsuchend; aber bald wurde er, wie gewöhnlich, nicht warm, aber spitz, vergiftet, vergoldet Pfeile schießend, Pfeile höllischer Bosheit, Pfeile mit raffinirter Geschicklichkeit und unwiderstehlem Erfolge. Wie gesagt, die Wetten in den Clubs und auf den Galerien stiegen sofort für die Derbyten nach seiner Rede. Er setzte sich mit triumphirender Miene. Sein nobler Freund an der Spitze der Regierung, obgleich abgehärtet und widerstandsfähig durch eine fünfzigjährige Praxis, zuckte mehrmals unter den Geschossen des spitzigen Orientalen. Freilich konnte man die Muskelarbeit in Palmerston's Gesicht nicht lesen: er sitzt immer mit dem Hut und das Licht fällt von oben. Blos wenn er aufsteht, um zu reden, zeigt es das alte, verbrauchte, leichenartige Gesicht und das aufsträubende weiße Haar ohne Hut. Still, er spricht.

Er fing an, wie Einer, der sich langweilt und es nicht der Mühe werth hält, viel Beleng zu machen, müde, nachlässig, verdrießlich. Aber er wies Mann und weiß nun auch mit höhnischem Spiel giftige Pfeile seitwärts auf seinen ärgsten Feind und dessen aristokratische Heerde abzusenden. Der souveraine Muthwille, mit welchem er 54 Jahre das Parlament verhöhnte und an der Nase herumführte, zeigte sich in den letzten Jahre zuweilen, wie auch diesmal, sodaß seine Bonmots und Anspielungen Ergetich, statt witzig herauskamen und wirkungslos abfielen. Aber seine alte, praktische Sicherheit, die ungeheure „Geschäfts-" und „Blag"-Kenntniß und die edle Frechheit, mit der er kneipet, behauptet, überzeugt und anflämpft, geben ihm immer wieder Ueberzeugkeit und Ansehen vor dem Parlaments-Hause, das, durch Bestechung, Gelt und Gunst zusammengeschwindelt, nur wenige tüchtige Männer und Redner noch aufweisen kann. Redenphrasen wie Lord Brougham oder Bright sind entweder zu alt oder ohne Macht mit ihrer humbugistischen Ehrlichkeit.

Und dieser alte, greisbrechtige Herr mit mehr als Siebenzig hinter sich, mit Gicht in den Gliedern und Verfall in Gesicht, dieser in Gemeinheit ihm klassisch und treffen bahnbrechende Dutzend-Mann ist alle der kirchbare Palmerston, der Feuerbrand Europa's, die thematige Vogelscheuche der Monarchen (als solchen hat ihn seitlich die reellere Vogelscheuche in Paris, sein Kößling und Freund, abgelegt), der grimmige „Caballero Bulwerton", bei dessen Namen spanische Schmuggler die Ruth schlagen, der verhaßte „Palmerstonii", den päpstliche Gendarmen in dunkelm Grausen für einen unterirdischen Alpen- oder Apenninen-Räuberhauptmann halten!

Was er eigentlich gesagt hat und die übrigen Redner sprachen, hat kängst in den Zeitungen gestanden. Wir geben alle mit Verachtung darüber weg und blicken auf die tumultuarische Scene: Divisel Divide! Abstimmung! Abstimmung! Alles abwut auf, hustet, spricht, schart mit den Füßen, reckt die Hälse und spannt mit weiten Augen nach allen Seiten, um Zeichen zu erhalten, wie's ausfallen werde. Man schreibt zur Divisel, wirklichen Theilung, da die Für- und Gegenstimmenden sich in verschiedene Vorzimmer zurückziehen und dann einzeln, persönlich, namentlich vor dem Stimmzimmer vorbeidefiliren, bis den Stimmen jeder Abtheilung aufgeschrieben wuß. Die Thüren werden von allen Seiten geschlossen. Niemand darf mehr herein. Einige Mitglieder haben sich im Vertrauen auf „Pairung" bei der Cigarre oder Flasche verplaudert und rennen eine halbe Minute nach Schluß gegen die unerbittlich geschlossene große Eichenflügelthür. Ihr „Gepaarter" kam noch zu rechter Zeit und verschafft der Gepaarten einen Vortheil von zwei Stimmen.

Was sind „Pairungen"? Es kommt vor in einer Sitzung wichtige Abstimmungen bevorstet; ehrenwerther Herr Parteimitglieder aber den Durst oder Hunger und wollen ruhig speisen, ohne im Falle einer Abstimmung ihrer Partei zu schaden. So gehen sie heraus in den Corridor, wo die whips oder „Einpeitscher" der verschiedenen Parteien mit Buch und Bleistift in der Hand stehen.

„Ich brauch' ne Paarung," schreit das hungrige conservative Mitglied. „Wie lange?"

„Bis 11½ Uhr."

„Haben Sie einen zum Paaren bis 11½ Uhr?" fragt der conservative Einpeitscher den liberalen.

„Wer will sich paaren bis 11½ Uhr?"

„Ich," schreit ein Liberaler.

„Mr. X., Sie sind mit Mr. N. gepaart bis 11½ Uhr."

Die Beiden weichen einander vorgeschrift, lüften die Hüte, werden in's Buch geschrieben und gehen ab zum Essen, Trinken, Rauchen oder sonstigen Privatvergnügungen. Sie werden oft vor der Parlaments-Diner- Zeit, 7—8 Uhr, Hunderte in einer halben Stunde „abgepaart". Da sie von den verschiedenen Parteien verpflichtet, daß sie sich bis zu der verabredeten Zeit beharrlichig der Theilnahme an der Abstimmung enthalten, so daß die eine Partei durch Zuvielenheit von Mitgliedern um der andern im Gleichgewicht bleibt. Diese Apparatungs-Contracte werden im Ganzen redlich gehalten, aber mancher „Gepaarter" verpfuscht sich und muß draußen stehen bleiben, bis die Abstimmung vorüber ist.

Es ist abgestimmt worden. Majorität von 33 gegen Derby, Disraeli, Schnigrell, Thesbaus ꝛc. Alles reicht auf, die Nachricht zu verbreiten. Die elektrischen Telegraphen zucken durch's ganze Land und unter dem Meere hin über ganz Europa. Dreschen und Canipagen füllen sich unten und rollen davon, daß die Pferdeuhr Feuer schlagen. Es ist zwei Uhr. In tausend hellerleuchteten Palästen und Hallen taumelt das „Ministerium" unter fliternen Kronleuchtern und Schüsselbecken. Im Parlaments-Gebäude wird's bald ruhig und dunkel, und nur die Policemen und Wächter trappen geräuschvoll durch die langen, dunklen, wiederhallenden Corridors. Die letzten „Late" sind mit den letzten Parlamentsmitgliedern aus dem „Palast-Hofe" unten abgefahren. Die Kutscher oben auf dem Bocke schimpfen und fluchen im Stillen über ihre Laune, da Parlamentsmitglieder als Uebelgeber nie mehr als die „schlechtesten" Zare bezahlen. Alles ist abgefahren. Blos der alte, rothe Bibermann an der Spitze der Regierung kann mit seinen Siebenzig und seiner Gicht ganz leicht zu Fuße herumtet, schalterte sein Parapitze und trollte heim zu Fuß.

London schreit nun zum ersten Male Ruhe zu haben. Aber es schreit nur so. In Tausenden von Familien wird noch prächtig gegessen und getrunken und das parlamentarische Ereigniß besprochen. Tausende von Scheren werden die Neden der Nacht aus den Tyger-Kissen zum Druck zusammen, und sie übergeben 8 Uhr von Millionen gelesen werden können. Tausende wanken oder schlafen obdachlos unter den gestirnhaft flackernden Gasflammen. Es ist still, aber wie oft hört man's winmern oder brüllen oder kreischen und athemlos stehen vor der verlegenden Polizei! London schläft nie.

Dem Aurbachschen Volkskalender ist die Ehre widerfahren, von der Regierung St. Majestät des Erzstuhl von Frankreich und der angrenzenden deutschen Provinzen verboten zu werden. Der Grund dieses lächerlichen Gebahrens kann nur in dem Andrecschen Beitrag „die natürlichen Grenzen" gesucht werden. Wenn den Preß-Spitzeln Sr. Majestät die Lektüre solchen Machwerks bitter schmecken, so ist das begreiflich; Menschen, welche in ihrer eisseitlen Frechheit so weit gehen, zu erkländen, „Europa müsse sich an das legitime Uebergewicht Frankreichs gewöhnen", die sich anmaßen, „nicht für Vergrößerung, sondern nur für civilisatorische Zwecke zu kämpfen" und sich dabei prahlerisch mit der strengsten Durchführung des Nationalitätenschwindels rühmen, während das deutsche Elsaß verwüstend, treu der kaiserlichen Nationalitätsverpreverungen, „sich überglücklich unter dem Scepter des großen Kaisers fühlt" — diesen Verzogen eines kosakenpatriotischen Despotismus muß es allerdings unangenehm in die Ohren gellen, wenn ihnen, wie in diesem Artikel, die Larve vom Gesicht gerissen wird und das Faunengesicht herausspratzt. Mehr als kindisch aber ist es, gegen einen sonst ganz unschuldigen Volkskalender, der außer Wahrscheinlichkeit nach nur in einzelnen Exemplaren nach Paris kommt, ein strengen Verbot ergehen zu lassen; es beweist nur, wie feige und unsicher diese gestürchteten Lenne über Meinungsäußerung einer obrigkeiten und offenen Presse gegenüberstehen.

Soeben erschien bei **Ernst Keil** in Leipzig:

Humoristisches Bilderbuch für große Kinder.

Illustrirtes Album gegen Langeweile.

Erstes und zweites Heft.

Preis à Heft 8 Neugroschen.

Dieses sehr anziehende Bilderbuch ist in dieser schweren Zeit der Noth ein drastisches Lachmittel zum Vertreiben der Langeweile im Eisenbahn-Waggon, in der Landwohnung im Bade u. s. w.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Mary Kreuzer.

Aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von Otto Ruppius.

(Schluß.)

Mary hatte mit großen, ernsten Augen und erhobenem Kopfe die Worte des Vertheidigers angehört, während ein leichtes Roth in ihr Gesicht getreten war. „Ich habe auf alles das nichts zu verschweigen, aber auch nichts zu bekennen," sagte sie, als der Advocat innehielt; „ich habe vor dem Unglücke den jungen Mr. Osborne nicht mehr als drei Mal in meinem Leben gesehen." Sie berichtete in kurzen Zügen, wie sie, unfähig englisch zu reden, ihn an der Einzäunung getroffen — wie er sie später auf den Wunsch des alten Kreuzer in seinem Schlitten nach Hause gefahren — und wie er zuletzt ihr auf dem Viehmarkt entgegengetreten. Sie gab sodann von der letzten nächtlichen Begegnung zwischen ihr und dem Gefangenen eine genaue Beschreibung.

Der Advocat hatte, während sie sprach, den Blick auf sie geheftet, als wolle er ihre ganze Seele durchdringen; des Mädchens Haltung schien aber darunter nur immer freier zu werden und an Würde zu gewinnen. „Und so glaube ich, Alles gesagt zu haben, was ich nur zu sagen weiß!" schloß sie; Osborne aber richtete ungeduldig den Kopf auf und erhob sich.

„Es ist das Alles nichts und es muß gerade herausgesprochen werden," begann er, „ein Mädchen wird natürlich nicht von selber reden. Die Welt sagt, mein Junge habe ein Liebesverhältniß mit der Miß hier gehabt, Kreuzer's Junge habe Beide bei ihren Zärtlichkeiten im Walde ertappt, und so sei das Unglück fertig gewesen. Und wenn ich mir das Weitere dazu rechne, so scheint mir die Geschichte sehr wahrscheinlich. Mein James, um gleich Alles zu sagen, hat an dem einen dummen Streiche nicht genug und erklärt mir ganz einfach, daß er, sobald er frei sei, das Mädchen, das um seinetwillen ihre Heimath habe verlassen müssen, heirathen werde. In Bezug auf die Heirath werden natürlich noch einige Worte gewechselt werden," setzte er ärgerlich lachend hinzu; „es läßt sich davon aber auf das Vorhergehende schließen, und wenn ich wünschte, Miß, Sie wären lieber irgend wo anders hin, als zu uns verschlagen worden, wenn ich aus dem Ganzen nicht viel Rühmenswerthes für eine Person, die eine junge Lady sein will, herausfinden kann, so werden Sie mich jetzt wohl verstehen. Das ist aber nur unter uns gesagt und weil Sie es so verlangten; der Jury gegenüber ist es etwas Anderes; da handelt es sich vor Allem darum, alle Fragen zurückzuweisen, durch welche Ihnen ein besonderes Interesse an meines Sohnes Freisprechung nachgewiesen und so Ihre Glaubwürdigkeit als Zeuge geschwächt werden könnte. — Fragen Sie, Sir, da die junge Lady jetzt wohl genug wissen wird," wandte er sich an den Advocaten, „und fragen Sie, wie Sie denken, daß es im Kreuzverhör geschehen mag, Sie werden dann wohl bald klar sehen!"

„Lassen Sie nur das Fragen, Sir," fiel Mary ein, in deren bleichem Gesichte die Augen in einem tiefdunklen, feuchten Glanze schimmerten, während ihre Stimme leise bebte; „ich werde sicher auf nichts mehr antworten; ich habe versprochen, mein Zeugniß abzulegen, aber nicht die fortdauernden, absichtlichen Beleidigungen eines Mannes zu ertragen, der mich hätte in Schutz nehmen sollen —" sie nahm einen neuen Anlauf zum Sprechen, aber als fürchte sie den Ausbruch ihrer Bewegung, erhob sie sich plötzlich und that einige Schritte nach der Thür.

„Halloh, Miß, warten Sie einmal!" rief Osborne, rasch aufspringend, „es hat kein Mensch daran gedacht, Sie zu beleidigen; aber bei einer Sache, wo es um Leben und Tod geht, muß voll herausgesprochen werden — und zuletzt verlangen Sie wohl auch noch von mir, ich soll zu dem letzten Einfalle meines Jungen Ja und Amen sagen, nur um Sie nicht zu beleidigen?"

Mary war stehen geblieben und hatte sich langsam umgedreht, ihr Blick war wieder klar und fest. „Was ich verlange, ist, daß Sie einem Mädchen, das für Sie gut genug ist, Ihren Sohn befreien zu helfen, das Sie hierher in eine achtbare Familie gebracht, ihre Ehrenhaftigkeit nicht nehmen — das Einzige, was sie besitzt. Sie möchten dem boshaften Geschwätz Recht geben, weil es vielleicht das Bequemste für Sie scheint, dadurch den ausgesprochenen Absichten Ihres Sohnes in den Weg zu treten; ich aber sage Ihnen, Major Osborne, daß ich erst würde gefragt sein wollen, was ich zu einer solchen Absicht sage, deren Erfüllung nur Alles bestätigen müßte, was jetzt über mich geredet worden mag. Ich bin jetzt eine Waise, Sir, die nur auf ihre eigene Kraft angewiesen ist; aber wenn die Erziehung dem Menschen eine Stellung geben kann, so glaube ich dieselbe Stufe einzunehmen und dieselbe Rücksicht zu verdienen, als Ihre eigenen Töchter, Sir, wenn Sie deren hätten. Seien Sie vollkommen wegen der Absichten Ihres Sohnes beruhigt, Mr. Osborne, mein Wort hat er nicht dazu!"

Sie wandte sich ab und ging hochaufgerichtet aus dem Zimmer. Einige Secunden lang herrschte das Schweigen der Ueberraschung unter den Zurückgebliebenen. „Wie alt ist das Mädchen?" begann endlich Osborne, der bis dahin den Blick auf die geschlossene Thür geheftet.

„Sie kann nicht viel über sechzehn Jahre sein," erwiderte der Hausbesitzer mit einem langsamen Kopfnicken; „sie muß aber

Digitized by Google

nach dem, was sie und und meiner Lucy, mit der sie Freundschaft gemacht, erzählt hat, schon viel Unglück erlebt haben, und das macht frühzeitig reif."

„Ich halte das ganze Gerede über die junge Lady für einen böswilligen Schwatz der Kreuzer's und ihrer Anhänger," begann jetzt der Advocat, „und ich traue meiner Menschenkenntniß so viel zu, daß ich rathen möchte, nur das als wahr zu betrachten, was sie als geschehen angibt. Ihre Erscheinung und ihre Weise, einer grundlosen Anschuldigung entgegen zu treten, wird viel günstiger auf die Jury wirken, wenn wir der Gegenpartei vollen Spielraum lassen, als wenn wir einzelne Fragen der Anklage unbeantwortet niederschlagen!"

„Gerade meine Meinung!" ward der Farmer ein, „und ich kann Ihnen nebenbei sagen, Major, daß Ihr James gar keinen üblen Geschmack hat!"

„Danke schön!" brummte Odborne, „mein Geschmack sind aber diese Deutschen, mögen sie nun aussehen, wie sie wollen, niemals gewesen, und der dumme Junge soll eher an etwas Anderes denken, als an ein Mädchen, das ihr bisheriger Pflegevater in New-York auf der Straße aufgelesen hat!" —

Mary war nach der Kammer gegangen, welche sie mit der Tochter des Hauses theilte. Bald aber kam diese, ihr verkündend, daß der Major mit seinem Begleiter das Haus verlassen habe — und von diesem Tage an fand Mary in der Familie eine erhöhte Herzlichkeit, eine Theilnahme, welche sich mehr in der Art, ihr zu begegnen, als in bestimmten Worten aussprach. James wurde zwar nach wie vor nicht erwähnt, desto mehr aber stand er vor Mary's Seele, nicht als Bild geheimer Sehnsucht oder stillen Verlangens, sondern als edler Mensch, der ihr vergelten wollte, was sie um seinetwillen verloren — wenn sie jetzt auch selbst zurückweisen mußte, was sie unter andern Umständen wohl glücklich gemacht haben würde.

So kam der Tag der eröffneten Gerichtssitzung heran, und von dem Major, welchen die Nähe der Entscheidung völlig schweigsam gemacht zu haben schien, abgeholt, wie von ihrer neuen Freundin Lucy begleitet, hatte Mary den Weg nach der Stadt angetreten. Osborne hatte dort, um seinen Advocaten aufzusuchen, die beiden Mädchen im Hotel allein gelassen; bald aber verließ auch die lebendige Lucy, von dem entstehenden Lärm auf der Straße angezogen, das Zimmer. Mary's Gedanken wandten sich, sobald sie allein war, der bevorstehenden Verhandlung, von welcher sie sich nur einen dunklen Begriff zu machen wußte, zu; trotz des Unbekannten aber, welchem sie entgegen ging, fühlte sie einen Muth in sich, für die Sache des Angeklagten einzustehen, der ihr ganzes Innere hob und kräftigte.

Kaum einige Minuten inzwischen mochte sie mit sich selbst beschäftigt gewesen sein, als Lucy mit verstörtem Gesichte zur Thür hereinstürzte. „Um Gotteswillen, das gibt ein Unglück — sie wollen ihn lynchen — komm und sieh selbst!" rief sie und ergriff die Hand der Freundin, diese mit sich aus dem Zimmer reißend.

Mary verstand nichts, als daß dem Angeklagten ein Unglück drohe, und selbst als sie, bleich von dem sie überkommenden Schrecken, auf dem Balcon des Hotels stand und mit mehreren der Inwohner, die sich dort bereits gesammelt, auf die heranziehende schreiende Menge blickte, konnte sie sich von der eigentlichen Natur des gestörtheiten Unglücks noch keine rechte Vorstellung machen.

„Da — sie wollen das Gefängniß stürmen, sie wollen ihn hängen! hörst Du?" rief Lucy entsetzt.

„Das gibt eine fürchterliche Geschichte. Fast lauter Deutsche, zu denen man nicht einmal einvernünftig reden kann, und eine Menge verdächtiges Gesindel darunter, das den Brand nur immer ärger schürt!" klang die Stimme eines nebenstehenden Mannes; „sie meinen, der Gefangene soll der Untersuchung entzogen werden — die alte Geschichte, sie wollen kurzen Proceß mit ihm machen — in fünf Minuten müssen sie das Gefängniß erbrochen haben!"

Mary überblickte die sich an dem Hotel vorüber wälzenden Menschen, und das Verständniß der drohenden Gefahr stieg mit einer Klarheit, die sie fast erdrückte, in ihrer Seele auf. Ihr Auge flog umher, ob nicht irgenwo eine Macht dem wahnsinnigen Haufen entgegenstrete; noch an die europäischen Begriffe öffentlicher Ordnung gewöhnt, schien es ihr unmöglich, daß selbst nur der Versuch zu einem Verbrechen, wie es hier beabsichtigt wurde, ungestraft gemacht werden könne. Aber in sichtlich sich immer steigernder Aufregung bewegte sich die Masse dem Countygefängniß entgegen, das unweit des Courthauses in einer Nebenstraße seine aus Balken gezimmerte, mit einer starken Thür versehene Vorderseite zeigte. Einige Aexte wurden plötzlich in den Händen der vordersten Gestalten, welche die Führer der ganzen Bewegung zu sein schienen, sichtbar; die Exit konnte schon fast berechnet werden, in welcher die Thür vor dem Anrange zusammenbrechen mußte, und Mary meinte, ihr Herz sich wie in einem Krampfe zusammenziehen zu fühlen. „Soll denn das wirklich geschehen?" wandte sie sich an die sie umstehenden Männer.

„Es ist eine Schande!" erwiderte der frühere Sprecher, „aber wer will sich dem Mob entgegenstellen, wenn er sich nicht selbst opfern will?"

Da fiel Mary's ruheloses Auge auf eine Gruppe, welche sich an einem der Häuser, einige Schritte abseits der wogenden Masse befand, und ihr Blick begann sich mit einem eigenthümlichen Feuer zu beleben. Der alte Kreuzer war es, der lebhaft gestikulirend zwischen drei oder vier Männern stand — kaum zwei Secunden ruhte des Mädchens Auge auf ihm, als sie, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, sich nach dem Innern des Hauses zurückwandte und von da die Treppe hinabeilte. Auf halbem Wege kam ihr hier der junge Advocat erhitzt und von Schweiß triefend entgegen. „Ist der Major oben?" rief er ihr zu und faßte, da sie an ihm vorbei eilen wollte, als hätten seine Worte kaum ihr Ohr berührt, ihren Arm.

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich!" rief sie leidenschaftlich, „oder das Unglück geschieht, ohne daß Jemand helfen kann!" Seine Hand löste sich, und sie stürzte weiter; er aber folgte, als wisse er nichts Besseres zu thun, dicht an ihrer Seite.

Mit fliegenden Schritten eilte das Mädchen der von ihr wahrgenommenen Gruppe zu und schob die Männer, welche den Alten umstanden, energisch zur Seite. „Vater, um Gotteswillen!" rief sie, die Hand des sichtlich betroffenen Farmers ergreifend, „wenn Du nicht selbst zum Mörder mit werden willst, so sprich ein Wort zu den Leuten! Auf Dich werden sie hören, müssen sie hören, Du hast das Recht hier und sonst Niemand. Du weißt, Vater, daß ich Dein gutes Kind gewesen bin, daß Dich lieb gehabt wie seinen leiblichen Vater und mir Du glauben darfst — Du weißt, wie der Heinrich um's Leben gekommen ist, und daß Alles Bosheit ist, was in einer andern Weise gesagt wird; jetzt hilf, daß ein wirklicher Mord verhütet werde, der Dir nimmermehr Ruhe lassen würde, wenn Du ihn hättest verhindern können —"

„Ich möchte's ja wohl, ich verdamme das ganze Treiben, ich hab's eben gesagt! aber wie kann ich helfen —?" rief der Alte, das Auge von dem Mädchen abwendend, und über die lebende Menge, die kaum noch zwanzig Schritte von ihrem Ziele entfernt war, blickend; — da klang ein heller Laut durch den Lärm, und auf der Treppenerhöhung, welche nach der Gefängnißthür führte, erschien eine kräftige Gestalt mit grauem Haar, mit beiden Händen beschwichtigend über die Menge winkend.

„Der Richter — hört ihn!" erklang es zugleich von verschiedenen Seiten; die Menge schien zu stutzen, und der Lärm minderte sich. Mit möglichster Anstrengung erhob der aufgetauchte Redner seine Stimme, und einige Secunden lang schien es, als solle er Gehör gewinnen; als aber die englischen Laute an die deutschen Ohren schlugen, begann der Lärm wieder zu steigen und wurde bald so arg, als er nur vorher gewesen. „Aus dem Wege mit ihm, er ist gerade so gut gekauft, wie die Andern!" wurde eine heiserne Stimme laut, und das jetzt folgende Geschrei verschlang die letzten noch hörbar gewesenen Laute des Redners.

Mit zitternder Spannung, Kreuzer's Hand fest in der ihrigen haltend, hatte Mary den Vorgang beobachtet. „Jetzt komm, Vater, sprich zu den Menschen, oder es wird zu spät!" fuhr sie auf, als der bisherige Sprecher Miene machte, seinen Platz zu verlassen. Sie hatte in der Verwirrung des Augenblicks englisch gesprochen, und ein plötzlicher Hoffnungsschein ging über das Gesicht des Advocaten an ihrer Seite. — „Du mußt, Vater!" fuhr sie energisch fort, als der Alte, wie im Kampfe mit sich, den Blick zur Seite wandte, „Du mußt, wenn Du an Dich selber und die Andern zu Hause denken willst; um Deinetwillen geschieht hier Alles, und auf Dich wird es allein fallen, wenn die That geschehen ist!"

„Sie hat Recht, Sir!" trat der Advocat drängend hinzu; „stören Sie keinen Augenblick, wenn Sie nicht um des fremden Gesindels willen, das nur des Skandales wegen die Sache angezettelt hat, sich selber unglücklich machen wollen!"

Digitized by Google

„Denke an Deinen guten Namen, Vater!“ rief Mary in ängstlicher Bitte; Kreuzer aber hatte den Blick über die ihn umgebenden Männer laufen lassen, hatte gesehen, wie die Augen bei Erwähnung einer möglichen Verantwortlichkeit die Blicke des Advocaten zu vermeiden suchten, wie eine Bewegung sich unter ihnen zeigte, als möchte Jeder bei der ersten Gelegenheit sich zurückziehen, und sein braunes Gesicht überflog ein dunkeles Roth des Aergers. Mit einem finstern Kopfnicken wandte er sich nach dem Advocaten: „Ist schon recht, lassen Sie uns den kürzesten Weg suchen!“ und in der nächsten Secunde waren Beide, an den Häusern hineilend, zwischen den Menschen verschwunden.

Der Richter hatte nach einem erneuten Versuche, sich Gehör zu verschaffen, soeben mit einem trüben Kopfschütteln seinen Platz verlassen, und ein betäubendes Geschrei folgte seinem Verschwinden, als an derselben Stelle sich das unwillig verzogene Gesicht und die breite Gestalt des alten Farmers erhob.

„Kreuzer, Kreuzer! Hurrah für Kreuzer!“ rief es jetzt von allen Seiten; der Angerufene aber ließ finster den Blick über die Masse schweifen, und kaum schien es der mahnenden Ruhe zur Ruhe zu bedürfen, um den soeben noch unstillbaren Lärm in ein erwartungsvolles Schweigen zu verwandeln.

„Hab' ich hier Bekannte darunter?“ begann jetzt der Alte mit weithin tönender Stimme.

„Ja, ja!“ schrie es massenhaft von allen Seiten.

„Gut, zu denen spreche ich auch nur, und ich möchte ihnen blos hier laut und deutlich sagen, daß von meiner Seite nicht die geringste Ursache zu dem jetzigen Spectakel und was damit zusammenhängt, gegeben worden ist, und daß Jeder für das, was er etwa hier thut, selber die Verantwortlichkeit auf seinen Kopf zu nehmen hat. Das Unglück liegt schwer genug auf mir, als daß ich noch das, was aus der Geschichte hier entstehen muß, auf mich laden mag, und wer jetzt geglaubt hat, mir eine Freundschaft zu erweisen, der kennt nun meine Meinung. Uebrigens denke ich, wenn ich zufrieden bin, kann's auch jeder Andere sein, der nicht blos des Krawalls halber hier losschreit und sich nichts daraus macht, ob er ordentlichen Leuten damit eine böse Suppe eindreckt. So, und nun mag Jeder thun, wozu er Lust hat.“

Mit einem kräftigen Kopfnicken trat er zurück und verschwand; die erhitzte Menge aber erschien wie plötzlich mit kaltem Wasser übergossen. Wohl wurden an verschiedenen Orten die früheren aufreizenden Rufe laut, aber die Antwort blieb aus, und die Menschen in ihren Bewegungen wandten sich nicht mehr dem Gesängnisse zu, sondern begannen durch einander zu wogen; die Masse schob sich auseinander, bald trennten sich hier und dort einzelne Haufen ab, denen andere nachfolgten, und in einer Zeit, so kurz wie es nach dem erregten Zustande der Menge kaum für glaublich gehalten worden wäre, hatte sich diese in zahlreiche, eifrig sprechende Gruppen zertheilt.

Eine Viertelstunde später gaben nur noch einzelne, vor den verschiedenen Trinklocalen versammelte kleine Haufen Zeugniß von der stattgehabten Aufregung.

Kreuzer hatte, als er die Treppenerhöhung verlassen, sich nach den Häusern zur Seite der Straße gewandt, um schnell dem Gewühl zu entkommen, fühlte aber kräftig seinen Arm gefaßt. Aufblickend sah er in des Majors Gesicht, in welchem sich noch alle Empfindungen, welche der stattgehabte Auftritt in ihm erzeugt, wiederspiegelten. Zu seiner Seite befand sich der Advocat.

„Einen Augenblick nur kommen Sie mit mir, Mr. Kreuzer,“ sagte der Erstere, faßt krampfhaft die Hand des alten Farmers fassend, „ich habe nicht verstanden, was Sie gesprochen haben, aber ich sehe es an den Menschen um und; ich kann Ihnen jetzt nicht so danken, wie ich es möchte —“

„Haben mir nichts zu danken, Sir,“ unterbrach ihn der Alte, seine Hand zurückziehend, „wenn ich hier etwas gethan habe, ist es meinethalber und sonst keines andern Menschen wegen geschehen. Wollen Sie sich durchaus bedanken, so thun Sie's bei der Mary, ohne die es mir gar nicht eingefallen wäre, ein Wort zu reden, und — ja das wollte ich sagen, weil es gerade so paßt — Sie haben jetzt das Mädchen bei Bekannten untergebracht; machen Sie gut an ihr, was sie durch das Unglück in meiner Familie verloren hat. Ich hätte sie nicht von mir gelassen, wenn es angegangen wäre; es ist ein Kind, so brav, als es nur eins gibt, war aber zu fein für uns, sonst wäre wohl auch Alles anders gekommen. Denken Sie daran, Sir, wenn Ihr Sohn ohne großen Schaden durchkommen sollte, daß Sie an der Mary vergelten mögen, was Sie an den Kreuzer's nicht gut machen können!“ Er nickte ernsthaft und schritt dann zwischen die Menschen hinein.

„Wenn die Gefahr vorüberzieht, haben Sie wirklich der jungen Lady das Meiste zu danken, Major,“ sagte der Advocat, den Blick über die Menschen schweifen lassend, „und ich denke, das Schlimmste ist vorüber. Sie war die Einzige, welche das rechte Hülfsmittel erkannte, und als sie sich unter die Menschen warf, verstand ich selbst nicht eher, was sie wollte, bis ich sie den Alten fast zwingen sah, zu reden. Aber wo ist sie jetzt? Wir müssen jedenfalls nach ihr sehen! Und hier ist noch ein guter Gedanke,“ fuhr er fort, als Osborne, vor sich nieder blickend, an seiner Seite hinschritt, „der mir bei dem, was Kreuzer über die junge Lady geäußert, durch den Kopf geschossen ist —“ er schien auf eine Aeußerung seines Begleiters zu warten, Osborne aber gab keine Antwort und schritt, als habe er kaum gehört, mitten durch die sich zerstreuende Menge, dem Hotel zu.

Am nächsten Morgen war das Städtchen nicht weniger gefüllt, als am Tage vorher; ein einziger Blick aber belehrte das kundige Auge von der Verschiedenheit zwischen der heutigen und gestrigen Menge. In merkwürdiger Schnelle hatte sich die Nachricht von dem „dutch Mob“ in der ganzen Umgegend verbreitet und das gesammte Amerikanerthum für den Fall herbeigezogen, daß ein erneuter Auflauf der Deutschen stattfinden sollte. Von diesen hielt sich aber kaum hier und da ein Gesicht blicken, und die Gerichtsverhandlung nahm in voller Ordnung von den gedrängten Zuschauern ihren Anfang.

Mary, unweit des Vertheidigers auf dem Zeugenplatze, verwandte bleich und ruhig den Blick nicht von dem Richter und dessen nächster Umgebung, selbst nicht, als die entscheidende Bewegung unter den Zuhörern die Einführung des Angeklagten verkündete. Sie wußte, daß von heute wieder ein neuer Abschnitt ihres Lebens beginne. Der Major hatte gestern die beiden Mädchen, ohne mit einem Worte des Geschehenen zu erwähnen, wieder nach Hause gefahren, und so lebendigen Antheil auch die Mitglieder der Farmersfamilie an den stattgehabten Vorfällen nahmen und der Farmer ihr zum ersten Male erklärte, sie möge sein Haus, komme was da wolle, so lange als ihre Heimath betrachten, als sie einer solchen bedürfe, so fühlte sie doch mehr als je, daß sie es sich selbst schuldig sei, mit der Verfolgung der jungen Verirrte, auf welche sie sicher rechnete, die unmittelbare Nachricht zu verlassen. Sie hatte die bestimmte Ahnung, daß sich James von seinem Vater nicht abhalten lassen werde, ihr zu vergelten, was er ihr schuldig zu sein glaubte; die ganze Weise indessen, in welcher der Major sie behandelt, hatte einen Stolz in ihr wach gerufen, der ihr vorschrieb, eher jeden innern Schmerz und jede äußere Entbehrung zu ertragen, wenn sie dadurch die niedrige Meinung dieses Mannes über sie vernichten konnte, als durch ein Nachgeben ihrer eigenen Neigung alle die hämischen lautgewordenen Voraussetzungen zu rechtfertigen.

Die Anklage auf Mord war verlesen, der Gefangene hatte sein „Nicht schuldig!“ erklärt, und die Vertheidigung rief das einzige vorhandene Zeugniß zum Nachweis auf, daß nur ein Todtschlag, und zwar in Selbstvertheidigung erfolgt, vorliege. Mary gab nach ihrer Vereidigung den Geschehene in allen seinen Einzelheiten, und die anschauliche Klarheit, mit welcher dies geschah, verbunden mit der anfänglich leise bebenden Stimme und dem ruhigen, bleichen Gesichte machten auf Jury und Publicum einen sichtlich günstigen Eindruck. Jetzt erhob indessen der Staatsanwalt den Kopf und erklärte, wie Angesichts des nur zu deutlich ausgesprochenen Mißtrauens, das unter den deutschen Bürgern des County's herrsche, die strengste Untersuchung eine gebieterische Pflicht werde, und begann hierauf das Unwahrscheinliche eines Angriffs, ganz ohne dazu gereizt worden zu sein, wie ihn der Todte gegen einen langjährigen Nachbar ausgeführt haben solle, darzulegen. Nicht allein diese ersichtliche Lüge in dem Zeugniß schwäche letzteres, erklärte er, sondern auch noch ein anderer Umstand. Nach den Ergebnissen der Coroners-Untersuchung habe der Mord in einem von dem Festplatze abseits gelegenen Theile des Waldes stattgefunden. Sicher aber folge eine junge Lady nur dem entimsten Bekannten so weit ab von der Gesellschaft, und die Anklage sei wohl berechtigt anzunehmen, daß ein Verhältniß zwischen der Zeugin und dem Angeklagten stattgefunden habe, welches die Erstere jetzt auf die natürlichste Weise bewege, die eigentliche Ursache des Streits

unerwähnt zu lassen. Das ganze Zeugniß sei deshalb äußern und innern Gründen nach von so geringer Bedeutung, daß die Jury sich hüten möge, ein besonderes Gewicht darauf zu legen. Die vollbrachte Tödtung sei von dem Angeklagten bereits zugestanden, und so müsse die Anklage bei einem gänzlich mangelnden annehmbaren Entlastungszeugniß auf ihren ursprünglichen Forderungen stehen bleiben.

Jetzt erhob sich der Vertheidiger und begann die traurige Stellung der Anklage zu geißeln, welche, um die Idee eines eingebildeten Verbrechens aufrecht zu erhalten, kein anderes Mittel wisse, als, trotz des von der Zeugin abgelegten Eides, nicht allein die Glaubwürdigkeit derselben auf die vagsten Voraussetzungen hin zu bezweifeln, sondern sich sogar nicht scheue, in verdrehter Weise die Ehre einer achtbaren jungen Dame, welche, nur ihrem Pflichtgefühle folgend, auf dem Zeugenstande erschienen sei, anzugreifen. Zufällig sei er diesmal im Stande, fuhr er fort, die hohe Respectabilität seiner Zeugin und die gänzliche Grundlosigkeit aller Voraussetzungen seitens der Anklage nachzuweisen, und damit zugleich die Freisprechung des Angeklagten über allen Zweifel zu erheben — wolle das Gericht ihm nur erlauben, einen Zeugen zur Feststellung des ersten Zeugnisses vorzuführen, dessen Glaubwürdigkeit in dem vorliegenden Falle wohl nicht wieder beanstandet werden könne. Er wandte das Gesicht nach dem Zuschauer-Raume, und zwischen den Menschen hervor trat der alte Kreuzer. Ein Summen und Murmeln erhob sich plötzlich, der tiefe Eindruck, welchen seine Erscheinung machte, war unverkennbar. Er leistete statt des Zeugeneid und sprach dann unter einem tiefen Schweigen der Anwesenden:

„Ich bin aufgefordert worden, als ehrlicher Mann zu sagen, was ich über das junge Mädchen hier weiß, und ich muß es thun, wie auch die Sachen stehen mögen, denn es hat noch niemals ein wahreres und besseres Kind gegeben, als sie ist; das sag' ich, wenn ich auch, als das große Unglück über mich kam, selbst Unrecht that in meinem Schmerze. Und so sage ich auch, weil es die Wahrheit ist, daß Alles, was da von Liebesgeschichten und dergleichen geredet worden ist, ihr nur im Hasse nachgesagt worden kann. Das Kind ist nicht eine Stunde des Tags aus meinen Augen gekommen, und nach dem Picknik, wo der schreckliche Schlag über uns kam, ist sie nur gegangen, weil ich es verlangte. Ich sage, es ist das Sündhafteste, einer elternlosen Waise, der das Schicksal ihre einzige Heimath, die sie hatte, genommen, auch noch die Ehre und den guten Ruf stehlen zu wollen — mich drängt es, das zu sagen, und mein armer Heinrich, der jetzt nichts mehr von irdischer Rache weiß, wird mir Recht geben, wenn er jetzt hierher sehen kann!"

„Vater Kreuzer!" rief in diesem Augenblicke Mary aufspringend und die Hand des Alten erfassend.

„'s ist schon recht, Kind," erwiderte dieser, seine Linke auf des Mädchens Kopf legend; „es hat nicht sein sollen mit uns, wie ich es mir ausgedacht hatte; das Schicksal hat eine Wand zwischen uns gezogen, über die wir Beide nicht hinaus können. Aber so lange ich es verhindern kann, sollen sie Dir wenigstens Deine Reputation nicht nehmen!"

Er trat langsam in den Zuschauerraum zurück, während Mary ihren bisherigen Platz suchte, und noch eine volle Minute lang schien der Eintritt der Scene jeden Laut unter den Zuschauern niederzuhalten.

Die Anklage hatte auf das weitere Wort verzichtet, die Jury hatte sich nicht einmal von ihren Plätzen erhoben, sondern nach kurzem Wispern das „Nicht schuldig!" durch ihren Vorsitzenden verkünden lassen, und der Angeklagte war im Nu von zahlreichen Freunden umringt, die, fast ohne noch der Richter die Verhandlung geschlossen, ihn in ihrer Mitte davon führten. Auch der Vertheidiger war dem allgemeinen Zuge gefolgt und Mary sah sich plötzlich allein, bis sie endlich ihre Freundin Lucy sich nach ihr durchdrängen sah.

„O, Mary, es war so rührend, und Du hast so viele Freunde gewonnen!" rief diese ihre Hand fassend. Jetzt erschien aber auch der Vater der Sprechenden, nahm mit einem herzhaften: „So muß' es kommen!" gegen Mary die Arme der beiden Mädchen unter die seinigen und führte sie zwischen den davon strömenden Menschen aus dem Saale.

„Ich denke, wir lassen jetzt die Osborne's wo sie sind," sagte er, als das Courthaus hinter ihnen lag, „sie werden doch sobald von ihren Freunden nicht loskommen, und das Beste ist, wir fahren gleich nach Hause!"

„Nur noch einen Augenblick, Sir!" rief Mary, ihren Arm frei machend. Sie sah den alten Kreuzer soeben unweit über die Straße gehen und war mit einigen Schritten an seiner Seite. „Vater Kreuzer, ich habe Dir noch nicht gedankt!" begann sie, seine Hand ergreifend, „und wie geht's zu Hause?"

Der Alte sah ihr trübe in das erregte Gesicht. „Du hast nichts zu danken, Kind," sagte er, „ich kam ja nur der Aufforderung Eueres Advocaten nach, um wieder in etwas gut zu machen, daß ich in meinem Leide Dich so allein in die Welt hinausgeschickt hatte. — Es geht nicht gut daheim, Mary," fuhr er den Kopf schüttelnd fort, „die Mutter, weißt Du, hat sich beinahe nur von der Hoffnung genährt, den James hängen zu sehen; dabei ist sie aber jeden Tag schwächer geworden und liegt nun schon seit ein paar Tagen fest. Sie hat mich gestern und heute in die Stadt getrieben — was aber mit ihr werden wird, wenn sie hört, daß der James Osborne ganz frei aufgegangen — und ich habe doch vor Gott und meinem Gewissen nicht anders handeln können — weiß ich nicht. Ich habe so einen Gedanken, Alles zu verkaufen und hinüber nach Missouri zu ziehen, wo das Land noch besser sein soll als hier herum — wir werden ja sehen, wie Alles kommt!" Er nickte dem Mädchen trübe zu und schritt seines Weges weiter. —

Mary war mit ihren Freunden auf deren Farm angekommen, aber noch ehe eine Viertelstunde verstrichen war, hielt auch Osborne's Wagen vor dem Thore der Einzäunung. Ein nervöses Zittern überfam das Mädchen, als sie von ihrer Kammer aus den Major und dessen Sohn auf das Haus zukommen sah. Als aber Lucy zu ihr hereinsprang, um sie von dem Besuche und dessen Wunsche, sie zu sehen, in benachrichtigen, deutete nur noch eine tiefe Blässe ihre innere Erregung an.

Als sie die Vorderstube betrat, in welcher die Familie die Angekommenen umringte, eilte ihr James mit ausgestreckten Händen entgegen. „O, es war unrecht, Miß Mary, daß Sie sich so schnell davon machten, ohne und nur ein Wort zu Ihnen zu gönnen!" rief er. Dann aber, wie von ihrem Ernste betroffen, sah er ihr zwei Secunden lang schweigend in die dunkeln Augen. „Haben Sie denn keinen Gruß für mich, Mary?" fragte er endlich.

„Es ist vielleicht das Beste, Mr. Osborne," erwiderte sie gerrückt, während ein leiser Roth in ihre Wangen stieg und wieder ging, „wir haben überhaupt keinen Gruß mehr für einander. Sie erhalten sich damit die Zufriedenheit Ihres Vaters, und ich werde nicht mehr nöthig haben, um meinen guten Namen fürchten zu müssen!"

Sie sah ihm mit einem so bestimmten und doch so schmerzlichen Ernste in die Augen, daß ihm das Wort auf der Zunge zu sterben schien.

„Mary, ich weiß nicht ganz, was Sie meinen. Ich weiß aber doch, daß ich jetzt nicht so von Ihnen gehen kann!" sagte er endlich, ihr auf's Neue die Hand entgegenstreckend.

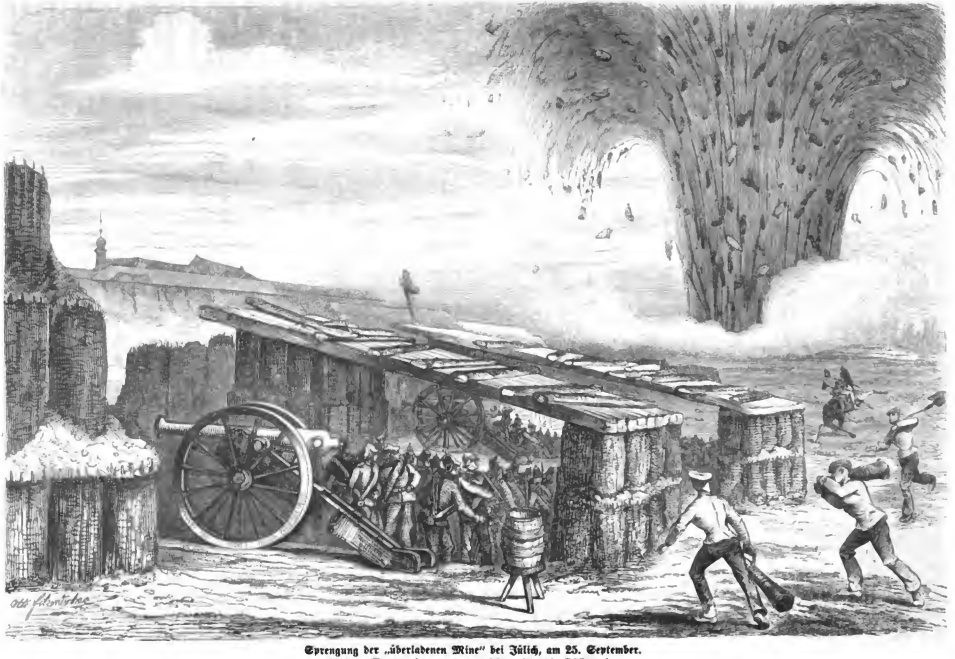
„Gehen Sie nur, Mr. Osborne," erwiderte sie, leicht ihre Hand in die seine legend, „und wenn Sie wirklich glauben, mir etwas schuldig zu sein, so lassen Sie mich als unsern Abschied gelten!" Sie schien noch etwas sagen zu wollen, drehte sich aber plötzlich um und schritt aus dem Zimmer.

Der alte Major hatte mit steif zusammengezogenen Augen die Scene beobachtet. Der Farmer aber, als habe er kaum etwas Anderes erwartet, nickte nur mit dem Kopfe, als sich die Thür hinter dem Mädchen schloß.

Als Lucy der Freundin nach einigen Minuten folgte, fand sie die Kammerthür verschlossen, und erst am späten Nachmittag kam Mary mit rothgeweinten Augen wieder zum Vorschein. — Niemand im Hause aber schien es zu bemerken, keine Anwendung des stattgehabten Auftritts fiel, und erst mit beginnendem Abend drückte Lucy mit vielsagendem Blicke der Freundin ein kleines Couvert in die Hand. „Ich habe es soeben von ihm!" flüsterte sie und wandte sich wieder davon.

Mary stand und hielt das erhaltene Papier, als dürfe sie kaum die Finger darum schließen. Als sie sich aber allein sah, flog sie nach der gemeinschaftlichen Kammer hinauf, verschloß die Thür von Neuem und öffnete dann mit einem leisen Beben ihrer

Digitized by Google



Sprengung der „überladenen Mine" bei Jülich, am 25. September.
Nach der Natur aufgenommen von Filentscher in Düsseldorf.

Hände das Billet. Sie sah nicht nach der Unterschrift, sie begann langsam, als wolle sie jedes Wort erwägen, zu lesen:

„Theuere Mary!

Ich habe mit meinem Vater ein langes, ernstes Gespräch gehabt und begreife jetzt die Gründe Ihrer Handlungsweise, die mich heute Mittag vollkommen zu Boden schlug. Ich reise morgen früh von hier ab und werde Sie in zwei Jahren nicht wieder sehen — was mein Schicksal nach meiner Rückkehr sein wird, liegt einzig in Ihrer Hand.

Ich habe meinem Vater versprochen, nichts mehr als diese Nachricht Ihnen zugehen zu lassen, und ich will ehrlich gegen ihn sein, damit ich später auch volle Ehrlichkeit von ihm fordern kann.

Gedenken Sie Ihres

James Osborne."

Noch als bereits die volle Dunkelheit hereinzubrechen begann, saß das Mädchen auf dem eingenommenen Platze, den erhaltenen Brief in der herabgesunkenen Hand und das Auge träumend durch das offene Fenster gerichtet.

Es war kein Wort über Mary's fernern Aufenthalt in dem Hause geredet worden, aber unter den Familiengliedern herrschte ein Ton, als verstehe sich ihr längeres Bleiben von selbst. Wohl war es dem Mädchen in den ersten Tagen gewesen, als dürfe sie eine Rückkehr nicht annehmen, die kaum auf etwas Anderes als auf das Mitleid mit ihrer vereinsamten Stellung gegründet sein konnte. Intessen hätte sich eine Aenderung ihrer augenblicklichen Lage nur durch den Uebertritt in ein dienendes Verhältniß herbeiführen lassen, und so wenig sie auch früher den geringsten Anstoß daran genommen, so war es ihr doch jetzt, als müsse ein derartiger gesellschaftlicher Rücktritt ihre ganze Zukunft vernichten, die jetzt nur wie ein Traumgebild, das sie nicht zu berühren wagte, in ihr lebte. So schwieg sie und suchte in regem Bestreben sich nützlich zu machen, ihre neue Heimath zu verdienen, und das stille Lächeln der Hausfrau, wenn es in Lucy zu erwachen schien, als wolle sie nicht hinter der Freundin zurückbleiben, wie die launigen, wohlwollenden Worte des Farmers zeigten ihr eine Anerkennung, die ihr mit jedem Tage mehr ihre Sicherheit zurückgab.

Es war Abend Wochen später, als an einem Nachmittage der kleine George Kreuzer auf der Farm erschien und in seiner Freude, die frühere Schwester wieder zu sehen, fast des Auftrags vergaß, der ihn hergeführt. Die Mutter sei so krank, berichtete er endlich, und wolle Mary gern sprechen, und Vater lasse recht sehr bitten, daß sie komme. Das Mädchen verfärbte sich einen Schatten, machte sich aber sogleich zum Mitgehen fertig.

Kreuzer mußte nach den Beiden ausgesehen haben, denn er kam ihnen schon auf halbem Wege nach der Einzäunung entgegen.

„Es ist ganz recht, Mary, daß Du kommst," sagte er, dem Mädchen trübe die Hand reichend, „ich denke, Mutter wird es nicht mehr lange machen — es sitzt ihr innerlich, weißt Du, wo kein Doctor dazu kann — aber komm herein!"

Mary überschritt die so bekannte Schwelle, und aus dem Bette im Vorderzimmer sah ihr die fast zum Skelett abgemagerte Gestalt der Frau entgegen. Sie machte einen Versuch, sich aufzurichten, als sie das Mädchen bemerkte, fiel aber matt zurück, und die Letztere beeilte sich, den Stuhl neben dem Bette einzunehmen.

„Ich mußte Dich noch einmal sehen, Mary," sagte sie mit einer Stimme, die von ihrem früheren Tone nichts als die eigenthümliche Härte behalten zu haben schien, „damit ich meinem Heinrich einen Gruß von Dir bringen kann. Er hat gemeint, Du wolltest nichts von ihm wissen, und der Osborne's Junge müsse es Dir angethan haben; davon ist das ganze Unglück hergekommen, ich hab's wohl gewußt. Und nun freut's mich jetzt, daß ich ihm eine andere Nachricht bringen kann — 's ist recht brav von Dir, daß Du den Andern hast ablaufen lassen! Er ist jetzt fort nach Europa, hör' ich — wenn er aber auch an's Ende der Welt ginge, wird er doch dem Wiedersehen mit meinem Heinrich nicht entlaufen können!" Sie nickte einigemal still vor sich hin, dann sanken langsam ihre Augen zu, und als Mary sich süser sie beg, war sie eingeschlafen.

Das Mädchen erhob sich leise, warf einen Blick durch das Zimmer, welches den gänzlichen Mangel einer ordnenden Hand verrieth, und traf auf den weichen Blick des Alten. „So hat sie bis jetzt noch keinen anderen Gedanken gehabt, als den Heinrich," sagte er halblaut; „komm heraus, daß wir sie nicht stören!"

„Ich denke, Vater," begann Mary, als sie in's Freie traten, „ich komme jeden Morgen herüber und sehe nach der Wirthschaft, bis Mutter sich wieder erholt hat."

„Wenn Du's wolltest, Kind, es wäre gut für uns Alle!" nickte Kreuzer, „vielleicht, wenn Alles wieder in rechten Zug kommt, wendet sich dann auch die Krankheit der Mutter; ich weiß sonst nicht, auf was ich noch eine Hoffnung setzen soll!"

„Morgen früh bin ich bei guter Zeit hier," erwiderte sie, dem Alten die Hand reichend, und von einem Händedruck begleitet, der fast zu wohlgemeint für ihre feinen Finger war, machte sie sich auf den Heimweg.

Als sie am andern Morgen Kreuzer's Haus betrat, fand sie die Frau todt und das Haus von den nächsten Nachbarn gefüllt.

Die Zeit verging. Kreuzer hatte wirklich seine früher ausgesprochene Absicht ausgeführt, hatte seine Farm verkauft und die Gegend, die ihm so viel Herzeleid gebracht, verlassen. Sein Käufer aber war Osborne gewesen, und die Deutschen umher behaupteten, der Major habe nur einen so hohen Preis bezahlt, um den Alten bald aus der Nachbarschaft wegzubringen und so alle Erinnerungen an die vergangenen Dinge zu vernichten. Einigermaßen im Einklang damit stand wenigstens, daß der Käufer das Haus abbrechen und den Platz umher zu einem gewöhnlichen Maisfelde umpflügen ließ.

Mary, noch immer in der Familie des amerikanischen Farmers, war zu einer vollen, rosigen Jungfrau herangeblüht, und kein gesellschaftlicher Kreis in der Umgegend galt für vollständig, dem sie mit ihrer Freundin Lucy nicht beiwohnte. Lucy war bereits nach Jahresfrist Braut geworden; so viel begehrliche Augen aber auch auf Mary fielen, so viele laute, prüfende Worte, trotz des bekannten geringen Vermögens, welches sie besaß, laut wurden, so wenig schien sie doch von dem Vorzug, welchen sie genoß, zu wissen oder auch nur den leisesten Unterschied in Behandlung der jungen Männer, welche sie umschwärmten, machen zu können. Mancher Besuch ward in der Familie mit augenscheinlich bestimmter Absicht abgestattet, aber niemals fiel seitens der „alten Leute" auch nur das kleinste andeutende Wort gegen das Mädchen.

So war bereits der dritte Sommer herangekommen, welchen Mary in ihrer neuen Heimath verlebte, und sie war eines Morgens im Hinterzimmer mit Ordnung der Hauswäsche beschäftigt, als der Farmer hereintrat und sich mit einem eigenthümlichen Lächeln auf dem nächsten Stuhle niederließ. „Wir haben eine Einladung für morgen," sagte er, „und wenn wir Uebrigen auch nichts dagegen haben konnten, so habe ich doch in Bezug auf Sie noch nicht zugesagt. Der älteste Sohn vom Major Osborne, der Lieutenant, ist gekommen, um für eine längere Zeit Abschied zu nehmen; er ist nach irgend einem Fort hinten bei den Indianern commandirt, und so will der Vater zu seinen Ehren morgen noch eine „Partie" geben."

Das Mädchen sah starr auf ihre Stickerei nieder und schüttelte langsam den Kopf. „Sie glauben doch selbst nicht, daß ich bei der Einladung mit gemeint sein kann;" erwiderte sie mit halber Stimme, „und wenn es wäre, so wissen Sie eben so gut, daß ich nach Allem, was mir der Major gesagt, zumal da er es nicht einmal eines Wortes der Entschuldigung gegen mich werth gehalten, nicht hingehen könnte!"

„'s ist schon recht und es war ungefähr, was ich vermuthete!" nickte der Farmer, „er mag die Pille einmal schlucken. Uebrigens denke ich, Sie werden morgen nicht gar zu lange ohne uns sein!" Er erhob sich mit einem sonderbaren Lächeln von Befriedigung und verließ das Zimmer.

Mary wechte etwas blässer sein als gewöhnlich, als die Familie am andern Tage nach des Majors Farm abfuhr, aber ihre sichere Haltung beim Abschied sprach deutlich aus, daß sie der Gründe ihres Daseins sich voll bewußt war.

Fast zwei Stunden hatte sie im Vorderzimmer, eine Näthereі auf dem Schooße, verbracht, bald durch die offene Thür in die sonnige Waldlandschaft hinausblickend und ihren Gedanken nachhängend, bald, wie sich selbst auf verbotenen Wegen ertappend, eilig ihre Arbeit aufnehmend, als sie einen leichten Wagen an dem Thor der Einzäunung halten, und mit einem Gefühle, das wie

Digitized by Google

ein Schrecken ihren ganzen Körper durchzuckte, den Major herausspringen sah. Als der Angekommene in die offene Thür trat, stand sie, bleich wie die Wand, in der Mitte des Zimmers; Jener schien sich indessen kaum viel an das Aeußere ihrer Erscheinung zu kehren.

„Ich muß Ihnen sagen, Miß," begann er, während es wie unterdrückter Humor zwischen seinen Augen spielte, „daß ich es für unrecht halte, einem alten Knaben, wie mir, zwei Jahre lang Dinge nachzutragen, die längst vergessen sein sollten. Es war eine böse Zeit, damals, und es mag manches Wort gefallen sein, von dem ich heute nicht einmal mehr etwas weiß. Jetzt geben Sie mir Ihre Hand — ich sage Ihnen, es thut mir leid, was auch damals geschehen sein mag; wir kannten und eben zu der Zeit noch nicht — und ich werde's nicht wieder thun!"

Mary sah den so ungewohnten Ausdruck in dem Gesichte des Sprechenden, sah die ihr entgegengestreckte breite Hand, und ein fast krampfhaftes Zittern überlief ihren Körper. „Ich habe nie mehr verlangt, Major, als daß Sie mich mit andern achtungswerthen Mädchen auf eine Linie stellen!" sagte sie leise, mit Macht versuchend, ihrer Herr zu werden, und legte ihre Hand in die dargebotene.

„So, das ist also abgemacht, jetzt rent mich auch nicht der Weg hierher;" sachte der Alte in sichtlichem Vergnügen — Mary hatte ihn noch nie lachen hören — „und nun ziehen Sie sich ein anderes Kleid für die Gesellschaft an, ich warte so lange, und dann gehen Sie mit mir!"

Sie hatte das Zimmer verlassen, ohne sich dessen recht bewußt zu sein; als sie aber die Treppe nach ihrer Kammer hinauf sprang, klang es in ihr wie hundert Engelsstimmen. Sie hatte wohl noch nie so schnell als jetzt ihren Anzug beendet, und doch fühlte sie ihren ganzen Körper zittern; sie nahm sich nur noch Zeit, die Magd von ihrer Entfernung zu benachrichtigen. — Erst als sie, von dem flüchtigen Rappen gezogen, sich ein ganzes Stück von der Farm entfernt fand, kam sie zu eigentlichter, klarer Besinnung. Neben ihr saß wortlos der Major, das Pferd zur Eile treibend, aber mit demselben Zucken des Humors zwischen den Brauen, das Mary bei seiner Ankunft bemerkt; die Felder und Waldstrecken flogen an ihnen vorüber, und bald tauchte vor den Mädchens Blicken das große steinerne Wohnhaus auf, das schon, als ihr Georgie zuerst davon berichtet, ihre Phantasie rege gemacht hatte.

Hinter dem Gebäude klang Musik, als der Wagen auf den geschmackvoll mit Tiergewächsen besetzten Vorplatz rollte; ein Knecht sprang herbei, um das Pferd zu halten, und Mary konnte es nicht vermeiden, sich von ihrem Begleiter aus dem Wagen heben zu lassen.

„Jetzt, damit es in der Freundschaft nicht wieder einen Riß gibt, kommen Sie einen Augenblick hierher!" sagte dieser, des Mädchens Hand fassend. Sie sah sich in die breite, mit hohen Thüren besetzte Vorhalle geführt, eine der letzteren that sich unter seiner Hand auf — „so, wir sehen uns dann bei der Gesellschaft wieder!" hörte sie noch, dann aber war ihre ganze Seele in ihr Auge übergegangen — in dem Zimmer vor ihr war James neben dem Fenster aufgesprungen.

Sie standen einander gegenüber, Beide dieselben und doch so verändert — sie in der vollen Blüthe der Jungfräulichkeit, aber wohl nie schöner, als in der Ueberraschung des Augenblicks — er männlich gebräunt und mit kräftig sprossendem Barte.

Eine halbe Stunde später suchte das Paar die auf dem waldigen Grunde hinter dem Hause sich vergnügende Gesellschaft auf; aber schon kam ihm der Major, wie von Ungefähr getrieben, auf dem Wege entgegen. Ein Blick in die Augen Beider schien ihm zu genügen, und er faßte derb des Mädchens Hand. „So, Miß Mary, und nun für jetzt kein Wort weiter, ich habe nur meinem James ein ehrlich gegebenes Versprechen gehalten — habe es gern und mit Freuden gehalten, weil der Junge gescheidter war, als sein Alter, und so wollen wir unsere Rechnungen gegenseitig quittiren!" Er bog sich nieder und drückte einen warmen Kuß auf des errötheuden Mädchens Lippen. — —

Vier Wochen später zog Mary als junge Frau nach der Osborne'schen Farm, deren Bewirthschaftung James nach seiner Rückkehr übernommen.

Von Krenzer's wurde nichts wieder gehört, so oft sich auch Mary später Mühe gab, wenigstens den Aufenthaltsort des Alten zu erkunden.

Der Minenkrieg.

(Mit Abbildung.)

Die vor Kurzem erfolgte Demolirung der Festungswerke von Jülich hat der preußischen Artillerie Veranlassung gegeben, bei dieser Zerstörungsarbeit umfängliche Versuche im Minenkrieg anzustellen, eine um so nützlichere Uebung für den Soldaten, als sich dieser Zweig der Kriegführung nur selten in Friedenszeiten umfänglich aufschaulich machen läßt. Gleichwohl bildet derselbe einen wichtigen Theil des Belagerungskrieges, zu dessen Anwendung man immer schreiten muß, sobald Hindernisse erwelcher Art dazu nöthigen, die auf der Oberfläche und bei Tagelichte nicht zu erreichenden Zwecke auf unterirdischem Wege im Schooße der Finsterniß zu erstreben. Wer solche nicht schon von den Schreckenissen des Minenkrieges gehört haben? Ist doch der moralische Eindruck desselben selbst auf das Gemüth des Soldaten, der sich einem furchtbaren, unheimlichen und ebenso geheimnißvollen als vernichtenden Zerstörungsmittel gegenüber weiß, von solch nächtiger Einwirkung, daß oft das bloße Gerücht vom Vorhandensein von Minen hinreichte, die Geschlossenheit und Todesverachtung des Kühnsten zu lähmen. Wir wollen, veranlaßt durch die in Jülich stattgefundenen Uebungen, versuchen, unsern Lesern in Kurzem einen Blick in das Wesen des Minenkrieges thun zu lassen.

Minen sind bekanntlich unterirdisch eingeschlossene Pulverbehältnisse, welche entweder den Zweck haben, das sie umgebende Erdreich durch die Kraft einer entzündeten schwachen Pulverladung nur in soweit zu erschüttern, daß die in der Umgebung der Mine gelegenen Höhlungen des Erdreichs zusammengequetscht werden (daher der Name Quetschminen), ohne daß die Erschütterung sich bis zur Oberfläche des Bodens fortpflanzt, oder mittelst großer Pulvermassen, die man nahe unter die Erdoberfläche legt, die darüber befindlichen Gegenstände in die Höhe zu schleudern (Demolirungs-Minen). Auf freiem Felde gegen Truppen, z. B. zum Schutz von Verschanzungen angelegt, um heftigkeit Schrecken und Verwirrung unter den stürmenden Feinden zu verbreiten, wozu gewöhnlich einige Pfund eingegrabenes Pulver hinreichen, nennt man diese Art Minen Flatterminen. Indeß hat man im Felde selten die nöthige Zeit zu solchen umständlichen Vorbereitungen, selten die nöthige Ruhe zur Anwendung der Minen im Kriege meist auf den Festungskrieg beschränkt, wo sie vom Angreifer wie Vertheidiger benutzt werden, und zwar von jenem, um sich den Weg zu den Festungswerken zu bahnen und diese dann umzuwerfen, von diesem, um durch Anlage von Contreminen die Angriffsarbeiten zu zerstören und den Angreifer unterirdisch zu bekämpfen.

Fast alle neueren Festungen, so z. B. auch die seit den Befreiungskriegen neuerbauten deutschen Bundesfestungen, sind gleich von Haus aus mit Einrichtungen versehen worden, um vom Haupt-Graben der Festung aus das muthmaßliche Angriffsterrain des Feindes durch Anwendung von Minen diesem auch unterirdisch streitig machen zu können, und so wird voraussichtlich bei einer etwaigen Belagerung dieser Plätze der Minenkrieg eine bedeutende Rolle spielen, trotz oder vielleicht gerade wegen der Vervollkommnung unserer heutigen Kriegswaffen, wie noch vor wenigen Jahren die Belagerung von Sebastopol zeigte.

Die erste Anwendung der Pulverminen schreibt man Peter Navarre, einem Spanier in venetianischen Diensten zu, welcher sie 1500 bei der Belagerung von Cephalonia, ebenso 1503 gegen die Hafenschlösser von Neapel mit Erfolg versuchte. Von da an kamen die Minen allenthalben zur Einführung und fanden insbesondere bei den Türken großen Beifall. Ihre Minenarbeiten bei den Belagerungen Wiens 1529 und 1683, obgleich rein empirisch betrieben, sind erstaunenswerth und setzten die alte Kaiserstadt in harte Bedrängniß. Die heimtückischen Störungen, welche der Gang einer Belagerung durch den Minenkrieg erlitt, bitteten endlich im Laufe des 17. Jahrhunderts ein vollständiges Kriegs-

Digitized by Google

system in dieser Gattung aus, das noch heute in seinen Grundzügen besteht, wenn es auch jetzt auf wissenschaftlichen Grundsätzen ruht. Insbesondere war der Nutzen des Zeitgewinns, dieses Hauptangenmerk des Vertheidigers, der Grund, daß die alten Kriegsbaumeister ihre festen Plätze mittelst mit Minensystemen unter dem gedachten Weg und dem Glacis, d. h. auf dem Begrenzungsterrain der Festung nach außen, versahen. Man erbaute in dem Hauptgraben, vorausgesetzt, daß er nicht zu bewässern war, am Fuße der dem Feinde zugewendeten Grabenböschung, der sogenannten Contreescarpe, einen rings um die Festung laufenden hallenartigen Gang, die sogenannte Haupt- oder Enveloppengallerie, von welcher bereits fertige angemauerte unterirdische Gänge (Zweige, Rameaux) sich aller 40—50 Schritt in das Vorterrain erstreckten. Von diesen Zweigen aus gingen wieder niedrige und kürzere Nebenzweige (Horchgänge) seitwärts aus, die, mit den benachbarten zusammen betrachtet, ein vollständiges Gewebe unter dem Boden bildeten. Da man von den Spitzen der Horchgänge aus auf ungefähr 40 Fuß Entfernung unterirdische Arbeiten des Gegners hören kann, so sind die Horchposten im Stande, die Annäherung des Feindes schon von Weitem zu erfahren, denn der Angreifer kann keinen Schritt thun, ohne in die Wirkungssphäre eines der Horchgänge zu gerathen. Der Mineur des Vertheidigers hat hierdurch einen großen Vorsprung. Er baut vom Ende des Horchganges oder des nächstgelegenen Zweiges seinen unterirdischen Gang dem Feinde weiter entgegen, natürlich nur in Holzgrevierung, bis er dem gleichfalls arbeitenden Feinde so nahe gekommen ist, daß er die Mine glaubt wirken lassen zu können. Diese Wirkung wird immer darauf hinausgehen, entweder durch Anlage einer Quetschmine den Minengang des Angreifers zusammenzudrücken und den Mineur zu verschütten, oder, falls es sich darum handelt, ein Angriffsobject des Gegners, z. B. eine Batterie, in die Luft zu sprengen, eine Demolirungsmine anzulegen.

In beiden Fällen wird nun der Minengang an seinem Ende mit der entsprechenden Pulvermenge geladen (entweder mit Kästen oder Beuteln voll Pulver) und hierauf die Leitung zum Entzünden angebracht; schließlich erfolgt das Verdämmen und Verriegeln der Pulverkammer mittelst einer Wand von Holz, Sandsäcken und Rasen, die so stark sein muß, daß sie von der Wirkung des Pulvers nicht zerstört wird, damit sich diese lediglich gegen das in's Auge gefaßte Object richtet. Zuletzt erfolgt das Zünden der Mine, wozu man die verschiedenen Vorrichtungen benutzt, von Einfachste ist die sogenannte Zündwurst, eine mit Pulver ausgestopfte Wurst von Leinen oder Baumwolle, welche ihr eines Ende im Minen-Ofen, ihr anderes in den rückwärtigen Minengängen hat. Der sogenannte englische Patentzünder, ein dünnes Tau, welches im Innern wie das Mark in einem Knochen einen feinen Pulverkern hat, ist eine neuerfundene Abart der Zündwurst und wird, da sie hermetisch und wasserdicht hergestellt werden kann, besonders zum Zünden von schwimmenden und unterseeischen Minen angewendet, wie solche die Russen bei der Vertheidigung von Kronstadt 1854 ꝛc. unter der Oberfläche des Wassers angebracht hatten. Außer dieser Zündmethode existiren noch eine Menge anderer mechanischer Zündmittel, z. B. die sogenannte Maulefalle, ferner eine Art Gewehrschloß, dessen Drücker mit einer Schnur abgezogen wird. Doch scheinen alle diese Arten in Zukunft durch die Anwendung der Elektricität und des Galvanismus in Wegfall kommen zu sollen, wie der erst gelungene Versuch dieser Art im Großen von den Oesterreichern 1853 im Lager zu Olmütz und neuerdings wieder in Jülich dargethan hat. Man bedient sich dazu gewöhnlicher Volta'scher Batterien, deren Draht durch den Minenofen geführt wird und durch Einwirkung des elektrischen Stromes mit seinem feinen Platin-Ende in Glühen versetzt wird. Die Entzündung erfolgt sicher und fast augenblicklich, ohne den Mineur einer Gefahr auszusetzen, in die er bei andern Zündmethoden leicht gerathen kann.

Doch ist es nicht allein die Mühseligkeit der Arbeit und die Gefahr beim Zünden, welche den Mineur betroht. Wir erwähnten, daß es vor Allem auf den richtigen Moment des Zündens ankomme; aber selbst wenn es dem Mineur gelungen ist, dem Gegner hierin zuvorzukommen, erwachsen ihm aus seinem eigenen unheimlichen Siege neue Gefahren. Wenn er die Verdämmung weggeräumt hat, um weiterzuarbeiten, oder auch sonst in die Wirkungssphäre einer früher gesprengten Mine geräth, so strömen ihm die in der Erde zurückgebliebenen schädlichen Pulver-Gase entgegen, die ihn immer rauf machen. Hier kann ihn nur schneller Rückzug retten, denn die mit Erbrechen und Uebelkeit beginnende Krankheit endet oft mit dem Tode. Derartige Gasanhäufungen oder schlechte Wetter verhalten sich oft Jahre hindurch. In Festungen, wo vollständige Minensysteme erbaut sind, hat man deshalb auch besondere Ventilatoren in Vorrath, Apparate, welche mittelst lederner Schläuche frische Luft von außen in die Minengänge treiben und die verpestete Luft zum Ausstritt nöthigen.

Das gefährliche und dunkle Treiben des Mineurs ist nicht mit Unrecht mit der Thätigkeit des Maulwurfs verglichen worden. Auf den Knieen ruhend arbeitet der vorderste Mann der kleinen Arbeiter-Abtheilung mit einer kleinen Schaufel und gräbt sich ein schmales Loch vorwärts, um die daraus gewonnene Erde in einen Sack zu schütten und diesen seinem Hintermanne zu reichen, der ihn nach rückwärts zum Minengange hinaus befördert. Andere sind beschäftigt, das erzielte Loch sogleich mit Holz auszusetzen, wozu man sich einer Art Thürgerüste bedient, um den Minengang vor dem Einsturz zu sichern. Dies Alles geschieht beim Schein einer Laterne, in beengtester Körperstellung und oft bei Luftmangel, denn ist der Gang über 150 Fuß vom Eintritt der freien Luft entfernt, so ist das Athmen oft ganz unmöglich. Weiß sich der Mineur in der Nähe des Gegners, so tritt noch das Bewußtsein der Todesgefahr hinzu. Aus den dumpf zu ihm dringenden Arbeitsschlägen seines Feindes muß sein geübtes Ohr zu errathen wissen, ob derselbe noch vorwärts gräbt, oder bereits lauert oder gar schon verdämmt. Dann wird mit fieberhafter Hast gearbeitet, um dem Todfeind mit der Herstellung der eigenen Mine zuvorzukommen. Auch kommt es vor, daß die Mineure, wenn sie sich sehr nahe sind, gegen einander weiter arbeiten, um sich im persönlichen Kampfe zu begegnen. Dann gilt es meistens der Erste zu sein, ein Loch in den gegnerischen Bau zu machen, nicht größer, als um eine angezündete Stanklugel in den Gang des Feindes werfen zu können, deren aus Pech, Harz, Federn ꝛc. entquillender Dunst diesen erstickt oder so betäubt, daß er seine Arbeit einstellen muß. Bricht der Angreifer unversehens mit seinen Gängen in das Minensystem des Vertheidigers ein, ein allerdings seltener Fall, so kommt es darauf an, so weit als möglich in den Contregallerien vorzudringen und diese an einer Stelle möglichst nahe an den Eingängen einzuwerfen und dadurch dem Vertheidiger die Benutzung dieser Gänge unmöglich zu machen. Unter Umständen kann es dann zu Kämpfen Mann gegen Mann in den Minen kommen, weshalb in einigen Armeen die Mineure mit Windbüchsen bewaffnet wurden. Nicht selten aber sind die Fälle, daß der glückliche Sieger nicht allein die drohende Gefahr von sich abwendete, und den Gang des Feindes auslud oder zerstörte, sondern sich desselben sogar zu seinem eigenen Vortheil bediente, sich in den Localitäten des Gegners einnistete und die eroberte Mine zuletzt gegen den Feind selbst vorrichtete.

Gewöhnlich wird die Aufgabe des Horchdienstes, den man den unterirdischen Sicherheitsdienst nennen kann, besonders dazu bestimmten Mineuren übertragen, die in den Horchgängen, kurzen, niedrigen Seitenschachten von nur einer Elle Höhe und Breite, auf dem Leibe liegend beim Scheine einer Sicherheitslampe eine Leine auf den Boden aufgestellte Trommel beobachten, auf deren Fell Gehör gelegt werden, die durch ihre mehr oder minder hüpfende Bewegung vermöge der Erschütterung durch die feindlichen Schläge die Entfernung des Gegners anzeigen. Ein anderes sinnreiches Mittel bietet die Beobachtung der schwingenden Bewegung leichter an einem eisernen Häkchen aufgehangener Metallgefäßchen. — Doch trägt die verschiedene Festigkeit des Bodens, je nachdem derselbe sandig, thonig oder steinig ist, außerordentlich, und da ein genauer Horchmesser noch nicht erfunden ist, so bleibt die Combination der Meßmittel verschiedener Horchposten in benachbarten Gallerien noch immer das sicherste Mittel, um den Schluß zu ziehen, wo und womit sich der feindliche Mineur gerade beschäftigt. Sicher ist, daß der Dienst des Mineurs der beschwerlichste, aufregendste und ruhmloseste ist, da die Größe der Bedeutung seines Wirkens im Dunkel der Nacht und ungesehen von der Mitwelt ihm leider nur zu oft verloren geht. Und wie wichtig doch oft dieses Wirken ist, mag das einzige Beispiel zeigen, daß bei der Belagerung von Sebastopol die russischen Mineure die angreifenden Franzosen während dreier Monate vor der Maskirstellen auf einer Stelle festhielten, so daß dieselben es zuletzt aufgaben, dieser Basteien näher zu kommen. Mehrere Belagerungen wurden durch die Anwendung

Digitized by Google

des Minenkrieges um die doppelte Zeit ihrer gewöhnlichen Dauer verzögert.

Man ist bei den einfachen Minensystemen in der Vertheidigung indessen nicht stehen geblieben. In der Absicht, die Anlage der feindlichen Minengänge noch weiter zu erschweren, hat man in manchen Festungen Etagenminen erbaut. Hier sind mehrere Stockwerke von Minen übereinander, die unterreinander durch Schächte und Treppen in Verbindung stehen. Man wird dadurch in den Stand gesetzt, ein und denselben Punkt des Glacis mehrere Male hintereinander zu erschüttern oder in die Luft zu sprengen, wenn die untern Etagen nur hinreichend tief liegen und stärker als die obern geladen werden. Doch sind solche Anlagen ungeheuer kostspielig, schwer zu bewachen und können dem Feinde in ihrer Gesammtheit durch Zufall leicht in die Hände fallen; auch kann bei der engen Verbindung aller Theile des Minensystems dasselbe durch einen einzigen Schuß vollständig mit Pulverdampf erfüllt werden. Das großartigste Beispiel eines solchen gigantischen Dachsbaues bietet die Festung Peterwarden, deren einziger Angriffspunkt, eine schmale in die Ebene vorspringende 150 Fuß hohe Landzunge, durch ein Hornwerk vertheidigt ist, unter welchem vier Etagen mit Ziegeln ausgemauerter Minengänge unterreinander liegen. Der Verfasser dieses ist zwei Stunden in denselben untergewandert, ohne sie sämmtlich gesehen zu haben.

Lange Zeit hindurch bewegte sich die Theorie des Minenkrieges auf empirischem Gebiete, bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts der spätere General Belidor — damals Lehrer in der Artillerieschule zu la Fère — mit Scharfsinn eine neue Minentheorie aufstellte, die in ihren Hauptheilen noch gegenwärtig gültig ist. Man wußte allerdings aus Erfahrung, daß eine in der Erde eingegrabene und entzündete Mine nach allen Seiten einen gleichen Druck auf das Erdreich ausübe, und nannte den Bereich dieser Wirkung die Trennungssphäre. Geht nun diese Trennungssphäre über die Erdoberfläche hinaus, so zeigt sich die Wirkung der Mine zu Tage, d. h. es wird dann die Erdoberfläche innerhalb dieser Sphäre in Gestalt einer Garbe in die Luft geschleudert und eine Grube gebildet, die bis unter die eingegrabene Pulverladung reicht. Diese gebildeten Auskehlungen nennt man die Minentrichter, und eine gedachte gerade Linie von der Pulverladung bis zum Erdboden in der Axe des Trichters die kürzeste Widerstandslinie, den Durchmesser der in die Luft geschleuderten Erdocke den Trichterdurchmesser. (Natürlich ist hier nicht von Quetschminen die Rede, die gar keine oberirdische Wirkung haben.) Man glaubten die alten Ingenieure, daß, wenn man eine Mine noch so stark lade, der Trichterhalbmesser niemals größer als die kürzeste Widerstandslinie ausfallen könne, bis Belidor dieses Vorurtheil durch seine Theorie unwarf und nachwies, daß die Größe der von Minen ausgehobenen Trichter mit den Ladungen zunehme und deshalb ihr Durchmesser weit über das Doppelte der kürzesten Widerstandslinie steigen könne, wobei gleichzeitig auch die Erde ringsum kreisförmig so erschüttert werde, daß alle in derselben befindlichen hohlen Räume, wie z. B. feindliche Minengänge, in diesem Bereich zusammengedrückt würden. Er nannte diese Minen überladene Minen oder Deutschkasten. Ein 1753 zu Aijs angestellter Versuch mit einer nur 12 Fuß tief liegenden, mit 3000 Pfund Pulver geladenen Mine gab einen 66 Fuß weiten und 17 Fuß tiefen Trichter, wodurch die Belidor'sche Theorie die erste Bestätigung im Großen erhielt. Friedrich der Große ließ 1762 bei Schweidnitz durch Pekevre mit bestem Erfolg diesen Versuch wiederholen, und seitdem sind in mehreren der wichtigsten Belagerungen durch Anwendung überladener Minen die Wälle belagerter Festungen eingeworfen und eine zum Sturm ganzbare Bresche öffnung in denselben erzielt worden, so bei Chocsim, Bender (1769), Valenciennes (1793), Byrrtpore im Birmanenstaate (1825). Auch bei dem jüngsten Festungsmandver in Jülich wurde am 25. Septbr. durch Anwendung einer überladenen Mine von 30 Centner Pulver eine Wallöffnung hervorgebracht, die dann in einem Scheinangriff zur Einnahme der Festung führte. Die beistehende Abbildung mag dem Leser die furchtbare Wirkung einer solchen Explosion anschaulich machen.

Seit der Kenntniß überladener Minen ist der Minenangriff unbedingt in Ueberlegenheit gegen die Minenvertheidigung gekommen. Der Angriff braucht sich nämlich durchaus nicht zu scheuen, sehr große Ladungen anzuwenden, welche Trichter geben, denn die entstandenen Oeffnungen auf der Erdoberfläche dienen dem Angreifer dazu, statt der mühsam auszugrabenden Laufgräben ihm sofort eine Deckung zu verschaffen, die nur zum weitern Gebrauch hergerichtet zu werden braucht, weshalb man gewöhnlich eine ganze Reihe von Trichtern nebeneinander auswerfen läßt, die man dann zu einem Laufgraben miteinander verbindet. Diese Methode ward auch, wo es die Beschheit des Erdbodens zuließ, mit Erfolg von den Franzosen vor Sebastopol angewendet. So nähert sich der Angreifer allmählich der Festung, wirft dann die Contrescarpe durch eine überladene Mine in den Graben, ergreift sich dadurch einen Niedergang in denselben und kann ebenso den Wall einwerfen, um eine Bresche zu erzielen. Gleichzeitig mit der oberirdischen Wirkung vermehrt sich aber auch die unterirdische, und folglich wird, da dem Angreifer große Ladungen gestattet sind, derselbe auch gleichzeitig einen Theil der feindlichen Contreminen mit eindrücken, also doppelten Vortheil haben. Weil die oberirdische Wirkung dem Angreifer vortheilhaft ist, darum muß sie der Vertheidiger durch jeden Aufwand zu vermeiden. Er darf sie nur in Ausnahmsfällen anwenden, z. B. um fertige armirte Breschebatterien in die Luft zu sprengen oder ein nicht mehr zu haltendes Werk für den Feind unbenutzbar und sich durch Wegsprengen unschädlich zu machen. Im Wesentlichen ist also der Vertheidiger auf die Anwendung von Quetschminen reduzirt, die er möglichst tief anzulegen suchen muß, um bei der Anwendung von starken Ladungen nicht eine oberirdische Wirkung mitzuerzielen, die nur dem Angreifer zu gute kommen würde. Immer haben aber starkgeladene Quetschminen den Nachtheil, daß sie gar zu leicht die eigenen Minengänge mit zerstören, und der Vortheil des Angreifers beim Gebrauch überladener Minen bleibt also immer bestehen.

Indessen ist trotz der Initiative die Aufgabe des Angreifers eine schwer zu lösende. Einmal muß er einem fertig und tief angelegten Minensystem vom freien Felde aus mit Zeit- und Mühenaufwand entgegengehen, und hat er dann auch mit Glück eine Reihe Trichter nebeneinander ausgeworfen, in welchen sich seine Truppen einnisten (logiren) können, so bereitet ihm das weitere Vorgehen mit neuen Gallerien aus dem von ihm gesprengten Trichter neue Schwierigkeiten, da der Boden ringsum durch Pulvergas verpestet ist. — Sehr oft kommt aber der Angreifer eben gar nicht bis zum Sprengen der Mine, oder muß seine Arbeit mehrmals von vorn beginnen, wenn der Vertheidiger ein gut organisirtes Horchsystem besitzt, sich in seinen bei dem Anfang der Belagerung schon fertigen Minengängen ganz ruhig verhält, und die Mine des Angreifers durch eine Quetschmine zusammendrückt, wenn diese ihrer Vollendung entgegengeht. Eine andere Chicane des Vertheidigers besteht darin, daß er durch seine Horcher erforschen läßt, wenn der Feind seinen Gallerieban einstellt und zu laden anfängt. Der Angriffsmineur bedient sich großer Pulverladungen, deren Laden und Verdämmen viel Zeit erfordert. Während nun der Angreifer verdämmt, kann der Vertheidiger aus seinen nächsten Minenspitzen schnell mit einem kleinen Gang vorbrechen, und hat er Glück, so stößt er gerade auf den Pulverkasten des Feindes und leert diesen aus, was man das Ausblasen der Mine nennt, und was jedenfalls zu einer sehr unangenehmen Enttäuschung für den Angreifer führen muß.

Alle diese Schwierigkeiten bringen den Gedanken sehr nahe, daß dem Angreifer der ganze langwierige Minenkrieg erspart würde, wenn es ihm gelänge, dem Vertheidigungsmineur die Eingänge zu seinen Minen abzuforcen. Daher ist es schon bei manchen Belagerungen vorgekommen, daß der Angreifer einen Sturm auf den Rand des Festungsgrabens (den sogen. bedeckten Weg von seinem letzten Laufgraben aus versucht hat, um während der Bewirrung des Gefechts, das gewöhnlich bei Nacht erfolgt, durch mitgenommene Mineurs die Eingänge zu den Contreminen auffinden und einwerfen zu lassen, d. h. den Vertheidiger von der Benutzung seiner Minen abzuschneiden. Konnte man sich während 4—5 Stunden der Nacht in dieser Lage behaupten, so setzte wohl auch der Angreifer gleich eine Anzahl nebeneinanderliegender Schachtminen, ähnlich den Brunnen, schnell ab, lud sie mit Pulver und verdämmte die Oeffnung des Schachts nur durch hineingeworfene, mit Sand gefüllte Säcke. Kommen diese Schachte an die richtige Stelle, was eine genaue Kenntniß des feindlichen Minengewebes voraussetzt, so sind sie allerdings in Stande, unfehlbar die Envelloppengallerie mit ihren Aesten und Horchgängen einzudrücken und so den Minenkrieg bis zum Grabenrande mit einem Male zu beendigen.

Digitized by Google

Damit ist aber der Minenkrieg noch nicht zu Ende. Ist der Angreifende bis zum Grabenrande gekommen, hat derselbe vielleicht sogar durch Hülse der Minen die äußere Grabenseite eingestürzt, so kann er sich auch noch der Minen zur Eroberung der Festungswerke selbst bedienen, indem er, statt durch Breschelegen, durch Wirkung einer Breschemine einen Wallbruch und Zugang in's Innere der Festung hervorzubringen sucht. Dann muß der Mineur am jenseitigen Fuße der Mauer, durch eine Bedachung geschützt, in diese hineinbrechen. Bei nassen Gräben läßt man durch die Breschebatterien ein Loch in die Mauer schießen, dann den Mineur auf einem Flosse dahin übersetzen und durch die vorbereitete Oeffnung die Minenladung hinter der Festungsmauer ansetzen, wie dies die Franzosen bei der letzten Belagerung der Citadelle von Antwerpen 1832 ausführten. Man tritt dann in das letzte Stadium, für welchen Zeitpunkt es doppelt nothwendig ist, daß der Vertheidiger bereits vorbereitete Minengallerien zu seiner Verfügung hat, weshalb bei Erbauung der Festungen auf deren Anlage gleich Rücksicht genommen wird. Es liegen Beispiele in der Kriegsgeschichte vor, daß selbst nach erzielter Bresche der Angreifer nicht im Stande war, auf derselben stürmend in das Innere der Festung zu dringen, daß er sich entschließen mußte, auf der Bresche mit Laufgräben Schritt vor Schritt in die Höhe zu gehen, und daß der Vertheidigungsmineur bis zum letzten Augenblicke seine Schuldigkeit that, indem er diese Laufgräben auf der Bresche und auf den Wallgängen in die Luft sprengte oder den stürmenden Truppen Flatterminen auf der Bresche selbst legte. Ein letztes Mittel, sich von verlorenen Werken mit einem Schlage zu befreien, besteht endlich für den Vertheidiger darin, sie mittelst einer bereits vorbereiteten Demolitionsmine in die Luft zu sprengen und hierdurch für sich wie für den Feind zu vernichten, eine heroische That, zu der es indessen gewöhnlich nicht mehr kommt, da Verluste, Mangel an Lebensmitteln und Pulver, wie die Erschöpfung der am Ende bis auf's Aeußerste angestrengten Besatzung die Belagerung schon früher zu Ende gebracht haben.

Eine Meisenhütte.

Von Dr. A. E. Brehm.

„Doctor, wollen Sie nicht morgen einmal mit uns auf die Meisenhütte gehen?"

„Wie liegt denn Ihre Hütte?"

„Drüben im Sächsischen; bei uns hüten wir nämlich keine Meisen mehr fangen. — Nun, gehen Sie mit?"

„O ja, — doch nur unter einer Bedingung."

„Und diese wäre?"

„Daß Sie die gefangenen Meisen wieder fliegen lassen!"

„Da müßte ich doch geradezu verrückt sein!"

„Im Gegentheil; Sie würden vielmehr beweisen, daß Sie ein vernünftiger Mensch sind. Wissen Sie nicht, daß die Meisen äußerst nützliche Thiere sind?!"

„Ja, das ist schon recht, nützlich mögen sie sein, — aber sie schmecken gut. Ich bin froh, wenn ich ein paar Schock gefangen habe, und lasse keine fliegen."

„Und ich meinestheils nehme keinen Antheil an einer Bubenjägerei; denn nur als eine solche kann ich den Meisenfang ansehen." — —

Der Mann, mit welchem ich dieses Gespräch führte, nannte sich Forstmann. Er hatte auch wirklich als solcher gelernt und in Tharand studirt; er war wohl auch ein tüchtiger Jäger geworden, — ein Forstmann aber war er nicht! Ich muß gestehen, daß mir der ganze Mensch durch die Worte: „Nützlich sind sie — aber sie schmecken gut!" zuwider wurde. Wenn mir ein ungebildeter Holzhauer dasselbe gesagt haben würde, hätte ich mir sicher die Mühe genommen, ihn zu belehren: einem Forstmann aber von der unberechenbaren Schädlichkeit einer Meisenhütte vorreden zu wollen, wäre mir als Hohn an jeder deutschen Forstlehranstalt und zumal an Tharand erschienen!

Auch dieser kurze Auftakt soll keineswegs für diejenigen Waldfreveler, welche wissen, was sie thun, sondern vielmehr ausschließlich für solche bestimmt sein, welche den Meisenfang als ein unschuldiges Vergnügen betrachten, zugleich aber guten Willen besitzen, etwas Vernünftiges nicht allein anzuerkennen, sondern auch nach Kräften zu befördern. Den Lehrern der Jugend und den Eltern lege ich das Nachstehende besonders an's Herz!

Ich habe zu meiner kleinen Arbeit die obige Ueberschrift weniger deshalb gewählt, um eine Meisenhütte ausführlich zu schildern, sondern vielmehr um einem abscheulichen und echt bubenhaften Waldfrevel den rechten Namen zu geben. Die Hütte selbst ist kaum einer Beschreibung werth. Sie ähnelt einem Würfel von ungefähr sechs Fuß im Durchmesser und wird von Pfählen und Stangen errichtet, mit passenden leichten Stoffen, namentlich mit Schilf, Rohr, Tannenreisern ꝛc. dicht zugebaut und mit einer ganz niedrigen Thüre versehen, durch welche man hineinkommt und -kriechen muß. Man fängt mit Kloben, d. h. in der Mitte getrennten, mehrfach gefalzten runden Stäben, mit welchen man die Zehen der Meisen, die sich darauf setzen, einklemmt, oder berückt die Thierchen in Dohnen, Sprenkeln, auf Leimruthen, in Meisenkästen ꝛc. und lockt die neugierigen und ziemlich zänkischen Vögel mit einer Pfeife, einer aufgehängten todten — oder einer lebenden Meise (welcher man — echt neapolitanisch — einen Faden durch die Nasenlöcher zieht), ja selbst mit einem recht zur Schau gestellten Stückchen Tuch, Pelz ꝛc. herbei. Unter günstigen Verhältnissen erbeutet man so in wenigen Morgenstunden zwei und drei Schock verschiedener Meisen, oder auch wohl Rothkehlchen, Laubvögel, Goldhähnchen, Zaunkönige und Kleiber — lauter nützliche Vögel!! — drückt ihnen die Köpfe ein und bereitet aus einem Schock der niedlichen und fröhlichen Wesen ein Leckergericht, welches für das Frühstück eines gedankenlosen Gutschmeckers eben ausreicht. Hiermit ist die Meisenhütte beschrieben, — nicht aber auch der auf ihr verübte Waldfrevel, von welchem das Nachstehende jeden Unbefangenen überzeugen wird.

In unserem Vaterlande leben neun leicht zu unterscheidende Arten der Meisen: die Kohl- oder Finkmeise, die Tannen-, Hauben-, Sumpf-, Schwanz-, Blau-, Lasur-, Bart- und Beutelmeise, von denen die erstgenannten sechs Arten fast überall und das ganze Jahr hindurch angetroffen werden. Man mag im Sommer oder im Winter, im Frühling oder im Herbst durch Wald und Garten streifen: stets wird man sie, die Immerfrohen, Ewigregsamen beobachten. Mit lautem und leiserem „Zizirrärärr, Pink, tiwäwäwit, Tuiti, Sisi, sisi, sisi, Zit, Zit", und andern ähnlichen Lauten durchstreicht das Völkleln Wald und Gebüsch, Hag und Hecke, Hain und Garten, untersucht jeden Ast, jeden Zweig, jede Ritze, klettert, gaukelt, hämmert, klopft und arbeitet, zankt sich mit Seinesgleichen und anderen Vögeln, berichtet der ganzen Vogelwelt durch lautes Geschrei und Schelten getreulich das Erscheinen eines Hundes, einer Katze oder irgend welches furchtbaren Thieres, nähert sich aber vertrauensvoll dem Menschen und hält sich gern in dessen Nähe auf. Den Kundigen, heim, jeden Menschen, welcher nur etwas Sinn und Gefühl für Natur und Naturleben hat, erfreut und erheitert die muntre Gesellschaft; dem Beobachter wird sie bald unendlich lieb und werth. Ihre große Regsamkeit und noch größere Neugierde, ihr Muth, ihre Keckheit, ihre Lustigkeit, Gewandtheit und ihre ewige Unruhe sind aber auch Eigenschaften, welche jeden nicht unvernünftigen Menschen für sie gewinnen müssen. Im Winter thun ihr Anblick im öden kahlen Walde jedem Herzen wohl; im Herbst bewirken sie durch ihr munterbrochenes Rufen und Singen, daß man sich noch einmal den Frühling herbeiträumt; im Lenz sind sie die Eifrigsten mit, welche ihn preisen, und nur im Sommer verschwinden sie einigermaßen unter der Menge der anderen Lustgestalten der Vögel. Gewiß, sie haben alle Eigenschaften, um des Menschen Herz für sich zu gewinnen.

Aber was fragt unsere Zeit nach Herz und Gefühl?! Geld! Gewinn! Vortheil! — so heißen die Triebfedern, welche das heutige Geschlecht bewegen. Nun, gerade die Meisen sind es, welche nicht blos dem Einzelnen, sondern ganzen Gemeinden, ja selbst dem größten Staate Gelt, Gewinn und Vortheil eintragen, in reichem Maße eintragen können. Man möge nicht vorteilig

Digitized by Google

lächeln: ich meine es ernstlich, sehr ernstlich; — denn gerade jetzt, wo die erwachsenen Buben ihr schnödes Frevelwerk am eifrigsten treiben, bin ich ernst, fast wehmüthig gestimmt, wenn ich an den Meisenfang — oder auch daran denke, wie schwer es hält, aus dem Menschen wirklich einen Menschen zu machen.

Zahlen beweisen; sie sollen deshalb hier für mich sprechen. Alle Meisenarten fressen fast ausschließlich Kerbthiere oder deren Larven und Eier und nehmen blos dann, wenn sie diese Kost nicht haben können, mit Sämereien vorlieb. Eier und Puppen der waldverderbenden Kerbthiere bilden immer ihre hauptsächliche und liebste Speise. Die Meisen wissen dieselben zu finden, und wenn sie noch so tief in Ritzen und Spalten versteckt wären. Nun ist es eine anerkannte Thatsache, daß ein Thier um so mehr Nahrung bedarf, je lebendiger, d. h. unruhiger und regsamer es ist, und die Meisen sind aus diesem Grunde wahre Fresser zu nennen, welche eigentlich niemals satt werden. Wir wollen hier nur das geringste Maß anlegen und annehmen, daß eine Meise zur Stillung ihres Heißhungers täglich blos tausend Kerf-Eier und Larven vertilge, — während sie in der That und ohne Magenbeschwerde etwa 1500 Kerbthiereier bei einer einzigen Mahlzeit verzehren kann. Die Rechnung bei ersterer Annahme ergibt, daß jedes Meisenpaar im Jahre 730,000 Kerbthiere, der Land- oder Forstwirthschaft schädliche Thiere vernichtet. Nun aber legt jedes Meisenpaar durchschnittlich wenigstens acht Eier in das Nest, aus welchem acht noch hungrigere Junge schlüpfen, als die Eltern es sind. Nehmen wir nun an, daß diese den Alten noch neun Monate im Jahre (d. h. von ihrer Geburt an bis zur nächsten Paarungszeit) in ihrem Vertilgungskampfe helfen: so ergibt sich, daß die eine Meisenfamilie in einem einzigen Jahre uns von vier Millionen und vierhunderttausend schädlichen Thieren befreit.

Ein gewegener Aufsatz in Nr. 4 dieses Jahrgangs der Gartenlaube hat uns belehrt, was es zu bedeuten hat, wenn sich die schädlichen Kerbthiere einmal auffällig vermehren. Es heißt dort, S. 57:

„Dieser Raupe (der Nonne) nun, oder vielmehr Milliarden dieser kleinen Raupen ist es gelungen, Verheerungen zu bewirken, wie solche durch andere Naturgewalten in so kurzer Zeit kaum erreicht, geschweige denn übertroffen worden sind. Denn selbst Wasser und Feuer werden in ihrer Macht aufgehalten durch Hindernisse, welche die Raupe mit Leichtigkeit überwindet.“ Und weiter oben sagt unser Gewährsmann:

„Wir nannten das Insect die verderbliche Nonne, weil dasselbe noch ganz neuerdings in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren dem Staate und Privatpersonen einen Schaden zugefügt hat, der nicht nach Hunderttausenden — der nach Millionen zu berechnen ist.“

Jeder Kundige weiß, daß diese Worte die volle, buchstäbliche Wahrheit sind; er weiß aber auch, daß der Mensch dem Kerbthiere gegenüber vollkommen ohnmächtig ist. Die Vögel allein sind es, welche den verheerenden Geschöpfen steuern, welche sie bezwingen können, und unter den Vögeln sind es unzweifelhaft die Meisen, welche das Größte leisten! Man denke nur, was es heißen will, wenn blos funfzig Meisenpaare in einem von der Raupenpest heimgesuchten Walde (welcher sie der Nahrungsfülle wegen bald herbeilocken wird) wirthschaften können; man bedenke nur, daß diese funfzig Paare täglich allermindestens hunderttausend von den Verderbern vernichten! Selbst wenn alle Umwohner des Waldes aufgeboten würden, Eiernester und kleine Räupchen zu sammeln: sie würden doch niemals das erreichen können, was eine entsprechende Anzahl dieser kleinen Thiere erreichen kann. Ich will hier einige Worte des Grafen Wodzicki, eines sehr eifrigen und tüchtigen Vogelfreundes, einschalten. Er sagt:

„Um einen Beweis von den Diensten der Meisen, Goldhähnchen und kleinen Klettervögel zu geben, will ich einige meiner Beobachtungen mittheilen. Eine unendliche Menge von Raupen des bekannten Gartenfeindes Bombyx dispar hatte im Jahre 1848 alles Laub in meinem Garten abgefressen, sodaß die Bäume wie verdorrt aussahen. Im Herbste bemerkte ich Millionen von Eiern, die, von einer haarigen Hülle umgeben, an allen Stämmen und Aesten saßen. Ich ließ sie mit großen Kosten ablesen; aber sehr bald überzeugte ich mich, daß Meisenhände dieser Plage nicht zu Herren wurden, und machte mich schon darauf gefaßt, meine schönsten Bäume eingehen zu sehen. Gegen den Winter hin * kamen jedoch von Tag zu Tag zahlreichere Schaaren von Meisen und Goldhähnchen herangeflogen; und zu meiner Freude sah ich die Raupennester täglich abnehmen. Im Frühlinge nisteten wohl zwanzig Pärchen Meisen in meinem Garten, während ich in anderen Jahren kaum zwei bis drei Paare derselben gesehen hatte. Im Jahre 1849 war die Plage schon geringer; und im Jahre 1850 hatten die kleinen beflederten Gärtner meine Bäume so gesäubert, daß ich dieselben durch ihre freundliche Hülfe während des Sommers im schönsten Grün sah.“ — „Im Jahre 1842 zählte und berechnete ich an drei hochstämmigen Rosenstecken meines Gewächshauses über zweitausend Blattläuse. Ich ließ deshalb eine Sumpfmeise in das Gebäude, und diese hatte in wenigen Stunden das ganze Ungeziefer weggeputzt.“

Ich könnte noch genug ähnliche Beobachtungen anführen, wenn es mir nöthig schiene. Kein Mensch kann die Wahrheit obiger Angaben bestreiten, und wenn dies der Fall, auch die unberechenbaren Dienste der kleinen Arbeiter verkennen. Und diese zum Wohle, zur Bereicherung der Menschheit wirkenden Thiere, welche und heilig sein sollten! vernichten noch heut zu Tage erwachsene, ja selbst sogenannte gebildete Menschen zu Tausenden, um das Vergnügen des Vogelsangs zu haben, um sich wenige Frühstücke bereiten zu können! Ist dies nicht offenbarer Frevel? ist es nicht eine wahre Sünde an der Menschheit, der die kleinen Vögel so große Dienste leisten?! Und es gibt noch Männer, welche sich Forstleute nennen und den von ihnen missenntlich gehörten Frevel mit einem albernen Witz entschuldigen wollen?! Und es gibt noch Staaten, welche solchen Frevel zulassen?! Ja, leider ist dies Alles noch heut zu Tage der Fall! Aber eben deshalb sollen und müssen Alle, welche die Kenntnisse und den guten Willen haben, und namentlich die wahren Forstleute und wahren Lehrer dieses Uebel zu steuern und die Wahrheit immer weiter zu verbreiten suchen: Eine Meisenhilfe ist der Schutz und das Hegen Waldfreveln und der abscheulichsten Vogeljägerei!

Einige eingefleischte Vogelfeller werden wahrscheinlich meinen, daß ich nur so reden könne, weil mir die Freuden des Vogelfangs unbekannt wären. Ihnen kann ich entgegnen, daß ich unter sechzig Breitengraden der Erde mit Lust gejagt und auch mit Lust die Vogelfellerei getrieben habe; aber ehrlicher, vernünftiger Vogelfang ist es gewesen, welcher mich begeistert hat, und niemals ein gemeines Morden nützlicher Thiere ohne Zweck und Schonung. Ich kenne die Freuden des Vogelfangs wohl; aber ich kenne doch auch noch größere: die der Hegung und Pflegung der Vögel. Und kaum eine andere Familie der Vögel eignet sich wohl so dazu, den meisten Menschen die Freuden der Hegung zu bereiten, wie gerade die der Meisen. Der Oberförster Braun in Poblitz bei Greiz und der Oberförster Spittel in Mäusebach bei Roda, zwei ehrenhafte und tüchtige Forstleute meiner Bekanntschaft, hegen und pflegen die Meisen nach Kräften, und wissen gar nicht genug zu erzählen von dem Vergnügen, welches die kleinen Schützlinge ihnen gewähren. Der Eine hat alle Obstbäume seines Gartens hergerichtet für die fleißigen Miether; der Andere läßt kein Stückchen kernfaules Holz zum Brennholz klaftern: das muß ihm vielmehr eine Wohnung werden für die muntern, unermüdlichen Arbeiter!

Soll ich nun denjenigen meiner Leser, welche sich ein recht großes Vergnügen bereiten wollen, einen guten Rath geben, so ist es der: sie mögen es machen wie jene Forstleute! Jede Höhlung in einem Obstbaume kann zu einer Meisenwohnung hergerichtet werden, wenn man das unnütze faule Holz entfernt, welches die Höhlung verengt, das Eingangsloch aber bis auf ein Schlupfloch für die Höhlenbrüter verkleinert, alle etwa mit einem Brechen theilweise vernagelt oder wenigstens mit Lehm verschmiert. Bohrt man dann noch unten einige Löcher ein, durch welche das in die Höhlung dringende Wasser ablaufen kann: so ist die Wohnung für zwei Thierchen fertig und wird sicherlich bald Abnehmer finden. Diese sammt ihrer Brut bezahlen die Arbeit dadurch, daß sie vier Millionen schädlicher Kerbthiere unschädlich machen. Alte halbvermorschte Stöcke und hohle Bäume in Wäldern müssen ebenfalls geduldet werden, damit auch der Wald seine Wohnungen habe.

Ich bitte meine Leser herzlich und dringend, nur einmal solchen Versuch anzustellen, — meinetwegen blos deshalb, damit sie prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich behaupte, daß das Bere-

* Alle während der Zugzeit, gerade dann, wenn die Meisenhilfen gestellt werden!

B.

Digitized by Google

gnügen der Hegung der nützlichen Vögel das, welches deren Vertilgung gewährt, bei Weitem übertrifft. Jedem aber, welcher Schutzherr dieser lieben Thiere wird, drücke ich im Geiste die Freundeshand, zum Danke, daß er mir hilft, einem Frevel zu steuern.

Aber nicht blos die Meisen müssen wir zu schützen suchen, sondern noch viele andere Vögel. Darüber will ich nächstens noch Etwas sagen, immer wieder unter dem Titel:

„Schutz den Vögeln!"

Ein Schriftsteller-Grab.

Fast zu jeder Zeit gibt es einen oder den andern Schriftsteller, der durch seine Werke das lesende Publicum vollständig beherrscht, trotzdem aber nach wenigen Jahren bereits gänzlich vergessen wird. Für alle Zeit lebt, wie der Dichter sagt, nur der, welcher den Besten seiner Zeit genug gethan hat, und das kann man freilich von jenen Schriftstellern nicht sagen, wenn sie auch die gefeierten Lieblinge der Menge waren.

An das einsame, noch ziemlich frische Grab eines Solchen treten wir hier, denn wie es Pflicht ist, verehrend stets Jener zu gedenken, die Unvergängliches geschaffen haben, so ziemt es sich, gelegentlich auch an die zu erinnern, welche durch ihres Geistes Kraft einen großen Theil ihres Volkes, wenn auch nur auf kurze Zeit, an sich zu fesseln vermochten.

Wir treten an das Grab Karl Spindler's, dessen „Jude" vor einem Viertel-Jahrhunderte sicherlich das gelesenste Buch in Deutschland war und der dauernde Werke würde haben schaffen können, wenn er sich eine gründlichere Bildung erworben hätte und nicht durch das Unstäte und Ruhelose seiner Natur durch seine Arbeiten wie durch sein ganzes Leben gehetzt worden wäre. Seine Phantasie schien unerschöpflich zu sein und sie machte es ihm möglich, sein unersättliches Publicum mit immer neuen Gaben zu erfreuen. Der Schreiber, dem er seine Erzählungen diktirte, vermochte mit der flüchtigsten Feder seinen Worten kaum zu folgen. Und wie seine Romane durch Stoffreichthum sich hervorthun, so liebte der dicke Mann mit derbem Hunger und gesundem Geschmack aber alles ein tüchtiges Stück saftiges Fleisch, fette Mehlspeisen, Speck- und Grießknödel, das „edle" Sauerkraut ꝛc. Auch gehörte er immer zu denen, welche, wie Jean Paul sagt, die tägliche Tinte mit einigem Bier oder Wein verdünnen müssen. Und an gemüthlicher Heiterkeit fehlte es ihm selten, er mochte in Mangel oder in Ueberfluß leben.

Spindler's Eltern stammten aus Baiern, er wurde aber am 16. Octbr. 1796 in Breslau geboren, wo damals sein Vater Kapellmeister war, der bald darauf nach Straßburg kam als Organist am Münster. Nachdem der Sohn die Schule durchlaufen hatte, entlief er auch den Eltern und wurde Schauspieler. Als solcher durchzog er Deutschland von einem Ende zum andern. Das waren seine Lehr- und Wanderjahre, in denen er das, was er aus den Büchern nicht erlernt hatte, wie das, was die Bücher nie lehren können, praktisch erlernte, aber auch erkannte, daß es ihm an Talent zum Schauspieler fast ganz und gar fehle. Er hatte sich aber früh schon verheirathet und mußte eine lange Zeit sehr schwerer Noth durchmachen. In dieser schrieb er seinen ersten Roman: „Der Bastard", der sein großes Talent verrieth und seine Bekanntschaft mit dem seltsamen, aber äußerst rührigen Buchhändler Franks herbeiführte.

Spindler's Grab in Petersthal.

Damit war sein Glück — äußerlich gemacht, denn bis zur Mitte der vierziger Jahre sammelte er sich ein Vermögen von etwa 80,000 Gulden. In seiner Familie aber traf ihn schweres Leid. Seine Frau verfiel in eine Art Geistesstörung, die sich anfangs nur in Verschwendung und allerlei Seltsamkeiten kundgab, auch Spindler nöthigte, sich von ihr zu trennen, später aber immer mehr und unheimlicher sich entwickelte. Er unternahm größere und kleinere Reisen, lebte unstät bald hier, bald dort, meist in oder bei Baden-Baden, immer mit neuen Romanen und Erzählungen beschäftigt, bis am 15. Juli 1855, in der Hochzeitsnacht seiner einzigen Tochter, in dem kleinen Bayerorte Freiersbach bei Petersthal im Renchthal ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte.

Die Straße führt mitten durch das reizende Dorf Peterthal. Dicht an der Straße steht die Kirche und hinter derselben, am steilen Bergabhange, liegt der schmucklose Gottesacker. Schräg über diesen läuft ein Fußweg. Dicht an diesem Wege steht am obern Ende eines Grabes, auf die hohe Seite gestellt, ein unbehauener Stein, der ein gußeisernes Kreuz trägt und auf dem man den Namen Carl Spindler liest. Grüner, lebensfrischer Epheu wuchert üppig an dem Steine empor. Eine schmale Einfassung an den Seiten und in der Mitte ein kleines Rund von Gras und Bergißmeinnicht ist der primlose Schmuck des kleinen Hügels, der „letzten Herberge" eines deutschen Dichters, der einst die Liebe seines Volkes besaß.

D.

Digitized by Google

Aus Garibaldi's Leben.

Nr. 5.

Da die wenigen Thaler, die ihm der Verkauf seiner Ochsenfelle eingebracht, voraussagt waren und er nicht Lust hatte, mit Frau und Kind seinen Freunden zur Last zu fallen, unternahm Garibaldi zwei Geschäfte, die jedoch, wenn auch vereinigt, selbst seine geringen Bedürfnisse kaum befriedigt haben würden. Zuerst wurde er Waarenmäkler, der Proben aller Art, von italienischen Nudeln an bis zu Steffen aus Rouen, mit sich herumtrug. Dann belleidete er in dem Hause eines gewissen Paolo Semitez das Amt eines Lehrers der mathematischen Wissenschaften, und diese Lebensweise führte er bis zu seinem Eintritt in die orientalische Legion fort. Die Frage von Rio Grande nahte ihrer Lösung, und so bot ihm die orientalische Republik, wie sich damals die Republik von Montevideo nannte, eine Beschäftigung an, welche mehr in Harmonie mit seinen Mitteln und namentlich mit seinem Charakter stand, als die eines Lehrers der Mathematik oder Musterreiters. Man übertrug ihm das Commando über die Corvette la Constitucion, während sich das gesammte orientalische Geschwader unter dem Befehle des Obersten Coffe, das von Buenos-Ayres aber unter dem des Generals Brown befand. Mehrere Zusammentreffen zwischen beiden hatten nur geringe Erfolge, bis endlich ein gewisser Bibal, traurigen Gedächtnisses, das Ministerium übernahm und die mit ungeheuren Summen errichtete und unterhaltene Flotte um ein Lumpengeld verschleudern ließ. Garibaldi wurde hierauf mit der Brigantine Pereira von achtzehn Geschützen nach Corrientes gesendet, das damals gegen Rosas kämpfte und dem er in seinen Bewegungen gegen diesen Dictator helfen sollte. Die ganze Expedition hatte jedoch einen andern, nur dem Herrn Premier-Minister bekannten Zweck: man wollte sich Garibaldi's entledigen. Schon beim ersten Auslaufen von Montevideo hatte er einen Kampf gegen die Batterie von Martin Garcia, einer am Ausflusse des Uruguay in den Parana gelegenen Insel, zu bestehen, der ihm mehrere Todte und acht bis zehn Verwundete kostete. Drei Meilen von dieser Insel entfernt strandete die Constitucion, leider zur Zeit der Ebbe; es kostete unsägliche Arbeit, das Schiff wieder flott zu machen, aber die muthige Andauer der Mannschaft brachte es endlich zu Stande. „Während wir," berichtet Garibaldi, „noch damit beschäftigt waren, alle schweren Gegenstände auf die uns begleitende Goelette la Procera zu bringen, fahen wir die feindliche Flotte auf uns losfeuern; in schöner Schlachtordnung nahte sie von der andern Seite der Insel. Ich besand mich in einer bösen Situation; um die Constitucion zu lichten, ließ ich sämmtliche Geschützstücke auf die Goelette bringen, wo sie übereinander geworfen wurden; sie waren und haben vollständig unglos; so blieb uns nur noch die Brigantine Peresia, deren muthvoller Commandant bei mir war und uns mit der Mehrzahl seiner Mannschaft in unserer Arbeit beistand.

„Inzwischen nahte der Feind mit sieben Kriegsschiffen, voll der begründetsten Siegesgewißheit. Trotz der drohenden Gefahr, in der ich mich befand, überließ ich mich doch nicht der Verzweiflung. Nein, Gott erweist mir die Gnade, mir in den äußersten Nöthen stets das Vertrauen auf ihn zu bewahren; ich überlasse aber gern Anderen, namentlich Seeleuten, zu beurtheilen, in welcher Lage ich mich befand. Hier handelte sich's nicht allein um's Leben, auf welches ich in diesem Augenblicke gern verzichtet hätte, es galt, die Ehre zu retten. Diese blutig, aber rein aus dieser schlimmen Lage herauszutreten, war mein fester Entschluß. Es handelte sich nicht darum, sich dem Kampfe zu entziehen zu suchen, sondern ihn in der festungsähnlichen Stellung aufzunehmen. Da nun meine Fahrzeuge, leichter als die des Feindes, nicht so tief im Wasser gingen, so ließ ich sie möglichst nahe an die sich mir darbietende Küste bringen, um, da auf dem Flusse Alles verloren war, ein letztes Auskunftsmittel, die Landung, zu versuchen. Ich ließ hierauf, so weit es anging, das Verdeck der Goelette frei machen, um wenigstens einige Kanonen gebrauchen zu können, und erwartete also gerüstet den Feind.

„Das Geschwader, das mich anzugreifen im Begriff stand, wurde vom Admiral Brown befehligt; ich wußte daher, daß ich es mit einem der tapferen Seemänner zu thun haben würde. Der Kampf dauerte drei Tage, ohne daß der Feind es für angemessen hielt, zu entern. Am Morgen des dritten Tages blieb mir zwar noch Pulver, aber die Kugeln waren ausgegangen. Ich ließ daher die Ketten der Fahrzeuge auseinander sprengen, ließ die Nägel, die Hämmer, alles Leder oder Eisen, was die Geschosse ersetzen konnte, herbeischaffen und schleuderte dies dem Feinde in's Gesicht; so hielten wir uns den Tag über hin. Endlich, gegen Sonnenuntergang des dritten Tages, als ich keine Kugel mehr am Bord, und mehr als die Hälfte meiner Mannschaft bereits eingebüßt hatte, ließ ich Feuer an die drei Schiffe legen, während wir unter dem feindlichen Kanonendonner das Land zu erreichen suchten. Jeder nahm sein Gewehr und den Antheil an den uns verbliebenen Patronen mit. Alles, was von Verwundeten transportabel war, wurde mit fortgeschafft. Was die Uebrigen betrifft, . . . ich habe schon gesagt, wie's unter solchen Umständen zu geschehen pflegt.

„Wir befanden uns noch 150 bis 200 Mann von Montevideo entfernt und auf einer feindlichen Küste. Zunächst suchte die Besatzung der Insel Martin Garcia uns zu belästigen; da jedoch in uns noch das Feuer glühte, in welches uns der Kampf mit dem Admiral Brown versetzt hatte, so empfingen wir sie hergestalt, daß sie an kein Wiederkommen dachten. Hierauf schlugen wir den Weg durch die Wüste ein, während bestert wir von dem wenigen Proviant, den wir mit uns genommen, und von dem, was wir auf der Reise fanden, uns unterhielten. Die Schlacht von Arroyo-Grande war inzwischen verloren worden; wir schlossen uns den Flüchtlingen an und nach fünf bis sechs Tagen des Kampfes, der Gefechte, der Entbehrungen und Leiden aller Art, von denen sich Niemand eine Idee zu machen vermag, trafen wir wieder in Montevideo ein und brachten das rein uns unversehrt zurück, was ich, wie man gesaubt, unternegs einbüßen wollte, die Ehre!"

Nach dem Siege von Arroyo-Grande marschirte der Feind auf Montevideo und erklärte, Niemand, selbst nicht den Fremden, die in seine Hände fallen würden, Pardon zu geben. Und in der That wurde Jedermann, der ihm unterwegs aufstieß, enthauptet oder erschossen. Da sich nun in Montevideo eine große Anzahl Italiener befand, die daselbst theils in Handelsgeschäften, theils als Proscribirte lebten, erließ Garibaldi eine Proclamation an seine Landsleute, in welcher er sie aufforderte, zu den Waffen zu greifen und auf Tod und Leben für die zu kämpfen, die sie in ihrer Mitte gastlich aufgenommen hätten.

Inzwischen sammelte Ribeira die Ueberreste seiner Armee, und genehmigte mit Freuden den Vorschlag Garibaldi's. Diese italienische Legion bekam keinen Sold, sondern Rationen an Brod, Wein, Salz, Oel u. dgl., während man nach beendigtem Kriege den Ueberlebenden, oder den Frauen und Kindern der Legionairs Besitzthum in Ländereien und Vieh versprach. Anfangs vier- bis fünfhundert Mann stark, stieg die Legion bald bis auf achthundert Mann, größtentheils proscribirte Italiener oder Leute, die aus Europa kamen, um hier ihr Glück zu versuchen.

Als die Legion zum ersten Male aus den Verschanzungen herausmarschirte, ergriff sie, man weiß nicht, ob aus Schuld der Führer oder der Soldaten, ein panischer Schrecken, und sie zog sich eiligst, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, wieder in die Verschanzungen zurück. Garibaldi hielt eine heftige Anrede an sie, setzte einen der Bataillonscommandanten ab und schrieb wiederholt an Anzani, der sich in einem Handelshause zu Uruguay befand, und endlich den Bitten der Freunden nachgab, um sich wieder mit Garibaldi zu vereinigen. Mit ihm kam neue Kraft und neues Leben in die Legion; die leither schandenhafte Verwaltung verselben nahm seine ganze Sorgfalt in Anspruch. Inzwischen hatte man, wohl aber übel, eine kleine Flottille reorganisirt, deren Befehligung man Garibaldi übertrug. Auch in dieser neuen Stellung leistete dieser treffliche Dienste, und zwang namentlich den Admiral Brown, sich mit ansehnlichem Verlust von der Insel de los Ratos zurückzuziehen. Bald darauf trafen wir ihn wieder an der Spitze seiner italienischen Legion, die sich nach ihrem ersten traurigen Auftreten durchaus ehrenhaft benahm. Er versuchte mit ihr, im Verein mit Pacheco, die Truppen Oribe's anzugreifen, und seine Soldaten hielten sich so brav, daß der Feind nach dreistündigem Kampfe in die Flucht geschlagen wurde. Dies geschah am 28. März 1843. Triumphirend zog Garibaldi wieder in Montevideo ein;

Digitized by Google

seine Legion hatte die Feuertaufe erhalten. Sie erhielt jetzt eine Fahne von schwarzen Steffe mit dem Bildnisse des Besuvs, ein Sinnbild Italiens und der in seinem Schooße sich bergenden Revolutionen.

Am 17. November desselben Jahres befand sich die italienische Legion mit Garibaldi auf Postendienst. Nach dem Frühstück stieg der montevideischen Oberst Neyra zu Pferde und ritt mit einigen Mann die Linien entlang. Man zielte auf ihn, und tödtlich verwundet stürzte er vom Pferde. In demselben Augenblicke machte der Feind eine Charge und bemächtigte sich seines Leichnams. Kaum hatte Garibaldi diese Nachricht vernommen, als er sogleich beschloß, die Leiche dieses tapfern Officiers dem Feinde wieder zu entreißen. Mit einigen hundert Mann, die er zur Hand hatte, griff er die Truppen Oribe's an und bald war er wieder im Besitz des entseelten Körpers. Zwar erhielten die erbitterten Feinde sofort ansehnliche Verstärkungen, so daß Garibaldi rings eingeschlossen wurde; allein auch ihm kam Hülfe zu, und schon nach kurzer Frist war die ganze Legion in's Gefecht verwickelt. Der Kampf wurde allgemein und dauerte acht Stunden; der Feind erlitt einen ungeheuren Verlust, und abermals kehrte Garibaldi siegreich mit seiner Legion nach Montevideo zurück. Unser Held hatte in diesem Kampfe — so gefleht er selbst — „wie ein einfacher Soldat" gefochten und wußte daher nicht, was um ihn herum vorgegangen war. Am Abend erstattete ihm jedoch Anzani, dessen besonnene Ruhe und Tapferkeit durch nichts erschüttert worden war, Bericht über alle Einzelnheiten und setzte ihn in den Stand, der Legion im Namen Italiens Dank zu sagen und diejenigen, die sich am meisten ausgezeichnet, zu belobigen und im Range zu erhöhen. Beide Gefechte verschafften aber der Legion eine derartige Achtung bei dem Feinde, daß er, sobald er sie mit dem Bajonnet anrücken sah, nicht länger Stand hielt und das Weite suchte.

Mit gleicher Tapferkeit focht die italienische Legion am 24. April 1844 beim Uebergang über die Bobada, wo sie sechs Stunden lang unausgesetzt im Feuer stand; namentlich zeichneten sich bei dieser Gelegenheit Garibaldi's Neger aus. Ein Tagesbefehl des General Paz ertheilte der italienischen Legion die größten Lobeserhebungen. Es konnte nicht fehlen, daß solche Thaten kriegerischer Tapferkeit die Blicke der an der Spitze der Republik von Montevideo stehenden Männer auf die italienische Legion und ihren kühnen Führer hinlenkten. Der Präsident der Republik, General Frucuso Rivera, erließ daher unterm 30. Januar 1845 ein Schreiben an Garibaldi, in welchem er diesem, „der die italienische Legion so würdig befehligt und sich schon vor dieser Zeit durch die der Republik geleisteten Dienste ein so unbestreitbares Anrecht auf die Dankbarkeit und Erkenntlichkeit Montevideo's erworben hat," sowie den Officieren und der „hochberühmten und tapfern italienischen Legion" Ländereien und Viehheerden für ihre heroischen Dienste anbot. Garibaldi schlug jedoch im Einverständniß mit allen seinen Officieren diese Ehrengabe aus und erklärte dem Präsidenten im Namen der ganzen Legion, „daß sie, als sie die Waffen ergriffen und der Republik ihre Dienste anboten, nichts Weiteres beansprucht hätten, als die Ehre, die Gefahren zu theilen, welche die Söhne des Landes, das sie gastlich aufgenommen, bestehen müßten; wenn sie so handelten, so gehorchten sie nur der Stimme ihres Innern, Nachdem sie dem Gnüge geleistet, was sie einfach als Erfüllung einer Pflicht betrachteten, würden sie fortfahren, die Leiden und Gefahren der edlen Montevideer zu theilen, ohne jedoch einen anderen Preis oder eine andere Belohnung für ihre Arbeit zu wünschen."

Bis zur Aufhebung der Blokade von Montevideo durch eine angle-französische Intervention blieb Garibaldi mit seiner Legion die Seele der Vertheidigung und zeichnete sich durch viele kühne Handstreiche zu Wasser und zu Lande aus. Noch einmal, in dem mörderischen Gefecht von San Antonio, tritt der Name Garibaldi's, Anzani's und der italienischen Legion glänzend wie kaum ein anderer hervor; schreibt doch Garibaldi selbst darüber an die Commissien der italienischen Legion zu Montevideo: „Nicht für eine Welt von Gold würde ich den Namen eines italienischen Legionairs dahingeben," und am Schlusse: „Ach! das war ein Gefecht, das verdiente in Erz gegossen zu werden." Es war seine letzte große Waffenthat in Montevideo.

Nach der Schlacht von San-Antonio schrieb der französische Admiral Lainé, welcher die La Plata-Station befehligte, einen Brief an Garibaldi, worin er ihm wegen seiner seltenen Umsicht und seines unerschütterlichen Muthes die größten Lobsprüche ertheilte. Dies genügte aber dem Admiral noch nicht, er wollte ihm auch persönlich seine Glückwünsche überbringen. Er landete daher in Montevideo und begab sich in die Straße Pentone, wo Garibaldi wohnte. Diese Wohnung, ebenso ärmlich, wie die des letzten Legionairs, konnte nicht verschlossen werden und stand Tag und Nacht für Jedermann offen, „namentlich für Wind und Regen," wie sich Garibaldi selbst äußerte, als er diese Anekdote erzählte.

Es war Nachts. Admiral Lainé ward die Thüre zu, und da das Haus nicht erleuchtet war, stieß er sich an einen Stuhl. „Holla!" rief er jetzt, „muß man denn hier unbedingt den Hals brechen, wenn man Garibaldi besuchen will?"

„He, Frau," rief jetzt Garibaldi seinerseits, ohne die Stimme des Admirals zu erkennen, „hörst Du nicht, daß Jemand im Vorzimmer ist? leuchte!"

„Womit soll ich denn leuchten?" entgegnete Anita, „weißt Du nicht, daß seine zwei Kreuzer im Hause sind, um ein Licht zu kaufen?"

„'s ist wahr," erwiderte Garibaldi philosophisch.

Er stand auf und öffnete die Thüre des Zimmers, in dem er sich befand. „Hierher," rief er, „hierher!" damit seine Stimme, in Ermangelung des Lichts, dem Besuchenden zum Führer dienen möchte. Admiral Lainé trat ein. Die Dunkelheit war aber so groß, daß er seinen Namen nennen mußte, damit nur Garibaldi wisse, mit wem er es zu thun hatte. „Admiral," redete er diesen jetzt an, „Sie werden mich entschuldigen; als ich aber meinen Vertrag mit der Republik von Montevideo abschloß, vergaß ich, unter den festgesetzten Rationen eine Ration Licht zu specificiren. Wie Ihnen nun bereits Anita gesagt, bleibt das Haus, da wir keine zwei Kreuzer haben, um ein Licht zu kaufen, im Finstern. Zum Glück sehe ich voraus, daß Sie gekommen sind, mit mir zu plaudern, und nicht, mich zu sehen."

Und in der That plauderte der Admiral mit Garibaldi, ohne daß er ihn erkennen konnte. Er verabschiedete sich später und stattete noch dem General Pacheco y Obes, dem Kriegsminister, einen Besuch ab, bei welcher Gelegenheit er diesem das Erlebte erzählte.

Der Kriegsminister, der soeben ein Decret über Garibaldi und seine Legion erlassen hatte, nahm sogleich hundert Patagonen (fünfhundert Francs) und schickte sie an Garibaldi. Dieser wollte seinen Freund Pacheco durch Zurückweisung des Geldes nicht verletzen; aber am nächsten Morgen, mit Tagesanbruch, nahm er die hundert Patagonen und vertheilte sie unter die Wittwen und Kinder der bei San Antonio gebliebenen Soldaten; für sich selbst behielt er nur so viel, als zum Ankauf eines Pfundes Lichte gehörte, wobei er seine Frau aufforderte, sein sparsam damit umzugehen, falls der Admiral Lainé ihm einen zweiten Besuch abstatten würde.

Das erwähnte Decret bestand in einem Tagesbefehl des Kriegsministers und verordnete, „um den heldenmüthigen Waffengenossen, die sich auf dem Schlachtfelde von San Antonio unsterblich gemacht haben, einen hohen Beweis der Achtung zu geben, welche die republikanische Armee von Montevideo, die sie in diesem denkwürdigen Treffen wie sich selbst verherrlicht haben, für sie hegt," daß sämmtliche Truppen sich in Mer-ordre und Parade aufstellen, durch eine große Deputation Garibaldi und der italienischen Legion eine Schrift der obersten Staatsgewalt überreichen und dann in Ehrencolonne vor der italienischen Legion defiliren sollten, während die Corpsches unter dem Rufe: „es lebe das Vaterland! es lebe Garibaldi und seine tapfern Cameraden!" salutirten.

Jene Schrift bestimmte, daß auf das Banner der italienischen Legion nachstehende Worte mit goldenen Buchstaben gestickt würden:

Treffen
der italienischen Legion unter Garibaldi's Befehlen
am 8. Februar 1846.

Ferner räumte sie der italienischen Legion den Vorrang bei allen Paraden ein, verordnete, daß die Namen der in dem genannten Treffen Gefallenen auf eine Tafel verzeichnet im Regierungspalaste aufgehangen würden und jeder Legionair am linken Arme ein Schild tragen sollte, auf welchem ein Kranz die Inschrift umgab: „dem unüberwindlichen Mitkämpfer, 8. Februar 1846."

Fürwahr eine Auszeichnung, wie sie wohl selten einem republikanischen General und seinen tapfern Streitern zu Theil geworden ist!

Digitized by Google

Wie arm auch Garibaldi war, so fand er doch eines Tages einen Legionair, noch ärmer als er selbst. Der arme Teufel hatte nicht einmal ein Hemd. Garibaldi führte ihn in einen Winkel, zog sein Hemd aus und gab es ihm. Als er nach Hause kam, bat er seine Anita um ein anderes. Anita schüttelte aber den Kopf. „Du weißt doch," sagte sie zu ihm, „daß Du nur eins hast; hast Du's weggegeben, heute schlimmer für Dich." Und nun blieb Garibaldi ohne Hemd, bis Anzani ihm ein neues verschaffte.

Aber Garibaldi war auch unverbesserlich.

Eines Tags hatte man ein feindliches Schiff gefangen genommen. Garibaldi vertheilte die Beute unter seine Gefährten. Nach geschehener Theilung rief er seine Leute zu sich, einen nach dem andern, er befrag sie über ihre Familienverhältnisse. Den Bedürftigsten gab er einen Theil von seiner Beute. „Nehmt das, es ist für Eure Kinder!" Es fand sich außerdem eine ansehnliche Summe Geldes auf dem Schiff vor, aber Garibaldi sendete sie an den Schatz von Montevideo und weigerte sich, auch nur einen Pfennig davon anzurühren. Einige Zeit später war der Beuteantheil so gut vertheilt, daß ihm für sein Haus nicht mehr als drei Kreuzer blieben.

An diese drei Kreuzer knüpft sich eine Anekdote, welche Garibaldi selbst Dumas erzählt hat.

Er hörte eines Tags sein Töchterchen Teresita laut aufschreien. Da er das Kind anbetete, so lief er herbei, um zu sehen, was es gäbe. Es war eine Treppe herabgefallen und hatte sich das Gesicht blutig aufgeschlagen. Garibaldi, der nicht gleich wußte, wie er es trösten sollte, besann sich auf die drei Kreuzer, welche sein ganzes Hausvermögen bildeten und die man für wichtige Ereignisse aufbewahrt hatte. Er nahm seine drei Kreuzer und eilte ein Spielzeug einzukaufen, welches sein Kindlein beruhigen könnte. Vor der Thüre begegnete ihm ein Diener des Präsidenten Joaquin Suarez, der ihn im Auftrag seines Herrn zu einer wichtigen Mittheilung abholen sollte. Er begab sich daher sogleich zum Präsidenten, vergaß den Grund seines Ausgangs und hielt mechanisch seine drei Kreuzer in der Hand. Die Conferenz währte zwei Stunden, denn es handelte sich wirklich um wichtige Gegenstände. Nach Verlauf dieser zwei Stunden kehrte Garibaldi nach Hause zurück; das Kind war beschäftigt, Anita dagegen äußerst unruhig. „Man hat die Börse gestohlen!" rief sie ihm zu, sowie sie ihn erblickte.

Jetzt erst dachte Garibaldi an die drei Kreuzer, die er noch in der Hand hielt. — Er war der Dieb.

Um diese Zeit vernahm Garibaldi, daß Pius IX. auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden sei. Man weiß, wie sich die Anfänge seiner Regierung gestalteten. „Wie Viele," so schreibt Garibaldi, „glaubte auch ich an eine Aera der Freiheit für Italien. Ich beschloß sogleich, um ihn in den hochherzigen Entschlüssen, die ihn belebten, zu unterstützen, ihm meinen Arm, wie den meiner Waffengefährten anzubieten. Diejenigen, welche an eine systematische Opposition meinerseits gegen das Papstthum glauben, können leicht aus dem Schreiben, das ich im Verein mit Anzani an den Nuntius Seiner Heiligkeit richtete und welches obengenannte Mitte enthielt, ersehen, daß dem nicht so war; meine Hingebung galt der Sache der Freiheit im Allgemeinen, auf welchem Punkte der Erde sich auch diese Freiheit Bahn brach. Man wird jedoch einsehen, daß ich meinem Lande den Vorzug gab und bereit war, unter demjenigen zu dienen, der berufen schien, der politische Messias Italiens zu werden." Allein Garibaldi und Anzani warteten vergebens auf Antwort vom Nuntius oder vom Papst, dennoch beschlossen sie mit einem Theile ihrer Legion nach Italien abzureisen. Ihr Zweck war, die Revolution da zu unterstützen, wo sie bereits in Waffen stände oder sie wachzurufen, wo sie noch schlief, z. B. in den Abruzzen. Leider hatte jedoch keiner von Allen einen einzigen Kreuzer in der Tasche, um die Ueberfahrt bestreiten zu können.

„Ich nahm," lassen wir Garibaldi wieder selbst berichten, „meine Zuflucht zu einem Mittel, das bei edelherzigen Herzen stets anschlägt: ich eröffnete eine Subscription unter meinen Landsleuten. Die Sache ging vorwärts, allein einige schlechte Seelen suchten unter den Legionairen einen Theil gegen mich einzunehmen und diejenigen, die mir zu folgen geneigt waren, davon abzuschrecken. Man redete den armen Kerlen vor, ich würde sie einem sichern Tode entgegenführen, das von mir beabsichtigte Unternehmen sei unmöglich und es sei ihnen ein ähnliches Loos wie das der Brüder Bandiera vorbehalten. Dies hatte zur Folge, daß sich die Furchtsamsten zurückzogen und nur 85 Mann bei mir blieben, von welchen uns noch 29, als sie schon eingeschifft waren, verließen. Zum Glück waren jedoch die, welche bei mir blieben, die Tapfersten, fast alle Waffengenossen aus dem Kampfe von San Antonio. Ueberdies nahm ich einige zuverlässige Orientalen mit mir, und unter diesen meinen armen Neger Aguyar, der bei der Belagerung von Rom fiel. — Die Subscription, an welcher sich vorzüglich ein in Montevideo ansässiger Genuese, Namens Stefano Antonini, betheiligte, ging gut von Statten. Ihrerseits erbot sich die Regierung, uns mit allem, was in ihrer Gewalt stände, zu unterstützen; ich wußte jedoch, wie arm sie war, und wollte daher von ihr nur zwei Kanonen und achthundert Flinten annehmen, die ich auf unsere Brigg schaffen ließ. Allein im Augenblick unserer Abfahrt begegnete uns mit dem Commandanten des Bivonte Carolo daselbe, was die Franzosen zur Zeit der Kreuzfahrt Baldwin's von den Venetianern erfuhren, die sie nach dem gelobten Lande zu schaffen versprochen hatten. Seine Forderung war so groß, daß wir Alles, bis auf unsere Hemden, verkaufen mußten, um ihm gerecht zu werden, sodaß während der Ueberfahrt Einige aus Mangel an Kleidern auf ihren Lagerstätten bleiben mußten.

„Wir hatten bereits eine Küstenstrecke von dreihundert Stunden zurückgelegt und befanden uns beinahe auf der Höhe der Orincomündungen, als auf einmal, während ich mich eben mit Orrigoni belustigte, Meerschweine vom Bugspriet zu harpuniren, das Geschrei: „Feuer!" erscholl.

„Vom Bugspriet auf den Schiffsschnabel, vom Schiffsschnabel auf das Verdeck springen und mich mit dem Netz herabgleiten lassen, war das Werk eines Augenblicks. Beim Vertheilen der Lebensmittel hatte der Aufseher die Unvorsichtigkeit begangen, Branntwein aus einem Fasse mit dem Lichte in der Hand zu ziehen. Der Branntwein fing Feuer; der Aufseher verlor den Kopf und statt das Faß wieder zuzuschlagen, ließ er den Branntwein stromweise herausfließen. Die Spritzekammer, die von der Pulverkammer durch eine kaum zolldicke Planke getrennt war, bildete einen wahren See von Feuer. Hier sah ich recht, wie leicht auch die Muthigsten der Furcht zugänglich sind, sobald sich die Gefahr ihnen in einer andern Gestalt zeigt, als sie sie zu sehen gewohnt sind. Alle diese Menschen, welche Helden, Halbgötter auf dem Schlachtfelde waren, liefen, rannten gegen einander und verloren den Kopf, zitternd und verstört wie Kinder. Nach Verlauf von zehn Minuten hatte ich, von Anzani, der beim ersten Lärmschrei aus seinem Bett gesprungen war, unterstützt, das Feuer gelöscht.

„Der arme Anzani hätete in der That das Bett, nicht weil er gänzlich von aller Bekleidung entblößt gewesen wäre, sondern weil er schon heftig von der Krankheit ergriffen war, an welcher er bei seiner Ankunft in Genua sterben sollte, an einer Lungenschwindsucht. Dieser bewundernswürdige Mensch, an dem sein grimmigster Feind, wenn er anders einen Feind hätte haben können, auch nicht einen einzigen Fehler zu finden vermochte, wollte, nachdem er sein Leben der Sache der Freiheit gewidmet, daß seine letzten Augenblicke noch seinen Waffengefährten nützlich würden; täglich half man ihm, das Verdeck zu besteigen; als er nicht mehr heranstiegen konnte, ließ er sich heraufziehen, und hier gab er auf einer Matratze hockend und sich oft auf mich stützend, den Legionairen, die sich um ihn im Hintertheil des Schiffs versammelt hatten, Unterricht in der Strategie. Dieser Anzani war ein wahres Wörterbuch der Wissenschaften, und es würde ebense schwer sein, alle die Sachen aufzuzählen, die er wußte, als eine zu finden, die er nicht gewußt hätte.

„Zu Palo, ungefähr fünf Miglien von Alicante, stiegen wir an's Land, um eine Ziege und Orangen für Anzani zu kaufen. Hier erfuhren wir durch den sardinischen Viceconsul einen Theil der Ereignisse, die sich in Italien zugetragen; hier vernahmen wir, daß die piemontesische Constitution proclamirt worden sei und daß die fünf glorreichen Tage von Mailand Fortgewonnen hätten; lauter Dinge, die wir seit unserer Abfahrt von Montevideo, d. h. seit dem 27. März 1848, nicht wissen konnten. Der Viceconsul erzählte uns, daß er italienische Fahrzeuge mit der tricoloren Flagge habe vorbeifahren sehen. Sofort entschloß ich mich daher, die Fahne der Unabhängigkeit aufzupflanzen. Ich führte die Flagge von Montevideo bei mir, unter welcher wir segelten, und jetzt hißte ich an der Gabel unseres Schiffes das sardinische Banner

Digitized by Google

auf, das aus einem halben Bettbuch, einem rothen Mantel und dem Rest grüner Aufschläge unserer Schiffsuniformen improvisirt wurde.

„Am 24. Juni, am Johannistage, kamen wir vor Rizza an. Viele waren der Ansicht, daß wir ohne genauere Nachrichten nicht landen sollten. Ich wagte mehr als irgend einer, da noch die Todesstrafe auf mir lastete. Dennoch zauderte ich nicht, oder vielmehr ich hätte nicht gezaudert, denn von Leuten, die auf einem Boote heranruderten, wiererkannt, verbreitete sich sogleich mein Name, und kaum war dies erfolgt, als ganz Rizza nach dem Hafen stürzte und ich mitten unter lauten Beifallsrufen die Festlichkeiten annehmen mußte, die uns von allen Seiten angeboten wurden. Sobald man erfuhr, daß ich in Rizza war und den Ocean durchschifft hatte, um der Sache der italienischen Freiheit zu Hülfe zu eilen, strömten Freiwillige von allen Seiten herbei. Ich hatte jedoch für den Augenblick Pläne, die ich für besser hielt. Dasselbe, was ich vom Papst Pius IX. gehalten, glaubte ich auch vom Könige Carl Albert; anstatt mich ausschließlich mit Medici zu beschäftigen, den ich nach Bia-Reggio abgesendet, um daselbst die Insurrection zu organisiren, glaubte ich, da die Insurrection bereits organisirt und der König von Piemont an der Spitze der Erhebung stand, nichts Besseres thun zu können, als diesem meine Dienste anzubieten.

„Ich nahm Abschied von meinem armen Anzani, einem um so schmerzlicheren Abschied, als wir Beide wußten, daß wir uns nicht wiedersehen würden, und so schiffte ich mich wieder nach Genua ein, von wo aus ich in's Hauptquartier des Königs Carl Albert eilte. Der Auszug bewies mir, daß ich Unrecht hatte. Wir verließen uns, der König und ich, Einer mit dem Andern unzufrieden, und ich kehrte nach Turin zurück, wo ich Anzani's Tod vernahm. Ich verlor die Hälfte meines Herzens, den besten Theil meines Geistes. Italien verlor einen seiner hervorragendsten Söhne. O Italien! Italien! unglückliche Mutter! welcher Trauertag war der für dich, als dieser Braveste der Braven, dieser Treueste der Treuen dem Lichte deinen schönen Sonne die Augen für immer verschloß! Beim Tode eines Mannes, wie Anzani, sage ich dir es, o Italien! Die Nation, die ihm das Leben gegeben, muß aus der Tiefe ihres Innersten einen Schmerzensschrei ausstoßen, und wenn sie nicht weint, wenn sie nicht wehklagt, wie Rahel in Rama, so ist diese Nation weder der Sympathie noch des Mitleids würdig, sie, die weder Sympathie noch Mitleid für ihre hochherzigsten Märtyrer hatte!

„Ja, Italien! Wenn der Allmächtige das Endziel Deiner Leiden bezeichnet haben wird, so wird er Dir Anzani's senden, die Deine Söhne leiten werden bei der Vertheilung Derer, die Dich in den Koth treten und Dich tyrannisiren!"

Blätter und Blüthen.

Deutsche Landsleute in Italien. Ich hatte eben den wunderbar herrlichen Dom Siena's zum zweiten Male durchwandert und mich an dem Baurerk und seiner unglaublich reichen Ausschmückung im Innern so satt und müde gesehen, wie man es nach stundenlangem Betrachten von Bildern und Sculpturen immer wird. Ich setzte mich nach frischer Luft und „etwas Grün der Bäume". Langsam schlenderte ich der Porta zu, dem baumbeschatteten, statuengeschmückten Spaziergange Siena's. Die Hauptallee führte mich auf den Eingang zu der ehemaligen freien Fechtbahn, deren verwilderte Bestimmung eine hübsche Anspielung rechts davon an einer triumphbogenartigen Wand folgendermaßen in italienischer Sprache angibt: „Diese von Leonino von Medici im Jahre 1561 zur Sicherung der Gerüchte erbaute Burg hat Peter Leopold von Oesterreich im Jahre 1778, nachdem er die Treue der Sienser wohrgenommen, dem öffentlichen Vergnügen bestimmt."

Unter Betrachtungen über die tiefen Sensualism befaßt ich den inneren Raum der Citadelle, der jetzt von Baumgängen und Gartenanlagen eingenommen ist. Plötzlich erblickte ich Männer in einer Uniform, wie sie sie bis dahin in Italien noch nicht gesehen hatte, meinen Blick. „Welche Hosen!" dachte ich, „das muß ein Franzose sein! Aber wie kommt der hierher? Die französischen Hülfstruppen vom vergangenen Jahre sind ja längst wieder zurückmarschirt. Ha! man thu uns vergessen, wie jene unabgerufen gebliebene Schiltwache in der Anekdote?" — Ich sah mich um und erblickte zwischen dem Grün der Büsche noch mehr der rothen Hosen. In dem Augenblick gingen zwei Spaziergänger an mir vorüber, aus deren Gespräch ich die Worte Roma und wessertod Aufstug, — „Ha!" dachte ich, „die sind also von jenen französischen Soldaten, in denen endlich das Bewußtsein von der schmählichen Rolle erwacht ist, die Louis Napoleon sie in Rom als Polizeidiener jenes mittelalterlichen Papanzes, Papstthum genannt, spielen läßt!" Damit ging ich auf den nächsten der Rothhosen zu.

„Vous êtes soldat français, Monsieur?" fragte ich.

„Entschuldigen Sie," war die zu meinem Erstaunen in deutscher Sprache gegebene Antwort, „aber französisch spreche ich nicht, ich bin ein Tautscher!"

„Aber, zum Teufel!" fragte ich nicht wenig verblüfft, „was ist denn das für eine Uniform, die Sie da tragen? das ist doch eine französische?"

„Entschuldigen Sie, sie ist von zweien päpstlichen Fremdenregiment. Hörr, mer seind von Peruische * diklarirt."

Jetzt war mir Alles klar, und ich konnte mich nicht genug wundern, daß ich diese Erklärung des Vorhandenseins rother Hosen in Siena nicht selbst gefunden hatte. Und diese, aus allen Ländern zusammengewürfelte Heere, Einer nach dem Andern, aus Leute in dunkelblauen Hosen, die sie größten verlegen in allen Mundarten, die in Firmenich's „Völkerstimmen Germaniens" vertreten sind, und schließlich waren es ihrer sechszehn „deutsche Landsleute, die mich umringten, und wir bildeten hier, so weit von Frankfurt, Erfurt, Ulmig und Coburg-Gotha, eine kleine Gruppe Einigung des verbrüderlichen Verbandes des deutschen National-Vereins ein kleines einiges Deutschland.

Interessant waren die Ergebnisse meiner Forschungen über die näheren Heimathsverhältnisse dieser deutschen Brüder. Von den 16 ungetreuen Paladinen St. Heiligkeit waren die verbürgermäßig meisten, nämlich vier, aus dem unglücklichsten deutschen Lande, dem die neue preußische Aera trotz über schönen Worte in so vielen zwei Jahren noch nicht zum alten guten Rechte zu 1851 hat verhelfen können. Zwei Mann entstammten allen das untere Hessen, die übrigen kamen aus Baden, Württemberg, Baiern, Sachsen ꝛc. Nur ein einziger Preuße war darn ter, ein hübsch aussehender, nicht ganz ungebildeter Mensch aus dem Magdeburgischen, aber auch durch vielen Einzigen bewährte Preußen sein „Le cinque liebergewicht" in Deutschland: er nahm sofort das Wort und führte die Unterhaltung mit mir ganz allein, nur hier und da durch eine Zustimmung oder Ergänzung seitens der Mittel- und Kleinstaaten unterbrochen.

Unter den mannigfachen Enthüllungen, die mir zu Theil wurden, überraschte mich eine außerordentlich.

„Sie sind doch Katholiken?" warf ich beiläufig, wie als ob es das „Ja" sich von selbst verstände, die Frage hin. Nicht ein Einziger von den Sechszehn war es!

„Aber mein Gott, wad hat Sie dann aber bewogen, sich dem Papste zu verdingen?"

„Da wurden es denn die Noth, die Berber, das Hundgeld gewesen! Als Handwerksburschen sich in der Fremde umhertreibend, ohne Arbeit und ohne Geld, waren sie in das Garn der päpstlichen Agenten, die mit dem Köder von Versprechungen nicht karg gewesen waren, gerathen.

„Ja," sagte einer der Süddeutschen, „wenn man uns nur Wort gehalten hätte! Wir haben sie in Marseille 105 Franken Handgeld versprochen, und im Ganzen habe ich 85 Bajocch' " „gefaßt". Das übrige haben sie mir für die Reise, die Kost und die Kuvrüstung abgezogen."

Dämmer konnte man doch diese letzten Reiter der sinkenden Hierarchie nicht behaupten! Was mir von dem zum Theil höchst elenden Zustande der päpstlichen Armee, dem Mangel an brauchbaren Officieren, der lockern Disciplin, der tiefen Verstimmung vieler der Angewerbenen, dem lächerlichen Babylonismus des Commando's — es war in drei Sprachen, italienisch, französisch und deutsch, commandirt — furz von der liederlichsälligkeit der ganzen Schöpfung Lamoriciere's erzählt wurde, das haben leidem die Ereignisse in Umbrien und den Marken als begründet heraungestellt.

Mit schaudernder Theilnahme hörte ich auch hier aus dem Munde von Mobstehenden, von Augenzeugen, ja vielleicht Mitschuldigen, die volle Wahrheit über der Gräuel, die man von der Einnahme Perugia's im vorigen Jahre gemeldet hat, bestätigen. Gerade der oben erwähnte Peruße hatte in dem verruchten Jägertreigert gedauert, das den blutdürstigen Anweisungen jenes notwendrigen Schächters Schmidt von Uri so vollkommen Folge geleistet hat. „Nun will ich meinen Jungens auch mal ein Vergnügen machen!" soll er, ähnlich wie einst Tilly vor Magdeburg, gesagt haben, als er die fürchterliche Bande über die beklagenswerthe Stadt losließ. Es ist wahr, verschiedene man mir, daß die Kinder gemordet, daß Frauen bis auf den Zahn entjubelt worden sind — es ist wahr, daß man Männer zu den Fenstern hinausgestürzt, die noch lebenden Körper mit Spiritus begossen, diesen angezündet und die brennende Masse mit cannibalischem Gebeul durch die Straßen der Stadt geschleift hat!

Der Urheber dieser Scheußlichkeiten, jener auf ewig gebrandmarkte Obrist Schmid, den der Vater der Christenheit zur Belohnung für seine Thaten zum General gemacht hat, ist leidem der italienischen Befreiungsarmee in die Hände gefallen, aber die alle humane Regierung Victor Emanuel's hat ihn lauten lassen, hat ihm den Prozeß zu machen, wie er einem Mordbrenner dieser Art gebührt hätte. So viel wir wissen, hat der über die Schweizergrenze entlassene Scheltrecht leither keine andere Unannehmlichkeit erfahren, als die einer ihm in Genf gebrachten stürmischen Ovationszuft.

Was die sechzehn „deutschen Landsleute" betrifft, so schied ich von ihnen mit der Frage, ob ihre Abenteuerlust durch die gemachten Erfahrungen ihn Einzlich abgekühlt sei, um fortan nach drei allen, guten Sprüche vom „im Lande bleiben und sich redlich nähren" zu leben. Ihn sechszehnlach: Ja war die Antwort. Ich sah die Armen noch einmal wieder, als ich nach Florenz zurückkehrte, sie wurden mit demselben Bahnzuge unter Bedeckung italienischer Carabiniers nach Livorno geschafft, um von dort über Genua, Turin und die Schweiz in die Heimath befördert zu werden.

Bernhard Eutrulat.

* Perugia.

* Noch nicht 6 Franken.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwort. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Husar und Pandur.*

Erzählung von Levin Schücking.

1.

In der Hofburg zu Wien, in ihrem Arbeitscabinet, saß die Kaiserin Maria Theresia in dem schweren, auf vergoldeten Löwenfüßen ruhenden Fauteuil, der auf einer Erhöhung in der tiefen Fensternische stand. Geist, Lebhaftigkeit und Wohlwollen waren die Eigenschaften, die aus den noch immer so schönen Zügen der tief in den Vierzigen stehenden Frau sprachen. Heute jedoch war der Ausdruck des mütterlichen Wohlwollens verdrängt durch den einer gewissen strengen Entschlossenheit. Damit warf sie einen kleinen Stoß von Papieren, worin sie eine Weile aufmerksam gelesen hatte, auf ein vor ihr stehendes Tabouret.

„Und jetzt ist's aus — ganz aus," sagte sie dabei — „jetzt duld' ich's nimmer! Eine Schande wär's, und vor meinem Herrgott könnt' ich's nicht verantworten, wenn ich ihm nicht ein End' machte!"

Diese Worte waren an einen jungen Mann in grüner Uniform gerichtet, der vor ihr stand, sich leicht an den offenen Fensterflügel lehnend, denn die Kaiserin saß am geöffneten Fenster, durch das eine kalte Frühjahrsluft hereinströmte; und der junge Mann, dessen hochrother Teint eben nicht anderntete, daß er an Blutleere leide, hatte dennoch sich in seine Uniform enge zugeknöpft und gab alle Symptome, daß ihm fröstelte, zu erkennen. Sein Gesicht, seine hohe Stirn, die stark gebogene Nase, und die von der Jagellonischen Ahnfrau Cimburga ererbte Lippe verrieth, daß er dem Geschlechte Habsburgs angehöre.

Der junge Mann war Joseph II., erwählter römischer König.

„Wenn die gnädigste Frau Mutter nur betrachten wollte, von wem die Anklagen ausgehen," erwiderte er in beschwichtigendem Tone. „Die Denuncianten sind lediglich sammt und sonders ehemalige Officiere, die der Dienst von der Trenk, weil sie nichtsnutzige Menschen waren, cassirt und von seinem Corps fortgejagt hat."

„Nichtsnutzige Menschen, sagt der Herr Sohn, und ich sag', fiel Maria Theresia eifrig ein — „es sind auch Ehrenmänner darunter, die den Gräuel nicht mehr ansehen können!"

König Joseph zog die Achseln.

„Man muß einen Mann, der unserem Hause so viel Dienste geleistet hat und noch so große leisten kann . . ."

„Davor behüt' mich mein allmächtiger Schöpfer, daß ich in eine Lage komme, wo ich wieder solche Werkzeuge gebrauchen muß," unterbrach ihn die Kaiserin, — „und dieser Türke mir seine entsetzlichen Dienste leistet . . . ich weiß wohl, daß der Herr Sohn sich andere Gedanken macht — aber so lange meine Augen offen stehen, fängt Oesterreich keinen Krieg wieder an!"

„Dann aber wird die gnädigste Frau Mutter berücksichtigen, daß es und den Verwurf der Unbankbarkeit zuziehen würde, einen Menschen, den wir nicht mehr gebrauchen können und wollen, zu verfolgen und zu beseitigen!"

„Das rührt mich Alles nicht," fiel die Kaiserin ein. „Leß' der Herr Sohn die Eingaben selber und dann sprech' Er: soll noch Gerechtigkeit und Zucht im Lande sein oder nicht?"

„Der Bericht ist vom Hofkriegsrath Weber und von dem General Löwenwalde gemacht — sie sind Beide des Panduren-Trenck Widersacher, und ich fürchte . . ."

„Was fürchtet der Herr Sohn?"

„Daß in ihren Augen die größten Verbrechen des Obersten die Millionen sind, welche er zusammengebeutet hat, ohne den Federn der Herren vom Hofkriegsrath zu erlauben, auch nur die mäßigsten Procente für sich von den vollen Scheffeln abzustreichen . . ."

„Verunglimpf' mir der Herr Sohn die Herren nicht, die ihre Pflicht thun; und wenn's auch wäre — wir sind alle Menschen — so ist's eben meine Pflicht, streng die Sache untersuchen zu lassen. Wenn sich der Prozeß des Herrn Sohnes dann weißbrennen kann, mich soll's freuen! Aber ich glaub's halt nicht. Es ist zu viel, was ihm schuld gegeben wird, und himmelschreiende Dinge sind's . . . daß er ein Atheist und ein Freigeist ist, dem auf Gottes Welt nichts heilig . . ."

„Als seine Kaiserin, seine Ehre und sein Wort als Soldat!" unterbrach sie König Joseph.

„Auch das schwerlich — aber," fuhr Maria Theresia fort, „ich will's ihm nachgesehen haben, weil er eine alte Kriegszurgel ist, die nicht weiß, was sie thun: aber in den Papieren da leß' der Herr Sohn — leß' Er die Geschichte von dem armen brustkranken Teufel von Soldaten, der aus dem Spital heraus klagt, der Trenk habe ihm tausend Stockschläge geben lassen, weil er eine Lieferung, die erpreßt werden sollte, aus Mitleid nicht eingetrieben hätte; leß' er die abscheuliche Geschichte von der Müllerstochter in Böhmen, wie der Trenk mit der umgegangen ist — und dann sag Er mir, wenn's dem Herrn Sohn gefällt, ob das Alles auf sich beruhen soll oder nicht — ob eine christliche und gottesfürchtige Obrigkeit einen Menschen ungestraft lassen soll, den der Großstink nicht so hausen ließe . . ."

„Ew. Majestät," fiel Joseph ein, „haben vollständig Recht,

* Vergl. die Erzählungen des Verfassers in Nr. 19—22: „In den Casematten von Magdeburg" und in Nr. 34—39: „Der Reciter".

Digitized by Google

trer Trenck ist ein entsetzlicher Mensch — er ist wie ein Bär oder wie ein anderes Ungeheuer, das man gegen seinen Feind loslassen kann, aber dann, wenn es seine Schuldigkeit gethan hat, an die Kette legen muß. Aber ich gebe nur zu erwägen, daß es unpolitisch wäre, damit zu rasch vorzugehen. Es stellen sich abenteuein Schwierigkeiten, die nicht gering sind, entgegen. Wollen Ew. Majestät, daß der Hoftriegsrath ihn einfach von seinem Commando abberuft und ihm befiehlt, sich dahier an einem bestimmten Tage vor ein Kriegsgericht zu stellen?"

„Er wäre freilich im Stande und käme nicht!" räumte die Kaiserin ein. „Ich fürchte ohnehin," fuhr sie fort, „er denkt daran, sich mit seinen rothen Banden nach Slavonien zu ziehen und dort auf seinen Gütern den Basta zu spielen, dem's nicht darauf ankommt, sich zum Landesherrn zu machen, wenn man ihn von Wien aus sekirt!"

„Es könnte etwas noch weit Schlimmeres eintreten!" bemerkte Joseph — „und daran würde er, fürcht' ich, zuerst denken . . . er ginge zum Preußen über! Der würde ihn mit Gold aufwiegen!"

Maria Theresia wurde offenbar betroffen von diesem Einwurf ihres Sohnes, den sie bis jetzt nicht erwogen zu haben schien.

„Das wär' freilich arg," sagte sie, „. . . aber der Herr Sohn hat Recht . . . ein Ketzer ist er . . . und von Haus aus daheim aus Preußen . . ."

„Und dazu darf es nicht kommen!" fiel Joseph ein.

„Nein — lieber, als dem bösen Manne diesen Triumph zu gönnen, laß ich eine Armee marschiren, um dem Trenck die Wege abzuschneiden und ihn einzufangen!"

„Und das würde der Welt ein Schauspiel sein, welches wir ihr nicht geben dürfen — welcher Hohn, wenn es hieße, Oesterreich führe Krieg mit seinen eigenen Generälen — es wolle, wie der Sultan, mit der seidenen Schnur dem einzigen seiner Feldobersten lohnen, der während der Kriegsjahre immer siegreich und glücklich gewesen, der ihm ganz unschätzbare Dienste erwiesen, . . . und das thue Maria Theresia, die der tolle Knoat als seine Göttin anbetet, um deren willen er tausend Toden trotzt . . .!"

„Damit erweicht mich der Herr Sohn nicht — wenn er seine Kaiserin und seine Landesmutter anbetet, so bedank' ich mich sehr dafür, denn er thut's nur, weil ein sterblicher Mensch Etwas anbeten muß, und einen Gott hat der Trend dazu nicht . . . er glaubt weder an Gott noch Teufel!"

„Und was befiehlt meine gnädigste Frau Mutter, daß geschehen soll?" fragte nach einer stummen Pause König Joseph.

Maria Theresia erhob sich. Sie nahm die Schriften von dem Tabouret, trat damit an ihren Schreibtisch und schrieb an den Rand der ersten Seite:

„Der von der Trenck soll aufero citiret und vor einer von Unserm Hoftriegsrath zu bestellenden Commission zur Verantwortung gezogen werden. Maria Theresia."

„Das soll geschehen, was der Herr Sohn da ließt!" sagte sie, indem sie das Heft dem römischen König übergab.

Joseph machte eine leichte Verbeugung, zum Zeichen, daß er sich unterwerfe.

„Dann erlauben die gnädigste Frau Mutter mir nur, daß ich mich in dieser häklichen Angelegenheit als den Vollstrecker Ihres Willens betrachten darf, wenigstens was die schwierige Seite desselben, das Anhereciticen des Trenck, betrifft. Es muß dabei die gehörige Vorsicht und Klugheit angewandt werden, sonst spielt uns dieser Pandur einen ärgerlichen Streich, der unsere Würde compromittirt. Geht die Sache ihren gewiesenen Weg, durch die Kanzleien, wird sie dem Panduren vorher verrathen . . . ."

„Da mag der Herr Sohn Recht haben," fiel die Kaiserin ein; „aber wie gedenkt Er, sich der Angelegenheit anzunehmen?"

„Ich bitte um eine Ordre der Kaiserin an mich als Obersten meines Husaren-Regiments, den von der Trenck nöthigenfalls mit Gewalt dahier vor die zu bildende Commission zu gestellen. Von der eigenen Hand der Frau Mutter. Unterdeß wird es gut sein, jenes Rescript an den Hoftriegsrath noch einige Tage zurück zu halten."

König Joseph deutete auf das Actenheft.

„Das kann also geschehen," versetzte Maria Theresia. Sie nahm ein Blatt Papier und schrieb die gewünschte Ordre nieder.

„Ich lege es in Deine Hand, Joseph," sagte sie dann, indem sie das Blatt ihrem Sohne übergab. „Thu' damit, was Du willst, nur sei behutsam, daß der tolle Pandur nicht in's Lager unseres Feindes übergeht . . . lieber als solch ein Scandal wäre mir, wenn er offen rebellirte oder gar sich zum König von Slavonien aufwürfe, was seine geheimen Absichten sein sollen, wie mir zuverlässige Leute schon mehr als einmal versichert haben!"

„Ueberlassen Sie jetzt Alles mir, Mutter," antwortete Joseph, indem er die Hand der Kaiserin küßte — „Sie haben mir nichts mehr zu befehlen?"

„Geh mit Gott, mein Sohn," versetzte sie mit einem freundlichen Lächeln und leichtem Neigen des Kopfes . . . „aber bevor Du gehst, schließ mir das Fenster, der Kanzlei kommt zum Vortrag, und ich muß sorgen, daß mir das Männlein nicht erfriert."

Joseph erfüllte ihren Wunsch und verließ das Gemach.

Eine Stunde später stand in einem andern Wohngemache der Wiener Hofburg der römische König Joseph neben seinem Arbeitstisch, die linke Hand auf die Platte des Tisches stützend, die rechte bald verborgen unter den rothen Rabatten seiner Uniform. Vor ihm, in strad militärischer Haltung stand ein Officier seines Husaren-Regiments, der ein zusammengefaltetes Papier in der Hand hielt, und dabei mit einem ganz eigenthümlichen Blicke freudiger Verlegenheit zu ihm niederblickte — denn der Officier war fast um die Länge eines Kopfes größer als der römische König.

„Mein lieber Frohn," sagte der Letztere, „Er braucht mir in der That nicht zu danken für das, was Er da in Händen hält. Er hat es sich selber durch seine Dienstführung verdient, und ich danke Ihm, daß er mir die Freude macht, einem Officier meines Regiments meine volle Zufriedenheit aussprechen zu können."

„Und doch," entgegnete der Officier, „werden Ew. Majestät mir glauben, daß mich diese rasche und so unerwartete Beförderung zum Oberstwachtmeister beschämt, und daß ich nur wünsche . . ."

„Mir weiter durch die That zu beweisen, welch tüchtiger Soldat der Herr von Frohn ist," fiel lächelnd der römische König ein, „. . . daran zweifle ich nicht!"

„Das wollte ich in der That sagen, Ew. Majestät."

„Und Er ahnt dabei nicht, Frohn," fuhr der König fort, „wie nahe sein Wunsch der Erfüllung ist! Es wird gerade so etwas dem neuen Oberstwachtmeister angesonnen . . . etwas, wozu ein Mann wie Er gehört."

„Befehlen Ew. Majestät!"

„Es soll sich nicht um einen Befehl, sondern nur um eine Frage handeln! Sag' Er mir, Frohn, nimmt Er es auf sich, den Oberst von der Trend, der jetzt mit seinem Corps, wie Er weiß, in Oberösterreich steht, mitten aus seinem Hauptquartier herauszuholen und uns hierher nach Wien zu liefern, wo die Justiz ein Hühnchen mit ihm zu rupfen hat?"

Frohn sah höchst überrascht und sinnend in des römischen Königs Züge.

„Glaubt Er, ich mache Spaß?"

„Nein, Ew. Majestät, aber . . ."

„Aber Er hat nöthig, sich erst ein wenig zu fassen, wenn Ihm eine solche bewerische Heldenthat angesonnen wird?"

„Gerufen mir Ew. Majestät zu sagen, wie Sie sich die Ausführung eines solchen Auftrags denken — ob durch Gewalt, im Fall der Oberst sich widerspänstig zeigen sollte . . ."

„Er wird sich widerspänstig zeigen, daran zweifle ich nicht," fiel der römische König ein; „und doch möchte ich offene Gewalt vermieden sehen. Eine Meuterei in der Armee hervorzurufen, das kann nicht die Absicht der Kaiserin sein, indem sie den Befehl gibt, dem Treiben des Panduren ein Ende zu machen. Und daneben liegt noch die Gefahr, daß dieser tolle Gesell, erbost und aufgebracht, ein- und trenchirthig wird und zum Feinde übergeht, der vielleicht schon längst Vertrage gemacht hat, einen solchen Soldaten zu gewinnen!"

„Dem Trenck ist freilich nichts in der Welt heilig," fiel der neue Oberstwachtmeister ein, „und die Sorge, daß er solche Entschlüsse fassen könnte, liegt so nahe . . ."

„Glaubt Er, daß dem Trend in der That nichts heilig sei?" unterbrach ihn König Joseph. „Ich glaube, als ein tapferer und tüchtiger Soldat wird er wenigstens sein Ehrenwort heilig halten, und das habe ich auch heute vor der Kaiserin verfochten. Gewinne Er ihm das Ehrenwort ab, daß er sich mit Ihm hierher nach Wien begeben wolle, und dann wird er kommen."

Frohn schwieg eine Weile.

„Wenn das möglich zu machen wäre," sagte er dann, „daß der Oberst von der Trend als Soldat und Edelmann sein Ehrenwort einlösen wird, ist freilich anzunehmen . . ."

Digitized by Google

„Nun wohl, so versuche Er's auf diese Weise. Sag Er dem Trend, daß König Joseph sich dafür verbürgt habe, er werde sein Ehrenwort halten — verbürgt bei der Kaiserin; daß ich überzeugt sei, die Anschuldigungen, welche gegen ihn erhoben sind, werden von ihm siegreich widerlegt werden können; daß ich ihm alsdann meinen vollen Schutz zusichere."

„Es kommt nur darauf an, ihm das Ehrenwort abzugewinnen," versetzte Frohn.

„Das wäre denn zunächst Seine Aufgabe, mein lieber Frohn, wenn Er keine bessere Art, die Sache durchzuführen, findet. Hält Er's für unmöglich?"

„Da Ew. Majestät geruhen, diese Aufgabe mir zu stellen, so darf sie mir nicht unmöglich sein — im Dienst Ew. Majestät darf ich dies Wort nicht kennen!"

„Bravo, mein Herr Oberstwachtmeister! Das heißt gesprochen, wie ich's vom Frohn erwartete. Er kann sich dort das Memoire des Hofkriegsraths ansehen, damit Er sich über die Angelegenheit näher unterrichtet. Dann faße Er seine Entschlüsse. Ich werde unterdeß die nöthige Ordre für Ihn schreiben, die Ihn bevollmächtigt, alle und jede Maßregel zu ergreifen, welche Er bei der Ausführung des Ihm gewordenen Befehls für zweckmäßig findet. Er erhält plein pouvoir."

Während Frohn das vom König ihm bezeichnete Papierheft, daselbe, welches wir in den Händen der Kaiserin sahen, vom Arbeitstische nahm und zu überfliegen begann, setzte sich der römische König in seinen Sessel und schrieb die Ordre nieder.

„Hier hat Er, Frohn!" sagte er dann, ihm das Blatt übergebend. „Ich bin überzeugt, ich kann diesen Befehl in keine besseren Hände niederlegen, und hätte ich Ihn nicht in meinem Regiment, so würde ich mich gehlitet haben, mich und mein Regiment in die Sache zu mischen!"

„Ew. Majestät," versetzte Frohn, die Ordre seines Regimentschefs neben seinem Oberstwachtmeister-Patente auf der Brust begend, „Ew. Majestät werden mich mit dem Trend innerhalb acht Tagen dahier zurück sehen, oder gar nicht. Es stände mir schlecht an, die Schwierigkeit der Aufgabe, womit Ew. Majestät mich beehren, zu vergrößern, aber sollte es eine Aufgabe auf Leben und Tod sein, so werde ich den sehteren nicht scheuen im Dienste meiner Kaiserin!"

„Gehe Er mit Gott, Frohn," sagte König Joseph, indem er ihm gerührt die Hand schüttelte. „Vergeß Er nicht, mit meiner Ordre sich beim Präsidenten des Hofkriegsraths zu melden und sich von diesem eine Anweisung auf die Kriegskasse geben zu lassen, damit Er die nöthigen Fonds erhält. Noch einmal: Behüt Ihn Gott!"

Frohn machte Kehrt und verließ das Zimmer des römischen Königs.

9.

Zwei Tage, nachdem diese Unterredung stattgefunden hatte, an einem schönen kühlen, aber heitern Aprilmorgen ritt ein Officier, in einen weiten blauen Mantel gehüllt, der eine blaue Husaren-Uniform bedeckte, und gefolgt von sechs Reitern seines Corps, zum Rothenthurm-Thor der Kaiserstadt hinaus. Die Reiter waren mit kräftigen, wohlgepflegten Pferden ungarischer Race versehen, und ihre sehr selbmäßig aufgehende Aufrüstung verrieth, daß sie einen mehrtägigen Marsch beabsichtigten.

Der Officier, welcher an ihrer Spitze und allein vorauf ritt, war ein auffallend hochgewachsener und kräftig gebauter Mann mit edlen, aber wettergebräunten Zügen und dunklen feurigen Augen. Es war eine Kriegergestalt, wie man keine anschaulichere und malerischere sehen konnte. Er war nicht gerade jung mehr, sondern in das volle Mannesalter eingetreten. Aber wenn diese Reife des Alters seinen Zügen ihr Gepräge von mutbiger Entschlossenheit und unbezähmbarer Energie aufgedrückt hatte, so hatte sie doch dem ruhigen und wie verhaltenen Feuer, das aus seinen Blicken sprach, nichts von seiner Lebhaftigkeit genommen.

Die kleine Truppe zog durch die Rossau-Vorstadt und schlug dann den Weg donauaufwärts ein. Als sie die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich hatte, winkte der Officier einem seiner Husaren den Befehl zu, an ihn heran zu kommen. Dieser, der die Wachtmeister-Abzeichen an seinem Kragen trug, war im nächsten Augenblick neben seinem Vorgesetzten.

„Was befehlen der Herr Oberstwachtmeister?"

„Der Herr Oberstwachtmeister befehlen Dir nichts, Franzl," versetzte der Officier mit einem Ton gutmüthiger Freundlichkeit — „sie wollen nur dem Franzl, da sich just Zeit und Ort dazu bieten, eine kleine Vorlesung halten. Ich denk', es wird dem Franzl zuträglich sein; denn wenn er auch seinen Dienst erträglich versieht und ein braudsbarer Soldat geworden ist — mit dem Morale und dem sonstigen Menschen bin ich noch immer nicht zufrieden."

„Ich mein' halt, Herr Oberstwachtmeister, ich thue, was ich vermag, um meine Vorgesetzten zufrieden zu stellen!"

„Das thut der Franzl, es ist richtig," entgegnete der Officier. „Nachdem man ihn wegen seiner liederlichen Streiche zum Militär assentirt hat — er kann's dem Himmel danken, daß man so glimpflich mit ihm verfahren ist und daß die Polizeistelle der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt gedacht hat, das Bürschlein sei nicht der Mühe werth, viel Federlesens und Criminal-Untersuchens mit ihm zu machen, und man werde am besten thun, wenn man ihm einen Soldatenrock anziehe und ihm den Haselstock zum Präceptor gebe . . ."

„Es ist schon wahr, Herr Oberstwachtmeister," bemerkte Franzl, „und ich dank meinem Schöpfer, daß ich dabei als früherer Cleve der kaiserlichen Reitschule bei den Husaren assentirt wurde und der Herr von Frohn bald nachher das Commando über unsere Schwadron bekam. Was aus mir geworden ist — ein ordentlicher Soldat . . ."

„Mit Wachtmeisterdrang, welcher, wie Du weißt, die Staffel zu jeder militärischen Größe und Würde ist . . ."

„Das," fuhr Franzl fort, „haben der Herr Oberstwachtmeister aus mir gemacht!"

„Ich freue mich, daß Du es anerkennst, Franzl, denn, weiß Gott, ich habe mir Mühe mit Dir gegeben, und habe Dich allezeit scharf im Auge behalten. Ich wußte, daß Du von Haus aus zu einem redlichen Menschen angelegt warst, das hatte mir unsere erste Begegnung gezeigt — die Herren Eltern hatten Dich nur nicht zu ziehen gewußt und Du warst in Zuchtlosigkeit verkommen. Nun, seit dem Tage, wo ich Dich in meiner Schwadron fand, hast Du Dich über Zuchtlosigkeit weiter nicht beklagen können, und so ist es denn glücklicher Weise dahin gekommen, daß Du ein Mann geworden bist!"

„Der dem Herrn von Frohn Alles verdankt und für ihn durch's Feuer gehen würde."

„Sieh, Franzl, das ist brav von Dir" — fuhr der Officier fort. „Aber worüber ich unzufrieden mit Dir bin, das ist, daß Du zu wenig Ehrgeiz hast. Du bist guter Leute Kind; Du hast mehr gelernt, als ein Husarenwachtmeister bedarf . . . weshalb legst Du es nicht darauf an, weiter zu kommen?"

„Weiter zu kommen . . . das thun ich ja auch," versetzte Franzl, . . . ich meine, ich thue Alles, daß der Herr von Frohn mich demnächst, wie Sie mir versprochen haben, zum Regimentsschreiber vorschlagen können."

„Regimentsschreiber . . . was ist das! Officier mußt Du werden, Franzl."

„Unser Eins . . . ich . . . Officier?"

„Du meinst, wegen Deiner Vergangenheit? Nun, man schickt Dich nach Ungarn, nach Friaul, hinter den Karst. Da kennt Deine schlimmen Streiche von ehemals Niemand. Und wollte Gott, wir hätten in der Armee keine Officiere, welche schlimmere Dinge auf dem Kerbholz! Es kommt nur auf den Willen an, auf den festen Vorsatz sich anzuziehen. Unter einem Herrn zumal, wie unser edler Regimentschef ist, der das Verdienst königlich zu lohnen strebt, wo er es nur findet!"

Der Wachtmeister antwortete nur durch einen tiefen Seufzer; aber der Officier, der seine Züge beobachtete, sah, daß seine Augen in einem eigenthümlichen Feuer aufleuchteten.

„Sieh, Franzl," fuhr er fort, „eine solche Gelegenheit, es zum Officier zu bringen, bietet sich Dir vielleicht gerade jetzt — bei der Ausführung dessen, was mir befohlen ist, und wozu ich gerade deshalb Dich mitgenommen habe."

Franzl warf einen fragenden Blick, in dem etwas wie ein freudiges Erschrecken lag, auf seinen Vorgesetzten.

„Du merkst daraus, daß es sich just nicht um ein Kinderspiel handelt, Franzl," fuhr dieser fort.

„Das mag sein," antwortete der Wachtmeister, „aber ein guter Husar fürchtet sich nicht und holt, wie das Sprüchwort sagt, den Teufel aus der Hölle, wenn's ihm befohlen wird."

„Richtig, Franzl," antwortete kaustisch der Officier, „nur sieh, das ist just eben unser Fall, und darauf lautet unser Befehl."

Digitized by Google

„Den Teufel aus der Hölle zu holen?"

„Nicht gerade mit diesen Worten, in der Sache aber ist's so ziemlich eins. Unser Befehl lautet: den Panzerunterstand von der Trenck aus seinem Hauptquartier zu holen und als Arrestanzen nach Wien zu bringen."

„Gott sieh uns bei!" rief Franzl aus, und seine Hand zuckte, als ob er im Schrecken sein Pferd zum Stehen bringen wollte.

„Nun, ich hoffe, Du fällst nicht vor Entsetzen aus dem Sattel, Franzl."

„Nein, das nicht," entgegnete der Wachtmeister aufathmend, „aber das ist mehr als wir, unser sieben zusammen, zu Stande bringen!"

„Daß wir's zu Stande bringen, wirst Du schon sehen, und es ist meine Sache — es kommt nur ein wenig darauf an, daß ich einen Mann neben mir habe, auf den ich mich verlassen kann, wie auf mich selbst. Ich habe Dich dazu auserkoren. Viel Schlauheit verlange ich nicht von Dir, nur Gehorsam, es mag kommen, was da will. Was ich Dir befehle, das hast Du auszuführen, und wenn man Dir auch droht, Dich zu spießen und an langsamem Feuer zu rösten; und wenn es auch ein Befehl wäre, wie: Franzl, zieh Dein Pistol und jage mir eine Kugel durch den Kopf! Soll ich darauf zählen können, Franzl? wirst Du blindlings thun, was ich Dir befehle, so sicher wie der Tod? Bedenk Dir's wohl, Du kannst in schlimme Situationen dabei kommen, und wenn Du zurückschrickst vor der Ehre, mein Adjutant zu sein bei dieser unserer kleinen Bärenjagd, so ist der Ritterau, der da hinter uns reitet, der Mann, den ich gebrauchen werde, und ich will ihn vornehmen . . ."

„Lassen der Herr Oberstwachtmeister ihn nur da hinten, den Ritterau," fiel Franzl mit einem Stimmumfall und einer Miene leeder Entschlossenheit ein, „ich bin zu Allem bereit, und Sie sollen auf mich zählen können!"

„Nun gut, und ich versprech Dir, wenn ich so zufrieden mit Dir bin, wie ich es zu sein hoffe, dann hast Du acht Tage, nachdem wir mit dem Trenck in Wien wirklich und richtig eingetitten sind, Dein Officierspatent in der Tasche."

Ueber Franzl's Züge flog ein freudiges Erröthen. Er schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Wenn Einer die Sache zu Stande bringt, dann ist's freilich der Herr von Frohn; aber ein Anderer kämʼ nicht durch damit; ich glaube zwar nicht, daß der Trenck bieb- und schußfest ist, wie das dumme Volk sagt, aber ein gefährlicher Bösewicht ist er einmal doch . . ."

„Er ist ein großer Krieger," fiel Frohn ein, „er hat sich auf Oesterreich Verdienste erworben, wie fast kein anderer Soldat dieser Zeit, und wenn seine Tapferkeit auch mit einer rücksichtslosen Achtung fremder Leiden und mit empörender Grausamkeit verbunden ist, so darf man das, was er geleistet hat, und das, was er ist, doch nicht vergessen. Es macht leider unsere Aufgabe nicht leichter. Wäre mir beseelen worden, einen Bär einzufangen, den man lebendig oder todt abliefern kann, so wäre es eine Lustpartie gegen die Aufgabe, den Trenck mit allen militärischen Ehren und mit aller Courtoisie, aber doch gefangen nach Wien zu liefern!"

„Der Herr Oberstwachtmeister gedenken ihn also glimpflicher zu behandeln, als er selber es mit seinen Feinden zu thun gewohnt ist, z. B. mit den zwei Harumbaschi's in Slavonien?"

„Du meinst mit den Harumbaschi, dessen Vater er hat spießen lassen?"

„Auch das," versetzte Franzl, „ist eine arge Geschichte. Der Räuber bot ihm einen ehrlichen Zweikampf mit gleichen Waffen an, und wie sie mit ihren Säbeln auf einander losgehen, zieht der Trenck plötzlich ein geladenes Pistol aus der Tasche und schießt den Räuber hauptmann in dichtester Nähe vor den Kopf. Aber ich dachte an Zab andere Stücklein, wie er eines Tages auf der Jagd ist, in einem abgelegenen Hause auf seinen Gütern Musik hört . . ."

„Und dann?" sagte Frohn — „erzähle weiter!"

„Dann geht er hinein und findet Hochzeitsgäste bei Tisch; das gefällt ihm, er setzt sich mitten zwischen sie und läßt sich's wohlschmecken, ohne zu vermuthen, unter welche Art von Menschen er geraten ist. Aber er bekommt eine Ahnung davon, als sich die Thüre öffnet und zwei riesengroße Neger, zwei bewaffnete Harumbaschi's, hereintreten. Erschrecken blickt er nach seiner Flinte; die steht fern von ihm an der Wand. Einer der Räuber aber benutzt ihn mit den Worten: „„Bleib wo Du bist, Trenck, wir haben Dir nie Uebles zugefügt, aber Du verlangst uns mit der Grausamkeit eines Tigers und der List einer Schlange. Jetzt könnten wir Dich niederschießen und Dir den Lohn geben — aber wir verschmähen es, sein den Zufall, der Dich in unsere Hand lieferte, zu benutzen. Iß und trink mit uns. Wenn wir gesättigt sind, dann nehmen wir den Säbel zur Hand und sehen, ob Du so stark und unüberwindlich bist, wie die Leute sagen.““ Nach diesen Worten setzen die Harumbaschi's sich ihm gegenüber an den langen schmalen Tisch und langen sorglos und ruhig zu. Dem Trenck ist natürlich sehr wenig wohl bei der Geschichte . . . wenn er im Zweikampf auch mit den Räuberhauptleuten fertig wird, dann muß er fürchten, daß ihre Gesellen nicht fern sind, und so nimmt er einen guten Augenblick wahr, zieht seine Sackpistolen heimlich aus der Tasche, richtet sie unter dem Tische auf den Bauch seiner Gegner, drückt zu gleicher Zeit ab, ergreift dann den ganzen Tisch, wirft ihn mit allem, was darauf ist, auf sie hin und springt glücklich zur Thüre hinaus. Dabei ist er gewandt genug, das Gewehr des einen Räubers zu fassen, welches neben der Thüre lehnt. Den den Harumbaschi's bleibt einer blutend am Boden liegen, der andere arbeitet sich unter dem Tische hervor in die Höhe und rennt wuthschäumend dem Flüchtigen nach; der Trenck aber erwartet ihn stehenden Fußes, schießt ihn mit seiner eigenen Klinte nieder, schneidet ihm den Kopf ab und bringt diese Trophäe seinen Leuten nach Hause."

„Ich habe davon gehört," sagte Frohn — „es ist so eines seiner Stückleins aus der Zeit, wo er in Ermangelung von anderem Zeitvertreib von den Gütern seines Vaters in Slavonien aus die großen Treibjagden auf die Grenzräuber unternahm und die ganze gefährliche Menschenkande, gegen die man früher alles Mögliche vergebens aufgeboten hatte, ausrottete . . . bis auf einen Rest von dreißundert einsyblichen Kerlen, aus denen er den Kern seines Panzercorps machte. Es ist das eine merkwürdig lehrreiche Schule für ihn gewesen — leider hat er seitdem nie begriffen, daß er nicht mehr Krieg gegen Räuber in Slavonien führte!"

„Und was soll jetzt mit ihm geschehen, wenn der Herr Oberstwachtmeister die Frage vergönnt?" sagte Franzl.

„Du fragst mehr, als ich weiß," antwortete Frohn. „Der Krieg geht eben so lange zu Wasser, bis er bricht — der Trenck hat so lange gepländert, gebrandschatzt und gehaust, bis die Kaiserin über alle die Klagen, welche wieder ihn eingelaufen sind, in Zorn geraathen ist und ihren Kopf aufgelegt hat, und der Welt zeigen will, daß in Oesterreich Gerechtigkeit herrsche gegen den Höchsten wie den Niedrigsten."

Der Wachtmeister Franzl verrieth durch einen Zug seines Gesichts, der wie ein bittres Lächeln aussah, daß er sich innerlich seine Gedanken bei diesen Worten seines Vorgesetzten machte, die er doch nicht auszusprechen wagte.

„Du meinst, es sei nicht ganz so schimm?" fuhr Frohn fort, „und der Höchste habe immer noch gegen den Niedrigsten etwas wie einen kleinen Vorsprung voraus? . . . nun, das ist nicht unsere Sache zu beurtheilen, Franzl, die wir der Kaiserin schlicht Kriegsdienste sind und thun, was uns befohlen ist. Gute Freunde und Geld haben in der Welt immer viel ausgerichtet — von jenem hat der Trenck freilich nicht viele in Wien — dafür hat er desto mehr von letzterem — und wenn er damit den Hals aus der Schlinge ziehen kann, was denn in der That das Ente vom Liede sein wird: so ist's für uns desto angenehmer, Franzl, wir können desto leichteren Herzens den Dienst verrichten, der uns befohlen ward und der auch freilich nicht angenehm ist, weil er ein wenig nach Häscherdienst aussieht!" (Fortsetzung folgt.)

Die Akustiker Friedrich Kaufmann und Sohn in Dresden.

Selten sind die Geburtsstätten bedeutender Menschen in den Häusern der Reichen und Vornehmen zu suchen, denn ein allzu fetter Boden erstickt die Pflanze gern im eignen Safte, während das dürrer Felsenspalte sich oft der ersten Baum erhebt. Auch die Künstlerfamilie Kaufmann leitet ihre Herkunft aus dürftiger Hütte und erkämpfte sich nach jahrelangem Ringen einen berühmten Namen im Kreise der höheren Mechanik und Akustik, worvon ihre selbstspielenden Musik-Instrumente das lebendigste Zeugniß geben.

Digitized by Google

Friedrich Kaufmann das Harmonichord ſpielend.

Digitized by Google

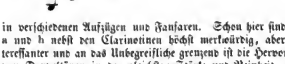
Friedrich Kaufmann, trotz seiner fünfundsiebenzig Jahre noch mit aller Energie eines rastlos schaffenden Geistes begabt, erzählt nicht ohne Rührung, daß sein Vater der Sohn sehr armer Eltern war, und daß sie ihm in frühester Jugend durch den Tod entrissen wurden. Ein Strumpfwirker in Chemnitz nahm ihn in die Lehre, jedoch, seiner Neigung zu mechanischen Arbeiten folgend, verließ er nach drei Jahren diese traurige Profession und ging nach Dresden. Hier kam er in das Haus eines sogenannten Genie's, das sich nicht allein mit Verfertigung von Regenschirmgestellen, sondern auch mit der Reparatur von Uhren und ähnlichen Arbeiten beschäftigte, und schon nach anderthalb Jahren, als sein Lehrmeister starb, war er im Stande, das Geschäft selbstständig fortzusetzen. Sein großes Talent für mechanische Arbeiten brach sich bald Bahn, und nachdem er viele neue Uhren nach eigener Construction gefertigt hatte, wagte er sich, obgleich ohne musikalische Vorkenntnisse, an die Verfertigung von Spieluhren und mechanischen Musikwerken. Bereits im Jahre 1789 ward ein solches, in dem er Harfe und Flöten vereinigt hatte, als „alle bis dahin bekannten Spielwerke weit übertreffend“ anerkannt und vom Kurfürsten (nachmaligen Könige von Sachsen angekauft. Dies spornte seinen Fleiß von Neuem an, und schon 1800 galten seine Arbeiten in Italien, Oesterreich und Rußland als Meisterwerke und wurden dahin versandt.*

Zu Anfang dieses Jahrhunderts griff bereits sein Sohn, unser Friedrich Kaufmann, von Jugend auf ein großes Talent für Musik verrathend und sorglichst in derselben unterrichtet, dem Vater bei seinen Arbeiten thätigst unter die Arme, und beide Künstler erregten durch schnell aufeinander folgende Erfindungen die allgemeinste Aufmerksamkeit. Im Jahre 1806 vollendeten Beide ein großes Musikwerk mit natürlichen Trompeten und Pauken, dem sie den Namen „Belloneon“ gaben, und das, noch ehe es ganz vollendet war, vom Könige von Preußen angekauft und im Schlosse von Charlottenburg aufgestellt ward. Dieses Instrument, welches sich besonders zur Aufführung von Märschen, Chören und Fanfaren eignet, gab zu einem Vorfalle Veranlassung, der in den damaligen preußischen Zeitungen in folgenden Worten erzählt wird, und den wir als histrörischen Curiosum nicht unerwähnt lassen wollen:

„Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena nahm Napoleon sein Hauptquartier im Schlosse von Charlottenburg. Er hatte sich kaum zu Bette begeben, als die preußische Cavallerie-Attaque durch die Stille der Nacht schmettert. Napoleon glaubt sich überfallen, fährt erschrocken von seinem Lager, stürzt an's Fenster und läßt Alarm schlagen. Alles eilt unterd Gewehr. Die Attaque wird noch einmal geblasen — und sonderbar genug — im Schlosse. Ein aus dem Marmorsaale herbeieilender Adjutant läßt endlich das Räthsel. In jenem Saale steht das Belleneon, welches Se. Maj. unser König von dem Akuflster Kaufmann in Dresden, kurze Zeit vor jener unglücklichen Schlacht, hatte verfertigen lassen, und welches auf Befehl des Königs mit allen Trompetenstücken der preußischen Cavallerie versehen worden war. Napoleon's neugierige Begleiter hatten das Schloß durchstöbert und waren auch zum Belleoneon im Marmorsaale gekommen. Dieses merdwürdige Instrument wurde mit echt französischer Neugierde von allen Seiten untersucht und betastet. Man berührte zufällig ein kleines Knöpfchen, welches das Werk in Bewegung setzt, und so kam es, daß eine Cavallerie-Attaque von 12 Trompeten den Imperator aus dem Schlafe aufschmetterte.“

Bei fortgesetztem Studium kam Friedrich Kaufmann auf den Gedanken, alle die Töne, deren die Trompete fähig ist, auf einem einzigen Instrumente hervorzubringen, und es gelang ihm, eine Maschine zu erbauen, welche in Gestalt einer Figur in mittelalterlicher Kleidung eine Trompete an den Mund setzt und mit fertigem Zungenstoße Alles bläst, was lebenden Trompetern möglich ist. Ja es gelang ihm, auf einem und demselben Instrumente zwei Töne zugleich hervorzubringen, was nur unter höchst beschränkten Verhältnissen und höchst selten lebenden Bläsern gelingt. Diese Hervorbringung der Doppeltöne ist als akustisches Experiment beachtenswerth, und ein Carl Maria von Weber schrieb über diesen „Trompet-Automat“ in anerkennendster Weise.

„Herr Kaufmann,“ läßt er sich 1812 in der Allgemeinen Musik-Zeitung vernehmen, „ist als Erfinder des Harmonichord rühmlichst angerreten, seine neuen Schöpfungen aber sind so ausgezeichnet merkwürdig, daß sie verdienen, der Welt so viel als möglich bekannt zu werden. Referent hatte während seines Aufenthalts in Dresden Gelegenheit, den von ihm verfertigten künstlichen Trompeter zu sehen und zu hören. Die höchst einfache compendiöse Maschine blies auf einer ihr angesetzten Trompete mit vollkommen schönem gleichem Tone und fertigem Zungenstoße die Töne



in verschiedenen Aufzügen und Fanfaren. Schon hier sind die Töne a und h nebst den Clarinetinen höchst merkwürdig, aber noch interessanter und an das Unbegreifliche grenzend ist die Hervorbringung von Doppeltönen in der gleichen Stärke und Reinheit. Referent war sehr überrascht, als er nach einigen einstimmigen Sätzen einen jener muntern Aufzüge in Octaven, Terzen, Quinten und einen sehr schönen Doppeltriller zu hören bekam. Es ist höchst merkwürdig für die Tonerzeugung, daß ein Instrument dasselbe mit eben der Vollendung wie zwei Trompeten hervorbringen kann. Was einer Maschine möglich wurde, sollte wohl dem Vorbilde — dem natürlichen Ansatze — auch nicht unmöglich sein!“

Wie aus Weber's Bericht hervorgeht, trat kurze Zeit zuvor Kaufmann mit dem von ihm erfundenen „Harmonichord“ auf, einem Instrumente, welches durch Tastatur gespielt wird. Der Form nach ist es ein aufrechtstehendes Flügel-Fortepiano, dessen Saiten jedoch nicht durch Hammeranschlag, sondern durch Reibung eines mit Leder überzogenen und mit Colophonium durchdrateten Cylinders zum Ertönen gebracht werden. Der Ton hält so lange an, als der Finger auf der Taste verweilt, und alle Nüancirungen des piano, crescendo und forte, und zwar in anhaltenden, anschwellenden Tönen, werden nur durch schwächeren und stärkeren Druck des Fingers hervorgebracht. „Nichts Sangrechteres läßt sich denken, nicht beschreiben läßt sich der Eindruck — ein Sphärensang! nur erwarte man nicht die Künste heutiger Virtuosität zu hören, dessen ist das Harmonichord in seiner musikalischen Unmelodeenheit nicht fähig. Dem schönen heiligen Erzaume der Cherubim-Ehöre nur dient es und vermag es zu dienen.“ Auch für dieses Musikwerk interessirte sich C. M. von Weber in so hohem Grade, daß er dafür ein großes Concert mit vollem Orchester componirte, welches sich noch als Manuscript im Besitze Kaufmanns befindet.

Wir sehen auf unserem Bilde den ehrenwerthen Meister an diesem seinem Lieblingsinstrumente, dem Harmonichord; ihm zur Seite sein würdiger Sohn und Mitarbeiter, auf den wir noch besonders, bei Besprechung seiner Schöpfung, des „Orchestrions“, zurückkommen werden. Die durch eine mehr als fünfzigjährige Arbeit gekrümmten Finger des Greises entlocken noch mit gleicher Sicherheit wie vor zwanzig Jahren, da wir ihn zum ersten Male hörten, dem Instrumente jene überirdischen Töne, wie wir sie vergebens in unsern Orchestern suchen dürfen; das ehrwürdige weiße Haupt senkt sich mehr und mehr zu den Tasten nieder, je mehr sich der „alte Spielmann“ in seine Phantasieen versenkt — je mehr er uns mit unsern Gedanken der Gegenwart entrückt.

Wie Friedrich Kaufmann's Vater schon früher Harfe und Flöten in einer Maschine vereinigt hatte, so verbanden jetzt beide Künstler das Pianoforte mit Flöten und Piccolo in einem mechanischen Instrumente und nannten es „Chordaulodien“ (Saiten-Flöten-Gesang). Die von ihnen gemachte, für den Orgelton höchst wichtige Erfindung, sowohl offne als gedeckte Pfeifen mittelst einfachen Mechanismus und durch Verstärkung und Verschwächung des Windes piano, crescendo und forte anzublasen, ohne daß sich, dabei der Ton verstimmt oder sonst dadurch leidet, machte es möglich, das mechanische Spiel des Chordaulodien mit einer Art lebendigen Hauches zu beseelen und alle Nüancirungen des crescendo und decrescendo, accelerando und ritardando hervorzubringen. — Mit den genannten Instrumenten machten beide Künstler in den Jahren 1815—1819 eine Kunstreise durch einen großen Theil des europäischen Continents und erwarben sich überall ebenso viel Beifall und Bewunderung durch ihre Talente, als Hochachtung und Zuneigung durch ihren biedern, deutschen Charakter.

1818 starb J. G. Kaufmann in Frankfurt a. M., woraus Friedrich Kaufmann vom Großherzog von Darmstadt einen Ruf als Harmonichord-Spieler in dessen Capelle erhielt, denselben jedoch ausschlug, da ihm vom Könige von Sachsen ein lebenslang-

* Siehe Universal-Lexiken der Tonkunst.

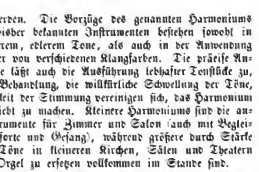
Digitized by Google

licher Jahrgehalt bewilligt ward, wenn er wieder nach Dresden zurückkehre. Hier lebte er in glücklichen Familienverhältnissen beinahe zwanzig Jahre der Bervollkommnung seiner Kunst, und vollendete 1839 ein neues großes selbstthätiges Instrument, „Symphonion“ von ihm genannt, welches Fortepiano, Clarinetten, Flöten, Piccolo, Schalltöfe und Pauke in sich vereinigte, und von dem z. B. Prof. Schafhäutl in München schreibt: „Das Spiel dieser Maschine ist wirklich entzückend, der Vortrag brillant, der Anschlag des Fortepiano selbst so frisch und rund, daß man unwillkürlich den Spieler und die Hände sucht, welche bald energisch in die Saiten greifen, bald sich zart und leise begleitend den brillanten Clarinett- oder Flöten-Passagen anschließen.“ — Mit dem

Das Orchestrion.

Symphonion, einem Oberaudeloon, dem Harmonichord und dem Trompet-Automat unternahm Friedrich Kaufmann, begleitet von seinem Sohne Friedrich Theodor (geb. 1823 zu Dresden), dessen angeborenes Talent in diesem Fache der Kunst einen seltenen Wirkungskreis fand, eine längere Kunstreise durch Deutschland, Rußland, Schweden und Dänemark und fanden namentlich in Petersburg die glänzendste Anerkennung. Leider verunglückten die genannten Instrumente, die Frucht jahrelanger Anstrengungen und Arbeiten, zur See auf der Rückreise von Kopenhagen im December 1843. Nach Dresden zurückgekehrt, begannen nunmehr Vater und Sohn gemeinschaftlich neue Instrumente und Kunstwerke an Stelle der verunglückten zu erbauen und dabei sowohl die früher gemachten Erfindungen anzuwenden, als auch neue Ideen und Verbesserungen dabei auszuführen. So entstand ein neues, wesentlich verbessertes Harmonichord, ein Oberaudeloon, ein Symphonion und ein Bellonion, und auch der Trompet-Automat ward wieder hergestellt.

Nachdem diese Arbeiten vollendet, schritt der jüngere Kaufmann zur Ausführung eines möglichst vollständigen selbstspielenden Orchesterwerkes nach eigener Idee, welches nach fünfjähriger anstrengender Arbeit 1851 vollendet ward, und Clarinetten, Flöten, Flageolets, Hörner, Cornets, Trompeten, Fagotts, Tuba, Pauken, Trommeln, Triangel und Becken in sich vereinigt. Es ward „Orchestrion“ genannt, hat, beiläufig bemerkt, eine Höhe von vier Ellen achtzehn Zoll, und machte auf einer damit nach England ꝛc. unternommenen Kunstreise zur Zeit der Londoner Industrie-Ausstellung große Sensation. Zurückgekehrt von dieser Kunstreise gründeten Kaufmann, Vater und Sohn, in Dresden eine permanente Ausstellung ihrer Erfindungen unter dem Namen „Akustisches Cabinet“ und verbanden damit eine Fabrik musikalischer Instrumente, aus der zahlreiche selbstthätige Kunstwerke und namentlich auch „Dar-meniums“ (vervollkommnete Physharmonica) hervorgehen und weit-



Das Harmonium.

hin versendet werden. Die Vorzüge des genannten Harmoniums vor derartigen bisher bekannten Instrumenten bestehen sowohl in bei weitem vollerem, edlerem Tone, als auch in der Anwendung mehrerer Register von verschiedenen Klangfarben. Die präcise Ansprache der Töne läßt auch die Ausführung lebhafter Tonstücke zu, und die leichte Behandlung, die willkürliche Schwellung der Töne, die Dauerhaftigkeit der Stimmung vereinigen sich, das Harmonium immer mehr beliebt zu machen. Kleinere Harmoniums sind die anmuthigsten Instrumente für Zimmer und Salon (auch mit Begleitung des Pianoforte und Gesang), während größere durch Stärke und Fülle der Töne in kleineren Kirchen, Sälen und Theatern die Stelle der Orgel zu ersetzen vollkommen im Stande sind.

Indem wir, soweit es uns der Raum gestattete, auf den Wirkungskreis und die Bedeutsamkeit beider Künstler hingewiesen, glauben wir dem Leser zugleich ein Bild stillen deutschen Fleißes gezeigt zu haben. Bewunderung und Liebe flößt uns das lange arbeitsvolle Leben des Vaters ein — wahrhafte Achtung das unermüdliche Streben des Sohnes.

Mögen Beide noch lange vereint wirken und schaffen!

K.

Spiritualisten-Spuk.*

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen“. Im Gegentheil scheint es, als ob sie sich weit und breit Allen, die Zutritt wünschen, und nicht blos den begünstigten „Sonntagskindern“ eröffnen wolle. Die Zahl der Leichtgläubigen, die bereits mit Geistern umgehen und sie beliebig zu „Tische“ einladen, beläuft sich in Amerika schon auf mehr als drei Millionen „Spiritualisten“, wie sie sich nennen, die siebzehn ausschließlich dem Spiritualismus gewidmete Zeitschriften herausgeben und lesen, in England mindestens auf dreißigtausend mit einem „Spiritual Magazine“, das aber von Zeitschriften anderer Art und zum Theil ersten Ranges noch unterstützt wird. Wir nennen nur Thackeray's „Cornhill-Magazine“, das durch einen Spiritualisten-Artikel unlängst die ganze „ungläubige“ Presse in Schrecken versetzte und zu Kreuzzügen gegen sich Anlaß gab. Thackeray ist mit Dickens Oberster der Götter auf dem literarischen Olympe Englands. Thackeray und Dickens, das klingt in England eben so, wie bei uns Goethe und Schiller.

* In England ist augenblicklich, wenn nicht der Teufel, doch die ganze Geisterwelt losgelassen. Dadurch, daß der bekannte englische Schriftsteller Thackeray in seiner vielgelesenen Zeitschrift in einem längeren Artikel die Erklärung abgab, eine Verbindung der diesseitigen und jenseitigen Welt vermittelst der Tischbeine sei nicht wegzuleugnen, wurde ein Feuerbrand in die englische Presse geworfen, der jetzt in hellen Flammen aufschlägt. Selbst die täglichen Zeitungen betheiligen sich daran und sind in zwei Lager getheilt — für und gegen den Schwindel. Eine Wochenschrift: Spiritual Magazine zählt heute bereits 15,000 Abonnenten. Alle Geisterbeschwörungen, sie mögen noch so lächerlicher und roher Natur sein, finden unter den Anhängern des Spiritualismus Glauben; ja wir müssen es mit Bedauern gestehen, daß sich sogar einige Männer der Wissenschaft unter diesen neuen Aberglauben überstürzen ließen. Ist es doch, als ob die Zeiten eines Cagliostro, eines Schrepfer wiedergekehrt wären! Jedenfalls ist diese Erscheinung aber zu wichtig, oder vielmehr zu traurig, als daß sie von der Presse vornehm ignorirt und übersehen werden könnte. Wir gehen deshalb von dem Bericht unseres bekannten Londoner Mitarbeiters, der nur Thatsachen und Erklärungen bringt, später hoffen wir in einem längeren Artikel nochmals darauf zurückzukommen und ausführende Details bieten zu können. Deutsche Wissenschaft und deutsche Aufklärung werden hoffentlich bald diesem Treiben ein Ende machen.

D. Red.

Digitized by Google

Ein Artikel für den Spiritualismus in Thackeray's Monatsschrift, das war schon literarisches Ereignis genug. Und nun erst, was darin stand! Die höchsten, geachtetsten, ehrwürdigsten Namen des Standes, der Politik und Wissenschaft, die darin als gläubige und bekehrte Spiritualisten aufstanden! Es klang fast ebenso fabelhaft, wie die darin erzählten Wunder selbst. Hernach trat sogar noch William Howitt, ein alter Literat und Gelehrter mit viel deutscher Bildung und Verfasser eines pfaffenfeindlichen Buchs, als Vertheidiger gegen Angriffe und als eifriger Spiritualist öffentlich auf und bürgte für eine Menge fabelhafter spiritualistischer Offenbarungen und zwar mit Zeugen und Bürgen erster Classe. Merkwürdig: lauter Namen ersten Ranges. Der Spiritualismus tritt in Europa entschieden als noble Passion der höchsten Stände auf. Mr. Home, „der Geisterkönig des neunzehnten Jahrhunderts", als welchen wir ihn unsern Lesern früher einmal vorstellten, hatte in England fast nur mit höchster Aristokratie und im übrigen Europa bis Petersburg nur mit Kaisern, Königen und Fürsten zu thun. Nur in Amerika, seiner Heimath, ist der Spiritualismus bereits eine Institution, eine Religion aller Classen geworden, weil es dort keine Kaiser und Könige gibt, auf die er sich beschränken könnte. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als im „Lande von Freiheitsflegeln, wo sie ohne König legeln, wo sie ohne Spuckapf spei'n", sich mit den großen Massen gemein zu machen. In der alten Welt hat er sich aber bis jetzt ziemlich hoch und vornehm gehalten, jedoch ohne sich den Neu- und Wißbegierigen zu verschließen. Das Schlimmste für uns Ungläubige dabei ist, daß er's nicht blos Kaisern und Königen und englischen Lords angethan, sondern leider auch Männern der Wissenschaft, die nun kühn als Bekenner und Apostel des Spiritualismus auftreten und in ihm eine neue Religion des Heils begrüßen.

Was ist das für eine Macht, der sich nicht nur absolute Potentaten beugen, sondern auch Männer der Wissenschaft? Lächerlicher Weise nichts als die alte Klopfgeisterei, tanzende Stühle, drehende Tische, verdrehte Köpfe — aber mit einigen neuen, schauerlichen Kunststücken, als da sind: frei in der Luft schwebende Tische, frei in der Luft schwebende Menschen, aus lichtem Lufttuebel hervorwachsende Hände eigener Geister, Schwefel- und Phosphorgeruch, eigenthümliches Wehen und Hauchen in der Luft, Prickeln und Kribbeln an den Haarwurzeln, Kneifen in Daumenballen, Kitzeln unter den Strumpfbändern und sonstige unanständige Exerpereien, gelegentlich musikalische Leistungen aus unsichtbaren Regionen bis zu Mozart, der unlängst persönlich in einer Kirche zu Rom eine seiner Messen vortrug.

Also das nennt man Spiritualismus? Und an diesen Blödsinn, Betrug und Schwindel, an solcheft für die Altesten, dem Trunke ergebenen Wasch- und Hökerweiber in unsern aufgeklärten Tagen, glauben Kaiser, Könige, Lords und Naturforscher? Ja, so ist's. Und dies ist just das größte Wunder dabei, das wir Ungläubigen durchaus nicht mehr mit bloßer Verspottung abweisen können, wenn wir uns nicht eben so stark an der Menschheit versündigen wollen, wie die Geisterkönige und ihre Millionen treuer Unterthanen.

Wir haben zu viel Zeugnisse gebildeter Männer für die Thatsachen des Spiritualismus, als daß wir ihm ohne weitere Complimente den Rücken kehren dürften. Nein, unter den gegebenen und sich immer weiter entwickelnden Verhältnissen ist es unsere Schuldigkeit, diese Leute mindestens anzuhören und zu untersuchen, wie's etwa zugegangen sein könnte, daß sie sich alle täuschten und respective betrügen ließen, wie's der Spiritualismus zu Anhängern und Gläubigen der höchsten Stände, der exactesten Wissenschaft, zu Millionen Opfern bringen konnte. Wir von unserm Standpunkt aus sehen das Ganze als kolossalen Schwindel an, dessen Aufklärung freilich noch außer unserer Macht liegt.

Geben wir jetzt eine Reihe der hauptsächlichsten Thatsachen, wie sie in den Zeitungen und Büchern und vorliegen der Scher wird doch nicht „vorlügen" setzen?, und für welche Männer mit den besten Namen bürgen.

Zunächst einen Blick auf Amerika. Die pfiffigen, lungen, scharfen, nüchternen, materialistischen Yankees bekämpften den etwa vor zehn Jahren zuerst unmerklich auftretenden Spiritualismus mit allen ihren in freier Presse, Witz und Scharfsinn zu Gebote stehenden Mitteln. Das half aber so wenig, daß sich im Gegentheil die anfangs kleine, unbedeutende Schaar seiner Jünger auf mehr als drei Millionen vermehrte, unter denen man Männer der höchsten Bildung findet, die zum Theil in den siebziger Journalen des Spiritualismus energisch und begeistert für die neue Offenbarung kämpfen. Mancher war vorher ein Saulus und wurde zum Paulus. So z. B. Professor Hare, einer der ersten Naturforscher der neuen Welt, der Faraday oder Dove Amerika's. Er lachte, wenn er gelegentlich von den verrückten Tischdrehern hörte, bis es ihm endlich zu arg ward und er sich entschloß, den Hohnspruch und diese neue Taschenspielerei zu untersuchen und zu entlarven. Gerüstet mit Naturwissenschaft wie Keiner, besuchte er Spiritualisten-Gesellschaften und ließ sich alle ihre Wunderkünste wieder und immer wieder vormachen, um durch genauest Aufpassen und scharfsinnige Untersuchungen — worauf er nie gehindert ward — endlich des Pudels Kern zu entdecken. Vergebens. Im Gegentheil — das gespannte wissenschaftliche Publicum lud bald mit Enstannen Professor Hare's Erklärung, daß er in den ihm bekannten Gesetzen und Kräften der Natur keine Erklärung der von ihm untersuchten Erscheinungen und Thatsachen des Spiritualismus habe entdecken können und er sich daher gezwungen fühle, unirrsche (unerklärliche) Ursachen derselben anzunehmen. In diesem etwas starken Glauben schrieb er weiter, lebte und starb er. Unzählige gebildete und wissenschaftliche Amerikaner, gereizt durch dieses Saulus-Paulus-Wunder, besuchten nun ebenfalls Spiritualisten-Medien, hörten es klopfen, sahen es tanzen und erhielten erstaunliche Antworten auf Fragen an die „andere Welt", wußten nicht, wie's zuging — und sind jetzt Spiritualisten.

Noch mehr zog der berühmte Advocat Edmonds, mit einer Praxis von jährlich 30,000 Dollars, mit sich hinüber. Der schlaueste Jurist von der Welt, dem in Processen nicht das feinste Fädchen oder Häkchen entgeht, ließ sich von den Geistern etwas klopfen, von den Tischen und Stühlen etwas tanzen und alle sonstige Kunststücke von den verschiedensten Medien unendlich oft wiederholen, ohne daß er je daraus klug werden konnte. Er erklärte, daß er nie Spuren von Betrug, Täuschung oder Humbug irgend einer Art entdeckt habe und er vollkommen überzeugt worden sei, daß hier bis jetzt unbekannte, äußerst merkwürdige Ursachen wirken. In dieser Ueberzeugung schreibt und wirkt er jetzt noch. Unzählige andere Spiritualisten Amerika's, welche die siebziger Journale der „neuen Offenbarung" füllen, sind zum Theil auch von Bedeutung in der Wissenschaft, aber wir wollen's bei den beiden Erwähnten lassen, um uns einige englische Autoritäten anzusehen.

Sir David Brewster ist ein Mann von europäischer Bedeutung in der Wissenschaft, ebenso Lord Brougham, der hohe Achtziger. Beide sind freilich schon sehr alt, und die Gediegenheit des Urtheils dürfte doch in den achtziger Jahren etwas leiden. Beide hatten schon am 9. October 1855 Gelegenheit, den Geisterkönig Home operiren zu sehen. Sie sahen und hörten die bekannten Tischwunder unter ihren eigenen Händen. Endlich — das Wunder steht schwarz auf weiß in der Erklärung — machte sich der drehende Tisch los und hob sich in die Luft. Dasselbe wiederholte sich in einer zweiten Zusammenkunft. Die Sache stand damals in den Zeitungen, verbürgt von allen Anwesenden: Sir David Brewster, Lord Brougham, Mr. Cox (in dessen Hause sie sich versammelt hatten), Mrs. Trollope, Mr. Howe und Dr. Maitland, rationalistischem Verfasser eines Buchs: „Wissenschaft und Aberglaube".

Mr. Home, das Hauptmedium dieser und anderer Wunder, zeichnete sich stets durch die größte Offenheit aus und forderte in der Regel sein Publicum auf, ihn, die Zimmer, die Tische ꝛc. beliebig zu untersuchen, ob sie Humbug u. dgl. entdecken könnten. Mehr als dreißig Mal experimentirte er vor Napoleon und einer Menge Standes- und wissenschaftlicher Personen, die eingeladen worden waren, denen er stets und zu jeder Zeit jede Art von Untersuchung gestattete. Dasselbe gilt von allen seinen „Vorstellungen", die er beinahe über ganz Europa hin vor Königen und Kaisern gab. Sollten diese Könige und Kaiser und die Generäle, Räthe und Professoren, die zu diesen Gelegenheiten eingeladen waren, gerade am leichtesten zu betrügen gewesen sein? Wohl möglich. Allerdings hat auch Dieses Jahrzehnte lang vor allen möglichen Potentaten und dem Publicum zugleich noch ganz andere unerklärliche Zauberkünste gemacht, als Home; aber Dieses hat seine Apparate, die er sich nicht aus der Hand nehmen, nicht untersuchen läßt. Home sitzt immer ganz harmlos und ruhig mit seinen berühmten blauen Augen (in einem sonst nichtssagenden blassen Gesicht mitten unter

Digitized by Google

den Andern, während die Geister um ihn ihr Unwesen trieben. Und Bosco, der tausenderlei Zauberstückchen machte, konnte nie Tische in die Luft steigen lassen, wie Home.

Während seines letzten Aufenthaltes in London vorigen Frühling und Sommer ist Home ganz besonders scharf und andauernd von wissenschaftlichen Männern, Lords, Künstlern, Literaten, Juristen ꝛc. untersucht worden, wobei er sie selbst immer auf das Bereitwilligste unterstützte. Niemand hat eine Spur von Taschenspielerei oder Betrug entdecken können oder wollen?, aber auch keine Möglichkeit, seine Wunder aus bekannten Naturgesetzen zu erklären, so daß sich die Zahl derer, die an den übernatürlichen Ursprung der Wundererscheinungen glauben, bedeutend vermehrte. Am längsten experimentirte er bei dem alten, berühmten Juristen und Politiker Lord Lyndhurst, der sich über achtzig Jahre lang niemals etwas weißmachen ließ. Wieder läßt sich hier mit Recht einschalten, daß mit achtzig Jahren die Schärfe des Urtheils aufhört. Ein mal gab Home im Hause Lord Lyndhurst's zwei Wochen hintereinander alle Tage Vorstellungen: er selbst und mehrere eingeladene Männer der Wissenschaft hatten sich vorgenommen, um jeden Preis „dahinter zu kommen". Es war nicht möglich. Der alte schlaue Jurist und alle seine Freunde mußten endlich zugeben, daß sich keines der merkwürdigen spiritualistischen Phänomene natürlich erklären lasse.

Faraday, der berühmte Naturforscher, besonders Elektricitätsforscher, hatte es anfangs versucht, die sich unter aufgelegten Menschenhänden drehenden Tische durch „unwillkührliche Muskel-Action" zu erklären. Als ihm aber die Tische unter den Händen verschwanden und sich mit Gewalt an die Decke erhoben und vor seinen Augen in der Luft schwebten — auch dieser Unsinn steht gedruckt —, zog er sich mit seiner Theorie zurück und konnte seitdem nie wieder bewogen werden, andere und noch auffallendere Erscheinungen mit anzusehen. Selbst als man ihm sagte, daß er Mr. Home selbst in die Luft steigen und an der Decke schweben sehen sollte, mit nichts als Luft unter seinen Stiefelsohlen, nichts als Luft um ihn her wie er noch Zeugen-Aussagen im Cornhill-Magazine mehrmals gethan haben soll, lehnte er entschieden ab und hielt sich seitdem immer fern von einem Gebiete, das seiner Naturwissenschaft eine Niederlage bereitet hatte.

So gibt's Beispiele auf Beispiele, deren Zahl wir nicht unnöthig vermehren wollen. In englischen Zeitungen und Büchern kann man deren noch in Masse lesen. Doch noch eins, das ganz besonders merkwürdig aussieht. Ein Naturforscher, Arzt und Redacteur einer wissenschaftlichen Zeitschrift in London hatte in seinem Blatte Jahre lang mit besonderem Eifer gegen die verrückte Tischdreherei und Spiritual-Sterei gekämpft, doch rückte sie ihm immer näher auf den Leib. Freunde und wissenschaftliche Autoritäten hatten gesehen, untersucht und — gestanden. So ging er endlich schnurstracks zu dem Advocaten und Spiritualismus-Schriftsteller W. Wilkinson, 44 Lincoln's Inn-fields in London, und sagte: „Sie erzählen da in Ihrem Spiritualisten-Magazine Wunder auf Wunder; ich forderte Sie heraus, auch mir solche zu zeigen." Wilkinson nahm die Herausforderung an und begab sich mit dem amerikanischen Medium, Mr. Squire, in dessen Haus, wo sich mehrere Freunde eingefunden hatten. Diesen wurde Gelegenheit gegeben, erst einen ganzen Tag und dann noch zwei halbe Tage die Leistungen des Mediums an Wilkinson's eigenen Tischen und Meubles zu studiren und zu bestaunen. Ein Tisch ward von unsichtbaren Gewalten von einem Zimmer in das andere geworfen, ein anderer Tisch, für Wahnsinnige gemacht, angemein fest und rings herum mit Eisenreifen beschlagen, ward vor den Augen Wilkinson's und seiner Freunde von unsichtbaren Händen zerschmettert und in Stücken auseinander geschleudert. Wilkinson und seine Freunde veröffentlichten diese und andere vor ihren Augen geschehene Thatsachen und zugleich ihre Geständnisse, daß sie sich in ihrer bisherigen Feindseligkeit gegen den Spiritualismus geirrt hätten, in einer Nummer des „Spiritual Magazine".

Das sind einige Stimmen und Thatsachen. Allerdings ist von den Gegnern auch der Beweis geliefert worden, daß unter der Studenteede fehr menfchliche Hände fogenannte Geifterarbeit verrichteten, daß viele Einrungen einen lächerlichen Ausgang hatten, daß die Herren Geister sich mit der Orthographie auf gespanntem Fuße standen, und was der groben Täuschungen mehr waren. Das hilft aber wenig oder gar nichts. Der Thatsache wegen fügen wir noch aus einem Berichte über ein Medium zu Rom, der in der englischen Wochenschrift: „The Welcome Guest" der willkommene Gast, Seite 77 u. ff. erschien, folgende höchst schauerliche Geschichte hinzu.

„Das Medium ist ein Küster, der in einem düstern, schmutzigen Hause neben einer Kirche wohnt. Engländer sind aus Langeweile zu ihm gekommen, um sich etwas „vormachen" zu lassen. Zunächst tanzen Tische und Stühle in längst dergebrachter Weise. Hernach werden Geister citirt und mit Fragen belästigt, die sie auch größtentheils durch übliches Klopfen beantworten. Hernach citirt ein Engländer den berühmten, verstorbenen Boxer Crabb und fordert ihn heraus. Sofort setzt sich ein Tisch gegen ihn in Bewegung und treibt ihn mit Anstößen und Stößen in eine Ecke, wo der schreiende Engländer nun so lange tüchtige Püffe mit der Tischplatte in die Magengrube bekommt, bis der Küster, Cantor, Organist und Geistermann den verstorbenen, im Tische steckenden Boxer exgreift und entwaffnet. Schon ganz hübsch. Nun kommt aber erst die Hauptsache. Unter Anderen wird Mozart citirt und gefragt, ob er etwas spielen wolle.

„Ja," in zwei lauten Stößen.

„Auf dem Piano?"

„Nein."

„Wo denn sonst?"

„Auf der Orgel in der Kirche."

Die Gesellschaft begibt sich also mit einer Fackel in die Kirche daneben.

Der Erzähler tritt die Bälge und vernimmt bald herrliche Mozart'sche Töne schwellen, absterben und wieder aufschwellen.

Es folgte eine Pause," fährt er fort. „Mein Herz klopfte heftig von seltsamer Angst. Plötzlich füllte sich der ganze Raum, in welchem ich stand, mit blendendem Lichte, und die Orgel rauschte auf von den ersten Passagen des berühmten „Gloria" in der zwölften Messe Mozart's. Dies war nicht Alles. In die Orgeltöne stimmte ein volles Orchester ein: die Chöre wurden deutlich von mehreren hundert Stimmen gesungen. Orgel, Orchester und Chor in gewaltigster, harmonischster Einheit. Endlich kommt der Chor zum Schlusse, bewußtlos, fliegenstumm sinke ich mit aller meiner Kraft ein: „Et in terra pax hominibus bonae voluntatis" und falle ohnmächtig zu Boden."

Sehr gut! Ein brillanter Schluß! Ganz der höhere Schwindel! Wir nehmen hier an, daß der Verfasser eben nur einen pikanten Artikel mit einem schauerlichen Kladderadatsch-Schlusse habe schreiben wollen, und verweisen ihn in das Gebiet der Phantasie. Aber die jahrelange Klopferei und Wunderthäterei nicht nur vor Kaisern und Königen, sondern und vor aufgeklärtesten Männern der Wissenschaft, die nun bubenweise öffentlich auftraten und bürgten für die Realität spiritualistischer Wundereinge der verschiedensten Art? Was sangen wir mit ihnen an? Wenn die Wissenschaft das Gange als eine elende Betrügerei hinstellt und einen Brewster, Lord Brougham, einen Faraday und Andere Lügen straft, so ist sie auch den Beweis schuldig, wenn sie die vielen Hartgläubigen überzeugen und heilen will. Mit Spott allein ist's nicht gethan, wo nur Gründe helfen können. Hoffen wir also, daß sich deutsche Gründlichkeit einmal ordentlich dahinter mache, diese Geister der Lächerlichkeit zu übergeben, wie sie es verdienen.

Goethe als „dummer Junge".

Eine culturhistorische Studie.

„Und ich wiederhole es Ihnen, Herr Graf, die Bestie darf nicht auf das Theater!"

„Das ist gewiß nicht Ihr letztes Wort, Herr Geheimerath, in dieser so wichtigen Angelegenheit."

„Es ist es. Es bleibt bei dieser Entscheidung, so lange ich hier in Weimar noch ein Wort in Theatersachen zu reden habe. Es ist und bleibt dieses Hunde-Gastspiel eine Entweihung der Bühne, die mir viel zu hoch steht, als daß ich so etwas dulden sollte."

Digitized by Google

„Aber bedenken Sie doch, bester Geheimerath, ein wie großer Thierfreund und besonders Hunde-Liebhaber unser trefflicher Großherzog ist und wie sich Seine königliche Hoheit daher freuen würden über die staunenswerthen Künste des talentvollen Thieres.“

„Ich habe gar nichts gegen die Liebhaberei unseres gnädigsten Herrn, aber sie mag gübt werden, wo sie hin gehört, im Wald und auf der Haide, aber nimmermehr auf dem Theater. Hier lesen Sie doch selbst § 19 unserer Theatergesetze, die auch Sie mit unterschrieben haben, Herr Graf. Hier steht es ja ausdrücklich und mit dürren Worten: „Hunde auf die Bühne mitzubringen, ist streng verboten.““

„Excellenz halten zu Gnaden, dieses Gesetz bezieht sich lediglich auf Haus-, Hof- und Metzger-Hunde und den sonstigen Hundepöbel, welchen ein hundeliebender Schauspieler in die Garderobe mitzubringen versucht sein könnte und der dann, wenn er plötzlich die Bühne betrete, um ohne Wage mitzuspielen, eine ärgerliche Störung veranlassen würde; aber so etwas hat ja gar keinen Bezug auf das wohlgezogene, der Hunde-Aristokratie angehörende Intermezzo, welches Herr Karsten uns zu produciren die Ehre haben wird. Excellenz, lassen ja selbst Ihren Faust so treffend sagen:

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.
Ja, Treue Gunst verdient er ganz und gar,
Er, des Herrn Karsten trefflicher Scolar.“

„Gehen Sie mir mit Ihren verwünschten Sophismen; es bleibt dabei, die Bestie darf nicht auf's Theater!“

So schloß ein in Goethe's Studirstube zu Weimar zwischen dem Dichter und dem Grafen Edelink zuletzt sehr laut und heftig geführtes Gespräch. Zum vollen Verständniß desselben sei es uns vergönnt, Folgendes als Erläuterung anzuführen.

Im Jahre 1790 ward das neue Theater eröffnet, und Goethe übernahm die Leitung mit fast unumschränkter Machtvollkommenheit und mit einem so großen Eifer, daß er alle Proben beaufsichtigte und die einzelnen Schauspieler und Schauspielerinnen selbst einstudirte. Während der Aufführung saß er mitten im Parterre auf einem Sessel, mit seinem Jupiter-Blick den Kreis um sich her lenkend und beherrschend, zuweilen auch, wenn Beifalls- oder Mißfallenskundgebungen des Publicums ihn genirten, mit einem „Ruhe ego“ dem Lärm wehrend. Auf der Bühne war er Despot und doch Alles mit dem Zauber seiner imposanten Persönlichkeit entzückend.

Die höchste Blüthezeit der dramatischen Kunst in Weimar war die der ersten Aufführung des Don Carlos, Egmont und Wallenstein. Dölchen der Versuch, ein deutsches Theater zu schaffen, mißlang und auf dem eingeschlagenen Wege mißlingen mußte, so gehört doch das edle Streben der beiden Heroen auch in dieser Beziehung zu den erhabensten Erscheinungen in der deutschen Kunstwelt. Schiller starb, und sowie sein Tod überhaupt einen tiefen und schmerzlichen Riß in Goethe's Herz und Leben verursachte, so lähmte er auch sein Interesse am unserne Thätigkeit für's Theater. Bald kamen noch andere Ursachen hinzu, die ihm die Leitung der Bühne mehr und mehr verleideten. Die gefeierte Schauspielerin, die als Frau von Heygendorf gradelte Caroline Jagemann, genoß außerhalb der Bühne die Gunst des Großherzogs im höchsten Grade und wollte sich daher auf der Bühne den strengen Anordnungen Goethe's nicht fügen. Es entstanden Parteien und Verstimmungen, die vom Winter 1808 an Goethen mehrfach bestimmten, um Entbehung von seinem ärgerlichen Posten zu bitten. Immer aber ließ er sich wieder zur Beibehaltung desselben bereden. Im Jahre 1813 wurde ihm der Hofmarschall, Graf von Edelink, als Mitglied der Intendanz zur Seite gegeben. Doch behielt Goethe die höchste Entscheidung. Frau von Heygendorf wurde indessen immer eifersüchtiger auf des Dichters Einfluß. Sie suchte und fand endlich das rechte Mittel, um Goethe zu verdrängen.

Alle Zeitungen waren damals voll von dem Furore, welches ein neues Melodrama: „Der Hund des Aubry“* selbst auf den größten Bühnen machte. Jetzt, wo sogar Ziegen als dramatische Künstlerinnen auftreten, würde das gar nicht mehr auffallen, damals aber machte es Furore. Ein gewisser Herr Karsten hatte einen Pudel abgerichtet, der die Titelrolle auf's Trefflichste spielte, und zog gastirend und das Publicume ntzückend überall mit demselben herum. Goethe las die Theaterberichte darüber mit Entrüstung. Der Großherzog aber, dem man namentlich einen interessant geschriebenen Bericht aus Paris in günstiger Stunde vorlegte, wurde neugierig gemacht und zu dem Wunsche veranlaßt, daß man das vierbeinige Talent als Gast nach Weimar einladen möge.

In Folge aller dieser Ereignisse fand dann das oben angeführte Gespräch statt.

Graf Edelink entfernte sich mit höflicher Freundlichkeit, und Goethe ging einige Mal mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und rief dann, als er die Thüre des Vorzimmers hatte zufallen hören, aus: „Ich durchsahe Alles, es ist eine fein angelegte Intrigue der Heygendorf, ich werde meine Maßregeln nehmen.“

Graf Edelink eilte nach dem Residenzschloß und stieg sich beim Großherzog melden.

„Nun, wie steht's?“ fragte dieser, „hat der Bühnentyrann seinen harten Sinn erweichen lassen?“

„Nichts weniger als das,“ erwiderte der Graf, „obschon ich nichts unversucht ließ, um ihn zu erweichen. Ich sagte ihm, daß ja die Sache selbst von naturgeschichtlichem Interesse sei, da man dabei gewahr werde, in wie weit der thierische Verstand bildungsfähig erscheine. Alles vergebens. Ich stellte ihm vor, wie unrecht es von ihm sei, immer nur auf seinem Kopfe zu beharren und den Wünschen von Ew. Königl. Hoheit selbst in einer solchen Kleinigkeit zu widerstreben. Alles vergebens. Und wenn er sich auf den Kopf stellt, sagte er endlich, so bleibt es doch dabei, die Bestie darf nicht auf das Theater, so lange ich denselben vorstehe.“

„Das hat er wirklich gesagt?“ erwiderte der Großherzog mit Heftigkeit, indem ihm die Zornesader zu schwellen begann.

„Ja, das hat er gesagt,“ erwiderte der Graf, ohne dabei zu erröthen. „Ew. Königl. Hoheit halten nur zu Gnaden, daß ich es zu wiederholen mir erlaubt habe — aber —“

„Schon gut,“ schloß der Großherzog die Audienz, „wir wollen doch sehen, wer hier Herr ist. Schreiben Sie sofort an Karsten, daß er sobald als möglich mit dem Hund hier eintrifft. An Goethe wird davon keinerlei Mittheilung gemacht.“ Er machte die Entlassungspantomime, und der Graf verabschiedete sich mit vielen tiefen Bücklingen.

„Durchgesetzt, endlich durchgesetzt,“ so rief der Graf, sich freudig die Hände reibend, indem er in den höchst eleganten Gartensalon bei der Frau von Heygendorf eintrat.

„Bravo, lieber Graf, bravo!“ rief die reizende Freundin Karl Augusts, indem sie voll Freude in die Hände klatschte. „Ich wußte ja, daß Sie der Mann dazu waren, es etwas durchzusetzen. Nun aber auch weiter an's Werk, so lange das Eisen noch warm ist und glüht.“

Ohne daß Goethe ein Wort davon wußte, wurde der vierbeinige Mime verschrieben.

Es war in den ersten Tagen des April 1818 gegen Abend, als er mit der Post ankam und im Gasthof zum Elephanten Quartier nahm. Alle Abende fanden sich dort bei Herrn Schwanitz in der räucherigen Wirthsstube, die damals noch durch einen hölzernen Pfahl in der Mitte fast zur ländlichen Schenke gestempelt wurde, eine Gesellschaft auserlesener Gäste ein. Herr Karsten saß mitten unter ihnen und sprach mit Stolz von den glänzenden Leistungen seines dramatischen Zöglings. An jenem Morgen war seine Ankunft in der ganzen Stadt ruchbar und noch bekannter wurde sie, als Herr Karsten am nächsten Abend zu einer der ammuthigen Soireen bei Frau von Heygendorf eingeladen gewesen war. Goethe glaubte indessen, man habe die Angelegenheit fallen lassen, und Niemand wagte es, ihn von der Ankunft des zottigen Mimen in Kenntniß zu setzen. Als er am Tage der Theaterprobe endlich Alles erfuhr, schrieb er an den Großherzog:

„Ew. Königliche Hoheit
wissen, wie mir bis zu diesem Tage das hiesige Theater als eine höhere Bildungsstätte ein Heiligthum gewesen ist. Da nun dasselbe meiner Aufsicht nach durch die heutige Aufführung entweiht wird, so werden Ew. Königliche Hoheit es gewiß verzeihlich finden, wenn ich mir die Erlaubniß erbitte, derselben nicht beizuwohnen, sondern mich als beurlaubt ansehen zu dürfen.“

* Der Hund ist Zeuge von der Ermordung seines Herrn und dann durch das ganze Stück hindurch unermüdet thätig, um zunächst von dem Mord Anzeige zu machen und, mit einer Laterne im Maul, die Diener des Gerichts zum Leichnam zu führen, dann aber den Thäter zu denunciren und ihn im Zweikampf seines Verbrechens zu überführen.

Digitized by Google

Nachrem er dies Billet geschrieben hatte, zog er heftig die Schelle mit befahl dem eintretenden Bedienten, sofort einiges Nöthige einzupacken und den Wagen zu einer Fahrt nach Jena* anspannen zu lassen. Es war an einem Freitag, und unwillkürlich summte der Alte mit den „Lustigen von Wien“ vor:

„Freitag geht's nach Jena fort,
Denn das ist, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebster Ort.

Samstag ist's, worauf wir zielen,
Sonntags sucht man auf das Land,
Zwätzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

In der Nähe der Schneidemühle nahm der Dichter Quartier. Von der Saal-Borstadt aus gelangt man über eine große steinerne Brücke nach Camsdorf zu dem Gasthof zur Tanne, von dem aus man eine prachtvolle Aussicht in das Saal-Thal nach Zwätzen und Kunitz hin hat. Besonders reizend ist diese Aussicht von den Erkerstuben aus. Diese bezog Goethe und genoß dort noch einen herrlichen Abend. Die Studenten brachten dem gefeierten Dichter-Heros noch ein Ständchen mit freudigem Lebehoch.

Während dies in Saal-Athen vorging, erfreute sich die Bevölkerung Jlm-Athens in der Hunde-Komödie. Macaire hatte die blutige That vollbracht und den Leichnam, wie er glaubte, ganz unbrodachtet, bei Seite geschafft; aber der treue Hund hatte trotz dem Mord und that sogleich die ersten Schritte, um die schwarze Unthat an's Licht zu bringen. Stürmischer Beifallsjubel begrüßte ihn. Dieser Beifall wuchs von Scene zu Scene, während der Hund den schändlichen Macaire immer deutlicher als den Mörder seines Herrn kennzeichnet, so daß sich dieser vor den vierbeinigen Rächer nicht mehr zu retten weiß. Es wird endlich beschlossen, daß Macaire durch ein Gottesurtheil im Zweikampf mit dem Hunde seine Unschuld darthun soll. Der Kampf begann. Macaire, mit einer Keule bewaffnet, drang wüthend auf seinen Widersacher ein, der sich indessen geschickt in ein altes Faß zurückzog, welches ihm neben einem flatheligen Halsbande gleichfam als Schutzwaffe gestattet war. Lautlos und mit zurückgehaltenem Athem erwartete die Menge den Ausgang. Als aber endlich nach mehreren Gängen der Hund den rechten Augenblick erfah, Macaire, wöhrend er zu einem vernichtenden Schlage ausholte, unterlief, bei der Gurgel faßte, niederwarf und so lange würgte, bis er seine Unthat gestand: da brach ein Beifallssturm los, wie ihn selbst Jffland und Devrient in ihrer höchsten Blüthe nicht erfahren hatten. Der Verbrecher wurde der gerechten Strafe überliefert und der Vorhang fiel.

Unter stürmischem Hervorruf ging derselbe wieder in die Höhe, der Hund erschien, diesmal auf zwei Beinen, und machte dankend sein Kompliment vor den applaudirenden Herren und Damen. Schade, daß keine Vorbeerkränze zur Hand waren! Der Großherzog sprach sich mit großer Befriedigung über die gelungene Darstellung aus, und man verfehlte nicht, durch die Bemerkung, wie nahe es daran gewesen sei, daß Goethe durch seinen Eigensinn ihn um diesen Genuß gebracht habe, seinen Unmuth zu reizen. In diesem Unmuth schrieb er folgendes Antworts-Billet nach Jena an Goethe:

„Aus den mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Geheimerath von Goethe wünscht, seiner Function als Intendant entboben zu sein, welches ich hiermit genehmige.
Karl August.“

Der Dichter war außer sich, als ihm diese Zeilen zugingen, und wurde es noch mehr, als er vernahm, daß eine Abschrift davon allen Theater-Mitgliedern mitgetheilt werden sei.

„Karl August hat mich nie verstanden!“ so rief er im Gefühle bitterster Kränkung aus. „Wie hätte er mir sonst solches zufügen können? Mit mir, mit dem er zweiundvierzig Jahre in den Verhältniß des Freundes zum Freunde gestanden, mit dem er einst in einem Grade ruhen zu wollen erklärt hat! Und das Alles um eines Hundes willen herbeigeführt durch eine erbärmliche Schauspielerintrigue! Eine neue Begründung für jenes warnende Wort: Verlasset euch nicht auf Fürsten.“

Wenige Wochen vorher waren dem Dichter von Wien aus glänzende Offerten gemacht worden, und er hatte damals nicht im Entferntesten daran gedacht, davon Gebrauch zu machen. Jetzt ging er ernstlich mit dem Gedanken um, Weimar auf immer zu verlassen und nach der Kaiserstadt am Donaustrande überzusiedeln.

Jeder alte Jenenser erinnert sich wohl des alten treuen Postboten Jahr, der immer mit dem ganzen Gesichte lachte, wenn ihm die Krenze zu Theil ward, einen der Musensöhne mit einem längst erschnten Gedrüdese zu erfreuen. Er war vom Kopf bis zu Fuß in Citronengelb gekleidet und hieß deshalb der „Canarienvogel“. Als eben der Unmuth Goethe's an einem Morgen am höchsten gestiegen war, erschien dieser Canarienvogel auf der Tanne diesmal als Friedensstaube. Er brachte dem Dichter einen Brief mit dem großherzoglichen Siegel. Sein Jnhalt zerstreute schnell die Wetten des Unmuths, welche sich um Goethe's vorbeermuthenktes Haupt gelagert hatten. Der Großherzog hatte sein Unrecht eingesehen, schrieb in sehr versöhnlicher Weise und stellte seinen baldigen Besuch in Aussicht. Einige Tage darauf fuhr er kurz vor dem Antritt einer längeren Reise nach Jena. Die allbekannte Droschke war mit einem Champagner-Korb und vielen andern guten Sachen bepackt. Jn dem Pavillon des Prinzessinnen-Gartens speiste Karl August mit Goethe ganz allein. Bald hörte man frohes Anklingen der Gläser und durch dasselbe hinzurch ein Duo, das ungefähr so lautete:

„Theater hin, Theater her, —
Zwischen uns bleibt Alles beim Alten.“*

So war denn das gute Verhältniß zwischen den beiden edeln Männern vollkommen wiederhergestellt; aber zur Wiederannahme der Theater-Leitung ließ sich Goethe durch keine Bitten bestimmen. Er besuchte auch das Theater nie wieder. Nur am Regierungs-Jubiläum des fürstlichen Freundes machte er eine Ausnahme.

Jn Jena blieb er noch einige Zeit und nahm wohlfreds mit Jnteresse Kenntniß von den Ereignissen des damals durch die vaterländischen Bestrebungen der Burschenschaft sehr bewegten akademischen Lebens, was ihm nahe genug lag, da in den untern Räumen der Tanne der Hauptversammlungsort der Burschenschaft war. Eins dieser Ereignisse wollen wir etwas näher betrachten.

Jn der Geschichte der Weltstaaten ist es sehr zweifelhaft, ob in Babylon oder in Assyrien die erste große asiatische Monarchie sich gebildet hat. Auch darüber sind die Gelehrten noch nicht im Reinen, ob in Afrika Meroe oder Egypten zuerst als Weltstaat sich constituirte. Adhuc sub judice lis est. Jn der Geschichte der Biersta aten dagegen ist es ganz ausgemacht, daß dem Dorfe Lichtenhain bei Jena die Ehre gebührt, den ersten Bierstaat der Welt in seiner Mitte gegründet zu sehen.**

Seit undenklicher Zeit nämlich, und diesen Ausdruck nicht blos im Sinne der ehemaligen Reichsritterschaft, sondern ganz eigentlich genommen, so berichtet schon ein gelehrtes altes Haus der Burschenschaft, bestand in Jena ein wunderfamer Brauch. Jn

* Dorthin, zur vögelinmkänzten Musenstadt, zogen ihn öfters Erinnerungen aus der frühern Zeit, namentlich die an Lotte, mit dem er 1780 sehr interessante ehetelgische Studien gemacht, und noch mehr die bitterlichen Erinneerungen an Minna (eigentlich Wilhelmine) Herzlieb, die anmuthige Pflegetochter des Buchhändler Freemmann, die als Kind schon sein Liebling gewesen, und für die er, der 62jährige, noch mit Jünglingsleidenschaft glühte. Sie soll die Ottilie in den Wahlverwandtschaften sein.

* Kebnliche Züge berühmlicher Gemüthsschärfe finden sich viele in dem Leben des edlen Fürsten. Nur einer davon finde hier einen Platz. Er hatte einst dem Oberstallmeister von Stedach einen harten, ungerechten Verweis gemacht; Stedach wollte zu ihm gehen, um sich zu rechtfertigen, wurde aber von einem Freunde davon abgehalten. Am andern Tag kam der Großherzog auf der Reitbahn und übergab dem Oberstallmeister ein neues Gebiß, was man ihm als Probe zugesendet hatte, mit dem Bemerken, sogleich einen Versuch damit zu machen. Die Probe ergab, daß es unverdammlich war. Als dies von Stedach ausgesprochen, erwiderte ihm Karl August: „Da habe ich gestern doch Unrecht gehabt!“

** Viel später, erst am 21. August 1818, wurde von den strengen Altvorsitzen die Bierreepublik Liegenhain gegründet, an deren Spitze ein Landammann stand, umgeben von einem souverainen großen Rath und einem die engern als Exekutiv-Behörde. Staunenswerth waren die Anstrengungen dieser republikanischen Partei, den Monarchischen den Vorrang im — Trinken abzugewinnen. Sie übten sich Tag und Nacht, und zwar mit dem glänzendsten Erfolge. Manche brachten es bis zu 18 bis 20 Stübchen. Noch später, am 3. März 1822, wurde unter Popp I. die Großschaft Wöllnitz von den Franken errichtet und von den übrigen Corps neuere Herzogthümer in Lichtenhain. Jetzt bestehen in Lichtenhain nur noch zwei Herzogthümer, eins der Sachsen und ein zweites der Thüringer, beide in großem Glanz und Flor. Von den Thüringern sind zur Zeit LXXIV. auf dem Thron. Jn Ammerbach bestand einige Jahre hindurch ein Großherzogthum unter K. in höchster Blüthe, doch unter seinem Nachfolger F. seinem Fall zueilend.

Digitized by Google

der Nähe der Stadt liegt das Dorf Lichtenhain*, welches sich, wenn auch keineswegs durch die Güte seines Bieres, so doch durch die löbliche Eigenschaft desselben auszeichnet, daß man eine ungeheure Quantität davon zu sich nehmen kann. Nach diesem Dorfe nun wallten die durchgequälten Jenenser und stifteten in altersgrauer Zeit einen eigenen Staat, d. h. sie wählten aus ihrer Mitte einen Herzog, Minister, Räthe, Forst- und Jagdbeamten ꝛc. Auch errichteten sie einen Bierdienstorden, Kannenorden genannt, für besondere Bierverdienste, und Alles, was noch sonst zu einer wohleingewitzwirrten Regierung nöthig ist. Dabei entwickelte sich oft ein sehr glänzender Witz.

Dort fand man den wahren locus
Für den akademischen jocus. **

Nach dem Muster Polens war der Staat ein Wahlreich. Jeder Ebenbürtige, d. h. jeder regelmäßige Besucher Lichtenhains, hatte die active und passive Wahlfähigung. Ein polnischer Reichstag war investen in Lichtenhain nicht zu fürchten. Denn um allen Wahl-Intriguen vorzubeugen und nur dem wahren Verdienst die Krone zu geben, wurde an jedem Kneiptag regelmäßig zu Buche gebracht, wie viel ein Jeder zu sich genommen. Nach Ablauf des Jahres wurde das Facit gemacht, nur wer dann in einem Jahre am meisten getrunken, wurde als der Fähigste, als der Fürderste, als der Fürst begrüßt. Der beste Biertrinker nach dem Fürsten war der Kronprinz, dann kamen die Minister, der Erzbischof, der Kanzler, Reichsherold ꝛc. bis auf den Hofpoeten und Hofzeitungsschreiber herab, alles secundum ordinem nach der verhältnißmäßigen, recht eigentlichen Capacität. Die Burgrösse, von der profanen Welt Worthe genannt, thaten alles Mögliche, um nicht nur die Burg selbst, sondern auch die umliegenden Burggärten möglichst zu verschönern und namentlich die Hof- und Gallatage und Abende durch Decorationen und Illuminationen recht glänzend zu machen.

Der Mai des Jahres 1818 zeigte sich besonders günstig für solche Hof- und Gallatage. Die Frühlingssonne lockte öfters als gewöhnlich zum Besuche der Hofburg. Auf dem Throne Lichtenhains saß damals Tus IX., ein fürstlicher, prachtliebender Herr. *** Eines schönen Nachmittags entbot er seinen Reichsherold G. zu sich und sprach zu ihm die geflügelten Worte: „Bester, Lieber und Biergetreuer! Schreibe unter Berücksichtigung der Dir wohlbekannten Umstände auf nächsten Sonnabend Nachmittags 3 Uhr einen großen Hof- und Reichstag nach Lichtenhain aus und lade dazu alle unsere lieben Basallen und getreuen Unterthanen feierlich ein." Der Reichsherold schrieb sogleich das übliche Manifest auf einen Bogen in Groß-Folio und besiegelte es an das schwarze Bret, wo es wegen seiner Größe bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Am Abend vor dem festlichen Bankett beschloß Goethe eine Spaziergang nach Kötschau zu machen, wo er zehn Jahre später dem allgefeierten wunderschönen Gastwirths-Töchterlein, der schönen Minna, den Namen der thüringischen Helena gab. Als er über das Kreuz fuhr, zog der riesenhafte Anschlag am schwarzen Bret seine Blicke auf sich. Wißbegierig wie er war, schickte er seinen Kammerdiener ab, um zu erkunden, was der Anschlag bedeute. Dieser kam mit der Meldung zurück, er verstehe das Ding nicht, es scheine ein Studentenwitz zu sein. „Gehe hin und hole mir das Papier," befahl St. Excellenz. Der Diener brachte die Proclamation, und Goethe las wie folgt:

* Es ist ein kleines, jetzt zum Herzogthum Sachsen-Meiningen gehörenes Dorf von kaum 50 Häusern, bringt aber der Staatscasse nicht weniger als 4000 Gulden Biersteuer ein.

** Auch das hatten die Bierstaaten mit den Weltstaaten gemein, daß in denselben Ungzufriedenheit der Staatsbürger sich entwickelte und in Folge davon größere und kleinere Revolten entstanden, die, wenn sie nicht energisch unterdrückt wurden, mit dem Sturz des Souverains endeten, während dagegen ein kraftvolles Auftreten desselben jede Katastrophe abwendete. So sah man es im Jahr 1828 in Wellnig. Der Reichskanzler K . . . . hatte die getreuen Basallen und Unterthanen Popp X. aufgewiegelt und hätte sie fast zu ungetreuen gemacht. Da trat aber der gestählte Graf Popp X. würdevoll auf und rief mit dem Schwerte auf die Tafel schlagend mit seiner Löwenstimme: „Ich bin Euer Seffgral!" Das schlug durch, die Revolte ward unterdrückt und die Reaction siegte.

*** Seit Menschengedenken führten die Herrscher Lichtenhains den Namen „Tus". Wenn die Zahl 100 in der Reihe voll war, fing man von vorne an zu zählen.

„Wir Tus IX., aus eignen Mitteln und Verdienst regierender Herzog zu Lichtenhain, Fürst zu Ziegenhain, Erbherr auf Kunitz, gefürsteter Graf von Ober- und Unter-Wöllnitz, Kötschau und Ammerbach, Erb- und Bierherr auf Köstritz und Oberweimar, sowie Alleinherrscher aller Länder, die wir besitzen und nicht besitzen, die wir kennen und nicht kennen, allezeit Mehrer des Reichs, sowie Minderer des Biers und darum Großmeister aller Biersorden auf Sonne, Mond und Sternen, insonderheit des großen goldnen Kannenordens, der herzoglichen Societät der höheren Cerevisiologie Protector ꝛc. ꝛc.

haben erfahren, daß in unsern Landen viele Klagen über großen Durst laut geworden sind, was mit Wohlgefallen zu vernehmen allergnädigst geruhten. Maßen wir aber stets, immerdar und allezeit mit landesväterlicher Fürsorge darauf bedacht sind, die vorhandnen Kräfte unsrer vielgetreuen Unterthanen nicht nur zu benutzen, sondern auch fernerweit auszubilden, Nothleidende zu unterstützen und Durstigen zu Hülfe zu kommen, maßen ferner wir auch in unserer durchlauchtigsten Kehle selbst einige Trockenheit verspüren, haben wir mit unsern weisen Räthen unter Beirath und mit Zustimmung unsrer getreuen Landesstände beschlossen und verordnet, beschließen und verordnen wie folgt:

Es haben sich sämmtliche unsrer getreuen Unterthanen, mit allen unsern Hofrittern und Mannen in unsrer hohen Veste und Residenz zu Lichtenhain am Tag der Publication dieses Manifestes Nachmittags 3 Uhr zu einem Hof- und Reichstag zu versammeln, um auf demselben nach Kräften zum Wohl des Landes beizutragen, auch einem rittermäßigen Turnier und Lanzenstechen beizuwohnen.

Gegeben auf unsrer Hofburg und Residenz zu Lichtenhain, am 17. des Wonnemonds 1818.

Eigenhändig und mit unserem Handsiegel:

Tus IX.

Gegengezeichnet G....., Reichsherold."

Die alte Excellenz wollte sich ausschütten vor Lachen und steckte das Manifest ad saccum, um es gelegentlich seinem fürstlichen Gönner, den solches humoristisches Treiben der stürmenden Jugend höchlich ergötzte,* zur besondern Kurzweil vorzulegen. In derselben Stunde, da dieses sacrilegium geschah, eilten die treuen Basallen und Unterthanen Tus IX. der herzoglichen Hofburg in Lichtenhain zu. Bald thronte im niedrigen Zimmer der unansehnlichen Schenke auf einem alten Großvaterstuhl der ziemlich corpulente regierende Herzog in altdeutscher Tracht mit großem Bart, die breite Brust mit funkelnden Bierorden bedeckt, um ihn an der baldzerbrochenen Tafel, in welcher unzählige Namen eingeschnitten waren, die Großen der Krone und Kleinen des Reichs bis herab zum Scharfrichter, Bluthund von Galgenbach. Der Reichsherold G. gab ein Zeichen mit der Staatstrompete, einem alten Clarinettenstück. Tiefe Stille trat ein, und der Herold verkündete fast in derselben Minute den Inhalt des Manifestes, während

* Wie Karl August in freundlicher Laune selbst auf einen Scherz einging, haben erzählt Pfarrius und Jäkjste in seiner Namensschrift des deutschen Studenten mit Federzeichnungen von Johann Gottfried Apelles folgenden interessanten Zug. Ein glorreicher Nachfolger des eben unterzeichneten Tus IX., der XXXVII. dieses Namens, jagte eines Tags in den Wäldern über Lichtenhain dem Gegenwärtigen weitläufigen Forst. Ein Kreiter traf ihn und wollte ihm wegen Wilddieberei die Büchse wegnehmen. Ganz entsetzlich lud der Souverain vom Lichtenhain den Forstbedienten mit den Worten an: „Wie kann Er sich unterstehen? Weiß Er wer ich bin? Ich bin der Herzog von Lichtenhain." Erschrocken lief der Jägermann von seinem Vorhaben ab, meldete aber den Vorfall seinem Vorgesetzten. Die Sache kam bis zum Großherzog, und dieser schickte seinen Leibhusaren mit folgendem Auftrag an den Bierfürsten: „Eine Empfehlung von Sr. K. H. dem Großherzog an Se. Liebden, den Herzog XXXVII. von Lichtenhain: K. Hoheit und Serenissimus hätten beschlossen, künftighin nur in ihren Revieren zu pürschen und ließen bitten, daß Ihre Hoheit von Lichtenhain, wenn sie wieder zu jagen geruhten, ebenfalls sich auf das Höchstihnen eigenthümliche Jagdgebiet beschränkten."

Digitized by Google

General Enrico Cialdini,
der Sieger von Castel Fidardo.

Goethe das Original in seine große Tasche schob. Als Alles sich geordnet hatte, erhob sich der Herzog und leerte auf das Wohl seines durstenden Landes ein schäumendes Stübchen. Dann ließ er das Kampfspiel beginnen, und der Herold rief: „Die Schranken sind geöffnet.“ In diese Schranken ritten dann die Ritter mit ihren Lanzen *. Bald ertönte die Ritterhalle, ja das ganze Haus vom Geräusche des Lanzenbrechens. „In den Sand gestreckt, die Waffen sind gleich, legt Euch aus, stoßt aus!“ so erscholl ein Stimmengewirr durcheinander und dazwischen das Aufstampfen der Lanzen mit einer die wackeligen Tische bedrohenden Heftigkeit.

Unterbrochen wurde hierauf das Waffengetümmel durch eine feierliche Handlung. Einige Füchse, die am Ende des vorigen Semesters früh in die Heimath gereist waren, sollten jetzt erst nachträglich zu Jungburschen befördert werden. Diesem feierlichen Acte ging, wie gewöhnlich, zur Kurzweil der anwesenden Ritter ein launiges Examen voraus. Eingeleitet wurde dasselbe etwa auf folgende Weise: „Als Luden, mit Recht der Liebling

* Kleine ausgepichte, mit Reifen umlegte Trinkgefäße von Lindenholz in Form eines abgestumpften Kegels.

und Gönner aller echten Musensöhne, in voriger Woche seine anziehenden Vorträge über alte Geschichte begann, da sprach er über die drei Hauptmeinungen und Ansichten vom Sinne und Zwecke des menschlichen Lebens, vom Eudämonismus, vom Depravatismus und vom Adveritismus. Die Adveritisten behaupten, es gebe im Menschenleben keinen Fortschritt und keinen Rückschritt, sondern einen beständigen Kreislauf. Es sei in der Welt nicht besser und schlechter geworden, werde auch nicht besser oder schlechter, sondern es bleibe im stagnirenden Zustand Alles beim Alten. Die Depravatisten suchen nachzuweisen, daß in allen menschlichen Verhältnissen nur ein Rückschritt stattgefunden habe und daß die Welt fortwährend den Krebsgang gehe. Die Eudämonisten endlich begründen ihre Ansicht, daß die Welt und das Menschenleben immer und überall im erfreulichsten Fortschritt begriffen sei. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, welcher der drei Ansichten wir huldigen müssen: wir sind natürlich Eudämonisten. Wir glauben an den Fortschritt und huldigen dem Fortschritt. Den besten Beleg für unsere Ansicht finden wir im Studentenleben. Welch ein Fortschritt ist hier bemerkbar! Wie schrecklich 3 Thaler das Loos eines Fuchsen in der Vorzeit! Man nannte Euch damals mit den entwürdigendsten Namen, man nannte Euch Gelb- und Nap-Schnäbel, Mutter-Kälber, Ranzen, Spulwürmer und endlich Feige** oder Feuze, woraus dann endlich durch Corruption der Name Fuchs entstanden. Ein alter Heidelberger Comment definirt den Fuchs als „ein Stück Fleisch ohne Sinn, Witz und Verstand". Der spätere hallische Comment zeugt zwar von einem Fortschritt, indem er schon humaner, aber doch noch im Ganzen wenig schmeichelhaft sagt: „Die Füchse sind schlau, sie denken aber nicht."

„Erbarmenswerth war die Behandlung der Füchse, am erbarmenswerthesten aber in dem traurigen Act, wo, wie die Puppe zum Schmetterling, so der Fuchs zum Jungburschen sich entfaltet, die sogenannte Deposition der Beane. Man zog dem Fuchs eine Lichtschaute über den Kopf und sägte dann die am Kopfheil noch befindlichen Hörner ab, und er wurde so pecus campi*** cui ut ritepraepanentur, cornua deponenda essent. Mit diesen Ablegen der Hörner war aber das pecus campi noch lange nicht zum Studenten reif. Es wurde erst noch gescheren, gebobelt, gewaschen, mit Kamm, Bohrer, Säge, Hammer und Zange behandelt. Endlich brach man ihm den Backantanzahn, d. h. einen in den Mund gesteckten Schweinszahn aus. Wie viel lieblicher ist Euch das Loos gefallen, meine Söhne! Wie human werdet Ihr behandelt! Schon die Begriffs-Bestimmung, die man jetzt von einem Fuchs gibt, indem man ihn als „eine Legion von Ueppigkeiten" definirt, bezeugt dieses. Statt aller jener Brationen nur ein höchst mildes Tentamen, eine Art colloquium. Schicket Euch zeyt zu demselben an, und antwortet laut und unerschrocken auf die Euch vorgelegten Fragen:

„Warum ist den Gastwirthen, selbst unsern ehrenwerthen Burgvogt nicht ausgenommen, nie recht zu trauen?"

Fuchs 1: „Weil sie die Studenten immer prellen."

„Nein, mein Sohn, weil sie immer etwas im Schilde führen."

„Worin sind Napoleon und alle Buchhändler sich ähnlich?"

Fuchs 2 schweigt, und die Andern schweigen wechselsam ordinem.

„Sie haben in Leipzig die größten Niederlagen."

„Mein Sohn, wodurch unterscheidet sich der Studenofen von der Stadt Ofen?"

Fuchs 3: „Der Studenofen ist schwarz, und — und — und —"

„Nein, mein Sohn, dort in dem Studenofen wird alles gar, und in der Stadt Ofen ist alles Ungar. Das selbst Du wissen, mein Sohn, da Du so viel mit den Siebenbürgen umgehst."

„Was ist für eine Aehnlichkeit zwischen dem jetzt auf unserm Commershaus, der Tanne, domicilirenden Geheimrath von Goethe und einem englischen Boxer?"

Alle Füchse schweigen.

„Beide haben in Faust ihre Hauptforce."

„Was ist der Tag, mein Sohn?"

Fuchs 3: „Eine Zeit von 24 Stunden."

„Nein, mein Sohn, es ist Vormittags eine Aufforderung zur Arbeit, und Nachmittags zum Kneipen."

„Was ist die Sonne?"

Fuchs 4: „Ein großer Feuerball."

„Nein, mein Sohn, es ist der Glanz des Universums, die Schönheit des Firmaments, die Zierde der Natur und die Glorie des Himmels."

„Was ist die Erde, mein Sohn?"

„Ein von Menschen bewohnter Planet."

„Nein, mein Sohn, sie ist die Mutter alles Werdens, die Ernährerin alles Bestehenden, der Fruchtspeicher des Lebens und der Abgrund, der alles verschlingt."

„Was ist der Leng?"

Fuchs 2: „Die schönste Jahreszeit."

„Nein, mein Sohn, er ist der Maler der Erde."

„Was ist der Herbst?" — Die Füchse schweigen. — „Er ist der Kornboden des Jahres."

„Und was ist das Jahr?"

Fuchs 4: „Ein Zeitraum von 365—366 Tagen."

„Nein, mein Sohn, es ist der vierspännige Wagen der Welt."

„Mein Sohn, wie viel gehören Rattenschwänze dazu, um die Erde mit dem Monde zu verbinden?"

Die Füchse rechnen in Gedanken und nennen viel, fünf, sechs Billionen.

„Nein, es gehört blos einer dazu, nur lang genug muß er sein."

„Bei welcher Nation heigen die Knaben die meisten Schläge?"

Fuchs 2: „Bei den Russen."

„Nein, mein Sohn, bei der Declination."

„Wie würest Du es anfangen, mein Sohn, um auf dem Bauch und Kreuz zugleich liegen zu können?"

Fuchs 3: „Das ist reinweg nicht möglich!"

„Doch, mein Sohn, wenn Du, was freilich, wie ich hoffe, nie geschehen wird, wenn Du Dich auf dem Ballhause bekneipst, beim Nachhausegehen auf dem Kreuz* stolperst und dort verwärts zu Boden fällst, so hast Du die Aufgabe richtig, wenn auch nicht zu meiner Zufriedenheit, gelöst."

„Ihr Alle habt übrigens durch Eure Antworten bewiesen, daß Ihr Eure Fuchszeit gut angewendet habt. Wenn Ihr so fortfahrt, so werdet Ihr einst tüchtige Stützen des Reichs werden, und in dieser Hoffnung ernenne ich Euch (hier folgen die üblichen Formalien) zu Jungburschen."

Hierauf erhob sich der Reichsherold G. mit folgenden Worten: „An die vielen Fragen aus dem Gebiete der Phantasie knüpfe ich noch eine aus der Wirklichkeit. Wer von Euch Füchsen hat sich unterstanden, mein Manifest in Betreff des heutigen Reichstags vom schwarzen Brete abzunehmen?"

Altum silentium.

„Oder hat vielleicht Einer von den übrigen Rittern und Knappen die Proclamation zu sich genommen? ich muß sie haben, um sie im Reichs-Archiv zu hinterlegen. Als ich sie vorhin abholen wollte, war sie verschwunden." Alle versichern auf das Bestimmteste, daß sie es nicht gethan und auch nichts davon wüßten.

Da damals schon die Partei der „Altenfüchsen", weil ihnen ihren streng republikanischen Sinn die monarchische Einrichtung im Lichtenhainer Staat ein Gräuel war, gegen die Lichtenhainer intriguirten und ein Schisma vorbereiteten, so glaubte G., daß einer von ihnen mit frevelnder Hand den Anschlag abgerissen habe. Er heftete daher am andern Morgen einen Zettel an das schwarze Bret, auf welchem er kurz und bündig denjenigen „einen dummen Jungen stürzte", welcher das Manifest wegzunehmen sich unterfangen habe.

„Dummer Junge", das ist das Zauberwort, welches zwar jedem ehrenhaften Studenten erschütternd durch die Glieder riefelt, aber im Grunde doch sehr segensreich wirkt und manches Unglück

* Die wurden von den „Scheriffen" auf das Entsetzlichste „agirt" und malträtirt. Sie mußten unter den Tisch kriechen und wurden, Kalenstöber ausgebalten, Schuhe putzen, Bier holen und andere Jungendienste verrichten. Maulschellen und Stockschläge, selbst auf öffentlicher Gasse, waren nichts Seltenes, zuweilen bis zum Tode. Kam ein Fuchs mit wohlgefüllt tem Koffer, so hieß es: „Fuchs, Du hast wohl leckliche Wäsche mitgebracht?" Er mußte öffnen, und Jeder nahm sich, was er am nothwendigsten brauchte, der Eine ein Hemd, der Andere ein Paar Stümpfe ꝛc.

** d. h. feige Menschen.

*** animal nescions vitam studiosorum.

* Das Kreuz oder der Kreuzplatz, Töpfermarkt, ist der freie Raum vor der Stadtkirche, auf welchem die Central- und Johannisgasse, sowie die Saalgasse münden.

Digitized by Google

abwendet. Auf Universitäten, wo oft Hunderte von jungen Brauseköpfen beisammen sind, und sich die Köpfe vielfach noch durch geistige Getränke erhitzen, würde es nur zu leicht zu gemeinen Prügeleien, ja zu Mord und Todtschlag kommen, wäre nicht dieses Zauberwort zur augenblicklichen Beschwichtigung erfunden worden.

Der dumme Junge macht wenigstens für den Augenblick ein Ende alles Haders. Sobald der dumme Junge gefallen ist, so schweigt selbst der leidenschaftlichst Aufgeregte, um dann die Sache bei ruhigerem Blute mit dem Schläger oder der Pistole abzumachen. Es ist dann jede weitere unmittelbare Beleidigung streng verpönt. Die Gesetze darüber sind in dem Studenten-Corpusjuris, dem Comment, genau vorgeschrieben. — Noch ehe nach dem Sturz das dritte Morgenroth scheint, muß die Forderung erfolgen. Diese Frist war indessen in der Manifestationsgelegenheit bereits verstrichen, und schon glaubte G., der Fremder werde den dummen Jungen auf sich sitzen lassen. Aber dem war nicht so. Ehe Phöbus zum vierten Male nach dem Reichstag die müden Rosse abspannte, klopfte es im zweiten Stock der jetzigen Müllerei, in dem der Einfahrt des Collegiengebäudes gegenüber liegenden Gebäude, an die Thüre G.'s. „Herein!“ rief der Beisoberod mit starker Stimme, und herein trat die stattliche Gestalt des Dr. Weller,* damals Goethe's Amanuensis, aber damals noch im lebhaften Verkehr mit der Studentenwelt.

„Prost!“ grüßte Weller.

„Prost!“ erwiderte G.

„Du hast eine Mißhelligkeit mit Goethe gehabt?“ sagte darauf der Doctor.

„Ich? Nein, das muß auf einem Irrthum beruhen.“

„Du hast ihn einen dummen Jungen gestürzt!“

„Ich? — den Goethe — einen dummen Jungen? ist mir gar nicht eingefallen!“

„Hast Du nicht diesen Zettel geschrieben und mit Deinem Namen unterzeichnet?“ fuhr Weller fort, indem er ihm den zuletzt erwähnten Anschlag präsentirte.

„Ja, allerdings. Aber wie hängt das mit Goethe zusammen?“

* Viele ehemalige Jenenser haben ihn dann später als Bibliothekar mit dem Titel Regationsrath gekannt.

„Auf's Allerinnigste, denn Goethe war es, der durch seinen Kammerdiener das Manifest abnehmen ließ. Da Du Dich nun schwerlich mit dem Kammerdiener wirst zanken wollen, so soll ich Dich von dem Geheimerath auf 24 Gänge jenaischer Schläge fordern.“

„Na,“ erwiderte G. in der ihm eigenthümlichen unerschütterlichen Ruhe, „das habe ich freilich nicht wissen können, daß es just der Goethe gewesen ist. Weil es aber gerade der ist, so will ich nun den dummen Jungen lieber zurücknehmen. Doch,“ setzte er mit Entschiedenheit hinzu, „will er sich durchaus mit mir zanken, so kann es mir schon recht sein, ich stehe jede Stunde zu Diensten.“

„Nein,“ entgegnete Weller, „so sehr dürstet der Geheimerath nicht nach Deinem Blute, sondern er hat mich beauftragt, wenn Du den dummen Jungen zurückrufst — auf Deprecation besteht er nicht — so soll ich auch seine Forderung zurücknehmen, und das thue ich denn auch hiermit in optima forma.“

So war denn dieser gefahrdrohende Conflict zwischen zwei hohen Beamten der beiden benachbarten und befreundeten Höfe glücklich und ohne Blutbad beendet. G. ist in seinen alten Tagen noch lieb und ohne Mittheilung geblieben, daß er einen aufgebrummt zu haben“ und von ihm gefordert worden zu sein. Er ist seit einer langen Reihe von Jahren ehrwürdiger Pfarrer von Pf..... und erzählt möglicher Weise, wenn er gut gelaunt ist, noch heute seinen muntern Enkeln die blutige Duellgeschichte. Wir wünschen von Herzen, daß er sie noch seinen Urenkeln erzählen möge.

Er selbst erzählte mir in humoristischer Weise die Geschichte, als er vor zwei Jahren zur Jubelfeier in Jena weilte, bei welcher die Studentengenossen von 1815—1819 verhältnißmäßig am stärksten vertreten waren, weil sie, „die so traulich, so innig, so treu zusammengestanden hatten“, gerade durch die schönsten Erinnerungen an die erste Jugendblüthe der Burschenschaft unvergeßlich zu dem Feste gezogen wurden. Ich theilte damit die Geschichte einem meiner Studiengenossen von 1827—1831 mit. Dieser erinnerte sich, dieselbe mit mehreren Details von Dr. Weller gehört zu haben, worüber er mir genau berichtete. Schließlich forschte ich in Weimar und Jena der Sache weiter nach. Sie entstand und vollendete sich bei Zeitdik.

Blätter und Blüthen.

Die Macht des deutschen Liedes. Wenn auch dies Blatt in der Regel keine Ueberspannungen bringt, so darf davon doch einmal eine Ausnahme gemacht werden, sobald es gilt, ein merkwürdiges Actenstück zu veröffentlichen, welches darthut, wie doch auch in Frankreich die deutsche Begeisterung der Befreiungskriege ihr Echo und gerechte Würdigung gefunden hat. Es ist jetzt vielleicht gerade die rechte Zeit, diese Erinnerung aus ihrem Grabe hervorzuholen. Das Epitaph bestellen heißt: „Souvenirs de voyages et d'études“, par Saint Marc Girardin, (Mitglied der französischen Akademie.) 3. Theil, und dies Buch schient allerdings ein wenig gelesenes und bekannter zu sein; es ist in Brüssel ohne Jahrzahl erschienen.

„Der Krieg von 1813, der Befreiungskrieg, ist der Wendepunkt der Geschicke, der Grenzpfahl zwischen der alten und neuen Geschichte Deutschlands. Meines Erachtens hatter Alles in Deutschland seit 1813, und auf dieses Befreiungsjahr muß man zurückgehen, wenn man den Gang der politischen Verhältnisse in Deutschland in der ganzen neuen Epoche begreifen will. Wir wollen den Versuch machen, das Bild jenes gewaltigen Krieges zu skizziren, indem wir die Einzelnheiten deutschen Schriftstellern entnehmen, insbesondere den Gedichten Körner's, eines jungen Dichters, der mit den Waffen in der Hand 1813 fiel und uns eine Sammlung von Gedichten voller Talent und Patriotismus unter dem Titel „Leyer und Schwert“ hinterlassen hat.

Seit 1810 war Deutschland unterworfen; die Fürsten und die Höfe schienen sich in ihr Schicksal gefunden zu haben und dengten sich Einem, der über ihnen stand kraft der Gewalt des Geistes und des Armes; aber nicht so das Volk: dies ertrug nur ähnlichkeitsend die fremde Herrschaft, es ahnte und grollte in dem Dunkel, aber immer mächtiger, bereitete bald heten sich geheime Gesellschaften zur Befreiung des Vaterlandes; überall unterhielt man sich von den Heldenthaten Andreas Hofer's, des Tyroler Bauern, der bis zum Augenblick, wo er schmählich süsiliert ward, frei blieb und Feuerkreuze sandte; von Schill, dem preußischen Major, der ganz allein nach dem schrecklichen Tage von Jena seinen Degen hoch zu heben wagte und ihn gar trefflich zu gebrauchen wußte. Auf den Universitäten schöpfte eine feurige Jugend aus den Quellen der Philosophie Freiheitsliebe und Haß gegen die fremde Herrschaft. Die deutsche Träumerei wurde zur Begeisterung, Körner's Lieder wurden überall gesungen und enstammten die Geister. Bald war es ein Sang patriotischer Melancholie: der Poet denkt sich am Abend, wenn die Lagen Stimmen schweigen, zur Ruhe gelagert unter einem alten Eichbaum. Die Liche aber ist das Sinnbild von Deutschland, der Nationalbaum. Er betrachtet diese getreuen Zeugen alter Zeit, diese hundertjährigen und doch noch mit des Lebens frischem Grün geschmückten Bäume und denkt dabei daran, was Alles die Zeiten schon gebrochen haben, und an die Völker, die ein früher Sturz hinweggewischt hat vom Angesicht der Erde. So schließt er „Deutsches Lied, du bergen den Talel des Bestehenden. So schließt er „Deutsches Lied, du bist gestalten.“ — Bald sind es wiederum einige Verse der Rauch's Büste der Königin Louise von Preußen, dieser jungen, so schönen und so muthvollen Frau, die da stand an gebrochenen Herzen über ihres Vaterlandes Schmach: „Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache, dann ruft dein Volk, dann deutsche Frau, erwache, ein guter Engel für die gute Sache!“

Diese Verse, viele Gesänge lieten von Mund zu Mund. Am Morgen hörte der Student Maximen von Freiheit, Gleichheit und jene großartige Theorie, die in der Metaphysik wie in der Moral Alles der Macht des menschlichen Geistes zuschreiben, die ihm sagen, daß er mit seiner Intelligenz die Welt schaffen (?) und mit der Kraft der Jugend die letztere, schon kann, Lehren, welche, indem sie auf dem Menschen einen Gott machen, ihn zum Sclaven der Jugend der Gedanten an ihr Sclaventhum um so unerträglicher werden ließen. Aber am Abend, in den Kneipen, bei geschlossenen Thüren, sangen sie in hellem Chor die Hymnen von Körner. Nichts hier von der pittoresten Scenerie des Studtschwures im Mondschein, im Schirm von den pittoresten Scenerie des Studtschwures im Mondschein, im Schirm der ältesten Bäumen; nein, ein niederer Schenklocal voll Tabakrauch, rohe, zerrissene Tische, hölzerne oder irdene Bierkrüge, ein ungeheurer Ofen und der ganze Raum angefüllt mit jungen Leuten, die da unaufhörlich trinken; sie stoßen an: „Heil Deutschland, Tod den Tyrannen!“ — „Kameraden,“ ruft plötzlich einer unter ihnen, „es steigt das Lied von Körner: Männer und Buben!“ und alsbald erzittern die Wände von dem gewaltigen Chor: „Das Beil steht auf, der Sturm bricht los, wer legt noch die Hände leig in den Schooß?“ *

Und was machten während dieser Zeit unsere jungen französischen Gelandten und Beamten, die nach Deutschland geschickt worden waren, um die Völker regieren zu heilen? Mit wegwerfendem Lon, kein Gefühl zeigen eines literarischen Phänomens, daß dem des bewaffneten Siegers, nigen eines literarischen Phänomens, daß dem des bewaffneten Siegers, nigen eines literarischen Phänomens, daß dem des bewaffneten Siegers, nießen sie den guten Deutschen, sich dem Esprit Voltaire's und den Verwaltungsmaßregeln des Kaisers anzubequemen. Aber, guter Gott, wie

* Poetische Licenz! Dies Lied fand sich bekanntlich erst in dem Nachlasse Körner's.

Digitized by Google

sehr mußten sie dem Volk mißfallen und dessen Herz verwunden, wenn sie, die wohlmüthigen Eroberer, die witzigen Materialisten, über Deutschlands Niederlagen lachten, seine tiefen innern Denker und die Verbrecher seiner Dichter verspotteten; wenn sie, statt auf unsere französische Sprache, die Nasen rümpften über das, was sie den deutschen Jargon nannten. Aber mittlerweile schissen viele Besiegten ihre Aebel, diese Philosophen exercirten Rekruten ein, diese Poeten dichteten Kriegslieder, dieser Jargon bereicherte sich an Worten der Vermählung und der Rache, und einen Tags, als das Feichen ans Norden kam, als die Flammen von Moskau bis nach Deutschland herüber leuchteten: „Frisch auf, mein Volk!“ rief Körner, „Zu den Waffen!“ dröhnte es im Volk — „der Freiheit eine Gasse! die Flammenzeichen rauchen, die Saat ist reif, ihr Schnitter, kommt nicht! der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen, drauf wachet Volk!“ —

Mit einem Schlag erhebt sich ganz Deutschland, überall Soldaten und Waffenschmied; überall ertönt der Befreiungsruf, der den Ohren der Fürsten diesmal wohlklingt, und das Geschrei des Fanatismus, das den Philosophen gellt (?): „Krieg den Tyrannen, Krieg den Gottlosen!“ Die Fürsten wer den Demagogen, die Professoren Christen ihre Zöglinge Soldaten. Man geht zur Schlacht wie man gestern in's Collog ging. Die Predigten gen werden auf dem Wahlplatz gehalten, Vorlesungen über Ruhm und Freiheit. Alle Veteranen der Laterne und Wirthschaft mischen sich unter diese jungen Schwärme der Theologen und Philosophen, und Bücher marschirt neben Zahn. „Gott ist auf unserer Seite!“ rufen die Prediger neben der Kanone. „Wir fürchten nicht die Hölle und ihre Verbündeten. Jeder Unterschied der Geburt, des Standes und der Heimath ist aus unseren Reihen verbannt, wir sind alle gleich und freie Männer, und Gleichstandt es nur, ihr Jünglinge, und kämpft in diesem Glauben, stehet in diesem Glauben; Euch beklage ich nicht, denn auf Euch lastet kein Meineid und Nie, lebendig oder todt, habt Ihr gehalten, was Ihr versprocht, nämlich das Vaterland zu retten!

Eilds Deutschland, welche Tage der Begeisterung sahst du damals! Und für uns in Frankreich, welche Zeit der Trauer und des Unheils! denn während die Aufrufe der Könige und der Dichter alle deutschen Herzen entweckten, schlichen indessen man sich heimlich erfroren langsam durch viele Dörfer, diese Flecken, welche sich schon Feindesland nennen. Verstohlen auf ihrem Durchzug wilde zornige Blicke, Hände, die sich ballten und nach einer verborgenen Waffe suchten, überall nur Rache, während sie doch des Mitleids bedurften; und diese Worte Rache, Terror und Wuth! Hinter ihnen selbst, wie um ihre Flucht zu beschleunigen, der langgezogene Schrei des Aufbruchs und des Krieges: „Nach dem Rhein, in's Feld, in's Feld! Nach dem Rhein!“ Das war der Refrain Körner's, der furchtbare Refrain, den eine ganze Nation nachsang, während sie ihre Ketten schüttelte und der Frost den einen Augenblick lang diesen furchtbaren Liedern Schweigen zu gebieten; sie kamen wieder mit neuer weiß wie viel hundertfausend Stimmen mehr, und gar bald erklangen sie zu unserem Schrecken an den Ufern des Rheins. So gibt ein Echo den Ton einer Kuhe, Terrer und Wuth! Hinter diesen Worten der Geschichte dieses wunderbaren deutschen Volkskrieges sah keiner was schiedenen Phasen vom Beginn an bis zum endlichen Triumph zu sein scheint. Das ist das Lied von den schwarzen Jägern, von Lützow's wilder, verwegener Jagd. Alle Volksfarben waren mit Absichtlichkeit in dieser Legion vereinigt und überall in ihren Büchern die Verschwörer. So begann auch der Widerstand Deutschlands, so beginnt Körner's Lied. Da sind zuerst die freien Schaaren versteckt im Dunkel der Wälder; näher und näher drauft es heran; in düsterem Reihen und Verwirrung; und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt: „das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!“

Der Genius Körner's entsprang seiner Vaterlandsliebe und seiner Begeisterung; das ist kein Tyrtäus der warmen Stube, der am Ofen, nach mörderischer Wahlzeit, Kriegslieder macht; er ist ein Soldat, Freiwilliger bei den schwarzen Jägern, die Seele dieser Seite, Genosse und Freund der Schnitter; er ist eingetreten, um sein Vaterland zu retten, um dessen Tyrannen zu züchtigen. Pest und Seestat, entstammt sich sein Genie wie sein Muth an der Nacht des Kriegs. Alles wirft sie ihm zur Beute: der Blitz des Gewehrs ist der Funken seiner Freiheit, das Blut, das sich vergießt, ist Wahrheit; röthet, ist der Purpur der Morgenröthe, der Morgenröthe der Freiheit. Ihr er verwundet und glaubt sich dem Tode nah, so ungabt sich ihm dieser Tod für das Vaterland mit Bildern und Illusionen. Seine letzten Gedanken, wie alle seines Lebens, sind ganz in die Farben der deutschen Dichtkunst getaucht. Vor seinen Augen steht er reizende Gestalten schweben, der Todesschrei der Sterbenden verwandelt sich ihm in melodische Klänge, was er gethan, was er gesagt, das Echo von seinen Herzen getragen, er wirft es sehen, er wirft es auf immer besitzen: schon sieht er den Schatten seiner jugendlichen Phantasien, ob er ihn nun Freiheit, ob Liebe nannte, als lichten Strahl vor sich stehen — und mit solchen Gedanken starben damals viele begeisterte Deutsche, in der Hoffnung, daß sie nicht der Tod einen Grenadiers von der Garde, der in seinem Glied fällt und stirbt mit dem Trost, weder gegen Pflicht noch Ehre gefehlt zu haben; nein, das ist ein Tod wie ein Traum und ein Gedicht, das ist ein deutscher Tod.

Nur einmal scheint Körner über den Tod zu verzagen, nur einmal findet er ihn nicht schön und süß. Er hört den Schlachtruf am Ufer und hörte von fern her den Donner der Kanonen und das Schmettern der Trompeten; man schlug sich, und er, er mußte ruhig bleiben und die Steinen Wächter sein. Soll ich in der Bank schlafen? Pfeife, zu Flammenqualm, brich nur los mit leuchtendem Verderben, aber schnell.“

Körner's Wunsch wurde erfüllt; er starb in der Schlacht bei Dresden am 26. August 1813, aber das war ein Tag der Niederlage, das hieß beinahe in Preis sterben. Sekanntlich fiel Körner nicht bei Dresden, sondern bei Gadebusch, in einem siegreichen Treffen; die nonchalante Behandlung der Geschichte, die sich nicht die Mühe nimmt, bekannte Daten nachzuschlagen, kennzeichnet den Franzosen.) Einige Stunden vor seinem Tode dichtete er ein Lied, vielleicht sein schönstes und originellstes, das, welches die Begeisterung des Poeten, des Kriegers und des Jünglings am feurigsten malt, das Schwertlied.

Wir haben uns so lange bei Körner aufgehalten, weil er unbekannt in Frankreich war, und weil seine Gesänge und eine lebendige Ihee davon geben, was der Krieg von 1813 und 1814, der Befreiungskrieg, in Deutschland eigentlich war. Es ist wieder unnütz, sich beleidigend für Frankreich, zu erfahren, daß zu seiner Besiegung es weniger der Staaten und Nationen, sondern der Begeisterung und der Hingabe für's Vaterland bedurfte. Im Norden warf uns die Natur nieder; in Deutschland wurden wir besiegt durch eine viel edlere und größere Sache, durch eine übernatürliche Macht, welche Frankreich begreifen und bewundern lernen muß, selbst in einem Feinde, durch die religiöse und patriotische Erregung eines großen Volkes, das seine Unabhängigkeit, seinen Geist und seinen Nationalcharakter siegreich wieder erobert.“

Die deutsche Sprache. Jetzt, wo in allen deutschen Gauen sich ein Ringen und Streben nach deutscher Einigkeit und deutschem Nationalgefühl kund gibt, wird es an der Zeit sein, ein Wort über das Umgehen zu wechseln, welches noch immer und gegenwärtig noch mehr denn je in der deutschen Sprache durch Hineinstechen von fremden Namen und Wörtern verübt. Unsere liebe Muttersprache wird nachgerade für den weniger Geübtern unverständlich. Die deutschen Zeitungen nennen uns sogen. Fremdwörtern; fast jeder Hsjährige Gymnasiast beherrscht sich, so viel als möglich das eben erlernte Englisch, Französisch, Latein ꝛc. in den Ausdruck seiner Gedanken hinein zu flechten, zumeist in übersprechendster, schauderhafter Bastardsprache. — In Gesellschaften, im Theater, ja selbst in den engen Familienkreise der heutigen „gebildeten“ Welt, muß man nach jedem dritten deutschen Worte ein Fremdwort hören. Es ist ein wahrer Jammer, wenn man dieses Kauderwelsch allmählich gezwungen wird für die deutsche Bildungssprache zu halten, da doch eben die deutsche Sprache fast die wortreichste ist.

Schreiber dieses ist ein Schleswiger. Wir hier eben im nördlichen Deutschland kämpfen nun schon seit zehn Jahren um das heiligste der Menschenrechte, das man uns nehmen will, nämlich, es in seiner frei und ungehindert sprechen und auf unsere Nachkommen übertragen zu dürfen, die uns mit der Muttermilch eingegeben, deutsch; aber um je mehr sich ein und empfinden wir, daß das, was wir erkämpfen, einem unseren fremden Idiome unterliegt, als unser Vaterland selbst. Und dieses Joch ist ein freiwilliges, aber um so gefährlicheres. Unser Dater Arndt sang als Jüngling: „So weit die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel Lieder singt“, so weit reicht das deutsche Vaterland; aber unser gegenwärtigen sprachlichen Verhältnisse lachen, das nämlich, wo eine Zeit kommen wird, wo eine deutsche Sprache nicht existirt und das deutsche Volk sich in einer Sprache ausdrückt, die ein Gebiethenes aus allen erdenklichen Sprachen der Welt enthält.

In der „Vaterlandsliebe“ bin ich am wenigsten diesem Unwesen begegnet, dichte Gerstäcker für die „freie Aehe“ dichten, hoffe daher, daß diese Zeilen dort Aufnahme finden werden, wo dem deutschen Vaterlande in manchen Kleine Wort gesungen und so manches edle Herz für seine Liebe angegeben wird. Meine Absicht ist aber nicht, das Bestehende zu tadeln, sondern vielmehr auch einen Vorschlag zur Besserung zu machen, damit, wenn möglich, dem genannten Unwesen entgegengearbeitet und es möglich gemacht wird, daß wir einmal auch eine rein deutsche Zeitung, ein nur mit deutschen Worten geschriebenes Buch lesen können.

Zunächst fordere ich deutsche Schriftsteller und Mitarbeiter an öffentlichen Zeitschriften auf, ein nationales Deutschland auch in diesem rechtigen, Streben zu sehr vernachlässigten Seite, durch Wahrheit und Ehre einer rein deutschen Schrift, mit festliger Feder zu fördern; — wenn nicht auf diese Weise ein Eingang und eine Aufmunterung zur Reinigung der deutschen Schriften von allem Unfraut der fremden Wörter bei den deutschen Volke erweckt wird, so greift das Unwesen noch mehr um sich.

Dann fordere ich die Lehrer, namentlich der höheren Bildungsanstalten auf, der ihnen anvertrauten Jugend ein reines Deutsch, frei von allem entbehrlichen Fremden, vorzutragen, sie darauf aufmerksam zu machen, daß die deutsche Sprache aufhört eine deutsche, ein deutsches Eigenthum zu sein, sobald sie unternischt ist mit Wörtern fremder Sprachen, und ihr vorzustellen, wie auch auf diese Weise nuter deutsches Vaterland gegen Fremdherrschaft zu vertheidigen ist!

Endlich fordere ich alle Gebildete auf, durch gutes Beispiel wieder eine rein deutsche Sprache im Volke gangbar zu machen und in ihrer Unterhaltung alles Fremde zu verdammen.

Ein solcher festiger deutscher Geist für die Wiederbelebung der deutschen Sprache würde, deß bin ich gewiß, bald Gemeingut werden.

a + b.

General Chadini, der sardinische Obergeneral, dessen sehr ähnliches Portrait wir heute geben, wird in nächster Zeit vor Capua und Gaeta noch eine bedeutende Rolle spielen. Durch seinen Sieg über die päpstlichen Truppen bei Castel-Fidardo und seine rasche Eroberung von Ancona, die allerdings Unpäßlichkeit durch die Flotte bewerkstelligt wurde, ist der noch junge General rasch in der Achtung seiner Soldaten gestiegen und kann in allen Fällen auf sie zählen. Sie folgen blindlings seinen Befehlen und rufen es bei den Zeitungen in, daß sie mit Garibaldi, dem Re galantuomo und Cialdini an der Spitze überall siegen wollen und werden.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Husar und Pandur.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

3.

Der Oberst von der Trenck stand in jenen Tagen, in der Zeit, nachdem Oesterreich mit Preußen den Frieden geschlossen, mit seinem Corps von Rothmänteln im Hausruckviertel an der Donau; er selbst hatte sein Hauptquartier in der kleinen freundlichen Benedictiner-Abtei Engelhardszell aufgeschlagen, die etwa in der Mitte zwischen Passau und Linz, nahe der heutigen Grenze Oesterreichs, in einer Umgebung von großartiger landschaftlicher Schönheit liegt.

Das Thal der Donau ist hier von hohen malerischen Bergen eingeengt, deren Gipfel von alten Burgen gekrönt, deren steil ansteigende Wände oder Leithen von Hochwald bedeckt sind.

Das Kloster und die Abteikirche sind, wie die meisten kirchlichen Bauten in Oesterreich, keineswegs prächtige mittelalterliche Bauwerke: sie gehören zum größten Theil dem siebenzehnten oder achtzehnten Jahrhundert an; und auch Engelhartszell bot in seinen verschiedenen Flügeln vergleichungsweise geräumige und lichte Gemächer dar, und in der Wohnung des Abtes freundliche Zimmer und Salons, in welchen der Pandurenoberst bequem auf seinen Lorbeeren ausruhen konnte.

Die Mönche hatten sich dicht zusammendrängen müssen, um ihm und einem Theil seiner Officiere Raum zu machen. Die frommen Herren führten einmal wieder ein sehr beschauliches stilles Leben; sie hatten vielleicht seit den Zeiten ihres Stifters, des Baierherzogs Thassilo, nicht mehr in so strenger Zurückgezogenheit gelebt wie jetzt, wo sie sich scheuten, auf Gängen und Corridoren den wilden Gesellen, die unter ihrem Dache und leider auch in ihrem Keller das Regiment führten, zu begegnen . . . Die schwarze Soutane duckte sich vor dem rothen Mantel, wie eine Taube vor dem Weih.

In dem einen Büchsenschuß weit von der Abtei liegenden Marktflecken Engelhardszell war ein starker Trupp von Trenck's Panduren einquartiert.

Am vierten Tage nach seinem Ausmarsch aus Wien, kurz nach Mittag, war der Oberstwachtmeister von Frohn in diesem Ort eingetroffen. Von der Ortsobrigkeit hatte er Quartiere für seine Leute verlangt, und die Ortsobrigkeit hatte rathlos und niedergeschlagen die Marschroute angestarrt, welche Frohn dem ehrlichen Oberösterreicher vorgehalten.

„Es ist halt ganz unmöglich," sagte der „Pfleger" — „alle Häuser sind mit den Kroaten besetzt."

„Und die Abtei auch?"

„Die Abtei . . . da liegt ja der Oberst selber!"

„Thut nichts, geb' Er mir Quartierbillets für die Abtei."

„Aber ich sag's ja, Ew. Gnaden, da liegt der Oberst von der Trenck, der läßt Ew. Gnaden nicht hinein, und mich könnt's gerad nur den Hals kosten . . ."

„Schreib Er nur das Billet — für alles Andere steh' ich," antwortete Frohn befehlend; „es soll Ihm kein Haar gekrümmt werden — aber vorwärts, meine Leute sind hungrig und meine Pferde müde!"

Der „Pfleger" sah mit einem Blick voll unbeschreiblichen Kleinmuths zu Frohn auf; der arme Teufel verrieth in seinem ganzen eingeschüchterten und rathlosen Wesen, wie angenehm die Lage eines Beamten in einem Orte sein mußte, wo der Trenck mit seinen Kroaten im Quartier lag; aber da Frohn jetzt Anstalt machte, selber an den obrigkeitlichen Schreibtisch zu treten und nach den Formularen für Quartierbillete zu suchen, lieferte er endlich das, was so gebieterisch von ihm verlangt wurde, aus, freilich mit einer Miene, als ob es im Grunde für ihn gleichgültig sei, ob er einen Tag früher oder später von seinen schrecklichen Gästen massacrirt oder in die Donau geworfen oder auf irgend eine andere grausame Weise seiner entsetzlichen officiellen Thätigkeit überhoben werde!

Der Oberstwachtmeister ritt nun mit seiner kleinen Escorte dem Kloster zu, vor dem zwei Scharfschützen mit ihren breiten Handschars Wache standen.

Ein Trupp dieser verrufenen und mit ihrem halbtürkischen Costüme, ihrer fremdartigen Bewaffnung wie ein Stück wilden Heidenthums aufsehenden Kerle lagerte um ein großes Feuer, das sie auf dem freien Platze vor dem Kloster entzündet hatten; sie lagen auf ihren Mänteln auf der Erde; den Ehrenplatz auf einer Bank, die seitwärts aufgeschlagen stand, hatten sie einem großen Fasse überlassen, an welchem ein junger Trommlerbube den Zapfer machte.

Frohn überließ es seinem Wachtmeister, den Pater Kellner oder Klostervogt aufzutreiben, damit er Raum für Mann und Roß schaffe; er selbst warf die Zügel seines Pferdes einem seiner Husaren zu und betrat das Innere der Abtei durch ein Portal, welches heute trotz Klösterlicher Clausur sperrangelweit offen stand. In einem Gange, an dessen rechter Seite eine Treppe aus rothem Salzburger Marmor in die Abtswohnung führte, fand er einen Kroaten, dem er befahl, ihn zum Obersten zu bringen.

„Was wollen bei Oberst? — Oberst hat nicht Zeit — hat zu thun, Oberst, viel zu thun!"

„Führ' Du mich nur zu ihm, mein Bursche, ich komme von der Kaiserin!"

Digitized by Google

„Darf nicht," sagte der Kroat achselzuckend, „was ist Kaiserin — Oberst ist Kaiser, wo ist Oberst!"

„Nichtig — Oberst ist Kaiser, wo ist Oberst — ich habe aber mit ihm zu reden, und Du wirst mir zeigen, wo ich ihn finde, oder ich gebe Dir mit meiner Reitpeitsche eine Lection, wie Du den Stabelmeister Deines Kaisers zu machen hast!"

Der Pandur griff augenblicklich nach dem langen Pistol mit incrustirtem Kolben, das er in seinem Gürtel trug, aber kaum hatte er es herausgerissen, als ein furchtbarer Hieb der Reitpeitsche Frohn's seinen Unterarm traf, daß die Waffe klirrend zu Boden fiel.

Der wilde Mensch stieß eine Fluth von Flüchen aus und blickte sich, das Pistol wieder aufzuraffen, Frohn stieß es mit dem Fuße, daß es weithin den Gang hinab flog . . . am Ende dieses Ganges öffnete sich im selben Augenblick eine Thüre, und ein dunkles bärtiges Männergesicht blickte heraus.

„Was gibt's da?" rief der Mann mit zorniger Stimme.

Frohn wandte sich augenblicklich zu ihm.

„Ein Stabsofficier aus Wien, der den Oberst von der Trenck zu sprechen verlangt," sagte er mit großer Entschiedenheit, „aber auf dem Wege zu ihm auf Mordgesindel stößt, gegen das er sein Leben vertheidigen muß!"

Ohne dieser Beschwerde eine weitere Beachtung zu zollen, zog der Mann in der Thüre sich zurück; man sah, daß er in das Innere des Zimmers hinein sprach, dann trat er über die Schwelle und indem er die Thüre weiter öffnete, sagte er: „Sie können eintreten."

Der Oberstwachtmeister von Frohn trat in ein großes, ursprünglich im Rococo-Geschmack ziemlich reich decorirtes Zimmer, mit einem kleinen Deckengemälde, Stuckarbeiten und Supporten; es war wahrscheinlich der Empfangssalon des hochwürdigen Klostervorstandes; der Anblick, den es jetzt darbot, konnte jedoch nicht unklösterlicher gedacht werden. Auf einem großen runden Tische in der Mitte standen Flaschen und Gläser, lagen Karten und Würfel und türkische Pfeifen bunt durcheinander; hinter dem Tische saßen ein paar eben so bärtige, eben so braun und martialisch aussehende Männer, wie der, welcher Frohn einführte, aber der letztere fand keine Zeit, ihnen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, weil diese zunächst vollständig gefesselt wurde durch die merkwürdige Gestalt, die sich bei seinem Eintritt erhob und ihm ein paar Schritte entgegenstrat.

Es war ein baumstarker, an Größe Frohn selber noch bedeutend überragender Mann, mit einem Gesichte, das einen unverlöschlichen Eindruck auf Jeden, der es einmal erblickt hatte, machen mußte; es war nicht ursprünglich unschön, dies Gesicht, die Züge nicht unregelmäßig geschnitten, aber tiefe Furchen waren in die von Wetter und Wind gegerbte braune Lederhaut gegraben, aus den dichten schwarzen Brauen sprangen einzelne lange dicke Haare vor, und erhöhten den Eindruck des Katzenhaften, den die eigenthümlichen grauen Augen machten, welche einen matten, halb erloschenen Glanz hatten; das Auffallendste an dem Gesicht aber bestand darin, daß die ganze eine Seite desselben schwarz war, wie die eines Negers — die Explosion eines Pulverfasses in unmittelbarster Nähe hatte es verbrannt und für immer so schwarz gefärbt.

„Was steht dem Herrn zu Diensten? Ich bin der Oberst von der Trenck," sagte der Mann.

„Oberstwachtmeister von Frohn, vom Husarenregimente König Joseph," antwortete Frohn in militärischer Haltung; „ich habe die Ehre, mich bei dem Herrn Obersten zu melden."

„Im Dienst hier?"

„In speciellen Aufträgen der Kaiserin."

„Und die lauten?"

„Da sie ein wenig diplomatischer Natur sind, so werden der Herr Oberst erlauben . . ." Frohn warf einen Blick auf die im Hintergrund sitzenden Officiere Trenck's.

„Nun, so wird's Zeit haben bis später," fiel dieser ein; „unterbrechen wir unser Spiel darum nicht. Der Herr Camerad kann Theil daran nehmen, wenn er Lust hat."

Dabei deutete er auf einen leeren Stuhl und warf sich wieder auf das Ruhebett neben dem Tische, von dem er vorhin aufgestanden war.

Frohn fand es zweckmäßig, seine Ermüdung durch den zurückgelegten Tagemarsch nicht zu beachten; er setzte sich ruhig an den Tisch, knöpfte seine Uniform auf, löste die Kuppel seines Säbels und ließ diesen rasselnd auf den Boden neben sich niederfallen.

„Wenn der Herr Oberst erlauben, verheiße ich mir zuerst zu einem Glase Wein. Ich glaube, es ist vortrefflicher Ruster, ich bin durstig durch meinen Marsch geworden." Er schenkte sich ein großes Kelchglas voll, leerte es auf einen Zug, schnalzte dann mit der Zunge und sagte: „Nun stehe ich zu Befehl. Bitte den Herrn Obersten jedoch, mich zuvor noch mit den drei andern Herren bekannt zu machen."

„Das da ist mein Oberstlieutenant Baron de Dolne, das der Herr von Wrtschovar und dies Herr von Nakowitsch, Majore in meinem Corps."

„Halte mich den Herren empfohlen!" sagte Frohn, indem er jedem eine kurze Verbeugung mit dem Haupte machte. „Was ist der Einsatz?"

Der Oberst von der Trenck griff zu den Karten, nachdem er einen eigenthümlichen lauernden Blick auf Frohn geworfen. Er war nicht gewohnt, daß Leute, welche sich zum ersten Male in seiner Gegenwart befanden, diese vollständige Sicherheit an den Tag legten und sich so in seiner Weise zu geniren schienen.

„Der Namen des Herrn Cameraden ist mir bekannt," sagte er dann, während er die Karten mischte; „ich habe von ihm gehört — hat er nicht als Kriegsgefangener in Magdeburg gelesen und da die Bekanntschaft meines Vetters, des preußischen Windbeutels, gemacht?"

„Ich habe allerdings den Herrn Vetter dort kennen lernen."

„Und sieht ihn auch wohl unterweilen in Wien?"

„Selten," versetzte Frohn — „ich vertrage mich nicht wohl mit ihm. Der Mann ist mir zu groß. So viel Weisheit, Geistesgröße und Heldenmuth, wie sich in diesem einen Sterblichen beieinander finden, ist für ein untergeordnetes Menschenkind wie unser Eins, auf das er mit so viel Recht von seiner Höhe tief herabblickt, nicht bequem und unangenehm."

„Ja, es ist ein hochmüthiger Bursch, der Fritz!" fiel lachend der Oberst ein. „Seitdem alle Welt seine Lebensbeschreibung und was er sonst von sich ausgehen läßt, gelesen hat, und er ein berühmter Mann dadurch geworden ist — seitdem die Narren in Wien und Paris Trenckhosen und Trenckhüte und Trenckschnupftücher tragen, ist der Hansdampf in allen Gassen ganz übergeschnappt und will Papst und Potentaten belehren und die Welt anders machen, als sie der liebe Gott gemacht hat, der sie Dummheit beging, den Fritz nicht dabei zu fragen! Na, er wird schon gedemüthigt werden; ich habe ihn zu meinem Erben eingesetzt, und wenn mich einmal der Teufel holt, was doch über kurz oder lang der Fall sein muß, dann wird der Fritz zu schaffen bekommen!"

Der Oberst stieß hierbei ein stilles boshaftes Lachen aus; dann begann er als Banthalter die Karten abzuziehen, während die Officiere Goldstücke setzten und auch Frohn aus einer schweren, von Gold strotzenden Börse eine Anzahl Stücke hervorzog, um damit zu pointiren.

Das Auge des Obersten streifte mit einem Seitenblick, der nicht sprechender und gieriger aus dem Auge eines Wucherers hätte blitzen können, die volle Börse Frohn's.

Er war eben im besten Zuge des Abschlagens der Karten begriffen — es war das einfache Spiel: „Landsknecht", was die Herren trieben — als die Thüre sich öffnete und ein Paar Männer, mit einer eigenthümliche Gruppe zusammen blickten, eintraten. Es waren ein Mönch und ein Soldaner; dieser, ein vierschrötiger Mensch mit einer tiefen Narbe über das Gesicht, hatte den erschrocken aussehenden geistlichen Herrn, dem das schwarze Kapplein vom Haupte gefallen war und die dünnen weißen Haare unordentlich um die Schläfe hingen, an der Schulter gefaßt und in's Zimmer geschoben, wo der letztere angsterfüllt sich ein Mal über das andere demüthig verbeugte, während der Soldaner in strammer Haltung eine Meldung in kroatischer Sprache machte.

Unser Oberstwachtmeister hatte seine militärischen Lehrjahre nicht umsonst im Banat durchgemacht; er verstand die Meldung vollständig und fiel sogleich ein:

„Es handelt sich um die Einquartierung meiner Leute, wie ich höre; ich habe dem Pfleger im Marktflecken befohlen, und Quartier hier im Kloster anzuweisen, da der Flecken, wie er behauptet, überfüllt ist."

Das Auge Trenck's leuchtete von einem unheimlichen Glanz auf; während sich die Furchen seiner Stirn in tiefe Falten zusammenzogen.

„Der Herr Oberstwachtmeister haben befohlen?" sagte er mit einem zornigen Hohn; „und da der Trenck mit seinen Leuten im

Digitized by Google

Kloſter liegt, wird derſelbe wohl, um Raum für den Herrn Oberſtwachtmeiſter zu ſchaffen, ſich hinaus trollen müſſen und bivouakiren?“

„Ich bitte ſehr,“ antwortete Frohn mit der größten Ruhe und voller Ernſthaftigkeit, „daß der Herr Camerad ſich um meinetwillen nicht genireu. Ich hoffe, daß Platz für uns Alle da iſt; nöthigenfalls können meine Leute auf Stroh in den Corridoren liegen!“

Der Oberſt blickte mit Verwunderung auf den Mann, der ihm mit ſolcher Unbefangenheit die Stirn bot, und ebenſo ſahen die anderen Officiere ſtaunend auf Frohn.

„Dem Herrn Pater Kellner,“ fuhr dieſer zu dem anglerfüllten Benedictiner gewendet fort, „empfehle ich meine Leute zu guter Verköſtigung; ich werde dem Kloſter ein gutes Douceur dafür hinterlaſſen. Meine Leute ſind ſtrenge daraufhin inſtruirt, daß ſie ſich auf's Beſcheidenſte betragen. Wenn dem Herrn Pater weiter etwas in den Weg gelegt werden ſollte, ſo wende er ſich nur an mich, ich ſtehe jeden Augenblick bereit, ihn nachdrücklich in Schutz zu nehmen und dem geiſtlichen Gewand, das der Herr trägt, Reſpect zu verſchaffen.“

„Tod und Teufel!“ rief der Oberſt von der Trenck hier auffahrend aus, „wer commandirt denn hier, der Trenck oder . . .“

„Der Herr Oberſt von der Trenck commandiren hier Ihr Panduren-Freicorps,“ verſetzte Frohn gemeſſen, „und der Oberſtwachtmeiſter von Frohn vom Regiment König Joſeph-Huſaren commandirt ſein Detachement. Das nöthige Quartier gibt der Unterthan her, und wenn Ihre Majeſtät die Kaiſerin militäriſche Dispoſitionen treffen, wonach ſich Dero verſchiedene Truppen auf einem Platze begegnen, ſo müſſen ſich dieſelben in den Raum theilen und zuſammen ſchicken, ſo gut es eben angeht. Das iſt, dünkt mich, ſo klar und einfach und ſo über allen Zweifel hinaus, daß der Herr Oberſt gewiß kein Wort mehr darüber verlieren wollen, damit wir nicht länger um unſer angenehmes Spiel kommen!“

Der Oberſt von der Trenck warf ſich in ſeine ruhende Lage zurück. Er murmelte einige zornige Flüche zwiſchen den Lippen, während er wieder nach den Karten griff. Dann lachte er plötzlich laut auf.

„Der Herr Camerad hat beim Teufel Recht!“ rief er dabei aus, „auch Ehre, Ihr da an der Thüre, die Huſaren können bleiben, und daß ich von keinem Streit und von keinen Raufereien höre, oder das Wetter fährt Euch auf den Schädel!“

Der Pater Kellner und der Seceſſaner verſchwanden ſofort; Trenck ſchlug die Karten ab, wie zuvor, aber die anderen Officiere beobachteten mit eigenthümlichen Blicken den Oberſtwachtmeiſter von Frohn. Vielleicht war es Bewunderung ſeiner ruhigen Kühnheit, was in ihren Blicken lag, vielleicht dachten ſie nicht viel anders als: wenn unſer Gitzkais von Oberſt nicht vorzöge, Dich hier zu halten, um erſt Deine volle Gebühr zu pfänderu, ſo wäreſt Du einen ganz andern Mann an ihm gefunden haben!“

4.

Das Spiel hatte etwa eine Stunde gedauert; Frohn hatte den Inhalt ſeiner Börſe ſich um ein Bedeutendes vermindern ſehen, denn es war, als ob der Panduren-Oberſt eine magnetiſche Anziehungskraft für die blanken Kremnitzer Ducaten beſitze; endlich hatte er ſich erhoben, um zu reviviren, wie ſein kleines Commando ſich unter Dach und Fach gebracht, und um ſich im Kloſter-Refectorium einen Imbiß auftragen zu laſſen, da er ſeit dem Frühſtück nichts genoſſen hatte. Er fand ſeine Leute im Refectorium verſammelt; da ſie die Sprache der Panduren nicht verſtanden und vielleicht eine Art ariſtokratiſche Abneigung fühlten ſich mit dieſen Burſchen einzulaſſen, hatten ſie ſich im Kloſter zuſammengehalten, und zu ihnen hatten ein paar von den Kloſterherren ſich geſetzt, die aus der Anweſenheit ſo disciplinirter und wohlgeſchulter Kriegsknechte eine Art Troſt und Beruhigung ſchöpften. Franzl, der Wachtmeiſter, ſaß hinter einem Bierkruge neben dem Pater Kellner, welcher ihm die haarſträubendſten Dinge von den Streichen dieſer Panduren erzählte, die nach ſeinen Berichten eine Art eingefleiſchter Teufel ſein mußten.

Frohn ſetzte ſich zu ihnen, und während für ihn die Speiſen bereitet wurden, hörte er dieſen Berichten zu. Der Imbiß wurde aufgetragen; nachdem Frohn gegeſſen, winkte er Franzl in den Hintergrund des langen und dunklen Raumes, wo er ihm leiſe flüſternd mehrere Befehle gab. Franzl verſchwand danach aus dem Kloſter, um ſich ſogleich nach dem Marktflecken hinab zu begeben. Frohn aber ließ ſich in die Zelle führen, die für ihn bereitet war und wohin Franzl bereits ſeinen Mantelſack hatte bringen laſſen — tief warf er ſich auf das Bett nieder, um ein paar Stunden zu ruhen.

Es mochte neun Uhr ſein, als Franzl ihn weckte. Der Oberſt ließ den Herrn Cameraden erſuchen, das Nachtmahl mit ihm einzunehmen.

Frohn erhob ſich.

„Was haſt Du ausgerichtet, Franzl?“ fragte er.

„Alles in Ordnung; der Schiffer war ganz willig und iſt ein Mann wie wir ihn brauchen!“

„Gut . . . und was ich Dir anvertraut habe?“

Franzl ſchlug mit dem Säbel lächelnd an den Schaft ſeines Halbſtiefels.

„Hier ſteckt's, Herr Oberſtwachtmeiſter — ſeien Sie ganz ruhig; es nimmt mir's Niemand!“

„So gib mir den Dolman.“

Frohn warf den Dolman über die Schultern und ging den Corridor hinab zum Zimmer Trenck's.

Als Frohn bei dieſem eintrat, fand er Trenck allein. Er ſchritt, die Hände auf dem Rücken, langſam auf und nieder. Ein Diener hielt ſich aufrecht neben dem Seſſel des Oberſten, der an einem mit Speiſen beſetzten Tiſch geſchoben war.

„Nehmen der Herr Camerad mit mir vorlieb,“ empfing Trenck den Eintretenden. Dieſer verbeugte ſich.

„Nachher,“ fuhr jener fort, „können wir zu den Aufträgen übergehen, die der Herr von Frohn an mich zu haben behauptet.“

„Ich ſtehe dem Herrn Oberſt ganz zu Befehl!“

Man ſetzte ſich. Trenck aß raſch, und da Frohn ihm gleichen Schritt zu halten ſuchte, konnte die Tafel bald abgeräumt werden; die Flaſchen und Gläſer blieben.

„Laß Er uns jetzt allein,“ ſagte der Oberſt zu dem Diener, und als dieſer gegangen war, fuhr er zu Frohn gewendet fort:

„Wenn's alſo beliebt, können wir zur Sache übergehen, mein Herr Diplomat . . . packe der Camerad aus mit ſeiner Angelegenheit, und ein wenig kurz, damit wir zur Ruhe kommen.“

Frohn füllte ſein Glas mit rothem Ungar; dann zog er ein geſchliffenes Kryſtallfläſchchen aus der Bruſttaſche ſeiner Uniform hervor und goß einige Tropfen daraus in ſeinen Wein.

„Was träpfelt der Oberſtwachtmeiſter denn da in ſein Getränk?“ fragte der Oberſt, der ihm aufmerkſam zuſah.

„Ein Lebenselixir, das von beſonderer Kraft iſt. Ich habe es von einem alten türkiſchen Arzt bekommen, dem ich beigrang, als ihn ein Haufe Slavonier in die Donau werfen wollte. Es hat eine ganz merkwürdige Kraft und wer es braucht, den ſchützt es vor allen inneren Krankheiten; es curirt vom Fieber und merkwürdig iſt, wie ruhig und feſt man danach ſchläft.“

Frohn leerte ſein Glas zur Hälfte mit großem Behagen, dann goß er noch einige Tropfen zu.

„Das könnt' ich brauchen,“ ſagte Trend, „ich liege manche Stunde ſchlaflos in der Nacht und wälze mich, ſtuchend über die Langeweile, hin und her.“

„Will der Herr Camerad verſuchen?“ verſetzte Frohn. „Das Recept ſteht ihm zu Dienſten.“

Trenck hielt Frohn ſein Glas hin, und dieſer ließ eine ziemlich ſtarke Doſis ſeines Elixirs in den rothen Wein träpfeln.

Der Oberſt trank davon.

„Man ſchmeckt nichts!“ ſagte er, mit den Lippen ſchnalzend.

„Aber die Wirkung wird ſich ſchon verſpüren laſſen,“ entgegnete Frohn, ſein Glas leerend.

„Und nun die Aufträge?“

„Sie beſtehen zunächſt darin, daß ich dem Herrn Oberſt ein Geſpräch mittheilen ſoll, welches in den letzten Tagen zwiſchen der Kaiſerin und dem König Joſeph über den Herrn Oberſt ſtattgefunden hat. Die Kaiſerin hat da ein wenig ungnädig ſich über den Herrn Oberſten ausgeſprochen und von allerlei Klagen gereret, die gegen denſelben bei ihr angebracht ſeien; er ſei ein Ketzer, ein Gottesleugner, er hätte keinen Reſpect vor Gott noch dem Teufel, und es ſei ihm nichts auf der Welt und im Himmel heilig. Wogegen denn ſeine Majeſtät der römiſche König den Herrn Oberſten vertheidigt haben; und endlich haben die junge Majeſtät mich rufen laſſen und haben mir befohlen: Frohn, ſetze Er ſich zu Pferde und reite Er zum Trenck; ſage Er dem Oberſten, ich hätte mein Wort verpfändet, daß ihm wenigſtens das heilig ſei, was jedem guten Soldaten heilig iſt, ſein Ehrenwort. Nehme Er dem Oberſten

von der Trenck das Ehrenwort ab, daß er hierher nach Wien kommen und sich vor seiner Kaiserin verantworten wolle gegen das, was allerlei Menschen, die ihr Gehör gefunden, gegen ihn vorgebracht haben. Der Oberst von der Trenck kann in Wien auf meine Protection rechnen, da ich nicht zweifle, daß er sich von allen jenen Anschuldigungen wird mit leichter Mühe rechtfertigen können."

Der Panduренoberst hatte den Oberstwachtmeister, während dieser mit größter Seelenruhe sprach, überrascht angesehen, und seine Augen funkelten jetzt in heftigem Zorne auf.

„Zum Teufel," rief er aus, „das ist eine schöne Litanei, die der Herr Camerad mir da vorbetet. Und dazu soll der Trenck geduldig Amen sagen? Also die Frau Kaiserin, für die ich hundert Mal mein Leben in die Schanze geschlagen habe, hat sich von Pfaffen und alten Weibern wider mich aufhetzen lassen? Und jetzt, wo der Krieg aus ist, in dem der Trenck Wunder gethan hat, wo man ihn nicht mehr gebraucht, da soll er sich verdesendiren! Hölle und Teufel, Herr Camerad, ich habe erwartet, daß meine Kaiserin mir das Feldmarschallieutenants-Patent schicke, aber solche Botschaft nicht!"

„Ich meine, es muß dem Herrn Obersten lieb sein," fiel Frohn ein, „daß man ihm Gelegenheit geben will, sich von dem Verdacht zu reinigen, den man der Kaiserin nun einmal beigebracht hat!"

„Die Kaiserin ist ein unvernünftiges Weibsbild," schrie Trenck wüthend auf, „das Hofgesindel und die Federfuchser in Wien sind meine Feinde . . ."

„Vergesse der Herr Oberst nicht, daß ich von Ihrer Majestät der Kaiserin, die Gott erhalte, nicht in meiner Gegenwart so reden hören darf . . ."

„Darum scheer' ich mich den Henker," fuhr der zornige Panduренoberst fort, „wie um die ganze Wiener Hallunkenbande, die mir etwas an's Zeug flicken wollen, blos deshalb, weil ich nicht Lust habe, mich von ihnen als Schwamm gebrauchen zu lassen der sich bei Freund und Feind vollsäuft und den sie dann gemüthlich ausdrücken . . . da liegt der Hase im Pfeffer, mein schlauer Herr Camerad, der sich zu solchen Botendiensten beim Trenck gebrauchen läßt! — Ja, darauf läuft's hinaus — sie wissen, die Federfuchser in Wien, daß der Trenck mit saurem Schweiß und halsbrechender Mühe sich ein paar Groschen auf die Seite gebracht hat . . ."

„Aber," fiel hier Frohn ein, auf dessen Lippen es ein leises Lächeln brachte, als er sah, wie sich der Ideengang eines Geizhalses bei seinem Gelde haftete, — „aber darum handelt es sich ja nicht, sondern blos um eine dienstliche Beantwortung über Dinge, die Sie schon Ihrer Ehre wegen nicht unaufgeklärt lassen, werden, — der König hat mir das selbst gesagt, und ich wiederhole Ihnen, daß er mir ausdrücklich aufgetragen, Sie seiner Protection zu versichern."

„Was Protection — ich kenne das . . . wenn man die Schreiberseelen einmal so weit hat kommen lassen, daß sie ihr Gift in die Protokolle laichen können, dann ist ein ehrlicher Kerl unrettbar verloren, dann hilft ihm Josephs Protection nicht mehr. Wird der Monarch daran erinnert, so heißt es: wir haben nicht voraussehen können, daß die Untersuchung eine solche Wendung nehmen würde, es sind Umstände eingetreten, die uns zwingen, von einer persönlichen Einmischung in den Lauf der Sache abzusehen, und was diese diplomatischen Ausflüchte sind, die einem ehrlichen Soldaten, der sein Bestes meint gethan zu haben, den Strick um den Hals lassen!"

„Ich fasse nicht," entgegnete Frohn, „wie der Herr Camerad die Sache so bedeutlich findet — ich an seiner Stelle würde sogleich an den Hof eilen und meine Widersacher beschämen."

„Das werde ich schön bleiben lassen," rief Trenck aus. „Solchem Gesindel ist eine redliche Kriegsgurgel nicht gewachsen — und wenn ich es wäre, hätte ich keine Lust, zum Ritter Sanct Georg an dem Hofkriegsraths-Lindwurm mit den Gäuskeilen und dem schwarzen Tintenspieß zu werden. Mögen die niederträchtigen Bestien, die meine Monarchin wider mich aufhetzen, in ihrem eigenen Gift ersticken — ich bleibe wo ich bin — wir wollen doch einmal sehen, ob man wagen wird, offen etwas gegen den Trenck zu unternehmen, den einzigen fähigen Kopf, den das Haus Oesterreich unter seinen Soldaten hat; denn das mag mir der Camerad glauben, die Anderu, vom großmüthigen Herrn Feldmarschall Herzog von Lothringen an, bis herunter auf den weisen Laudon, den ich als Lieutenant bei meinem Corps hatte und als unbrauchbar zum Teufel jagte, die Andern sind Alle Dummköpfe!"

„Sie wollen mich also nicht nach Wien begleiten?"

„Nein!" versetzte Trenck, sein Glas leerend.

„Wenn ich aber Ihr Ehrenwort erhalte?" fragte Frohn, das seinige ebenfalls leerend und, als Trenck die beiden Gläser wieder voll schenkte, in beide etwas von seinem Elixir tröpfelnd.

„Mein Ehrenwort wird der Camerad nicht erhalten," versetzte Trenck, in seiner Erhitzung nach dem Glase greifend und es hinunterstürzend.

„Aber," fiel Frohn ein, „wenn ich es erhalte, so werden Sie zeigen, daß König Joseph Recht hatte, und daß es Ihnen heilig ist."

„Daran wird der Camerad nicht zweifeln," murrte Trenck, „oder ich müßte ihn vor die Klinge fordern!"

„Nun wohl, mein Herr Oberst von der Trenck, so sind wir beide morgen auch zusammen auf dem Wege nach Wien," antwortete Frohn.

„Wie ist das zu verstehen? Was heißt das?"

„Weil der Herr Camerad mir sein Wort geben wird."

„Teufel!"

„Innerhalb der nächsten Viertelstunde."

„Ich? daß ich mit dem Oberstwachtmeister nach Wien reiten werde? Den Teufel werde ich thun!"

„Wollen Sie meine Gründe hören?"

„Larifari — der Herr Camerad hat meine Antwort auf seine diplomatischen Ausfträge gehört, jetzt ist genug über die Sache geschwatzt . . . was ich gesagt habe, kann er in Wien bis auf die letzte Silbe wieder berichten, ich scheer' mich den Henker darum — und nun mag er gehen und sich auf's Ohr legen, es ist Schlafenszeit!"

„Noch nicht, ich habe noch einige Worte zu sagen, nun zu Ende zu kommen."

„Ich meine, ich habe genug Unsinn gehört," fiel Trenck ein, „was hat der Camerad noch auf dem Herzen?"

„Oberst von der Trenck," entgegnete Frohn, indem er dem riesigen Mann mit dem abenteuerlichen Kopfe, der jetzt von Zorn und Wein geröthet doppelt unheimlich und wild aussah, ernst und fast drohend in die funkelnden Augen blickte — „Oberst von der Trenck, ich weiß sehr wohl, daß Sie sich sehr wenig aus ihrem Leben machen; Sie haben es mehr als hundert Mal in die Schanze geschlagen, wer wie Sie mit dreihundert Mann die Festung Bubweis stürmt und ein ganzes Regiment Preußen darin zum Gewehrstrecken zwingt; wer ganz allein in eine meuterische Truppe hineinsprengt, und je dem vierten Mann den Kopf herunter haut, der betrachtet den Tod als ein Kinderspiel. Was mich angeht, so habe ich es freilich bis zu dieser Gleichgültigkeit nicht gebracht, und wenn ich auch im Felde und dem Feinde gegenüber als guter Soldat meine Schuldigkeit gethan habe, so ist es mir doch ein furchtbarer Gedanke, in der Kraft meiner Jahre plötzlich sterben zu sollen . . ."

„Aber zum Teufel, wie gehört das hierher — was ficht den Camerad denn an?" rief Trenck aus, indem eine gewisse Unruhe auf seinen unstät aufblitzenden Blicken hervorbrach.

„Es gehört sehr hierher," fuhr Frohn fort; „sind wir in ein paar Stunden oder noch früher Beide Leichen, er wie ich!"

„Hölle und Teufel," fuhr Trenck auf, „was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß wir Beide Gift genommen haben, eine ganz himreichende Dosis, nun ein Pferd zu tödten."

„Gift!" schrie Trenck, indem er entsetzt aufsprang und nach seinem Säbel griff.

„Gift!" wiederholte Frohn, ebenfalls aufstehend, und mit ruhiger Hand, an der nicht das leiseste Zittern zu bemerken war, die kleine Krystallflasche, die vor ihm stand, zum Lichte erhob. „Ich habe dem Cameraden gesagt, daß dies ein Wundertrank wäre alle Krankheiten sei ein einem merkwürdig ruhigen und festen Schlaf verleihe; es verleiht den Todesschlaf! Hat der Oberst einen kunstverständigen Mann, einen tüchtigen Arzt in seinem Hauptquartier, so lasse er ihn herbeiholen; er kann es untersuchen . . . wenn es noch Zeit dazu ist — der Trank wirkt in einer bis zwei Stunden!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Wald von Bialowicza.

Der Auerochse im Bialowiczaer Walde.

Die Zeitungen brachten unlängst die Nachricht, der Kaiser von Rußland habe in Begleitung des Großherzogs von Weimar, der preußischen, württembergischen und hessischen Prinzen den berühmten Wald von Bialowicza besucht, und dort am 18. und 19. Oct. eine Jagd abgehalten. Da vielleicht nicht vielen Lesern der Gartenlaube die eigenthümliche und interessante Beschaffenheit jenes Waldes bekannt sein möchte, so unternehmen wir es gern, mit ihnen eine Reise in den einzig noch bestehenden europäischen Urwald zu machen.

Wir besteigen in Berlin die Ostbahn und lassen uns in etwa 24 Stunden den ganzen, 100 deutsche Meilen betragenden Schienenweg entlang führen. Von Stallupoenen oder Eidtkuhnen wenden wir uns dann südwestwärts, durchfahren das an jener Stelle nur schmale Königreich Polen, sowie die Herrschaft Bialystock* und betreten die Grenzen des litthauischen Gouvernements Grodno.

* Die Herrschaft Bialystock kam früher unter preußischem Scepter und wurde erst im Tilsiter Frieden 1807 an Rußland abgetreten.

Dasselbe ist circa 630 Quadrat-Meilen groß, doch nur der kleinere Theil ist angebaut und von nur 500,000 Menschen bewohnt. Wir durchreisen fruchtbare Landstriche, denen aber verhältnißmäßig ein geringer Ertrag abgewonnen werden kann, da es an Arbeitskräften zur Gewinnung derselben, sowie an Absatzquellen und Fortschaffungsmitteln noch sehr gebricht. Alles um uns her ist waldlose Ebene, und wir staunen um so mehr, da wir hier undurchdringliche Waldungen erwartet hatten. Endlich taucht am Horizont ein langer dunkler Streifen auf, er wächst von Stunde zu Stunde und erweist sich bald als ein ungeheurer Wald. Es ist der berühmte Wald von Bialowicza, der in einer Längenausdehnung von 7 und einer Tiefe von mehr als 6 deutschen Meilen vor uns liegt. Er bedeckt einen Flächenraum von etwa 30 □-M.

Dieser großartige Waldcomplex liegt ganz abgesondert für sich, ja man könnte ihn einer Insel vergleichen, so umgeben ist er von Feldmarken, Dorfschaften und baumlosen Haiden. Im Innern des

Digitized by Google

Waldes finden sich nur einige wenige Colonien, welche, wie die an den Außengrenzen befindlichen Ortschaften, nur von Forstbeamten und Jagdfrohnbauern der Krone bewohnt und der Forstpolizei unterthan sind. Der Hauptort und zugleich die älteste Ansiedlung mitten im Walde ist das Dorf Bialowicza, welches man erst von der Forst-Grenze aus nach einer halben Tagereise erreicht. Es liegt auf einem Hügel, zu dessen Füßen die Narewka Nebenfluß der Narew) fließt, und besteht aus vielen rohen Blechhäusern und einem ebenfalls aus Holz aufgeführten Jagdschlosse, welches August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, erbauen ließ.

Der ganze Bialowiczaer Wald ist in zwölf Abtheilungen oder Reviere getheilt, welche durch vierundzwanzig Fuß breite Gestelle von einander abgeschieden sind. Jedes Revier hat wieder seine Unterabtheilungen, und wie die Reviere von Oberförstern verwaltet werden, so werden diese von Unterförstern und vielen Jagd- und Waldbeamten geschützt. Die obere Leitung ist in den Händen eines Oberforstmeisters, welcher seinen Wohnsitz gewöhnlich in Bialowicza hat. Die Besoldung aller dieser Beamten, besonders der in den unteren Rangstufen, ist nur sehr gering. Was sie zu ihrem Unterhalt bedürfen, liefert ihnen der Wald, und ist ihnen die Jagd auf alle in demselben befindlichen Thiere, ausgenommen auf den Bison oder Auerochsen, völlig freigegeben. Dieser aber darf nur mit ausdrücklicher kaiserlicher Genehmigung erlegt werden, wie es in Preußen mit den Elenthieren ein gleicher Fall ist, die in den Forstrevieren und am kurischen Haff noch in ziemlich bedeutender Anzahl vorhanden sind. Auf die Bisonjagd kommen wir noch ausführlicher zurück, nachdem wir zuvor einen Blick auf den Wald selbst geworfen haben.

Auf die Vegetation in demselben hat die europäische Cultur noch nicht eingewirkt. Wir befinden uns in einem vollständigen Urwalde, in welchem die Spuren der Menschen noch gar nicht, oder doch nur in dem beschränktesten Maße erkennbar sind. Aber es darf nicht vergessen werden, daß dieser Urwald ein nordischer ist, daß er also einen ganz andern Charakter haben muß, als jene Urwälder auf der südlichen Halbkugel unserer Erde, die uns gewöhnlich bei dem Worte „Urwald“ vor der Phantasie schweben! Nur die im Norden Deutschlands einheimischen Waldbäume trifft man im Walde von Bialowicza an, und auch diese nicht einmal alle. So fehlt z. B. die Rothbuche (fagus sylvatica) gänzlich.*

Dafür aber erreichen die andern Bäume, ganz besonders die Kiefer, auf feuchten Stellen die Fichte, und von Laubhölzern die Eiche, die Linde, Haubuchen, Birken, Ellern, Pappeln und Weiden ein unerhörtes Alter, eine an das Wunderbare grenzende Höhe und eine kolossale Stärke. Alle diese Holzarten kommen in der buntesten Vermischung vor, und finden sich von der verschiedensten Altersstufe und dem ungleichsten Umfange dicht neben einander. Hier hat ein Sturmwind mehrere alte Riesenstämme entwurzelt und zu Boden geschleudert. Wo sie hinstürzen, da sterben und verwesen sie auch! Ueber ihnen aber erheben sich Tausende von jungen Stämmchen, die im Schatten der alten Bäume nicht gedeihen konnten, und nun im regen Wetteifer nach oben streben, nach Luft, nach Licht, nach Freiheit. Ein jedes sucht sich zur Geltung zu bringen, aber doch können nicht alle das Gleiche erreichen. Bald zeichnen sich einige vor den anderen aus, und einmal erst von dem Knospe an, fangen sie an, sich breit zu machen, wölben eine prächtige Krone, und unterdrücken erbarmungslos die schwächeren Pflanzen, die nun traurig zurückbleiben und verkümmern, — denn hier heißt es gerade umgekehrt wie der Dichter singt: „Nicht Raum für Alle hat die Erde!“ Aber auch diese überwüchtig Emporstrebenden werden einst in das Greifenalter treten, auch ihre Wurzeln werden von den Stürmen gelockert und herausgerissen werden, bis auch über ihren Sturz Freude unter dem jungen Nachwuchs sein wird, und dasselbe Spiel, derselbe Kampf beginnt.

Außerhalb der gebahnten Wege, welche der Jagd wegen in Ordnung gehalten werden, ist der Wald kaum zu betreten, nicht einmal an Stellen, wo die Bäume lichter stehen, da gerade dort ein dichter Unterwuchs von allen möglichen Straucharten wuchert. An andern Stellen hat der Sturm Hunderte von Bäumen umgebrochen, die so verworren über und untereinander liegen, daß selbst das Wild Mühe hat, sich durchzuarbeiten. Ab und zu gewahrt man allerdings bereitende Lichtungen durch das Dickicht des Waldes schimmern. Schon glaubt man an der Waldesgrenze zu sein, oder doch eine Dorfschaft vor sich zu haben, — aber wenn man auf eine solche Lichtung zuschreitet, gewahrt man, daß sie ihre Entstehung einem Waldfeuer zu verdanken hat, welches sich in kurzer Zeit dies ungeheure Feld fraß, und dann genug hatte — denn menschliche Kräfte vermögen wenig oder nichts über die Gewalt des Feuers in diesen Riesenwaldungen. Alle acht bis zehn Jahre kommt durchschnittlich ein Brand von dieser Ausdehnung vor, — kleinere Waldbrände aber sind ganz an der Tagesordnung.

Der neueren Zeit, der Zeit des Dampfes und der Elektricität wird die Eigenthümlichkeit des Bialowiczaer Waldes kaum noch lange widerstehen! Vielleicht sehen wir schon nach wenigen Decennien daselbst eine regelmäßige Forstwirthschaft eingeführt, welche die ungeheuren Schätze, die der Natur dort noch abzuringen sind, der Krone Rußlands nutzbar machen wird.

So segensreich die Zugutemachung des Holzes für die ganze Umgegend von Bialowicza auch sein würde, — ein Stand würde dies doch aufrichtig beklagen. Ich meine die Jäger. Der Bialowiczaer Wald ist unseres Wissens der einzige Zufluchtsort und Sammelplatz von jagdbaren Thieren, welche außerdem in Europa theils gar nicht mehr, theils sehr vereinzelt auftreten, ja die man in solcher Anzahl und solcher Verschiedenheit in unserm Welttheile sicherlich nicht zum zweiten Male beisammen findet! Bei der zunehmenden Cultur, bei der nothwendig damit Hand in Hand gehenden Zunahme der Bevölkerung würde dieser echte „Thiergarten“ völlig vernichtet werden. Seine Bewohner würden die gestörte Ruhe und Abgeschiedenheit ihres Aufenthaltsortes schmerzlich vermissen, zum Theil freiwillig das Weite suchen, zum Theil vertrieben und ausgerottet werden, wie wir das überall gesehen haben, wo größere Waldungen dem Fortschritte der Civilisation dienstbar gemacht wurden!

Und was der Bialowiczaer Wald für den Jäger, d. h. für den wahren, tüchtigen, in allen Wildarten gerechten Waidmann, in seiner jetzigen, noch fast ursprünglichen Verfassung bietet, das wird aus dem Folgenden genuglam hervorgehen.

An Wildarten finden wir daselbst vor allen den Auerochsen (Urochs oder Bison), den Elenthirsch in großer Zahl, obwohl nur im Winter, da er im Sommer die benachbarten Brüche aufsucht, und den Bären in drei verschiedenen Gattungen. Sind das nicht schon drei Achtung erweckende Namen? Von den letztgenannten ist der mittelgroße braune am häufigsten, seltener der große schwarze und der kleine silbergraue. Der schwarze hat sehr ausschließlich von Vegetabilien und Honig, doch sind auch die beiden andern nicht so furcht.r, als gemeinhin angenommen wird, da sie fast nur gefallenes Wild zerreißen, selten aber die gesunden, und den Menschen nur in der Rothwehr angreifen. Roth- und Damwild ist sonderbarer Weise gar nicht vorhanden, und das Reh kommt verhältnißmäßig nur selten vor, vermuthlich wegen der Menge reißender Thiere, die ihm nachstellen. Schweine leben immer in Rotten von funfzig bis sechzig Stück beisammen; Dachshaue sind aller Orten zahlreich, und an Hasen, den gewöhnlichen, so wie den weißen, ist kein Mangel.

Der Wolf ist stark vertreten, und zwar findet er sich von der größten, fünf bis sechs Fuß langen Art. Er ist der Jagd sehr hinderlich, da er den Wildschützern nachstellt und jährlich eine bedeutende Menge derselben seinem Heißhunger opfert. Im Winter, und besonders wenn ein stärkeres Wolfsrudel — oft dreißig bis vierzig Stück — beisammen ist, wagt sich der Wolf sogar an Auerochsen und Elen, die er so lange umherjagt, bis es ihm gelingt, ein Stück von der Heerde abzutreiben, das dann stets sicher seine Beute wird.

Noch gefährlicher als der Wolf ist in dieser Beziehung der Luchs, der im Bialowiczaer Walde keineswegs fehlt. Er hält sich fast immer an den Waldsäumen auf, und lauert dort, zusammengekauert auf einem starken Baumast, auf das arglos vorüberschreitende Wild. Mit einem gewaltigen Satz stürzt er sich auf dasselbe, und tödtet es, indem er ihm die Kehle zerbeißt. Diese Methode gelingt ihm selbst bei größeren Thieren, besonders aber bei den Rehen. Springt er aber einmal fehl, so macht er keine Anstalt, das flüchtige Thier zu verfolgen, sondern sucht sich mürrisch einen andern Hinterhalt, in der Voraussicht, daß der nächste Angriff einen glücklicheren Ausgang haben werde.

Alle Arten von Wieseln und Mardern, früher auch der Zobel, die wilde Katze und natürlich Füchse, sind in einiger

* Die Rothbuche findet sich schon in Ostpreußen, jenseits des Pregel-Stromes, nur noch auf einigen wenigen Revieren.

Digitized by Google

vorhanden, und die Jagd auf diese Thiere gehört gewiß ebenso wenig zu den uninteressanten, als zu den ergebnißlosen, um so weniger als die Bälge, besonders der Marder und Füchse, einen recht bedeutenden Werth im Handel haben.

Das wilde Geflügel ist im Białowiczaer Walde in jeder Art zahlreich vertreten, und in besonders großer Menge findet sich das Auer- und Birkhuhn, sowie die Schnepfe vor. Auch Rackelhühne gibt es, diese sehr seltene Spielart zwischen Auer- und Birkhühnern, welche von den Eingebornen „Strzelec“ genannt werden, mit welchem Namen sie zugleich den Klang seiner Stimme bezeichnen, der, danach zu urtheilen, nicht eben sehr melodisch ist. Von Raubvögeln zeigt sich häufig der Steinadler, seltener der Geier. Bemerkenswerth ist noch das Vorkommen einer großen Schildkröte, deren Fleisch indeß wenig schmackhaft sein soll.

Unstreitig ist es aber das Vorhandensein des wilden Ochsen, was uns den Wald von Białowicza ganz besonders interessant macht. In Betreff dieses Thieres ist bereits viel geschrieben worden, und es hat sich in Folge dessen, besonders aber durch die Unverzagtheit unkundiger Schriftsteller, eine große Verwirrung der Begriffe eingeschlichen. Wir werden es versuchen, Einiges zur Aufklärung der Sache beizutragen, gestützt auf eine Autorität, wie es der ehemalige russische Oberforstmeister, Baron v. d. Brincken, sicherlich ist.

Der wilde Ochse hieß bei den alten Deutschen Wysent, bei den Griechen und Römern Bison. Die Polen nennen ihn Żubr, und wir bezeichnen ihn gewöhnlich mit Auerochse. Sein Körper ist mit kurzen weichwolligen Haaren bedeckt; dagegen ist die Stirn in ihrer ganzen Breite, der Nacken, der Höcker und die Keule bis unter den Bauch mit langen Haaren bewachsen, die, besonders bei höherem Alter der Thiere, äußerst struppig und borstenartig sind. Im Sommer ist der Bison — wie werden fortan diese Bezeichnung wählen — hellbraun; im Winter dunkelbraun. Das Haar hat einen starken Geruch nach Moschus an sich, der sich im Winter dermaßen vermehrt, daß eine gar nicht überfeine Nase die Nähe des Bisons schon auf mehrere hundert Schritt Entfernung spüren kann.

Der Kopf des Thieres ist unverhältnißmäßig groß. Die Hörner stehen weit auseinander, sind kurz, halbkreisförmig gebogen und von schwärzlicher Farbe. Einmal abgeschnitten, wachsen sie nie wieder. Die Augen sind sehr eigenthümlich, da die Pupille senkrecht steht und die Hornhaut schwarz ist. Geräth der Bison in Wuth, so treten sie aus ihren Höhlen und das Weiße wird blutroth. Die Muskelkraft des Thieres ist enorm, und seine Hant noch einmal so dick als die unseres Rindviehes.

Sehr wichtig für die Charakteristik des Thieres ist die festgestellte Thatsache, daß der Bison zwei Rippen mehr hat, als der gewöhnliche Ochse. Er besitzt deren 14 Paar, 8 regelmäßige und 6 kurze. Während die Muskulatur bei ihm sehr ausgebildet ist, sind Magen und Eingeweide ungewöhnlich klein. Das Gehirn riecht auch nach Moschus. Die Bison-Kuh gleicht dem männlichen Thiere sehr, nur ist sie etwas kleiner und nicht ganz so stark behaart.

Was die Dimensionen des Thieres betrifft, so theilt uns Brincken mit, daß der von ihm selbst im Białowiczaer Walde erlegte Bison-Stier, welcher nur mittler Größe gewesen, von den Hörnern bis zur Schwanzwurzel 7 Fuß und 9 Zoll gemessen habe. Der Kopf bis zur Schnauze war 1 Fuß 9 Zoll lang. Die Höhe des Thieres betrug 5 Fuß 1 Zoll. Die Breite des Kopfes ist gewaltig, und standen die Augen bei dem gemachten Stiere 1 Fuß 2 Zoll weit von einander entfernt, die Hörner aber 1 Fuß 7 Zoll. Der ganze Bison wog 11 Centner und 43 Pfund.

Im Sommer und Herbst suchen sich diese Thiere feuchte Orte auf und halten sich in Dickungen versteckt. Im Winter findet man sie dagegen meist im hohen Holze, wo sie alsdann in größeren Heerden beisammen sind. Nur die alten Stiere bleiben für sich allein. Während der Büffel bekanntlich eine große Vorliebe für das Wasser hat, geht der Bison nur höchst ungern hinein. Eigenthümlich ist es, daß der Bison im Sommer sehr scheu, im Winter seinem Menschen aus dem Wege geht. Es ist schon vorgekommen, daß Bauern lange warten mußten, ehe es dem Bison gefiel, den Fußpfad zu verlassen, auf dem sie einander begegneten und den er gänzlich sperrte.

Seine Nahrung besteht aus Baumrinde, Blättern, Knospen und Gräsern. Ein ganz besonderer Leckerbissen ist ihm die Rinde der Esche, welche er, zum großen Nachtheil dieser edlen Holzart, abschält, so weit er nur irgend reichen kann. Jüngere, biegsame Bäume reitet er, wie der Elenhirsch, nieder und vernichtet sie so gänzlich. Im Winter verzehrt er die Knospen der Laubhölzer, während er die der Nadelhölzer und des wilden Rosmarin — die Hauptnahrung des Elend — völlig unangefochten läßt. Im Herbst ist der Bison außerordentlich fett. Seine Brunstzeit fällt in den September und währt drei Wochen. Die alten Stiere finden sich dann bei den Heerden ein und kämpfen oft auf Tod und Leben mit einander. Die Kuh trägt neun Monate und setzt im Mai in tiefen Dickungen nur ein Kalb. In dieser Zeit ist sie ungemein scheu, und geht jetzem sich ihrem Lager Nahenden mit größter Wuth zu Leibe. Das Kälbchen kann sich zwei bis drei Tage lang nicht vom Boden erheben, nach Verlauf einer Woche aber ist es schon recht flink auf den Beinen, und begleitet die Alte auf ihren Wanderungen. Bis zum Herbste, wo dem Kalbe die Hörner wachsen, ist seine Farbe eine röthlich-braune, und erst nach sechs bis sieben Jahren ist es völlig ausgewachsen. Die Kuh soll 30—40 Jahre alt werden, der Stier aber bis 50 Jahre. Die Mehrzahl stirbt Alters, nachdem sie die Zähne verloren haben. Mit den reißenden Thieren besteht der Bison oft harte Kämpfe, aus denen er indeß gewöhnlich als Sieger hervorgeht, um seine Gegner dann mit den Hufen zu zerstampfen.

Eine Vermischung mit dem Rindvieh derniger Gegend kommt nie vor. Der Bison scheint vielmehr eine große Antipathie gegen dasselbe zu hegen. Der Schriftsteller Gilibert erzählt in seiner Naturgeschichte des Bison, daß zwei eingefangene, etwa sieben Wochen alte Kälber das Euter einer gewöhnlichen Kuh, welche ihnen als Amme dienen sollte, durchaus nicht annehmen wollten, nicht einmal, als sie schon lange ohne Nahrung geblieben waren. Man versuchte es nun, sie an eine mildende Ziege zu legen, was sie sich ruhig gefallen ließen. Wenn sie aber gesättigt waren, ließen sie die Ziege, gleichsam verächtlich, bei Seite. Gegen das Haus-Rindvieh waren und blieben sie stets gleich wüthend, und als sich ihnen einige Jahre darauf ein Bulle zu sehr näherte, stießen sie ihn so gewaltig mit ihren Hörnern, daß derselbe nur mit knapper Noth sein Leben rettete.

Von den ihnen bekannten Menschen dagegen ließen sie sich außerordentlich viel gefallen, nahmen ihrem Wärter sogar das Heu aus der Hand und leckten sie zärtlichst. Fremde Menschen dagegen durften sich ihnen nicht nahen, und der Anblick rother Stoffe machte sie stets wüthend.

Flemming in seinem „vollkommener deutscher Jäger“ beschreibt das Fleisch des Bison als unverdaulich und schädlich. Brincken hingegen, der es mehrfach gegessen, rühmt es als saftig und wohlschmeckend, und meint, es habe große Aehnlichkeit mit dem Fleische unseres Rindviehes und dem Wildpret des Rothwildes, jedoch sei das Fleisch vorßer. Die von denselben bereitete Bouillon riecht und schmeckt ein wenig nach Moschus.

Die Hant des Bison ist sehr werthvoll und wird vom Riemer und Schuhmacher gern verwendet. Es existirt in jenen Gegenden der Aberglaube, daß ein Gürtel von Bisonleder, von Frauen getragen, deren Entbindung erleichtern solle.

Die Anzahl der noch jetzt im Białowiczaer Walde befindlichen Bisons wird sich auf 700 Stück belaufen. Diesen Wald verlassen sie niemals. Als die Herrschaft Białystock noch preußisch war, gaben sich Forstleute daselbst die erdenklichste Mühe, die Bisons auch in ihren Waldungen einzubürgern, aber gänzlich ohne Erfolg. (Schluß folgt.)

Muthübungen sind wichtige Erziehungsmittel.

Von Dr. Moritz Schreber in Leipzig.

Zum Leben gehört Muth. Er ist die Bedingung für glückliche Durchführung des praktischen Lebens, wie auch für sittliche Veredelung. Ist der Muth da, so ist auch schon die erste Hälfte der That geschaffen. Mit edler oder mindestens unschuldiger Gesinnung verbunden führt er in allen Beziehungen aufwärts, von einer Stufe des Gelingens zur andern. Fehlt aber der Muth, so

bleibt das Leben nicht nur ein überall gedrücktes, beengtes, sorgenvolles, sondern der Mensch wird auch, selbst bei bester Gesinnung, seinen höheren Lebensaufgaben unendlich Vieles schuldig bleiben. Er ist daher in allen Lagen des Lebens eine Grundbedingung des wahren Lebensglücks.

Gleich allen körperlichen und geistigen Kräften beruht auch der Muth auf organischer Grundlage, und zwar auf einer gewissen Festigkeit des Nervensystems, zunächst also auf Gesundheit. Im kranken Tagen ist der Mensch muthärmer, als unter übrigens gleichen Umständen in gesunden Tagen, d. h. sein noch so starker und geübter Wille wird den Muth, wenngleich immer noch viel höher als beim ungeübten gesitigen Schwächlinge, doch nie bis zu demselben Höhepunkte zu steigen vermögen, als ihm dies in gesunden Tagen gelingt. Daßelbe ist der Fall, wenn langedauernde Entziehung von Nahrung, von Schlaf, Ueberanstrengung der Kräfte, oder das Gegentheil, das Uebermaaß von Nahrung, Schlaf und von Trägheit (Uebungslosigkeit) der Kräfte, sowie andere erschöpfende Einflüsse den Organismus geschwächt haben.

Bei all dem kann aber der gesündeste Mensch doch der furchtsamste, feigste Mensch sein, denn der eigentliche Muth wird erst erworben. Nächst jener organischen Vorbedingung gehört also, wie bei allen dem Willen unterworfenen Kräften, noch Selbstthätigkeit, Uebung hinzu, um in den Besitz des Muthes zu gelangen.

Wir wollen uns noch etwas klarer zu machen suchen, was wir unter Muth zu verstehen haben.

Wir meinen hier nicht den auf blinder Unkenntniß der scheinbaren oder wirklichen Gefahr beruhenden fälschlich so genannten Muth, auch nicht den auf niedrige oder rohe Ziele gerichteten oder den aller Ueberlegung baaren plumpen, tellkühnen Muth, denn den hat auch — der Mameluck, sondern wir meinen die wissentliche und überlegte Nichtachtung und Bekämpfung der Gefahr zu Gunsten höheres Strebens, den auf vernünftige und edle Zwecke gerichteten klarbewußten Muth. Muth ist die standhafte und sin jedes edle Ziel thatbereite Willenskraft, also eine hohe Tugend und zugleich die Stütze aller übrigen Tugenden. Die mit schlechten Bewegründen verbundene Willensstärke ist Trotz oder Frechheit.

Von Natur ist der Mensch (also der rohe Naturmensch und das Kind) weder furchtsam noch muthig, d. h. er ist frei von gedachter Furcht, aber ohne activen, selbstbewußten, selbstbandelnden und schaffenden Muth. Er duselt in das Leben hinein, seinem blinden Instinkte folgend. Auf einer höheren Lebensstufe angelangt, die Gefahren des Lebens erkennend und vielfach voraussehend, wird er entweder muthig oder er wird furchtsam, je nachdem er in der Kraft des Muthes sich übt oder nicht. Uebung ist die Mutter jeder Vervollkommnung. Die Uebung, Bildung, Kräftigung, Veredelung des activen Muthes fällt mit der des Willens (der Willensorgane des Gehirnes) zusammen.

Um muthigen Sinn in dem Kinde zu entwickeln, muß zeitig, schon im zartesten Alter begonnen werden.

Die erste und allgemeinste Vorbedingung für Entwickelung des muthigen Sinnes ist die, daß man das Feld vollkommen rein erhält vom Gegensatze des Muthes, von aller Art Furcht, Schreckhaftigkeit, weichlicher Empfindeli, übertriebener Scheu vor unangenehmen, aber an sich unschädlichen Sinneseindrücken, durch Anblick und Nähe gewisser Thiere, Gegenstände, Temperaturdifferenzen u. s. w., sowie überhaupt von allen die geistige Kraft lähmenden Einflüssen. Vor Allem muß der natürliche passive Muth ungetrübt erhalten werden, ehe man an erfolgreiche Entwicklung des activen Muthes denken kann. Man darf die Furcht mit ihrem Gefolge nicht einziehen lassen. Des Kindes Seele ist ein weicher Boden. Jedes hineingeworfene Samenkern haftet. Vor allen ist es das Samenkorn der Furcht, welches leicht und schnell haftet und die tiefsten, oft nie wieder ausfindbaren Wurzeln schlägt, weil hier das Gefühl der noch vorhandenen Schwäche und der Mangel an Ueberlegung ausnehmend empfänglich macht. Furchterregende Eindrücke sind alse die gefährlichsten Gifte für das kindliche Seelenleben.

Verstehen wir uns mit dieser Anshauung in die Kinderstuben, so machen wir darin meistentheils traurige Betrachtungen und finden hier den Keimboden von oft lebenslanger Erbärmlichkeit des Charakters, von Kleinmuth und aller Art Willensschwäche, von vorurtheilsvoller und abergläubischer Dummheit bei aller Aufklärung im Uebrigen, von sogenannter Nervosität, Hypochondrie, Hysterie rc. Hier sucht eine unverständige Wärterin durch weichliche (krafttödtende statt kraftgebende) Hätschelei ihre verderbliche Affenliebe zu beweisen, dort — weil vernünftige Zuchtmittel im Hause unbekannt sind — durch Drohung mit schwarzen Männern und anderen Popanzen sich zu helfen oder durch Mittheilung von haarsträubenden Erzählungen, Gespenstergeschichten oder Märchen (die letzteren sind, auch wenn sie poetischen Werth haben, nur für Kinder des reiferen Alters am Platze) die Kinder zu amüsiren oder vielmehr — geistig zu vergiften. Wieder wo anders schreckt die nervöse Frau Mama bei unerwarteten Geräuschen oder bei Blitz und Donnerschlag in Gegenwart der Kinder heftig zusammen oder schreit laut auf, anstatt die Auffassung der Kinder nur für die Großartigkeit und Erhabenheit solcher und ähnlicher Naturphänomene zu gewinnen, rc. Solchen nervösen Müttern, und unbedachten Eltern möchten wir zurufen: Wer seinen Kindern zu Liebe die eigenen Schwächen nicht beherrschen kann, der entziehe sich wenigstens in allen Situationen, die das Hervortreten solcher Blößen vermuthen lassen, soviel wie möglich dem Wahrnehmungskreise der Kinder, denn einer Beispiel ist es besonders, das sich in allen Beziehungen in der Seele des Kindes unauslöschlich abdrückt, so oder so!

Mit Fernhaltung der angedeuteten Furchterregnisse gehe die Förderung des eigentlichen activen Muthes, die Vornahme der Muthübungen, Hand in Hand, und zwar in sanfter Allmählichkeit den Kräften, der Altersstufe und vorangegangenen Gewöhnung entsprechend, denn jeder natürliche Entwickelungsgang ist ein allmählich aufsteigender. Besonders gegen das reifere kindliche Alter, das 8., 10., 12. Jahr, treten die activen Muthübungen in den Vordergrund, während natürlich auch fernerhin noch auf mögliche Störungen durch Furchteindrücke geachtet werden muß, die, wenn sie ja stattgefunden, alsbald gründlich entwurzelt werden müssen.

Wenn das jugendliche Leben nicht durch Blasirtheit, Weichlichkeit, widernatürliche Etkette oder erdrückenden Schulzwang eingeengt wird, so bietet sich überall die reichste Gelegenheit zu entsprechenden Muthübungen: im jugendlichen Spiele, im Springen, im Klettern, in praktischen Leistungen aller Art, besonders wo es zugleich dem Wohle Anderer gilt, bei Knaben in harmlosen Kampfübungen rc.

Geht den Kindern nur Freiheit unter elterlichem Auge, unterstützt und feuert an die schwachen und schüchternen, zügelt die übermüthigen — und der Muth wird in ihnen wachsen und reifen von einer bestandenen Probe zur anderen. Sie sollen, je älter sie werden, mehr und mehr die Gefahren des Lebens kennen, aber soweit möglich durch eigene Kraft abwenden und überwinden, nicht aber vor den überwindbaren fliehen, auch das unvermeidliche Uebertommen unbesiegbarer Gefahren mit Festigkeit und Besonnenheit ertragen lernen.

Selbstverständlich wird bei allen Muthproben der Kinder auf gleichzeitige Besonnenheit und angemessene Vorsicht und da, wo es ernsten Gefahren gilt, auf die nöthige Eingrenzung des muthigen Sinnes zu achten sein. Nur ist dabei in Anschlag zu bringen, daß eine Menge von Gefahren, welche der verweichlichte, furchtsame und durch die Furcht geblendete und gelähmte Schwächling als solche noch betrachten muß, für den Muthigen, Entschlossenen, Körperlich und geistig Gewandten in Wirklichkeit gar nicht mehr existiren, daß Muth, Gewandtheit und Sicherheit in Gefahren, denen ja selbst das bewachteste Leben stets ausgesetzt bleibt, eben nur durch Uebung erlangt werden, daß bei jedem Zusammenstoße im Leben der Muth an sich schon halber Sieg ist, und endlich, daß nach alter Lebenserfahrung — Gott den Muthigen am meisten beschützt.

Muth und Selbstvertrauen sind ja nicht blos wichtig als Schutz gegen Gefahren, sondern auch als die Hauptbriebfedern aller Thatkraft, folglich der Lebensbestimmung überhaupt. Auf Entwickelung der eigenen Kraft ist das ganze menschliche Leben berechnet. Die Grundbedingungen dazu sind Muth und Uebung. Ihrer bedarf in vollstem Maße der Knabe, in einem nach dem Charakter der Weiblichkeit zu bemessenden Grade das Mädchen.

Wie Furcht, Kleinmuth und Aengstlichkeit die Lebenstüchtigkeit verringern, den Lebensgenuß auf jedem Schritte verbittern, Schwäche und Sünde zugleich sind, so ist umgekehrt der muthige Sinn der mächtigste Hebel für Lebenstüchtigkeit und Lebensglück. Dies erkennt Jeder, der nur ein wenig darüber nachdenkt. Er wird dabei aber auch herausfühlen, daß der muthige Sinn zugleich die Bedingung sittlicher Veredelung ist. Diesen letztgenannten und höchsten

Digitized by Google

Werth des muthigen Sinnes wollen wir uns durch ein paar Hinweise näher vor die Augen führen.

Ein Mensch, der sich einmal gewöhnt hat, die Bewährung des Muthes als unbedingten Ehrenpunkt in sich aufrecht zu erhalten und darin einen wesentlichen Theil seiner Würde und Selbstzufriedenheit zu finden, wird den Muth nach allen Richtungen hin zu bewähren suchen, sowohl in der Richtung auf den Kampf mit äußeren Hindernissen und Widerwärtigkeiten, als auch in der Richtung auf den Kampf mit den eigenen geistigen Mängeln, Schwächen und Fehlern. Er wird sich jeder Art von Kleinmuth, Verzagtheit, Schlaffheit, aber auch jeder Niedrigkeit der Gesinnung, der Falschheit, Heuchelei und besonders der Lüge schämen, denn ihm sagt sein Gewissen, daß die Lüge die allerverächtlichste Art der Feigheit ist. — Ferner: Wohl ist es hoher Muth, für Pflicht, Wahrheit, Recht und Ehre unter allen Umständen felsenfest zu stehen oder im heißesten Schlachtgetümmel kämpfend den Tod zu verachten. Aber ein noch höherer Muth ist die standhafte und nie murrende Erhebung über unabänderliche Schwere und besonders durch ihre Dauer schwere Schicksale, der in den schwersten Lagen **ausdauernde** Muth. Wer aber den großen Schmerz, den großen Kampf flegreich bestehen will, der muß seine Kraft erst an den kleinen Schmerzen und Kämpfen geübt und gestärkt haben. So führt der Muth zu sittlicher Veredelung. Ein Mensch, von der besten und reinsten Gesinnung beseelt, aber dabei muthlos, wird, wenn es gilt die schwersten Proben dieser seiner Gesinnung zu bestehen, unterliegen, nur der muthige wird siegen. Der Steuermann und der Held bewährt sich nicht bei ruhiger See und im Frieden — da sind wir Alle Helden, — sondern im Sturme und Kampfe.

Die erzieherische Einwirkung wird also stets auf die Entwickelung und Befestigung eines **solchen** Sinnes gerichtet sein müssen, bei welchem zwar jede frevelnde Tollkühnheit und leere Muthrodomontade ausgeschlossen ist, dagegen, je nach den verschiedenen Anforderungen und Stellungen des Lebens, der würdige, sich über Alles erhebende Muth **nie** fehlen kann, wo ihn vernünftige, und besonders, wo ihn **edle** Zwecke verlangen.

Zur Erreichung dieses Erziehungszieles — der Herausbildung des auf Festigkeit des Nervensystems beruhenden edlen, festen Willens und Muthes, glücklicher Geistesgegenwart, schneller Entschlossenheit, tüchtiger Thatkraft — ist aber durchaus erforderlich:

Erstens, daß dazu alle die oben angedeuteten tausendfachen kleinen Dinge fleißig benutzt werden, wozu sich im Laufe des täglichen Lebens gerade Gelegenheit finden läßt, und zwar in je entsprechender Weise schon vom zarten Kindesalter an. Denn wollt Ihr die Muthübungen erst den ernsten, wichtigen Fällen, den Fällen der Noth überlassen, erst von diesen Alles erwarten, so ist es zu spät. Der Affect des Augenblicks findet seinen vorbereiteten Sinn, wirkt betäubend und lähmt dadurch jede mögliche Selbsthülfe. Der hinterlassene Eindruck der Bestürzung, Schwäche und Hülflosigkeit vermehrt die Furcht, während der muthgeübte Mensch aus dem Bewußtsein gelungener Erhebung über den Affect und aus dem Bewußtsein der Fähigkeit, die Gefahr zu besiegen, neues Zuwachs seines Muthes gewinnt.

Zweitens ist dazu erforderlich, daß man die Kinder des reiferen Alters mit Behutsamkeit und allmählicher Steigerung an starke und überraschende Eindrücke gewöhnt, hier und da in kleine, berechnete Gefahren verwickelt und soweit als möglich sich selbst helfen läßt. Aengstliche Eltern glauben sich durch ängstliche Vermeidung jedes Risico's am besten gegen Selbstvorwürfe zu wahren, bedenken aber nicht, daß sie durch Umgehung eines nur eingebildeten nächstliegenden Nachtheiles ihren Kindern einen sicheren und ungleich wichtigeren lebenslänglichen Nachtheil zufügen, daß sie durch Einflößung ihres ängstlichen Sinnes und dessen bleibende Fortwirkung eine weit schwerere Verantwortung, eine wirkliche Versündigung auf sich laden, daß die Aengstlichkeit an sich die größte Gefahr ist, daß der ängstliche Mensch Gefahren sieht, wo keine sind, und allen unausweichlichen wirklichen Gefahren weit eher zum Opfer wird, als der im muthigen Sinne geübte Mensch.

Nach Ueberschreitung des Kindesalters bedarf besonders der Jünglinge noch fernerer und höherer Muthübungen. Die Zeit braucht Männer. Soll der Jüngling zum lebenstüchtigen Manne reifen, so darf die Schule der Männlichkeit nicht mangeln. Und doch, wie wenig bieten unsere modernen Lebensverhältnisse dazu Gelegenheit! Wie unauslöschlich dieser Drang der männlichen Jugend, in Muthproben sich zu bewähren und so männlich zu reifen — davon geben die Turnieren der alten Zeit und die modernen Turniere (die Duelle der studirenden Jugend), welche trotz Gesetzesstrenge fortbestehen, ein Zeugniß. Wir scheint, daß weise Regierungen diesen edlen Drang, anstatt ihn ganz verkümmern oder auf Abwege gerathen zu lassen, vielmehr nähren und benutzen sollten zu gleichzeitiger Förderung des Gemeinwohles, z. B. durch Organisation von Rettungs-Mannschaften für Feuersbrünste, Ueberschwemmungsnoth und alle Art allgemeiner Unglücksfälle, von Schutzwehr-Mannschaften zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung, zur Verwendung nach innen und außen u. dergl. — Körperschaften, die aus allen Kreisen der den Militärdienste nicht unterworfenen Jünglings-Altersclasse zu bilden wären. Die Turnanstalten, welche hauptsächlich die Kraft und Gewandtheit entwickeln, würden, bei ihrer hoffentlich immer weiteren Ausbreitung, mit solchen Anstalten, die den Muth nach allen Richtungen hin entwickeln, trefflich zusammenwirken, um edlen männlichen Geist zum nationalen Gemeingute zu machen.

Freilich ist dabei stets im Auge zu behalten, daß auch die besten Einrichtungen des Staates nur dann gedeihen können, wenn sie von unten getragen und von allen Seiten entgegenkommend gefördert werden. Ein gesunder Staat baut und verjüngt sich nicht von oben herab, sondern von unten herauf, von der Wurzel, vom Boden der Familie aus. Den hier aus wollen wir, die Väter und Mütter, richtig und tüchtig bauen. Wir wollen an der soliden Grundlage des Staatsgebäudes unbeirrt und unverdrossen bauen. Wir bauen langsam, aber sicher und fest. Ob Diejenigen, welche den Bau von oben herab regieren, richtig bauen, wird dann davon abhängen, ob sie **mit** uns bauen. Wer von da oben **mit** uns baut, dem reichen wir vertrauensvoll die Hände. Ueber Alle von oben und unten richtet der Geist der Geschichte, der das ewig Wahre und Gute schließlich immer zum Siege führt, alles Andere wie hohle Spreu verweht — richtet der Geist, der das All durchdringt!

Das unter- und überirdische London.

Wer von London, der größten Stadt auf der Erde, in seinen kleinen Geburtsort, einen germanischen „Gau", zurückkehrt und den neugierigen Philistern von den ungeheuren Größen- und Massenverhältnissen dieser Englischen- und Welthandels-Metropolis erzählt, wird Anfangs zwar mit Staunen und Wunder angehört, aber hinterher findet sich immer bald ein gewisser Aerger ein, der unter Verhältnissen leicht bis zur Wuth gegen den „Aufschneider" steigen kann. Die Meisten, die von London nach Deutschland kommen, haben derartige Erfahrungen gemacht. „Der will uns weiß machen, daß London so und so groß, daß es in London von dem und dem so und so viel gebe," heißt es. „Denkt er denn, weil er in London gewesen, daß er uns deshalb die Hocke so voll lügen kann, daß wir hier so dumm sind, daß wir hier in vernünftigen respectwollen Kreisstädtchen so gut wie gar nichts sein sollen?"

Kurz, es ist eine üble Sache, Kleinstädtern und Kleindeutschländern von London zu erzählen. Es ist dem Bewohner einer Stadt, um die man zwischen Kaffee und Abendbrod mit einer Pfeife oder Cigarre gemüthlich herum schlendern kann, schwer, oft unmöglich, sich genau zu denken, was ein Städte-Koloß mit drei Millionen Bewohnern, mit mehr Menschen, als man in ganzen Königreichen findet, Alles für Zahlen- und Größenverhältnisse bedingt. Man gibt die drei Millionen zu, ohne nur von einem Tausend eine klare arithmetische Vorstellung zu haben, erbost sich hernach aber leicht über die Zahlen, welche durch die Bedürftnisse dieser drei Millionen entstehen und sich daraus sehr leicht erklären. Geht man nun gar zur Beschreibung solcher Anstalten und Einrichtungen über, die nur durch die drei Millionen zusammengedrängter Menschen, nur in dem Mittelpunkte des ganzen Welt-

Digitized by Google

hantels, nur allein unter diesen nicht zum zweiten Male auf der Erde vorkommenden Verhältnissen möglich, rothwendig und wirklich wurden, so kann man in Schöppenstedt oder Buxtehude leicht herausgeworfen werden.

Alle Abende über 600,000 Gasflammen, alle Tage über 15,000 Omnibusse und Droschken, 17 große Eisenbahnhöfe mit mehr als hundert Stationen innerhalb Londons, Eisenbahnen über den Häusern und Straßen hin — das sind schon gefährliche Themata für den Londoner Deutschen in der Bürger-Residenz zu Poseumdel. Aber Eisenbahnen unter der Erde, unter den Häusern und Straßen Londons hin, unter dem ungeheuren unterirdischen Lebensadervsysteme der Cloaken, Wasser- und Gasröhren und elektrischen Nervendrähte — das gilt für offenbare Ausschneiderei und Verhöhnung klein-städtischer Philister-Weisheit. Außer und neben den unterirdischen Adern mit Nerven, den Cloaken, Wasser- und Gasröhren, den elektrischen Drähten, den Eisenbahnen — noch ganze unterirdische gewölbte Straßen, 7 Fuß 6 Zoll, also hoch genug für den größten Mann, darin aufrecht unherzuwandeln, und 12 Fuß breit, neue Haupt-Cloaken als Pfort-Adern für den Abfluß alles Schmutzes von drei Millionen Menschen und aus einer halben Million von Küchen — der eine davon acht englische Meilen lang, 9 Fuß hoch und eben so breit, ein anderer zehn Meilen lang und 10 Fuß 6 Zoll hoch mit eben dieser Breite, ein dritter und vierter von ähnlichen Verhältnissen, unterirdische Riesenbauten, um den mehr als 300 Meilen langen, unter allen Straßen hinlaufenden, genannten, und jedem Hause getränkten Abflußadern Ausmege zu verschaffen.

Das sind allerdings fabelhafte, mit Nacht und Grauen, mit Unglaublichkeit bedeckte Wunder des unterirdischen Londons. Gleichwohl ist jeder Zoll davon massive, gemanerte Thatsache. Wer London über dem Steinpflaster kennt, wundert sich über diese unterirdischen Wunder höchstens insofern, als sie jetzt erst im Werke und Werden und nicht längst vollendet sind. Oben war längst kein Platz mehr, da ein Acker leerer Boden in der City schon vor Jahren mit 85,000 Pfund oder viel mehr als einer halben Million Thaler bezahlt ward, und der Raum auf den Straßen längst nicht mehr für die ewig rollenden und knatternden Millionen von Rädern und Pferdehufen hinreicht.

„Kann ich die Oberen nicht bewegen, nehm' ich zum Acheron meine Zuflucht." Wo das Pflaster so theuer ist, daß man durch Pflasterung mit, waren Golde den leeren Boden nicht erlassen kann, da bezahlt sich's schon, sich unten durchzumanern. Andere wölben neue Eisenbahnen über den Häusern und Straßen und der Themse hin, so daß wir ein unterirdisches London entstehen und das überirdische sich nach allen Seiten erweitern und ausrohnen sehen.

Wir sehen uns zuerst das unterirdische an. Um zunächst eine Vorstellung von den Cloakenstraßen zu bekommen, brauchen wir nur zu bedenken, daß die drei Millionen Bewohner Londons in 3000 Straßen und 600,000 Häusern wohnen, und aus jedem Hause aller flüssige Unrath durch je zwei bis fünf Canäle in die Cloake der Straße abläuft, nun durch letztere einem größeren Verbindungscanale zugeführt zu werden. Letztere münden wie Nebenflüsse in die großen Abzugs-Canäle der neuen 9 und 10 Fuß hohen, meilenlangen Abzugs-Passagen, die den zusammenströmenden Unrath dieser ungeheuren Menschenmassen und den Spülicht aller Köchinnen Londons nicht mehr, wie bisher, in die Themse, sondern weit hinaus in östliche Niederungen abführen, wo der auf jährlich 600,000 Pfund abgeschätzte Dung-Werth dieses „goldenen" Pactolus extrahirt und in goldenen Weizen verwandelt werden soll.

Von der Industrie und dem Leben in diesen unterirdischen Straßen, den unzähligen Menschen und Hunden, die alle Tage in diese Schachte einfahren, um weggeschwemmte silberne Löffel und goldene Ringe zu nehmen, wenn sie sie finden, sich sonst aber mit Knochen, Papierfetzen und sonstigen proletarischen Stoffen zu begnügen oder Ratten zu fangen (todt für Pasteten-Bäcker und sonstige Gourmandise, lebendig für die Rattenbeiz-Clubs, acht Pence bis einen Schilling per Dutzend), ließe sich manch schauerliches Nachtstück componiren, was wir aber für diesmal der „geneigten" Phantasie der Leser zu eigener Belustigung überlassen wollen. Wir haben diesmal vollauf mit oberflächlicher Besichtigung zu thun.

London wird auch in jedem Hause, jeder Küche mit reinem Wasser versehen. Neun Compagnien pressen täglich über 50 Millionen Gallonen reines, wenigstens filtrirtes Wasser durch hundertmeilige, unterirdische Eisenröhren in die Eisternen der Häuser, von wo es theils durch Küchen, theils durch „Water-closets", nachdem es seine Pflicht gethan und gewaschen, gespült und sonst irgendwie gereinigt und sich selbst mit Schmutz beladen hat, durch die Cloaken, die auch alles Regen- und Straßenwasser durch unterirdische Canäle aufnehmen, wieder abläuft. So wird London fortwährend in allen architektonischen Poren durchwäffert, gereinigt und gewaschen, wodurch die größte Stadt der Welt ungeachtet des Giftes und der Galle und der Pestilenzien, die es fortwährend producirt, zugleich eine der gesundesten wird. Genaue Vergleiche der Sterblichkeit vor und nach Einführung solcher Drainage haben ergeben, daß in ein und derselben Stadt nachher bei vermehrter Einwohnerzahl 15 bis 25 Procent weniger Menschen starben. So wichtig für die öffentliche Gesundheit ist die Art, wie die Städte, und nicht blos Menschen, sich der Reinlichkeit erfreuen.

Man denke sich die unterirdischen Abergeschichte, die täglich über 50 Millionen Gallonen reines Wasser in jedes Haus der drei Millionen Menschen liefern und noch viel mehr mit allem Schmutze und Unrathe dieser ungeheuren „Civilisation" wieder abführen müssen. Neben diesen unterirdischen Eisen- und Steinadern laufen die Röhren der Gas-Compagnien, welche die 600,000 öffentlichen „Brenner" alle vierundzwanzig Stunden mit 20,000,000 Cubikfuß Gas versorgen. Außerdem brennen in manchem einzelnen Laden mehr Gasflammen, als in einer ganzen deutschen Kleinstadt Straßenlampen. Es gibt Läden mit mehr Straßen, als in Treuenbrietzen oder in Flachsenfingen aufzutreiben sind. Zudem hat jedes anständige Privathaus seinen Kronleuchter mit je fünf bis zehn und mehr Gasbrennern. London ist oft heller bei Nacht, als am Tage. Privatim werden noch alle vierundzwanzig Stunden gegen 25,000,000 Cubikfuß Gas verbrannt. Dies muß Alles aus Kohlen geschwitzt und durch mehr als tausend Meilen Röhren mit allen Privatröhren, die in die Häuser führen und darin in verschiedene Etagen und Räume fortwährend in etwa eine Million Lampen und Brenner gedrückt werden. Welch ein Geäder unter diesem London! Die Gasröhre beschäftigen noch Hunderttausende von unterirdischen Uhrwerken oder Gasmetern, die auf einem Zifferblatte mit zwei Zeigern zu jeder Zeit angeben, wie viel Cubikfuß Gas seit der letzten Zählung in jedem Hause verbraucht wurden, so daß die neue Rechnung sofort danach ausgefertigt werden kann.

Neben dieser unterirdischen Circulation des Wassers und der Gasluft in dem Aderspstseme ziehen aber auch entsprechende Massen von Nerven, die Staats- und Landes- und unterseeischen Telegraphendrähte, welche sich zugleich je 10 bis 30 Fach an allen Eisenbahnen eben, und für Stadtpost-Zwecke über den Häusern und Straßen hinziehen. Das elektrische Stadtpost-System ist noch im Werden. Wir haben früher einmal auf dessen Wesen und Umfang hingewiesen.

So haben wir bis jetzt die Riesenwerke der Cloaken und der Wasserversorgung, der Gasadern und der Telegraphen-Nerven unter dem Pflaster Londons. Dazu kommen nun aber nicht nur Eisenbahnen unterhalb aber dieser unterirdischen Labyrinthe, sondern auch noch eine ganz neue Art von Untergrund-Bauten, die „Sub-Wege" genannt werden.

Bis jetzt ist Eine unterirdische Eisenbahn in Angriff genommen und theilweise vollendet. Sie verbindet die beiden großen Eisenbahnhöfe der West- und der Nordbahn und dehnt sich als ungeheneres Gewölbe für doppelte Schienen etwa 3 Meilen lang unter dem nördlichern Theile Londons hin. Für diejenigen, welche Localkenntniß oder eine topographische Karte Londons haben, fügen wir hinzu, daß sie größtentheils unter der New Road hin die „Great Western" in Paddington mit der „Great Northern"-Eisenbahn mit dem großen Bahnhofe in King's Cross verbindet. Weitere Ausdehnung nach der City ꝛc. wird beabsichtigt, ist aber noch nicht endgültig beschlossen.

Als der Tunnel unter der Themse hin gegraben wurde, war alle Welt voll Staunen über dieses tollkühne Unternehmen. Von der jetzigen unterirdischen Eisenbahn wird nicht viel Wesens gemacht, obgleich sie viel mehr Unternehmungsgeist, Capital und gigantisches Maximalstalent in Anspruch nimmt. Welche ungeheuere Erd-, schwere Lehm- und Thonmassen mußten aus der Tiefe herausgeschafft und von der Oberfläche, wo sie sich nicht hätten dursten, entfernt werden, um den kolossalen Raum für den Doppelschienenweg unten zu gewinnen! Und diese Gebirge von Mauer-

Digitized by Google

steinen, um diesen Namm drei Meilen lang zu sichern und zu wölben! Da auch die Cloaken- und andere riesige Mauerbauten fabelhafte Massen von gebrannten Steinen verschlangen, läßt sich leicht erklären, daß das Tausend schlechtester Mauersteine von 18 auf 40 Schillinge stieg und sie auch für diesen Preis nicht immer leicht zu haben sind.

Und nun noch die gemauerten Maulwurfsgänge der „Sub-Wege"! Sie dienen blos dazu, das unterirdische Aeerbsteme unter Aufsicht und in Ordnung zu halten und Raum für Reparaturen zu sichern, für welche bis jetzt immer das Steinpflaster aufgerissen und der Boden aufgewühlt werden muß, sobald die Straßen, ohnehin längst zu enge für den gewaltigen Wirrwarr des Verkehrs, oft ganz gesperrt werden. Die Sub-Wege enthalten an ihren Seiten und auf ihrem Boden die Wasser-, Cloaken- und Gasröhren und elektrischen Verbindungs-Drähte, sodaß sie unmittelbar zugänglich sind und bleiben und jede Aenderung und Reparatur vorgenommen werden kann, ohne die Oberwelt, das Steinpflaster, den Verkehr zu behelligen. Bis jetzt ist erst Ein solcher Sub-Weg im Werke, 7 Fuß 6 Zoll hoch und 12 Fuß breit. Die Länge ist noch unbestimmt, da er sich natürlich mit der Zeit an andere, die noch auszuwühlt und gemauert werden, anschließen muß.

Viele Meilen lange Cloaken-Passagen, groß genug für Pfer und Wagen, Hunderttausende von Meilen in den Verbindungs-Cloaken, Wasserröhren, Gasadern und Telegraphen-Nerven — das ist eine respectable Londoner Unterwelt mit mysteriösen, schauerlichen Aus- und Eingängen und Fallthüren — vielleicht bald neuer Tummelplatz nicht blos für Ratten, sondern auch für Noth und Verbrechen und schauerliche Roman-Scenen. Aber diese neue Unterwelt reicht lange nicht hin, um dem Londoner Verkehre auf den Straßen die nöthigen Auswege und Lungenflügel zu verschaffen; man muß auch fortfahren, hoch über den Häusern, Straßen und Themsefluthen meilenlange Bogen zu schwingen, um wölkende, schwer beladene Locomotiven darüber hin rasen zu lassen. Es sind nicht weniger als sechs Eisenbahnverlängerungen über die Häuser- und Straßen-Labyrinthe hin eitwärts im Werden, aber erst eine im Werke und halbvollendet. Sie führt vom Westende unweit des Buckingham-Palastes der Königin über die Themse und einen der verrufensten, elendesten Stadttheile hin nach dem großen Südost-Eisenbahnhofe jenseits der London-Brücke, wo 64 Schienen neben einander liegen, um den immerwährend kommenden und gehenden Eisenbahnzügen nach und von den verschiedensten Gegenden — besonders Krystall-Palast und Dover — Raum zu gewähren.

Als man in dem verrufensten Stadttheile drüben im Süden — dem Buckingham-Palaste und der festgelten Aristokratie gegenüber — Häuser niederriß, um für die Brückenbogen der Eisenbahn Fundamente zu schaffen, wurden Arbeiter an der aufsteigenden Pestilust und dem sich enthüllenden unsäglichen Elende zwischen verfaulten Hütten und Löchern öfter krank und mußten entfernt werden. Die sich kühn hinschwingenden Mauerbogen der überirdischen Eisenbahn schaffen dem Lichte und der Luft und den civilisirten Menschen zum ersten Male Zutritt in diese schauerliche Schattenwelt von moralischem und physischem Elende. Ohne Localkenntniß haben die übrigen projectirten überirdischen Eisenbahnen kein besonderes Interesse. Wir erwähnen sie nur, um die Vorstellung von den Communicationsmitteln Londons zu vervollständigen. Die Tausende von Omnibus, Droschken, Lastwagen und Equipagen auf den Straßen, die immerwährend kommenden und gehenden (größtentheils überirdischen) Local-Eisenbahnen, die auf der Themse wie Schwalben umherfliegenden Dampfschiff-Omnibus (von 1/2 Penny an pro Person) — das sind eben alte bekannte Dinge. Neu für diesen Verkehr auf dem Steinpflaster sind nur die Eisenschienen für pferdezegezogene Omnibus-Waggons, wie sie sich auf den breiten Straßen amerikanischer Hauptstädte vortrefflich bewähren. Für die engeren, gewundenen und verkehrsüberfüllten Straßen sind sie noch eine brennende Frage, die ein Amerikaner eben durch Legung von Schienen zu beantworten sucht, während Presse, Publicum und Local-Obrigkeiten noch über deren Zulässigkeit und Nutzen streiten. London ist das concentrirteste, sich am leidenschaftlichsten reibende und kolossalste Leben der modernen Civilisation und ihres Verkehrs. Deshalb treibt es aus innerster, unnatürlichster, allmächtiger Nothwendigkeit Blüthen und Früchte, welche den in der ganzen Welt der Eisenbahnen sich immer weiter entwickelnden Proceß der Concentration — des Blutandrangs in großen Städten — am vollendetsten abspiegeln und den Sehenden warnen, ihm wenigstens die Zukunft zeigen mögen.

Bilder aus dem Leben deutscher Dichter.

Nr. 4. Ein Dichter-Asyl.

Mit Benutzung neuer Mittheilungen des Herrn Archidiaconus A. B. Müller in Meiningen, von A. Diezmann.

An einem der ersten Tage des December 1782 kam ein Reisender mit dem Postwagen in Meiningen an und erkundigte sich da nach einem Dorfe. Man sagte ihm, daß es zwei Stunden südlich von der Stadt liege, und zeigte ihm den dahin führenden Weg. Auf diesem schritt er alsbald rasch dahin, weil es schon ziemlich spät war, wohl auch um sich zu erwärmen, denn es hatte tüchtig gefroren und der Schnee lag hoch auf den Bergen und in den Thälern, der Wanderer aber war nur mit einem gestreiften dunkelgrünen Sommerrocke, mit leichten gelben Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen bekleidet. Auf dem Kopfe, an dem sich vorn zu beiden Seiten der Stirn große steife Locken, hinten aber ein langer Zopf befanden, trug er einen kleinen dreieckigen Hut. Uebrigens war er noch jung, von hoher, schlanker Gestalt, sah aber leidend und ernst aus. Das Glück hatte ihm offenbar nicht begünstigt, denn er führte neben seiner ungenügenden Kleidung nur noch einen schmächtigen Mantelsack bei sich. Als er das Dorf Wahlfeld erreicht hatte, erkundigte er sich nochmals nach dem Ziele seiner Wanderung, denn nun begann es bereits zu dunkeln, und der Weg lief nach einem Walde zu. Am Fuße der Gulskoppe trat der Wanderer aus dem Walde wieder heraus und unfern vor ihm begannen Lichter aus den kleinen Fenstern der Häuser eines Dörfchens zu schimmern. An dem ersten dieser Häuser fragte er, ob er in Bauerbach sei, und auf die bejahende Antwort ließ er sich zu dem Gutsverwalter Voigt führen, der zugleich wohlbestallter Schulmeister war, und in dessen Stübchen er mit den Worten trat:

„Ich bin Dr. Ritter und bringe Briefe von der Herrschaft."

„So heiße ich Sie willkommen, Herr Doctor. Wir erwarteten Sie, denn die gnädige Frau hat Sie bereits angemeldet und uns empfohlen. Kommen Sie! Drüben im Herrenhause ist ein Stübchen für Sie eingerichtet. Ihr Bett steht bereit, und einheizen ließ ich auch."

Und der Mann ging mit dem Fremden nach dem sogenannten Herrenhause, in dessen Hofe die Knechte und Mägde zusammenliefen, um den erwarteten Ankekannten zu mustern, geleitete ihn mit Licht die Treppe hinauf und in ein niedriges Stübchen, das behaglich durchwärmt war.

„Nun machen Sie es sich bequem," sagte der Verwalter im Fortgehen, „ich werde für Abendessen sorgen."

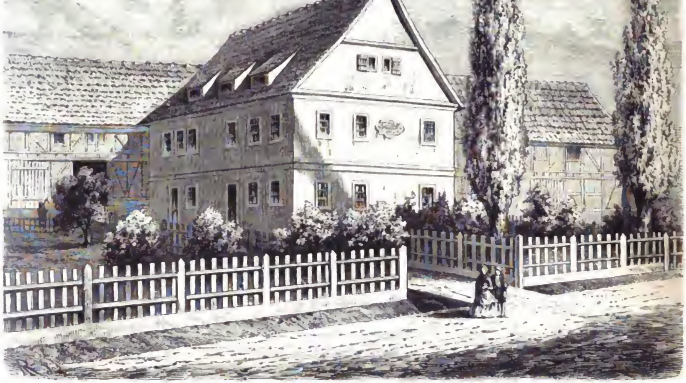
Mit einem tiefen Seufzer sank der Fremde in den Lehnstuhl, und überließ sich Gedanken, wie sie ein — Flüchtling haben mag, der wenigstens für einige Zeit eine sichere Stätte gefunden zu haben glaubt; denn ein Flüchtling mit falschem Namen war der einsame Wanderer, den wir mitten im Winter in dem abgelegenen Waldvorfe Bauerbach ankommen sahen, — der damals dreinundzwanzigjährige Dichter der „Räuber", Friedrich Schiller.

Er war bekanntlich am 18. Sept. 1782 aus Stuttgart wegen der Verfolgung, die ihm seine „Räuber" zugezogen, und weil ihm der Herzog untersagt hatte, ein anderes Theaterstück zu schreiben, nach Mannheim entflohen, wo sein Erstlingswerk so großen Beifall gefunden und wo er sich von seinem „Fiesco" noch viel mehr versprach. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Nachdem man ihn lange hingehalten hatte, gab man ihm seinen „Fiesco" als unbrauchbar zurück. Seine geringen Geldmittel waren aufgezehrt, ohne daß sich eine Aussicht auf die Erwerbung neuer zeigen wollte. Es blieb ihm also in seiner Noth nichts übrig — zumal er fürch-

Digitized by Google

tete, sein Herzog werde ihn verfolgen und fangen lassen — als weiter zu fliehen, und deshalb von dem Anerbieten einer edlen Frau, der Mutter seines ehemaligen Mitschülers Wilhelm v. Wolzogen, Gebrauch zu machen, die ihn von seiner Flucht aus Stuttgart benachrichtigt gewesen war, und ihm damals für den Nothfall ihr Dorf Bauerbach bei Meiningen als Zufluchtsstätte zur Verfügung gestellt hatte, obgleich sie fürchten mußte, den Herzog zu erzürnen, wenn er Nachricht davon erhalte, da vier ihrer Söhne sich auf der Karlsschule befanden, und sie selbst deswegen meist in Stuttgart wohnte. Er erinnerte sie jetzt in der That an ihr Versprechen, und sie ließ alsbald, wie wir gesehen haben, Vorbereitungen zu seiner Aufnahme treffen, meinete ihm auch, daß sie selbst zu Neujahr auf einige Tage nach Bauerbach kommen werde. Um

sämmtlich von dem herrschaftlichen Gute abhängigen Bewohner ein ärmliches Aussehen. Unter diesen Bewohnern befinden sich heute noch wie damals viele Juden. Das sogenannte Herrenhaus selbst war sonst das ansehnlichste Bauernhaus gewesen, erst vor kurzem von der Gönnerin Schiller's, der Wittwe des geh. Legationsrathes Ludw. v. Wolzogen, angekauft und so weit wohnlich eingerichtet worden, daß sie einige Tage darin sich aufhalten konnte, wenn die Verwaltung des Gutes, die sie als Vormünderin ihrer Kinder zu führen hatte, ihre Anwesenheit erforderte. Es steht heute noch ziemlich unverändert und bildet einen langen, schmalen Bau mit der Giebelseite* der Dorfstraße zugewendet, die noch im Anfange des jetzigen Jahrhunderts fast das ganze Jahr hindurch grundlos und kaum passirbar war. Die Hauptlangseite sieht in



Schiller-Asyl in Bauerbach.
Nach der Natur aufgenommen.

wenigstens die Mittel für die in damaliger Zeit gar nicht unbedeutende Reise zu erlangen (man fuhr von Frankfurt a. M. nach Meiningen 45 Stunden), überließ er dem Buchhändler Schwan in Mannheim seinen „Fiesco“ für ein Honorar von 10 Louisd'or.

Seine glückliche Ankunft meldete er bald nach derselben seinen Freunden in Mannheim und Stuttgart. War es ihm doch zu Muthe „wie einem Schiffbrüchigen, der sich aus den Wogen gerettet hat“. „Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden mir von den Leuten des Dorfes auf das Bollkommenste und Willigste besorgt.“

Ruhig und sicher durfte er sich allerdings fühlen, denn er befand sich auf reichsritterschaftlichem Boden, wo die Polizei eines Herzogs von Württemberg nichts vermochte, abgesehen davon aber war der Aufenthalt nichts weniger als angenehm. Die von Hügeln, Wald und Wiesenthälern durchzogene Gegend gewährte zwar einen freundlichen Anblick, aber sie war rauh und ziemlich unfruchtbar. Das Dorf mit den meist kleinen Häusern hatte, wie die fast

den Hof, die Rückseite nach dem Garten des Nachbars. Hinter dem Hause befinden sich Scheuer und Ställe. Ein großer Garten fehlt nicht und in dem nördlichen Theile desselben steht eine Laube, in welcher Schiller im Frühling zu sitzen und zu arbeiten pflegte. Sein Stübchen selbst befand sich auf der Rückseite des Hauses, und in das anstoßende Schlafcabinet führte eine rundbogige Thür. Heute noch enthält es sechs Stück, die zu seiner Zeit sich darin befanden: einen Lehnstuhl nämlich, einen auf einem gewundenen Fuße stehenden Tisch, an dem er arbeitete, ein hölzernes Tintenfaß, zwei Bilder an der Wand und einen Ofen mit Messingverzierungen im Rococogeschmack.

Den ganzen December über kam er selten aus diesem Stübchen, wahrscheinlich nie aus dem verschneiten Dorfe heraus. Von den Bewohnern lernte er zu dieser Zeit nur wenige kennen, außer dem Verwalter und seinem nächsten Nachbar, Martin Fleck, sowie dem Wirth zum braunen Roß, Oberstshäuser, der ihm das Essen lieferte und gegen den er sich nur über das zu oft wiederkehrende

* Wurde im Jahre 1859 bei der Schillerfeier mit der darüberstehenden Platte geziert. D. Red.

Digitized by Google

Sauerkraut beschwerte, nur den Juden Mattich, den er wegen seiner ziemlichen Bildung und seines gesunden Mutterwitzes gern sah und mit dem er bisweilen das damals in Bauerbach beliebte Kartenspiel „Sechs-Männchen“ spielte. Die Frau des Juden sah freilich den Umgang ihres Mannes mit dem Unbekannten sehr ungern, ja sie machte ihm häufig darüber Vorwürfe. „Was läufft Du zu dem Chatzes (Lump)?“ zankte sie. „Geh lieber Deinen Massematten (Geschäften) nach.“ Der brave Jude aber antwortete seinem keifenden Weibe: „Schwag' mer still! Ich waß net, wie mer werd, wenn er mich ruft. Ich muß folgen. Er iß ein braver, ein gescheidter Ma, und mer weß doch och nicht, was dahinter steckt.“

Darüber, „was hinter dem Fremden stecke“, zerbrachen sich allerdings die Leute im Dorfe und in der nächsten Umgegend ver-

Mit Entzücken flog er ihnen entgegen, wie er sich selbst ausdrückt, und als sie bereits am 3. Januar nach Walkorf, zu dem Bruder der Frau v. Wolzogen, Dietrich Marschalk von Ostheim, weiter reiseten, begleitete er sie, kehrte aber denselben Tag zurück, um am nächsten schon zu schreiben, daß er sie bald wieder besuchen werde. „Seit Ihrer Abwesenheit,“ sagte er in dem Briefe, „bin ich mir selbst gestohlen. Es geht und mit großen lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen: sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringeren Strahlen erblindet.“ Seine Beschützerin hatte ihn jedenfalls ersucht, ja recht sorgsam bedacht zu sein, daß man nicht erfahre, wer er sei, namentlich in Meiningen, wo man auf den seltsamen Fremden bereits aufmerksam geworden. Er

Schillers Wohnstube in Bauerbach.
Nach der Natur aufgenommen.

gebens die Köpfe. Die Wenigsten beruhigten sich bei der Mittheilung des Verwalters, Dr. Ritter sei ein naher Verwandter der Gutsherrschaft; die Meisten glaubten, er stamme aus Baiern, halte nicht viel auf Religion und habe deshalb sein Vaterland verlassen müssen. Daß er den ganzen Tag und meist bis tief in die Nacht hinein las oder schrieb, kam schnell unter den Neugierigen herum, und deshalb galt er allgemein für einen „gescheidten Ma“. Er hatte, wie er selbst in einem Briefe erkläre, „entsetzlich viel zu arbeiten“, denn er wollte so schnell als möglich sein drittes Stück, „Louise Millerin“, vollenden, wie „Kabale und Liebe“ anfänglich heißen sollte. Gleichwohl sah er auch sehnsüchtig und in aufgeregtester Spannung der zu Neujahr verheißenen Ankunft der Frau von Wolzogen mit deren einziger Tochter entgegen, welche letztere auf das nunmer sehr empfängliche Herz des Dichters schon in Stuttgart, wo er sie gesehen, tiefen Eindruck gemacht hatte, zumal er glaubte, auch er sei ihr nicht gleichgültig. Charlotte v. Wolzogen zählte damals sechszehn Jahre und war zwar nicht eigentlich schön, aber blühend frisch mit besonders lieblichem Ausdruck in den Zügen und anziehend durch Milde und Anspruchslosigkeit.

versprach sofort Alles zu thun, was sie wünsche, um ihr keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, und ging nicht nur bei seinen späteren Besuchen in Walkorf nicht durch Meiningen, das zwischen diesem Orte und Bauerbach liegt, sondern, ohne Rücksicht auf Weg und Wetter, gerade durch den Wald über Dreißigacker; er schrieb auch drei Briefe mit falscher Ortsangabe und falschen Nachrichten über sich und seine Pläne. Diese sollte Frau v. Wolzogen in Stuttgart im Rathsalle vorlegen, um seine Verfolger über seinen Aufenthalt irre zu führen.

Mehr aber als die Sorge um seine Sicherheit und um die Beruhigung seiner Beschützerin bewegte sein Herz die Leidenschaft der ersten Liebe zu Charlotte und — der Haß gegen die Adelsvorurtheile, die seiner Verbindung mit dieser entgegenstanden, wie der Louisens mit Ferdinand in seiner „Millerin“, in welchem Stück er seinen Bürgerstolze, dem damals noch in ganzer Starrheit herrschenden Adelsstolze gegenüber, bereits leidenschaftlichen Ausdruck gegeben hatte. Er fand aber gerade in jenen Tagen noch eine Gelegenheit, sein Herz in Bezug darauf, und zwar selbst direct gegen Frau von Wolzogen, zu erleichtern, und zwar in einem Gedicht,

Digitized by Google

das er auf die Bitte Charlottens zur Hochzeit ihrer Pflegeschwester Henriette schrieb. Die Mutter dieses Mädchens, die Frau des Feldscheerers Stumm aus Sangerhausen, war im Jahre 1752 ohne ihren Mann, ganz verlassen, nach Rohr bei Meiningen gekommen und da am 23. Juni von einer Tochter entbunden worden, welche Frau v. Wolzogen, damals noch Freifräulein Marschall von Ostheim, aus der Taufe hob und später, der großen Noth der Mutter wegen, ganz zu sich nahm und erziehen ließ. Am 3. Febr. 1783 nun wurde dieses Mädchen mit dem Verwalter Schmidt in Walldorf getraut, und Schiller schrieb für sie das lange „Hochzeitsgedicht", das er leider in seine Werke nicht aufgenommen hat, was um so mehr zu bedauern ist, da man seine lyrischen Erzeugnisse von ihm gerade aus dieser Zeit hat. Darin feiert er nicht blos die Liebe:

Wie schön ist doch das Band der Liebe,
Sie knüpft uns an das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen sich in Augen flehten,
Mit Thränen Thränen sich vermählten,
Ist schon der süße Bund gethan.

Man erkennt auch in anderer Weise darin den Dichter von „Kabale und Liebe", z. B.:

Wie mühsam sucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur sich
Bahnen;
Gefühl erstickt die Tierrei.
Oft drücken ja gleich Fesselbürden
Mit Seelenruh' bezahlte
Würden
Der Großen kleines Herz
entzwei.

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt die Tugend ab.
Ich fliege Pracht und Hof vorüber,
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung Ahnen gab.

Dann unmittelbar in Bezug auf Frau v. Wolzogen:

Die Freundin, die die Gott gegeben,
Ihr Adelsbrief ist — schönes Leben.
Den haß' ich, den sie mitgebracht.

Leider gingen die Worte des Dichters:

So gehe denn zum Traualtare,
Die Liebe zeigt die größte Zahre,

nicht in Erfüllung, denn Henriette hatte schwere Zeiten der Noth und des Kummers zu ertragen. Ihr Mann verlor seine Stelle als Verwalter und starb, kümmerlich von einem kleinen Kramladen sich nährend, schon drei Jahre nach der Hochzeit. Ihr jüngerer, erst nach des Vaters Tode geborener Sohn, fiel Werbern in die Hände und kaufte sich mit Mühe von einem dänischen Kriegsschiffe wieder leosgekauft werden. Henriette selbst kam später, ganz verarmt, in das von den Herren von Marschall gegründete Hospital und starb da am 3. Februar 1816.

In „Kabale und Liebe" hat Schiller übrigens Manches benutzt, was während seines Aufenthaltes in Bauerbach in der Nähe vorging. So lernte er einen Kammerherrn von Stein in Nordheim kennen, der mit großem Aufwande lebte, sich gern „Fürst der Rhön" nennen ließ und dem Kaiser das Grafendiplom mit der Bemerkung zurückgeschickt hatte, er wolle lieber ein alter Freiherr statt ein neuer Graf sein. Dieser Freiherr von Stein war Onkel und Vormund der beiden Schwestern Eleonore und Charlotte v. Marschall-Ostheim. Beide verkuppelte er. Eleonore, ein junges blühendes Mädchen, mußte zu Ende des Jahres 1782, obgleich sie noch um ihren Bruder Fritz trauerte, der in Göttingen im Duell gefallen war, den alten weimarischen Kammer-Präsidenten v. Kalb heirathen, denselben, von welchem Goethe sagte, er habe sich als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich benommen. Die jüngere Schwester Charlotte, mit der Schiller später in ein sehr vertrautes Verhältniß treten sollte, gab der Vormund 1783 an einen Officier v. Kalb. Welchen Eindruck solche Verkuppelung auf Schiller machte, sieht man daraus, daß er in seinem Stück Ferdinand ein Fräulein v. Ostheim antragen läßt, wenn wir auch nicht annehmen wollen, daß sein Hofmarschall v. Kalb den Namen von jenem Kammerpräsidenten erhielt. Selbst die Worte des Geigers Miller: „Der Leibschneider . . . das hat mir Gott eingeblasen — es kann mir nicht fehlen beim Herzog," sollen aus dem Leben genommen sein. Der Pfarrer Schmidt im Rohr nämlich hatte einen Bruder, der Leibschneider des Herzogs in Meiningen war. Wenn nun die Bauern in Rohr nicht geborchen wollten, pflegte der Pfarrer zu sagen: „ich gehe zu meinem Bruder, dem Leibschneider. Es kann mir nicht fehlen beim Herzog." Diese Redensart war in der ganzen Umgegend fast sprichwörtlich geworden, und Schiller griff sie auf.

Die für ihn und seine Familie wichtigste Bekanntschaft war die des Bibliothekar Reinwald, welchen er am 13. Januar in Meiningen durch die Frau v. Wolzogen kennen lernte, die er dahin begleitet hatte. Reinwald war gerade noch einmal so alt als Schiller, ein Mann von Geist und vielen Kenntnissen, aber hypochondrisch und verbittert, weil er viele Jahre bei äußerst geringer Besoldung als Kanzlist hatte arbeiten müssen. Schiller schloß sich dem für alles Schöne und Gute leicht begeisterten Mann bald innig an, besprach sich mit ihm über allerlei Angelegenheiten, entdeckte ihm seinen wahren Namen und erhielt von ihm mancherlei Bücher, die ihm durch den strengen Winter leichter durchhalfen, namentlich solche, die er zu den Vorstudien für die neue dramatische Arbeit beburfte, für welche er sich entschied, die Geschichte des Don Carlos. Die Hauptfolge aber, welche die Bekanntschaft der beiden Männer hatte, war die spätere Verheirathung Reinwald's mit Schiller's ältester Schwester Christophine. Reinwald lernte diese Schwester seines Freundes aus einem Briefe kennen, den sie an den Bruder geschrieben und in dem sie ihm in sehr verständiger Weise gute Lehren über Sparsamkeit te. gegeben hatte. Auf Reinwalt machte dieser Brief einen so tiefen Eindruck, daß er sich sofort hinsetzte und an das Mädchen in folgender Weise schrieb:

Gedenktafel am Schiller-Hof in Bauerbach.

„Mademoiselle, ein besonderer Zufall macht mich so frei, an die Schwester meines Freundes diese Zeilen zu schreiben. Unter etlichen Papieren, die Herr Dr. Schiller nach einem Besuche bei mir hat liegen lassen, fand ich einen Brief von Ihnen. Es war wohl nicht blos Sorglosigkeit daran Schuld, sondern auch Vertrauen, denn ich glaube, daß er mich liebt. Ich fand in diesem Briefe, den ich gelesen und nochmals gelesen und abgeschrieben habe, so viel reines Denken und so viel herzliche, besorgte Wohlmeinung gegen Ihren Herrn Bruder, daß ich mich gekrnt habe und schäme mich nicht, jeden Gedanken, der mir zu seiner Ausbildung und Glückseligkeit einfällt, mit Ihnen zu theilen ꝛc."

Nach einiger Zeit machte Reinwald eine Reise nach Schwaben, suchte Schiller's Eltern auf, sah Christophine und bot ihr seine Hand an, die das verständige Mädchen auch annahm.

In den Januar des Jahres 1783 fällt außer dem schon oben erwähnten Hochzeitsgedichte ein politisch-satirisches Bänkelsängerlied von Schiller, zu dessen Verständniß anzuführen ist, daß der Herzog Georg von Meiningen in Folge einer Erkältung auf der Jagd erkrankt war, und mehrere Tage lebensgefährlich darniederlag. An

Digitized by Google

seinem Leben hing die Selbstständigkeit des Herzogthums. Wenn er starb, fiel es an Koburg. Auch war er sammt dem ganzen Hofe sehr beliebt, weil er mild regierte und für Kunst und Literatur sich interessirte. Koburg vernahm mit großer Freude die Nachricht von der Erkrankung des Herzogs, und machte bereits allerlei kriegerische Anstalten, um gleich nach seinem gehofften Todesfalle das Ländchen besetzen zu können. Aber alle diese Vorbereitungen erwiesen sich als voreilige, denn der Herzog genas. Diese Ländergier nun verspottete Schiller in einem Liede, das Reinwald in den Meininger wöchentlichen Nachrichten ziemlich gemildert abdrucken ließ. Um zu zeigen, in welchem Tone es abgefaßt ist, mögen nur folgende Zeilen hier stehen:

„In Juda — schreibt die Chronika —
War Olim schon ein König,
Dem war vom Dan bis Berseba
Bald Alles unterthänig,
Und war dabei ein weiser Fürst,
Dergleichen selten finden wird.

Nun wird erzählt, daß der König erkrankte und der Vetter auf seinen Tod hoffte:

Doch während daß der Vetter schon
Nach deiner Krone schielte
Und auf dem nahen Hügel bereits Thron
Schon Davids Harfe spielte,
Und daß, o Fürst, bewenn dein Land,
Noch unverehrt in Gottes Hand."

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Vom italienischen Kriegsschauplatze. König Ferdinand II. war ein Tyrann, das verstößt der Princip des Absolutismus, aber ein Tyrann von Kraft und Energie. Er war Niemandes Werkzeug; Alles war Werkzeug in seiner kraftvollen und mächtigen Hand. Er hat viel für Neapel gethan. Als er die Regierung übernahm, war Alles in einem Zustande der Auflösung und des vollständigen Bankerottes; aber Alles, was er geschaffen hat, schuf er für sich, zur Befestigung seiner absoluten Regierung und seiner Dynastie. Das Wohl des Landes stand bei ihm in zweiter, das Wohl der Unterthanen in gar einer Reihe. Er baute prächtige Schlösser und Paläste und schuf seenhafte Gärten, um selbst darin zu wohnen, er schuf eine vortreffliche Flotte von 137,000 Mann und eine Flotte von 149 Kriegsschiffen, um damit seine absolute Regierung gegen jeden Angriff zu vertheidigen, von welcher Seite er auch kommen möge. Um die Botschaft nur stummere er sich gar nicht; für Anlegung von Schulen und Universitäten hatte er keine Mittel, er vielmehr die absichtliche und vollständige Vernachlässigung der Volksbildung war ihm ein Mittel zu seinen Zwecken. Für Handel und Industrie hat er nichts gethan. Neapel hat weder Manufacturen noch Fabriken. Der Handel nach auswärts mit einheimischen Producten wurde möglichst beschränkt, nicht befördert, keine alle commerziellen und industriellen Verbindungen des Landes mit andern europäischen Ländern stimmten mit der vollständigen Abgeschlossenheit, worein er das Land Neapel versetzt zu sehen wünschte, nicht überein. Handel und Verkehr beförderte die Polizei der Wüste, der

Constitution, und wir leben ganz gut bei dieser Constitution," sagte sie oft zu ihm. Ueber die in der Ebene von Sessa zwischen Gaeta und Capua stationirten Regimenter hat sie eine Revue abgehalten; er blieb in Gaeta — und bereite vor dem Ritter der heiligen Jungfrau.

Daß einem so schwachen und schwachsinnigen Manne die Revolution bald über den Kopf wachsen mußte, ist natürlich. Die Königin hat die möglichste Mühe gegeben, ihn zu bewegen, nach Calabrien zu gehen, als Garibaldi in Reggio landete, um sich an die Spitze der Truppen zu stellen. „Ich werde mit Dir zu Pferde steigen," sagte sie zu ihm, „und werde mit Dir kämpfen;" aber Alles war vergebens. Später ermannte er sich etwas. „Indeß der Stoß war so gewaltig, die Revolution war in Neapel und Sicilien mit so großer Vorsicht und mit so vielen Mitteln vorbereitet," sagte zu mir ein sehr wohl unterrichteter Diplomat in Neapel, „daß die ganze Vertheidigung mit angesehen hat, „daß selbst die Energie und der gewaltige Geist König Ferdinands nicht hätten widerstehen können. König Ferdinand hatte allen Ermahnungen des englischen, französischen und sardinischen Cabinets, ein Regierungssystem zu ändern, welches Gladstone mit dem „die Negation Gottes" nannte, das Gehör verweigert; dies entsetzliche Regierungssystem ist geblieben, indem englische, französische und sardinische Bemühungen mit vereinten Kräfte einem so genannten Lande zu Hülfe kamen. Eine Revolution kann nicht gemacht in Neapel, wenn der Stoß so verstehen heißt; aber sie kann herbeigeführt werden, wenn so viel Zündstoff vorhanden ist, wie dies in Neapel der Fall war.

Die Garibaldi'sche Truppe ist gut zusammengesetzt, gut disciplinirt und von einem vortrefflichen Geiste beseelt. Die Nachrichten der Augsburger Allgemeinen Zeitung von einem Widerstand der Armee, von Opposition in derselben und namentlich von einer Opposition in den sicilianischen Truppen sind aus der Luft gegriffen, und kein Wort Wahres darin. Die Corps der Truppen, welche kürzlich in Neapel angekommen wurden, und welche aus Messina kamen, sind die Kerntruppen der Armee. Ich sah sie in Neapel einziehen und sah sie in den letzten Gefechten vor Capua. Sie schlugen sich vortrefflich, und die Regierung hat diesen Führer nur einige Zeit mit allgemeine. Es war Nachmittage drei Uhr. Ich stand mit dem Intendanten des General Türr im Schlosse von Caserta vor dessen Quartier. Einige Compagnien dieser sicilianischen Truppen kamen aus dem Gefecht zurück, welches sich Vor Caserta hatte. Sie hatten sich brav geschlagen, sie führ tausend Mann der neapolitanischen Truppen mit ihren Officieren als Gefangene in das Schloß, welche im Gefecht abgeschnitten waren. „Sehen Sie wohl, mein Herr," sagte der Officier französisch zu mir, „laß Alle sind Landeskinder von Ihnen." „Mein Herr," erwiderte ich ihm, „das ist ein Unglück für mein Vaterland." Die neapolitanischen Soldaten sahen sehr gleichgültig und dumm aus, und daben um Essen und Trinke, wenn sofort die Ansalten getroffen wurden. Die Garibaldi'schen Truppen lagerten sich ganz ermüdet auf der Erde. Der Commandant des Platzes kam mit seinem Stabe aus dem Schlosse. Auf einmal erhoben sich alle diese ermüdeten Menschen von der Erde, feiner von ihnen blieb liegen. Alle stürzten in den andern Hof und umringten unter dem Geschrei: „Viva Garibaldi, viva Italia!" ihren Obercommandanten, Pierro's Schwager, empfohlen wurde, zu mir sich mit Recht ausdrückte. Er ist alt geworden in den letzten beiden Jahren, die Sonne Sicilieus hat ihn sehr gebräunt; sein Haar beginnt grau zu werden. Er sieht älter aus, als er ist. Er hat viel Mühe; sein Aeußeres scheint dieser Mühe in der Armee, eine Tochter ist, wie man mir sagte, in Neapel, ein zweiter Sohn in einer Erziehungsanstalt in Liverpool. Garibaldi ist immer voran im Gefecht; er steht sich mehr aus, als der General es thun sollte; oder er hat viel Glück. Wenn die Kugeln um ihn her einschlagen, bleibt er unversehrt. In Begleitung von nur fünf Mann seiner Officiere zog er in Neapel ein. „Mit Stanzen habe ich das angefangen," sagte zu mir ein sehr sehr einflußreicher neapolitanischer Bürger, „ein unbegleiteter Kavallerie-Capitain mit seine ganz Escadron, und sie haben zerschmettern können." Es ist dies ein Sicilianer, Pierro's Schwager, ein Mann von Geist und Energie, ein Mann, welchem die Officiere sofort folgen, und dessen Name in Neapel mit Enthusiasmus genannt wird. Garibaldi ist bekanntlich in Nizza am 4. Juli 1807 geboren; ist also jetzt 53 Jahre alt. Er ist ein Kind aus dem Volke; sein Vater war Fischer. „Garibaldi," sagte man mir in Neapel, und zwar von competenter Seite, „ist ein besserer Soldat, als er ein großer Tactiker ist." Ich bin natürlicherweise nicht im Stande, mir darüber ein Urtheil zu erlauben; aber das kann ich jedenfalls behaupten, Garibaldi ist der erste Soldat seiner Armee. Die Generale Türr, Nino Bixio und Oberst Rüstow gelten für die beliebtesten Officiere in der Armee, neben ihnen, vielleicht vor ihnen allen der Kriegsminister, General Colenz, der eine außerordentliche Unerschrockenheit und persönlichen Muth mit großem Talent als Taktiker verbindet. Ich wurde dem General Colenz durch den Minister des öffentlichen Unterrichts vorgestellt, und kaum in ihm einen noch jungen Mann — er kann höchstens achtundvierzig Jahr alt sein — schaute, groß, stark, blond, elegant in seinem Wesen und in seinen Manieren. Ich wurde ihn für einen norddeutschen Edelmann gehalten haben. Er war früher, wie man mir sagte, Officier in der neapolitanischen Armee, Garibaldi ist kein guter Administrator, liegt man in Neapel. Der Vorwurf kann ihn, nach einer Dictatur von wenig Wochen, wohl nicht treffen. Ein ganzes Regierungssystem umzureißen, wie das neapolitanische war, und dafür ein anderes aufzubauen, ist keine Arbeit von vier Wochen. Man muß nur einen Begriff von der leitenden allgemeinen Verwaltung haben, welche durch die Regierung der Bourbonen in Neapel eingerissen ist, um sich diese Zustände mit eigenen Augen angesehen haben, um den General von einem solchen Vorwurf frei zu sprechen. Als Kriegsminister hat Colenz, welche ich in Neapel als sehr exclusiver der Garibaldi'schen Dictatur angesehen habe, zeugen von großem Verstande und vieler Kälte. Nur ein Vorwurf ist dem Minister mit Recht zu machen, und dieser Vorwurf gilt andererseits für eine große Tugend, nämlich der Vorwurf einer zu großen, grenzenmäßigen Sorgsam.

„Warum läßt der General Cataya nicht bombardiren?" fragte ich einen der ersten Officiere der Garibaldi'schen Armee, „die Aufstellung seiner Artillerie und die Stärke derselben läßt an seinem Erfolge des Bombardements ja gar nicht zweifeln." — „O, mein Herr," erwiderte der Oberst mir, „das ist ein Beispiel von Grausamkeit, wie es nicht wieder vorkommt," und machte ein äußerst unzufriedenes Gesicht.

Dieser Lange Belagerung von Capua hat Garibaldi sehr in seinen Operationen aufgehalten. Die Generale Fanti II. hätten wahrlich keine Umstände mit dem Bombardement gemacht. Man hat dies an Palermo gesehen. Und in vielem edlen, großmüthigen Herzen ist auch der Grund des Zögerns nicht in der Garibaldi'schen Armee, der letzten Armee Italiens — ein Schwanken, welches vielleicht in dieser Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, vor einer bestimmten Richtung geschwunden ist. Garibaldi hat seine persönlichen, republikanischen Ueberzeugungen für jetzt der Einheit Italiens in der Verwirrung mit Piemont und Mittelitalien zum Opfer gebracht.

G. R.

Englische Scharfschützen. Es ist merkwürdig, wie die Scharfschützenbewegung in England so ziemlich aus Blut und Volk übergegangen ist. Stall, wie bestimmt vorhergesagt worden, nach wenigen Monden heilig zu entschlafen, nimmt sie stetig und energisch zu. Es ist den Leuten Ernst. Sie wollen nicht länger vor ihrem treuen Alliirten zittern. Sie sind in weit geringerem, den Unterschied der Bevölkerung mit dem ganzen Continent Stetigkeit de facto zu zerstören. Eine sich eben bildende Freiwilligenvereinigungsreise umfaßt gleichmäßig alle Mitglieder. Sie haben den halben Sonnabend gelyden. Werkstätten, Fabriken, Läden, Comptoirs, selbst Regierungsbureaux stellen ihnen — in übereinstimmung mit dem Gesetze — nicht Mittag, so doch zu sehr früher Nachmittagsstunde, auf daß Herr und Lieuer, Meister und Gesell die Büchse zur Hand nehmen und zur Uebung marschiren möge. Und sie lernen Schießen gut. Ob auch die Zweifler, welche es gewagt wollten, mit der Landung zu rasch zu sein, und sich selbst fast durch Freiwillige zu Fall machen, nicht hindern — so dürfte doch manche Rothe die einen drübwarmen Willkommengruß bekommen, den sie heran nicht wieder vergessen würde.

Aber wie imposant auch immer das Schauspiel einer sich zu ernstem Spiele rüstenden Nation sei, wie bewundernswerth die begeisterte Opferfreudigkeit der Gesammtheit wie des Individuums, so hat doch hier zu Lande der Quantität so rasch sein Spiel mit der Qualität auch getrieben, daß es eine Lust ist. Wenn bei uns zu Lande der Stutzer, wie er sein soll, mit gedrehtem Stöckchen, märchenschönem Haud und wunderbar gebauten Stiefelchen über die Straße wandelt, so schreitet nunmehr Jenes, Broom an der Rebellen am Hofe, in Hall und Bühle, Uniform, Gemsenstiefeln und Gamaschen gleich einem gebarnischten Recken umher — blos der Schönheit wegen, taucht anderem „Scharfschützentabak" aus „Scharfschützenpfeifen", trinkt „Scharfschützengetränk" aus „Scharfschützenflaschen", ißt nur „Scharfschützenspeisen" und „Scharfschützenconfect" und „Scharfschützenbisket", detzt Sonntags aus einem „Scharfschützengeschirrhäuschen", erzaut sich in einer „Scharfschützenbibel" und singt aus einem „Scharfschützengesangbuche". Anderen fährt er mit „Scharfschützenwetterregisen" in „Scharfschützenkutschen" und „Scharfschützenwagen", tanzt auf „Scharfschützenbällen", „Scharfschützenpolkas" und „Scharfschützengaloppaden". Jede Zeitung hat ihre Scharfschützenspalte, Punch gibt seine Nummer ohne eine oder die andere Scharfschützenverzierung aus, und daß die Schuster, Schneider und andere tüchtige Particen sich um der Bewegung angeschlossen und nunmehr als „Ihrer Majestät Scharfschützen-Schuster und -Schneider" figuriren, versteht sich am Ende von selbst. Und es steht nicht an allseitiger Anerkennung. Die Armee schwenkt Hurrah, wenn sie Kommt und Pfeife voraus, Kramer und Schmied rasch die Trosen marschiren, und dem Küchengeschirr führen dreimalige Wache, aus dem Obergeschoß lehnt die Frau und Tochter des Hauses, die Wärterin, das Baby im Arme, lächelt aus dem Hofe im Rinnenstein, und Jedermann, das Kind dem Dreadnoktaler wandelt — sie kann eine lange Strecke mitwandeln!

Von Gerstäcker ist heute, am 1. November, Nachricht eingetroffen. Er schreibt vom 6. Juli von San Lorenzo am Nalen in Ecuador ganz munter und ist guten Mutes. „In zwei Monaten etwa," heißt es in dem Briefe an den Herausgeber der Gartenlaube, „denke ich nach den neuen Colonien am Napuya in Perú, wo die Tyroler wohnen, hinabzuwandern. Bis dahin habe ich noch viel durchzumachen, und dort geht eigentlich meine Reise erst ordentlich an. Anbei den ersten Bericht, dem von jetzt ab regelmäßig weiter Schilderungen folgen werden." — Die nächste Nummer schon bringt den ersten Brief.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 47. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Onkel Gottliebs Jugendliebe.

Von Ottilie Wildermuth.

In der großen gemüthlichen Eckstube der Oberamtei, die man heutzutage Salon nennen würde, die aber dazumal, vor etwa vierundzwanzig Jahren, noch die Bistenstube hieß, saßen in emsiges Arbeiten und Plaudern vertieft drei junge Mädchen, zwei Gäste und ein Töchterlein des Hauses.

Es war ein vergnügliches Geschäft, zu dem man ihnen diesmal aus besonderer Vergunst dieses Staatszimmer eingeräumt hatte; der große runde Tisch vor ihnen, die Stühle, selbst der Fußboden, der sonst mit seiner alten geblasenen Arbeit so hübsch aussah: Alles war überstät mit leichtem, weißem Stoff, Bauschstückchen, farbigen Bändern, Blumen, kurz mit all dem lustigen Apparat eines Ballstaates.

Ein bescheidener Ballstaat zwar möchte es erscheinen im Vergleich mit den Forderungen der Neuzeit: der Stoff, der damals für drei Mädchen hinreichte, würde heute nicht mehr genug sein, die breite Grundlage einer Einzigen zu überziehen, die weiße und rothe Rose und der Kornblumenzweig, mit dem Eugenie und Hedwig hier eine wundervolle Toilette herstellen wollten, hätte nicht den zehnten Theil einer der dicken laublosen Blumenkronen gegeben, mit denen unsere jungen Damen heutzutage als ein Mittelding zwischen Priesterin und Opferlamm die Bälle besuchen.

Nun, wie gesagt, die drei Mädchen, die hier an ihrem Ballstaat schneiderten, thaten es mit großer Befriedigung, in der Stille gewiß, daß sie in diesem Schmuck, wenn nicht bezaubernd und unwiderstehlich, — so hoch verstieg sich ihre Phantasie nicht — so doch recht nett und anmuthig aussehen würden, so gewiß, als dies unsere Mütter in ihren glattanliegenden Kleidern mit spannenlanger Taille, unsere Groß- und Urgroßmütter in Reifröcken und Schleppkleidern, Poschen und Haartouren auch geglaubt haben.

Eugenie, die Tochter vom Hause, putzte sich ein hübsches gewaschenes Mousselinkleid, in dem sie schon einmal als Brautjungfer aufgetreten, mit kornblumenblauen Schleifen aus; Hedwig nähte Spitzen um das nageltene Kleidchen von schottischem Battist, das diesmal eingeweiht werden sollte; Jeannette aber saß etwas abgewendet von den Andern, wühlte und suchte in altem und neuem Kram von Bändern und Blumen, und Niemand durfte fragen oder wissen, was sie that, was die Jüngier der Andern in nicht geringem Maße reizte.

„Hörst," begann die kleine Hedwig bedenklich, „ich mag nun zählen, wie ich will, so bringe ich nicht mehr als neun Tänzer heraus . . ."

„Ach geh," rief ungläubig Jeannette aus ihrem Schlupfwinkel hervor.

„Gewiß," versicherte die Kleine ernsthaft, und rechnete an den Fingern, „da ist der eine Actuar, der andere hat eine Frau, die dazu noch krank ist, der Buchhalter, der Apothekergehülfe und zwei Cammis . . ."

„Nur Einer tanzt," warf Eugenie sachverständig ein.

„Und der Doctor," fuhr Hedwig fort.

„Ist verheirathet," bemerkte Jeannette mit aufgeworfenem Mäulchen.

„Das geniert mich gar nicht," versicherte die Kleine genügsam, „ich plaudere eigentlich viel behaglicher mit Ehemännern, nur wundert mich, daß er noch tanzlustig ist."

„Ach weißt Du, er tanzt um Kunstschaft," meinte Jeannette, „so ein junger Practicus muß Alles probiren, hie und da wird Einem übel auf einem Ball, da gibt's immerein Gelegenheit, sich nützlich zu machen. Aber Eugenie, nein, wie die dasitzt und phantasirt! freilich, die hat wohl ihr Schäfchen im Trocknen."

Eugenie ward glühend roth, sie hatte freilich nicht gezählt und gerechnet, obwohl sie sich auch kindisch freute auf das seltene Vergnügen; Einen wußte sie, der kommen würde, Einen, den die Mädchen nicht gezählt, und den sie sich wohl hütete, zu nennen, — es war der junge Gutsbesitzer, der seit nicht lange dort drüben auf dem Rauhenstein hauste und allerlei menschenbeglückende Pläne in's Werk zu setzen begann; — ihr guter Hausfreund, der Doctor, hatte ihr anvertraut, daß er die Einladung der biesigen Honoratioren zu ihrem Königsball angenommen habe. Sie kannte ihn selbst noch nicht genau, aber bei einer Landpartie in die Thalmühle war sie neben ihn zu sitzen gekommen, und sie hatten allerlei schöne Ideen über Menschenwohl und Völkerglück miteinander ausgetauscht. Es waren ihr indeß noch ganz neue, vortreffliche Pläne über dies Thema eingefallen, und während sie hier ihre Schleifen und Blumen ordnete, dachte sie sich allerlei lange und interessante Gespräche aus, die sie wahrscheinlich mit ihm halten würde, wenn er, was gar nicht zu bezweifeln war, auf dem Balle sie alsbald erkennen und auffordern würde.

Ehe sie die muthwillige Jeannette noch weiter plagen konnte, ehe die kleine Hedwig dazu kam, ihren catalogue raisonné von der Tänzerwelt zu vollenden, kam die Mutter, die gute Mutter, die an solchen Tagen gewöhnlich des Tages Last und Hitze über sich nahm und dem jungen Volk freie Zeit ließ für seine Angelegenheiten. Sie sah aber diesmal ernst und bekümmert aus. „Reg' die Sachen indeß bei Seite, Eugenie," sagte sie, „rühre etwas Wasser mit Johannisbeersaft und trag's hinunter, bis ich einen Trank koche; die junge Frau unten ist gar nicht gut auf."

Digitized by Google

Eugenie legte willig ihre Herrlichkeiten bei Seite und ging mit der Erquickung in den untern Stock, wo seit einiger Zeit, in Ermangelung einer andern Wohnung, der Actuar mit seiner jungen Frau wohnte. Die Frau war Wöchnerin, das Kindlein, erst noch mit so unendlichem Jubel begrüßt, schlummerte nun fast unbeachtet in seiner Wiege, um das Bett der jungen Mutter aber, die bewußtlos in glühender Fieberhitze lag, stand angstvoll der Gatte, der Arzt und die Wärterin. Leise und schlichtern setzte Eugenie den Trank auf ein Tischchen, sie wagte nicht der kranken Frau näher zu kommen und wußte, so gern sie gewollt, hier nichts zu helfen, sie sah nach dem schlummernden Kindlein und schlich leise wieder heraus.

„Nicht wahr, die Frau ist sehr krank?“ fragte die Mutter.

„Ich meine doch nicht,“ versicherte Eugenie eifrig, „sie hat ja ganz rothe Wangen.“

„Eben diese Hitze ist das Aengstlichste,“ meinte die Mutter.

„O bewahre. Weißt Du, wie Tante Karoline einmal so krank war, die jetzt wieder ganz gesund ist? Gib nur Acht, die Frau Waldmüller wird gewiß wieder gesund!“

Die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf und ging selbst zu der Kranken hinunter, während Eugenie, nicht mit demselben fröhlichen Herzen, wieder ihre anmuthige Arbeit aufnahm. Freilich kamen die drei Mädchen gar bald in dem Beschluß überein, daß die Krankheit der Frau Waldmüller gar nicht gefährlich sei und vielleicht wahrscheinlich morgen wieder hergestellt sein werde. Sie kannten selbst nicht den Egoismus ihres jungen Herzens, das nicht gern den Schatten fremden Leides auf seiner Freude leiden wollte.

Es war Nachmittag, der Balljaal war fertig; ausgebreitet lagen die drei Gewänder mit ihrem Zubehör auf dem Sopha der Wohnstube, von ferne umkreist von den bewundernden jüngern Geschwistern, die Hedwig, die Hüterin der Schätze, immer wieder davon wegscheuchte; etwas ernst, aber recht anmuthig sahen die blauen Kornblumen zu Eugeniens weißem Kleid, sie trugen die Farbe ihrer Augen und mußten hübsch stehen zu der reinen, blühenden Gesichtsfarbe und den dunklen Haaren. Die kleine Herwig verstand sich nicht auf Toilettenkünste, sie hatte eine ziemlich haarfeste Schleife von starkem Rosa zu ihrem bleid vorne befestigt, eben solche an den Aermeln, die hier etwas kurzen, runden Aermel das Ansehen einer auffliegenden Taube geben mußten, sie hatte aber getrost auf die rothe und weiße Rose, auf ihre siebzehn Jahre und ihr frisches blühendes Gesichtchen.

Die Mutter, die sonst so freundlich Theil nahm an aller Jugendlust, war wieder unten bei der kranken Frau, das ältere Knäblein, das man heraufgebracht, um das Krankenzimmer still zu erhalten, spielte in einem kleinen Gehirge abgängiger Spielsachen, mit denen ihn Oskar, Eugeniens kleiner Bruder, reichlich versorgte.

Da erscholl außen ein Freudengeschrei der zwei jüngern Kinder: „Onkel Gottlieb, Onkel Gottlieb!“ und mit dem überraschenden Lächeln eines Gastes, der sich willkommen weiß, ließ sich der Onkel in's Zimmer schieben, wo er von den Greisen mit demselben Jubel wie von den Kleinen empfangen wurde und nach seiner gewohnten Weise mit ruhigem Lächeln stehen blieb, bis der Begrüßungssturm vorüber war.

Onkel Gottlieb war Verwalter eines freiherrlichen Gutes, etwa sechs Stunden entfernt, ein Junggesell, mit dem löblichen Ehrgeiz so geliebt und so nützlich zu sein, als ob er Weib und Kind hätte. Da der Besitzer seines Gutes im Auslande lebte, so war er vollkommen unbeschränkt und fand in den alten Schlosse Raum genug zu den höchst werthvollen Gegenständen, mit denen er seine verschiedenen Sammlungen bereicherte, und die er alle seiner Meinung nach um lauter Spottpreise, eigentlich geschenkt erhalten hatte.

Das Schloß, wo Onkel Gottlieb hauste nur in stillem Bezug seinen Lieblhaberein lebte, war das Elborado für die Kinder der Familie, die alten großen Räume, die weitläufigen Gärten, die reiche Bibliothek, die vielen Gemälde, das Alles war die reichste Nahrung für junge Phantasie. Sie kennen aber dies Glück selten genießen, der Onkel mochte nicht zu oft Gäste empfangen in dem Schloß, das nicht sein Eigenthum war. Dagegen war er ein häufiger, ein gern gesehener und ein äußerst freigebiger Gast, der bei seinen langen Besuchen, auf denen er immer liebte zu überraschen, schöne Geschenke mitbrachte und fröhliche Partien veranstaltete. Seine kleinen Reisen zu Verwandten machte er immer zu Pferd, da er behauptete, es sei eine Schande, daß diese männliche und schöne Art zu reisen so abgekommen sei, und sich etwas darauf einbildete, ein vortrefflicher Reiter zu sein und prächtig zu Pferde zu sitzen.

Da traf es denn auf einem wohlgenährten Braunen seinen steten Trott, eine willkommene Erscheinung für alle alten Weiber, Handwerksburschen und barfüßige Jungen auf der Landstraße, denn er hielt gewiß an bei jeder Bitte und ließ keinen Armen unbeschenkt ziehen; der bewunderude Jubel, mit dem ein paar arme Kinder sich in den Wegen von halben Kreuzern theilten, das aufleuchtende Gesicht eines müden Handwerksburschen, dem er statt des landesüblichen Kreuzers einen Dreibätzner verabreicht hatte, konnte ihm auf dem ganzen Wege noch wohlthun.

Er kam, wie gesagt, immer unverhergesehen und wollte ja Niemand lästig fallen. „Ich kann mich mit dem dümmsten Kerl noch gut unterhalten,“ rühmte er oft und nicht ganz mit Unrecht, er hatte Interesse für Alles und ein Herz für Alle. Daß alle auch heute sein Bruder, der Oberamtmann, noch in der Amtsstube, die Schwägerin bei der kranken Frau war, bekümmerte ihn gar nicht, er wußte sich bei den Kindern so willkommen als bei den Alten. Nachdem der erste Begrüßungssturm vorüber war und er auch von den zwei jungen Gästen mit einigen Scherzen Notiz genommen hatte, setzte er sich recht bequem in den Lehnstuhl am Fenster, „des Onkels Sessel“ genannt, überflierte dem jungen Volke, das heutzutage in einiger Entfernung lauerte, eine vielversprechende Tüte und ließ sich ohne Umstände gefallen, daß Eugenie, die seinen Geschmack schon kannte, ihn mit klarem rothem Landwein und sehr anständigen Resten des Mittagsbratens bediente.

„Se, se, das ist leichtes Geschütz für den Königsball?“ sagte er, indem er wohlgefällig lächelnd die Ausstellung auf dem Sopha betrachtete, vor der Hedwig immer noch als Hüterin stand; „nu, sei nur ruhig Kleine, Du wirst etliche Tänzer bekommen, ich habe einigen Herren, denen ich unterwegs begegnete, schon ein gutes Wort gegeben und ihnen einen guten Schoppen Eifer versprochen, wenn sie fleißig mit Euch tanzen.“

„Aber Onkel, nein, ich bitte Dich!“ rief Hedwig, die die Späße des Onkels noch nicht so kannte, in ungemhafter Entrüstung, „meinst Du, so wollen wir uns ausbieten lassen?“

„Se, se, Ihr meint wohl, Ihr bekommt von selbst Tänzer genug,“ lachte der Onkel, „weil Ihr so schön seid? Ich sag' Euch, Ihr seid noch lange nicht so schön, wie die jungen Frauenzimmer zu meiner Zeit gewesen sind. Alle Wetter, ihr hätte solten die Gertrud Engelmann sehen.“

„War das nicht eine Verwandte, Onkel?“ fragte Eugenie.

„Freilich war's Eine, und was für Eine! Ja, ja, Mädchen, ich habe nichts gegen Euch, aber der dürft ihr Alle zusammen das Wasser nicht reichen! Weißt Ihr denn, Mädchen,“ und der Onkel nahm dazwischen eine Prise, um seine weichgewordene Stimme zu verbergen, „wißt Ihr, daß es heute vielleicht etwa gerade siebenundzwanzig Jahre her sind, daß ich hier von diesem Hause aus als ein junger, schmucker Mensch auch meine Dame auf den Ball geholt habe? Ihr wißt ja, unser Vater war Oberamtmann hier, wie jetzt mein Bruder, Eugenieens Vater.

„Ein anderer Bursch war ich damals, als jetzt, das kann ich Euch sagen, schlank und gerade wie ein Grenadier — hätte nicht viel gefehlt, so hätte mich der alte König einmal zum Reiter gemacht — und frisch und gesund, kein Wassertropfen wär' auf mir stehen geblieben. Ich war in den Ferien daheim, hatte den Preis für eine Arbeit bekommen, Ordnung gehalten mit meinem Oeele, wie in meinen Studien, obschon ich überall ein flotter Kerl war. — Merkt's Euch, Ihr Buben da, dann kommt man anders nach Haus, als wenn sich so ein Lump und Nichtswisser von Studenten daheim in allen Ecken herumdrückt und dem Vater nicht mehr keklich vor's Gesicht darf, wenn der in seine unbezahlten Rechnungen geschaut hat. Ich durfte meinem Vater unter die Augen treten! Und als ich zum ersten Mal wieder zu Hause am Tische saß, nach der Preisarbeit, da machte mir der Vater Platz neben sich, schenkte mir ein mit einer Hand und sagte: ‚Frau, daß Du's weißt, der Gottlieb trinkt von nun an aus meiner Bouteille.“ — Na Buben, was meint Ihr, glaubt Ihr nicht, daß Einem das heute noch wohl thut?

„Aber nun auf den Ball zu kommen, so wurde an diesem

Digitized by Google

selbigen Tage, unser Herr war eben erst zur Regierung gekommen, hier ein festlicher Ball veranstaltet zu Ehren seines Geburtstages. — „Gottlieb," sagte meine Mutter zu mir, „Gottlieb, jetzt gehst Du hinauf auf den Rauhenstein und ladest die gnädigen Fräulein von Schleppengrill auf den Ball." — Dazumal wohnte nämlich auf dem Rauhenstein ein alter lahmer Baron von Schleppengrill mit Familie, sie sind jetzt alle ausgestorben; an wen ist wohl das Gut verkauft?"

„An einen Herrn Oswalt, glaub' ich," antwortete Eugenie, die es sehr wohl wußte, zögernd und hocherröthend.

„Also die Fräulein von Schleppengrill sollt' ich holen," nahm der Onkel seinen Faden wieder auf. „— Frau Mutter, das thu' ich nicht," sagt' ich. — Das braucht Ihr nicht nachzumachen, Buben, es war das ein Unnahmestall. — „Das thu' ich nicht, die Fräulein sind alt und wüst, und die ganze Familie hat mich immer hochmüthig behandelt." — „Ei was, jetzt werden sie höflich sein," meinte meine Mutter, „der alte Herr hat vom Deiner Preisarbeit gehört, und daß Du so gescheidt seiest, er hat selber den Vater nach Dir gefragt, gib nur Acht, sie sind diesmal gewiß artig." — „Ist mir eins," sagte ich, „jetzt will ich erst nicht, warum sind sie nicht vorher höflich gewesen, — seien Sie nur ruhig, Mama," damals war's noch nicht der Brauch, daß man die Eltern ohne Weiteres duz'e, ist erst mit der Revolution aufgekommen, — „seien Sie nur ruhig," sagte ich, „ich will schon eine Tänzerin bringen." —

„So hegt' ich denn meines Vaters Amtssubstituten hinüber auf den Rauhenstein, — dem war's noch eine Ehre, und ich wußte, wenn die Fräulein gern tanzen wollten, so gingen sie auch mit dem. Ich aber ging hinaus in die Vorstadt, Dagenau zu.

„In der Vorstadt da wohnte in einem kleinen Häuschen der Herr Better Extraprobator. Wie wir eigentlich verwandt gewesen sind, weiß ich so genau nicht, ich glaube, seine Mutter war ein zugebrachtes Kind aus der ersten Ehe meiner nachmaligen Stiefgroßmutter; — genug, man hieß ihn eben Herr Better. Der Herr Better war von jeher etwas schwach im Geiste gewesen, seit dem Nervenfieber, wie seine Frau behauptete, war er immer noch schwächer geworden, und lebte nun von einem kleinen Ruhegehalt allhier, wo es damals wohlfeil zu leben war und wo sie den Genuß eines Bürgerstöchterns hatten.

„Die Frau Base, des Herrn Vetters Frau, war eine grundgescheidte Frau, sie erhielt ihren Mann in Ehren, so dumm er war, und machte ihm seine alten Tage behaglich mit sparsamen Mitteln. Ihr einzig Kind, die Gertrud, war fort gewesen als Hausjungfer, im Dienen, sagte man dazumal noch, heutzutage würde man sagen in einer Stelle zur Unterstützung der Hausfrau". — Wie dem auch sei, die Gertrud war mir une auch andern Leuten so respectabel, wie eine Königin. Daheim bei und hatte gar Niemand an sie gedacht, da die Frau Base in hohem Stolz sich immer zurückhielt von den vermöglichen Verwandten. Ich aber dachte an sie, ich hatte sie schon etlichemal im Vorbeigehen gesehen, seit ich in der Bacanz war.

„Hinter des Herrn Vetters Hause war ein ganz kleines Gärtchen, so schön gepflegt und erhalten, wie ein Paradiesgärtchen, es blühte da prächtig zusammen mit späten Nelken, Levkoy und Herbstrosen. Gertrud aber ruhte nicht in einer Geisblattlaube, wie's in den Romanen der Brauch ist, nein, sie stand an einem Waschzuber, den sie, weil's im Häuschen so eng war, herausgestellt hatte, in einem alten Barchentleiterchen und wusch. — Das that aber nichts zur Sache, — nichts für ungut, Mädchen, aber so eine kommt nur alle hundert Jahr einmal auf die Welt, — eine prächtige Gestalt, wie eine Herzogin, solche wunderveille Haare, Augen wie Sonnen, und Gott weiß, wie sie's angezogen hat, daß sie mit all dieser hellen Pracht von Schönheit doch so sanft und so demüthig ausgesehen hat!

„Sie wandte sich um, als sie mich kommen hörte, und blickte mich an. — So kann Einen Niemand mehr grüßen auf dieser Welt, wie sie. „Gertrud," sagte ich, „heute Abend ist Königsball, und Du mußt meine Ballkönigin werden." — „Ist's Dein Ernst?" sagte sie und gab sich gar keine Mühe, ihre helle Freude zu verbergen. Das arme Kind war achtzehn Jahre alt und hatte noch selten erfahren dürfen, daß sie jung war. Mit der Mutter hatten wir einen schweren Stand, bis sie's erlaubte; „ich zweifle wirklich," sagte sie endlich nach ihrer klugen Weise, „ob's der Papa zugibt, er ist so eigen in diesen Sachen." Der Papa, du lieber Gott, der war froh, wenn man ihn in Ruhe ließ. Als ich ihm den Fall vortrug, sagte er sehr bedächtig: „ich habe über die Sache bereits der Mutter meine Ansicht mitgetheilt," — nun kurz und gut, sie mußten nachgeben."

„Aber, Onkel, wie war's möglich, daß die Gertrud noch einen Ballanzug herrichten konnte?"

„Das war ihre Sache; ich sage Euch, wenn Ihr heut in dem Euren nur den zehnten Theil so schön aussetzt, wie sie ausgesehen, so dürft Ihr Gott danken.

„Kam also der Abend; ich ließ die Mama auf dem Glauben, daß ich die Fräulein Schleppengrill abhole, und putzte mich."

„Recht schön, Onkel?"

„Will's meinen; anders als die Bursche heutzutage, die sich nicht entblößen, im Ueberrock zu tanzen; da hätte zu meiner Zeit ein Frauenzimmer mehr auf sich gehalten, als daß sie mit so Einem getanzt hätte. Mitschweiße, feinene Strümpfe hatte ich an und kurze Sammetwestlefzeln mit rothen Kappen und kurze Hosen von echtem Nanking; Eure Bursche jetzt, die Waden haben wie eine traute Lerche, die können freilich so etwas nicht riskiren — und eine gestickte Weste nebst einem blauen Frack vom feinsten Tuch, die Elle hatte neun Gulden gekostet, und ich hatte mir ihn selbst angeschafft von dem Preis."

„Aber die Gertrud?"

„Nun, ein weißes Kleid brauchte damals keinen solchen Umstand und war nicht so weit wie ein Kirchenrock; aber schön gestickt war das Kleid der Gertrud von ihrer eigenen fleißigen Hand, sie hatte es mit grünen Epheublättern garnirt, und grüne Epheublätter trug sie in ihren prächtigen Haaren, die griechisch aufgewunden waren, dazwischen eine echte Perlenschnur, und Perlen um den Hals — so ein Schmuckstück fand sich damals in jeder honnetten bürgerlichen Familie — es kam gar nichts Schöneres mehr geben als diese Jungfrau . . . ." Der gute Onkel mußte wieder eine Prise nehmen und konnte lange nicht mehr fortfahren; er bemerkte auch nicht, wie bei seiner langen Erzählung mit den vielen eingeflochtenen Sätzen da und dort Eins von seinen jungen Zuhörern sich fortgeschlichen, nur Eugenie hörte ihm noch mit wahrem, lebendigem Interesse zu.

„Meine Eltern und Schwestern waren schon im Saal," hob er endlich wieder an, „auch die Schleppengrillen mit dem Substituten waren bereits angerückt in unmäßigem Staat mit Schärpebüschen und Turbanen — wie aber die Thür aufging und ich hereintrat mit meiner Dame in all der stillen Pracht ihrer Jugend und Schönheit, da hätet Ihr sehen sollen, wie sie aufschauten!"

„Wie in dem Märchen von der Aschenbrödel, Onkel?"

„Meinetwegen ja, — „ist das des Extraprobators Gertrud?" — sagte Eins das Andere. Ja, die war's! Und wir tanzten Menuet und Ecossaise, nichts Schöneres, und die Mama hatte auch nichts mehr dagegen . . ."

Eugenie bemerkte jetzt, daß Jeannette sich weggeschlichen, um den Anfang ihrer Toilette zu machen; da trat die Mutter mit Vorwurfe herein, trübem Gesicht herein, das nicht aufsah, wie eine Bittvorbereitung. „Es ist keine Hoffnung mehr," sagte sie, als sie den Onkel kurz und herzlich begrüßt hatte, und brach in Thränen aus, „es kann heute Nacht noch zu Ende gehen; die armen Kinderlein, der arme Mann!"

„O, ist's möglich?" sagte bestürzt Eugenie, deren Gedanken eben weiter von dem Ball aus alten Tagen zu dem heutigen Balle gewandert waren, und die so ziemlich der kranken Frau vergessen hatte.

„Es ist gewiß," sagte die Mutter traurig, „ich werde die Nacht bei ihr wachen." In dem Augenblick kamen Hedwig und Jeannette, um mit Vorsicht den Ballstaat zu holen, die Mutter theilte ihnen den traurigen Stand der Krankheit mit. „Daß von uns aus nicht die Rede sein kann einem Ball zu gehen, so lang eine Hausgenossin in den letzten Zügen liegt, werdet ihr natürlich finden," fuhr sie fort. „Frau Lenz war so freundlich mir anzubieten, daß sie Euch mitnehmen wolle; ich stelle es Euch frei; von Dir, Eugenie, nehme ich an, daß Du selbst nicht daran denkst zu gehen."

„Ich würde sehr gern zurückstehen, Tante," versicherte Jeannette gelassen, „ich kann Dich versichern, die Freude ist mir eigentlich ganz genommen — nur denke ich — da ich die Frau so gar nicht näher kenne — es — es könnte sie alterniren, wenn sie zufällig erfahren sollte, daß sie uns um das Vergnügen gebracht hat . . ."

Digitized by Google

„Na, gnad Gott deinem Mann!“ brummte der Onkel für sich, „um Anderen dift tu nicht verlegen, wenn sie auch diesmal etwas dumm sind.“

„Ich liebe auch gern da, Tante,“ begann Hedwig einen Entschuldigungsversuch, „wenn — wenn ich mich nicht so gefreut hätte.“

„Geh' immer hin,“ sagte die Mutter, lächelnd ihre Stirn streichelnd, „Katharine bringt einen großen Korb zu Euren Kleidern, ihr könnt Euch auch aufleiden bei Frau Lenz.“

Eugenie legte schweigend ihre Schleifen und Kornblumen in ein Körbchen und trug ihr Kleid hinaus; sie hätte sich geschämt sehen zu lassen, wie nah' sie dem Weinen war; sie schämte sich auch, als in ihrem Stübchen die Thränen nun doch unaufhaltsam flossen, aber sie konnte nicht anders.

Die Fenster des Ballsaals im Gasthof zur goldenen Krone waren hell erleuchtet, man konnte die Helle noch von den Fenstern der Oberamtei aus sehen, den fernen Klang der Tanzmusik hören. Unten vernahm sie Niemand, wo hinter geschlossenen Läden das trübe Lichtchen der Krankenstube hervorschimmerte; auch oben brannte noch ein Licht, in dem großen Zimmer, von dem man hinunter sehen konnte nach dem Gasthof; da saß Eugenie, die unmöglich schon zu Bette gehen konnte, obgleich der Vater sich zur Ruhe gelegt hatte, und der Onkel noch ein wenig ausgegangen war, um einige Bekannte in der Krone zu sprechen.

Wir können nicht leugnen, Eugenie, obwohl ein vernünftiges Mädchen, hatte lange an dem offenen Fenster gelehnt, hatte nach den Lichtern gespäht, nach den flüchtigen Tönen der Musik gelauscht, sogar getrachtet, ob sich unter den Schatten, die dort am Fenster vorbei huschten, nicht eine Gestalt unterscheiden ließe. — Die Tanzmusik selbst lieh ihr junges Blut nicht ganz unbewegt, es war ein Vergnügen, das sie so selten genießen konnte, aber mächtiger war doch die Frage: war er da? mit wem wird er reden? wird er mich wohl vermissen? Endlich hatte sie das Fenster geschlossen und sich gesetzt, es war gar stille um sie. Sie dachte, wie ihr so nahe eine Seele vielleicht den letzten Kampf kämpfe, den furchtbar ernsten Schritt thue in die dunkle, unendliche Ewigkeit. Es war eine gute, stille Frau gewesen, die Kranke unten, sie hatte ihrem Manne, ihren Kindlein, ihrer Pflicht gelebt frommen und einfältigen Herzens, — wie seltsam, wie unheimlich fast kam Eugenien der Ballsaal vor, wenn sie ihn im Stillen verglich mit dem Sterbekämmerlein, wo die Kranke, wie sie sie heute Abend gesehen, so still mit gefalteten Händen dalag.

Sie dachte an ihn, den sie gehofft zu sehen, — man sagte, er habe sein Gut verpachtet und gehe auf ein paar Jahre nach England, — dann sah sie ihn vielleicht nie wieder. Sie blätterte in dem Gesangbuch, in dem die Mutter diesen Abend gelesen, eh' sie ihre Nachtwache antrat, sie schlug auf und traf die Worte:

Der beste Will' ist Gottes Will',
In diesem ruht man sanft und still,
Begib dich all'zeit frisch hinein,
Begehre nichts, als nur allein
Was Gott gefällt.

Wie hatte sie sich denn so vergeblich grämen können? Wenn es Gottes Wille war, daß sie ihn wieder sehen sollte, — weiter wollte sie noch nicht denken, — lag es dann nicht in Gottes Hand sie zusammen zu führen? Es wurde gar stille in ihr: das Leben der jungen Frau unten, all ihr eignes Sein und Leben konnte sie recht zuversichtlich in Gottes Hand legen, und ein Frieden zog durch ihre Seele, ein stilles, herzinniges Glück, wie sie es nie empfunden in Licht und Glanz des Ballsaals. — Draußen tönte die Klingel; sie fuhr auf und eilte hinab; war es die Mutter mit der Todeskunde? Es war der Onkel, der vom Gasthaus zurückkam.

„Es war nichts,“ sagte er etwas verdrießlich, „vernünftige Leute können einander nicht recht sprechen neben solchem Gethu, aber wenn Du nicht schläfrig bist, und Du bringst mir ein Gläschen von Deiner Mutter Stachelbeerwein, so bleibe ich noch bei Dir.“

Eugenie bejahte den Onkel und saß gemüthlich neben ihm auf dem Sopha; wer da drüben gewesen, das konnte sie trotz aller Mädchendiplomatie nicht herausbringen, — der alte Herr lebte in vergangnen Zeiten.

„Es war mir seltsam zu Muthe da drüben,“ gestand er dem jungen Mädchen, „es ist noch derselbe Saal.“

„Und hast Du noch oft vort mit der Gertrud getanzt?“ fragte Eugenie etwas schüchtern.

„Nie mehr,“ sagte der Onkel fast feierlich. „Siehst Du,“ hob er wieder an, „heut' Nacht ist mir's nun gerade, als sollt' ich Dir Alles erzählen — es ist kurz beisammen — und wenn Dir Dein verlorner Ball ein Bischen weh gethan hat, so kannst Du sehen, daß man oft auf mehr verzichten muß als auf einen Ball.

„Noch eh' ich die Gertrud auf den Ball geführt, an die überhaupt daheim bei mir Niemand dachte, hatte mir mein Vater ein feierliches Ehrenwort abgenommen, daß ich mit keinem Mädchen vom Verlieben und Verloben sprechen wolle, bis ich mein eigen Amt und Brod habe, — „das frühe Versprechen taugt den Kuckuk nichts,“ meinte er, „wenn Du aber so weit bist, daß Du auf eignen Füßen stehen kannst,“ hatte er gesagt, „so wähl' mit Gott, Du sollst einen guten Rath haben, wenn Du willst, aber ich versprehe Dir, daß ich auch Deine freie Wahl ehren will, und die Jungfrau, die Du mir bringst, soll uns als Tochter willkommen sein.“ — Mein Vater hatte oft etwas Feierliches in seiner Redeweise.

„So hatte ich denn mit der Gertrud kein einziges Wort gesprochen, als man Vetter und Base zusammen reden dürfen. Die Aussichten auf Anstellung waren dazumal auch lang, und man dachte gar nicht daran, daß sich ein Student verloben könnte. Auch wir dachten nicht so weit, nur eine rechte Freude hatten wir aneinander, so oft wir uns sahen. Als ich von den Ferien wieder auf die Universität ging, gab sie mir ein Wandersträußchen mit auf den Weg, Immergrün und ein Spätröschen. Als ich in die Osterferien kam, sagte mir die Mutter, Gertrud sei wieder fort als Weißzeugverwalterin in einer großen Fabrik. Das wird auch anders werden, dacht' ich bei mir und studirte und schaffte, als gält's Minister zu werden. — Wenn Dir einmal Einer sagt, er habe Dich gern, Mädchen, so paß zuerst auf, ob er daneben tüchtig studirt, oder was sonst sein Geschäft ist auf der Welt; thut er das nicht, so laß ihn laufen; eine Liebe, die Einen faul macht, die ist nichts nutz.

„Als ich im Herbst wieder kam, brachte ich einen Brief mit vom Professor Schemmeler, des Vaters Jugendfreund und Factotum, der strich mich so heraus, daß der Vater mir seine goldene Uhr schenkte; ich war voll lauter froher Hoffnung und konnte es diesmal fast nicht erwarten, bis ich zum Hänschen in der Hagenauer Vorstadt hinaustam. Noch ein Jahr, so hatte ich ja absolvirt und doctorirt; wer weiß, ob nicht da schon der Vater ein Bischen weich gab, und das eigene Brod konnte dann in keinem Falle mehr weit sein. Auch fiel mir erst ein, daß ich nur versprochen, mit keinem Mädchen vom Verloben zu reden; wenn ich gegen eine Mutter ein Wörtchen fallen ließe, so war's am Ende keine Sünde.

„Unter solchen Gedanken kam ich zum Häuschen des Vetters. Alle Vetter, war's da aufgeputzt, nur stand ein neuer Lehnsessel im Zimmer mit grünem Saffian und goldnen Nägeln, in dem saß der Herr Vetter in einem prachtvollen Schlafrock von gestepptem Kupferzitz; kam die Frau Base in einer Spitzenhaube und einem seidenen Kleid; „was ist bei Ihnen los, Frau Base?“ fragte ich, war mir aber nichts Gutes vor. — „Wissen Sie's denn noch nicht, Herr Vetter? Unser Gertrud ist zu Braut mit dem Associé des Herrn Fehringer, bei denen sie im Hause war? Nicht wahr, so ein Segen kommt nicht oft über ein armes Mädchen? Und da sehen Sie, wie generös der neue Herr Tochtermann ist, und unser Fritzle kann jetzt studiren, und unsern Gottlobele nehmen sie in's Geschäft. Heute Abend noch erwarten wir sie.“ — Sie fand gar kein Ende. Ich aber machte, daß ich weiter kam. Ob sie etwas gemerkt hatte, weiß ich nicht; ich glaub's, sie war ein gescheidtes Weib. Meine Mutter hat's gemerkt, das sah ich an ihrem Gesicht, als ich wieder heim kam, aber sie that mir die Liebe und sagte nichts.“ Der Onkel war lange still.

„Hast Du sie nicht mehr gesehen?“ fragte Eugenie schüchtern.

„Warum nicht?“ sagte der Onkel in fast rauhem Ton, „hat sie doch Beautoilette gemacht bei meinen Eltern in einem grünseidenen Kleid und einem langen weißen Shawl, der sechzig Gulden gekostet, und einer goldenen Uhr mit Perlen eingefaßt und einer goldenen Erbsenkette!“

„Und wie war der Bräutigam?“

„Wie wenn ihn der Dreher von verlegenem alten Buchsbaumholz gedreht hätte, nicht jung und nicht alt, nicht warm und nicht kalt, der langweiligste Kerl auf Gottes Erdboden.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Friedrich Christoph Schlosser.

Mit freudigem Stolze nennt Deutschland, das sich im Reiche des Wissens so mancher Großmeister rühmen kann, den Altmeister deutscher Geschichtschreibung, Schlosser, als den ersten seiner Historiker, „so weit die deutsche Zunge klingt", und wohl kann die kühne, aber vollkommen begründete Behauptung aufgestellt werden, daß die reiche deutsche Literatur erst in Schlosser einen Geschichtschreiber gefunden hat, den sie den größten, ruhmgekröntesten aller Völker und Zeiten zur Seite zu stellen vermag, ja, der sie in den meisten Punkten noch übertrifft, wäre seine Darstellung, vor allem die Sprache an so manchen Stellen nicht etwas zu locker und ungefeilt. Für diese kleinen Nachtheile entschädigt er aber seine Leser auf das Reichste durch sein tiefes Quellenstudium, vor allem aber durch den Geist der Wahrheit und des strengen sittlichen Ernstes, der alle seine Schriften durchweht.

Der große Haufe unserer Historiker machte und macht die Geschichte nur zu oft zur bereitwilligen Dienstmagd der irdischen Größen, und der Glanz, welcher die Kronen umstrahlt, blendet dergestalt ihre Augen, daß sie in ihrer Blödigkeit das Recht nicht vom Unrecht zu unterscheiden vermögen. „Die Wahrheit setzt sich nur auf den Sarg der Könige!" Darum wird sie nur zu dienstbeflissen bei den Lebenden verhüllt und das Schlechte bemäntelt, wo es sich in den Kreisen zeigt, auf welche das Volk aus seiner Tiefe hinaufblickt. Ganz anders bei Schlosser: die tiefste Entrüstung gegen alles Schlechte und Gemeine, der männlichste Freimuth, die unerschütterlichste Ueberzeugungstreue, die unbestechlichste Gradheit, das muthigste Herz, das rücksichtsloseste die Tyrannei beim rechten Namen zu nennen und offen für Wahrheit, Freiheit und Recht in die Schranken zu treten wagt — das sind die großen Vorzüge, die uns aus allen Werken Schlosser's entgegenleuchten. Von der reinsten Liebe zur Menschheit erfüllt, ein echter Hoherpriester der Humanität, begeistert sich Schlosser für alle Fortschritte im Leben der Völker, und wie weiß auch die Zeit sein Haar gebleicht hat, das Herz ist ihm bis heute jung geblieben. Das deutsche Volk aber drückt dem trefflichen Greise, in ihm sich selbst ehrend, den schönsten seiner Kränze in das langwallende schneeige Gelock und küßt dankbar die hohe Greisenstirne, hinter welcher die erhabensten Gedanken thronen!

Ueber sein Leben hat Schlosser selbst in den bei Brockhaus erschienenen „Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Neue Reihe. Fünfter Band. Heft XX.)" eine treffliche Selbstbiographie veröffentlicht, die jedoch nur bis in den Anfang der zwanziger Jahre reicht und mit seiner Reise nach Paris endigt. Am 17. November 1776 in Jever, einem nicht volle zwei Stunden von der Nordsee an der äußersten Nordspitze des Oldenburgischen gelegenen Städtchen, geboren, war Friedrich Christoph Schlosser das jüngste von zwölf Kindern und der zehnte Sohn.

Digitized by Google

„Meine Mutter" — so erzählt er selbst — „war aus einer sehr alten und reichen Familie unseres Landes, eine ungemein kräftige Frau, ohne andere Bildung als die, welche sie sich später selbst verschaffte, ohne Fertigkeit das Deutsche zu sprechen oder ihren Ausdruck im Plattdeutschen zu wählen. Dies hinderte sie interessirt nicht, juristische Consultationen den Plattdeutschen plattdeutsch zu geben, dabei alle juristischen Kunstausdrücke richtig anzuwenden; worauf ich schließe, daß ihre natürlichen Fähigkeiten sehr ausgezeichnet müssen gewesen sein. Dasselbe zeigte ihr ganzes Benehmen und die Art, wie sie in den beengenden Umständen ihren Stolz behauptete. Unglücklicherweise hatte ihr Vater sie nach alter Weise mit Prügel und nur mit Prügel erzogen; sie wandte diese rüstingische Manier auch auf alle ihre Kinder an und verdarb sie alle ohne Ausnahme durch die unvernünftige Strenge. Auch auf meinen Charakter wirkte dies sehr nachtheilig ein, erst spät lernte ich durch viele Mühe und Aufmerksamkeit auf mich selbst die Folgen dieser Art von Erziehung weniger schädlich machen, vertilgen werde ich sie nie. Mein Vater hatte einen sehr ausgezeichneten Verstand, ungemeine Kenntnisse, war im Lateinischen und Französischen Meister und der Gelegenheitsdichter seiner Zeit. Ihn hatte aber, wie tausend Andere, das verwünschte Treiben deutscher Universitäten verdorben, wo man Handwerksburschen zwar Knoten schilt, aber doch ihr Saufen, ihr Brüllen, ihr Gebet zur Lade, ihr Altgesellenwesen, ihre Versammlungen in den Schenken, ihre blauen Montage nachahmt und an die Stelle ihrer Prügeleien ein elendes Duellwesen setzt. Er hatte sich duellirt, er hatte sich das Trinken Tagewählen, er setzte dies zu Hause fort, wo er die lieben Genossen von Marburg, Jena und Göttingen, wo er studirt hatte, wiedersand. Als ein gewandter, witziger, feiner Mann gewann er die Gunst meiner Mutter und heirathete sie wider den Willen des alten geizigen Großvaters, dessen Geld ihm und seiner jungen Frau eine geraume Zeit hindurch ein lustiges Leben verschaffte. Von dieser Zeit erhielt ich keine Kunde mehr; als ich zur Welt kam, war Alles traurig und für mich noch trübere Aussichten. Mein Vater war Advocat; er hatte aber zu seinem Geschäft keine Lust, er beschäftigte sich mit schönen Wissenschaften, und im Mißmuthe hatte er sich ganz dem Trunke hingegeben. Die kräftige Mutter hatte aus dem Schiffbruche ihres ansehnlichen Vermögens zwei Gütchen gerettet, die sie mit Löwenmuth gegen ihn vertheidigte; daher dann und über das Trinken ewiger Zank und Zwist."

In seinem sechsten Lebensjahre ward ihm dieser Vater durch den Tod entrissen und seine weitere Erziehung einer auf dem Lande lebenden Verwandten übertragen. Schon hier entwickelte sich sein Drang zum Bücherlesen, der durch den Schulmeister des Orts möglichst gezähmt wurde und sich später, als er das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte, in gesteigertem Maße fortsetzte. Zumeist zogen ihn Reisebeschreibungen, ethnographische, geographische und Erziehungs-Schriften jener pädagogischen Zeit gewaltig an, und in seinem funfzehnten Jahre konnte er sich rühmen, mehr als 3000 Bücher dieser Art durchlaufen zu haben. Bald übergeugte er sich jedoch von der Nutzlosigkeit dieses Verfahrens und legte sich nun mit um so größerem Eifer auf das Studium der Geschichte, Mathematik und Physik, wie auf alte und neue Sprachen. Im Jahre 1794 bezog er die Universität Göttingen, um hort Theologie zu studiren; Kästner, Spittler, Blumenbach, Eichhorn, Heeren und Meiners — Alles gefeierte Namen jener Zeit — waren seine Lehrer, denen er bis in spätere Tage eine dankbare Achtung bewahrt hat. Nach beendigten Studien führte er ein ziemlich wechselvolles Leben; nachdem er eine kurze Zeit als Candidat im Waldeckschen fungirt hatte, kehrte er 1796 wieder nach seiner Vaterstadt zurück, trat aber bald darauf als Hauslehrer in das Haus des Grafen von Bentinck-Rhoene ein, der damals die Grafschaft Barel unter oldenburgischer Hoheit, die Herrschaft Knyphausen aber als unabhängiger Herr, ohne alle Verbindung mit dem deutschen Reiche besaß und seit 1795 als Gesandter in Holland lebte, jedoch bald nach Schlossers Eintritt in sein Haus zurückkehrte. An einem leichsterlgen Hofchen unterrichtete er zwei Jahre hindurch zwei junge Grafen und eine Comtesse von dreizehn Jahren. „Leichten Ton" — so erzählt er — „Verdorbenheit, falsche Empfindsamkeit, prahlerische Wohlthätigkeit, scheinbare Feindschaft, wahre Rohheit, oberflächliche Bildung, Verachtung aller Grundsätzlichkeit und Gelehrsamkeit als Pedanterie, die Züge des elenden Geschlechts, von dem ich als der nouvelle cour angehörig im Gegensatz der ancienne cour dort so viel reden hörte, kennte ich hier im 21. Jahre an der Quelle kennen."

Nachdem Schlosser zu Barel sich besonders mit Philosophie, namentlich mit dem Studium des Plato und Kant, beschäftigt hatte, gab er 1798 diese Stelle wieder auf und verrichtete einige Zeit die Geschäfte eines Hülfspredigers auf dem Lande. Ohne Aussicht, ein Pfarramt zu erhalten, beschloß er jetzt nach Rußland zu gehen, mußte jedoch dieses Unternehmen bald aufgeben, da um diese Zeit Kaiser Paul das Reisen nach Rußland unmöglich oder doch ungemein schwierig gemacht hatte und der in Altona residirende russische Minister ihm die Ausfertigung eines Passes verweigerte. Er nahm daher die Stelle als Lehrer bei den Kindern eines Kaufmanns an, der in Hamburg fallirt und sich nach dem Dörfchen Othmarschen bei Altona zurückgezogen hatte. Hier lebte Schlosser vom October 1798 bis zum Mai 1800, wo er nach Frankfurt am Main ging, und beschäftigte sich zunächst mit dem Studium der neueren Philosophie und der griechischen Classiker. In Frankfurt widmete er sich ganz der Erziehung und dem Unterricht und gerieth dabei in eine „Studirwuth", eine Art Krankheit, in welche er auch seine Zöglinge mit hinein zog. „Wir lasen" — so berichtet er — „den größten Theil der classischen Autoren, trieben Mathematik, Physik, Chemie, besonders mehrere Jahre lang Botanik. — Ich selbst las alle berühmten neueren Historiker von Hume und Rapin an bis auf Heinrich, Schmidt, Voltaire und Johannes von Müller." Sehen hier begann er an einem „Leitfaden der Geschichte nach den Quellen" zu arbeiten. Wir bemerken nur flüchtig, daß er im Jahre 1808 einen Ruf als Conrector an der Schule zu Jever annahm, dieses Amt jedoch im Interesse seines Studiums schon im folgenden Jahre wieder aufgab und sich nach Frankfurt zurück wendete, woselbst er einige Lehrstunden am Gymnasium übernahm und dabei den Unterricht der jüngsten Kinder desselben Mannes leitete, in dessen Familie er 1800 als Lehrer eingetreten war.

Bereits im Jahre 1807 begann Schlosser als Schriftsteller aufzutreten. Sein erstes Werk, das er veröffentlichte, führte den Titel: „Aktaard und Dulcin" und war, wie das 1809 erschienene „Leben Beza's und des Peter Martyr Vermili", eine Frucht seiner kirchenhistorischen Studien. Im Jahre 1812 folgte seine „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs", teren Herausgabe ihn mit dem Fürsten Primas Karl von Dalberg, Herrn von Frankfurt, der selbst ein Gelehrter war, in Verbindung brachte und ihm die Berufung als Professor an dem neuerrichteten Lyceum zu Frankfurt verschaffte. Allein schon nach zwei Jahren ging in Folge der über Deutschland brausenden politischen Wirren das junge Lyceum wieder ein; Schlossers Tüchtigkeit war aber allseitigt anerkannt worden, und so überirug ihm der Rath von Frankfurt mit Einwilligung der Bürgerschaft die Stelle eines Stadtbibliothekars, welche eigentlich nach dem Gesetz nur ein Frankfurter Doctor der Rechte erhalten sollte. Aber schon im Jahre 1817 folgte er einem Rufe als Professor der Geschichte an der Universität zu Heidelberg, welches Amt er bis heute noch bekleidet.

Berühmtgewonnen erwähnen wir noch, daß Schlosser im Jahre 1822 eine wissenschaftliche Reise nach Paris unternahm, um die dort verwahrten Quellen zu seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, welche später auch ins Französische übertragen wurde, zu vergleichen. Zwei Jahre später erhielt er den Titel Geheimer Hofrath, den nachher der Titel Geheimer Rath ersetzte, während ihm sein Landesherr die Brust mit dem Commandeurkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen schmückte.

Während der langen Reihe von Jahren, innerhalb welcher Schlosser mit ungebenger Kraft und Lebensfrische Tausende und Abertausende von Jünglingen in die Hallen der Geschichte einführte und für alles Große und Herrliche im Menschen- und Völkerleben zu begeistern strebte, war er nicht minder thätig, durch viele der trefflichsten Geschichtswerke unsere deutsche Literatur zu bereichern und seine tiefen Betrachtungen durch die Presse zum Gemeingut des Volkes zu machen. Wir nennen zuerst seine „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung", deren erste Auflage von 1819 bis 1824 zu Frankfurt in 3 Bänden erschien, während die zweite Auflage vier Theile in 9 Bänden (1839—1841) enthält. Theilen trefflichen Werke folgte 1826—34 die „Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur", in welcher er nach Heinrich Kurz' Worten „ganz besonders

mit ausgezeichnetem Scharfsinn und klarem Geiste den Einfluß der rein geistigen Bestrebungen auf die Entwickelung nicht blos der sittlichen, sondern auch der bürgerlichen und politischen Zustände nachweist." Wir gedenken ferner seiner seiner so äußerordentlich berühmt gewordenen „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts", deren erste Auflage 1823 in 2 Bänden erschien, während wir jetzt eine vollständig umgearbeitete und reich vermehrte vierte Auflage haben besitzen, welche zugleich die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs enthält; dann die Schrift: „Zur Beurtheilung Napoleons und seiner neuesten Tadler und Lobredner, besonders in Beziehung auf die Zeit von 1810 bis 1813", welche er in drei Abtheilungen von 1832—1835 veröffentlichte.

Schlossers Hauptwerk ist jedoch unstreitig seine „Weltgeschichte für das deutsche Volk", an welcher sich besonders die zum achten Bande der bekannte Frankfurter Geograph Dr. G. L. Kriegk, namentlich was die Schreibart betrifft, betheiligt hat. Das war eine deutsche That, wie sie uns nicht leicht ein anderes Volk nachthun wird. Mit ihr hat der hochherzige Greis, wie Humboldt mit seinem Kosmos, sein Leben zum würdigsten Abschluß gebracht. In diesem Werke besitzt das deutsche Volk, nach dem wahren Urtheile eines deutschen Publicisten, einen unerschöpflichen Bildungs- und Belehrungsschatz, aus dem es sich, wie aus wenigen anderen Büchern, die politisch und sittlich gesinnese, thatenwirkende Nahrung für seine nationale und geschichtliche Entwickelung ziehen kann. Und wenn wir dereinst wieder den Rang erobert haben, der uns unter den großen geschichtemachenden Nationen zukommt, dann werden wir mit Dank und Liebe uns erinnern, was wir unserm großen Lehrer in der Geschichte zu verdanken haben. — Und der hochherrlichen Trias Alexander von Humboldt, Ernst Moritz Arndt und Friedrich Christoph Schlosser hat der Tod die beiden Ersten abberufen; auch die Lebenstage des Letztgenannten sind gezählt, wir reich sie immer an wohlverdientem Ruhm und Ehren waren; aber so lange von einem deutschen Volke und von deutscher Sprache gerecet werden wird in den fernsten Jahrhunderten, werden die Namen dieser deutschen Geistesfürsten neben den leuchtenden Sternen der deutschen Dichtkunst genannt werden von Volk zu Volk, und das Urtheil der Weltgeschichte, das Urtheil des Weltgerichts, lautet schon jetzt:

„Sie leben unsterblich fort bis an das Ende der Zeiten!"

Damit sich der Leser selbst ein Urtheil über Schlosser's Anschauung der Geschichte und seine Schreibweise bilden könne, werden wir später einen kurzen Abschnitt aus seiner Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts mittheilen.

Der Wald von Białowicza.

(Schluß.)

Das noch in vielen andern europäischen Waldungen vorkommende urweltliche Thier, der Elenhirsch, glauben wir nicht mit gleicher Ausführlichkeit besprechen zu dürfen, als es bei dem Bisen geschehen. Das Elen oder Elch ist sowohl aus Naturgeschichten, als aus zoologischen Gärten und selbst in der Freiheit viel bekannter. Es sei hier nur für die Leser, bei denen unsere Voraussetzung nicht zutreffen sollte, gesagt, daß der Elenhirsch sich von dem Edelhirsch durch seine langen, starken und muskulösen Läufe, durch seinen kurzen Körper, langen Kopf mit hängender Unterlippe und durch seine schaufelförmige Gehörnbildung unterscheidet. Die hängende Unterlippe veranlaßte die alten Völker zu der Annahme, das Elenthier könne nur im Rückwärtsgehen fressen, was natürlich längst widerlegt ist.

Der Elenhirsch hält sich nur in Gegenden auf, in welchen es große Sümpfe gibt, da diese ihm zu seiner Erhaltung nothwendig sind. Morastboden, den weder Mensch noch Thier gefahrlos betreten könnte, durchwirkt das plumpe Geschöpf mit Leichtigkeit, ohne einzusinken. Es liegt sich dazu auf die Seite und schnellt sich mit den starken Läufen vorwärts. Weil es im Białowiczaer Walde an Sümpfen fehlt, sucht das Elen vor die benachbarten Gegenden auf, die an tiefen, mit Strauchwerk und Wassergewächsen bedeckten Morästen reich sind. Diese für Menschen völlig unzugänglichen Sümpfe haben eine Ausdehnung von 20—30 Meilen, und theilen sich in mehrere Arme. Mitten in diesen tiefen Moorlande liegt die kleine Stadt Pinsk, auf einer Erderhöhung, zu welcher ein schmaler Damm führt. Sie ist vielleicht eine der unzugänglichsten Festungen, die es gibt, obgleich sie weder von Mauern noch Wällen umgeben ist.

Das Elchwild hat Ende September bis in den October hinein seine Brunstzeit, und es ist dann gefährlich, sich den leicht in Wuth gerathenden Thieren zu nahen. Im Mai setzt das alte Thier 1—2 Junge. Das Elen liebt die Einsamkeit und zieht sich vor den andern Thieren zurück. Unter sich aber lebt es gesellig, wie das Roth- und Damwild, nur ist laß immer in größeren Rudeln beisammen zu treffen. In Preußen ist der Haupt-Elchwildstand in dem königl. Forstreviere Ibenhorst bei Memel, wo jetzt wiederum ein Bestand von mehr als 100 Stück vorhanzen ist, während ihre Zahl im Jahre der Jagdfreiheit 1848 auf 16 Stück vermindert worden war! Im russischen Litthauen ist dies merkwürdige Thier seit der Regierung Pauls des Ersten seltener geworden. Es wurde ihm damals seiner Haut wegen sehr nachgestellt, aus welcher jener Monarch die Beinkleider für seine schwere Cavallerie verfertigen ließ. Zur Heidenzeit verehrten die Litthauer das Elen als Gottheit und noch heutzutage schreiben sie den grasgespelten Hufen dieses Thieres eine heilsame Wirkung gegen epileptische Krämpfe zu.

Wo der Wald ausschließlich zur Holzzucht bestimmt ist, kann übrigens das Elen nicht geduldet werden, da es den Bäumen durch Abschälen der Rinde und durch Niedertreiten der jungen Stämme ungeheuren Schaden zufügt. — Die Beschaffenheit und Lebensart aller übrigen im Białowiczaer Walde vorkommenden Wildarten gibt für den vorliegenden jedoch keinerlei Veranlassung zu weiterer Besprechung, obgleich sie einen Stoff darbieten, der genug des Interessanten enthält, um ihm einen neuen Artikel in diesen Blättern zu widmen. Vielleicht geschieht das gelegentlich einmal!

Die Jagd, wie sie noch heute im Walde von Białowieza getrieben wird, ist sehr einfach. Man übt sie meist mit Bracken aus, die sehr groß und wild sind, doch ist diese Art der Jagd nicht eben empfehlig und dem Wildstande überdies nachtheilig. Stundenlang muß man oft bei dieser Gelegenheit auf demselben Posten stehen; man hört die Jagd sich immer weiter und weiter entfernen, nur kann nur bei ganz ausgezeichneten Hunden mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß man zu Schusse kommt. Oft treiben die Hunde das Wild meilenweit fort, oder springen von einer Fährte ab, um eine andere zu verfolgen, und bringen schließlich oft gar nichts vor die Büchse des Schützen. Das Pürschenstehen oder Parforce-Reiten verbietet die Beschaffenheit des Waldes; darum ist es das Sicherste, sich an einem gut ausgemachten Wechsel auf den Anstand zu stellen, oder eine Klapperjagd zu veranstalten. Eine solche Klapper- oder Treibjagd im Białowiczaer Walde gehört unstreitig zu den schönsten und interessantesten Waidmannsgenüssen, und wer einmal das Glück gehabt einer solchen beizuwohnen, dem wird sie stets in der Erinnerung fortleben!

Kaum haben die leicht und vorsichtig angestellten Treiber ihren Marsch durch die Dickung begonnen, so erscheint auch schon, wie aus der Pistole geschossen, der Wolf an der Schützenlinie. Unmittelbar nach ihm sucht Reineke sich durchzuschleichen, indem er so lang gestreckt als möglich durch das Unterholz schleicht und nur von Zeit zu Zeit stehen bleibt, um sich zu überzeugen, ob die Treiber noch auf seiner Fährte sind. Dann folgt gewöhnlich das Elchwild in majestätischem Trabe; hier bricht ein Rudel wilder Sauen unter mißvergnügtem Grunzen ob der unwillkommenen Störung sich unaufhaltsam Bahn durch das Dickicht; dort eilt ein flüchtiges Reh vorüber, und an einer andern Stelle sieht man den Bären o schnell als möglich von dannen trahen, um sich vor dem bedrohlichen Lärmen in Sicherheit zu bringen. Endlich aber, fast unmittelbar vor den Treibern, die mit allen möglichen Werkzeugen, ihre eigenen Lungen nicht ausgenommen, einen wahren Höllenspectakel vollführen, die Hunde auf seinen Fersen, kommt der Bison schnaufend einhergetrabt. Ab und zu macht er Kehrt und bedroht seine klässenden Verfolger, die vor dieser Stellung jedoch gewaltigen Nachens und der eisenstarken Hörner die Klucht ergreifen, um, sobald der Bison wieder seinen Lauf fortsetzt, desto eifriger hinter ihm drein zu jagen. Oft freilich geht auch der Bison, trotz aller

Digitized by Google

Anstrengung und trotz des größten Lärmens der Treiber, durch die Linie derselben hindurch und kommt dann nicht vor den Schuß.

Ein Theil des Waldes, der Distrikt Nieznanow, ist mit so dichtem Gestrüpp und Unterholz bedeckt, daß ein Einbringen in denselben für ein menschliches Wesen geradezu unmöglich ist. Dieser Distrikt trägt dem Walde gewissermaßen als Remise, das heißt: es zieht sich hierher zurück, wenn es verfolgt wird. Hier ist in Folge dessen also die eigentliche Wildkammer des Bialowiczaer Waldes, und wenn große Jagden veranstaltet werden sollen, so sucht man das Wild aus diesem Zufluchtsorte durch alle nur erdenklichen Mittel, wie vieles Schießen, Feuerannachen ꝛc. ꝛc., heraus zutreiben, um es sodann dem eigentlichen Schauplatze der Jagd zuzutreiben.

Die Jagd auf Bären geschieht gewöhnlich in der Art, daß einige Jäger mit Hunden, womöglich nach einer „Neuen", d. h. nach frisch gefallenem Schnee, den Bären aufspüren, ihn durch die Hunde zum Stehen bringen und dann ihm die tödliche Kugel zusenden. Eine Gefahr ist nur selten mit dieser Jagd verknüpft, da selbst bei einem schlechten Schusse der Bär gewöhnlich lieber das Weite sucht, als sich gegen seine Angreifer zur Wehre setzt. Thäte er dies aber auch, so ist es dennoch bei einiger Gewandtheit durchaus nicht schwer, sich vor den Verfolgungen des gereizten Thieres zu retten und den rechten Augenblick wahrzunehmen, um ihn mit einem besser gezielten Schusse zu erlegen.

Die Auerhahn-Balz, welche hier sehr großes Vergnügen gewähren müßte, ist den Jägern von Bialowicza völlig unbekannt. Dieser edle Vogel wird nur bei zufälligen Begegnungen geschossen, und müßte sich demnach bis in's Unendliche vermehren, wenn nicht, wie allbekannt, die Auerhenne eine der dümmsten und ungeschicktesten Mütter wäre, welche weder die Eier, auf denen sie brütet, noch die jungen Vögel gegen ihre vielen Feinde zu schützen und zu vertheidigen weiß. —

Das edle Waidwerk hat seine Glanzzeit hinter sich! Noch vor hundert Jahren wurde dasselbe mit weit größerer Pracht und bedeutungsvollerem Ernst betrieben, als es heutzutage der Fall ist. Der Wald von Bialowicza hatte seine Glanzepoche zu der Zeit August's III., Königs von Polen, der bekanntlich ein leidenschaftlicher Jäger war. Auf seinen Befehl und in seinem Beisein fanden daselbst die größten und berühmtesten Jagden statt. Schon Monate vor dem Termine zum Beginn einer solchen Jagd wurden viele Tausende von Lebkiegen aufgeboten, um das Wildpret von allen Seiten des damals noch viel bedeutenderen Waldes nach dem zur Jagd bestimmten Distriete heranzutreiben. Ein Terrain von wenig hundert Morgen beherbergte dann am bestimmten Zeitpunkt eine unglaubliche Anzahl des verschiedenartigsten Wildes. Dasselbe wurde hier zuerst „eingelappt", d. h. der ganze Ort wurde mit Stricken, an welchen Lappen nur lose befestigt waren, die sich beim geringsten Windzuge hin und her bewegten, umschlossen. Dies genügt, um das scheuere Wild, für einige Zeit wenigstens, von dem Durchgehen zurückzuhalten. Hinter diesen Lappen stellte man die Jagdzeuge, starke, von Hanf geflochtene, acht Fuß hohe Netze mit großen Maschen, welche an fest eingegrabenen Pfählen befestigt wurden. Beide Einhegungen reichten aber noch nicht hin, um den Bison für längere Zeit festzuhalten. Der ganze Raum wurde daher schließlich noch mit einem hohen und festen Holzgatter umfriedigt. Drinden, welcher sich eine solche Jagd von einem Augenzeugen beschreiben ließ, erzählt, daß dicht vor den Umhegungen eine Art von Pavillon errichtet worden war, in welchem der König mit den vornehmsten seiner Gäste Platz genommen hatte. Etwa zwanzig Schritte von diesem Pavillon entfernt war eine Lücke in den Umhegungen gelassen, nach welcher hin alles hier eingeschlossene Wild getrieben wurde. Nur die Mitglieder der königlichen Familie waren mit Büchsen versehen und schossen. Die Königin erlegte zwanzig Bisons und kaum noch so viel Zeit und Seelenruhe, sich die Pausen durch Lectüre zu verkürzen. Sie fehlte nicht ein einziges Mal. Eben so gut schoß der König selbst. Sobald ein Bison stürzte, diesen die Piqueure auf ihren Halbwonden Kanjaren. Nach der Jagd wurde das Wildpret gestreckt, d. h. nach Gattung und Größe neben einander am Erdboden ausgebreitet, worauf es von den ganzen Hof und allen Anwesenden unter stimmterenen Hörnerklang besichtigt wurde. Alsdann mag man es und uns vertheilte es unter die Bauern. Zur Erinnerung an diese Jagd, welche eine der ergiebigsten gewesen zu sein scheint, ließ der König ein Denkmal in der Nähe des Jagdschlosses Bialowicza errichten.

In ganz früher Zeit — das darf hier wohl noch eingeschaltet werden — jagte der gemeine Mann den Bison zu Fuß, mit Lanzen. Zwei Menschen genügten hierbei. Der Eine ging dem Bison, sobald die Hunde denselben gestellt hatte, mit eingelegter Lanze kühn zu Leibe und suchte ihm einen tödtlichen Stoß beizubringen; der Andere aber trachtete darnach, durch Schreien und durch Schwenken rother Tücher die Aufmerksamkeit des Thieres von dem Angreifer ab und auf sich zu lenken. Die Hunde trugen das Ihrige zu dieser Jagd bei, und in den allerwenigsten Fällen gelang die Erlegung des wüthenden Bisons. Sigismund der Greise von Litthauen, geb. 1440, ließ einen Verbrecher ganz in rothe Stoffe kleiden und in einem Circus mit einem eingefangenen Bison kämpfen, welcher sein unglückliches Opfer trotz der heldenmüthigsten und verzweifeltsten Gegenwehr bald übermannte und zerfaumpfte.

Um einen Bison lebendig einzufangen, bediente man sich des Mittels, daß man eine junge, schlanke und biegsame Birke mit ihrem Wipfel zur Erde beug und dort lose befestigte. Eine starke Schlinge von Draht oder Stricken wurde daran angebracht, und der Bison durch duftiges Heu oder eine sonstige „Körnung" angelockt. Bei der ersten Berührung dieser Lockspeise schnellte die Birke in die Höhe und machte das Thier trotz der gewaltigsten Anstrengungen zum Gefangenen.

Das Resultat der heurigen Jagd am 18. October 1860 war folgendes: der Kaiser schoß 4 Auerochsen, 2 Elen, 3 Rehe, 4 Wölfe, 2 Füchse, 1 Eber; der Großherzog von Weimar 2 Auerochsen, 1 Wolf; Prinz Karl von Preußen 4 Auerochsen, 1 Wolf; Prinz Albrecht von Preußen 1 Auerochsen, 1 Dachs; Prinz August von Württemberg 2 Auerochsen, 1 Schwein, 1 Hasen ꝛc. Das Resultat der zweiten Jagd am 19. October war: der Kaiser 2 Auerochsen, 1 Kalb, 6 Damhirsche, 1 Dachs, 1 Fuchs, 1 Hasen; der Großherzog von Weimar 1 Auerochsen, 2 Wölfe, 2 Rehe, 1 Sau, 1 Ueberläufer; der Prinz Albrecht 1 Keiler, 1 Dachs; der Prinz August 1 Schwein, 1 Wolf und anderes Wild; der Prinz von Hessen 2 Auerochsen, 1 Sau ꝛc. Im Ganzen an diesem Tage: 13 Auerochsen, 8 Damhirsche, 9 Rehe, 7 Sauen, 3 Dachse, 2 Hasen, 8 Wölfe.

Reisebriefe.

Von Fr. Gerstäcker.

Nr. 1.

San Lorenzo am Pailon in Ecuador, 27. Juni 1860.

„Sehr weithe Gartenlaube!

Deine Leser mögen auf der Karte suchen so viel sie wollen, den Platz hier finden sie nicht, und — aufrichtig gesagt — hat es Mühe gekostet, bis ich ihn selber gefunden habe. Merkwürdig bleibt es aber doch, wie sich die Verhältnisse der Menschen ändern, denn vor sieben Wochen saß ich noch gemüthlich in der wundersschönen Rosenau und im Kreise der Meinen, und jetzt — bin ich Hausbesitzer in Lorenzo in einem der entferntesten Winkel des Erdballs, sehe die Fluth vor meiner Thür — eine Thür habe ich eigentlich nicht — steigen und fallen — koche mir meinen eigenen Kaffee, sauge mir meine eigenen Fische, und thue genau so, als ob ich auf der ganzen Welt keinen Menschen weiter hätte, der mich nur im Geringsten etwas anginge.

„Aber wo ist denn Lorenzo?" — Das will ich Ihnen sagen. San Lorenzo ist genau der nämliche Fleck, den Du vor noch gar nicht so langer Zeit so ganz entsetzlich als „Neu-Deutschland" herausgestrichen hast, verehrte Gartenlaube, und um mir die Sache einmal selber mit anzusehen, bin ich eben hierhergegangen. Daß ich mir dabei eine ganz besondere Suppe eingebrockt, die es Monate lang gebrauchen wird auszuessen, ist eine Privatsache. Jedenfalls bin ich in das tollste Leben, das ich jemals geführt, mit beiden Füßen wieder mitten hineingesprungen, und das Ein-

Digitized by Google

zige, was ich jetzt thun kann, ist, so lange ich darin stecke, den größtmöglichsten Nutzen daraus zu ziehen.

Ueber das Land selber, in dem ich mich befinde, kann ich allerdings noch nicht urtheilen, denn wir wohnen hier gerade unter einer Dachtraufe. Das soll mich aber nicht abhalten, Dir wenigstens den kleinen Ort so gut als möglich zu beschreiben, und jetzt, wo die Einbrüche noch frisch sind, geht das am Besten.

San Lorenzo liegt am Pailon, etwa 1° 30′ nördl. Breite und circa 78° westl. Länge von Greenwich — denn ich bin einmal nicht mehr gesonnen, mich dem alten deutschen und faulen Schlendrian zu fügen und nach Ferro zu rechnen, das nur noch die deutschen Kartenkünstler kennen. Soweit die Länge und Breite. Sonst liegt San Lorenzo in der Mündung eines kleinen Stromes, der in seinen Biegungen die verschiedensten Namen trägt; die Wasser desselben kommen vom Chimborasso, von Quito und überhaupt den westlichen Hängen der Cordilleren herunter, und es hat den reichsten und fruchtbarsten Boden um sich her, den man sich auf der Welt nur denken kann. Es liegt aber an der Grenze der Manglarensümpfe, die seine es vom Meere trennenden Inseln füllen, und am Rand erhöhten ebenen Bodens, der sich nach den nicht sehr fernen Bergen hinüber zieht und mit einer Vegetation bedeckt ist, durch die man weder hinkriechen, noch die man beschreiben kann.

Hier mögen die Leute herkommen, die Urwald zu sehen wünschen oder gar eine Sehnsucht haben im Urwald „spazieren“ zu gehen. Ich bin doch wahrhaftig schon in mancher Wildniß umhergewandert, man kann die Romantik aber auch übertreiben, und so etwas von Wurzeln, Stämmen, Dornen, Schlingpflanzen, Sumpflöchern und Lagunen ist mir noch nicht leicht vorgekommen.

Ganz anders soll sich das freilich in den Hügeln und Bergen gestalten, wo der trockene Boden dieser Vegetation schon nicht solchen Vorschub leistet. Außerdem ist jetzt auch gerade das Ende der Regenzeit — wenn ich auch noch kein Ende davon sehen kann — und der Boden deshalb getränkt mit Nässe, die Luft so feucht, daß ich meine Büchse gar nicht geladen unter Dach halten kann, sondern zweimal den Tag mit Oel auswischen muß, um den gröbsten Rost herauszuhalten.

Doch ich wollte ja nur von der Stadt und ihren Bewohnern reden, und die ist interessant genug, eine halbe Stunde einmal darauf zu verwenden — will ich selber doch meinen Aufenthalt hier für Monate nehmen.

San Lorenzo hat etwa 18 Häuser auf einem Platz zerstreut, der mit mäßiger Eintheilung recht gut zweihundert tragen könnte. Dabei ist der Zwischenraum aber keineswegs mit Gärten, sondern nur mit Rüben, Hunden, Schweinen, Hühnern und halb oder ganz nackten Kindern ausgefüllt, die sämmtlich rücksichtslos durch den nassen Boden herüber und hinüber waten. Einzelne Fruchtbäume

Mein Wohnhaus in San Lorenzo.

stehen allerdings hier, besonders viele mit delicaten Früchten bedeckte Orangen. Sonst ist aber nur eine einzige tragende Cocospalme auf dem ganzen Platze zu finden, weil die Leute zu faserlich faul sind, selbst um eine Nuß in die Erde zu graben; keine Banane wächst dazu um die Häuser, denn dazu müßten sie den Platz einzäunen, die Schweine und Kühe davon abhalten, und doch leben die Bewohner fast ausschließlich von Bananen, die hier, noch nicht völlig reif, gebaden zu täglichem Brod, Gemüse und Fleisch verwendet werden.

Die Häuser sind so einfach wie dem Klima angemessen gebaut und stehen alle auf sechs bis acht oder zwölf etwa zehn Fuß hohen Pfosten, und Bambusleitern oder noch viel häufiger nur eingekerbte Stämme, die an dem schwankenden Fußboden lehnen, dienen Menschen, Kindern und Hunden zur Treppe die bei etagen zu erreichen. Es ist besonders erstaunlich, welche Geschicklichkeit die Hunde entwickeln, an diesen Beförderungsmitteln nicht allein heraus, sondern auch wieder herunter zu laufen. Ich würde sagen, sie kletterten wie die Katzen, wenn nicht eine einzige Katze im ganzen Ort wäre, einen solchen Vergleich zu gestatten. Die menschlichen Bewohner sprechen Spanisch, lassen sich aber sonst von jeder nur erkenntlichen Race ableiten, und hätte jeder Farbenverunreinigen Klang, so könnte das vollständigste Instrument daraus zusammengestellt werden. Jedenfalls trägt die Kastilische, Aethiopische und Amerikanische Race die Ursache an der jetzigen Bevölkerung. Doch auf die Bewohner kommen wir später zurück, und wollen uns jetzt erst einmal eine der Wohnungen etwas näher betrachten.

Vorsichtig auf in den Schlamm festgetretenen Stücken Bambus und Holz, Cocos- und Calebassenschalen und Rindenstreifen haben wir die Treppe — d. h. den eingekerbten Baumstamm erreicht, und singen nun erst unten Ave Maria oder etwas Aehnliches, worauf von oben die Antwort purissima oder eine andere Gebetsformel folgt, was theils als Gruß, theils als Erlaubniß gilt, den Platz zu betreten.

Mit der Erlaubniß sind wir aber noch nicht oben, denn der Pfahl ist nichtswürdig schlüpfrig und liegt nicht einmal fest, so daß schon eine Art Turner dazu gehört, glücklich hinauf zu kommen. Oben angelangt steigen wir nun zuerst über zwei oder drei kleine Kinder hinweg, die nackt und ungewaschen überall herum liegen, und hier kann ich nicht umhin zu bemerken, daß ich in meinem ganzen Leben nirgends — selbst nicht im sächsischen Erzgebirge — mehr kleine Kinder gesehen habe als in San Lorenzo. Weniger als fünf findet man in keinem Haus, und das Wunderbare dabei ist, daß sie alle von einem Alter scheinen. Wenn das so fort geht, nicht mehr als die übliche Zahl stirbt, und keine bedeutende Auswanderung stattfindet, so kann man recht gut berechnen, daß in hundert Jahren San Lorenzo etwa 250,000 Einwohner zählen

Digitized by Google

muß. Kinder liegen überall, kriechen am Boden, schaukeln in Hängematten, hangen an ihren Müttern oder an den eigenen Fingern, werfen Calebassen mit Trinkwasser um, ärgern die Hunde und liegen sormwährend am äußersten Rand des Bodens, wo es aussieht, als ob sie jeden Augenblick hinabstürzen müßten. Selbst in den nur aus Palmenrinde gelegten Fußböden sind überall Löcher, durch die sie mit größter Bequemlichkeit rutschen könnten, und die Leiter oder der Baumpfahl scheint eben so bereit zu ihrem Gebrauch wie für den der Hunde und Erwachsenen. Nichtsdestoweniger kümmert sich kein Mensch um sie, man hört auch nie, daß eines wirklich hinab gefallen sei — oder wenn das wäre, daß es Schaden genommen hätte, und die Mütter gehen zum Wasserholen oder fahren in die Bai hinaus, Austern zu suchen, und überlassen die Würmer ruhig sich selbst und ihrem Schutzgeist, der hier jedenfalls alle Hände voll zu thun hat.

In der Stube selber — die das ganze Haus einnimmt — sieht es wunderlich genug aus. An ein Ameublement ist natürlich nicht zu denken, man müßte denn hie und da einen niedrigen Tisch und ein paar Stücken Holz dazu rechnen, die zu Sitzen dienen. Wände existiren ebensalls nur in einzelnen Fällen, und dann zwar aus gespaltenem Bambus oder eben solcher Palmenrinde. Die Luft hat überall freien Durchgang, und nur das Dach ist mit festzusammengeschnürten Palmenblättern fest und dicht gedeckt, um nicht auch noch den sluthenden Regen von oben hereinzulassen.

Auf ein paar Querstangen von Bambus, in der Mitte des Hauses, liegen einige Harpunen und Angelruthen, auch wohl ein paar breit geschnitzte Ruder, zauberischen steckt eine machete — ein langes breites Messer, das zum Lichten der Waldung und verschiedenen anderen häuslichen Bedürfnissen dient, drei oder vier Hängematten schwingen überall im Wege, einige sehr kleine Holzsitzen stehen an den Seiten, und die innere Einrichtung, mit einem eisernen Topf und sechs bis acht Calebassen, die auf einem roben Kochheerd ihren Platz haben, ist fertig. Eine Art Ballon darf ich aber nicht vergessen zu erwähnen, der, kunstlos bis zum Aeußersten, zu Jedem dient, was in irgend einer Haushaltung vorkommen kann. Dort liegen Calebassen- und Austerschalen, Bananenreste, getrocknete Fische, Orangenschalen, Nachtlöpfe, Wischtücher und verrätyige Früchte in malerischer Unordnung durcheinander, und — aber es geht wahrhaftig nicht — ich kann mich nicht weiter auf diese Schilderung einlassen. Se viel darf ich aber sagen, daß mir der Schmutz und Unrath in diesen Wohnungen menschlichen Fleißes zu arg wurde, und ich mich den Nächten mit Kinderschreien, Hundebellen und allen möglichen anderen Aufregungen dadurch entzog, daß ich mir ohne Weiteres ein eigenes Haus kaufte.

Ich brauche dadurch auch meine Casse nicht besonders anzustrengen, denn für 25 Dollars bekam ich ein solches — allerdings nur Dach und Pfahlwerk mit einer außergewöhnlich kleinen Einfriedigung darum — zu Kauf. Ich will versuchen eine Zeichnung beizulegen, an der ich besonders die Treppe Deiner Aufmerksamkeit empfehle.

Nun war ich mit einem Engländer, Mr. Wilson, dem Chef der Ecuador-Gesellschaft in diesen Breiten, und einem Arzt aus Ecuador hierhergekommen. Um aber unsere Briefe auf die Post zu geben, mußte Mr. Wilson vor sieben Tagen in unserem offenen Boot winter in See gehen und ist heute noch nicht zurückgekehrt. Indessen — bis er zurückgekehrt und wir uns dann in unsern vier Pfählen selber kochen lassen — „speise" ich noch bei der Familie, bei der wir zuerst eingekehrt, und da ich das Essen nicht zubereiten sehe, mag es verweile gehen. Aber selbst an Essen ist eine Qual. Ich verlange wahrhaftig keine ausdrückte Kost für mich und bin mit Allem zufrieden, was man nur ehrbar verzehren kann, aber diese Unreinlichkeit des Volkes widert mich unsagbar an. Das widerliche Anstarren der Amerikaner, das so gesund sein soll und so schweinisch ist, haben diese Söhne Ecuadors fast in noch ärgerem Maße; heute Morgen lag neben mir beim Frühstück mit einem Theil bloß, den man nicht einmal nennen kann, ein halbwüchsiger Neger; die Kinder, die ebenfowenig einen Begriff von einem Taschentuch wie von einer Eisenbahn haben, richten sich an dem weiteren Tisch auf und langen nach den Speisen oder liegen in den Hängematten und — apropos kennen Sie die Anekdote: „Kindern ist mit einer Kleinigkeit eine Freude gemacht"? — Nun, es schadet Nichts — genug und genug des Jammers, nun ich will und muß — als ein Gymnt beschaftigen, wenn ich aus diesen Verhältnissen wieder herauskomme. Jedenfalls bessert es sich, sobald wir unsere eigene Wirthschaft führen.

Uebrigens setzte ich die Eingeborenen in Erstaunen, als ich mein eigues kleines Haus bezogen und meinen Schreibtisch hergerichtet hatte, denn dort drüben wäre es nicht möglich gewesen, auch nur eine Zeile zu schreiben. Da die Burschen auf der Gotteswelt nichts zu thun haben, als die Woche vielleicht zweimal Bananen zu holen und eine Stunde des Tages Fische oder Austern zu fangen, war ihnen meine Arbeit etwas Neues, und sie machten Anstalt, sich bei mir stetig einzuquartieren. Daß sie mir dabei überall den Boden bespuckten, verstant sich von selbst, und ich überraschte sie in etwas, als ich sie ohne Weiteres zur Thüre hinausjagte. Ich erklärte ihnen dabei, daß ich dies Haus genommen habe, um vollständig allein zu sein, und wenn sie mich besuchen wollten, möchten sie einmal kommen, wenn ich nicht zu Hause wäre. Als ich das mit drei oder vieren gemacht, ließen sie mich in Ruh. Es ist schimm genug, auf einem vollenden Faß zu sitzen und seine Gedanken zu sammeln, es fehlte noch, daß man sich über die faulen Bengel ärgerte.

Die kleine Stadt hat übrigens den Vortheil, daß in ihr nicht ein einziger Laden, überhaupt gar nichts auf der Welt für Geld oder gute Worte zu haben ist — agua ardiente ausgenommen, die ein Menschenfreund von Temaor von Zeit zu Zeit hereinverschafft, und für einen Viertel-Dollar drei Viertel-Flaschen verkauft. Die Leute leben dafür aber auch wirklich wenig besser als die Indianer, und daß sie dem Namen nach Christen sind, macht darin natürlich keinen Unterschied. Die Banane ist das tägliche Brod, das auf die verschiedenste Weise zubereitet wird; dann essen sie dann und wann etwas Reis, wenn sie ihn haben, Fische, Austern, Muscheln und was sie sonst an Wild mit ihren Schrotflinten erlegen können — und das ist wenig genug. Sie halten sich allerdings Hühner, das scheint aber nur mehr zum Staat zu sein, denn einen wirklichen Nutzen habe ich noch nicht daraus ziehen können. Natürlich lebe ich jetzt so einfach wie sie: Morgens Austern und Reis zusammengekocht, was gar nicht so übel schmeckt, dazu eine gebackene Banane und eine Tasse Chocolate. Der Cacaobaum wächst wild in Ecuador — wird aber natürlich nur sehr vereinzelt, und zur Anpflanzung dieses nützlichen Baumes haben es erst sehr Wenige gebracht. Zuckerrohr, Kaffee, Vanille, die verschiedensten Arten von Gewürzen, kurz Alles, Alles, was die Vegetation nur Kostbares auf der Erde erzeugt, könnten sie hier mit der größten Leichtigkeit bauen, und thun gar nichts auf der Gotteswelt, als daß sie sich, vom Hunger getrieben, ein paar Fische fangen. Es ist das traurige Bild einer heruntergekommenen Race, die, wenn es auch hier nicht den Anschein hat, als ob sie aussterbe, doch jedenfalls dereinst einer anderen weichen muß, denn ebenso viel Recht wie diese Menschen hat auch der Indianer der Wälder, das Land für seine Jagdgründe zu beanspruchen, und welcher civilisirte Staat nimmt noch auf einen Indianer Rücksicht?

Ich sagte vorher, daß die Häuser hier kein Gärten haben, darin finden jedoch Ausnahmen statt, d. h. hier und da ist auf Pfählen ein altes, unbrauchbar gewordenes Canoe aufgestellt und mit Erde gefüllt worden, in dem einige Zwiebeln und dann und wann auch ein paar Bäume wachsen. Weder Zwiebeln noch Blumen sollen nämlich, einer Unzahl kleiner Ameisen wegen, hier in der Erde gezogen werden können. Hängende Gärten der Semiramis — spreche Einer von den sieben Wundern der Welt, der Ecuador noch nicht gesehen hat!

Was den Gesundheitszustand in Lorenzo betrifft, so kann ich darüber nicht urtheilen. Wer aber gestern hierher gekommen wäre, würde sich überzeugt gewesen sein, daß dieses kleine Nest der ungesundeste Ort der Erde wäre. In allen Häusern lagen, sonderbarer Weise, nur die Männer krank am Fieber nieder, und mit verbundenen Köpfen und geschlossenen Augen schienen sie ihrer Auflösung geduldig entgegen zu harren. Heute sind sie Alle wieder gesund und frisch wie die Fische, und noch gestern Abend sah ich drei der am schwersten Kranken mit fabelhafter Schnelle über die Bai und in das Gewirr von Lagunen hineinrudern. Das Mühsel ist leicht gelöst, denn wir hatten hier Revolution.

Ich will damit nicht gesagt haben, daß irgend Einer der hier wohnenden Leute auch nur die geringste selbstständige Meinung von Politik hätte, denn Zeitungen existiren nicht, politische Nachrichten dringen nur dann und wann, und dann selbst in ihrer rohsten Form und entstellt hierher; nicht einmal eine Postverbindung besteht, ebenso wenig wie eine Kirche oder Schule, oder polizeiliche Aufsicht, und daß die Leute ohne alles das bestehen kön-

Digitized by Google

nen, ist eben eins der unbegreiflichen Räthsel der Natur. In Ecuador hatten sich aber in den größeren Städten zwei Parteien gebildet, und während General Franco in Guayaquil herrschte und drohte Quito zu überfallen und zu nehmen, regierte in Quito selber, der Hauptstadt des Landes, ein „provisorisches Directorium", dessen militärische Spitze, General Flores, dieselben Absichten gegen Guayaquil hatte.

Esmeraldas an der Nordküste gehört nun vor der Hand politisch zu Guayaquil, der Paiton dagegen zu Quito, und General Flores, hieß es, werde von Tamaco aus 200 Mann nach Paiton schicken, um, mit den hiesigen Bürgern vereinigt, Esmeraldas mit Sturm zu nehmen und der provisorischen Regierung zu unterwerfen.

Mir gerade gegenüber, in einem auf Pfählen errichteten Haus ohne Wände, Thüren und Dach, lagerte und exercirte die Truppe von sieben Mann und einem Officier, ward für die gute Sache und wartete auf die Unterstützung von Tamaco. Die Leute hier hatten aber nicht die geringste Lust, nach Esmeraldas in die Schlacht zu ziehen, und als glücklicher Zufall nichts half, wurden sie ernstlich krank. Wie die Fliegen lagen sie umher, und erst als die sieben Soldaten sämmtliche Canoes des Ortes zusammenholten und unter ihrem Fort auf's Trockne zogen, wurden sie für ihre Sicherheit besorgt. Einzelne flüchteten in den Wald, den Abmarsch der kriegerischen Schaar zu erwarten, Andere griffen zu einem noch verzweifelteren Mittel und stahlen ihre Canoes unter den Augen der Schildwacht selbst fort, und als gestern Abend Ortre kam, daß die Verstärkung vom Paiton zur Hauptmacht stoßen solle, waren nur noch fünf Mann, den Officier eingerechnet, übrig, und eben genug, eine zum Proviant bestimmte Kuh mit fortzuführen. Die Berichte, die wir dazu von der Mündung erhielten, wo ein paar Häuser, San Pedro genannt, liegen, lauteten ebenfalls nicht ermuthigend, denn statt der erwarteten 200 Mann waren nur 12 Mann eingetroffen. Was sie jetzt anfangen, ist unbestimmt; jedenfalls werden sie vor allen Dingen die Kuh verzehren und dann wieder zu ihrem friedlichen Nichtsthun in den Schooß der Ihren zurückkehren. Jetzt treffen auch die Buschflüchtigen, ohne ein Zeichen von Fieber, langsam wieder ein, und die Zahl der Kranken vermehrt sich auf ein paar Kinder, die freischüttelnd unter der Treppenlehne liegen.

Das kalte Fieber herrscht allerdings hier, aber nicht so arg, wie in den Mississippisümpfen, und scheint auch hier lange nicht so bösartig. Es soll sehr leicht zu heilen sein und keine bösen Folgen zurücklassen, wie dort die sogenannten „Fieberkuchen" nur zu deutlich zeigen.

Eben, während ich schreibe, kommt ein besorgter Familienvater und fragt bei mir an — er hatte gerade gehört, daß sämmtliche Soldaten hierher kommen würden — ob er mir denn, so lange sie hier wären, nur seine Familie in das Haus bringen dürfte, eine Frau, zwei Töchter und drei schmutzige Jungen. Bei dem Fremden fühlen sie sich sicher, und in dem Fall könnte ich hier eine schöne Colonie von hülfsbedürftigen Frauenzimmern herbekommen. Die Frauen befinden sich in der That in der furchtbarsten Aufregung, denn eine alte Negerin, die eben in einem Canoe hier eingetroffen, muß schreckliche Nachrichten gebracht haben. Sie verschwand wieder wie sie kam, unter einem Regenschirm mitten im Canoe sitzend, das zwei gelbbraune Jungen ruderten.

Uebrigens spiele ich auch hier den Arzt und curire kalte Fieber und Lokil wahrhaft meisterhaft mit Brechweinstein, Chinin und Opium, warte aber in der That nur auf die versprochene trockne Jahreszeit, um meine Büchse zu schultern, besonders wenn die Soldaten wirklich wieder hierher kommen, die den ganzen Tag nach einem Stein, nicht weit von meinem Haus, wie nach der Scheibe schossen. Das konnte mir unmöglich eine Beruhigung sein, daß sie den Platz nie fanden, wo die Kugel eingeschlagen.

So ist San Lorenzo, und von hier oder doch der Nachbarschaft aus soll sich die englische Ecuador-Niederlassung entwickeln und ausbreiten. Es kann aber nicht im Interesse der Gesellschaft liegen, diesen Hafenplatz, der stets von einer tropischen Niederung umgeben bleibt, zu einem Ziel für deutsche Auswanderung zu machen — und das ist auch nicht der Fall. Hinter dem Paiton dehnt sich das Land nach den Cordilleren empor und alle Berichte darüber lauten gleich, daß jene Höhen dem europäischen Arbeiter vollkommen zusagen werden. Ist doch um Quito herum eins der gesündesten Klimate der Welt.

Doch das habe ich Alles noch nicht gesehen, noch nicht selbst durchwandert, nur will und werde nie etwas berichten, wo ich nicht auch mit guten Gewissen einstehen kann. Möglich ist es dann auch, daß ich einige gute Jagden mache, denn man erzählt hier viel von einer kleinen Art wilder Schweine, wie von Truthühnern und Auerhühnern — den Beschreibungen nach. Im Inneren soll es dazu Guanacos und Hirsche geben, und die Phantasie schmückt den Wald auch mit dem gefleckten amerikanischen Tiger aus. Bis jetzt habe ich noch nichts gesehen, als diese sogenannten Truthühner, die aber viel kleiner als die unsrigen und von weitem schwarz sind, auch einen langen Schwanz haben. Sie sind also gerade so wie die Truthühner, nur ganz anders. Wahr scheinlich geht es auch mit dem Uebrigen ebenso; reist mir aber meine Flinte nicht ganz ein, und in diesen ewigen Regenzüchen fast kann alle Aussichten vorhanden, so denk' ich dem ecuadorischen Urwald doch einigen Tribut abzuwacken und dann erzähle ich Dir vielleicht davon.

Jetzt bin ich einmal wieder draußen, mitten in der weiten wilden Welt — um mich rauschen die Manglaren und Palmen, und schütteln ihre zarten Zweige, über mir schaut das Südenkreuz still und geheimnißvoll herab — wenn der Himmel nicht eben so voll Wolken hängt, daß man weder Kreuz noch Halbmond sehen kann — und eine neue lange Wanderschaft steht mir bevor. Aber das Herz gehört deshalb doch der Heimath, das Herz zieht es doch dorthin zurück, und wenn ich hier Abends an meinem wunderlichen Tisch sitze, die Bai vor mir, das rascheinde Palmenrauschen über mir, die fremden wunderlichen Töne des Waldes um mich her, und mir von meiner alten, treuen Cither vorplaudern lasse, fühle ich doch nur immer mehr, daß ich — ein Deutscher bin — eine Sache, wegen der ich manchmal nicht umhin kann, mein tiefes inniges Bedauern gegen mich selber auszusprechen. Aber à la comédie — ein kleiner brauner Mulattenjunge ruft mich eben zum Essen: Reis und Austern und nachher eine Tasse Kaffee mit einer Esmeralda-Cigarre. Die Welt ist doch schön!"

Bilder aus dem Leben deutscher Dichter.

Nr. 4. Ein Dichter-Asyl.

Mit Benutzung neuer Mittheilungen des Herrn Archidiaconus A. W. Müller in Meiningen, von A. Diezmann.

(Schluß.)

Nachdem Frau von Wolzogen am 21. Januar 1783 über Bamberg nach Stuttgart zurückgereist war, begann für Schiller wiederum eine öde, trübe Zeit, zumal nachdem am 1. Februar der Winter von Neuem mit aller Macht einzog. Er zählte sehnsüchtig die Tage, die vergehen mußten, ehe er Charlotte wiedersehen konnte. „Ich wünsche," schrieb er, „daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto ermatteter ginge."

Den armen Dichter drückte freilich gar Vieles: zuerst seine Liebe zu Charlotte, obwohl er damals noch nicht wußte, daß das Mädchen bereits leidenschaftlich einen Andern liebte; dann erfuhr er, daß seine Mutter ernstlich erkrankt sei, und er mußte fürchten, daß die nunmöglich ausbleibende Entredung von den drängenden Schulden, die er in Stuttgart zurückgelassen, auf ihren Zustand nachtheilig einwirke, und endlich befand er sich auch in Bauerbach in den drückendsten Geldverlegenheiten, so daß er sich Vieles versagen mußte, selbst den so geliebten Schnupftabak, und sich nur zeitweilig durch kleine Anleihen bei seinen Bekannten hinhalten konnte. Sein Wunder also, daß er an Reinwald schrieb: „Wie sehnlich erwarte ich die Zeit, da die Schwalben an unsern Himmel und die Empfindungen in unsere Brust zurückkommen! Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, schlaflose Hoffnungen, vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths verstimmt und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt . . . Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich

Digitized by Google

sonst in zehn Minuten bei einem denkenden guten Freunde von selbst anwandelt, oft auch bei einem vortrefflichen Buche oder unter offenem Himmel."

Trotz alledem war er so fleißig als möglich, namentlich überarbeitete er nochmals seine „Louise Millerin" und bot sie — vergebens — dem Buchhändler Bergang in Leipzig an. Dies neue Mißlingen würde ihn sicherlich noch tiefer verstimmt haben, wäre nicht gleichzeitig, ganz unerwartet, ein Brief von Dalberg aus Mannheim eingegangen, der wohl endlich fühlen machte, wie sehr er sich an Schiller vergangen, wie sehr er aber auch zugleich sich und seiner Bühne dadurch geschadet, daß er verstummt hatte, einen so hochbegabten Geist, wie den jungen Dichter, der sich ihm vertrauensvoll in die Arme geworfen, fest an sich zu binden, nun wieder gut zu machen suchte und um Zusendung des neuen Stückes bat. Schiller

Reinwald's Gartenhaus.

war flug genug, die ihm dargebotene Hand nicht hastig zu ergreifen, sie aber auch nicht von sich zu stoßen. Das Letztere um so weniger, als eine Mittheilung der Frau von Wolzogen ihn von Neuem in die Besorgniß versetzte, er werde nicht lange mehr in Bauerbach bleiben können. Sie schrieb ihm nämlich, ein Herr von Windelmann aus Meiningen gebürtig und Officier der Nobelgarde des Herzogs von Würtemberg wolle sie auf ihrer nächsten Frühjahrsreise nach der Heimath durchaus begleiten. Schiller kannte jenen Herrn recht wohl von Stuttgart her, und der wunderbare Instinct der Eifersucht ließ ihn überdies — mit Recht — in demselben einen Nebenbuhler um das Herz Charlottens ahnen. Er schrieb deshalb an seine mütterliche Freundin einen Brief, in welchem sich der ganze Schmerz seiner Seele offenbart: „Wenn sich Herr von W. mit Ihnen in Meiningen einfinden sollte, so ist es durchaus unmöglich, daß ich Ihre Ankunft erwarten kann. Ganz Meiningen weiß, daß sich ein Würtemberger in Bauerbach aufhält, daß dieser ein sehr guter Freund von Ihnen ist und daß er sich mit Schriften beschäftiget. Ganz Meiningen vermuthet, daß dieser „Ritter" nicht der ist, für den er sich ausgibt; daß er vielleicht Verdruß in seinem Vaterlande gehabt hat und darum seinen Nachmen verschweigen muß. Man war schon lange begierig, diesem verkappten Ritter auf die Spur zu kommen, man hat sogar auf den Wahren gerathen. Lassen Sie nun besagten Herrn nach Meiningen kommen. Wird man nicht die erste Gelegenheit ergreifen, nach mir zu forschen? Zweifeln Sie, daß W., wenn ihm alle jene Umstände, mit meiner Figur verbunden, gesagt werden, den Augenblick auf mich fallen wird? Ich gebe Ihnen zu bedenken, ob eine Person, die so wie jener Herr von unserem Thun und Lassen unterrichtet, die mehr als tausend Andere neugierig und vorzüglich neugierig auf mein Schicksal ist, bei der ausgestreuten Erdichtung stehen bleiben werde? Ob Sie selbst Gewalt genug über sich haben, das Gegentheil auf seine zudringlichen Fragen mit unveränderter Stirn zu behaupten? Ob er der Mann ist, der in das Geheimniß gezogen werden darf? Ich erkläre Ihnen entschlossen und offenherzig, daß ich das Letztere niemals zugeben werde. Ich will ihm durchaus nichts von seinem Werthe nehmen, denn er hat wirklich einige schätzbare Seiten, aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind. Weil ich alle eine Entdeckung auf dieser Seite unmöglich gestahr lassen kann, so muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meinen Lebens der schmerzlichste ist, — ich muß Sie verlassen; ich muß Sie zum letzten Male gesehen haben. Es kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich kann nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne, herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schicksal zurückläßt; aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor und mein Stolz hat meiner Tugend schon soviel Opfer gethan, daß ich ihm auch einmal eine Tugend preisgeben muß. Es wäre eine unverzeihliche Eitelkeit von mir, wenn ich verlangen könnte, daß Sie um meinetwillen einen Menschen, der sich durch Bande der Verwandtschaft und Liebe an Sie attachirt hat, verstoßen sollten. Nein, es wäre ein ungerechtes Zumuthen, wenn ich prätendirte, daß Sie mir, der kein Verdienst um Sie hat, als Freundschaft, eine Person

ansopfern sollten, die keinen Fehler hat, als daß ich sie nicht liebe. Ich würde Ihre und Ihrer guten Lotte Ankunft in Bauerbach nicht ertragen können, wenn mir einfiele, daß ich Sie eines Freundes beraubte."

Es war ein Glück für den Genesenden, daß unterdeß der Frühling kam, der es ihm möglich machte, durch Umherstreifen in der wiedererwachenden Natur und durch neu angeknüpfte Bekanntschaften seinen Mißmuth zu zerstreuen.

Ein Schritt aus dem Hause und dem Döschen brachte ihn in's Freie, und die Localitäten weiß heute noch seine Lieblingswege in der ganzen Umgegend anzugeben. Gleich über dem Dorfe liegt der Fritzenberg, zu dem vom Herrengarten aus der jetzt sogenannte Schillerpfad hinaufführt. Auf der Höhe stand zu seiner Zeit ein von Buchen umgebener Tisch mit Bänken, wo er oft rastete, oft auch seinen Kaffee trank. Von da wendete er sich häufig abwärts durch eine schöne Buchenwaldung, der Tiegel genannt, zu dem waldeinsam liegenden Schlößchen Sophienlust, das die Herzogin Elisabeth Sophie von Meiningen erbauen ließ und das jetzt Amalienruh heißt. Wollte er von da aus einen noch weitern Weg gehen, so begab er sich durch Still und weiter über die Dreißigackerer Höhe nach Wallbrunn oder über die Spießenleute nach Reinwald's Gartenhause bei Meiningen, das in einem sogenannten Berggarten, eben am Ende des Berges, am Saume eines Kiefernwaldes steht, von einer höchst malerischen Baumgruppe umgeben, ein höchst einfaches Häuschen, von dem aus man aber eine reizende Aussicht hat, welche ein Hohenzug des Thüringer Waldes abschließt. In diesem Häuschen fand er häufig die rechte Stimmung zu poetischen Schöpfen, und einige Scenen des „Don Carlos" sind darin entstanden. Nicht selten bestieg er auch den Gipfel der Culsköppe, die auf guten Wegen leicht zugängig war, um die Aussicht von da zu genießen, die bis zum Inselsberg reicht, während sich im Westen ein Hügel mit den Ruinen der Stammburg der Grafen von Henneberg zeigt. Oder er wanderte auf einem schönen Waldpfade, abwechselnd durch Buchenwald und Tannendickicht, nach dem Spätel, einem wohlgepflegten, von Wiesen begrenzten Waldtheile, in dessen Mitte sich Wege kreuzen und eine von Tannen und Eichen gebildete Laube mit einer Rasenbank zum Ruhen einlud, vielleicht von da noch weiter durch die Bibrawiesen Büsche nach Bibra selbst, dem Stammsitze des alten Geschlechts der Freiherrn von Bibra. Auch dog er auf einem Punkte dieses Weges wohl ab, um nach Nordheim im Grabfelde zu wandern, und er machte da der Familie von Stein einen Besuch oder noch öfter seinem Leib- und dem von Stein'schen Garderobeschneider Valentin Kümmel, der ein weitgereister, über seinen Stand gebildeter, weltgewandter Mann war, eine kleine Reflanration hielt, die durch ihren trefflichen Kaffee in der ganzen Umgegend berühmt war, und überdieß zwei reizende Töchter hatte, die den empfänglichen Dichter wohl auch anzogen. Einst, als er von Nordheim ziemlich spät zurück in die Nähe von Bauerbach kam, hörte er von einer nahen Wiese her ein klägliches Geschrei. Er eilte sofort dahin und fand den Haus- und Hofjuden des Herrn von Stein, Jonas Oberländer, der sich in Bauerbach heimisch hatte und in einen tiefen Wassergraben gefallen war. Der Dichter zog den Betrunkenen glücklich an's Land, und der Gerettete, der erst vor wenigen Jahren gestorben ist, segnete dankbar die an sein Ende den Dichter, der ihn aus Todesgefahr befreit. Ein anderes Mal hatte er sich unter einen Birnbaum an der Straße nach Walldorf gelagert und sah von da aus ein Mädchen herankommen, das sich offenbar scheute in seine Nähe zu gelangen. Es war die in der Erziehung sehr vernachlässigte Tochter einer unglücklich verheirathete Schwester der Frau von Wolzogen, welche diese zu sich genommen hatte. Schiller stand auf und hielt die Kleine an, die Heimweh bekommen hatte und fliehen wollte. Er beruhigte sie, führte sie nach Bauerbach zurück und unterhielt sie den ganzen Abend dadurch, daß er ihr Bilderchen zeichnete, Figuren ausschnitt ꝛc.

Die Schiller-Hütte bei Bauerbach.

Häufig machte er die erwähnten Wanderungen, um einen oder den andern Prediger in der Nähe zu besuchen, den er durch Reinwald kennen gelernt hatte. Merkwürdiger Weise lebten in kleinem Umkreise mehrere Geistliche, die nicht blos wissenschaftlich sehr gebildet, sondern zum Theil sogar berühmt waren, wie Rasche zu Untermaßfeld, der als Nominalist einen europäischen Ruf hatte, Scharfenberg in Nitschenhausen, den seine entomologischen Schriften bekannt gemacht hatten, Sauerteig in Walldorf, die beiden Frieslich, Vater und Sohn, in Bibra, der Diaconus Bolthardt und der Hofprediger Pfranger in Meiningen, der Verfasser des „Mönchs vom Libanon", eines Seitenstücks zu Lessings „Nathan". Der Letztere allein sah in Nathan eine Verherrlichung des Judenthums auf Kosten des Christenthums, alle Andern waren begeisterte Verehrer Lessings und also wohl geeignet und befähigt, den jungen Dichter anzuziehen und festzuhalten. Sie alle, oder doch mehrere, kamen auch mit Schiller, namentlich in der Zeit als er in Meiningen entdeckt zu werden fürchtete, in dem Bolthardt'schen Gartenhaus Nachmittags und Abends zusammen, wo die Unterhaltung oft sehr lebhaft gewesen sein soll. Der Pfarrer Pfranger, Sohn des genannten Hofpredigers, erzählt: „Als im Jahre 1829 der würdige Pfarrer Sauerteig zu Walldorf sein 50jähriges Amtsjubiläum gefeiert hatte, saß ich am Abende darauf traulich mit ihm an einem Tische zusammen, und er äußerte damals: „Diesen Tisch selbst Du einmal von mir erben. Er ist um dreier Ursachen willen merkwürdig, erstens weil er von mir selbst mit mir zugleich sein 50jähriges Jubelfest gefeiert, und drittens —? weil Schiller, als er eines Tages von Bauerbach aus mich besuchte, an diesem Tisch eifrig an seinem Don Carlos arbeitete, während ich ihm gegenübersaß und an einem Leichensermon schrieb. Nachdem wir so eine Zeit lang still gearbeitet hatten, forderte Schiller mich auf, ihm etwas von dem vorzulesen, was ich unterdeß geschrieben. Ich that es, und Schiller las mir dann mit großem Pathos die Scene vor, welche ihn eben beschäftigt hatte. Schon vor ersterm über das, was ich vernahm, daß ich unwillkürlich bemerkte: „unsere Werke von heute werden wohl ein sehr verschiedenes Schicksal haben.""

Nach einer andern Tradition, welche sich in Walldorf erhalten hat, kam Schiller eines Tages mit dem Hofprediger Pfranger in Streit über Lessing's „Nathan", den er gegen den Verf. des „Mönchs vom Libanon" warm vertheidigte. Da bemerkte Pfranger: „Sie sind am Ende auch der jetzt überhandnehmenden Freigeisterei zugethan, welche nichts für überstüssiger hält, als die christliche Kirche?" — „Keineswegs," soll Schiller geantwortet haben, „im Gegentheil, ich ärgere mich darüber, daß Viele sich so wenig um ihrer Kirche machen, während, wie ich in Bauerbach und Walldorf sehe, die Juden sehr eifrig in ihrem Gottesdienst sind. Ich ärgere mich namentlich darüber, daß es in Bauerbach eine so schlechte Kirche gibt, die man viel eher für einen Heiz-

Digitized by Google

schuppen, als für ein Gotteshaus halten könnte. Ich habe darum auch Frau von Wolzogen mehrfach ersucht, für eine neue Kirche sorgen zu wollen, ja mich erboten, ein Trauerspiel zu schreiben und den Ertrag für den Kirchenbau zu bestimmen." Und allerdings schrieb er später aus Mannheim an Frau v. Wolzogen ein mal: „Könnte ich doch, wenn ich wieder nach Bauerbach komme, den Grundstein zur neuen Kirche gelegt finden! Es bleibt dabei, daß ich Etwas darein stifte." Auch ist es bekannt, daß er jedesmal in der kleinen Kirche zu Bauerbach war, wenn der Pfarrer Frieslich von Bibra, dessen Filial Bauerbach war, darin predigte. Nur ärgerte er sich über das im Dorfe gebräuchliche alte Gesangbuch, weil es viele geschmacklose Lieder enthielt, und er ruhete nicht, bis dasselbe abgeschafft und durch ein anderes ersetzt wurde, das namentlich viel Gellert'sche Lieder enthielt. Er veranlaßte Frau v. Wolzogen, eine namhafte Summe für den Ankauf des neuen Gesangbuches zu bewilligen, und besorgte denselben selbst.

Als eine seiner Eigenthümlichkeiten, die er schon als Kind gehabt hatte, ist seine bewunderude Vorliebe für Gewitter zu erwähnen, die sich auch in Bauerbach geltend machte, denn man erzählt, er sei bei jedem Gewitter, wenn die Leute in die Häuser geeilt, regelmäßig, selbst im stärksten Regen, hinaus ins Freie und namentlich auf den Friedenberg gegangen. Indeß sagt man, er habe bei seinen Spaziergängen oft ein paar Blätter von einem Baume gepflückt und sie den ganzen Weg über in der Hand gehabt. Gewöhnlich ging er allein, tief in Nachdenken versunken, und blieb gelegentlich stehen, um etwas in ein Notizbuch zu schreiben. Nur bisweilen ersuchte er den schon erwähnten Inden, ihn zu begleiten. Sonst hielt er sich auch im Frühjahr ziemlich fern von den Leuten in Bauerbach; nur einigemal nahm er am Kegelspiel Theil und an den Sonntags-Abenden, wenn die jungen Burschen und Mädchen unter der Dorflinde zusammenkamen, erschien auch er oft, sprach freundlich mit ihnen und bat, sie möchten ein Lied singen. Gefiel ihm eins besonders, so klatschte er lebhaft Beifall so lange, bis es wiederholt wurde. Unternahm er keinen Gang in's Freie, so faß er in der schon erwähnten Laube oder Hütte im Hofe unter Linden und las oder schrieb eifrig.

Einmal wurde die Ruhe und Stille seines Lebens in Bauerbach durch einen Tumult gestört, bei dem er sich mit einer gewissen Autorität zu benehmen wußte. Das Dorf und das Gut standen nämlich fortwährend in Fehde, die bei jener Gelegenheit gewaltsam losbrach. Er selber schrieb darüber an Frau von Wolzogen: „Ihr ganzes Bauerbach ist gegenwärtig in Unruhe, welche nur durch Ihre persönliche Autorität gestillt werden kann. Der ewige Groll der Gemeinde gegen den Verwalter äußert sich täglich mehr. Kürzlich entstand ein Streit zwischen den beiden Parteien wegen der Schafe. Voigt und Consorten verboten das Vieh auf die Wiesen zu treiben. Der Wirth und Andere prätendirten das Gegentheil, die Gerichte sprachen zweimal für den Verwalter und demungeachtet trieben die Letzteren die Schafe auf die Wiesen; Ihre eigenen wurden nicht gehemmt. Ich kam zu einer Scene, die, so verdrießlich sie mir im Grunde war, den besten Mater verdient hätte. Voigt und Consorten kamen mit Knitteln, die Schafe wegzutreiben; die Andern wehrten sich, man sagte einander Grobheiten, Wahrheiten und dergl. Des Wirths Sohn hetzte den Hund an den Verwalter, welcher, in Gefahr Schläge zu kriegen, die Glocke ziehen ließ und das ganze Dorf zusammerte. Nun ist durch den Gerichtshalter jede gewaltsame Execution des Verbots untersagt und für morgen ein Termin angesetzt. Meine Meinung ist (ich habe beide Parteien gehört), sie sollen ihren Schulzen, der doch immer Ihre Person vorstellen muß, gegen das respectswidrige Betragen der Nachbarn. Die Gemeinde aber müssen Sie auch gegen diesen in Schuß nehmen. Rein ist er nicht. Geben Sie ihm Gewalt, aber behalten Sie sich vor sein Verhalten zu untersuchen."

Es war dies kurz vor der erwarteten Ankunft der Gutsherrin, und Schiller veranlaßte die Gemeinde, ihre unverdiente Liebe und Verehrung für Frau von Wolzogen durch einen recht feierlichen Empfang derselben kund zu thun. Er selbst hatte 9—10 Tage mit allerhand Kleinigkeiten zu thun, da er über sich genommen, Haus und Garten in Stand zu setzen. „Vor dem äußersten Ende des Dorfes", schreibt er, „ließ ich eine Allee von Maien bis an das Herrenhaus anlegen. Im Hofe des Hauses war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet. Vom Hause ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgestellt war. Wir hatten artige Musik mit Blasinstrumenten, und der Pfarrer hielt eine Einzugsrede, was ich erwähne, weil ich es interessant fand, daß in dem „barbarischen Bauerbach" dergleichen geschehen ist."

Was er später so unvergleichlich von „der ersten Liebe goldner Zeit" gesungen hat, empfand er nun im vollsten Maße, denn seine Leidenschaft für Charlotte loderte in hellen Flammen auf, so daß Frau von Wolzogen es gerathen fand, auf seine Abkühlung bedacht zu sein. Sie zeigte ihm deshalb das Tagebuch ihrer Tochter, aus welchem hervorging, daß sie den Herrn von Windelmann liebte. Wer weiß, welche Wirkung diese plötzliche niederschlagende Enthüllung auf den Dichter gehabt, wenn er nicht zugleich einen Brief von dem Bruder des Mädchens, seinem Freunde Wilhelm von Wolzogen, erhalten hätte, der ihm eine ähnliche Mittheilung machte, ihn um seine Meinung über Windelmann bat und ihm seine Schwester empfahl. Das war ein Aufruf an sein edles Herz —, das sich denn auch vollständig bewährte. Er antwortete dem Freunde: „Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüths — so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! — Ihre Mutter hat mich zum Vertrauten in einer Sache gemacht, die über das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet. Ich kenne den Herrn von Winckelmann, er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. . ."

Schiller's mit Gewalt niedergehaltene Liebe fand trotzdem bald wieder Gelegenheit sich frei zu äußern. Jener Herr von Windelmann schien durch die Liebe Charlottens mehr sich geschmeichelt zu fühlen als sie zu erwidern und hatte einige nicht sehr zarte Aeußerungen darüber an Wilhelm von Wolzogen gethan, der entrüstet und besorgt wegen der Schwester an Schiller schrieb. Dieser aber antwortete: „Wir haben ihre liebe Schwester in Bauerbach vierzehn Tage bei uns gehabt und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine anscheinliche Portion ihres Herzens dem benutzten Obsen noch nicht angehört. Sie ist nicht so unglaublich, als die Eitelkeit gewisse Personen zu überreden scheint zu."

Daß er sich nun alle erdenkliche Mühe gab, dies Herz für sich zu gewinnen, wird man eben so erklärlich finden, als die Befangniß der Frau v. Wolzogen, es könne ihm gelingen, da bei den unsichern Aussichten des Dichters eine Verbindung der Tochter mit ihm in sehr großer Ferne lag. Er bestürmte sie, das Verhältniß zu der Herzogin zu lösen, welche bisher das Honorar für Charlotte in einer Pension bezahlt hatte, in welcher es ihr nicht gefiel, und versprach, aus Freude dann jedes Jahr ein Trauerspiel mehr zu schreiben und darauf zu setzen: „Trauerspiel für Lotte". Um das junge Mädchen aus der Nähe des leidenschaftlichen Dichters zu bringen, gab die Mutter sie zu der Hofmeisterin in Meiningen, bei der sie einige Kenntnisse in der Wirthschaft erlangen sollte. Diese Trennung steigerte aber Schiller's Leidenschaft nur noch mehr, obgleich sie in seiner Weise durch Charlotte's Benehmen genährt wurde. Er vernachlässigte alle seine Arbeiten, da seinen Geist nichts beschäftigte als die Liebe, ja er kam in eine so gefährlich aufgeregte Stimmung, daß das Schlimmste zu fürchten war. Von seiner ungewöhnlichen Erregtheit zeugt u. A. eine Ahnung, die vielfach erzählt worden ist: „Auf einem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald, zwischen wildem Gestein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liegen müsse, weil es ihn wie ein Hauch aus einer Todengruft anwehe. Er blieb stehen, der Verwalter Voigt holte ihn ein, wieß auf eine von zwei sich kreuzenden Wegen gebildete Waldspitze und erzählte: „Hier wurde vor einigen Jahren der Fuhrmann Martin von einem Räuber erschlagen und sein Leichnam eingescharrt."

Es war offenbar die höchste Zeit, daß etwas geschah, um ihn aus solchen Verhältnissen und Zuständen zu reißen. Er selbst jammerte, „daß es weit und breit Niemand gebe, welcher seiner zerstörten und wüsten Phantasie zu Hülfe käme". Frau v. Wolzogen faßte endlich einen Entschluß, nachdem sie lange Alles bedacht hatte. Der Herzog von Würtemberg benahm sich fortwährend großmüthig: er that nichts gegen die Eltern Schiller's, auch nichts gegen diesen selbst; die Mannheimer Freunde forderten den Dichter auf, wieder zu ihnen zu kommen, und die Unterhandlungen mit Dalberg wegen „Louise Millerin" waren noch immer

Digitized by Google

im Gange. Auf einem einsamen Spaziergange durch den Wald brachte sie alles dies, und was ihn in Bauerbach drückte, so zart und schonend als möglich zur Sprache und endlich rieth sie ihm, — eine Reise nach Mannheim zu machen, seine Angelegenheiten dort zu ordnen und dann, wenn er wolle, zu ihr zurück zu kommen. Welchen Eindruck dieser Vorschlag auf ihn machte, geht aus den Worten hervor, die er ein ganzes Jahr später an Frau v. Wolzogen schrieb: „Nie kann ich ohne Bewegung der Seele an den Spaziergang in Ihrem Walde zurückdenken, wo es beschlossen wurde, daß ich eine Zeit lang verreisen sollte!“ Nach einem starken Kampfe mit sich selbst willigte er in den Vorschlag, gewiß freilich mit der stillen Hoffnung, die Folgen der Reise würden ihn seinem Ziel — der Verbindung mit Charlotten — näher führen, und mit dem festen Vorsprechen bald wieder zu kommen. Frau v. Wolzogen sorgte für das nöthige Reisegeld, und am 20. Juli 1783 fuhr er in einer Kutsche seiner mütterlichen Freundin aus Bauerbach fort. Nur das Nothwendigste nahm er mit sich, alles Uebrige ließ er zurück für seinen, wie er hoffte, weiteren Aufenthalt, selbst die von Reinwalt geliehenen Bücher. Er sollte aber nicht wieder zurückkehren, obwohl er länger als ein Jahr nach Bauerbach sich zurücksehnte.

Erst nach fünf Jahren, als er in Mannheim, in Leipzig und Dresden gewesen, kann nach Weimar gegangen war, kam er wieder in jene Gegend, wie er an Körner nach Dresden schrieb: „Ich war auch wieder in der Gegend, wo ich von 1782 bis 1783 als Einsiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen; ich stand, so zu sagen, schwindelnd an ihrer Schwelle und meine Phantasie hatte ganz erstaunlich viel zu thun. Jetzt, nach fünf Jahren komme ich wieder, nicht ohne mehr Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse und mich. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Aufmerksamkeit interessiren mochten, sagte mir jetzt etwas mehr. Alles hat seine Sprache an mich verloren. An dieser Wirkung sah ich, daß eine große Veränderung in mir vorgegangen war. Und mußte sie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen liegen in diesem Zeitraume!“

Und Charlotte? Sie verheirathete sich am 30. März 1788 mit dem Regierungsrath von Lengefeld, einem Verwandten der Frau von Lengefeld, Schillers späterer Schwiegermutter, starb aber schon 1794 im ersten Wochenbett. Der Herr von Winckelmann aber ging 1787 „aus Schmerz über so viel zerrütteinnte Lebenshoffnungen“ mit Carl von Wolzogen nach dem Cap der guten Hoffnung und zwar als Capitain in dem Regimente, welches der Herzog von Würtemberg der holländisch-ostindischen Compagnie in Sold überließ.

Husar und Pandur.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Der Anblick, den Trend bei Frohn's Worten darbot, war unbeschreiblich. Die dunkelrothe Seite seines Gesichts war gelbgrau, die schwarze erdfahl geworden; die Augen traten aus ihren Höhlen hervor, . . und dann ergoß sich wieder ein dunkler Blutstrom über diese häßlichen Züge, und in unbändige Wuth ausbrechend, rief er: „Gaunischer . . . ich erwürge Dich . . .!“ und drang mit dem gehobenen Säbel auf Frohn ein.

Dieser hatte jede seiner Bewegungen beobachtet; er hatte seinen eigenen Säbel rasch genug erhoben, um mit demselben, ohne ihn aus der Scheide zu ziehen, Trend's Waffe parriren zu können.

„Laß der Oberst die Säbel fort,“ sagte er dann ruhig und gebieterisch, „wir können uns die Mühe sparen, uns die Hälse zu brechen. Uns zu stillen Leuten zu machen, dazu reicht das Gift hin . . . die Augenblicke sind kostbar, und ich verlange, daß Sie mich anhören. Es gibt eine Rettung für uns!“

Der Oberst von der Trend ließ sich auf seinen Sessel zurückfallen, warf den Säbel neben sich auf den Boden und horchte auf.

„Es gibt eine Rettung,“ fuhr Frohn fort, sich ebenfalls wieder setzend, „. . . ich habe dies Gift nicht getrunken, ohne seine Wirkung, wenn ich will, lähmen zu können!“

„Aha, ein Gegengift hat Er bei der Hand . . . das Ganze ist eine Komödie, die man mit mir spielen will,“ fiel Trend aufathmend ein.

„Eine Komödie nicht — ich werde mir mein Gegengift abkaufen lassen . . . beliebt dem Obersten mein Preis nicht, so sterben wir Beide. Ich bin in seiner und seiner Leute Gewalt . . . ich kann, wenn er's verhindern will, keinen Schritt thun — das Gegengift einnehmen, ohne es ihm auch zukommen zu lassen, kann ich also nicht. Es ist aber auch dafür gesorgt, daß es ohne meinen Willen nicht in Ihre Hände gelangt, mein Herr Oberst. Lasse der Herr Camerad mich in Stücke hauen, es hilft ihm nichts; er sieht, daß ich zu sterben bereit bin, wenn es sein muß. In meinem Gepäcke ist das Gegengift auch nicht, und nicht in meiner Kleidung verborgen . . . kurz, mit Gewalt richtet der Camerad nichts aus, darauf gebe ich ihm mein Wort als Offizier und Edelmann.“

Trend sah den Redenden starr an; er schien in Frohn's Zügen deffen innerste Gedanken lesen zu wollen.

„Verstucht,“ sagte er dann, „. . . es ist zehn gegen eins zu wetten, daß Er mich belügt, daß in der Phiole da nichts ist, als harmloser Steff . . . Wasser . . . aber der Teufel lasse es darauf ankommen — es ist mir, als fühlt' ich's jetzt schon im Magen brennen.“

„Und darum ist keine Zeit zu verlieren,“ fiel Frohn ein, „. . . es gibt nur ein Heilmittel wider diesen Trank — Ihre Quacksalber, wenn Sie sie rufen lassen, vermögen nichts dawider . . . kommen wir zum Schluß — geben Sie mir schriftlich Ihr Ehrenwort, daß Sie morgen mit mir nach Bien reiten, dann hole ich das Gegengift herbei.“

„Sie sind ein entsetzlicher Mensch!“ sagte Trend, düster aber ruhig seine Augen auf Frohn heftend.

„Wer mit dem Obersten von der Trend zu thun hat, muß schon besondere Mittel anwenden,“ entgegnete Frohn lächelnd. „Aber entschließen Sie sich. Ist Ihnen mein Preis zu hoch? Oder wollen Sie einige Augenblicke länger warten, um erst die Wirkungen des Giftes zu spüren? Es könnte dann leicht zu spät werden.“

„Ich muß mich gefangen geben,“ antwortete der Oberst nach einer Pause, während welcher er Frohn fortwährend angestarrt und unverständliche Worte vor sich hin gemurmelt hatte. „Se sei's denn in des Teufels Namen!“

Er zog aus seiner Brusttasche ein Portefeuille hervor, schrieb mit dem Bleistift einige Worte hinein, riß das Blatt heraus und überreichte es Frohn.

„Es genügt,“ versetzte dieser, nachdem er es überblickt, und barg das Blatt auf seiner Brust. „Lassen Sie Ihren Diener kommen und ihn rasch den Wachtmeister von meinen Husaren herbeiholen; auch lassen Sie Wasser herbeischaffen.“

Trend nahm eine kleine silberne Pfeife, die vor ihm auf dem Tische lag, und lockte einen hellgeklirrten Ton daraus hervor. Nach wenig Augenblicken trat der Diener in's Zimmer.

„Schaff Er augenblicklich den Wachtmeister von den Husaren herauf und bring Er Wasser herbei!“ herrschte der Oberst ihm zu.

„Der Husar lungert schon lang auf dem Gange,“ sagte der Diener, indem er hinausteilte; gleich darauf kam er in der That mit Franzl wieder herein.

„Franzl,“ sagte der Obrstwachtmeister, „wir haben Deinen Stiefel nöthig.“

Franzl hockte im nächsten Augenblicke am Boden und zog mit meisterlicher Behendigkeit eine seiner Tschismen aus; eben so rasch machte er mit einem Taschenmesser einen Einschnitt in das Lederfutter des Schaftes und zog daraus zwei weiße Pöckchen hervor. Aber bei diesem Thun vereitelt das Zittern seiner Hände die große Aufregung, worin er sich befand. Frohn nahm ihm die Pöckchen ab und ließ sich von dem Diener in zwei Gläser ein wenig von dem Wasser gießen, das der Mensch eben aus dem Rokenzimmer herbeigeholt hatte. Die Pöckchen enthielten ein gelbes Pulver — Frohn schüttete eines derselben in jedes Glas aus,

Digitized by Google

mischte es mit dem Wasser, und während er Trenck eines der Gläser reichte, leerte er selbst das andere.

„Wir haben nie in unserm Leben eine wirksamere Medicin eingenommen," sagte er dann lächelnd. „Der alte Türk, von dem ich dies kleine schätzbare Geheimmittel habe, hat vor meinen Augen damit die merkwürdigsten Versuche an allerlei Thieren angestellt. Ich freue mich, dem Herrn Verstehen jetzt eine ruhige Nacht wünschen zu können . . . außer etwas Kopfweh und ein wenig Appetitlosigkeit wird dem Herrn Cameraden morgen nichts Beschwerde machen!"

„Will's hoffen," sagte Trenck, indem er rasch die kleine Giftflasche Frohn's, die noch auf dem Tische stand, ergriff und zu sich steckte, „. . . es wird auch nöthig sein, damit wir morgen mit freiem Kopfe überlegen können, was weiter zu thun. Bis dahin gehabe der Herr Gifttoctor und sein Apotheker sich wohl!"

Trenck sprach diese Worte mit einem lauten Hohn und jetzt wieder zornig aufflammenden Augen, denen Frohn mit dem ruhigsten Blicke von der Welt begegnete.

„Auf Wiedersehen!" sagte er und verließ mit seinem Wachtmeister das Zimmer des Oberſten.

„Ist Alles bereit?" flüsterte er dann Franzl zu, während er den Gang vor Trenck's Wohnzimmer hinabschritt.

„Alles, wie Sie es befohlen haben. Drei von unsern Leuten stehen auf der Treppe vor uns postirt, wenn Sie das Zeichen gegeben hätten, zu Ihrer Hülfe bereit . . . zwei sind im Stall bei den gesattelten Pferden, und einer wartet, um uns zum Schiffer zu führen, am Eingang vom Flecken."

„Und mein Mantelsack?"

„Ist schon aufgeschnallt, der Mantel ist auch bei den Pferden, die großen Pistolen sind frisch geladen und stecken in den Halftern."

„Dann also vorwärts!" antwortete Frohn.

Sie waren an der Treppe angekommen, schritten die Stufen hinab, und gefolgt von den drei Husaren, welche auf der Treppe bereits ihres Vorgesetzten harrten, verließ Frohn jetzt eilig das Abtei-Gebäude, um sich über den dunkeln Klosterhof nach den Stallungen zu begeben.

5.

„Der Oberstlieutenant de Dolne soll zu mir kommen," sagte Trenck zu seinem Diener, nachdem er eine Zeitlang mit finster gerunzelter Stirn Frohn nachgeblickt hatte.

Der Diener eilte fort, und der Oberstlieutenant erschien.

Er fand Trenck heftig auf- und abgehend und zornig halblaute Worte ausstoßend.

„Setzt Euch, de Dolne — ich will Euren Rath hören. Es gehen merkwürdige Dinge vor."

„Was ist Euch widerfahren, Oberst . . . hat Euch die Conferenz mit dem Wiener so echauffirt?"

„Echauffirt? Es ist kein Wunder, daß man echauffirt ist, wenn man eine Dose Höllenfeuer im Leibe hat . . . dieser Wiener ist ein wahrer Teufel . . . ich hätte Lust, einmal meine Secretairen an ihm den Versuch machen zu lassen, ob sie noch einen Kerl richtig zu spießen verstehen!" — und dann ersählte der Oberst dem Baron de Dolne die ganze Scene, die eben vorgefallen war.

„Das ist ja ein ganz verzweifelter Mensch!" rief der Letztere außer sich vor Erstaunen aus.

„Und wenn man sich einen Cujon mit solchen verruchten Mitteln in Bewegung setzt," fiel der Oberst ein, „um den Trenck zu bewegen, nach Wien zu kommen, um ihn herzuschaffen, er mag wollen oder nicht, so muß da nicht viel Gutes für ihn zusammengebraut werden!"

De Dolne nickte mit dem Kopfe.

„Das ist leicht möglich," sagte er. „Das ganze Scheck kummer und nichtsnutziger Kerle, die Ihr nach und nach cassirt habt, wühlt da gegen Euch, und der Eine hat diese, der Andere jene Connexionen. Der Krieg ist aus, und man braucht Trenck und seine Panduren nicht mehr. Handbaben wider Euch werden sie schon finden; ich habe Euch immer gerathen, es mit dem Rechnungsbrosen nicht so leicht zu nehmen. Ihr unterschreibt Alles, was man Euch vorlegt, ohne lange zu lesen, und werft dann die Wische den Schreibern vor die Füße — es ist eine böse Menschensorte, die Federfuchser!"

„Deshalb sollen sie mir vom Halse bleiben, wie ich ihnen," fuhr Trenck auf. „Ich kehre mit meinen ganzen Corps direct nach Slavonien heim, und dort wollen wir sehen, wer uns was anhaben wird — Ihr macht noch in dieser Nacht die Marschroute und nehmt den kürzesten Weg durch Steyermark und Illyrien . . ."

„Ihr werdet also nicht nach Wien gehen?"

„Ich werde mich hüten."

„Aber Euer Excellenz, Oberst, das dieser Wiener Major in der Tasche hat . . .?"

„Brauch' ich darum nicht zu brechen," rief der Oberst mit höhnischem Lachen. „Glaubt Ihr, der Trenck sei so dumm, sich fangen zu lassen? Er hat mein Ehrenwort, daß ich mit ihm nach Wien reisen wolle . . . mit ihm — versteht Ihr — ich brauche also nur dafür zu sorgen, daß er nicht hinreist!"

„Ja so!" rief der Oberstlieutenant aus, mit einem etwas gezwungenen Lachen, hinter dem sich ein stiller Zweifel an der Ehrenhaftigkeit einer solchen Auslegung barg . . . ein Zweifel, den er jedoch Trenck's gereizter Stimmung gegenüber zu verschweigen für gut fand.

„Was habt Ihr beschlossen?" fragte er dann.

„Es gibt mehrere Wege," antwortete Trenck, „und ich wollte Euren Rath hören, welcher Euch der beste scheine, de Dolne. Es wird Niemand in der Welt leugnen können, daß dieser Oberstwachtmeister von Frohn ein Giftmischer ist?"

„Es läßt sich wenigstens so darstellen," sagte der Oberstlieutenant.

„Deshalb kann ich ihn morgen in Eisen legen lassen und vor ein Kriegsgericht aus meinen Officieren stellen! Man schickt dann die Acten nach Wien und wartet ab, was von dort aus befohlen wird. Unterdeß führt man ihn als Gefangenen dem Corps nach, und auf dem Transport . . ."

„Können mancherlei Umstände und Zufälle eintreten . . ."

„Man kann ihn auch meinetwegen entwischen lassen — er wird dann wohl mürbe genug geworden sein und sich hüten, erst bei mir anzuklopfen und mich an mein Ehrenwort zu erinnern."

„Das ist Ein Weg," sagte de Dolne.

„Der zweite ist," fuhr Trenck fort, „ich reite morgen ruhig mit ihm, bis wir nach Ling kommen. Dort besteht ich darauf, daß wir uns beim Feldmarschall-Lieutenant Gouverneur melden, was der Wiener nicht ablehnen kann. Dem Feldmarschall-Lieutenant mache ich Bericht von der Sache und liefere ihn als Arrestanten ab."

Der Baron de Dolne schüttelte den Kopf.

„Wißt Ihr, Oberst, welche Vollmachten er bei sich führt? Das Ende vom Liede könnte sein, daß der Feldmarschall-Lieutenant Euch wie ihn sofort arretirt nach Wien instradirte."

„Arretirt? Mich arretiren?" fuhr Trenck auf. „So weit sind wir hoffentlich nicht!"

„Hoffentlich nicht . . . aber es wäre möglich!"

„Pah . . . darauf bin will ich's wagen!"

„Beschließt, was Euch das Beste dünkt . . . mir scheint der erste Weg der klügste!"

„Will mir's überlegen," sagte Trenck nach einer Pause — „mir ist der Kopf ohnehin schwer, und das Zeug, was ich im Magen habe, rumort darin, wie wenn ich ein Magenconfect im Leibe hätte."

„Wollt Ihr nicht nach dem Felsschaer schicken?"

„Der wird den Teufel wissen, was dawider zu machen ist — ich will's verschlafen!"

„Seid Ihr so sicher, daß Ihr wirkliches Gift und wirkliches Gegengift bekommen habt?"

„Ja — darauf mögt Ihr Euch verlassen, de Dolne, Komödie spielt dieser Frohn nicht! Er ist nicht der Mann dazu, oder ich verstehe mich auf Menschen nicht!"

„Nun wohl, so geht zur Ruhe. Habt Ihr noch sonst etwas anzuordnen?"

„Nein, de Dolne, ich danke Euch — aber es würde nicht überflüssig sein, den Wiener ein wenig überwachen zu lassen — sorgt dafür, daß er im Auge behalten wird und nicht den Hals aus der Schlinge zieht!"

„Wie Ihr befehlt; ich will einige Seesfaner dazu commandiren."

„Thut das. Gute Nacht!"

(Schluß folgt.)

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Husar und Pandur.

Erzählung von Levin Schücking.

(Schluß.)

Es waren kaum fünf Minuten verflossen, seit der Oberstlieutenant de Dolne den Oberst von der Trenk verlassen hatte, als er schon wieder zurück kehrte.

„Seid Ihr noch auf, Oberst?“ sagte er, in Trenk's Wohnzimmer tretend, welches jetzt leer und dunkel war, und in das nur ein lichtschein aus der offenen Thüre des Nebenzimmers fiel.

„Was gibt's, de Dolne?“ antwortete die Stimme Trenk's, und gleich darauf trat dieser, halb entkleidet, mit einem Lichte in der Hand aus seinem Schlafzimmer wieder ein.

„Ich komme Euch zu melden, daß der Vogel schon auf und davon geflogen ist.“

„Wer, der Frohn?“

„Ist fort!“

„Nicht möglich!“

„Er ist sogleich, nachdem er von Euch gekommen, zum Kloster hinaus gegangen, hat die Pferde gesattelt im Stall gefunden und hat sich mit seinen Leuten augenblicklich in Nacht und Dunkelheit verzogen.“

„Unbegreiflich!“ rief Trenck aus.

„Er hat Euch eben nicht getraut, Oberst, und das scheint mir begreiflich genug,“ antwortete lachend de Dolne.

„Und der Dummkopf glaubt, ich würde jetzt durch mein Ehrenwort gebunden sein und auch ohne ihn reisen!“ sagte mit höhnischer Freude der Oberst.

„Ich meine, dies gibt der Sache eine sehr gute Wendung.“

„Die allerbeste, die sie nehmen konnte,“ versetzte Trenk, „vorausgesetzt, er kommt nicht morgen zurück.“

„Ich glaube nicht, daß er solch ein Narr ist!“ meinte de Dolne.

„Und doch wäre es möglich,“ fiel Trenck ein, „wißt Ihr was, de Dolne — gebt die nöthigen Befehle noch heute Abend, daß, wenn der Major von Frohn sich wieder in der Nähe meines Hauptquartiers blicken läßt, er sofort arretirt wird.“

„Wie Ihr befehlt, Oberst,“ entgegnete der Baron de Dolne und ging, diesen Befehl sogleich auszuführen.

Der Oberst wurde am andern Morgen frühzeitig geweckt. Er fuhr aus schweren wüsten Träumen auf und starrte finster aus seinen halberloschenen Augen den Diener an, der vor ihm stand.

„Was gibt's, Ferenz . . . was weißt Du mich?“ sagte er, mit der Hand über die Stirn fahrend, hinter der ein dumpfer Schmerz sich fühlbar machte.

„Es ist eine Ordonnanz mit einer Meldung da, die gleich vorgelassen zu werden verlangt. Ich habe sie zuerst zum Oberstlieutenant de Dolne geführt, und der Oberstlieutenant hat befohlen, ich solle den Herrn Obersten sogleich wecken.“

„Führ' die Ordonnanz herein,“ befahl Trenck.

Es war Franzl, der Husaren-Wachtmeister, der im nächsten Augenblick in das Schlafzimmer trat und in strammer militärischer Haltung an der Thüre stehen blieb.

„Vom Major von Frohn,“ sagte Trenk, durch den Anblick der blauen Husaren-Uniform nicht sehr angenehm berührt . . . „was will Er?“

„Der Oberstwachtmeister von Frohn läßt dem Herrn Obersten vermelden, daß er verfertigt sei und den Herrn Obersten erwarte. Er hätte ein Schiff genommen, um die Reise bequemer und schneller als zu Pferde machen zu können, und ließe den Herrn Obersten ersuchen, sich mit ihm desselben bedienen zu wollen.“

„Ein Schiff?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„Aber in des Teufels Namen, welche Idee ist denn das? Ist der Mensch verrückt? Einen Kahn hat er genommen, um mich darin als Arrestanten zu transportiren? Das Wetter soll ihm auf den Schädel fahren. Ferenz, lauf hinaus und schick eine Ordonnanz . . . nein, laß meine Seressianer-Leibwache antreten und dann komm wieder, mich anzukleiden.“

Ferenz stürzte eilfertig zum Zimmer hinaus.

„Das ist wohl ein Kniff,“ fuhr unterdeß Trenck aus dem Bette springend fort, „zu verhindern, daß ich eine Anzahl Leute zu meiner Bedeckung mit mir nehme.“

„Die Leute des Herrn Oberstwachtmeisters werden sich zu Lande auf den Marsch machen,“ versetzte Franzl; „der Herr Oberst werden vielleicht befehlen, daß Ihre Leute, so viel Sie mitnehmen wollen, ebenfalls so reisen. Nur Zwei von uns sind bei dem Oberstwachtmeister im Schiff, und mehr als zwei Begleiter von dem Herrn Obersten würden nicht Platz darin haben.“

„Vortrefflich,“ sagte Trenck, hastig sich in seine Kleider werfend. „Der Herr Oberstwachtmeister hat ja Alles vortrefflich angeordnet — wir werden nicht säumen, uns unter seine Befehle zu stellen — geh Er und sage Er das . . . sage Er ihm, der Oberst von der Trenck werde sogleich dem Oberstwachtmeister aufwarten.“

Trenck sagte diese Worte mit dem zornigsten Hohne und einem Flammen seines Auges, aus dem die höchste Wuth und Tücke blitzten. Er vollendete dabei seinen Anzug, ließ sich von seinem Diener, der eben wieder hereinkam, seinen Säbel und seine Pistolen reichen und den Mantel überwerfen, und dann herrschte er dem Husaren zu:

Digitized by Google

„Nun mach' Er vorwärts . . . zeig Er den Weg . . . wo ist der Major?"

Franzl machte Rechtsumkehrt und marschirte mit klirrenden Sporen voraus, der Oberst hinter ihm drein. Als sie aus dem Portale der Abtei traten, blieb Trenck einen Augenblick stehen; er sah sich nach der Leibwache von Seressanern um, die er hier zu finden erwartete, und die beim besten Willen in den wenigen Augenblicken sich nicht hatten auf den Platz zaubern können; fluchend und wetternd stürmte er deshalb zurück in die Kammer des Kloster-Pförtners, die jetzt einem kleinen Haufen Panduren zur Wachstube diente, schreckte die hier auf ihrem Streh sich streckende Mannschaft aus dem Morgenschlaf und befahl, daß ein halb Dutzend der Leute ihm folgen solle. Die Seressaner sollten ihm nachgeschickt werden.

„Vorwärts, Husar!" befahl er dann und eilte auf dem Wege zum Flecken, der zugleich zur Donau führte, voran; Franzl konnte kaum Schritt mit ihm halten.

6.

Es war ein feuchter, kühler Morgen; ein leiser Nebel füllte die Luft, an allen Resten und den hervorbrechenden Knospen jungen Grüns hingen dicke Tropfen; beste großartiger stiegen die hohen Donaueichen oder Bergwände des jenseitigen Ufers aus den Dunstwolken empor; dichte Nebelschichten, die über dem Wasserspiegel schwebten, verhüllten ihren Fuß, während von den frei darüber weg ragenden Kämmen die Burgruinen von Riedl und Ranariedl düster und grau in das enge Flußthal blickten.

Nach wenigen Minuten war der Eingang des Fleckens erreicht; mit einer Wendung nach links führte der Weg den ersten Häusern zu; gerade vor den Kommenden aber lag das Ufer des Flusses.

Franzl ging gerade aus, den Major zu; als er das ziemlich abschüssige Gestade niedergestiegen war, wandte er sich rechts und schritt auf dem nassen Kiesgrund des Ufers, dem Leinpfad, unter überhängenden Weidengebüschen stromaufwärts.

Das Wasser floß mit reißender Schnelligkeit und lautem Rauschen links neben ihnen dahin; an jedem Gegenstand, der ihm Widerstand bot, jeder sich in das Bette erstreckenden Baumwurzel, jeder zu Tage tretenden Felstante warf es hohe Schaumwellen auf.

Der Weg, auf welchem Trenck, von Franzl geführt und von seinen Panduren gefolgt, dahinstürmte, diente, wie gesagt, als Leinpfad; er bot deshalb Raum genug für vier der Husaren Frohn's, die bei einer Biegung des Ufers plötzlich sichtbar wurden. Sie waren aufgesessen und hielten die leeren Pferde der Andern am Zügel.

Einen Steinwurf weiter hinter ihnen erblickte man den Nachen, in welchem Frohn den Obersten erwartete. Es war ein ziemlich geräumiges Fahrzeug, das Eigenthum des Schiffers von Engelhartszell, der darin die Ueberfahrt von einem Ufer zum andern zu bewerkstelligen pflegte, wenn er eine größere Anzahl von Leuten, als sein kleiner Kahn fassen konnte, übersetzen hatte. Zwei der Husaren saßen seitwärts auf der Bank; hinten am Steuer der Schiffer und sein Gehülfe; Frohn selbst stand in der Mitte, mit untergeschlagenen Armen, der Rückkehr Franzl's harrend.

„Sie kommen," sagte er, sich zu seinen beiden Husaren wendend; „haltet Eure Waffen bereit und Eure Augen offen!"

Trenck hatte bald die kleine Gruppe der wartenden Husaren erreicht; als er an ihnen vorübergeschritten, wandte er sich an die ihm folgenden Leute zurück: „Vier von Euch bleiben hier," sagte er halblaut, „und schneiden die Reiter vom Schiff ab. Die andern bleiben mir an der Seite!" Damit stürmte er weiter und hatte bald die Stelle erreicht, wo der Nachen mit einer Kette am Ufer befestigt lag; diese Kette war lose um eine Baumwurzel geschlungen.

„Ich freue mich, den Herrn Obersten so prompt zu sehen," rief Frohn dem Kommenden entgegen, zum militärischen Gruße die Hand an die Mütze legend.

„So, freut Er sich?" rief Trenck, indem er sofort in den Kahn sprang und seinen Säbel zog. „Es freut mich auch, daß ich Ihn treffe und fassen kann. Oberstwachtmeister von Frohn, Er ist mein Arrestant, ich verhafte Ihn als einen Gifmischer und Verbrecher!"

„Was soll das heißen?" sagte Frohn ruhig, ein paar Schritte zurückweichend, während der Kahn plötzlich in heftiges Schwanken gerieth, weil hinter Trenck jetzt zwei Panduren ihrem Oberst nach hinein sprangen. „Was soll das heißen?" rief Frohn, „ich habe Ihr Ehrenwort, Oberst von der Trenck, daß Sie mit mir die Reise nach Wien machen."

„Mit Ihm — ja wohl," knirschte Trenck, „aber Er selber wird eben die Reise nicht machen . . . ergeb' Er sich, den Degen her, oder ich hane Ihn über den Schädel."

In diesem Augenblick erklirrte hinter Trenck und seinen beiden Panduren, die ebenfalls ihre Säbel gezogen hatten, ein lautes Kettengerassel; als Trenck sich umsah, erblickte er Franzl, den Wachtmeister, der eben die Schiffskette gelöst und in den Kahn geworfen hatte, und jetzt sich selber hineinschwang. Zugleich fing das kleine Fahrzeug an sich fortzubewegen, und dann schoß es mit unglaublicher Schnelligkeit davon, der Mitte des Stromberts zu.

„Was soll das bedeuten?" schrie Trenck, „der Kahn bleibt am Ufer . . . an's Ufer zurück, oder ich werde den Halunken von Schiffer niederhauen!"

„Wenn der Schiffer sich rührt," antwortete Frohn, der dem zu Tode erschrockenen, hinten am Steuerruder sitzenden Fährmann zunächst stand und ihn deckte, „so werfe ich ihn in's Wasser . . . gehen Sie nicht zu unnützen Gewaltthaten über, Herr Oberst, sondern hören Sie mich an."

„Ergeb Er sich, oder . . ."

„Hören Sie nur drei Worte — ich weiß ja, daß ich in des Obersten Gewalt bin, und es wäre sehr thöricht von mir, diese ich's darauf ankommen, daß er von den Waffen Gebrauch macht; obwohl ich zwei Husaren bei mir habe und er auch nur zwei seiner Leute. Ich stehe meinen Mann, aber ich bin einem Obersten von der Trenck, der einem Ochsen mit einem Hieb den Nacken durchhaut, nicht gewachsen. Ich muß zu andern Mitteln greifen. Sie wollen also Ihr Ehrenwort brechen und . . ."

„Der Trenck hat nie sein Ehrenwort gebrochen," schrie der Oberst, — „aber Er ist ein Mörder, den ich verhafte und hier vor ein Kriegsgericht stellen werde. Dann mag Er sehen, wer mit Ihm nach Wien reist! Her mit dem Degen . . ."

„Nur noch einen Augenblick," sagte Frohn, während der Nachen immer rascher der Mitte des Stromberts zugerissen wurde; „ich will mich einem Kriegsgericht und jeder Untersuchung stellen, die die Kaiserin über mich verhängen wird — aber nur wenn's die Kaiserin befiehlt — nur in Wien, und der Oberst von der Trenck wird mich dahin begleiten; er kann da seine Klage vorbringen."

„Werft Euch auf die Husaren und haltet mir den Rücken frei," rief Trenck statt aller Antwort seinen Panduren zu — dann machte er einen Schritt vorwärts, um auf Frohn einzudringen.

„Halt!" schrie dieser jetzt mit einer donnernden Stimme — „wir können die Sache ohne Blutvergießen abmachen!"

Zugleich zog er ein großes Reiterpistol unter seinem Mantel hervor, spannte den Hahn, senkte die Mündung vor sich hin auf den Boden und schoß es ab.

„Was soll das?" rief Trenck aus.

Frohn deutete schweigend auf den Boden vor seinen Füßen. Die Kugel war durch die Eichenbohle geschlagen, und durch das Loch, welches sie hineingerissen hatte, quoll eine Wasserwelle wie ein kleiner Springbrunnen in die Höhe.

„Was soll das heißen?" rief Trenck noch einmal.

„Das soll heißen, Herr Oberst von der Trenck, daß der Nachen in wenig Augenblicken zu sinken beginnen wird, und daß, wenn wir nicht vorher die Minuten, welche uns übrig geblieben sind, benutzen, um Frieden zu schließen, wir beide ertrinken."

„Zum Ufer zurück, zum Ufer zurück, nehmt die Ruder, Ihr Dummköpfe!" schrie Trenck seinen Panduren zu.

„Ihre Befehle werden nicht ausgeführt werden, Herr Oberst," antwortete Frohn, sein Pistol einsteckend und jetzt ebenfalls seinen Säbel ziehend. „Ruder sind im Kahn gar nicht vorhanden — dafür habe ich gesorgt. Der Kahn geht ganz sicherlich unter, wenn Sie sich länger meinem Willen widersetzen. Ich erlaube Ihren Leuten in's Wasser zu springen, wenn sie versuchen wollen, ob sie sich durch Schwimmen retten können, obwohl ich nicht gehört habe, daß an dieser Stelle des Flußlaufs Jemand durch die reißende Donau geschwommen sei. Meine Husaren mögen sich dann auch so zu retten suchen, und der Schiffer mit seinen Buben auch. Wir Beide aber, mein Herr Oberst, werden ertrinken!"

Digitized by Google

„Aber," rief Trenck, dessen Wuth sich zu legen begann, aus, „Er hat ja wahrhaft den Teufel im Leib . . ."

„Wenigstens Courage genug, um ruhig abzuwarten, was der Oberst von der Trenck beschließt. Er kann einen Kampf hier im Nachen anfangen; aber bevor der Kampf zu Ende ist, darauf mache sich der Oberst gefaßt, liegen wir Beide längst im Wasser. Will der Herr Cameral sich dann auch Schwimmen retten, so mag er's versuchen; ich aber sage ihm vorher, daß ich auch ein wenig Schwimmer bin, und mich ihm sofort nachstürzen werde, um mich an ihn zu klammern und ihn auf den Grund des Stromes zu ziehen. Darauf geb ich ihm mein Ehrenwort. Ich meine, der Cameral kennt mich von gestern her!"

Der Kahn begann sich immer mehr mit Wasser zu füllen.

„Wenn Sie noch lange zögern," fuhr Frohn fort, „so wird unsere Rettung immer schwieriger."

„Hölle und Teufel Ihm auf den Kopf," fluchte Trenck, „was will Er denn?"

„Sein Ehrenwort, daß der Herr Cameral geduldig und ohne weiteres Sträuben mit mir nach Wien hinunterschifft. Nur ein Wort von ihm, und der Kerl wird sofort gethopft!"

Trenck schien noch einen Augenblick seine ganze Lage zu überblicken. Er konnte allerdings den Versuch machen, Frohn zu überwältigen, und ohne Zweifel war er ihm an Körperkraft überlegen. Aber ein verschlichter Gegner war dieser hochgewachsene breitschultrige Husaren-Major auch für einen Mann wie Trenck nicht, und ein Ringen mit ihm mußte kostbare Minuten wegnehmen, vielleicht doppelt so viel Zeit, als nöthig war, den Kahn bis an den Rand zu füllen und auf den Grund des Stromdetts zu senken. Im Schwimmen sein Heil zu suchen, war ebenfalls zu gewagt; die Donau war an dieser Stelle verzweifelt tief und reißend, und der Gegner war der Mann, seine Drohung buchstäblich auszuführen!

„Wenn ich mich drein ergebe, wie will Er denn den Kahn eben halten?" rief er endlich aus.

„Noch ist das möglich," antwortete Frohn gleichmüthig, „denn wir stehen erst bis an die Knöchel im Wasser und können den Leck noch stopfen — steigt das Wasser noch um einige Zoll höher, so ist's zu spät!"

„Nun denn, in's Teufels Namen," sagte Trenck zähneknirschend, „ich ergebe mich drein!"

„Der Herr Cameral gibt hier vor meinen und seinen Leuten sein Ehrenwort als Soldat und Edelmann, daß er jetzt, ohne Ausflüchte und Hinterlist zu suchen, mir ruhig nach Wien folgt?"

„Ich gebe es!"

„Und sich später nicht an mir zu rächen sucht?"

„Will Er das auch noch?"

„Auch das!"

„Nun, in's Henker's Namen, Alles was Er will . . . mach' Er nur ein Ende mit der Sache!"

Frohn zog jetzt nach und seinem Mantel einen Gegenstand hervor, den er dem erschrockenen und bleich hinter ihm stehenden Schiffer reichte. Es war ein kleines viereckiges Brett, an den vier Ecken durchbohrt; der Mann kniete damit eilfertig in das den Boden des Nachens bedeckende Wasser nieder und drückte es auf das Loch in der mittelsten Bohle, welches Frohn's Kugel geschlagen hatte. Nägel und Hammer hatte der Führmann in der Tasche seiner Jacke; er war nicht sanft sie zu gebrauchen, und nach einigen kräftigen Hammerschlägen war der Leck oberflächlich gestopft. Frohn gab nun seinen Husaren einen Wink, diese begannen das Wasser mit ihren Mützen auszuschöpfen, die zwei Panduren zeigten sich ebenfalls nicht lässig, zu helfen, während der Gehülfe des Führmanns sich des Ruders bemächtigt hatte und den Kahn steuerte, der unter der ganzen Scene eine weite Strecke stromabwärts geschossen war. Der Führmann ging dann über, mit Werg und Talg das aufgenagelte Holzstück zu kalfatern.

„Wenn der Herr Oberst einen Befehl für Ihr Hauptquartier hinterlassen wollen," hub Frohn jetzt wieder an, „so wird einer Ihrer Leute ihn dahin bringen können; wir wollen so nahe an's Ufer zu gelangen suchen, daß er hinüberschwimmen kann."

„Sehr gütig," versetzte Trenck bitter ironisch, sich auf der Bank ausstreckend, auf die er sich, in seinen Mantel gewickelt, hingeworfen hatte. Nach einer Pause jedoch wandte er sich an einen seiner Panduren und sagte:

„Du kannst heim gehen; ich lasse dem Oberstlieutenant de Doine befehlen, bis auf weitere Ordre in seinem jetzigen Standquartier zu bleiben. Er soll mir vier Seressaner mit meinen drei besten Pferden, Gelt, Kleider und Wäsche nachsenden, und meine übrigen Sachen in Verwahrung nehmen."

Auf Frohn's Befehl bemühte sich der Steuermann, den rechten Donau-Ufer so nahe zu kommen, als es ihm möglich war ohne Ruder, und bei der fortreißenden Gewalt des Stroms. Endlich war man dem Gestade des Flusses auf eine Entfernung von etwa dreißig Schritt nahe gekommen; auf einen Wink Trenck's warf der Pandur seinen rothen Mantel ab, wickelte Bauwms und Waffen hinein und sprang dann in den Strom, um, sein Bündel mit der linken Hand über den Kopf haltend, als geübter Schwimmer dem Ufer zuzustreben, das er glücklich erreichte.

„Wie sind Sie denn auf diese dämonische Idee gerathen, mich im Schiffe zu transportiren?" fragte Trenck nach einer Weile Frohn, der sich eben ihm gegenübergesetzt und eine ungarische Meerschaumpfeife hervorgezogen hatte, die er mit großer Seelenruhe stopfte.

„Sie lag nicht weitab," versetzte Frohn lächelnd, „diese Idee; nach dem, was gestern zwischen uns vorgefallen, dachte ich mir, es sei nicht räthlich, die Nacht im Hauptquartier des Herrn Obersten zuzubringen; es schwante mir wohl etwas von Auslegungen, die dem Herrn Cameraden belieben könnten, von dem gegebenen Wort zu machen. So suchte ich mir für meine Nachtruhe ein Plätzchen aus, wo ich vor einem Ueberfall sicher mein Haupt niederlegen konnte, und ein guter geräumiger Kahn war dazu die beste Stelle, die sich finden ließ. Sobald ich gestern Abend den Herrn Cameraden verlassen, zog ich mich dahin zurück und ließ einen Theil meiner Leute mit den Pferden als Wachtposten am Ufer. Einmal im Schiffe, kam ich denn auch leicht auf den Gedanken, in demselben die Rückreise zu machen und den Herrn Obersten zu bitten, mir darin das Vergnügen seiner Begleitung zu schenken. Es geht rasch, wie Sie sehen, und es ist sehr viel bequemer, als wer oder fünf Tage lang auf müden Pferden im Sattel zu hängen!"

„Sollen wir denn ganz bis Wien hinunter in dem K. steu bocken bleiben?"

„Wenn's dem Herrn Cameraden so beliebt, ja . . . wir werden uns vom ersten uns begegnenden Nachen oder Floß Ruder kaufen; dann können wir bequem landen, wo wir wollen, und in passend gelegenen Uferstädten unsere Mahlzeiten nehmen. In Ruszkorf werden wir Extrapost nehmen, um nicht zu Fuße in die Kaiserstadt einziehen zu müssen, und ich werde dann die Ehre haben, den Herrn Obersten an dem Gasthofe abzusetzen, den er mir zu bezeichnen die Güte haben wird!"

„Wahrhaftig," sagte Trenck mürrisch nach einer Pause. „Er ist ein durchtriebener Patron, wenn Er auch mein Freund ist. Es thut mir leid, daß ich den Oberstwachtmeister von Frohn nicht unter meinem Corps habe. Er wäre der Mann gewesen, den ich hätte brauchen können. Der Herr Cameral hat wohl keine Tabakspfeife mehr bei seinen Sachen?"

„Leider nein . . . aber der Wachtmeister hat eine; wenn Sie die nicht verschmähen — mit gutem Latakia steh' ich zu Befehl!"

Franzl, der Wachtmeister, zog eine saubere kleine Meerschaumpfeife aus der Tasche hervor, und der Oberst nahm sie, ohne sie einer weitern Besichtigung zu unterwerfen. Frohn reichte den Tabaksbeutel dar, und Franzl schlug Feuer . . . nach einer Viertelstunde saßen sich die beiden Kriegsmänner friedlich gegenüber und unterhielten sich von ihren Abenteuern und Erlebnissen.

Der Nachen schwamm unterdeß lustig stromabwärts, die Husaren Frohn's, die mit den Pferden auf dem Leinpfad nachgeritten waren, waren längst nicht mehr sichtbar; doch hatten Trenck's Panduren ihren Abzug nichts in den Weg gelegt, als sie gesehen, daß ihr Oberst selber mit dem Husaren-Officier Frieden geschlossen hatte und mit ihm davon zog.

7.

Zwei oder drei Tage nachher, kurz vor Mittag, rollte eine Extrapost, die mit zwei Panduren auf dem Bocke besetzt war, durch das Rothethurmthor in die Kaiserstadt ein. Der Corporal von der Wache, der an den Schlag trat, erhielt auf dem Innern die Meldung: „Der kaiserliche Oberst Freiherr von der Trenck und Oberstwachtmeister von Frohn."

Der Wagen rollte weiter durch die dichtgedrängten Straßen,

Digitized by Google

bis er vor dem Eingang eines großen Hotels auf dem Graben still hielt. Die Paukuren sprangen von ihrem Sitz herunter und öffneten, Kellner und Wirth kamen herbei und vergaßen einen Augenblick ihre Verbeugungen und Hülfsleistungen, als sie die Athleten-Gestalt des Obersten mit dem wilden halb schwarzen Gesicht aus dem Wagen steigen und das germgelter Stiefen unter sie treten sahen — es war Reiner da, dem dies Gesicht und dieser Mann nicht wenigstens aus Beschreibungen bekannt gewesen wäre.

„Herr Oberst," sagte Frohn, nach ihm aus dem Wagen steigend, „mein Auftrag endet hier, und ich habe jetzt nur die Pflicht, mich für gute Cameradschaft auf der Reise zu bedanken! Unsere Bekanntschaft hat auf ein wenig ungewöhnliche Weise begonnen — ich hoffe, daß der Herr Oberst darum nicht minder mich in gutem Andenken halten wird."

„Daß ich an den Oberstwachtmeister von Frohn denken werde," antwortete Trend, „dafür hat er gesorgt . . . aber ich werde nicht anders an ihn denken, als an einen vortrefflichen Reisegefährten, der mich durch seine gute Unterhaltung und zuvorkommenen Manieren hat die Art und Weise vergessen machen, wie er mich zu dieser verdammten Reise gepreßt hat!"

„Das," erwiderte Frohn lächelnd, „wird noch mehr, beste ich, die Aufnahme vergessen machen, welche der Oberst von der Trend dahier in Wien finden werden!"

„Nun, wir wollen's hoffen," versetzte der Oberst, indem er Frohn mit einer Handbewegung verabschiedete und sich dem Wirthe zuwandte.

Frohn verließ ihn, und nachdem er sein nicht fern liegendes Quartier aufgesucht und sich ein wenig erquickt hatte, ging er die nöthigen Meldungen zu machen. Als er in die Burg und in die Vorzimmer des römischen Königs kam, ward er sofort vorgelassen. Joseph trat ihm lebhaft und gespannt entgegen.

„Frohn," rief er aus, „Er ist wieder da . . . nun — mit ihm oder ohne ihn . . .?"

„Ew. Majestät, der Oberst von der Trend ist von mir vor einer halben Stunde am Thore des weißen Lamms abgesetzt worden, wo er zu wohnen wünschte!"

„Ist das wahr, ist das in der That wahr?" rief der junge König froh aufathmend, „nun dann sei der Himmel gelobt — denn, daß ich's Ihm nur gestehe — mir war Angst um Ihn und ich habe mir Vorwürfe gemacht, alle diese Tage her, daß ich einen so treuen Diener wie Ihn so in die Höhle des Löwen getrieben."

„Majestät, es ist mir gelungen, den Löwen zu zähmen — wir sind so eben von einander geschieden wie die besten Freunde."

„Nun, das ist mehr, als ich möglich geglaubt — ich fange an, Ihn für einen Zauberer zu halten — aber setze Er sich — derthun — ich will's — erzähle Er mir Alles haarklein."

Frohn gehorchte, der König nahm in seinem Schreibsessel Platz und horchte mit der größten Spannung auf die Erzählung des Oberstwachtmeisters.

„Aber zum Henker, Er ist ja ein gefährlicher, ein entsetzlicher Mensch!" rief der König Joseph aufjubrend aus, als Frohn zur Erwähnung seines Giftes gekommen.

„Majestät, ich hatte keine Hoffnung meinen Auftrag auszuführen, wenn ich nicht mein Leben dabei einsetzte, und die bloße Gewalt hätte bei einem Trend nicht ausgerecht."

„Ein verzweifeltes Mittel," fiel Joseph ein — „wober hatte Er denn dieses merkwürdige Gift?"

„Es ist ein orientalisches Harem-Geheimniß. Mir hat es ein alter türkischer Arzt, dem ich das Leben mit Gefährdung meines eigenen rettete, gegeben; er nannte es ein Opium-Präparat."

„Und war Er denn so sicher, daß das Gegengift es ganz unschädlich mache?"

„Sicher — nun wie ich es sein konnte; an Menschen habe ich freilich nicht die Erfahrung machen können — an Thieren wohl . . . was es ist, weiß ich auch nicht — wenn ich mich recht erinnere, sprach mein alter Hafimbaschi von einer concentrirten und krystallisirten Säure . . . aber Genaueres habe ich nicht behalten."

Der römische König schwieg eine Weile: dann sagte er:

„Lieber Frohn, thu Er mir den Gefallen, dies merkwürdige Mittel, nachdem es so vortrefflich seine Schuldigkeit gethan, für zukünftige Fälle nicht mehr in Anwendung zu bringen; es hat mir etwas Unbehagliches, es im Besitz eines so tapfern Soldaten zu wissen — wie wäre es, wenn Er das Recept dazu ins Feuer würfe?"

„Ew. Majestät," antwortete Frohn, „das ist bereits geschehen — ich habe alles, was ich davon besaß, in das Recept gewickelt in die Donau geworfen."

„Teufe besser," fiel Joseph ein, „und nun erzähle Er weiter!"

Frohn nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf; als er geschlossen, sagte der römische König:

„Wie soll ich Ihm danken, Frohn? — Er hat Seiner Kaiserin und unserm Hause einen großen Dienst geleistet — ich werde es meiner Mutter zu rühmen wissen!"

Ew. Majestät," versetzte Frohn, „ich weiß es tief zu erkennen, daß ich von der Gnade Ew. Majestät mir den Ausdruck Ihrer Zufriedenheit erhalte. Denn außer daß dies für mich der Gnadenbeweis ist, welcher mir am höchsten von allen steht, würde ein andrer etwas sein, was meiner Leistung in den Augen der Menschen vielleicht einen Charakter gäbe, den ein auf seine Ehre eifersüchtiger Soldat zurückweisen muß. Und dennoch bin ich so eigennützig, diesen Augenblick zu benutzen, um von Ew. Majestät eine Belohnung zu erbitten."

„Spreche Er, Frohn," fiel der König eifrig ein — „Er kann von mir verlangen, was nur in meiner Macht steht zu erfüllen."

„So bitte ich um ein Lieutenantspatent für meinen Wachtmeister. Der Mann hat mir treu und redlich beigestanden; er ist in die ganze Gefahr eingeweiht gewesen, in welcher wir schwebten, aber er hat mit männlicher Entschlossenheit seine Gefahr getheilt."

„Und wer ist dieser Phönix von einem Unterofficier?"

„Er heißt Franz Feldbauer, Majestät."

Joseph blickte verwundert den Sprechenden an.

„Seitdem er assentirt wurde, stand er bei meiner Schwadron, und ich habe einen tüchtigen und zuverlässigen Menschen aus ihm gezogen."

„Hat Er das wirklich, Frohn? Nun, so hat Er auch da Wunder geleistet," fiel lächelnd der König ein, „und weil Er's ist, will ich's Ihm glauben, obwohl — " Joseph erhob drohend und mit sprechenden Blicken ihn ansehend den Finger, „obwohl ich den Verdacht haben könnte, jetzt sei mein tapfrer Oberstwachtmeister etwas wie ein — Höfling geworden."

Frohn legte die Rechte auf seine Brust.

„Nun, ich will ja thun, was Er verlangt," sagte der König Joseph, „der Franz soll das Lieutenantspatent haben."

„Ich danke Ew. Majestät."

„Das Danken, mein lieber Frohn, ist an diesem Tage an mir," fiel Joseph ein, „und das soll mir diesem warmen Händedruck geschehen."

Es war gegen alle Etikette, daß ein römischer König einem Husaren-Major die Hand schüttelte; aber Joseph kümmerte sich sehr wenig darum, und Frohn nahm die ihm dargebotene Rechte und erwiderte mit männlichem Selbstbewußtsein energisch ihren warmen Druck.

Ein recht deutsches Baudenkmal deutscher Bruderliebe.

In einer der lieblichsten Gegenden des an malerischen Schönheiten so reichen Maingrundes, der sich von Bamberg bis Schweinfurt erstreckt, auf einer sanften Anhöhe, hart am rechten Ufer des Mains malerisch hingegossen, liegt das hübsche Städtchen Hassfurt, südlich von den waldigen Bergen des Steigers, an seiner Nordseite von der Eisenbahn begrenzt, die von Lehr am Fuße des Steffart bis über Knimbach an dem Fuße des Fichtelgebirges den Krümmungen des Flusses folgt.

Dem aus dem Stationshause tretenden Reisenden fällt eben so scharf, wie dem Fahrer auf dem Mainschiff, ein in nächster Nähe der Stadt, auf dem Rücken der Anhöhe, dicht am östlichen Ende der Stadt stolz emporragender Kirchenbau mit einem zu demselben in gar keinem Verhältniß stehenden Thürmchen in's Auge. Der hintere (östliche) Theil des alten Gotteshauses ist mit Baugerüsten bis zum steilen Dache umgürtet, auf welchen sich rüstige Steinmetzen munter bewegen. Unter ihren Händen verjüngen sich Pfeiler und

Digitized by Google

Die Ritterkapelle in Haßfurt.

Wände, quillt die prächtige symbolische Ornamentik des deutschen Baustyls aus dem feinkörnigen Sandstein an den neubelebenden Pfeilern hervor, wölbt sich der neue Spitzbogen, glühen alle Wappenschilde in einem wunderbaren Wappenfries in neuen frischen Farben auf. Der Wanderer wird unwillkürlich in die nächste Nähe der Kirche gezogen und sieht den sie umgebenden Platz mit Sandsteinblöcken bedeckt, die eben vom Meißel des Steinmetzen zu sinniger Kunstform des deutschen Kirchenbaustyls verarbeitet werden; er überzeugt sich, daß man fleißig dran und drauf ist, den alten herrlichen Kirchenbau in würdiger Weise zu erneuern. Mitten unter den Arbeitern fällt ihm ein Greis mit bedeutsamer Gesichtsbildung und langen weißen Locken auf, von dem sie Befehle

Digitized by Google

annehmen, und dessen scharfes Auge forschende und prüfend ihre Leistungen überfliegt. Unverkennbar ist er der Baumeister.

Ehe wir von dem Alten Namen und Erklärung geben, schweifen wir durch die Straßen der freundlichen heitern Stadt, die nichts von der engen, winkligen Art alter deutscher Kleinstädte an sich hat, besehen uns die zweithürmige ansehnliche Stadtkirche aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, das freigelegene alte Rathhaus auf dem Markte und bleiben endlich vor der baulichen Perle der Stadt, der Marien- oder Ritterkapelle stehen, jener oben erwähnten im Erneuerungsbau begriffenen Kirche, deren östlicher Theil, namentlich der Chor, einen wahrhaft erhebenden, den Schönheitssinn in jeder Weise entzückenden Anblick gewährt.

Dieses glänzende Denkmal deutscher Kirchenbaukunst, das seines Gleichen weit und breit nicht findet, wird durch einen Umstand zum einzigen in seiner Art und zu einer entwichtigen Bedeutung gehabt haben; in andern Falle wachsen die Dimensionen der Bedeutung zu riesiger Größe, und der Bau wird zu monumental gesteigert, allgemein deutscher patriotischer Wichtigkeit. Gelingt es nun dem tiefen Kenner der deutschen Kirchenbaukunst und seiner artistisch-historischen Entwickelung, aus der baulichen Construction und der Ornamentik des Chors zu bestimmen, daß dieser Bau durchaus nur in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet sein könne; gelingt es ferner dem gelehrten Kenner der Heraldik nachzuweisen, daß die Wappen an und in der Kirche außer denen fränkischer auch solche andrer deutscher Adelsgeschlechter aus allen Theilen des großen Vaterlandes enthalten, und daß alle Wappen nur Geschlechtern angehören, welche in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts blüheten: so erwächst die dritte Frage: fällt in diesen kurzen Zeitraum ein so allgemein bedeutendes politisches Ereignis, ganz besonders würdig geeignet und auffordernd, ihm ein so schönes großartiges und bedeutungsvolles Denkmal deutscher Eintracht und Bruderliebe zu errichten, und zwar von einem so großen Vereine bedeutender Adelsgeschlechter? Mit andern Worten: geschah in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine That deutscher Eintracht und Bruderliebe, die das Gemüth des gesammten deutschen Adels, als des Trägers der damaligen Gesittesbildung, so mächtig ergriff, daß er sich in seinen Commitäten zur Erbauung eines so herrlichen Denkmals dieser patriotischen Liebesthat ebenfalls in christlicher Liebe und Brüderlichkeit vereinigte?

Können diese Fragen befriedigend beantwortet werden, so bleibt immer noch die Lösung des Räthsels offen: wie war es möglich, daß eines so großartigen Denkmals, einer so großartigen Liebesthat, an dessen Errichtung sich die Gesammtblüthe der Gesittung der Nation betheiligte, nirgend Erwähnung geschieht? Würee es gelingen, auch auf diese Frage befriedigende Antwort zu geben, so erhöhe sich die Ritterkapelle zu Haßfurt zu einem so herrlichen allgemein deutschen Denkmal und strahlte nun fünf Jahrhunderte in so erhabener patriotischer Bedeutung, daß es unsre, der Jetztlebenden, heilige Pflicht wäre, dieses Denkmal würdig vollendet der großen deutschen Zukunft als Erinnerungszeichen an Einigkeit, Brüderlichkeit und Liebesthat der Väter und unser selbst zu übergeben.

Schon ehe es einem edlen deutschen Manne und hochherzigen echt deutschen Banlünstler gelang, die oben aufgeworfenen Fragen zur Freude aller deutschen Patrioten befriedigend zu lösen, genügte die weniger umfangreiche Anschauung der marianischen Ritterkapelle als einer Bestrkirche des mittelalterlichen deutschen Adels, den hochsinnigen König von Baiern und begüterte Adelige für die nothwendig gewordene Restauration der Kirche zu gewinnen und zu Anfang dieses Jahres einen „Verein deutscher Adeligen zur Wiederherstellung der Ritterkapelle in Haßfurt“ ins Leben zu rufen, dessen Vereinsausschuß in Würzburg seinen Sitz hat, und dessen Thätigkeit bereits von erfreulichen Erfolgen gekrönt worden ist.

Der Zweck dieses Vereins ist, „die Ritterkapelle in Haßfurt, und zwar zunächst den Chor derselben, als ein ehrwürdiges, in seiner Art einziges Denkmal der Vorzeit, in seiner ursprünglichen

Digitized by Google

Schönheit herzustellen und dasselbe neuverjüngt der Nachwelt zu überliefern."

Kehren wir behufs dieser letzten und wichtigsten Erörterung zu der Liebfrauenkirche diesen Namen führt die Ritterkapelle im Volksmunde zurück, und machen wir nun die Bekanntschaft des greisen Baumeisters, dessen hochberühmten europäischen Namen ich dis jetzt mit Absicht verschwiegen habe. Dieser Name ist Karl von Heideloff! Er ist's, der allgemein hochverehrte Nestor und Regenerator der deutschen Baukunst, der gemüth- und poesiereiche Sohn der Schwabenhauptstadt, und das trauliche Idiom seiner Geburtsheimath, das auch unser Schiller gerecht, klingt uns aus seinem beredten Munde so anheimelnd entgegen; er ist's, der gewissenhafte kunstsinnige Conservator der mittelalterlichen deutschen architektonischen und monumentalen Schätze Nürnbergs, wo jede Straße von seinem Kunstsinn, seinem Eifer und seiner Pietät für das Kunstedle des deutschen Mittelalters zu erzählen weiß; er ist's, der unermüdliche Schöpfer unzähliger Kirchen und Schlösser in allen Gauen des Vaterlandes, lauter herrliche Denkmale seines echt deutschen Hochsinns und seiner — trotz vieler bittern Erfahrungen — nie erkalteten Begeisterung für deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft, deutschen Ruhm und deutsche Größe, Denkmale, die seinen gefeierten Namen der späten Nachwelt zurufen werden. Wahrlich, wenn die hohe patriotische Wichtigkeit des Ausbaues der Ritterkapelle in Haßfurt noch nicht eingeleuchtet, dem würde sich eine Ahnung von ihrer Größe aufdrängen, wenn er erfährt, daß dieser greise Meister, der geistige Nachkomme Erwin's von Steinbach, sich die Vollendung dieser Kirche auserkoren hat, daß sie in der Gestalt, wie sie seiner künstlerischen Phantasie vorgeschwebt und wie er sie mit jener Meisterhand, die die Welt bewundert, in großartigem unvergleichlich schönem Entwurf auf das Papier gezaubert hat, den würdigen Schlußstein seiner künstlerischen Thätigkeit bilde. Der Bau, mit dem ein Heideloff sein reiches Künstlerleben zu beschließen gedenkt, muß von der höchsten poetisch-patriotischen Bedeutung sein.

Unsere Abbildung der Ritterkapelle in ihrer einstigen Bollendung ist eine Copie dieses meisterhaften Entwurfs, und schon diese Nachbildung wird jeden Beschauer, der das Original zu sehen nicht Gelegenheit hatte, zu dem Ausrufe freudiger Ueberraschung hinreißen: „ja, das ist eins der würdigsten Denkmale deutscher Baukunst und des schöpferischen Cultus derselben, welchen ihr begeisterter Priester Heideloff sein Lebenlang ausgeübt!"

Wenn es nun möglich wäre, daß unsere Verehrung und Pietät vor dem ehrwürdigen Alterthum sich steigern könnte, der mit allen geistigen Lebensfasern an dem Herzen seines Volkes hängt und sich in liebenswürdiger Anspruchslosigkeit als einer seiner treuesten Söhne erweist; wenn es möglich wäre, ihn noch mehr zu lieben und zu verehren, als bereits der Fall ist: so würde es geschehen, nachdem wir erfahren haben, daß er, der weltberühmte deutsche Baumeister, auch der gelehrte Kenner der Heraldik und sowohl der allgemeinen Geschichte des Mittelalters, als auch der speziellen Dynastengeschichte der deutschen Fürsten- und Adelshäuser ist und mehr als die Hälfte seines langen thätigen Lebens auf das genaue und tiefe Studium dieser Disciplinen gewandt hat, sodaß schwerlich ein Lebender in der Kenntniß der stufenweisen Entwicklung der christlich-deutschen Baukunst, der Wappenkunde und Specialgeschichte sich mit ihm messen kann. Wer auch nur flüchtige Blicke in seine reichen Sammlungen architektonischer, ornamentaler und heraldischer Zeichnungen und deren Commentare geworfen hat, wird sich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen.

Unser gelehrter Baukünstler hat sich nun die oben aufgeworfenen Fragen zur gewissenhaften Prüfung und Beantwortung vorgelegt, und das Resultat seiner Forschung ist folgendes:

1) Die Architektur und Ornamentik der Ritterkapelle erweist sich klar als eine Schöpfung aus dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts.

2) Die Wappen sowohl in der innern Wölbung der Kirche als im Friesgürtel der Außenseite sind nur Wappen fürstlicher und adeliger Häuser aus dem ganzen deutschen Reiche, deren Existenz in der spätern Regierungszeit des Kaisers Ludwig des Baiern nachgewiesen werden kann.

3) Die ungewöhnlich große Anzahl der Wappen der hervorragendsten deutschen Fürsten- und Adelsgeschlechter in und an dem herrlichen Chor constatirt unwiderleglich einen großen Einträchts- und Liebesverein, der nur durch einen ungewöhnlichen und höchst merkwürdigen, bedeutungsvollen öffentlichen Act der Eintracht und Bruderliebe hochgestellter, ja geradezu der vornehmsten Persönlichkeiten jener Zeit hervorgerufen sein konnte. Die Kirche, welche dieser Verein baute und reich ausschmückte, kann durchaus nur ein Denkmal dieses Acts gewesen sein, der von der höchsten politischen und sozialen Wichtigkeit sein mußte, um einen solchen Verein zur Errichtung eines solchen Denkmals in's Leben zu rufen!

4 Im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts tritt uns aber ein solcher Act von so bewältigender Wichtigkeit, von so hoher politischer, sozialer und sittlicher Bedeutung und von so herrlicher poetischer Schönheit und Tragweite entgegen, daß er keines Gleichen nicht hat in der ganzen Geschichte des deutschen Mittelalters, sodaß nur dieser Act und kein anderer einen so großartigen Verein und ein so herrliches Denkmal in's Leben rufen konnte.

Dieser Act ist die Versöhnung der beiden Gegenkaiser, fürstlichen Vettern und Jugendgespielen Ludwigs von Baiern und Friedrichs von Oesterreich und ihr Bruderbund zur gemeinsamen Regierung des Reichs im Jahre 1325.

Die Ritterkapelle ist sonach das Denkmal einer welthistorischen Liebesthat, welche das deutsche Reich vom Abgrunde des Verderbens rettete, an welchen es der unselige Kampf der beiden Gegenkaiser, die Ränke des französischen Hofes und die gewaltthätige List des Papstes Johann XXII, eines herrschsüchtigen Franzosen, gebracht, und sie erhält durch diese natürliche Erklärung ihre würdige Deutung. Jedes unbefangene Gemüth wird sogleich eingestehen: so ist es! es kann nicht anders sein! Die herrliche Kirche mit ihrem reichen Wappenkranze und die liebreiche Vereinigung der beiden Kaiser sind gegenseitig einander angemessen und würdig. Kein Ereignis von geringerer Bedeutung konnte einen solchen Verein zusammenbringen, um ein solches Gotteshaus zu Ehren der Jungfrau zu bauen. Die Kirche ist ein köstliches monumentales Feiergeschenk in kunstvoller deutscher Architektur zur Verherrlichung des Bruderbundes der beiden mächtigsten Fürsten Deutschlands nach vorderehlichen blutigen Streit gegenüber der französischen und päpstlichen Herrschsucht, und das Gedicht unsers Schiller: „Deutsche Treue", auf diesen deutschen Fürstenliebesbund ist gleichsam ihre Paraphrase und sollte in Marmor oder Erz gegraben einst über dem vollendeten Portale prangen. *

Den französischen Feinden des deutschen Reichs in Paris und Avignon (es war die Zeit, wo die Päpste als Schutzträger des französischen Königs hier residirten), welche den deutschen Zwiespalt beijubelt und darauf ihre hinterlistigen Pläne gebaut hatten, war diese unerwartete Vereinigung der beiden Kaiser ein Strich durch die Rechnung. Der Papst sprach den Bann über Ludwig aus, dem alsbald das Interdict folgte. Aber Deutschland jauchzte den in Liebe vereinten Fürsten seine freudige Anerkennung zu. Der hohe Adel vereinigte sich ebenfalls, um den Bruderbund der Kaiser ein würdiges Denkmal zu errichten. Dieses konnte natürlich nur eine Kirche sein. Sie mußte im Herzen Deutschlands auf dem Gebiete eines Kirchenfürsten erbaut werden. Der damalige Bischof von Würzburg, Wolfram von Grumbach-Wolfsfeel, war Kaiser Ludwigs Freund und hatte dessen Besuch öfter empfangen. Auf seiner Reise von München nach Würzburg hatte der fromme Kaiser wohl mehr als einmal sein Gebet in der uralten Marienkirche zu Haßfurt, dessen freundliche Lage am Mainstrom ihn annuthete, verrichtet. Um ihn zu ersreuen, wurde von Bischof Wolfram diese Kirche zu dem beabsichtigten monumentalen Umbau bestimmt. So entstand der herrliche Chor mit dem Wappenfries. Aber Wolfram starb, ehe der ganze Kirchenbau vollendet werden konnte, auch Kaiser Ludwig endete im 61. Lebensjahre plötzlich ein thatenreiches Leben (1347), nachdem auch Papst Clemens VI einen zweiten Bannfluch über ihn ausgesprochen hatte. Der Bau der Kirche blieb liegen. Niemand mochte es wagen, das zu Ehren eines Kaisers begonnene Denkmal zu vollenden, der im Banne gestorben war.

Aus diesen Umständen ergibt sich die Lösung der letzten schwierigen Frage von selbst, weshalb keine Inschrift am Chor und über Zeit und Veranlassung des Prachtbaus belehrt, weshalb kein Chronist seiner erwähnt, kein Document darüber vorhanden ist. Kaiser

* Wir erzählten den merkwürdigen Liebesbund der beiden Gegenkaiser Ludwig des Baiern und Friedrich des Schönen von Oesterreich hier nicht, weil wir ihn in einem besondern Artikel der „Deutschen Bilder" ausersehen haben.

Digitized by Google

Ludwig lag in Bann und Interdict, und die Kirche wurde auf dem Gebiete und unter dem Schutze eines geistlichen Fürsten erbaut. Es durfte alles öffentlich nicht davon gesprochen werden.

Heideloff hat in einer Broschüre die nähern Umstände angedeutet; die ausführlichen Beweise, der Architektur und Sculptur und den heraldischen Verzierungen der Ritterkapelle entnommen, verspricht er in einem Prachtwerke vorzulegen, welches unter dem Titel: „Das Fürsten- und Ritter-Album der Ritterkapelle unserer lieben Frau und des Ritters St. Georg in Haßfurt, ein kaiserliches Denkmal der deutschen Einigkeit und Bruderliebe", in der Ebner'schen Kunsthandlung in Stuttgart erscheinen wird. Die 248 Wappen werden darin in Farbendruck wiedergegeben und die Geschichte der Fürsten- und Adelsgeschlechter, welchen sie angehören, in möglichst Aufsehen erregender Ausführlichkeit abgehandelt. Nach den Proben, welche von Heideloff mit freundlicher Bereitwilligkeit vorlegt, wird das Werk des Gegenstandes und der Ehre des deutschen Namens vollkommen würdig sein. Der greise Verfasser hat den ganzen Schatz seiner Gelehrsamkeit angewendet, um zu beweisen, daß der Ehor der Ritterkapelle zu Haßfurt durchaus nur ein Denkmal der brüderlichen Vereinigung Ludwig des Baiern und Friedrich des Schönen von Oesterreich sein kann. Man darf annehmen, daß Kenner der Geschichte und der deutschen Kirchenbaukunst, welche Gründe zu haben glauben, an Heideloff's Angabe zu zweifeln, das Erscheinen des Fürsten- und Ritter-Albums abwarten, um seine versprochnen Beweise mit kritischem Scharfsinne zu prüfen und ihnen dann mit gewichtigen, stichhaltigen Gegengründen zu begegnen, und auch dann dürfte man mit Recht voraussetzen, daß jüngere Männer an diese Entgegnung mit aller Pietät, die der greise, gelehrte und verdienstvolle Baukünstler doch gewiß mit vollem Rechte verdient, geben werden. Jedenfalls ist also das Erscheinen des v. Heideloff'schen Werkes abzuwarten.

Wir aber geben uns mit voller Seele der schönen Ueberzeugung hin, daß die Ritterkapelle in Haßfurt ein Denkmal der deutschen Einigkeit und Brüderlichkeit gegenüber französischer Herrschund Ränkesucht ist, und daß unsere Zeit, in welcher der deutsche Patriotismus so mächtig aufflammt, um den neuen französischen Ränken mit vereinter Kraft und Begeisterung entgegen zu treten, im höchsten Grad geeignet und berufen ist, die Ritterkapelle nach Heideloff's herrlichem Entwurf zu vollenden, damit sie, analog ihrer alten Bestimmung, auch ein würdiges Denkmal deutscher Einigkeit und Brüderlichkeit des lebenden Geschlechts werde und, am schönen Mainstrom stets sich erhebend, dem eitlen Franzosenthum jetzt und in Zukunft zurufe, daß wir Deutsche im Süden und Norden, im Osten und Westen

„sind eines Herzens, eines Muts",

und

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr." K. St.

Kriegs-Erinnerungen.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Officiers der Fremden Legion in Algier.

III. Eine europäische Dame unter den Kabylen.

Der General-Gouverneur von Algerien, Graf Rapoon, hatte im Herbst 1856 eine Expedition gegen die Kabylie der Provinz Algier dirigirt und in eigner Person commandirt. Dieser Zug, schnell beschlossen und ebenso schnell ausgeführt, hatte zum Zweck gehabt, die Steuerverweigerungen und Räubereien dieses schwer zu bändigenden Gebirgsvolkes zu bestrafen und mit einem entscheidenden letzten Schlage ihren langjährigen Widerstand zu brechen. Obgleich diese Expedition nur etwa sechs Wochen dauerte, war sie doch reicher an außergewöhnlichen Begebenheiten und wichtiger in ihren nächsten Folgen, als manche ihrer Vorläuferinnen, die oft den größeren Theil eines Jahres in Anspruch nahmen und sehr häufig eben zu nichts führten.

Unsere Soldaten, den französischen es in nichts nachgebend, im Gegentheil diesen oft durch ihre Officiere als Muster in Muth und Ausdauer vorgestellt, kannten nur eine Furcht, und diese war entschieden begründet: die, von den Kabylen gefangen genommen zu werden. — Ein schreckliches Loos erwartete die Unglücklichen, welche lebendig in die Hände dieses unmenschlichen Gebirgsvolkes fielen. Auf unsern Märschen durch die Kabylie hatten wir wiederholentlich die Leichname dieser bedauernswerthen Opfer gefunden: an Baumstämme mit bis zum Eintrinken in das Fleisch angelegenen Stricken gefesselt, die Augenlider durch Sperrhölzer geöffnet gehalten und so der versengenden Mittagssonne ausgesetzt; Ohren, Nasen, Lippen ꝛc. abgeschnitten, die Nägel von Fingern und Fußzehen abgerissen, überhaupt man sie unter den unsäglichsten Foltern dem Hungertode oder den nächtlich auf Raub ausziehenden Löwen, Hyänen, Panthern und Schakals. Derartige Schreckensbilder trafen wir unter anderm dreizehn im Laufe eines Vormittags an. Nur wer derlikte diese Gräuel? Nicht die Männer, sondern die Frauen der Kabylen! — Erstere, sobald sie ihre Gefangenen sicher gefesselt und vollständig wehrlos gemacht, überließen sie ihren Weibern und zogen wieder davon, sich in den Hinterhalt zu legen, neue Gefangene zu machen oder den französischen Colonnen so viel als möglich in unserer Weise Schaden zuzufügen. Wenn es ihnen an Zeit gebrach, sich mit dem Transport der Gefangenen aufzuhalten, dann wurden dieselben vollständig entkleidet, und die Kabylen nahmen deren sämmtliche Effecten und Waffen, sowie die Reste derselben mit sich, die sie mit dem Patagan vom Rumpfe abhäckelten. Nur Tambours und Musikanten hatten ein besseres Loos zu erwarten, vorausgesetzt, daß sie im Augenblick der Gefangennehmung sich im Besitz ihrer Trommel oder sonstigen Instrumente befanden; ihre Aufgabe in der Gefangenschaft war die, durch herabwürdigende Musik ihre Zwingherren zu belustigen. Ein Tambour hat auf diese Weise fünf lange Jahre bei den Kabylen zugebracht. Während dieser Zeit hatte er fünf Mal den Versuch gewagt, durch die Flucht der Knechtschaft sich zu entziehen. Nur erst der fünfte Versuch gelang; nach dem Mißlingen jedes der vorhergehenden hatte man ihm jedesmal einen Finger abgeschnitten. Als der arme Teufel, mehr todt als lebendig, endlich nach fünfjährigen Schmerzen und Entbehrungen glücklich bis zur französischen Vorpostenlinie gelangte, blieb ihm von den fünf Fingern der linken Hand nur noch der Mittelfinger übrig. Die rechte Hand hatte man verschont, damit er trommeln konnte.

Wir hatten uns einem Punkte der großen Kabylie genähert, den bis dahin noch nie der Fuß eines französischen Soldaten — ausgenommen vielleicht der eines gefangenen — betreten hatte. Die himmelanstrebenden Felsen des Djurdjura zogen sich enger und enger zusammen mit jedem Schritt, den die Colonne vorwärts machte. Wilde, reißende Bergwässer, durch die Steinmassen sich mit Getöse hindurchdrängend, bildeten daß Cascaden, bald verschwanden sie auf lange Strecken unter einem für das Auge undurchdringlichen Dome von Schlingpflanzen, welche sich mit dem von der Höhe herabfallenden Staube und den von unten heraufsteigenden Wasserdünsten mischend, daß sich zu einer solchen Größe getrennt hatten, daß den unvorsichtigen Wagbals, der den Uebergang riskirte, in die Tiefe hinabstürzen machten. Man kann sich leicht vorstellen, wie überaus gefährlich auf solchem Terrain ein Kampf sein mußte, und wie leicht der für unsere Truppen unglückliche Ausgang eines solchen das Gelingen der ganzen Expedition in Frage stellen konnte.

Allein der Feind, statt uns, bei der großen Ueberlegenheit, welche ihm das Terrain sicherte, jeden Fuß breit Erde streitig zu machen und unser Vordringen zu verhindern, beschränkte sich darauf, seinen Heerd entweder nur schwach zu vertheidigen, oder, seine Heerden — den größten und gewissermaßen einzigen Reichthum dieses Bergvolks — vor sich hertreibend, seine Dörfer bei Annäherung unserer Truppen zu verlassen und immer höher hinauf und tiefer hinein in die mit jedem Schritt unzugänglicher werdenden Schluchten des Gebirges sich zurückzuziehen. Einmal jedoch gelang es einem dieser zahllosen Stämme nicht, sich zeitig genug in Sicherheit zu bringen; sei es, daß seine Späher unsere Annäherung nicht früh genug bemerkt hatten, oder sei es, daß die Colonne zu plötzlich und aus einer von den Kabylen für uns nicht passirbar geglaubten Richtung heranzog; genug, wir standen hundert Schritte

Digitized by Google

vor ihren improvisirten Pallisaden-Fortifications, als noch kein Mann, kein Weib, kein Kind dieselben verlassen hatte und ihr gesammter Heerdenreichthum friedlich in den Umgebungen weidete. Der die operirende Division befehligende General Montauban (derselbe, welcher augenblicklich die französischen Truppen in China commandirt) schickte einen Parlamentair und Dolmetscher vor und ließ die Kabylen auffordern, sich zu ergeben. Obgleich ihre Lage ihnen keinerlei Hoffnungen und Illusionen einflößen konnte, antworteten sie nichtsdestoweniger durch ganz gezogen ihre Gewohnheit wohlgezielte Flintenschüsse, und natürlich, der Kampf begann.

Bevor ich über dessen Verlauf, Resultat und den dabei stattgehabten, für meine Mittheilung wichtigsten Verfall weiter berichte, möge der Leser mich auf einen Rückweg begleiten, der uns zu einer ähnlichen Expedition, welche 18 Monate früher stattfand, führt. — Dieselbe hatte denselben Zweck und bewegte sich so ziemlich auf demselben Terrain, nur mit dem Unterschiede, daß in derselben die französischen Truppen mit weniger Glück operirt hatten und nicht so weit vorgedrungen waren, als dies in der letzteren der Fall war.

Ein junger Militairarzt, der Doctor Octave Martel, befand sich mit seinem Regiment, einem der berittenen afrikanischen Jäger, in dieser Colonne. Erst seit drei Monaten aus Grenoble zur afrikanischen Armee versetzt, hatte er sich am Tage vor seiner Abreise von dort mit einer jungen Dame verheirathet, welche ihm später nachfolgte und in Algier an's Land stieg, als der Doctor Martel sich vorbereitete, sein Regiment in die Expedition gegen die Kabylie zu begleiten. Reich, jung, schön, talentvoll und liebenswürdig, war es kein Wunder, daß ihre Ankunft einige Sensation erregte, um so mehr als bald sich das Gerücht verbreitete und Bestätigung fand, daß die junge Frau nicht von dem Entschluß lassen wolle, ihren Gemahl zu begleiten. Entgegen allen Vorstellungen und ungeachtet selbst der wohlwollenden und väterlichen Abmahnungen des alten, braven General-Gouverneurs beharrte Madame Martel fest in ihrem Entschlusse und erklärte, daß sie es für ihre Pflicht halte, ihrem Manne gerade da nahe zu sein, wo Gefahr für ihn vorhanden wäre. Es half Alles nichts, man mußte sich fügen, und — die junge Dame in Amazonenostüm auf einem ausgesuchten Maulthier reitend, befand sich beim Abmarsch der Colonne an der Seite ihres Gemahls, inmitten seines Regiments. — Ich erwähne diese Expedition nicht, um eine Schilderung derselben zu entwerfen, sondern begnüge mich, aus derselben hervorzuheben, was speciell auf die Heldin Bezug hat.

Man hatte Algier seit 14 Tagen verlassen, das Wetter war herrlich; der Frühling des Jahres 1855 entfaltete sich in selten erlebter Schöne. Das Regiment des Doctor Martel lagerte in einem Thalausgange des Djurdjura, bestimmt am folgenden Tage eine Recognoscirung gegen die Meereksküste hin vorzunehmen, um die Vereinigung zweier mächtiger Stämme zu verhüten und die Verbindung zwischen der Colonne und der Stadt Djidjelli offen zu erhalten. Die angenehme Frische des Abends, einem heißen Tage folgend, hatte die junge Frau des Arztes veranlaßt, im Vergleitung der Tochter der Marketenerin, eines Mädchens von 16 Jahren, welche bei ihr gewissermaßen als Kammermädchen fungirte, einen Spaziergang in den Umgebungen des Lagers zu machen. Der Doctor, durch seine Dienstpflicht im Lager zurückgehalten, hatte weder von der Absicht seiner Frau, noch von deren Ausführung Kenntniß gehabt; er würde solche entweder gänzlich verhindert oder nur unter sicherer Bedeckung zugelassen haben. So lange die beiden Spaziergängerinnen sich im Innern der Vorpostenkette hielten, war allerdings nichts für sie zu besorgen; allein einmal diese passirt, war ihre Sicherheit mit jedem Schritt mehr gefährdet. — Die beiden Frauen kehrten nicht mehr zurück! — Ein die äußersten Posten commandirender Unterofficier rapportirte, daß dieselben trotz seiner Warnung, ja selbst seines Verbots, unter Lachen und Scherzen die Peplexkette überschreiten, Blumen suchend, von Busch zu Busch gesprungen seien, daß er sie bald gesehen, bald aus den Augen verloren und endlich geglaubt habe, sie seien, von ihm ungesehen, auf einem andern Wege in's Lager zurückgekehrt, was allerdings bei dem mit Hügeln und hohem Buschwerk durchschnittenen Terrain leicht hätte der Fall sein können.

Sobald der unglückliche Martel Kenntniß von dem Verschwinden seiner jungen Frau und durch ihn der das Lager befehligende Oberst Nachricht davon hatte, wurden sofort starke Patrouillen nach allen Richtungen hin ausgesandt, um die Spuren der beiden Vermißten zu entdecken. Diese Nachforschungen, welche bis zum folgenden Morgen und noch während des Marsches unausgesetzt betrieben worden, hatten als alleiniges Ergebniß das Auffinden eines kunstreichen Tuches zur Folge, welches als der Tochter der Marketenerin angehörend erkannt wurde und an einem Zwergpalmenstrauch hängend, in einer Entfernung von etwa 5000 Schritten nordwestlich vom Lager entdeckt wurde. Diese Richtung führte zu dem Theile der Kabylie, welcher vor dem Gelingen der Spätherbst-Expedition 1856 nie von den französischen Truppen betreten war, und namentlich zu den Wohnungen der Beni-Kaleg, berüchtigt durch ihre Grausamkeit und Raubsucht.

Die angestrengtesten Nachforschungen führten zu keinem Resultate; es blieben nur zwei Annahmen möglich: entweder die beiden Frauen waren in die Hände der Kabylen gefallen, oder sie waren die Beute von Raubthieren geworden. Dieser letztere Fall hatte jedoch weniger Wahrscheinlichkeit für sich, und saß Jedermann stimmte für die erste, allerdings eben so traurige, fast noch schrecklichere Voraussetzung.

In den 18 Monaten, welche dieser traurigen Begebenheit folgten, hatte der unsägliche Schmerz über den Verlust seines fast angebeteten jungen Weibes den unglücklichen Martel fast unkenntlich gemacht. Doch hielt er immer noch an der Hoffnung fest, und deshalb hatte er sich zu einem Regiment versetzen lassen, welches die neue Expedition mitzumachen bestimmt war. Man sah ihn fast stets bei der Avantgarde und, sobald es zum Gefecht kam, den Degen in der Hand, mehr als Officier denn als Arzt fungirend. Einen Kabylen Gnade vor der Spitze seines Degens finden zu sehen, wäre unerhört gewesen; einen tödlichen Haß, eine wilde Rachegier drückten seine Züge aus, sobald er der weißen Burnusse ansichtig ward.

Doch kehren wir zu dem verlassenen Standpunkt vor dem Dorfe zurück, dessen Bewohner unsern Parlamentair mit Flintenkugeln begrüßt hatten. Dieses Dorf gehörte den Beni-Kaleg, deren Hauptort es war. Der Doctor Martel, durch die Generalstabs-Officiere in Kenntniß gesetzt, hatte sich der hierher vorgehenden Division angeschlossen und zitterte vor ängstlicher Erwartung, als ihn die Gewißheit wurde, daß das Dorf, der einzige noch übrige Punkt, in dem sich seine letzten Hoffnungen concentrirten, von seinen Bewohnern nicht verlassen sei.

Nach dem freundlichen Empfange, der unsern Abgesandten zu Theil geworden, befahl der General Montauban, unverzüglich das Dorf mit dem Bajonnet zu nehmen. Nach einer tapfern aber kurzen Gegenwehr, auf allen Punkten zugleich angegriffen, war es um die Kabylen gethan; doch an Ergeben war nicht zu denken: sie wehrten sich, so lange sie konnten, und ließen sich dann Einer nach dem Andern niedersetzen, schauen oder erschießen.

Doctor Martel war einer der Ersten, die in das Innere des Pallisadenzaunes eindrangen. Mancher Kabyle hatte schon unter seinen durch furchtbare Rachsucht geführten Streichen geblutet, immer vorwärts drang er, unaufhaltsam, nicht auf drei Wunden achtend, sich glaubte sogar, sie gänzlich ignorirend, die ihm das feindliche Blei zugefügt; überall hin schweifte sein durchdringendes Auge, nach allen Richtungen hin brach ihm die rauchende, blutgetränkte Klinge seines Degens Bahn. — Da plötzlich macht ein markdurchdringender Schrei alle Augen nach einem Punkte sich drehen. — Nie vorher, nie nachher hörte ich einen solchen Schrei, nie mehr, glaube ich, werde ich ihn hören; es war fast nichts Menschliches in diesem Tone. Meine Augen, denen der übrigen Zeugen dieses Drama's folgend, erblickten auf dem flachen Dache eines der höchsten Häuser des Dorfes ein Weib, kaum halb bekleidet, ein noch nicht jähriges in Lumpen gehülltes Kind, krampfhaft an die Brust drückend, aufrecht stehend. Um ihren Hals war ein Strick gewunden, dessen Ende ein hinter ihr stehender, riesiger Kabyle mit der linken Hand hielt, während er, mit der rechten den breiten Yatagan schwingend, sich anschickte, dem Doppelleben von Mutter und Kind ein Ende zu machen. — Martel, obigen Schrei ausstoßend, hatte sein unglückliches Weib erkannt; und dieser Schrei rettete sie. Mehr denn zwanzig Büchsen, alle auf die Brust oder den Kopf des Henkers gerichtet, krachten fast zugleich; wie eine schwere, unförmliche Masse stürzte er zu Boden, im Augenblicke selbst, wo er den verhängnißvollen Streich führte, der glücklicherweise nur leicht die Schulter der jungen Frau verletzte. Doch auch sie, mehr in Folge der erlittenen Angst und Pein als der erhaltenen Wunde, sank zusammen. Schneller als

Digitized by Google

meine Feder es niederzuschreiben vermag, waren wir um sie versammelt. Martel verlor nicht die kalte Besonnenheit des Arztes, die ihn nur so lange verlassen hatte, als er, ungewiß, nur auf Rache sann. Jetzt, sich wieder im Besitz, im sichern Besitz desjenigen befindend, um deren Verlust er so unsäglich gelitten, war er, obgleich zum Erschrecken bleich, doch ruhig und besonnen. Mit kunstgeübter Hand leistete er seinem Weibe die erste Hülfe und rief sie, nach kurzer Ohnmacht, in's Bewußtsein zurück.

Es wäre mir unmöglich, die Scene treu zu schildern, die nun sich unsern Augen bot: nie habe ich Aehnliches gesehen! Es blieb wohl kaum ein Auge trocken. Generale, Officiere aller Grade, Soldaten, Alles drängte sich um die Wiedergesundene, Alle drückten ihr, Allen drückte sie die Hand. Ihr Kind, das Kind Martels, geboren in der Gefangenschaft, ging von Hand zu Hand, geherzt und geküßt von alten, bärtigen Soldaten, deren Hände mit Blut bedeckt, deren Gesicht durch Pulverdampf, Staub und Schweiß unkenntlich gemacht war. — Nie, nie werde ich diesen Moment vergessen können!

„Doctor," sagte der General Montauban, „gehen Sie morgen mit den Provençen* nach Algier ab und bringen Sie Ihre Frau Gemahlin und Ihr Kind in Pflege und Sicherheit. Ich nehme es auf mich, Sie für den Rest der Campagne zu dispensiren." — Und das geschah.

Ich lasse jetzt das Wort der Frau Doctor Martel folgen und wiederhole so ziemlich wörtlich, was sie mir selbst, zwei Monate später, in Algier mitgetheilt.

„Wie Sie wissen," sagte sie, „hatte ich mit Léonie, der Tochter unserer Marketenderin, das Lager verlassen, um in einem Spaziergange von der exquisitesten Abendkühle zu profitiren. Wir dachten nicht an Gefahr; wir fanden so wunderschöne Blumen, und je weiter wir gingen, desto schöner, desto reicher an Farben, schien es uns, wurden sie. Wir lachten der Aengstlichkeit des Unterofficiers, der uns warnte, ja uns sogar verbot, die Postenkette zu überschreiten. War doch der Himmel so schön blau, die Luft so ruhig und mild, die Sonne noch am Himmel und das Lager kaum hundert Schritte hinter uns. Wer hätte es, dachten wir, wagen mögen, uns da Böses zuzufügen? — Allein unsere Meinung sollte sich ändern, unsere Mißachtung der Gefahr grausam gestraft werden. Schon im Begriff den Rückweg anzutreten, fühlte ich plötzlich ein eigenthümliches Zucken um beide Fußgelenke und im selben Augenblick stürzte ich nieder; meine Füße waren gleichsam wie vom Boden hinweggehoben. Ich sah nur noch mehrere fürchterliche Figuren sich über mich beugen und stürzte, daß man mir mit einer Art Knebel den Mund schloß. Dann verließ mich die Besinnung. Als ich meiner Sinne wieder Herrin war, fühlte ich an einer gleichmäßigen, beinahe schaukelnden Bewegung und an einem heftigen Schmerz, den ich an den Hand- und Fußgelenken empfand, daß ich mit gebundenen Händen und Füßen auf dem Rücken eines Lastthieres lag, welches, wie ich später erfuhr, ein Maulthier war. Die bereits eingetretene Dunkelheit verhinderte mich, die Gegenstände um mich her deutlich zu erkennen. Nach einiger Zeit intereſſirte und nachdem meine Augen einigermaßen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, bemerkte ich, daß meine Begleiterin Léonie sich in derselben Lage befand, daß wir von mindestens zehn dunkeln Gestalten umringt waren und bergauf zwischen wilden Felsenmassen uns vorwärts bewegten.

„Es mochte gegen 11 Uhr Abends sein, als wir vor einer hohen Umzäunung Halt machten; man nahm uns von dem Rücken der Maulthiere herunter, löste die Bande, welche unsere Füße festhielten, band und die Hände auf dem Rücken zusammen und führte uns in einen Erdkeller, welcher zur Hälfte mit Maisstroh gefüllt war. In diesem feuchten, ungesunden Loche blieben wir die Nacht, den ganzen darauf folgenden Tag und wiederum die Nacht, ohne einen Menschen zu sehen, noch Nahrung zu erhalten. Wir hatten schon dem Gedanken Raum gegeben, daß man die Absicht habe uns durch Hunger zu tödten; allein dem war nicht so. Am frühen Morgen des zweiten Tages erhielten wir den Besuch zweier junger Mädchen, in lange weiße Gewänder gehüllt, die von dem ganzen Körper nichts als die Augen sehen ließen. Als sie sich neben uns auf dem Stroh niedergelassen, schlugen sie die weiten Falten ihrer Gewänder zurück, und ich war erstaunt nicht allein über ihre wirklich hohe Schönheit, sondern mehr noch über ihre ausnehmend weiße Hautfarbe. Nachdem die drei Anfrischen nach ältere der Beiden mindestens eine Stunde lang unanfhörlich und unter den lebhaftesten Gesticulationen zu und gesprochen, war ich darum um nichts im Verständniß der Situation vorgeschritten, denn sie sprach Arabisch, wovon ich kaum drei Worte kannte. Indessen merkte ich doch so viel, daß sie sich für uns interessirten und uns ihre Dienste anboten. Mich quälte ein furchtbarer Durst; ich gab ihr dies durch Zeichen zu verstehen, worauf ihre Begleiterin verschwand und nach einigen Minuten mit einem großen Kruge frischer Kameelmilch zurückkehrte, der wir, Léonie und ich, Ehre machten.

„Sie entfernten sich unter unverlennbaren Zeichen des größten Bedauerns darüber, daß sie sich uns nicht verständlich machen konnten. Gegen Mittag führte uns ein alter Kabyle mit greisem Barte aus dem Keller heraus in's Freie. Man eröffnete uns, immer durch Zeichen, daß wir uns anschicken sollten, die Kameele zu nehmen. Wir bequemten uns, wohl oder übel, der Aufforderung Folge zu leisten, wurden jedoch nicht allein unendlich unserer dabei bewiesenen Ungeschicklichkeit halber ausgelacht, sondern auch übel von den Thieren selbst zugerichtet, welche, dieser Arbeit unerfahrene Hände merkend, uns Stöße und Püffe nicht sparten.

„Endlich erschien ein Mann von ungefähr 40 Jahren, von stolzem, jedoch nicht hartem, interessanten Gesichtszügen. Er schien ein Häuptling zu sein, denn die Uebrigen bewiesen ihm viel Ehrerbietung. Nachdem er mit den Andern eine kurze Unterredung gehabt, während welcher er uns oft mit der Hand bezeichnete, befahl er uns, ihm zu folgen, und führte uns in sein Haus. Hier fanden wir die zwei jungen Mädchen, welche uns den ersten Besuch gemacht; er gab diesen in wenigen Worten einen Befehl und verschwand. Wir wurden hierauf von einander getrennt, und ich sah Léonie nie mehr wieder. Eine der beiden Mädchen führte mich in ein inneres Zimmer und brachte mir eine vollständige, der übrigen ganz gleiche arabische Frauenkleidung vom feinsten tunesischen Stoffe, Alles weiß. Von meinen eigenen Kleidungsstücken behielt ich nicht das Mindeste, nicht einmal ein Band oder eine Nadel. Von dem Augenblick an, wo ich die arabische Kleidung angelegt, bis zu dem, wo man mich auf das Dach des Hauses führte, in der Absicht mich zu tödten, habe ich jenes Zimmer auch nicht auf einen Augenblick verlassen. Hier ward mein Kind geboren und von mir und den beiden jungen Mädchen abwechselnd gepflegt und erzogen. Hier lernte ich im beständigen Umgang mit ihnen die arabische Sprache, die ich jetzt fast geläufig spreche.

„Ueber die mir zu Theil gewordene Behandlung kann ich nicht klagen; ich wurde sogar mit einer gewissen Achtung behandelt. Ich glaube, daß ich ursprünglich dazu bestimmt war, gegen eine in die Hände der französischen Truppen gefallene hohe Persönlichkeit der Kabylen ausgewechselt zu werden. Doch man mag wohl später diese Absicht aufgegeben haben. Die gänzliche Unkenntniß, in welcher ich mich in Betreff meines Gemahls, meiner Familie und der armen Léonie befand, trug nicht wenig dazu bei, mein Gemüth zu bedrücken, um so mehr als der gänzliche Mangel an frischer Luft und die ungewohnte Nahrungsweise meine Gesundheit merklich angriffen. Einige Zeit nach der Geburt meines Kindes fragte mich der Häuptling, in dessen Hause ich lebte, ob ich nicht seine Frau sein wolle. Ich erwiderte ihm ich sing damals an so ziemlich Arabisch zu verstehen und zu sprechen), daß ich schon die Frau eines Mannes sei und ihm Treue bis zum Tode geschworen habe. Obgleich dies ihm unangenehm zu sein schien, getiel ihm doch meine Weigerung, und er fragte mich, ob ich den Tod nicht fürchte. Ich blickte ihm fest in's Auge und erwiderte kurz: „nein!" — Darauf zuckte er die Achsel, ging hinaus und ließ sich seitdem nicht mehr vor mir sehen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß jene beiden jungen Mädchen seine Schwestern seien.

„Was ich in dieser qualvoll langen Zeit von 18 Monaten innerlich gelitten, kann ich nicht beschreiben. Namentlich jedoch hatte ich, vor der Geburt meines Kindes, eine unendliche Angst, daß man mir dasselbe nicht lassen würde. Doch, Gott sei Dank, diese Befürchtung erwies sich nicht nur als unbegründet, sondern die Achtung vor mir schien sogar zuzunehmen, nachdem ich Mutter geworden. Nach diesem Zeitpunkt fühlte ich mich in meinem Kinde

* Unter Provençen versteht man in der afrikanischen Armee die in regelmäßigen zwischenräumen und unter starker Bedeckung zwischen den verschiedenen Garnisonen oder Lagerplätzen und den Hauptstätten oder General-Quartieren cirkulirenden Transporte, sowohl für militärische als Civilzwecke, zum Transport von Kriegsbedürfnissen, Lebensmitteln, Kaufmannsgütern ꝛc. Da, wo fahrbare Straßen sind, finden dieselben per Wagen, wo nicht, auf dem Rücken von Maulthieren oder Kameelen statt. Die Benennung bleibt jedoch stets dieselbe.

Digitized by Google

glücklicher. Mein Beschützer, wenn ich ihn so nennen darf, fiel etwa 10 Minuten vor der Einnahme des Dorfes durch unsere Truppen; eine Kugel hatte ihm den Kopf zerschmettert. Man brachte ihn in unser Gemach, um ihn zu verbinden, doch es war keine Hülfe mehr. Sein Bruder, derselbe, welcher im Begriffe war mich zu tödten, hatte mich von Anfang an stets gehaßt und sich geärgert über die humane Behandlung, die mir von Seiten seines älteren Bruders zu Theil wurde. Er benutzte dessen Tod, um seinen Haß an mir zu kühlen, und — sich selbst ohne Ausweg zur Rettung sehend, wollte er mich Angesichts unserer Soldaten morden, um dann wahrscheinlich sich selbst zu tödten.

„Von Lösnie konnte ich trotz aller Bitten nie etwas erfahren; die beiden Mädchen wußten nichts über ihr Schicksal. Ich habe jedoch allen Grund zu glauben, daß man sie nach Tunis geschafft und dort als Sclavin verkauft hat."

Als Madame Martel mir diese Mittheilungen mündlich machte, war sie vollkommen von den erlittenen Drangsalen hergestellt und prangte in jugendlicher Frische und Schönheit. Ihr Kind, ein munterer Junge, nach ihrer Rückkehr in Algier getauft, hat den Namen Dieudonné (von Gott gegeben) erhalten, zum Gedächtniß an die schreckliche Epoche aus dem Leben seiner Mutter, während welcher das seinige begann.

Ich schließe diese Skizze durch die Mittheilung der Uebersetzung eines Briefes, welchen ich vom Doctor Martel vor Kurzem erhielt, in Folge einer Anfrage meinerseits, ob er nichts gegen die Veröffentlichung dieses Ereignisses in der Gartenlaube einzuwenden habe.

„Mein alter Freund und Camerad!

Nicht nur nichts einzuwenden habe ich gegen die Publicirung der Abenteuer meiner Frau unter den Kabylen, sondern es soll mich sogar freuen, dieselben durch den Druck auch in weiteren Kreisen bekannt werden zu sehen. Auch theile ich Ihnen zur Vervollständigung mit, daß es mir — auf den Wunsch meiner Frau — nach langen Bemühungen endlich gelungen ist, den Aufenthalt der beiden Töchter des ehemaligen Häuptlings der Beni-Laleg, Cherif El-Eben ben-Djeyra, zu entdecken. Gänzlich ihrer Angehörigen beraubt bei der Erstürmung ihres Dorfes, leiten die armen Kinder in den traurigsten Verhältnissen in Miliana. Sie hatten sich freundlich und voller Liebe gegen meine Frau gezeigt, und diese sie sehr lieb gewonnen. Sie sind beide jetzt in meinem Hause, und ich hege viele Hoffnungen in Betreff ihrer für die Zukunft . . . . . .

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Von der unglücklichen Tochter der Marktenderin leine Spur zu finden; trotz aller Bemühungen, welche die Behörden, selbst auf diplomatischem Wege mit Tunis, sich gegeben haben. Mein Dieudonné gedeiht herrlich . . . . . .

Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht Ihren alten Kriegsgefährten Octave Martel."

Es ist dieser Fall, glaube ich, der einzige, welchen die Annalen der französischen Occupation Algeriens aufzuweisen haben, in welchem die Kabylen auf menschliche Weise gegen einen ihrer Feinde denn als solche betrachten sie das schöne Geschlecht so gut wie das andere; verfuhren. Obgleich jetzt vollständig unterworfen, ist ihnen doch nie zu trauen; und wer weiß, ob nicht früher oder später in der Kabylie Algeriens die Schreckensscenen von Cawnpore oder Lucknow sich wiederholen.

Theodor Küster.

Eine Bitte an den Weihnachtsmann.

Unter den mancherlei Gaben, welche der Weihnachtsmann bringt, nehmen die Bilderbücher und Spielsachen eine der ersten Stellen ein. Die ersteren sind in solcher Menge vorhanden, daß den Freunden der Jugend die Auswahl oft schwer fällt. Um dieselbe zu erleichtern, wollen wir einige Rathschläge hier mittheilen, welche Erfahrung und Psychologie an die Hand geben. Der erste heißt: Wählt keine Bilderbücher mit Fratzen für eure Lieblinge aus! Zwar sind sie vielleicht billig, aber ihr bezahlt sie viel theuer durch den Schaden, welchen das Kind durch sie an seiner Seele leidet. Zwar vertreiben sie dem Kinde die Langeweile, erregen wohl auch seine Lachmuskeln, aber seinen ästhetischen Sinn tödten sie in der Blüthe. „Ach," sagen Manche, „man muß nicht so ängstlich sein; das Kind hat ja noch sein Ideal der Schönheit; wenn das in ihm erwacht, wird es sich von solchen Fratzen von selbst abwenden." Wohl hat das Kind noch sein Ideal der Schönheit, aber damit es eins bekomme, soll man ihm eben nur schöne, treffliche Bilder vor's Auge stellen. Von allen Reizen, die durch das Auge in die Seele des Kindes dringen, bleibt eine Spur zurück, und viele Spuren begründen zuletzt eine Anlage. Hat man dem sinnlichen Auge nur gute Bilder von Jugend auf vorgeführt, so wird sich in der jungen Seele bald eine gewisse Hinneigung zu denselben zeigen; das Kind wird mehr und mehr Lüge an denselben erfassen lernen; es wird sich der Schönheit verfeinden mehr und mehr; bewußt werden und sie gar trefflich von der Häßlichkeit anderer Bilder, die ihm vielleicht zufällig vor's Auge treten, unterscheiden lernen. Umgekehrt ist es, wenn man dem Kinde schlechte Bilder zu schauen gibt. Eben weil in der jungen Seele noch kein Maßstab der Schönheit ist, so nimmt sie die häßlichen Gestalten ruhig hin, gewöhnt sich nach und nach an sie, und findet sie zuletzt gar schön. Daher kommt es auch, daß manche Menschen für ein wirklich schönes Bild gar keinen Sinn haben, daß sie nicht im Stande sind, die Feinheiten desselben zu beurtheilen, und daß der schlechteste Holzschnitt ihre Augen keinesweges beleidigt. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Gefühl für Schöne sehr fruchtbar in der Seele ist, und daß es durchaus nicht gleichgültig bleibt, ob es sich früher oder später bildet. Deshalb, lieber Weihnachtsmann, keine häßlichen und anstößigen Bilder; beschere das Schöne, was du findest; die Zinsen davon wirst du aus der reinen Seele deines Kindes nehmen.

Mein zweiter Rathschlag ist: Gib den Kindern keine Geschichten, die mit lauter Moral gespickt sind. Wir haben deren ebenfalls in Unzahl. „Der gute Hans", „der fleißige Gottlieb", „der gehorsame Wilhelm" und wie die Geschichten alle heißen mögen, haben für die Kinder der dreierlei Nachtheil. Erstens lernen sie nichts aus diesen Büchern. Moral, das weiß jeder Psycholog, wird überhaupt nicht durch Reden und Lesen gelernt, die Thatsachen des Lebens müssen sie dem Kinde einimpfen. Wenn das Kind dem Mitschüler eine Weihnachtsfreude macht und dessen Dank und Liebe sich erwirbt, wenn der Knabe sich durch eine besondere Arbeit einen schönen Lohn erwirbt, mit welchem er sich und Andere erfreuen kann, so wirkt dies ganz anders als eine Geschichte von guten fleißigen Kindern. Allerdings können moralische Geschichten, mitunter wenigstens, den Impuls zur eigenen moralischen Vervollkommnung geben. Aber auch dies fällt bei den Jugendschriften dieser Art weg, weil sie in der Regel faß- und fraßlos sind und sich in den alltäglichsten Worten und Situationen bewegen. Zweitens lernen sie allerdings manchmal etwas daraus, nur leider nichts Gutes. Oft sind nämlich diese Geschichten kleine Rührmaschinen für die Kinder. Sie schildern eine Menge Ausstritte, die das Kind erschüttern oder gar bis zu Thränen erweichen sollen. Solche Thränenbäder haben nun stets etwas Mißliches, treten sie aber öfters ein, so bildet sich daraus im Kinde eine Sentimentalität, die wirklich eine gewisse Nervenschwäche mit der Zeit fördern kann, der frischen, lebendigen Thatkraft aber allemal hinderlich ist. Drittens begünstigen solche Bücher das Lesen ohne Denken, das steifige Nippen, welches so schon bei unserer Jugend zu einem Krebsschaden geworden ist, und hier und da erregen sie auch ein altkluges Schwatzen über Dinge, die man nicht im Munde führen, sondern im Herzen hatten und durch die That beweisen soll.

„Ja, was soll ich denn da bringen?" fragst du, lieber Weihnachtsmann. „Kinder lesen einmal gern Geschichtsbücher, namentlich wenn sie mit Bildern geziert sind." Gewiß. Daher bringe Bilder, aber die besten, bringe Geschichten, aber frische, fesselnde, belehrende, entweder aus dem Kinderleben selbst, oder aus dem Leben interessanter Völker, bringe vortreffliche Schilderungen gelungener Naturscenen, bringe Beschreibungen von „Heldenthaten oder Erzählungen aus dem Leben großer Männer, bringe Geschichten aus dem Thierreich, damit das Kind Pietät vor denselben lerne, bringe auch Bücher religiösen Inhalts, aber nur solche, welche klare und gesunde und nicht Muckerspeise enthalten. Dann sollst du sehen, lieber Weihnachtsmann, was du für verklärte Augen und für brave Herzen damit schaffen wirst!

Digitized by Google

Ein verkommener Dichter.

Am 4. October wurde in den Mauern des Militairfriedhofes bei Innsbruck der Denkstein für einen unglücklichen Dichter befestigt. Das einfache Denkmal ist von dem Bildhauer Hohenauer aus weißem Schlanderer Marmor verfertigt und besteht aus einer länglichen Tafel, deren obere Seite der Tyroler-Adler, die Lyra in den Fängen, schmückt. Da der Dichter in tiefer Armuth starb und keine Angehörigen hinterließ, denen die Erinnerung an ihn werth sein konnte, so beschlossen einige Freunde der Muse, seinen Manen diesen Stein zu weihen, um so mehr, weil auf dem Grabe von Männern, deren einziges Verdienst in ihrem geistigen Streben liegt, nur zu schnell Gras zu wachsen pflegt.

Der Name dieses Dichters ist außer Tyrol wenig bekannt. Er heißt Johann Senn, und das Leben dieses Mannes ist eine Kette von Unglück, welches, wenn auch nicht völlig unverschuldet, dennoch zumeist aus Verhältnissen entsprang, die noch jetzt in Oesterreich nicht ganz beseitigt sind und von der Journalistik theilweise mit dem Namen der ererbten Uebelstände bezeichnet werden. Eine kurze biographische Skizze dürfte daher auch in weitern Kreisen einiges Interesse erregen.

Johann Senn wurde 1792 zu Pfunds im Oberinnthale geboren. Sein Vater war dort Landrichter und hat sich in der Geschichte Tyrols als einen der wackersten Kämpen von 1809 und als Verfasser der scharfen Denkschrift, welche gegen den unberechtigten Vorzug von Klerus und Adel bei der Ständeversammlung Einsprache that, einen Namen gemacht. Wegen seiner Verdienste erhielt er eine Rathsstelle zu Wien, wo er bald starb, ohne die Erziehung des Sohnes zu vollenden. Dieser studirte die Rechte und wurde bald mit den trefflichsten Jünglingen bekannt, namentlich Feuchtersleben und Schubert, welcher mehrere Gedichte von ihm componirte, die auf den Schwingen der Musik weithin verbreitet wurden. Hier und da kam der kleine geistreiche Kreis in einem Wirthshause zusammen. Genug um die Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen. Ein Denunciant bemühte sich einzudringen, wurde jedoch als nicht zur Gesellschaft gehörig ersucht zu verschwinden und, als er grob erwiderte, zur Thür hinausgeworfen. Aus Rache zeigte er sie wegen hochverrätherischer Umtriebe an. In jener Nacht rasselten die Fiaker mit Polizeisoldaten durch ganz Wien, um die Verschwörer einzuführen. Freilich stellte sich alsbald ihre Unschuld heraus, und sie wurden entlassen. Senn war zufällig nicht dabei gewesen und daher dem Schicksale der Genossen entgangen, nun einem noch härteren zu verfallen. Die Polizei hatte sich auch der Schriften der Verhafteten bemächtigt. In dem Tagebuche eines Freundes hieß es nun: „Senn ist der einzige Mensch, den ich fähig halte, für eine Idee zu sterben."

Eine Idee, für die man stirbt! — das konnte nur die Republik sein, und er ward verhaftet. Trotzig berief er sich beim Verhör auf seine beleidigte Ehre und stellte dort, wo man vielleicht Bitten und Thränen erwartet hatte, das Recht ihn gefangen zu halten in Frage. So zog man ihn anfangs hin und her, kümmerte sich dann nicht mehr und ließ ihn ein Jahr und drei Monate unschuldig im Kerker schmachten. Der Commissar gab als Schlußsatz der Untersuchung das Gutachten ab: „Er sei ein Genie!" Man hielt ihn vielleicht gerade deswegen gefährlich und lieferte ihn mit gebundener Route nach Tyrol, obgleich er dringende Vorstellungen machte, daß er sich nur zu Wien durch Patienen Arbeit halt verschaffen könne. Da stand er hülflos ohne Freund, er stand gebrandmarkt in den Bergen der Heimath. Weil er sich jede Zukunft abgeschnitten sah, nahm er Einstandsgeld für ein Mutterföhnchen und wurde Soldat. Bald wurde er Lieutenant. Er machte 1831 den Feldzug in Italien mit und lernte den classischen Boden dieses Landes kennen. Bald jedoch müssiet ihm der Dienst in der Armee, er nahm und erhielt den Abschied mit einer Pension, zu wenig um zu leben, zu viel um zu sterben. Aus seiner Soldatenzeit stammen mehrere geographische Aufsätze, unter andern über das Wasserneh von Mercea, welche in Wiener Blättern abgedruckt wurden.

Sein Loos zu verbessern, trat er bei einem Advocaten als Schreiber in Dienst, schwang sich jedoch durch seine scharfsinnigen und trefflichen Aufsätze zum Conceptisten empor. Nach einigen Jahren entzweite er sich mit seinem Brodherrn und ging nach Innsbruck. Als Journalist konnte er auch nicht verdienen, denn das brachte in Tyrol weder Geld noch Ehre. Tief und tiefer senkte sich auf ihn der Schmerz eines verfehlten Lebens, des Erlöschens jeder Hoffnung, je einen Wirkungskreis zu erlangen, der seinem Talent, seinem Ehrgeiz entspräche. Sein Geist verfinsterte sich allmählich, er wurde schroff und unverträglich und suchte bei der Rumflasche Trost, ohne daß man ihn eigentlich je betrunken gesehen hätte. Er verfiel allmählich ganz, wahrhaft dämonischer Hohn und Menschenhaß waltete über seinen Gedanken und prägte sich in den Zügen des fahlen Antlitzes aus. So saß er schweigend beim Glase, ein kleiner breitschulteriger Mann mit großem Kopfe, die hohe Stirn von schwarzem Haar wild umflogen, unter den buschigen Brauen leberten unheimlich die dunklen Augen. Schloß sich um ihn ein Kreis Studenten, deren er viele aus der Bibliothek kannte, wo er gewöhnlich über Hegel brütete, so ließ er sich auch wohl bewegen, ein oder das andere seiner Gedichte, am liebsten „Napoleon", vorzutragen. Es geschah mit einem eigenen Stimme. Dann verfank er leicht in Sinnen, schüttelte den Kopf und rief mit schmerzlichem Lachen: „Glaubt mir, es ist alles nichts, nichts, nichts!" Im Herbst 1857 erkrankte er und starb am 30. September im Spital.

Seine Gedichte gab er 1838 bei Wagner in Innsbruck gesammelt heraus. Wer wollte sie lesen? Sie waren verstümmelt von der Censur, und in Tyrol rümpfte man höchstens die Nase, daß ein Mensch seine Zeit so verderbe. Senn gehörte keiner literarischen Coterie an und wurde daher nicht ausposaunt, nur der edle Feuchtersleben schrieb eine eingehende Recension darüber. Der Dichter stand abseits der großen Heerstraße, er machte nicht in Tendenz, war zu ernst für die Sentimentalität, zu streng für die Rhetorik. Die Form ist eng und knapp, kein Wort überflüssig, Reim und Vers nicht immer tadellos. Glätte strebte er nicht an; wie billigen dieses zwar nicht, es ist aber das Zeichen schwächlichen Epigonenthumes, dem ursprünglicher Gehalt verloren ging, darauf unverhältnißmäßigen Werth zu legen. Verzüglich gelang ihm das Epigramm, und wahrhaft furchtbar sind die Sonette, die er auf einige Dunkelmänner, welche ihm zu nahe traten, schleuderte. Sie fanden handschriftlich weite Verbreitung.

Sein bedeutendstes Werk ist gewiß „Napoleon und das Glück", ein sonderbarer Cyklus reich an erhabenen Gedanken und doch wieder ermüdend durch seine Länge und den Mangel an Fortschritt. Es gleicht einem Panorama, die Oertlichkeit ist in rauhen Zacken und lautigen Trümmern erstarrt, während sich inzwischen noch die

Digitized by Google

geschmolzene Gluth verwärts wälzt. Senn's Werke zeigen überall den tiefen Geist, dem die letzte Läuterung versagt blieb, doch soll man mit scheuer Ehrfurcht an dem Stamme vorbeigehen, dessen blühenden Wipfel der Blitz des Schicksals in den Sumpf geschleudert? Es wäre jetzt vielleicht, wo man ihn besser zu würdigen beginnt, an der Zeit, wenn eine tyrolische Buchhandlung eine Auswahl seiner Gedichte, vermehrt durch die Nachlese aus dem handschriftlichen Nachlaß, veröffentlichen würde. X. Y. Z.

Onkel Gottlieds Jugendliebe.

Von Ottilie Wildermuth.

(Schluß.)

Nach einer Pause fragte Eugenie schüchtern, wie um den Onkel zu besänftigen: „Aber brav und rechtschaffen war Gertrud doch Bräutigam?“

„Brav und rechtschaffen; nun ja meinetwegen, das ist seine verfluchte Schuldigkeit!“ brummte der Onkel immer noch ungnädig, „aber langweilig war er, auch in seinem Geschäft war kein frisches Regen und Bewegen; als meine Mutter erwähnte, daß Gertrud so schön singe, und fragte: „der Herr Vetter werden auch ein Instrument spielen?“ da sagte er mit einiger Verlegenheit: „ich trommle zuweilen zu meinem Vergnügen auf dem Dachboden, es ist das ein Instrument, das sich selten verstimmt und bei dem man zugleich Motion hat.“ — Habt ihr auch schon einen Kerl gesehen, der zu seinem Vergnügen trommelt?“

„War Gertrud glücklich?“

„Dummheit! wie kann denn so ein Mädchen glücklich sein mit so einem hirschdeinernen Langweiler, wenn sie einen Burschen wie mich gekannt hat?“

„Aber zufrieden?“

„Ja, ja, sie war immer wie ein Engel!“ rief der Onkel, ungeduldig daß er seine Weichheit nicht unterdrücken konnte, „sie sah mich an mit dem sanften, schönen Blick, mit dem nur sie Einen ansehen konnte, sie bot mir die Hand und sagte: „Nicht wahr, Du wünschest mir Glück, und meinem Bräutigam auch, der so gut ist und meinen Eltern das Alter so leicht macht?“ — Nun, das hört' ich ja meinetwegen auch gethan; dem alten Extrapostator hätte nichts sollen abgehen, wenn ich auch nicht gleich Saffianstühle hätte polstern lassen können, auf einem Barchentüberzug wäre er nicht ausgerutscht! Aber freilich, warum hatt' ich nicht reden dürfen!“

Der Onkel ging rasch im Zimmer auf und ab, und Eugenie mußte im Stillen denken, der Mama Stachelbeerwein bekomme einn gewaltige Lücke, ganz in Gedanken schenkte er das zierliche Gläschen ein Mal um's andere voll.

„Ist's gut gegangen?“ fragte endlich Eugenie leise.

Der Onkel setzte sich ruhig neben sie und sagte langsam, fast feierlich: „Das will ich Dir sagen, Mädchen, wie's gegangen ist. Was ich da erzähle, war im Herbst; im Frühling sollte die Hochzeit sein; der Bräutigam, der Herr Hazelberger, wollte zuvor noch ein neues Haus bauen. Ich arbeitete nun erst wie toll, Tag und Nacht, um mein Examen noch ein halbes Jahr früher zu machen; ich hatte mich engagirt, dann den jungen Baron von Hoff auf Reisen zu begleiten — ich wollte gern recht weit fort sein. Das Examen war glücklich vorüber, und ich schickte mich an nach Hause zu gehen, um mich zur Reise zu rüsten, es freute mich nichts auf der Welt recht — da klopft's an meine Thür; wer meinst Du, daß herein kam?“

„Gertrud?!“ rief Eugenie erstaunt.

„Warum nicht gar?“ brummte der Onkel, „der Bräutigam war's, der Herr Hazelberger, er sah aber nicht so gebückt aus wie sonst, hatte auch nicht seine sieben Lachfes an der Uhr hängen. Was in aller Welt wollte der bei mir? Seine Fabrik lag freilich nicht weit von der Universitätsstadt, aber er hatte mich noch nie besucht und ich ihn noch seltener.

„Herr Vetter,“ hub er an, „ich wende mich an Sie in einer traurigen Familienangelegenheit, wo ich selbst nicht den Muth habe zu reden.“ — „Was konnte das sein? — „Mein Aeltester hat Bankerott gemacht,“ fuhr der Mann mit ruhiger Defperation fort, „er hat mich betrogen, wie alle Welt. Alle meine Ersparnisse, das Resultat meines ganzen Lebens, sind verloren, ich muß von Grund wieder anfangen. Der Chef eines Handelshauses in H., der weiß, wie unschuldig ich bei der Sache bin, hat mir eine Stelle als Buchhalter mit 800 fl. Gehalt angeboten, ich nehme es an — aber das ist keine Zukunft, die ich meiner Braut anbieten darf. Sehen kann ich sie nicht mehr,“ — ich muß sagen, dem armen Mann war das Herz recht schwer, als er das sagte, — „aber ich hörte, daß Sie nach U. reisen; wollen Sie, Herr Vetter, in eigner Person oder durch Ihren Herrn Vater Gertruden und ihren Eltern mittheilen, daß ich sie ihres Wortes förmlich und feierlich entbinde, daß ich unsere Verbindung als aufgelöst betrachte und mich aller weiteren Ansprüche enthalten werde, daß ich ferner hin —“ — daran mußte der Kaufmann natürlich denken — „sie bitte, alle die kleinen Pretiosen und sonstigen Werthgegenstände, die ich ihr in der Zeit unsres Brautstandes verehrt, als Andenken zu behalten, da es mir auch ohne dies möglich sein wird, sämmtliche Passiva zu decken, die noch an meiner Person haften möchten.“

„Gott weiß, der arme Mann dauerte mich von Herzen; ich ließ vom besten Marzipan kommen und wartete ihm auf, er wollte aber nichts nehmen. Ich versprach ihm, Alles ins Reine zu bringen, und hatte nie zuvor so freundlich und respectsvoll von ihm Abschied genommen wie jetzt, wo er bankerott war. Ich hatte zuerst kein fröhliches Herz und mußte viel an den armen Mann denken, wie ich so heimwärts ritt. Aber es war herrliches Frühlingswetter, grüne Wiesen und Felder und Lerchengesang; nach und nach kam mir denn doch Alles anders vor. Es war ja sichtbar Gottes Finger, daß Gertrud frei wurde von dem Mann, der so gar nicht zu ihr paßte; für ihn war es auch besser, wenn er frei und allein blieb, eine Familie hätte ja nur seine Sorgen vermehrt.

„Und als ich daheim mein Pferd durch einen Buben in die Stadt führen ließ und dem Häschen zuging in der Hagenauer Vorstadt und als ich Gertrud allein daheim traf und sie bat, mit mir in die Laube zu kommen, als sie so neben mir saß in all' ihrer Schönheit — o, da war mir's so leicht ihr Alles darzustellen als eine Schickung vom Herrn, der ihr Herz wieder frei gebe, das sie nur aus Pflicht hingegeben, und nur so leise und nebenher erzählte ich von meinen eignen günstigen Aussichten und wie ich ihr wollte das Leben leicht machen und ihre Eltern auf den Händen tragen; ach, ich sagte so viel mehr, als ich hatte sagen wollen, mein Herz war so voll, und sie blieb so lange still und hatte ihr Angesicht tief gesenkt.

„Endlich sah sie auf und schaute mich an ganz still und lange mit diesen schönen, tiefen, dunkelbraunen Augen. — „Du glaubst, ich solle sein Anerbieten annehmen?“ fragte sie langsam. „Gewiß,“ sagte ich, „es ist ein eigner Wunsch und Wille.“

„Glaubst Du das?“ — Ich konnte nichts darauf antworten, sie fragte so tief in's Herz hinein. — „Und glaubst Du, daß es recht für so wäre?“ fragte sie wieder.

„Und möchtest Du,“ sagte sie weiter mit ihrer sanften innigen Stimme, „möchtest Du ein Mädchen lieb haben, um ein Mädchen werben, die einem Manne ihr heiliges Wort gegeben hat, als er reich war und glücklich, die seine Güte und seine Gaben angenommen, und die ihn allein ließe und verlassen, wenn er in Unglück ist?“

„Weiß Gott, ich saß da wie ein Schulknabe und konnte nichts erwidern. „Aber Deine Eltern werden nicht mehr wollen,“ stotterte ich endlich, „und für ihn selbst wird eine Frau mehr eine Last sein . . .“ — „Das ist meine Sache zu sorgen, daß ich ihm keine Last werde,“ sagte sie, „und die Eltern werden sich nicht weigern zu gestatten, was recht ist.“ — „Und ich gelte Dir nichts dazu?“ rief ich endlich heftig, „und daß ich Dich seit Jahren im Herzen getragen, lang eh' Dich dieser Handelsmann gekannt hat, das rechnest Du für nichts?“ Da hat sie lange und still geweint. — „Das Alles,“ sagte sie endlich leise, „habe ich überwinden müssen, eh' ich das erste Ja gesprochen. Für Dich wie für mich möchte ich Gottes Segen und Frieden, der denen wird, die das thun, was sie für Gottes Willen halten.“

„Wie lange wir da noch beisammen gesessen, weiß ich nicht;

Digitized by Google

ihr Kopf lag an meiner Schulter, sie weinte und weinte, und ich dachte immer, vielleicht dürfen wir doch so miteinander sterben. Aber sie stand auf und legte den Ring wieder in meine Hand, den ich ihr von dem Brüningam gebracht, und sagte: „Bringe ihm den zurück und sag' ihm, daß ich sein treues Weib sein wolle, auch in Sorge und Noth. Und Du, lieber Gottlieb, nicht wahr, Du wünschest mir Gottes Segen?"

„Daß ich's gethan habe, weiß Gott, wenn ich auch nicht mehr reden konnte."

Es war sehr still im Zimmer, Niemand hörte auf die fernen Musiktöne, der alte Mann und das junge Mädchen lebten bei lange vergangenem Lieben und Leiden.

„Daß ich dem jungen Ding da so viel sagen mußte," begann endlich fast ärgerlich der Onkel, „aber so ist's, wenn alte Leute in's Schwatzen kommen."

„Aber Du sagst mir doch, wie es vollends gegangen ist?" bat Eugenie.

„Nun, was ist da noch viel zu sagen? Die Alten wären gern wieder rückwärts gegangen, wer aber fest blieb, das war Gertrud. Sie verkaufte ihren Schmuck und den kostbaren Shawl — ich war schon außer Landes, als sie Hochzeit hatte — und zog mit ihrem Mann in eine Mansardenwohnung, da arbeitete sie heimlich um Geld. Ich blieb wohl sechs Jahre fort und versprach dann dem Baron, die Verwaltung seiner Güter zu übernehmen — an einem Amt hatte ich keine Freude mehr. Als ich zurück war, besuchte ich Gertrud. Wie eine schöne Königin in der Verbannung kam sie mir vor in ihrer Mansarde. Aber wie ich die Treppe hinauf stieg, hatte ich sie mit ihrer lieblichen Stimme ein heiteres Liedchen singen hören, sie hatte viele Blumen am Fenster und ein Vögelein, und zwei schöne Kinder spielten bei ihr auf dem Boden; da sah ich denn, daß sie nicht unglücklich war, noch eh' ich in ihre klaren Augen geschaut, die still waren und rein und unschuldig, wie Kinderaugen. Ihr Mann kam eben mit seiner Trommel vom Boden herunter, wo er sich vergnügt hatte. Sein Anblick hat mich weniger erquickt, obgleich er seelenvergnügt war und seine Frau über alle Himmel hinaus pries und mir rühmte, wie er wieder ein paar ganz nette, kleine Geschäftchen gemacht habe, und es sichtbar verwärts gehe mit ihren Umständen.

„Ich habe ihnen ihren Frieden recht von Herzen gegönnt, aber, Gott verzeih mir, wenn es eine Sünde war! als man die schöne junge Frau ein Jahr nachher hinaus trug mit einem Geleite wie es nicht viel Gräfinnen gehabt haben, als ich wußte, wo sie schlief in der grünen Ecke vom Kirchhof, da war mir's doch noch viel friedlicher uns Herz. Es ist vorüber. Aber gut Nacht, Mädchen! gute Nacht! Leg' Dich zur Ruh, sonst wirst Du müder, als wenn Du beim Ball gewesen wärest."

Einen Abend lang währet das Weinen, aber am Morgen kommt die Freude. Die junge Frau war nicht gestorben; der Arzt gab wieder Hoffnung, durch das geöffnete Fenster des Nebenzimmers durfte die frische Morgenluft in das Krankenzimmer eingelassen werden, und das ältere Knäblein spielte im Garten.

Eugeniens Mutter hatte sich zur Ruhe gelegt, der Onkel, dem es heute eine gewisse Verlegenheit war, mit dem jungen Mädchen zusammen zu sein, der er sein Herz so aufgeschlossen, hatte einen Spaziergang unternommen, die drei Mädchen aber saßen in der Gartenlaube, wo der gestrige Ball gründlich durchgesprochen wurde.

„Wie schade, Eugenie," meinte Jeannette, die heute ziemlich bleich und verwacht, ganz und gar nicht wie eine Flora aussah; „wie schade, daß die Frau jetzt erst nicht gestorben ist, und Du so vergeblich dahliebest!"

„Nun, Gott sei Dank, daß sie besser ist," sagte lächelnd Eugenie, „ich kann Euch versichern, mir thun's nicht so leid um den Ball."

„Ah, das ist nicht möglich!" rief ungläubig Herwig, „es haben so viel Leute nach Dir gefragt."

„Ist's möglich, wer denn?" fragte Eugenie, bei der jetzt trotz aller Herzensstille doch einige Neugier aufwachte.

Sie schrak zusammen, als sie beim Schall von Männerstimmen aufblickte und, als sichtbare Antwort auf ihre stille Herzensfrage, an der Seite ihres Vaters einen jungen Mann von einnehmendem Aeußern den Gang herab kommen sah. Jeannette war unglückselig, daß sie, mit aufgewickelten Haaren und so überwachtem Teint überrascht wurde. Der Fremde aber schien sie nicht besonders zu beachten und grüßte zunächst Eugenie.

„Der Herr Gutsbesitzer Oswald von Rauhenstein interessirt sich so sehr für meine kleine Baumschule," erklärte der Vater etwas eilig Eugenien, ohne zu beachten, daß der Herr Gutsbesitzer etwas roth wurde; „Onkel Gottlieb, der sich am besten darauf verstehst, ist leider nicht da, und ich bin im Augenblicke sehr pressirt. Sie verzeihen gütigst, Herr Oswald, wenn ich inzwischen meiner Tochter überlassen muß, Sie zu der Baumschule hinüber zu führen, bis ich wiederkommen kann."

Herr Oswald hatte ein versöhnliches Gemüth und war geneigt zu verzeihen; das junge Paar ging in einiger Verlegenheit nach der Baumschule hinüber, von dem leisen Kichern der zwei Mädchen begleitet.

„Haben Sie sich auf dem Balle gut unterhalten?" begann Oswald die Unterhaltung.

„Das wollte ich Sie fragen," entgegnete Eugenie, „ich war nicht dort."

„Auch ich nicht," sagte er, etwas erfreut wie es schien, und Eugenie bemerkte jetzt erst den Flor um seinen Hut, „vor wenigen Tagen ist mein Bruder gestorben, so war ich nicht zum Balle aufgelegt; da ich mich aber lange schon auf die kleine Reise hierher gefreut hatte, so beschloß ich doch" — hier wurde er etwas confus — „die Baumschule Ihres Herrn Vaters in Augenschein zu nehmen."

Es war wirklich merkwürdig, daß der vielgereiste Landwirth noch nichts Sehenswerthers in diesem Fach gesehen hatte, als die vierundzwanzig Stämmchen des Oberamtmanns! Eugenie erzählte ihm, wie auch sie nicht beim Ball gewesen, und sie verstießen sich in ein recht interessantes Gespräch über den geringen Werth solcher Vergnügungen und wie leicht sie zu entbehren seien im Genusse der schönen Natur und nützlicher Thätigkeit, wobei Herr Oswald übrigens doch noch erheiternde Gäste und kleine Ausflüge als Schmuck des Landlebens gelten ließ.

Sie schraken ordentlich zusammen, als der arglose Oberamtmann hinter sie trat und meinte: „Nun, Herr Oswald, das ist eine Ehre für meine Baumschule, daß Sie sie so gründlicher Inspection werth halten! mein Bruder Gottlieb versteht sich aber noch viel besser darauf; Sie müssen zu Mittag mit uns vorlieb nehmen, dann ist er zurück, und Sie können sich selbst mit ihm darüber besprechen."

Herr Oswald machte einige Umstände, aber es war ihm freilich vom allergrößten Interesse, die Bekanntschaft des Herrn Verwalters zu machen. Die jungen Mädchen hatten jetzt genug zu flüstern und zu lichern, während Eugenie, sticklaub gegen ihre Anspielungen, emsig eben den Tisch beschirte.

Ein Jahr war vergangen, und wieder war rings im Lande des Königs Geburtstag gefeiert mit Böllerschüssen, patriotischem Gänsebraten und Freitfällen. In der alten Erkerstube des Rauhenstein saß ein junges Paar und stieß zusammen an auf die Gesundheit des Landesherrn.

„Nun, soll ich einspannen lassen," fragte der junge Ehemann, „und Dich zum Balle hinüber führen, zur Entschädigung für den verfehlten Ball vom vorigen Jahr? Der dieszährige Sprößling des Oberamtsactuar soll ja mit seiner Mama so gut gedeihen, daß keine Gefahr ist wieder gefört zu werden."

„Wir brauchen keinen Ball," sagte Eugenie mit hellen Augen; „glaub' mir, es war mir wohler um's Herz in der-stillen Stube voriges Jahr, als auf allen Bällen; und wie viel schöner ist's heute! Ich habe Onkel Gottlieb als Festgast gelaten, er besucht uns heut zum ersten Mal, da soll er sehen, daß die lang begrabene Saat seines Jugendglücks bei uns in hellen goldnen Aehren aufgegangen ist."

Blätter und Blüthen.

Londoner Industrieen. Office for Marriages, London. (Einzige und langjährig bewährte Institut Englands für Ehe-Vermittlungen, mit sehr gediegenen Familien-Verbindungen in allen Ländern Europas und den unzweifelhaftesten Referenzen.) „Indem die Vorsteher des Anstalt sich beehren, um neuen Jahre allen Personen des hohen Adels und Bürgerstandes, welche durch ihre Vermittelung in vortheilhaften Ehre ehelich verbunden werden sind, ihre achtungsvollen Glückwünsche darzubringen, erlauben sie sich gleichzeitig, ihre fernere Wirksamkeit dem Wohlwollen des Publicums dienst-

Digitized by Google

mit geborsamst zu empfehlen. Die Anstalt, welche in dem wachsenden Vertrauen zu ihrer Thätigkeit die schönste Belohnung für die Erfüllung ihrer schweren Pflichten erblickt, sieht sich veranlaßt, mit unendlichem Vergnügen öffentlich zu erklären, daß sie nach den ihr, vorliegenden Dankesseilen" nur wahres Lebensglück achtbarer Personen, aber keine unglückliche Ehe vermittelt hat, und daß die durch ihren Beistand Verbundenen theils dem höchsten, adeligen Beamtenstande, theils dem geachtetsten Bürgerstande und ebenfowohl der adeligen Damenwelt der höchsten Stände angehören. — Die Vorsteher der Anstalt fühlen sich berechtigt, diese vorstehende Erklärung hiermit, auf Pflicht und Gewissen, öffentlich an Eidesstatt zu bekräftigen, und glauben dadurch den Damen aller Stände und deren Familien einen Dienst zu erweisen, ihnen die Lösung ihrer vertrauungsvoll mit Heirathe-Anträgen zu nahen. — Die unbedingteste Verschwiegenheit wird garantirt. — Nur Unbescheidenheit gibt ein Recht auf die Vermittelung der Anstalt. — Die Anträge werden schriftlich und franco erbeten und zu richten sind sie die weiblichen Vorsteherinnen an Frau Directorin S., und für die Herren-Anträge an Messrs. J. S. & Co., Somerset Place, London." —

Auf diese eile und bescheidene Annonce hin schrieb ein junger bekatholischer Mann aus der nächsten Umgebung von Leipzig folgenden Brief an das Office for Marriages: „Ich wende mich vertrauensvoll an Sie, in der angenehmen Hoffnung, durch Ihre wertbe Vermittelung mein Lebensglück begründen zu können. Ich bin 28 Jahre alt, Ingenieur, habe das Gymnasium und die polytechnische Schule zu Dresden absolvirt, bin dann in Belgien und Frankreich und war später in mehreren Maschinenfabriken als Dirigent angestellt. Ein einer solchen Stellung befinde ich mich noch jetzt. Mein disponibles Vermögen beträgt circa 2000 Thlr., jedoch habe ich einen noch bedeutenden Gewinn zu erwarten. Ich darf mich einer hinreichenden Bildung rühmen; das Französische ist mir geläufig, und Englisch treibe ich mit besonderer Vorliebe. Ich bin gesund und kräftig, ohne jeden körperlichen Fehler, über Mittelgröße; ich reite und tanze nicht schlecht, fühle mein Herz warm und bin überzeugt, daß ich ein muthhaft. Meine Photographie liebt zu Diensten. Ich wünsche mich zu verheirathen — aber nicht in Deutschland, wo mit allerlei Gelegenheit genug geheirathet ist, sondern in England, dem Land, wo für mein Fach stets die besten Aussichten sind, und das zu bewohnen von jeher das Ziel meiner Sehnsucht war. Sieht es in Ihrer Macht, dies zu ermöglichen? Ich würde eine geborene Engländerin vorziehen, doch aber auch eine dort einheimische Deutsche nicht verschmähen. Folgende Bedingungen würden meine Wahl entscheiden: Ein Alter von über 22 Jahre; protestantischer Religion, gefälliger Aeußere — Schönheit verlange ich nicht; ist sie zu haben, desto besser! — Bildung, auch musikalische, und ein Vermögen, das dem meinigen mindestens gleich ist, alte etwa von 2000 Pfd. Sterl. Wäre es nicht möglich, in Irländien anzukaufen, wodurch dann beide Gesellschaften noch diejenige verbände, Tochter eines Maschinenfabrikanten oder dergleichen zu sein, damit ich durch Heirath sofort in ein Geschäft einerlei Kunde? Meine Kenntnisse würden darin gewiß ihre Verwerthung finden; hinlängliche Mittel besitze ich, um sofort die Fabrik übernehmen zu können. Sollte es Ihnen gelingen, mich in letzterer Weise zu placiren, so verspreche ich Ihnen hiermit ein Prozentsatzum von 1000 Thlr.; dagegen 500 Thlr., wenn Sie mir binnen 2 Monaten dort überhaupt eine Frau verschaffen, wie ich sie wünsche. Dagegen stunde ich auch nicht dazu verstehen, zu zahlen oder Vorschüsse zu machen, die ich meiner Sache sicher bin." —

Die Antwort, welche mich auf sich warten ließ, lautete: „Indem wir Ihnen zunächst verbindlichst für das uns geschenkte Vertrauen danken, leben wir uns in der Erklärung veranlaßt, daß wir Ihnen nur dann unsere Vermittelung angedeihen lassen können, wenn Sie sich zunächst den Bedingungen unseres hier beigegebenen Programms unterzogen haben. — Wir bezeichnen dasselbe als hier beigegeben, weil unsere Vorsteherinnen gewöhnlich nur persönlich, ihre Wünsche vollständig zu erfüllen, sind aber genöthigt, Ihnen zu sagen, daß, in Folge der oft eintretenden, ganz natürlichen Bedenklichkeiten der Damen und ihrer Familien, wir keinen bestimmten Zeitpunkt für die Realisirung der Ehen setzen dürfen, denn es würde sich dann einer so wichtigen Angelegenheit, wo die Finalentscheidung doch immer erst von dritten Personen abhängt, kaum mit der moralisch-religiösen Tendenz unserer Anstalt vereinigen lassen!" —

Die „Bedingungen" des Programms reduciren sich aber im Wesentlichen auf folgenden Satz: § 2. Jeder Bewerber hat als Bürgschaft für die Richtigkeit und Gewissenhaftigkeit seiner gemachten Angaben und zur Entschädigung für die vielen Mühewaltungen und unvermeidlichen Auslagen eine Anzahlung von 25 bis 50 Pfunden sächsischer oder preußischer Cassenscheine — fürdeutsche ꝛc. werden cousseirt? — je nachdem er seine angenöthichten finanziellen Verhältnisse gestatten, mit seiner nächsten Antwort in einem recommandirten Briefe an die Unterzeichneten einzusenden!

Der erwähnte junge Mann hat nicht mehr auf mich, als auf viele andere Anerbietungen der Art, die mir theils durch meine Verbindungen in allen Ländern Europa's aus vollkommen beglaubigt glaubten, allen achtbaren Bewerbungen die gebührende Berücksichtigung zu verschaffen. Bevor wir inzwischen zu positiven Erörterungen schreiten, erscheint es uns Pflicht, Ihnen etwas Näheres über die Natur unserer Anstalt mitzutheilen, und erlauben wir uns demgemäß das beiliegende Programm zur geneigten Kenntnißnahme zu überreichen. — Die ungezählichen unserer Sorgfalt anvertrauten Heirathsgesuche beziehen sich auf verschiedene unbescholtene vermögende Damen aus England, Frankreich, Deutschland, Italien und Rußland, evangelischen, katholischen und griechischer Religion, theils dem Gutsbesitzer-, Kaufmanns- oder höheren Bürgerstande, theils den höchsten und höchsten Ständen angehörend, in jedem Alters zwischen 20 und 39 Jahren (sic!), mit verschiedenem Vermögen von 2000 bis 150000 Thalern, von gefälligem, stilvendem Aeußeren, ohne körperliche noch geistige Fehler, von liebenswürdigem, anspruchslosem Charakter, geschmückt mit allen häuslichen Tugenden, von guter Erziehung und unbezweifelt moralischer Reinheit. (Also sämmtlich, ohne Ausnahme, Muster überirdischer Vollkommenheit!) Indem wir nun in dem Antrag Ew. Wh. eine gefällige Uebereinstimmung mit den gehegten Wünschen mehrerer unserer Damen erblicken, laden wir Sie zur Prüfung und Erfüllung der Bedingungen unseres Programmes hiermit ergebenst ein, und versprechen Ihnen dagegen auf das Feierlichste, die nöthigen Einleitungen für Sie unverzüglich zu beginnen und Ihre Interessen auf das Wärmste und mit dem gewissenhaftesten Eifer vertreten zu wollen.

„Wir beschränken uns heute darauf, Ihnen nur andeutungsweise zu sagen, daß z. B. in Frankreich die 21jährige pittoreske Nichte eines Admirals der französischen Flotte (Vermögen 80,000 Frcs. und eine Zukunft von 300,000 Frcs.), die 18jährige Tochter eines Baumwollers (Vermögen 70,000 Frcs.), in Deutschland die 25jährige Tochter eines preußischen Majorats- und Fideikrmin in der Niederlausitz (Vermögen 2000 Thaler jnur?), die 20jährige, sehr schöne, talentvolle Schwägerin eines preußischen Ober-Regierungsrathes-exmitten zu Breslau (Vermögen noch nicht angegeben), die 25jährige Wittwe eines Doctors zu Wiesbaden (Vermögen 3000 Thlr.), die 25jährige Tochter eines Ober-Ingenieurs der kaiserlichen Zuygdhäuser zu Rio de Janeiro, in München wohnhaft, eleganter Waise (Vermögen 80,000 Gulden), in Augsburg eine 20jährige Waise der Ehe, in Berlin mit 16000 Francs Jahresrenten und einem schuldenfreien Schlosse zu Odessa, im Werthe von 216,000 Francs ꝛc., ꝛc. ꝛc. — auf unsere Vorschläge warten. — Die Anstalt hat in den größeren Städten des europäischen Continents Vertrauensmänner, durch welche sie, wenn in eigene Lage zu bestimmen, achtbaren (?) Familienkreisen auf die decentste Weise persönlich einander vorgestellt werden können, sobald es die limitirende und Wünsche nöthig erachten lassen. Die vollständigste Discretion ist garantirt, und versichern wir uns, daß die Rücksichten und der Langsamkeit, welche Ruf der Anstalt, gefügt auf die Empfehlungen hochgestellter Personen, für die strengste Delicatesse in allen Unterhandlungen und für die sorgfältige Wahrung jedes uns anvertrauten Geheimnisses bürgen. — Als amtliche Adresse bezeichnen wir die mit den Legationsgeschäften betrauten Dankesgrüßen eines preußischen Diplomaten, welcher sich durch unsere Vermittelung vor einigen Monaten mit der 20jährigen Tochter eines adeligen österreichischen Generalcavalleriste und Ritters der höchsten russischen, türkischen und schwedischen Orden, der Inhaberin bedeutender Güter, verlobt hat; die Adresse betrug in diesem Falle 40,000 Gulden; Restbetrag ist Wien." —

Diese Correspondenzen sprechen sich für sich selber, und man weiß nicht, soll man sich mehr über das Wagniß der Verbringung solcher wahrhaft lächerlichen Erfindungen wundern, oder darüber, daß sie wirklich Leichtgläubige finden, die daran glauben und sich für ihr gutes Geld an der Nase herum führen lassen. Auf leider gibt es deren eine noch viel zu große Menge, denn sonst hätte das Office for Marriages schon längst sein Schild einziehen müssen. Wer demselben einmal seinen Beitrag eingesandt hat, der kann zurücken, daß man ihn nicht mit Bitten und Betten um den Empfehlen irgend einer Verpflichtung, der Bestimmung eines festen Zeitpunkts; wird der hoffnungsvolle Freier ungeduldig, so schreibt man ihm einfach: Geduld — es ist noch nicht an der Zeit! — Drängt er aber endlich noch allzulehr, droht vielleicht, seine Verbindung baldig, die Office bar; die Einsprüche der Industrie in London lachen, weil sie wohl wissen, daß Jemand, der sich an ein Heirathsbureau gewandt hat, dies nicht vor die Oeffentlichkeit dringt — e ja, dann werden ihm auch Bedrohungen gemacht, endlich, vollkommen seinem Schicksal überlassen. Nun schaue, der junge Mann wohnt in Köln, und das liebe Weben, das man für ihn ausgesucht hat, in Odessa, wenn mich noch weiter, und dort kann er sie jedenfalls sehen ꝛc. Oder die Dame, welche, dem ungestümen Drang ihrer Herzens folgend, sich der Frau Directorin des Office for Marriages anvertraut hat, bekommt plötzlich in Wien die freudige Nachricht: Er ist gefunden, der Gegenstand ihrer Träume: Sie werden ihn in acht Tagen treffen können. — Sie wäre aber schade um's Geld, wenn sie Lust hätten auf weit Perspectiven einzugehen, welche gewöhnlich schon auf die Unausführbarkeit berechnet sind. Schreiben beleihen entrüstet wiederum nach London, so erfolgt die kühle Erwiderung: Wir haben gethan, was in unseren Kräften stand; die moralisch-religiöse Tendenz unserer Institution verbietet uns, Ihnen weiter Dienste zu leisten. Sie haben angedeutet zu lassen — wenn Sie nicht abermals dem Hauptparagraphen unserer Programme die gebührende Rechnung tragen. — Es kommt indessen vielleicht vor, daß gute Menschen sich auf diese Weise loderung herumquälen, und solchen Objecten lassen. Ein sehr beliebter Grund zur pünktlichen Berechnung einer eingetretenen Verhältnisses, das auf dem Punkte stand, gekuppelt zu werden natürlich Alles nur Fiction! — ist ein consulse nelles Gebenken, welches gewöhnlich in der Regel nur dann erwacht oder gerweckt wird, Nichts weiterweniger gelingt es den sogenannten Heirathsbureaux dann doch manchmal, zwei Leute wirklich zusammen zu bringen, gewöhnlich durch geschickte Annoncen von Heirathsanträgen in öffentlichen Blättern. Allein solche Ehen werden niemals von Dauerbruch, denn das Bureau benutzt seine Macht zu unaufhörlichen kreiwilligen Anleihen. Weiß wenn, was häufig geschieht, die eine oder andere Partei ihm irgend ein Geheimniß anvertraut! dieses wird zum Prebbstod in seiner Hand, unter welchem der betreffende Theil eng hinten und lenken muß. Heiren verspricht sich, sofort nach Vollziehung der Ehe eine „Prämie" von drei Procent vom Betrage des eingebrachten ehelichen Vermögens an das Office

* Die Originale können jederzeit vorgelegt werden.

Digitized by Google

for Marriages zu entreten; Damen aber werden schon vorher Sprachstudien gemacht, weil man diese weit besser in der Hand hat. Und dies Alles geht geordneten Ganges vor sich, ohne daß der „steckenlose Ruf der moralisch-religiösen Anstalt“ darunter leidet. Ganz natürlich; es hütet sich, wie gesagt, Jedermann, seine Verbindung mit derselben einzugestehen; der Thörichte eher nicht ganz Reine, weil er sich fürchtet, der Heuchelei, weil er sich schämt. Der Hauptwirkungskreis des Londoner Office for Marriage ist leider das liebe Deutschland; in Frankreich und England ist man schon gewitzigter. Daher wird man es stets am Sichersten auf das Eis führen, wenn man Reiseenten aus seiner Heimath von ihm verlangt, oder eine dortige Verbindung als Ziel vorschreibt, wie es der Eingangsbrief des jungen Ingenieurs wohlweislich gethan hat.

So ist ein Kennzeichen — und ein recht sicheres — unserer Zeit, daß dergleichen schwindelhafte Kuppelanstalten überhaupt nur zu existiren wagen; daß sich Leute genug finden, welche das Wesen der Ehe so sehr verkennen, am sich ihnen in die Arme zu werfen; daß Bösewichter ihrem Gebahren ganz ruhig zusehen, als verstände sich das von selber. Wenn es ein schmachvolles erniedrigendes Gewerbe gibt, so ist es das solcher öffentlichen Kuppler, und die Stimme der Presse hat die Verpflichtung, sich auf das Lauteste dagegen zu erheben. Zugleich auch hatten wir es für unwürdig, wenn deutsche Zeitungen, des Blutigen Gewinns halber, sich zur Aufnahme der Annoncen solcher Schwindelgeschäfte verstehen; wie ein Mann sollten alle Redactionen sich dagegen aufsetzen, wenn es ihnen wirklich Ernst ist um Bildung und Wohlstand ihres Volkes, wie sie ja so oft mit schönen Worten versichern. Möge die Zeit bald kommen, wo der Deutschland nicht mehr von den schimpflichsten Industrien des Auslandes zum Tummelplatz, zur Ausbeutung erkoren wird; möge jeder deutsche Jüngling und jedes deutsche Mädchen es als die theilste Beleidigung betrachten, in den Verdacht zu gerathen, sie möchten nur einmal an die „moralisch-religiöse“ Vermittelung eines Office for Marriages!

General Enrico Cialdini, dessen Portrait wir in No. 45 gaben, nach Victor Emanuel selbst unstreitig der bedeutendste Soldat und in seinen Augenblicke der gefeiertste Führer des königlich sardinischen — wir werden bestimmt bald sagen dürfen — des italienischen Heeres, ist im Modenesischen geboren und dermalen erst 47 Jahre alt. Feurigen Gemüths und lebhaften Geistes wußte er noch sehr jung, nun war im Jahre 1832 aus flüchtiger Kämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes nach Frankreich auswandern, wo er als Zögling der Pariser Polytechnischen Schule mit dem nachmaligen General Lamoricière zusammentraf, wie man sagt, mit demselben sogar den Duell bestand und in dem sich zu jener persönlichen Abneigung, um nicht zu sagen Feindschaft zeste, welche in der letzten bei Castelfidardo und Ancona gegen den päpstlichen Oberzeneral genommenen Wendung sie das unbesonnene Wort des Neigsministers der französischen Republik von 1848 „Les Italiens ne se battent pas“ einen so gänzenden Ausdruck fand.

Cialdini's kaltige Gemüthsanlagen und sein entschlossener Sinn duldeten nicht, daß er sich lange ruhigen Studien hingebe und überhaupt müßig bleibe; daher nahm er Dienste in der Fremden-Legion, welche das constitutionelle Spanien wurde, um die Aufrührer des Prätendenten Don Carlos abzuwehren. Durch sein tapferes und einsichtsvolles Benehmen wußte er sich bald den Grad eines Oberstlieutenants zu verdienen. Hier auf dem Schlachtfelde erhielten Männer denselben seinen Körper, aber auch viele trotzmäßig verdiente Ehrenzeichen schmücken seine ritterliche Brust.

Anfangs 1848 bertieß er den spanischen Dienst und eilte zum Kampfe für die vaterländische Freiheit nach Italien; mit Johann Durando und Massimo d'Azeglio nahm er Theil an der Vertheidigung von Vicenza, wobei er eine schwere Wunde davon trug. Kaum genesen trat er wieder in activen Dienst und bekleidete durch mehrere Jahre mit dem Range eines Obersten ein piemontesisches Regiment der Brigade Pinerolo. Während des Feldzugs in der Krim führte er eine Brigade, an deren Spitze er sich, wie gewöhnlich, auszeichnete. Nach beendigtem Kriege wurde er zum General-Major befördert und vom Könige zum Flügel-Adjutanten ernannt. Im Feldzuge von 1859 erhielt er den Befehl über die 4. sardinische Armee-Division und bekehrte sich bei Pozzolo in den Gefechten des 30. und 31. Mai, so wie durch seinen Sefia-Uebergang mit Ruhm. Später wurde er zur Aufnahme des am 15. Juni bei Tre Ponti durch Urban hart bedrohten Garibaldi vom Könige nach Lasenedolo an die Chiese entsendet, und gleich darauf mit dem zweiten Corps in nach Brescia zur Paralysirung der von Südtyrol drohenden Oesterreicher detachirt, was ihn hinderte, am 24. Juni an der Schlacht von Solferino Theil zu nehmen und so den Stand der von Benedek hart mitgenommenen Piemontesen zu ersetzen.

Nach beendigtem Feldzuge wurde er zum General-Lieutenant ernannt, und ihm, als die sardinische Regierung den Civilmarsch in die Marken und in Umbrien beschlossen hatte, der Oberbefehl des vierten, direct gegen die Marken vorzudringen bestimmten Armeecorps anvertraut. In welcher Weise Cialdini das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt habe, sprechen die glorreichen Waffenthaten von Pesaro und Castelfidardo, so wie die sänzlich erfolgte Einnahme von Ancona, zu der er so wesentlich beigetragen, endlich die in wenigen Wochen vollbrachte Vernichtung des päpstlichen, von Lamoricière organisirten und befehligten Heer es.

Cialdini ist unstreitig in jeder Beziehung einer der brillantesten Officiere der sardinischen Armee. Tiefe Einsicht, ein scharfer Coup d'oeil und unerschütterliche Entschlossenheit zeichnen ihn als Führer, Gewandtigkeit, Festigkeit und Wohlwollen als Vorgesetzten aus; in cameradschaftlichen Umgange bieder und aufrichtig freundlich, ist er der Liebling Aller, vom Könige an bis zum letzten Berittaptiere. Man kann ihn richtig den Bayard der sardinischen Armee nennen.

Mit der Welt kannte der so einsichtsvoll beherzigeschärften und so glänzend von ihm gewonnenen Schlacht von Castelfidardo zur Kenntniß des Königs gelangte, beeilte sich Victor Emanuel, den General Cialdini zum Zeichen seiner vollsten Zufriedenheit mit dem Ergebnisse des königlich sardinischen Militär-Ordens von Savoyen zu schmücken und ihn bald darauf zum Armee-General, „Generale d'Armata“, derzeit in der königlichen Armee, welche keine Marschälle hat, die höchste militärische Würde, zu ernennen.

Das Wasser bekommt Balken. Während der beiden letzten Jahre sind nicht weniger als 14 große Dampfschiffe erster Classe Englands und Amerikas mit 2572 Menschen und 7 Millionen Pfund Sterling Werth und Waare theils im Ocean verschwunden. Andere Nationen haben vielleicht gleich große Opfer dem furchtbaren Wüthheere bringen müssen. Was auf Segelschiffen nun an Küsten von Menschen und Fahrzeugen verloren ging, belief sich allein während des vorigen furchtvereichen Sommers blos an den englischen Küsten doch in die Tausende.

Was sich dagegen gar nicht thun? Worin liegt der Grund des Uebels? In der Hohlheit und Verbrennlichkeit der Schiffe. Kommt ein Loch in die Haut eines Schiffes oder entzündet sich ein Dampfer, so ist selten Rettung möglich. Macht man alle Löcher und Fenser unmöglich oder unschädlich, so wäre der Rücken des Wasserriesen so sicher, wie der feste Boden. George Catlin, der sich viel in Amerika, auf Meeren und besonders unter den Ostschidewan-Indianern herumgetrieben, hat jetzt ein ganzes Buch über die Mittel, sicher aus den Oceanen zu fahren, herausgegeben und nachgewiesen, daß alle Schiffe sicher zu machen wären, wenn man die Schiffe flach baute. Die Grundform aller Sicherheit ist das auf den meisten Flüssen bekannte Floß, wie man Bauholz auf dem Wasser transportirt. In der That wachen auch Schiffseinrichtungen, die Greifseggenwart, Zeit und Material finden, immer leichte Flöße, um sich dem unvorgesehenen, stolzesten, vollkommensten Dampfern zu retten. Ein paar Stückchen Balken, Maste, Breter, Holz auf irgend eine Art zusammengebunden — und sie haben das sicherste Rettungsmittel. Warum nicht solche Flöße gleich von vornherein bauen, wenigstens für Menschentransport? Ja, warum nicht? „Aber auf solchen Flößen mit Dampf und allen Bequemlichkeiten, die man sich der vollkommenste Dampfer nur bieten kann,“ sagt Catlin.

Ich schlage vor: Floß von 250 Fuß Länge, 50 Fuß Breite für 1000 Passagiere und weiteren Bedarf an Mannschaft, Heizmaterial, sich hinlänglich trennend, in regelmäßigen Quadratstücken, fest aneinander gepreßt durch hölzerne und eiserne Nagel und Krampen schief eingetrieben, verpicht und verbrert, das Ganze fest mit Eisenplatten überzogen und gefichert gegen Brenner und Wasser. Auf diesem Floß baut man dann noch Luft und Kanne alle Bequemlichkeiten sie Passagiere, Küchen, Salons, Borcathsräume — Alles ihrem Wasser, auch einen Dampf-Apparat für den Propeller, der mitten in der Mitte wirken soll, so daß er ein Sturme nie aus dem Wasser gehoben wird, wie es oft die Schaufelrampfer. Auch gibt's auf solchen Dampfflößen seine Seekrankheit, die eigentlich Kielkrankheit heißen sollte. In den tollsten Wogenbewegungen des Meeres ist keine Spur von Erregung des Ekels der Seekrankheit. Die höchsten Wogenberge sind nie eigentliche Schwankungen, sondern Erhebungen, Senkungen, wie die Bewegungen einer Schaukel und lenken sie in unregelmäßigen Zuckungen ab, wird der Darinsitzende sofort seekrank. Dieselbe Unregelmäßigkeit und Verwirrung des Schaukelns auf umstürmenden Schiffen macht ebenfalls seekrank.

Ein Floß würde den Bewegungen der Wogen einfach folgen und im schlimmsten Falle eine gerspartige Schaukel bilden, welche das Floß gegen Felsen und Eisberge schiefdern könnte, ohne es zum Sinken zu bringen, so wie das Holz auch in solchen Fällen gehalten wird. Berücksichtigung nach der Catlin'schen Construction, die sehr sinnreich und durchdacht ist und in seinem Buche selbst skizirt werden muß, unmöglich sein würde) vollkommen seine Schwimmkraft behalten würde.

Ist denn aber die ganze Geschichte nicht um Ende blos ein kummer Einfall, praktisch, unmöglich? Freilich auch die Dampfschiffe wurden Jahre lang nach der Erfindung als unmöglich verdammt. Vor einiger Zeit kam ein ungeheures Floß Bauholz von Amerika in England an. Alle gehrt, und wir werden auch lebensfischer auf dem Oceane schaukeln.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Auerbach, deutscher Volks-Kalender auf das Jahr 1861. . . . . . brech. 12½ Ngr.

Bock, das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Mit 25 feinen Abbilb. brech. 1 Thlr. 22½ Ngr., eleg. geb. 2 Thlr.

Hartenlaube, 1855. 1856. 1857. 1858. 1859. . . . . brech. à 2 Thlr., eleg. geb. in gepreßter Decke à 2½ Thlr.

Gerstäcker, Gemsjagd in Tyrol. Mit 34 Illustrationen. eleg. brech. 3 Thlr. 10 Ngr., in engl. Prefdecken 4 Thlr. 5 Ngr.

Oeickers, Theodor, Meine Mitgesungenen. Gedichte. . . . . . brech. 1 Thlr.

Stolle, Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise. . . . Zweite Auflage. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stolle, ausgewählte Schriften. Volks- und Familienausgabe. 27 Bände. . . . Zweite Auflage. brech. à Band 7½ Ngr.

Storch, Ludwig, Gedichte. . . . . . eleg. cart. 1 Thlr. 6 Ngr., prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Ngr.

Storch, Ludwig, ausgewählte Romane und Erzählungen. Volks- und Familienausgabe. 19 Bände. brech. à Band 7½ Ngr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№. 49. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Aus dem Gedenkbuche der Gartenlaube.

An Deutschlands Frauen und Jungfrauen.

Ihr Leiterinnen und Bildnerinnen der künftigen Geschlechter, deutsche Frauen und Jungfrauen, in Eure Hand ist Deutschlands künftiges Glück oder Weh gegeben. Ihr sollt unsern Söhnen und Enkeln die Liebe und Treue in die Brust hauchen, welche nichts als das Vaterländische und Deutsche will, welche das Fremde und Ungleiche für das Eigene und Gleiche verwirft; Ihr sollt durch Euren Beifall ohne Tadel, durch Eure Anerkennung oder Verweigung dem ganzen Leben die Richtung und das Streben geben, die dem Vaterlande Heil und Ehre bringen. Die höchste Gewalt, die stille Gewalt der Sitte und Meinung, die allmächtige Gewalt des Herzens ist unter Eure Obhut gethan. Ihr werdet sie für das Vaterland gebrauchen, denn Ihr wollt ja die Mütter und Gattinnen freier und heiterer deutscher Männer sein.

Darum bitte ich Euch im Namen meines Volkes und der heiligen Ehre des Volkes, der Sprache. Am meisten aber bitte ich Euch, fürstliche und adelige Frauen und Jungfrauen, die Ihr den glänzenden Reigen des höheren und ritterlichern Lebens führet. Euch vor allen geziemt es, Euch zu deutschem Stolz und deutscher Glorie zu erheben und den Großen und Kleinen des Volks voran zu leuchten. Euer ist die Aufgabe, zu beweisen, daß die deutsche Sprache auch ihre Grazien und Musen hat, die in Königssälen und Fürstenpalästen erscheinen dürfen; nur durch Euch können sie die Anerkennung gewinnen, die keine Klagen und Beschwerden der Besseren im Volk ihnen gewinnen werden. O stellet Euch auf die Höhe, die Euch gebührt: wollet deutsche Frauen sein, wollet als deutsche Fürstinnen und Herrscherinnen glänzen, wollet das Deutsche als das Höchste und Herrlichste in Eurer Nähe leuchten lassen — und die Männer werden glauben, es sei das Höchste und Herrlichste. Dann trifft wird die deutsche Sprache werden, was sie sein kann, und man wird sie nicht mehr beschnitzen, wie heute geschieht, sie könne nicht lieblich, anmuthig und fürstlich sprechen, sie könne nur mit dem Pöbel schelten und poltern und mit den Gelehrten verworrene Knoten dunkler und träumerischer Gelehrsamkeit schlingen.

Im Jahre 1813. Ernst Moritz Arndt aus Rügen.

Die schwerste Schuld.

Von dem Verfasser der neuen deutschen Freiheit.

1. Ein Flüchtling.

Der 18. October des Jahres 1813 war in jener Gegend, in welcher an diesem Tage die nachfolgenden Begebenheiten sich zutrugen, ein klarer, sonniger Herbsttag. Bei Leipzig war er der Tag des schrecklichsten Blutbades, welches freilich die Blutaufe der Befreiung Deutschlands von den Franzosen war. Aber wem verdankte das deutsche Volk die französische Unterjochung, die sieben Jahre lang mit eiserner Schwere auf ihm gelastet hatte? Dieselbe Schuld droht wiederum Deutschland unter das fremde Joch zu beugen. Doch es steht ihr jetzt ein Anderes gegenüber. Der zum lebendigsten Bewußtsein erwachte Gedanke der Einheit und Einigkeit des deutschen Volks wird im Augenblicke der Gefahr zur lebendigen und kräftigen That werden, und muthig und groß neue Schmach und neues Elend von Deutschland zurückschlagen.

Die nachstehenden Begebenheiten trugen sich in einem von dem lebendigeren Verkehr abgelegenen Theile des gebirgigen Westphalenlandes zu. Wir versetzen darunter nicht das damalige Napoleonische Königreich Westphalen, das wenige Tage nachher verschwand, sondern die geographische Bedeutung jenes Namens. Denn jene Gegend war unmittelbar zu dem französischen Kaiserreiche geschlagen worden. Die Grenze eines deutschen, oder vielmehr, da damals Alles in Deutschland französisch werden mußte, eines unter einem deutschen Regentenhause verbliebenen Landes war nicht fern. An dieser Grenze patrouillirten zwei französische Gensd'armen auf und ab.

Sie befanden sich in einer engen, waldigen Schlucht und gingen dort mit gespannten Karabinern umher, nach jedem Geräusche lauschend, in jedes Dickicht spähend, stumm, nur durch Zeichen manchmal sich über etwas verständigend. Sie mußten eine wichtige Aufgabe haben, einen erheblichen Fang machen wollen. Ihre Aufgabe beschränkte sich auf die Schlucht. Sie horchten manchmal weiterhin, ein Zeichen, daß wohl auch weiterhin die Grenze in ähnlicher Weise besetzt war.

Es war Nachmittags, und die tiefste Stille herrschte. Die beiden französischen Gensd'armen waren die beiden einzigen lebenden Wesen in der Schlucht. Sie hörten nur das Rascheln des früh gefallenen Laubes unter ihren leisen Schritten. Sonst schlug kein Laut an ihr Ohr, auch aus der weiteren Ferne nicht. Sie waren etwa funfzig Schritte von einander entfernt. Auf einmal standen sie Beide fast in demselben Augenblicke still. Beide horchten. Ein Schritt kam näher.

Die Schlucht selbst bildete die Grenze des französischen Kaiserreichs und des deutschen Großherzogthums, zu dessen deutschem Prinzen der französische Kaiser vielleicht in demselben Momente bei Leipzig die denkwürdigen und der Geschichte aufbewahrten Worte sprach: „Avancez, Roi de Prusse!“ Auf der Seite des Großherzogthums faßte ein hoher, dicht mit Holz bewachsener Berg sie ein. Auf der inneren französischen Seite lief eine niedrigere Hügelkette mit einzelnen tieferen Einschnitten. In einem dieser Einschnitte bewegte sich der näher kommende Schritt. Er mußte in der Mitte der Schlucht hervorkommen. Die beiden Gensd'armen standen mehr nach den Enden hin. Sie gingen auf die Mitte zu, leise, das Berühren des Laubes vermeidend, daß es nicht rasche, den

Digitized by Google

Karabiner in Bereitschaft, um in jedem Augenblicke Feuer geben zu können. An einer dicken Eiche trafen sie zusammen und flüsterten leise miteinander.

Dann stellten sie sich schweigend hinter der Eiche auf, die Augen und die Mündungen ihrer Gewehre nach dem Hügelein̈schnitte gerichtet, aus welchem der Schritt hervorkommen mußte. Die französischen Gensd'armen, welche in Deutschland verwendet wurden, waren meist sehr gewandte, erfahrene Leute, auch die Deutschen unter ihnen, und der Deutschen waren unter ihnen viele.

Ein ältlicher Mann kam zum Vorschein. Er ging langsam und sorglos, wie ein Spaziergänger.

„Er darf uns nicht sehen," flüsterte der eine Gensd'arm dem andern zu.

Ihr Auge suchte zu erforschen, an welcher Seite der Eiche der Spaziergänger vorübergehen werde. Sie verbargen sich an der entgegengesetzten Seite. Ganz entfernen konnten sie sich nicht mehr, ohne gehört und gesehen zu werden.

Der Spaziergänger kam näher. Es war eine große, hagere, knochige Gestalt. Er hielt sich gebückt. Das Gesicht war blaß, tiefe Runzeln durchfurchten es. Die Augen waren von grauen, tief herverhängenden Brauen überschattet; die Oberlippe bedeckte ein weißer, kurz, gesträubter Schnurrbart; kurz geschoren waren auch die fast schneeweißen Haupthaare. Das Ganze des Greises, Gesicht, Gestalt, Haltung, zeigte Kraft, Gram und Trotz; eine Kraft, die der Gram brechen wollte, die der finstere, fast menschenfeindliche Trotz aufrecht hielt. Er ging an dem Baume vorüber, aber seine Augen waren unter den finsteren, buschigen Augenbrauen aufmerksamer gewesen, als die Gensd'armen vermuthet hatten. Er sah sie in ihrem Versteck und stutzte, doch nur einen Augenblick. Er sah sie ruhig, voll, nachdenkend an, als wenn er sie und sich fragen wolle, was sie hier machten. Dann ging er, langsam wie er gekommen war, hinter die Schlucht hinein. Er hatte seinen Augenblick seinen gleichförmigen Schritt gehemmt. Nach einer Weile blieb er stehen und schien sich zu besinnen, ob er seinen Spaziergang fortsetzen solle oder nicht.

Die Gensd'armen hatten sich nicht gerührt. Ihr Blick hatte ihm gezeigt, daß sie ihn sahen, ihn aber nicht beachteten. Sie beachteten ihn dennoch.

„Er bleibt stehen. Es ist unangenehm, seine Anwesenheit kann uns verrathen."

„Wir können ihn nicht entfernen. Jedes Geräusch, jedes Wort könnte Alles vereiteln."

„Wer ist der Mensch?" fragte der Eine, der in der nächsten Gegend fremd zu sein schien. „Er hat ein militairisches Aussehen."

„Der Mann ist ein Geheimniß."

„Wie, die kaiserliche Gensd'armerie duldet Geheimnisse? Gar an der Grenze?"

Der Gefragte wollte antworten, aber der Andere ließ ihn nicht dazu kommen.

„Horch!" rief er auf einmal in noch leiser flüsternder Tone. Sie hatten schon Beide ihre Gewehre wieder in schußgerechte Lage gebracht. Dann standen sie unbeweglich, wie vorher. Sie hörten in der That etwas; es war wieder ein einzelner Schritt, der sich nahete und ebenfalls von der Hügellette herkam, also aus dem Innern des französischen Reichs, und wollte hin nach der Grenze. Aber er kam nicht aus dem Einschnitte in der Kette, oben auf einer Anhöhe wurde er gehört. Die Gensd'armen horchten mit der gespanntesten Erwartung nach ihm. Sehen konnten sie nichts. Die Anhöhe war mit hohen Bäumen und darunter mit dichtem niedrigem Gebüsch bedeckt.

„Er geht schnell und leise, er wagt kaum das Laub zu berühren."

„Er ist's."

„Er kommt auf uns zu, — er kann uns nicht entgehen."

„Wenn nicht jener Greis —"

„Still! Da ist er."

Ein einzelner Mann war am Fuße der Anhöhe aus dem dichten Gebüsch in eine lichtere Stelle der Schlucht hervorgetreten. Er konnte in der Mitte der dreißiger Jahre sein. Es war eine große, hohe und stolze Gestalt. Das schöne, männliche Gesicht war bleich; man sah ihm Anstrengungen und Entbehrungen an. Gleichwohl hielt er sich noch kräftig, selbst stolz aufrecht und hatte noch mit jenem raschen und leichten Schritte gehen können.

„Er ist's," hatten die Gensd'armen gesagt.

Er war der Fang, den sie machen wollten. Auch seine Kleidung verrieth den Flüchtling. Ein alter blauer Leinwandkittel bedeckte die hohe, stolze Gestalt; ein zerknitter Hut war tief in die Stirn gedrückt.

„Er kann uns nicht entgehen," hatten sie auch gesagt.

Sollte er ihnen wirklich nicht mehr entgehen können? Der Flüchtling, der aus dem Innern des weiten Kaiserreichs kam, der kaum noch hundert Schritte von der Grenze des Reichs entfernt war? Er war Flüchtling, eine Gefahr war ihm auf den Fersen. Es mußte eine dringende, hohe Gefahr sein. Jene Anstrengungen und Entbehrungen zeigten es, jene Verkleidung, die Spannung, der Eifer, mit dem er verfolgt wurde. So nahe, so im Angesichte seiner Befreiung, seiner Rettung, sollte er dennoch verloren sein?

Und er war ein Deutscher, man sah es den blauen Augen, den dunkelbraunen Locken, dem ganzen Gepräge des feinen doch kräftigen Gesichts an. Und er kam aus dem grausamen, blutigen französischen Kaiserreiche, das nichts mehr haßte und verfolgte, als deutsche Männer und deutschen Muth. Er war noch darin, in diesem Kaiserreiche; er wollte, er mußte ihm erst noch entrinnen. An der lichten Stelle, in die er hineingetreten, war er stehen geblieben, er sah sich nach allen Seiten in der Schlucht um und forschte nach allen Seiten. Es herrschte die völligste Stille rund um ihn her. Kein Blatt auf den Bäumen, kein Laub am Boden rührte sich. Keines Vogels Stimme belebte die einsame Waldschlucht. Er sah auch nichts. Die beiden Gensd'armen mit ihren Gewehren verbarg ihm der dicke Stamm der Eiche, hinter der sie standen. Zwischen ihm und jenem finstern Greise mit dem militairischen Aussehen befanden sich Hunderte von Bäumen.

Er blieb ferner stehen, um auszuruhen, um zu neuen Kräften sich zu erholen, für die letzten Schritte, die er einer Gefahr gegenüber noch zu machen hatte. Er nahm den alten, zerknitterten Hut ab, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocken, und schlug mit einem dankbaren Blicke nach oben die Augen auf. Er glaubte sich frei, gerettet. Der Arme! Er hatte seine Stirn getrocknet und setzte den Hut wieder auf, sah sich noch einmal um und forchte noch einmal in die Schlucht hinein. Es blieb still, wie vorher. Er ging weiter und schritt in gerader Richtung vor. Er wollte die Schlucht durchschreiten, die ihn von der deutschen Grenze trennte. Noch achtzig bis hundert Schritte hatte er zurückzulegen. Dann war er im Vaterlande; der Freiheit, dem Leben zurückgegeben.

Die gerade Richtung seines Weges mußte ihn fast unmittelbar an der Eiche vorbeiführen, hinter welcher die beiden Gensd'armen verborgen standen. Sie winkten sich wieder mit den Augen zu, an welcher Seite des Baumes er vorüber gehen werde. Keine halbe Secunde lang hatten sie ihn aus den Augen gelassen. Sie verfolgten ferner jede seiner Bewegungen. Die Mündungen ihrer Karabiner waren auf ihn gerichtet. Aber sie waren nicht die Einzigen, die ihn gesehen hatten. Auch der finstere, greise Spaziergänger hatte die Schritte vernommen, die sich von der Anhöhe naheten. Er hatte sich nach ihnen umgesehen und zwischen den verdeckenden Bäumen zuerst nur den blauen Kittel erblickt, dann die volle hohe Gestalt. Dann sah er wieder die in der höchsten Spannung lauernden Gensd'armen und ihre auf den Fremden gerichteten Gewehre.

Ein Flüchtling! Welche andere Ahnung, welcher andere Gedanke konnte in seinem Innern Platz finden? Dem Gedanken war ein eben so schneller Entschluß gefolgt. Er kehrte zurück in der Richtung, in welcher der Fremde stand, der jetzt schon wieder sich voran bewegte. Der Fremde hatte ihn noch nicht gesehen. Er hörte Schritte und hielt die seinigen an. Sein Blick flog mit der Schnelle des Blitzes durch die Schlucht. Er sah den Greis. Ein Entsetzen ergriff ihn. Der Greis war allein, ohne Waffen. Seine Miene, wie finster sie war, war keine feindliche, keine drohende. Der Flüchtling stand dennoch, wie von einem plötzlichen betäubenden Schlage getroffen. Er starrte den Greis wie eine Erscheinung des Schreckens, des Todes an. Aber nur einen Augenblick, dann war das Entsetzen gewichen. Er hatte den finstern Greis erkannt, man sah es ihm an, und die Erkennung erfüllte sein Herz mit der Angst. Den Mann selbst fürchtete er nicht. Er wandte sein Gesicht von ihm ab und ging weiter, aber seitwärts, um die Nähe des Erkannten zu vermeiden. Da durchfuhr auch den Greis plötzlich etwas Entsetzliches. Er hatte den Fremden genauer betrachtet und erkannte auch ihn. Er wollte stehen, stehen vor dem Flüchtling, der vor ihm entwich, um desto sicherer in die

Digitized by Google

Hände seiner Verfolger zu fallen. Er vermochte es nicht. Eine Gewalt, der er nicht widerstehen konnte, trieb ihn dem Verfolgten entgegen.

Die beiden Gensd'armen hatten ihn nicht bemerkt. Sie sahen nur den Flüchtling und hielten ihre Gewehre im Anschlage auf ihn. So ließen sie ihn auf sich zukommen. Sie gewahrten dann sein plötzliches Stutzen und Erbleichen. Aber sie konnten nicht sogleich die Veranlassung entdecken. Die Bäume verbargen ihnen den Greis. Im Augenblicke darauf kam der Flüchtling nur um so gerader auf sie zu. Sie ließen ihn ruhig herankommen. Entgehen konnte er ihnen nicht mehr. Todt oder lebendig, auf Eine Weise mußte er in ihre Hände fallen, und darauf lautete wohl ihr Befehl.

Der Flüchtling sah sich nach dem Greise nicht wieder um. Der Greis mußte ihm zurufen, wenn er ihn warnen, retten wollte.

„Zurück!" rief er, mit gedämpfter Stimme, mit desto größerer Angst.

Der Verfolgte mußte sich nach der Stimme umsehen. Er sah die Angst des Aufenden und erkannte auf einmal etwas Anderes. Er erkannte eine Gefahr, die hohe Gefahr, in der er schwebte. Er wollte umkehren. Es war zu spät.

„Halt!" tönte es laut durch den Wald. „Halt, keinen Schritt mehr!" rief es, daß es von den Wänden der Schlucht widerhallte.

Einer der beiden Gensd'armen rief es. Beide sprangen mit den angelegten Karabinern hinter der Eiche hervor.

Der junge Mann sah sie, aber er erschrak nicht mehr. Wie er sie sah, war schon sein Entschluß gefaßt. Er stand dreißig Schritte von ihnen. Entfliehen konnte er nicht mehr, ihre Karabiner trugen achtzig bis hundert Schritte weit. Hätte er es aber auch vielleicht gekonnt, von Baum zu Baum springend, bis er das schützende dichtere Gebüsch, aus dem er gekommen war, wieder erreicht hatte — sein kräftiges Gesicht zeigte einen hohen Stolz und einen tiefen Stolzes würdigen festen Entschluß. Er riß aus seiner Brusttasche ein Doppelpistol hervor und spannte beide Hähne. Dann ging er langsamen Schrittes auf die beiden Gensd'armen zu, mit ruhiger Achtsamkeit jeden ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen im Auge haltend. Er hätte ein eben so muthiges, wie stolzes Herz. Todt oder lebendig sollte er in die Hände seiner Verfolger fallen. Er wußte es. Für seine Freiheit und für sein Leben wollte er kämpfen, so lange er es vermochte. Dann hatte er die Ehre gerettet. Stolzer, fester Muth imponirt Jedem.

Die beiden Gensd'armen waren es jetzt, die unschlüssig standen. Aber nur einen Augenblick. Sie hatten einander fragend angeblickt. Da wußten sie auch wieder, was sie zu thun hatten.

„Halt, oder wir schießen!" rief wiederholt einer von ihnen.

Noch zweimal setzte der junge Flüchtling den Fuß vorwärts. Dann stand er starr, unbeweglich, festgebannt. Er hatte einen raschen Schritt gehört, der sich ihm von der Seite nahete. Er sah sich nach ihm um. Der Greis kam auf ihn zu, den er gemieden, der vor ihm entwichen war. Drei Schritte machte der finstere Mann noch, dann stand er in der Schußlinie der Gensd'armen. Er deckte mit seinem ganzen Körper den Flüchtling.

„Fort!" rief er diesem zu. Seine Stimme war fest, laut, beschlend.

Den Flüchtling traf sie, wie wenn er in der Schlacht eine Commandostimme gehört hätte. Er zuckte zusammen. Aber gehorchen konnte er ihr nicht. Sein Gesicht verfinsterte sich. Es wurde stolzer, aber es war ein trotziger Stolz, der sich darin zeigte. Mit diesem wandte er sich an den Greis.

„Zurück!" sagte er zu ihm, ruhig, kalt. „Will ich leben, so kann ich mein Leben selbst vertheidigen."

Er wollte noch etwas hinzufügen, und es mußte wohl etwas Bitteres sein. Ein strenger Ausdruck seines Gesichtes ließ es errathen. Er schwieg. Er bedurfte auch seines Wortes mehr. Durch das gefurchte Gesicht des Greises war ein tiefer Schmerz gezogen, sein Körper drohte zusammenzubrechen. Er senkte tief sein weißes Haupt und trat still zurück. Der Flüchtling konnte kennen nicht weiter voran schreiten. Von allen Seiten war schon in der Schlucht Bewegung entstanden.

Die Gensd'armen hatten nicht ohne Absicht mit lauter, der Greis hatte nicht ohne Ahnung mit gedämpfter Stimme gerufen. Die Grenze war in weiter Ausdehnung besetzt. An dem Flüchtling mußte sehr viel gelegen sein. Ein Dutzend Gensd'armen waren in die Schlucht getrungen. Der Flüchtling war von ihnen umringt, der Greis konnte ihn nicht mehr beschützen; seine Hülfe konnte es. Er war verloren, unrettbar. Sollte er dennoch kämpfen? Seine Augen blitzten noch muthig.

Da trat einer der Gensd'armen aus dem Kreise vor, seinen Karabiner nicht angelegt, aber tief gesenkt. Es war eine stattliche Figur, ein schon ältlicher Mann, die Spitzen seiner Haare waren grau. Gram bedeckte sein Gesicht.

„Ergeben Sie sich," sagte er zu dem Flüchtling, ruhig, fast wehmüthig. „Sie können zwei von uns erschießen, wenn Ihnen das Glück günstig ist. Aber es wäre dennoch ein Unglück für Sie. Entgehen können Sie uns nimmer, und auch Ihr Leben können Sie nicht einmal einsetzen. Da ergibt sich der Soldat nach allen Kriegsregeln, und das kann auch ein braver preußischer Officier."

Dem Manne waren die Thränen in die Augen getreten. Sämmtliche Gensd'armen standen in stummem, saß ehrerbietigem Schweigen. Der Flüchtling stand mit vorgeneigter Brust, in seinem Gesichte wechselten tiefe Blässe und dunkle Röthe. Aus der Brust des finsteren Greises aber rang sich, als er die Worte von einem braven preußischen Officier aussprechen hörte, ein Schmerzensschrei. Er verhüllte sein Gesicht; seine Gestalt beugte sich wieder. Er verschwand unter den Bäumen. Keiner hatte auf ihn geachtet. Der Flüchtling hatte sein Pistol gesenkt. Er reichte es dem Gensd'armen hin, der ihn angeredet hatte.

„Nehmt mich gefangen!"

2. Franzosenwirthschaft.

In einer Entfernung von fünf Minuten lag vor dem Thore der Stadt ein einsaches Landhaus. Die Stadt war eine kleine Landstadt mit zwei- bis dreitausend Einwohnern. In einem weiteren Umkreise die einzige Stadt an der Grenze, und daher der nothwendige Sitz französischer Civil- und Militärbehörden, die an der Grenze concentrirt werden mußten. Die Grenze war eine Viertelmeile entfernt. Das einsache Landhaus lag freundlich seitab von der Landstraße, ein kleiner, mit Bäumen bepflanzter Weg verband es mit dieser. Ein umfangreicher Garten umgab es. An den Garten schloß theils Ackerfeld, theils dichte, bis an das Gebirge reichende Waldung sich an.

In einem hellen Wohnzimmer des Landhauses besanden sich zwei Damen. Sie waren von verschiedenem Alter und auch sonst in allem Anderen einander unähnlich, eine gewisse Familienähnlichkeit gab sie dennoch als Verwandte zu erkennen.

Die Aeltere war eine hohe, aber hagere und gebeugte Gestalt. Das Gesicht, von einem wunderbar feinen und vornehmen Schnitt, war bleich und eingefallen. Die Augen waren groß, dunkelbraun; dichte schwarze Augenbrauen überschatteten sie, bedeckten sie aber nicht und verbargen nicht ihren Blick. Dieser Blick war ein eigenthümlicher; bald glänzte er wie ein zuckender Blitz, bald brannte er wie ein dunkel glühendes Feuer in stürmischer Wahrnehmung; dann senkte er sich plötzlich ermattet, ohnmächtig, erloschen. Eine Fülle rabenschwarzer Locken umzog das Gesicht. Die Dame konnte achtundzwanzig bis dreißig Jahre zählen.

Die Jüngere schien in dem frischen Alter von achtzehn Jahren zu stehen. Die zierliche Gestalt trug ganz die Frische dieses Alters. Das schöne Gesicht hatte aber schon Züge einer tiefen Schwermuth. Das große blaue Auge schien weinen zu wollen, wenn man hinein sah, und wer hinein sah, meinte dann, in die eigenen Augen müßten ihm recht schmerzliche Thränen über den Gram und den Schmerz des schönen jungen Kindes treten. Und sie war sehr schön.

Die hohe, gebeugte Gestalt der Aelteren, ihr dunkelglühender Blick unter den starken Augenbrauen, der vornehme Schnitt ihres Gesichts erinnerten zu sehr an den Greis, der, vielleicht kaum eine Stunde früher, in der Waldschlucht an der Grenze den Flüchtling hatte retten wollen, als daß man nicht sofort Töchter des alten Herrn hätte erkennen sollen.

Vor beinahe sieben Jahren, an einem kalten Decembertage des Jahres 1806, war in der kleinen Landstadt eine Herrschaft mit Extrapost angekommen, ein Herr mit zwei Töchtern. Sie reisten ohne Bedienung; ihre Erscheinung hatte dennoch etwas Vornehmes. Sie wollten in der Nacht nicht weiter fahren und kehrten in dem Gasthof des Städtchens ein. Der Herr, schon ältlich, hatte ein finsteres, saß menschenscheues Aussehen. Die ältere Tochter war kränklich und so hinfällig, daß der Vater sie aus dem

Digitized by Google

Wagen in den Gasthof mehr tragen als führen mußte. Sie war trotz ihres Leidens bildschön gewesen. Die zweite Tochter, ein sanftes, reizendes Kind von elf Jahren, war weinend neben der Schwester hergegangen. In das Freundenbuch hatte der Herr den Namen Krajewski, Partienlier aus Polen, eingeschrieben. Alle drei sprachen deutsch.

Die ältere Tochter war noch in derselben Nacht ernstlich erkrankt. Man hatte zu einem Arzt schicken müssen. Bevor der Arzt zu der Kranken eingetreten war, hatte er eine mehr als halbstündige geheime Unterredung mit dem Vater, dem Herrn Krajewski, gehabt. Nachdem er sodann die Kranke untersucht, hatte er den Ausbruch eines heftigen Nervenfiebers angekündigt. Von einem Weiterreisen der Familie konnte nicht die Rede sein. In den ersten sechs Wochen, erklärte der Arzt, sei in der strengen Winterzeit und in dem rauhen Gebirgsklima nicht daran zu denken, vielleicht gar vor dem Eintritte des Frühlings nicht. Das Nervenfieber nahm seinen regelmäßigen Verlauf, nach der Verschärfung des Arztes wenigstens. Denn außer ihm kam kein Fremder zu der Kranken. Der Vater und die Schwester besorgten ihre Pflege. Der Arzt war ein alter, würdiger, verschwiegener Mann. Es müßte da ein Geheimniß vorliegen, meinten die Einwohner des Städtchens. Der Arzt erklärte Alles natürlich. Auffallend blieb es dennoch, daß man die Kranke in ihrem Fieber oft laut und anhaltend wehklagen, jammern, weinen und dann plötzlich kurze, heftige Schmerzensschreie ausstoßen hörte. Wer das namentlich in der Nacht hörte, dem wollte es beinahe das Herz zuschnüren. Es seien das Fieberparoxysmen, erklärte der Arzt.

Aber sechs, acht Wochen waren vergangen; das Fieber war längst verschwunden; die lange anhaltenden Klagetöne vernahm man gleichwohl noch manchmal durch die Stille der Nacht, wenn sie auch weniger laut waren, und selbst die kurz abgestoßenen, durchdringenden Schmerzensrufe wollten einzelne Personen ein paar Mal wieder gehört haben. Und als das Frühjahr kam — die Familie hatte in der That während des Winters an die Weiterreise nicht denken können — und der Vater die Genesene aber Genesende in die warmen, erquickenden Strahlen der Frühlingssonne führte, glaubten die, die in das furchtbar bleiche, schöne Gesicht der hohen und fast zerbrechen gebogten Gestalt sahen, darin mehr als die Spuren einer schweren körperlichen Krankheit, glaubten sie darin die Zeichen einer tiefen Krankheit des Gemüths und in dem manchmal wilden Blitzen und Glühen der Augen gar den Ausbruch eines Irrsinns des Geistes zu entdecken. Das finstere Gesicht des Vaters, der die Tochter führte, blieb unbeweglich. Die jüngere Schwester, die schweigend folgte, schien alle ihre Kraft aufbieten zu müssen, um ihre Thränen zurückzuhalten. Was war der eigentliche Grund des schweren Leides der Familie? Der Arzt blieb stumm, wie das Grab. Sie selbst sprachen mit Niemandem, als dem Arzte.

Der Frühling des Jahres 1807 war ein milder, warmer geworden. Auch um das kleine Landstädtchen breitete er rund umher auf Bergen und Hügeln seinen grünen Waldesschmuck, die bunte Pracht und den süßen Duft seiner Blüthen aus. Das Städtchen lag in einem abgelegenen, verborgenen, wilden Thale. Im Frühlingsschmucke ist das wildeste Thal das reizendste. Für eine Genesende ist die stillste Natur die wohlthuendste. „Ich möchte hier bleiben," hatte die kranke Tochter zu dem Vater gesagt. Dem finsteren, ewig schweigsamen Manne war ein Stein vom Herzen gefallen. Fünf Minuten vor dem Thore der Stadt stand ein Landhaus zum Verkauf. Er kaufte es für den Preis, den man forderte. Er bezahlte ihn baar. So war er geblieben.

Die Aeltere genas, aber ihre hohe Gestalt blieb gebeugt, ihr feines Gesicht bleich und eingefallen. Der irre Blick der Augen verlor sich, aber ihr dunkles, wildes Glühen konnte den, der es noch manchmal sah, mit einem unheimlichen Schauder erfüllen. Die jüngere Schwester war zur schönen Jungfrau, zu jenem Engel an weicher Milde emporgeblüht. Der Vater war finsterer, schweigsamer, menschenscheuer geworden. Auf ihm besonders, auf ihm am schwersten und drückendsten mußte das Geheimniß und das Unglück der Familie lasten.

Was dieses Unglück war, blieb ein Geheimniß. Der alte Arzt war gestorben, als treuer, verschwiegener Freund. Was er wußte, hatte er mit sich in das ewig stumme Grab genommen. Der Vater, der Greis, hatte seit dem Tode des Arztes mit Niemandem Umgang. Die ältere Tochter hatte immer die Menschen mehr gemieden, als er. Die Jüngere hatte ihrer Erziehung und Ausbildung wegen dem Verkehre mit der Welt nicht ganz entzogen werden können, aber nie hatte sie ein Wort über ihr Haus, ihre Familie und ihre Verhältnisse gesprochen. Nicht gegen ihre Freundinnen, an wie wenige sie sich auch angeschlossen hatte, nicht gegen einen edlen, jungen Mann — noch über diesen noch einige Worte.

Die jüngere Tochter des Gutsbesitzers Krajewski zeichnete schon in ihrem siebzehnten Jahre durch ihre weiche, feine Schönheit sich aus. Sie wurde der Gegenstand der Aufmerksamkeit der jüngeren Beamten der Stadt und der Officiere der Garnison. Die Beamten waren Deutsche, die Officiere Franzosen. Das junge Mädchen achtete nicht auf die Einen und nicht auf die Anderen. Sie vermied sie Alle. Nur ein Einziger durfte sie grüßen, und sie erwiderte seinen Gruß. Es war ein junger Advocat an dem Districtstribunale. Anfangs hatte sie auch ihn nicht beachtet. Aber da hatte sie sich eines Tages mit der Mägdelein aus der Zeichenstunde, die sie bei einem Lehrer in der Stadt hatte, verspätet. Das Halbdunkel des Abends war schon eingetreten, als sie das Ufer der Stadt verließ. In der Stadt hatte sie hinter sich einen Schritt gehört, der immer in gleichmäßiger Entfernung von ihr blieb, der sie zu verfolgen schien. Sie war allein, sie sah keinen Bekannten auf der Straße und wagte auch nicht, sich umzusehen. Sie beeilte nur ihre Schritte. So verließ sie die Stadt und erreichte die menschenleere, dunkle Landstraße. Der verfolgende Schritt war hinter ihr geblieben. Sie verdoppelte die ihrigen, aber trotzdem konnte sie ihm nicht entgehen, nach einer Minute hatte er sie erreicht.

In der Stadt und ihrer weiteren Umgegend war ein Regiment stationirt. Der Oberst mit den meisten Officieren befand sich in der Stadt. Der freiwolle und freche Officier des Regiments war der Adjutant des Regiments. Er war der Neffe und der Liebling seines Oberſten, der ihm Alles nachsah. Der Oberst war der höchste Befehlshaber in der Stadt und Umgegend, dem Alles gehorchte, auch die Verwaltung, auch die Gerichtsbehörden. Er war Franzose, sie waren Deutsche, die den Franzosen dienten.

Der Regimentsadjutant war an der Seite des jungen Mädchens. Er war frech und freivel wie immer. Er nahm mit Gewalt ihren Arm und wollte sie in eine enge, dunkle Straße führen, die sich von der Landstraße seitwärts zwischen die Gärten vor der Stadt zog. Sie war vom Schreck gelähmt und konnte ihm nicht entfliehen, sie konnte sich nicht gegen ihn wehren. Sie wollte laut um Hülfe rufen, aber sie vermochte es nicht. Der Schrei wurde ein ersticktes Stöhnen.

„Sie sind so erschrocken, mein Kind," höhnte der freche Franzose sie. „Ein Spaziergang in dieser herrlichen Abendluft wird Ihnen den Muth wiedergeben. Kommen Sie! Und vor Allem lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich Sie anbete."

„Hülfe! Hülfe!" wollte sie noch einmal rufen.

„Ich verschließe Ihren schönen Mund mit Küssen," drohte der Franzose.

Aber eine Hülfe für das arme Kind war schon da.

„Sie sind ein Elender, mein Herr!" rief unmittelbar hinter ihr eine Stimme.

Der Arm des Officiers wurde von einer kräftigen Hand aus dem ihrigen gerissen. Mit flammenden Blicken stand ein junger Mann zwischen ihr und dem Franzosen. Es war ein junger Advocat des Districtstribunals, der ihr öfters, und wie oft gestissentlich, begegnet war, der aber immer nur stumm und ehrerbietig sie zu grüßen gewagt hatte. Der Officier sah ihn wüthend an.

„Mein Herr, Sie wagen es —"

„Sie einen Elenden zu nennen, mein Herr, und Sie aufzufordern, sofort diese Dame zu verlassen."

„Mein Herr, Sie verdienen Züchtigung."

Der Franzose war bewaffnet, er faßte den Griff seines Degens. Der junge Advocat war ohne jene Waffe. Desto größer und erler war sein Muth.

„Mein Herr," sagte er ruhig. „Sie sind von mir beleidigt, ich habe Sie einen Elenden genannt. Ich bin ein Mann von Ehre. Sind auch Sie es, so fassen Sie, welche Genugthuung Sie von mir zu fordern haben. Sollten Sie es nicht wissen, so weiß Ihr Officiercorps Ehre und Feigheit von einander zu unterscheiden."

Der Franzose knirschte mit den Zähnen, aber er ging.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 13. Eine Birkhahnbalze.

Auf der Birkhahnbalze.

Es war vergangenes Frühjahr, Anfangs April, als ich auf einer schlesischen Herrschaft Gelegenheit hatte, einen der schönsten Birkhahnbalze, die ich bis dahin kennen gelernt hatte, zu beobachten. Da der Balzort in den weiten Revieren fern vom Schlosse lag, so mußte ich mich schon in der zweiten Morgenstunde zum Rendezvous nach der Oberförsterei begeben, um von da mit dem Oberförster nach dem entlegenen Ziele zu fahren. Fort ging es durch die stille Haide, über welche die mattleuchtende, aber glänzende Mondsichel ihr gedämpftes Licht ergoß. Nur die weggewohnten Pferde konnten den Pfad so sicher schreiten, denn im Holze war tiefste Nacht. Nach mehrstündigem Fahren in der ununterbrochenen geschlossenen Haide, wo die nächtliche Stille nur manchmal durch das Abstreichen eines Auerhahnes, der mit geräuschvollem Flügelschlage den schützenden Wipfel verließ, oder durch das Brechen eines durch das Dickicht ziehenden Wildes gestört wurde, öffnete sich an einer Stelle der Forst in ein weites, weites, moorigtes Wiesenland von ungefähr tausend Morgen Fläche, der „heilige See" genannt; jedenfalls früher ein wirklicher See. Hier und da tauchten einzelne Holzeilande aus der einförmigen, nebelbelagerten Grasebene empor, die in solcher Beschaffenheit vollkommen den Eindruck einer inseltragenden stillen Wasserfläche bot. Auf diesem Terrain sind in weiten Entfernungen mehrere Schießhütten für den Balz errichtet, die man jedoch in der noch herrschenden Dunkelheit und bei dem Nebel nicht entdecken konnte. Nachdem wir hier den Wagen verlassen, schritten wir, der Oberförster voran, lautlos über die wassergetränkte, sumpfige Fläche dahin, um, jeder in einer der Balzhütten, unsern Stand einzunehmen. Der Mond, über den jetzt schwarzes Gewölk eilend dahinjagte, stand bereits

Digitized by Google

tief am Horizonte und stimmte mit seinem scheidenden Glanze so recht zu der tiefernsten Melancholie, die sich über die stille Waldeinöde gelagert hatte, und die noch dadurch erhöht wurde, daß dann und wann ein schlaftrunkener Kiebitz, den unser Kommen aufscheuchte, wie träumend ein Stück fortstrich, seinen Namen traurig durch die nächtliche Stille rufend, bis er auf die nächste Laupe oder hinter einem Stück schwarzer Moorerde wieder einfiel, um dort noch fortzuruhen. Sonst war Alles still, wie im Grabe. Nach kurzer Zeit hatte ich meine Hütte erreicht, in der ich mir, das Schießzeug aufpackend, Alles bequem zurecht legte. Den Blick gen Osten gewendet, um den grauenden Morgen kommen zu sehen, schweifte das Auge hinaus, bis es, durch den plötzlich verschwundenen Nebel nicht mehr behindert, in weiter Ferne am dunkeln Waldesrande haften blieb. Darüber bildete sich jetzt ein dämmernder Streifen des kommenden Tages, der sich allmählich blutroth an dem sonst düsteren Wolkenhimmel entfaltete und vermuthen ließ, daß der ziemlich kalten Nacht ein regnerischer oder gar schneeiger Tag folgen werde. Bald vernahm das Ohr die bereits kommenden Höhne, während das Auge noch nicht im Stande war, die Dämmerung, welche noch die Bodenfläche verhüllte, zu durchdringen, um die liebesdurstigen Vögel wahrnehmen zu können. Kaum traute ich meinen Ohren, so massenhaft schienen die balzenden Höhne sich auf der Blöße, weit nach dem Saume des Waldes zu, eingefunden zu haben. Das war ein Kollern, gleichsam ein großer, zusammenhängender Ton, als rückten sie in geschlossenen Colonnen heran.

Der Tag wurde lichter, so daß endlich auch das Auge, vom Spähen ohnedies geschärft, die nicht allzufernen Gegenstände unterscheiden lernte und dabei mehrere dunkele Körper wahrnahm, die wie Birkhühne aussahen, obgleich sich's später herausstellte, daß mich einzelne Stücke Moorboden getäuscht hatten. Bald aber fing es an wirklich lebendig zu werden, und endlich kam ein Hahn so weit an die Hütte heran, daß man ihn bequem beobachten konnte. Schnalzend und kollernd trat er mit dem schönen lyraförmigen Spiel* radschlagend einher, dann und wann in die Höhe springend, als brenne es ihm unter den Ständern.** Es dauerte nicht lange, so kamen andere nebenbuhlerische Genossen, die sich nicht minder spreizten und kokettirend sich von der schönsten Seite zeigten. Man hatte nun vollauf zu thun, nach allen Seiten durch die verschiedenen Schießlucken zu lugen, um nicht etwa einen sechsschußgerecht herangekommenen balzenden Burschen zu verpassen. Jetzt hatte sich einer der Besessenen auch so weit genähert, daß ich ihn auf's Korn nehmen konnte — und donnernd dröhnte der erste Schuß dem Walde zu, sich mit den kollernden Liebesversicherungen der schönggefiederten Birkhähne mischend.

Das erste Opfer lag, während die Ueberlebenden in ihrem Liebesrausche den Schuß nicht einmal gehört zu haben schienen, denn ungestört fuhren sie zu balzen fort. So hatte ich Gelegenheit, in kurzer Zeit wenigstens 30 Hähne zu zählen, während sie auf den entfernteren Balzplätzen, wie das Ohr vernahm, nicht minder der massenhaft vorhanden zu sein schienen. Mit lächerlicher Grandezza schritten die Kampflustigen flügelschleifend und radschlagend unter einander umher, dabei die drolligsten Capriolen und Sprünge machend, bis endlich Einzelne aneinander geriethen und in blinder Wuth sich zerhackten. Hatte dann der Stärkere oder oft nur der Muthigere den Gegner in die Flucht geschlagen, so schritten die Sieger mit doppelt stolzem und aufgeblähtem Wesen einher, sich dazu die höchsten Stellen auf dem Balze aufsuchend, um von da aus die in der Nähe weilenden Geliebten durch die gärtlichsten Töne und sonstiges Gebahren an sich heranzulocken. Diese nahmen, von solcher Liebenswürdigkeit hingerissen, nicht Anstand, durch leises Gackern ihre Bewunderung auszudrücken, und folgten willig den verführerischen Einladungen des Siegers, der, wiederum auf halben Wege entgegenkommend, durch Vorüberstreichen an der Auserwählten in ihr die Sehnsucht zu erhöhen suchte, sich mit dem im Hochzeitkleide prangenden Werber zu vermählen.

Nachdem mancher Schuß die stille Haide durchhallt hatte und der Tag höher und höher stieg, zogen sich auch die schwarzen Gesellen mit ihren Hühnern, die sie sich kämpfend errungen hatten, nach dem Walde zurück, so daß öfters ganze Flüge die Luft durchstrichen, wenn sie irgendwo durch eine verdächtige Wahrnehmung plötzlich zur Flucht veranlaßt worden waren. Natürlich wurden nun auch die Balzplätze leer, und so trat ich denn endlich aus der pulverdampfigen Reisigblöße heraus, um die gemachte Beute aufzunehmen und mich über die Richtung, die die angeschossenen Hähne genommen hatten, zu orientiren, damit diese von dem hinzukommenden Revierförster mit dem Hunde gesucht werden konnten. Wie frisch athmete sich's in der freien Luft, mit welcher Lust schweifte jetzt das Auge bei der Tagesbelle über die weite Fläche! Züge lärmender Krähen, die vom Walde, ihrem Nachtquartier, her nach den Feldern zogen, belebten die, wenn auch einförmige, doch großartige Landschaft. Auch die Kiebitze waren jetzt munter und umschwärmten uns, dann und wann niederschießend, um nach dem Hunde zu stechen, und gleich darauf in ihrem schnellen Fluge sich wieder emporschwingend, bis wir den am Walde haltenden Wagen erreicht hatten.

Nun ging's wieder fort durch die weiten, wildreichen Forsten, dem Schlosse zu, auf welchem Wege noch manches Stück Wild, Reh- wie Rehwild, das in den Stangenhölzern den schützenden Dickungen zuzog, dem Auge sichtbar wurde.

Daß bei einem so reichen Balze die Freude der Beobachtung größer ist, als die am bloßen Schießen, versteht sich von selbst, da hierbei von der Spannung, ob wirklich ein oder der andere Hahn einfallen und ob er dann auch schußgerecht kommen werde, kaum die Rede sein kann. Bei so bewandten Umständen ist das Schießen, wenn sonst nur das Schießzeug sich in gutem Stande befindet und die passende Munition nicht fehlt, ein wahres Kinderspiel, wobei nur das Eine zu beobachten gilt, daß man die Entfernungen, die aus der dunkeln Hütte nach dem schwarzgefiederten Wilde auf dämmeriger Fläche ungemein täuschen, gehörig wahrnimmt.

* Spiel: Schwanz.
** Ständer: Füße.

Aerztliche Strafpredigten.

Die Anacahuitesucht.

Ein Jauchzen entringt sich jetzt den hustenden Brüsten der schwindsüchtigen Menschheit aller Länder und mit ihm das Wort „Anacahuite", welches ein in den Apotheken ziemlich theures Holz ist, das die deutschen Lungenleidenden dem preußischen Consulate zu Tampico in Mexico zu verdanken haben und das zu einem Theelöffel voll auf zwei Tassen Abkochung früh nüchtern, sowie des Abends vor Schlafengehen zu trinken ist, wenn es nämlich den Indianern Brustleiden aller Art curiren soll. Natürlich muß es der schwindsüchtige Europäer ebenfalls in Tampico, aber ja nicht etwa in Europa, und zwar längere Zeit trinken, wenn er gesunden will. Doch könnte er auch, wenn ihn sein Weg nicht gerade nach Mexico führt, dafür in Algier oder Egypten, meinenwegen auch in Palermo oder Madeira, früh und Abends einige Tassen Süßholzthee oder eine Abkochung von geraspelstem Ofenbankholze trinken. Der Erfolg wird ziemlich derselbe sein, ob man dieses oder jenes thut, denn nicht das Holz, wohl aber das Klima schafft dem Brustkranken in Mexico die Besserung und scheinbare Heilung.

„Ja, mir hat aber dieses Anacahuite auffallend schnell Linderung meiner Brustbeschwerden gebracht." So sprach ein Lungensüchtiger, der so verunsichtig war und seit einigen Wochen einen Respirator* trug, trotzdem aber so unvernünftig war und diesen heilsamsten aller Heilapparate (s. Gartenlaube 1855, Nr. 8 für nichts, den ziemlich indifferenten, nur etwas bitterlich und zusammenziehend schmeckenden Holzthee aber für ein Wundermittel achtete. — Am Respirater läßt sich übrigens der Unverstand der kranken Menschheit recht deutlich sehen, denn nur wenn Brustkranke auf dem letzten Stück Lunge rocheln, da klammern sie sich erst dieses vortreffliche Schutzmittel für die Athmungsorgane, welches beinahe den Winteraufenthalt in warmen Klimaten ersetzen kann, vor dem Munde an. Und was dabei so empört, nur erbärmliche Eitelkeit oder die lächerliche Heuchelei, trotz des Ausfehens eines angenommenen Herings doch eine Hautfechtigkeit besitzen zu wollen, die ist's, die eine ganz enorme Anzahl von hustenden Schwind-

* In Leipzig beim Bandagist Reichel zu haben.

Digitized by Google

süchtigen viele, viele Jahre früher, als es nöthig wäre, in's Grab stürzt. Wenn solche respiratorischeue Selbstmörder dann den Tod heranrücken sehen, so jammern und wehklagen sie ganz ungerechter Weise über ihr Unglück, nicht aber über ihren Unverstand, der das Unglück herbeizog; ja sie höhnen wohl gar die medicinische Wissenschaft, weil sie ihnen neue Lungen einzusetzen nicht vermag. Tod und Verderben und nebenbei noch meine Berachtung jedem Lungenkranken, der bei rauher kalter Witterung nicht einen Respirator trägt, vorausgesetzt nämlich, daß ihm an seinem Leben etwas liegt.

Was müßte man denn nun eigentlich von einem Mittel, welches die Lungenschwindsucht curiren soll, verlangen? Diese Frage läßt sich nun kem, was die Wissenschaft über diese Krankheit weiß und was im Jahrgange 1855, Nr. 15 der Gartenlaube ausführlich besprochen wurde, dahin beantworten: entweder muß das Mittel die eben im Gange befindliche Absetzung von Tuberkel- oder Schwindsuchts-Materie, die in der Regel mit hitzigem Fieber (sehr beschleunigtem Pulse und erhöhter Hautwärme) einhergeht, sofort zum Stillstand bringen, oder hatte dies (wie wohl immer die Natur schon gethan, so mußte es einen spätern Nachschub von Tuberkelmasse (also einen neuen Anfall von Tuberkelabsetzung) ganz und gar verhindern. Das Unschädlichmachen der schon in die Lungenspitzen abgesetzten Tuberkelmasse besorgt stets die Natur, dazu haben und brauchen wir kein Hilfsmittel. Es thut dies die Natur hauptsächlich mit Hülfe zweier Entzündungsprocesse, nämlich der Brustfell- und der Lungenentzündung, welche der unwissenschaftliche Arzt gern wegcuriren möchte. Glücklicherweise mißlingt aber dieses ungluckliche Vorhaben stets, und deswegen können Schwindsüchtige, die sich eigentlich über stechende Schmerzen auf der Brust freuen sollten, so lange am Leben bleiben.

Die im Gange befindliche Absetzung von Schwindsuchtsmasse in das Lungengewebe eher zum Stillstand zu bringen, als dieser Krankheitsprocess sein naturgemäßes Ende erreicht hat, vermag nun Anacahuite ebenso wenig, als irgend eine andere Arznei oder Heilmethode. Hierbei bleibt das einfachste diätetische Verfahren sicherlich auch das vortheilhafteste; dies aber besteht nur in der allergrößten körperlichen, geistigen, gemüthlichen und geschlechtlichen Ruhe, sowie im Einathmen einer ganz reinen, warmen Luft bei mäßig nahrhafter, leichtverdaulicher Kost. Hinsichtlich der Luft wird am meisten gefehlt, denn anstatt den Patienten im größten, schönsten, heitsten, gutgelüftetsten und behaglich warmen Zimmer und im Bette zu finden, trifft man ihn sehr oft in einem kleinen, düstern, kühlen, ungelüfteten Raume, dessen Luft nach alter Wäsche, Schweiß, Excrementen aller Art und saurigem Auswurfe stinkt. Das Ausgeheitete sollte, wenn's denn einmal im Krankenzimmer aufbewahrt werden muß, stets in einem gutverschlossenen Gefäße bleiben, damit die bei seiner Fäulniß entstehenden übelriechenden und dem Athmungsorgane nichts weniger als zuträglichen Gase die Zimmerluft nicht verunreinigen können. Kurz, eine reine warme Luft im reinen Zimmer ist das Haupterforderniß bei allen Brustaffectionen.

Wie durch Anacahuite aber ein Schwindsuchtsnachschub, der bei Brustkranken bald in kürzerer, bald in längerer Zeit, nicht selten aber wenn die zuerst abgelagerte Tuberkelmasse veraltet auch gar nicht wiederkehrt, ganz und gar verhütet werden könnte, das mag ein Anderer erklären. Verfasser würde an dieses Wunder erst dann glauben, wenn viele hundert anacahuitete Lungensüchtige früher oder später an einer andern Krankheit als an Lungenunterdrückung untergingen. Bis das nicht geschehen ist, gebe ich meinen Leidensgefährten den Rath: bei Vermeidung von Blutandrang nach der Lunge also Meiden einer rauhen und kalten, stubigen und rauchigen Luft, sowie von Erkältung und Allem, was starkes Herzklopfen macht) den Ernährungszustand ihres Körpers ordentlich zu besorgen, d. h. durch richtiges Essen und Trinken, zweckmäßiges Athmen guter Luft, passende Bewegung und gehörige Ruhe ein gutes nahrhaftes, stott circulirendes Blut zu erzeugen. Eine Menge von Brustkranken kommen aus lauter Feigheit, aus Angst vor dem Tode, zu keinem Wohlbefinden; ein Nachtschweiß, einige stärkere Hustenanfälle, etwas Blut im Ausgehusteten, ein paar Bruststiche setzen ihr feiges Herz in den größten Alarm, dieses pumpt dann ganz natürlich eine unnütze Menge von Blut in die Lungen, uns so kann es allerdings zum frischen Entkranken dieses schon kranken Organes kommen. Eine andere Sorte von Brustkranken läßt, um einfältiger Weise jede Spur eines Brustleidens an sich getrigt zu sehen, sormwährend an ihrem Corpus herumzupfuschern, gebraucht jeden neuaufkauchenden (arzneilichen, gymnastischen, elektromagnetischen und sympathetischen) Schwindel, jagt aus einem Weltiheile in den andern, siehlt alten Jungfern dicke Möpse und verspeist deren nämlich der Möpse; fett auf Leberthran-Bemmen mit Heringsmilch, nimmt nach dem lebensmagnetischen Hahnemann II., Herrn Dr. Lutze, Kohle, wenn die Linke leidet, oder probirt unter Leitung eines echten Vollblut-Homöopathen die gegen Lungensucht als Hauptmittel empfohlenen etwa 30 Nichtse dem Alphabete nach durch; kurz macht eine Lächerlichkeit und Dummheit über die andere, und warum? nur um unerheblichste und unbehbare Beschwerden (Husten mit oder ohne Auswurf, kurzen Athem, Drücken auf der Brust, Magenleit ꝛc.) los zu werden.

Da bleibt freilich nur ein Trost: mit Brustkranken kämpfen Götter selbst vergebens, also warum nicht auch

Bck.

Das unterirdische Paris.

Von Friedrich Oetker.

„Es ist schwer, die Unterwelt zu besuchen." Auch in Paris werden Einem große Schwierigkeiten gemacht, wenn man die Wunder der Tiefe betrachten möchte. Bloße Neugier ist keineswegs eine genügende Einlaßkarte. Zum Glück besann ich mich, daß ich in Kassel einmal Stadtrathsmitglied gewesen war und in dieser Eigenschaft die Verpflichtung gehabt hatte, mich dann und wann mit ober- und unterirdischem Unrath zu befassen. Ich unterließ daher nicht, diesen Umstand bei der Pariser Oberbehörde gehörig hervor zu kehren, und hatte nun das Vergnügen, daß sofort meine „ersten Ziele" gewährigt und die unwillkührigen Reinlichkeitsbeamten des service de la salubrité in die artigsten und zuvorkommendsten Begweiser umgewandelt wurden.

Es ist bekannt, daß Paris seinem uralten Namen Lutetin, oder Schmutzloch, noch vor wenigen Jahren alle Ehre machte. Die Straßen waren wahre „Kothgassen", die Abzugsrinnen der Sammelplatz alles Unflaths; an vielen Stellen verbreiteten sich unaussörlich, bei gutem wie bei schlechtem Wetter, die schauderhaftesten Ausdünstungen; auf Schritt und Tritt war man von der ärgerlichsten Beulenlung bedroht.

Das hat sich wunderbar geändert. Nicht blos in den weiten Straßenzügen, welche die neuere und neueste Zeit geschaffen hat, herrscht spiegelblanke Sauberkeit, auch in den engen Windungen der alten Stadtheile ist mit geringen Ausnahmen eine musterhafte Reinlichkeit hergestellt worden. Trittsteine, bedeckte Abzüge, eiserne Ausgußröhren, Spülfeckähne und sonstige Vorrichtungen haben wahrhaft Erstaunliches geleistet; es gibt einzelne Gassen, die früher kaum in Stiefeln zu durchwaten waren, die aber jetzt, mit Canälen versehen und mit Asphalt gepflastert, den zartesten Seidenschuhen zugänglich sind.

In der That, die letzten Jahre haben das Ungeheuerste, das Außerordentlichste zu Wege gebracht. Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß die Regierungszeit Napoleons III. für die Verschönerung und Vergrößerung von Paris mehr gethan hat, als alle früheren Herrscher und Regenten zusammengenommen. Ganze Stadttheile sind weggeriffen oder in ihrem engsten, winkligsten Häusergedränge durchbrochen worden, um für weite Plätze und breite, baumbepflanzte, baubefreite Straßen und Spaziergänge Raum zu schaffen. Die Verbindung des Louvre mit den Tuilerien, die Verlängerung der Rais und der Rivoli-Straße, die Ausschälung des Stadthauses und des St. Jakobsthurmes aus den alten Häusermassen, die Verschönerung des Boulogner Gehölzes und seine Verbindung mit der Stadt, die Anlegung der Bou-

Digitized by Google

lewards de Straßburg und de Sebastopol, die Herstellung neuer Seine-Brücken, die Erbauung des Industriepalastes, diese und zahlreiche andere Werke sind in weniger als einem Jahrzehnt vollendet worden, und fast eben so bedeutende sind noch im Bau und im Plan.

Eine der großartigsten und unerwartigsten Schöpfungen aber ist das neue System des Egouts, die Einrichtung der unterirdischen Abzugsgräben zur Fortschaffung der Straßenabflüsse und sonstiger Unreinlichkeiten. Den Richtungen der Hauptstraßen entsprechend ist Paris von einem Netze von Canälen unterhöhlt; wie ein Strom mit seinen Nebenflüssen und Nebenbächen zieht sich ein meilenlanges überwölbtes Wasser- und Schlammbett unter der Stadt hin, das von allen Seiten die Abflüsse der Straßen aufnimmt und unweit Asnières, also in ziemlicher Entfernung von der eigentlichen Stadt, in die Seine ausmündet. Die ganze Länge der gesammten unterirdischen Abzugsgänge von Paris wird auf mehr als 180,000 Meter oder weit über 20 deutsche Meilen angegeben.

Bis jetzt ist dieses riesige Werk nur wenig bekannt. Von den Herrlichkeiten des oberirdischen Paris weiß alle Welt zu erzählen; aber wer kennt die unterirdischen Gänge und Ströme?

Vielleicht ist es daher Manchem nicht unlieb, wenn ich ihn einen Blick in die Unterwelt thun lasse. Ja selbst zarte Leserinnen brauchen vor einem Besuche nicht zurückzuschrecken; denn „da unten" ist's durchaus nicht so fürchterlich, als man wohl glauben sollte. Die Hauptgänge oder die égouts collecteurs sind weit und hoch und dabei an den Seiten so reinlich und überall durch so zahlreiche Schachte gelüftet, daß eine Durchwanderung keinerlei Unbequemlichkeiten bietet. Auch Ungeziefer findet sich nicht; weder Land- noch Wasserratten sind im Stande, in den neuen Gängen sich zu nähren oder zu verbergen. Man kann kaum einen größeren Gegensatz denken, als den von den verpesteten Kloaken anderer Städte, insbesondere Londons*, die nur für Ratten und sewer-hunters oder Canaljäger betretbar sind, und den lustigen und sauberen „Gaserien" von Paris. Zwar hat man einen eigenthümlichen, aus tausenderlei Düften und Düften zusammengesetzten Geruch zu bestehen, aber derselbe ist doch sonderlich belästigend und auf alle Fälle gar nicht gefährlich.

Die einzige Gefahr, welche möglich bleibt, ist die des Ertrinkens, nämlich bei einem heftigen und plötzlichen Gewitter; denn alsdann brausen die Wasser und Unreinlichkeiten von allen Seiten in solcher Fülle zusammen, daß die gewöhnliche Bettung weit überfluthet wird und auch wohl Steckungen entstehen. Allein man hat in dieser Beziehung für die Arbeiter so viele Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß bei einiger Aufmerksamkeit kein Unfall zu befürchten ist, obwohl deren doch zuweilen vorkommen. Abgesehen von Hülfsabflüssen in die Seine, innerhalb der Stadt, sind in gewissen Entfernungen Rettungsschachte mit eisernen Stufen angelegt, worin sich die Arbeiter zurückziehen können. Ja, an einigen Stellen ist der Canal von Obergängen überwölbt, wodurch man von einer Seite auf die andere gelangen kann, ohne den Strom überschreiten zu müssen. Auch an genügenden Ausgängen fehlt es nicht.

Wagen wir's also getrost, unweit des Pont au Change in einen der Hauptgänge einzutreten. Er nimmt die Abflüsse der neuen Straßen, unweit des Stadthauses und des Boulevard von Sebastopol auf und ist selbst mit einem Ehreneingange für den Kaiser und für hohe Würdenträger versehen. Der gewöhnliche Eingang ist am Seine-Ufer unter dem Quai de Gesvres. Man wandert eine Strecke gerade aus oder im Canal des Boulevard von Sebastopol hin, dann nimmt der Hauptgang die Richtung der Rue Rivoli, wendet sich unweit der Madelaine rechts und geht in den großen Gesammtcanal über, der, wie schon erwähnt, in die Seine ausmündet und erst im Frühjahr 1859 in Thätigkeit gesetzt worden ist.

Ein Blick auf die Karte und den Plan von Paris zeigt, daß die Seine nach Durchströmung der Stadt, wobei sie bekanntlich zwei Inselstädte, die alte Cité und die Ludwigsstadt, bildet, einen weiten Bogen um das Boulogner Gehölz beschreibt und dann bei Neuilly wieder näher an die Stadt heranrückt. Früher wurden eine Menge Unreinigkeiten innerhalb der Stadt in den Fluß abgeleitet, was um so widriger war, als fein Wasser nicht bloß zum Baden, sondern, in Ermangelung von Brunnen, auch zu den meisten häuslichen

* Siehe Nr. 40: „Das unter und überirdische London."

Bedürfnissen verwendet wird. Neuerdings ist dies, wenn auch nicht ganz abgestellt, doch unendlich gemindert worden, indem man durch den neuen Hauptcanal den Abfluß seitwärts, also unterhalb der großen Biegung der Seine, angelegt hat. Ja man geht schon mit dem Gedanken um, auch von der linken Stadtseite, namentlich vom Quartier Latin, den Unrath mittels eines Syphon oder Heberwerks unter der Seine durch in den großen Abflußcanal zu leiten, um so die ganze ungeheuere Stadt von den bisherigen Uebelständen zu befreien.

Wenn man bedenkt, wie viel Spülicht und Ausguß in einer Stadt wie Paris vorkommt, so kann man sich eine Vorstellung von der Ausdehnung machen, welche der Hauptcanal haben muß. In der That ist das Ausgußbett wie ein kleiner Strom anzusehen. Zu beiden Seiten sind breite mit Cement überzogene Bänke; ebenso ist das weite, über zwölf Fuß hohe Gewölbe mit Cement bekleidet. An den Seiten sind in allen Gängen auf weißen Porcellanplatten die Namen der Straßen, unter denen man sich befindet, angebracht, sodaß Jeder, der mit einer Laterne versehen ist, sich unten so gut wie oben zurecht finden kann. Zugleich dienen die mächtigen Gewölbhöhe dazu, die Stadt mit frischem Wasser zu versehen. Während im Schlammbett der Mitte der Unrath davon zieht, strömt zur Seite in gewaltigen gußeisernen Röhren, durch Dampfkraft getrieben, das reine Wasser, um überall die Springbrunnen, die Spülstöcke, die Begießbäume und sonstigen Bewässerungsvorrichtungen der Stadt zu nähren.

Am bemerkenswerthesten ist die Art, wie die Abzugsbetten, die bei der Lage von Paris keinen bedeutenden Fall haben können, vor dem Verschlammen und Versopfen geschützt werden. In den engern Gängen hilft man durch Stauungen, durch Schieber ꝛc. nach; für die breitern aber hat man eigenthümliche Reinigungsmaschinen erfunden, nämlich Wagen, deren Räder auf den Seitenbänken der Abzugsrinnen wie auf Eisenbahnschienen laufen und durch die Triebkraft des abfließenden Wassers in Bewegung gesetzt werden. Hinten am Wagen ist nämlich ein Stau- oder Stoßbret angebracht, welches in das überall gleich- und ebenmäßig geformte Ausgußbett hineinreicht und so von dem Strome erfaßt und fortgetrieben wird. Vorn dagegen ist die Maschinerie, welche den Schlamm aufwühlt und weiterschiebt und je nach den zu bewältigenden Massen von oben gestellt und gelenkt wird.

„Nehmen Sie gefälligst Platz," sagte mir der Steuermann dieses wunderlichen Fahrzeugs, nachdem wir eine Strecke zu Fuß gegangen waren, „wir wollen nun, wenn's Ihnen beliebt, eine kleine Spazierfahrt machen." In der That schien der Wagen zu solchen tours de plaisir eigens eingerichtet zu sein. Außer dem Sitze des Lenkers, der rückwärts fuhr, war noch eine bequeme Bank für ein paar Mitfahrende vorhanden. Ich stieg auf, der Beamte, welcher mich geleitete, ebenfalls, und so kutschirten wir in der Galerie de Rivoli, wie dieser Hauptcanal gewöhnlich genannt wird, davon, nachdem man noch ein paar Laternen angezündet hatte, um mich Alles in reichlicher Klarheit betrachten zu lassen.

Ich muß gestehen, daß ich niemals eine eigenthümlichere Fahrt gemacht habe. Während oben die leichten Caressen und schweren Omnibusse im brennenden Lichte der Junisonne donnernd über die eisenbedeckten Luftschachte flogen, fuhren wir unten bei Laternenschein durch die kühlen Gewölbe, rings von einfallenden Wassergüssen umrauscht und von Nichts als von dem langsam ziehenden Schmutzstrome getrieben. Natürlich ging unsere Fahrt nicht immer schnell; allein je weiter wir vorrückten, desto stärker ward der Strom und desto rascher rollte unser Fuhrwerk. Mitunter, vor ungewöhnlichen Sand- und Steinmassen, steckte es auch wohl einige Secunden. Dann stauete aber das nachströmende Wasser, bis es, höher und kräftiger werdend, das Hinderniß überwältigte und den Wagen nun um so schneller vorwärts trieb.

So zogen wir gegen eine Stunde lang unter der Erde hin. Dann stiegen wir ab und betraten den großen Gesammtcanal, der unmittelbar mit der Seine in Verbindung steht. Auf diesem verrichtet ein Schiff dieselben Dienste, wie anderwärts die Wagen. Es ist flach und ziemlich geräumig und gleitet wie ein Charonsnachen, in schweigender Düsterheit, auf dem unterirdischen Schlammstrome dahin.

Die Dienstmannschaft in dieser Unterwelt besteht etwa aus anderthalbhundert Köpfen für ganz Paris.

Digitized by Google

Der Fisch der Gebirge.

Wenn der Bewohner des Niederlandes die höchsten Gegenden unseres Vaterlandes durchwandert und über dunkelbewaldete Höhen und gewissene Felsenhänge hinabsteigt zu jenen schnellfüßigen Bächen, die ihre silberhellen Wasser, bald im Schäumenden Sturze tobend, bald nur rauschend und murmelnd, den größern Flüssen zufühlen: äußert er wohl oft: „Ach, wie schade, daß diesen reinen Gewässern die belebenden Fische fehlen!“ — und wenn ihm dann ein Gebirgsbewohner antwortet: „Das glauben Sie nicht! In jenem tischgroßen und kaum fußtiefen Tümpel hinter dem Ellernstrauch liegen ganz gewiß ein halbes Dutzend der schönsten Speisforellen“ — glaubt er's nicht, bevor man ihn überzeugt. — Ich verdenke es ihm auch nicht, denn wenn er die Kunst „Forellen in der Freiheit zu sehen“ noch nicht verstehe, wird sein Auge, vorzüglich in kleinen Gewässern, nur selten einen Fisch dieser Art erblicken.

Als ich vor sechszehn Jahren in's Gebirge kam, bemühte ich mich anfangs selbst vergebens, auch nur eine Forelle zu sehen. Eines Tages, als ich in der Nähe der Wolfshöhle bei Annaberg in gleicher Absicht an der Schma hinschlich, traf ich einen alten Jäger. Derselbe hatte mich wahrscheinlich zuvor aufmerksam beobachtet und trat mit der Frage auf mich zu: „Was suchen Sie denn, guter Freund?“ — „Man sagt“ entgegnete ich, „es gäbe in diesen Bache viel Forellen', und ich bemühe mich schon seit einer halben Stunde vergebens auch nur eine einzige zu erblicken.“ Er lächelte sein und mich gemüthlich auf die Achsel klopfend bemerkte er: „Der Herr ist gewiß aus dem Niederland und hat's noch nicht gelernt, die Fore zu schauen. — Jetzt passen's auf, wenn Sie eine sehen wollen!“ Er legte sein Gewehr bei Seite, warf sich sofort auf alle Viere und kroch auf den Bach zu. In der Nähe des Ufers wurden seine Bewegungen so vorsichtig, wie die des schleichenden Fuchses. — Am Bach angekommen rief er: „Eine, zwei, drei, vier, fünf — sechs Foren, wenn Sie schauen wollen, aber gerade so müssen's machen wie ich!“ — Ich marschirte vierfüßig hinterdrein, und richtig, ich zählte auch: „Eine — zwei — drei — vier — — Wo sind aber sechs? ich sehe ja nur vier.“ — „Ich glaub's ja schon! — Sehens nur nach dem großen Stein mitten im Bach, stromaufwärts zuckt ein tüchtiger Forcukopf drunter raus.“ — Es war so. „Doch wo ist die sechste?“ — „Die wird sich zeigen, sobald irgend ein Käfer, Grasblüpfer oder dergleichen herabschwimmt. Jetzt — passen's auf!“ — Etwas von dem angezeigten Raube bemerkte ich zwar nicht, hörte aber einen appetitlichen Schnapper und sah eine Forelle pfeilschnell unter das ausgewaschene Ufer fahren. — Wir sprachen ganz vernehmlich mit einander, und ich äußerte meine Verwunderung darüber, daß die Fische dadurch nicht verjagt würden. „Die Fore hört schlecht, aber sieht gut“, sagte er. Langsam hob er seine Arme in die Höhe — die Fische standen noch still — jetzt machte er eine rasche Bewegung mit den Händen — und keiner war zu sehen. „Ach, das ist schade,“ bemerkte ich, „gern hätte ich noch lange zugesehen, und nun wird es wohl eine Weile dauern, ehe die Fische wieder sichtbar werden?“ — „Heute hier nicht,“ entgegnete der Alte, „wir müssten und denn zwei Stunden ganz entfernen und von einer andern Seite anschleichen; wenn Sie jedoch einige Schritte mit stromabwärts gehen wollen, will ich Ihnen mehrere zeigen.“ Meine freie Zeit war indeß abgelaufen. Ich dankte dem freundlichen Gebirgsmann und ging heim, war aber von Stund an ein großer Freund des Fisches der Gebirge, und die verehrten Leser dieses Blattes werden vielleicht einiges Interesse daran finden, die naturgeschichtlichen Erfahrungen über diesen meinen Lieblingsfisch, die ich seit einer Reihe von sechszehn Jahren machte, kennen zu lernen, und so gütig sein, dasür zu vergessen, daß meine Darstellung der anderer Schreiber dieses Blattes nicht ebenbürtig ist.

Die bevorzugten Brutplätze der Forelle sind die unbedeutendsten Waldbäche der Gebirge, wenn sie nur ausdauernd laufendes Wasser und hinreichend Steine haben; jedoch liebt sie besonders granitsandigen Boden und meidet kalkhaltige Gewässer. Wie der Lachs zur Brutzeit in die seichten flüsse hinaufsteigt und dabei oft über 10 bis 12 Fuß hohe Hindernisse wegspringt, so sieht auch die Forelle Ende Septembers und Anfang Octobers stromaufwärts, und es ist unbegreiflich, mit welcher Geschicklichkeit sie die stärksten Stromschnellen und Stürze überwindet. Ich habe es zweimal gesehen, daß dieser Fisch über eine stehenden Mühlrad von Schaufel zu Schaufel sprang und endlich glücklich in's hohe Wasser kam. Ist der Bach seicht genug, d. h. bei kleinem Wasserstande oft nicht stärker, als daß man ihn einen Augenblick mit dem Fuße aufhalten kann, so sept sie hinter einem Steine ihren Laich an, der sofort durch den Milchner befruchtet wird. Nach diesem Geschäft ist sie sehr abgespannt, und ihr Fleisch hat alle Schmackhaftigkeit verloren. Sobald das erste Hochwasser eintritt, läßt sie sich von demselben wieder in ihre Heimath führen. Nach einiger Zeit platzen die Eier, und es erscheint ein winziges Fischchen mit einem großen Magensacke, aus welchem es sich, ohne andere Nahrung zu sich zu nehmen, fast einen Monat lang erhält. Nach dieser Zeit erhält die Forelle ihre eigentliche Gestalt, nur ist der Kopf nach Proportion zu groß. Mag auch der Winter noch so streng sein, so hat sie doch schon im Frühjahre die Länge von $1^1/_2$ Zoll und darüber erlangt und wächst nun sehr schnell, so daß sie schon im nächsten Jahre eine Hand lang wird. Hierauf geht sie nach und nach den Bach abwärts, um tieferes Wasser aufzusuchen. Stundenlang habe ich oft die Brutplätze belauscht. Die jungen Forellen stehen stets einzeln, am liebsten an solchen Stellen, wo das Wasser mit gemäßigter Schnelle über seinen Sand fließt. Wenn man nicht genau Acht gibt, erkennt man sie gar nicht; denn wegen ihrer scheinbaren Unbeweglichkeit hält man sie für ein auf dem Grunde liegendes Stückchen Holz. Dabei bewegen sie flossen und Schwanz genau nur so schnell, als nöthig ist, um auf dem Platze zu bleiben. Bringt jedoch der Strom irgend eine Beute, so fahren sie mit der Schnelligkeit des Blitzes darauf los, erhaschen sie und kehren ebenso schnell zurück zu der verlassenen Stelle, um ihre scheinbare Unbeweglichkeit fortzusetzen. Große Forellen sie erreichen oft ein Gewicht von 4—6 Pfund und darüber, sieht man meist gar nicht. Sie liegen fast stets unter solchen Uferseinen, die im tiefen Wasser stehen, und kommen bei hellem Wasser gewöhnlich nur des Nachts hervor, um ihre Nahrung zu suchen. Die besonderen Eigenthümlichkeiten des Fisches überhaupt erfährt man am besten bei seinem Fang, dessen verschiedene Arten hier folgen.

a. Das Greifen.

Unter Greifen ist das Fangen mit den Händen zu verstehen. Bei dem geringsten Wasserstande macht sich der Fischer an sein Geschäft. Er zieht sich dabei fast nackend aus und watet in solche Stellen der Bäche, die nicht über $1^1/_2$ Fuß Wassertiefe halten. In tieferen ist sein Geschäft sehr unbandbar. Mit Kennerblid prüft er die auf dem Grunde, aber doch wohl liegenden Steine, greift mit beiden Händen an den Seiten derselben herum und stopft alle unter den Stein führenden Höhlungen, außer einer, mit Steinen oder Rasen zu. Jetzt langt er vorsichtig zu dem noch offenen Loche hinein und fühlt die ganze Höhlung unter dem Steine aus. Spürt er den Fisch, so krabbelt er ihn leise an dem Bauche, bis er die ganze Hand unter denselben gebracht hat. Ein fester Griff um Kopf und halben Leib bringt ihn in seine Gewalt, wenn er nicht über $^1/_2$ Pfund wiegt; ist er jedoch stärker, so muß er beide Hände zu Hülfe nehmen und hat dann oft noch das Unglück ihn entschlüpfen zu sehen, wenn er ihn nicht geradezu tot drücken will. Schwieriger ist das Geschäft, wenn die Forelle so weit unter den großen Uferseinen liegt, daß der Arm des Fischers nicht ausreicht, sie mit der Hand zu umfangen. Oft erreicht er den Fisch mit den Fingerspitzen und muß ihn doch in Ruhe lassen. Alles Stoßen mit Stöcken ꝛc. vermag dann nicht, ihn von seinem Platze zu treiben; er läßt sich vielmehr, ohne zu weichen, todt stoßen und ist dann doch nicht herauszubringen. Eines Tages spürten wir unter einem über eine Elle breiten Uferseine ein ziemlich großes Exemplar. Obgleich der langarmigste Greifer darunter griff, war es doch nicht möglich den Fisch zu fassen. Wir machten uns daher darüber, das Ufer hinter dem Steine zu durchbrechen, und kamen nach der Arbeit einer Viertelstunde auf die Forelle, die sich nun ganz ruhig herausnehmen ließ und sich als eine 3 Pfund schwere sogenannte Lachsforelle präsentirte. Wir wanderten später die erwähnte Meihode noch oft an, und sie wurde meistens mit glücklichem Erfolge geübt. Beqnemer ist

b. der Fang mit Reben.

Dies geschieht auf dreierlei Art. Entweder mit dem Streifhamen bei ganz trübem Wasser oder mit Leuchte, oder durch das

Digitized by Google

sogenannte Streichneh. Nach einem starken Platzregen oder nach schnell eingetretenem Thauwetter nimmt das Wasser der Gebirgsbäche eine rahmkaffeeartige Farbe an. Der Streifer macht sich schnell auf, ehe sich diese Farbe wieder verliert, und nimmt seinen Streifhamen auf die Schulter. Dieser ist ein an einer langen Stange senkrecht befestigter Hamen. Seine halbmondförmige, unten 3—4 Fuß weite Oeffnung läuft in einen etwas längern Sack aus, dessen Ende an die äußerste Spitze der Stange befestigt ist. Er läßt das Netz an solchen Stellen, wo das Wasser ruhig steht, ein und zieht es langsam nach dem Ufer zu, worauf er es schnell emporhebt und die Gefangenen herausnimmt. Dasselbe Netz wendet man auch bei dem Leuchten an; nur wird dabei die Stange losgemacht. Zum Leuchten gehört außerdem eine hellscheinende Lampe, welche man dergestalt in einen großen umgekehrten Topf befestigt, daß man die ganze Vorrichtung an einer Stange über dem Bache tragen kann. Wenn dieses geschieht, bleiben die Forellen ganz ruhig auf der Seichte stehen und bemerken es nicht, wie ihnen durch den Fischer der Weg zur Tiefe gesperrt wird. Ist dieses geschehen, so jagen einige mit sogenannten Plumpstangen in's Wasser geführte Stöße die Forellen dem aufgespannten Hamen zu, der von dem Fischer, der ihre Ankunft durch den auf den Netzsack gefallenen Fuß sogleich bemerkt, schnell emporgezogen wird. Dieselbe Leuchte gebraucht man auch bei dem Streichneh. Dieses ist ein viereckiges Netz mit sehr großen Maschen, vor dem ein anderes ganz feines hängt. Kommt die Forelle geschossen (schnell geschwommen), so fährt sie mit einem Theile des feinen Netzes durch eine Masche des gröbern und ist so wie in einem Sacke gefangen. Die bequemste und für den Kenner erfolgreichste Art des Forellenfangez ist

c. das Angeln.

Bei trübem Wasser ist nichts leichter als Forellen zu angeln. Man nimmt einen dicken oder dünnen Faden, bindet einen mittelmäßigen Angelhaken daran, etwas Blei und einen Kiel mit Kork. Zum Köder nimmt man Regenwürmer und geht dann am Bache hin, die Angel in jede ruhige Stelle einwerfend. Ist das Wasser nicht zu trübe, sospaß die Forelle den Fraß auch in der nächsten Nähe nicht sehen kann, so darf man sicher auf guten Fang rechnen. Bei trübem Wasser scheint dieser Fisch ein ganz anderer zu sein, als bei hellem. Er schwimmt dann unermüdlich auf dem Grunde hin und her und frißt mit unermeßlicher Gier alles Genießbare, was ihm das Wasser entgegensehwemmt. Fängt man ihn unter solchen Umständen, so findet man den Leib strotzend voll Regenwürmer. Wirft man ihn wieder in's Wasser, nachdem man ihn durch Abschneiden eines kleinen Theils einer Flosse kenntlich gemacht hat, so fängt er sich nach einer halben Stunde oft schon wieder. In der Gefangenschaft gibt er den Fraß meistens wieder von sich und fällt dabei in eine todähnliche Erstarrung. Große Kenntniß der Eigenheiten dieses Fisches und viel Gewandtheit erfordert dagegen der Fang mit der Angel bei hellem Wasser. Die Forelle ist dann so scheu und hat solchen wählerischen Appetit, daß man die äußerste Vorsicht aufwenden muß.

Will man sie dann fangen, so gehört erstend dazu ein leichter 7—8 Ellen langer Stab, versehen mit einer wenigstens ebenso langen möglichst feinen Schnur. Diese fertigt man am besten von weißem Pferdehaar, 8 bis 10 Haare stark, und dreht sie gut zusammen. Da die Haare nicht sehr lang sind, muß man kleinere Schnürchen nach der Haarlänge machen und diese dann verknüpfen. Dieses geschieht durch einen besonderen Knoten, da die Pferdehaare, zu sehr umgebogen, leicht springen. Um dieses zu vermeiden, nimmt man die beiden Enden der zu verbindenden Schnürchen und legt sie 1½ bis 2 Zoll über einander, sodaß man rechts und links ein Schnürchen und die beiden Enden in der Mitte hat. Jetzt macht man einen gewöhnlichen Knoten, indem man das Ende der linken Schnur und die ganze rechte zweimal durch die gebildete Schlinge steckt und dann zusammenzieht. Ein solcher Knoten geht sich nie auf, und die Angel springt sehr selten bei demselben. An das untere Ende der Schnur befestigt man einen mittelmäßigen Haken, vielleicht von der Runzung einer kleinen Haselnuß. Der Haken muß vor dem Gebrauche ganz spitzig geschliffen werden, und seine Spitze muß ziemlich weit auswärts stehen. 1' bis 2 Fuß über dem Haken bringt man einen ganz leichten Angelkiel einer schwachen weißen Gänsefeder, zu 1½ Zoll Länge verstupft und ohne Kork, an. Nur bei starker Strömung ist zur Beschwerung der Angel ein wenig Blei nöthig. Sehr gut ist es auch, wenn man zum untern Ende der Schnur (Anbiß) den Stoff nimmt, der jetzt von den meisten Anglern von Fach benutzt wird. Es besteht dieser aus 12 bis 16 Zoll langen feinen Fäden, ähnlich starken Pferdehaaren, aber von ungemeiner Festigkeit. Leider ist es mir noch nicht möglich gewesen, den wahren Namen und die Abkunft desselben zu erfahren. Als Köder nimmt man am liebsten Regenwürmer und zwar solche, die eine hellrothe Farbe und langen dünnen Körper haben. Diese Art besitzt neben großer Lebendigkeit mehr Zusammenhang als andere Arten und wird deswegen nicht so leicht abgerissen. Hat der Angler sein Zeug im Stande, so geht er zum Bache. Er bleibt so weit vom Wasser, daß die Forelle höchstens seinen Kopf sehen kann, und wirft dann vermittelst einer kunstgerechten Schwenkung die Angel in's Wasser; läßt sie von dem Strome abwärts treiben und geht ihr ohne Aufenthalt immer nach, indem er sich stets so weit als nur thunlich vom Wasser entfernt hält. Das Verharren auf einem Orte ist durchaus vergeblich, denn die Forelle, die nicht augenblicklich beißt, beißt nach einer Stunde auch dann nicht, wenn man ihr den Köder unmittelbar vor das Maul bringt. Ebenso unnütz ist es, die Angel da hineinzuwerfen, wo man eine Forelle hat schießen sehen, denn durch ihre Flucht zeigt sie allen in ihrer Nähe befindlichen an, daß Gefahr droht.

Hat die Forelle angebissen, so wartet man höchstens zwei Pulsschläge, haut sie durch einen kleinen Schneller mit dem schwanken Stabe an und zieht sie sobald als möglich heraus, denn dieselbe besitzt eine solche Kunstfertigkeit, sich vom Haken loszumachen, daß eine an irgend einem Orte ihres Maules angebakte Forelle, ins freie Wasser gelassen, oft nur wenige Secunden braucht, um sich los zu machen. Man rede mir nicht ein, man dürfe sie ja nur länger beißen lassen, so käme der Haken in die Gedärme, und dann könne sie unmöglich entfliehen; denn die Forelle ist klug genug, den Fraß wieder fahren zu lassen, sobald sie bemerkt, daß er auf unnatürliche Weise mit irgend Etwas zusammenhängt.

Hauptsache für die Angler bleibt es außerdem, den Standpunkt eines Fisches zu kennen und die Angel so zu werfen, daß der Fraß 2 bis 3 Fuß vor diesem in's Wasser einfällt, denn der Fisch versolgt selten die Angel rückwärts, weil er dadurch, daß er dann die ganze Schnur über und neben sich sieht, zurückgeschreckt wird. Bei geringem Wasserstande beißen die Forellen im tiefen Wasser fast nie; man muß sich deswegen fast ausschließlich an die Strömungen halten. Bei hellem mittlen Wasserstande wirft man an solchen tiefen Stellen ein, wo die Strömung allmählich in Stauwasser übergeht. Bei starkem und etwas trübem Wasser muß man viel Blei anhängen, damit die Locksperse auf dem Grunde hinstreicht. Auf die Witterung kommt beim Angeln weit weniger an als auf die Wasserfarbe; doch sind stilles warmes Wetter und mittelhohes Wasser mit der sogenannten Bierfarbe die günstigsten Umstände dabei, und ich selbst habe dann oft so schnell gefangen, daß zwei Drittheile der Zeit auf's Anködern und Loshaken und nur ein Drittheil auf das Angeln selbst kam. — Schon oben habe ich bemerkt, daß der beschriebene Fisch bisweilen besonderen Appeit habe. Dieses ist namentlich bei ganz geringem Wasserstande der Fall, und er geht dann oft sieber auf Grashüpfer, Käfer, Rampen ꝛc., als auf Würmer. Oeffnet man den Magen der Forelle in solcher Zeit, so findet man ihn fast leer, woraus man erkennt, daß sie bei hellem Wasser 3 oder 4 mal weniger Nahrung zu sich nimmt als bei trübem. Um große Forellen zu fangen, wendet man am besten die Nachtangel an. Sie besteht aus einem gewöhnlichen Bindfaden, am untern Ende mit einem derben, sehr spitzigen Haken versehen, an welchen als Köder ein kleiner lebender Fisch geheftet wird. Damit der Köder an der Stelle bleibt, befestigt man 2 Fuß vom Haken einen ein halbes Pfund schweren Stein. In den Monaten Mai, Juni und Juli Abends gegen 10 Uhr wirft man die Angel in tiefe Tümpel ein und steht so früh als möglich nach. Ist das Wasser trübe, so kann man mit Sicherheit auf guten Fang rechnen.

So kräftig sich die Forelle im freien Wasser bewegt, eben so leicht ermattet sie in enger Gefangenschaft, und man muß dann besonders bei warmem Wetter das Gefäß, in welchem man sie transportirt, oft mit frischem Flußwasser auffüllen, wenn man sie am Leben erhalten will. Ohne fließendes Wasser kann sie durchaus nicht leben, und ist ein Teich auch noch so groß, so sterben alle

Digitized by Google

Forellen darin, wenn er auch nur drei Tage seinen frischen Zugang hat. Liegt der Teich nahe an einem fließenden Wasser, so wandern die Forellen aus; d. h. sie springen in thaureichen Nächten heraus auf den Damm und zappeln so lange, bis sie in's fließende Wasser kommen. Nach dem Tode wechselt dieser Fisch die Farbe und bekommt große lichte Flecken. Auch im Leben ändert sich sein Aussehen nach der Eigenschaften seines Aufenthaltes. In engen dichtbeschatteten Waldbächen erscheint er fast ganz schwarz, während er in weiten sonnigen Wassern eine ganz lichte Farbe annimmt; jedoch geschieht dadurch seiner Schmackhaftigkeit kein Abbruch. Es ist sehr zu beklagen, daß in neuerer Zeit die Menge dieser herrlichen Fische sehr abnimmt. Die Ursachen davon sind weniger darin zu suchen, daß man ihnen zu sehr nachstrebt, als darin, daß durch die Entwässerung der Wälder und Sümpfe und die Bewässerung der Wiesen den besten Brutplätzen oft so viel Wasser entzogen wird, daß kaum noch ein Drittheil der Forellenbrut fortkommen kann. Da das erwähnte Uebel wohl schwerlich zu heben ist, sich vielmehr alljährlich vergrößert, so steht in Erwartung, daß der Forellenbestand nach und nach immer mehr abnimmt; darum ist, schließlich bemerkt, zu wünschen, daß die künstliche Zucht dieses Fisches in unserer Zeit immer mehr Anerkennung finde. Hpl.

Deutsche Bilder.

Nr. 6. Eine thüringische Landesmutter.

Von Ludwig Storch.

Es gilt als ein unwandelbares Gesetz, daß jeder körperlichen oder geistigen Schöpfung, jeder Gestaltung und Einrichtung des Menschen- und Naturlebens nur so lange gestattet ist, nützlich und förderlich in ihrem Kreise zu wirken, als das Maß der in ihr liegenden Bildungs- und Gestaltungskraft ausreicht; hat sie dieses Ziel erreicht, so kann sie nur noch künstlich oder vielmehr naturwidrig erhalten werden und wirkt dann in dem Grade schädlich, wie früher nützlich. Wohl in der Welt macht hiervon eine Ausnahme, wenn es sich auch noch so sehr mit dem Heiligenschein schmückt und seinen „göttlichen" Ursprung noch so laut behauptet. Man würde jedoch stark irren, wenn man die jetzt veralteten, schädlich wirkenden Institute als unbedingt verwerflich schelten wollte, während sie doch nur bedingungsweise verwerflich sind; denn man verkennt dabei ganz und gar, welchen großen Nutzen sie einst, als sie lebenskräftig waren, gebracht haben. In einen gleich großen Fehler verfallen aber auch die, welche sich im Geist in die Zeit versetzen, wo diese Institute Heil und Segen bewirkten, ohne zu bedenken, daß sie in demselben Grade jetzt Unheil und Schaden anrichten; das Verlangen ihrer fortwährenden Beibehaltung, weil sie „göttlichen Ursprungs" seien, ist daher ungerecht, denn die Welt steht niemals still, und der Geist der Zeit schreitet rastlos vorwärts, wenn wir solches auch erst später zu bemerken vermögen.

Welcher vorurtheilsfreie Geschichtskundige wollte nur einen Augenblick die hohe Bedeutung der Klöster und Mönchsorden als Träger, Pfleger und Förderer der Cultur, sowohl der materiellen, wie der geistigen, in Zweifel ziehen? All unsere Bildung, die gewerbliche, technische, artistische und scientistische, also der ganze Schatz unserer Culturmittel hat in der Mönchszeit seine Wurzel, die Handwerksünfte wie die Gelehrtenschulen sind aus den Klöstern hervorgegangen. Ohne die fleißigen Conventualen des 12. und 13. Jahrhunderts hätten wir eben so wenig die classische Literatur der alten Griechen und Römer, als zweckmäßige Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft. Welcher vernünftige Mensch wollte aber daraus den Schluß ziehen, daß auch jetzt die Klöster als Culturträger nothwendig wären, nachdem wir gesehen haben, daß, als sie ihre Mission vollbracht und die Cultur auf den Punkt gebracht, den zu erreichen sie die Kraft und den Trieb hatten, sie nun die Feinde und Hemmnisse der vorschreitenden Cultur geworden waren! Kein Mönchsorden hat mehr Segen gestiftet als der der Benedictiner; die ausgezeichnetsten Männer sind daraus hervorgegangen, und jetzt war er in eine Versorgungsanstalt fauler Prälaten ausgeartet, welche in dummerder Ueppigkeit und Schwelgerei im Mollusckendasein vegetirten und jeden in ihrer Mitte, der sich zu etwas Besserem berufen fühlte, wüthend verfolgten, martyrten und quälten. Wer nun aus solcher faulen Benedictinerwirthschaft, wie sie z. B. der ehemalige Benedictiner und nachherige Professor der Philosophie Schad in seiner Selbstbiographie beschreibt, den ganzen Benedictinerorden vom Anfang seines Bestehens verdammen wollte, wie sehr würde der im Irrthum sein, wie unrecht würde er thun! Ganz dieselbe Bewandtniß hat es mit den zahlreichen Höfen und Höfchen und der Kleinfürsterei in Deutschland; und die Klöster und die kleinen Fürstenhöfe stehen in engerm Zusammenhange, als man meinen sollte. Denn als die Klöster ihre Mission erfüllt und die Cultur soweit geführt hatten, als sie dessen fähig waren, und nun anfingen dem Naturgesetz gemäß culturfeindlich aufzutreten, wurden sie im nördlichen Deutschland aufgehoben, und ganz zu derselben Zeit bildeten sich die zahlreichen kleinen Höfe, welche die Weiterführung der Cultur gerade da in die Hand nahmen, wo die Klöster sie hatten fallen lassen. So wurden die kleinen Höfe als Träger und Pfleger der Cultur die Erben und Nachfolger der Klöster, und auch sie sind dem eisernen Naturgesetze erlegen, daß sie Feinde der vorschreitenden Cultur geworden sind, als sie aufgehört hatten, Förderer derselben zu sein.

Mögen es bewährt sich die Wahrheit dieser culturhistorischen Erscheinung deutlicher als in Thüringen, welches ohnstreitig unter allen Länderstrichen Deutschlands der materiell und ideell cultivirteste ist. Der Grund dieser im „Herzen Deutschlands" so allgemein verbreiteten Geistes- und materiellen Cultur ist durchaus nur in dem Umstande zu suchen, daß Thüringen unter allen deutschen Ländern erst die meisten Klöster und Pfaffen und dann die meisten kleinen Fürstenhöfe und Dynastenresidenzen hatte. Als die Klöster- und Pfaffencultur in ihr Gegentheil umgeschlagen war, erstand ein thüringischer Mönch als Reformator des verkommenen Kirchenthums, und die Fürsten verwandten die säculairsirten Klostergüter zur Fundation von hohen und niedern Bildungsanstalten. Jede thüringische Residenz erhielt ihr Gymnasium, jede Stadt ihre Bürgerschulen, jedes Dorf seinen Schulmeister. Diese wettin'schen Fürsten aus dem ernestinischen und albertinischen Stamme wetteiferten miteinander, wohlthätige Bildungsinstitute in ihren Staaten zu errichten, und da diese wegen ihrer geringen Areal-größe leicht zu überschauen waren, so drang ihr väterlich wohlwollender Blick bis in die kleinsten Dörfer und machte es ihnen möglich, als getreue Landesväter für das körperliche und geistige Wohl ihrer Landeskinder zu sorgen. Ihr gemeinsames landesväterliches Werk war die in der deutschen Culturgeschichte der letzten drei Jahrhunderte so hochwichtige Universität Jena. Zwischen den fürstlichen Familien, namentlich dem regierenden Herrscherpaare, und den Unterthanen entstand ein einfaches herzliches Verhältniß, das an das Patriarchenthum der Vorzeit erinnert. Diese moderne Erzväterschaft erhält ihren höchsten naiven Ausdruck in Herzog Ernst dem Frommen von Gotha und Altenburg und steigert sich zu ihrem höchsten selbstbewußten Ausdruck in Großherzog Karl August von Weimar. Die Geschichte beider demselben Hause entsprossnen Fürsten liefert dafür die rührendsten Beweise. Herzog Ernst bergte sich, wenn er verreisen wollte, seines Oberforstherrn in Georgenthal Schimmel, und Großherzog Karl August gab, unter allen deutschen Fürsten der erste, seinem Lande freiwillig eine Verfassung mit Volksvertretung. Zwischen beiden Fürsten liegt freilich das Jahrhundert französischer Corruption alles fürstlichen Gebildes in Deutschland, in welchem die Leute von Gottesgnaden sich alles Ernstes einbildeten, daß sie eine Art Halbgötter seien, und vor lauter Ueberpannheit gar nicht wußten, was für Tollheiten sie noch treiben sollten. Merkwürdiger Weise hat auch in dieser Richtung die thüringische Fürstlichkeit ihren höchsten Ausdruck in demselben Hause gefunden. Denn der Großvater Karl August's, der Herzog Ernst August von Weimar, war der abenteuerlichste Fürst, der je Land und Leute regiert hat.

Die Quasipatriarchenzeit hörte schon im 17. Jahrhundert auf, und die Mission der kleinen Höfe als Culturförderer erreichte mit dem deutschen Reich ihre Entschaft. Ihre letzte und ihre schönste Blüthe ist aber der herrliche Karl August. Bon ihm an treten

Digitized by Google

Herzog Alba und die Gräfin von Schwarzburg.

die kleinen Höfe dem Aufschwunge der Cultur allmählich feindlich entgegen. Sie erlagen eben dem eisernen Naturgesetz. Erst waren sie die Führer der Cultur; jetzt nimmt die Cultur sie ins Schlepptau. Und wie nun ein thüringischer Mönch berufen war, der cultusfeindlichen Mönchswirthschaft ein Ende zu machen und der Cultur neue und höhere Bahnen zu eröffnen, so scheint es fast, als sei in unserer immer heftiger aufgeregt werdenden Zeit, die abermals nach höheren Culturbahnen drängt, ein thüringischer Fürst desselben Stammes dazu berufen, sich an der neuen nothwendigen nationalen Geistesarbeit wesentlich zu betheiligen.

Aber auch hochsinnige fürstliche Frauen bewährten sich als echte Landesmütter an dem Liebeswerke der Beglückung ihrer Landeskinder und sorgten mit unablässigem Eifer für deren geistiges und leibliches Wohl. Die heilige Elisabeth, die Landgräfin von Thüringen, der Engel der Wartburg, zählt unter ihrer fürstlichen Nachkommenschaft in Thüringen und Hessen manche bedeutende Nachfolgerin in den geräuschlosen Thaten der Liebe und Barmherzigkeit, und der sanfte Mondglanz der Verklärung, von einem großen Mutterherzen ausleuchtend, schmückt auch ihr manch schönes Frauenhaupt als Glorie der Fürstenkrone, in dessen Auge, von jenem Liebesglanze erhellt, die unversiegbare Thräne des Erbarmens schimmert. Ja, wir dürfen stolz sein auf mehr als eine fürstliche Frau, die mit der Würde ihres Standes die beglückende Kraft des großen Herzens verband und mit den conventionellen Anforderungen den erhabnern Bedürfnissen heiligen Liebesdranges genügte. Aus der patriarchalischen Zeit nennen wir vor Allen die Landgräfin von Hessen-Kassel, die hochbegabte Gemahlin des jung verstorbenen Landgrafen Wilhelm V. des Beständigen, Amalie Elisabeth von Hanau, die große Vormünderin-Regentin, welche mit seltener Geistesgröße und Kraft das Land in den furchtbar über dasselbe hereinbrechenden Stürmen des dreißigjährigen Kriegs rettete und mit wahrer tiefer Liebe zu allen Landeskindern dasselbe trotz der äußersten Ungunst der Zeit wieder in Flor brachte. Ihr segensreiches Andenken ist unsterblich. In demselben Jahrhundert

Digitized by Google

hatte Hessen-Kassel noch eine weite bedeutende Fürstin zur Beamtin- derin-Regentin, die Wittwe des eben so jung wie sein Vater verstorbenen Landgrafen Wilhelm VI., Hedwig Sophie von Brandenburg.

Von einer andern ausgezeichneten thüringischen Fürstin, der Herzogin Louise Dorothee von Gotha und Altenburg, habe ich in der Gartenlaube schon ausführlich berichtet. Sie wird von ihrer Base, der Herzogin Anna Amalia von Weimar und Eisenach, der Mutter und Vormünderin Karl August's, überstrahlt; denn diese steht wie „die rosenfingrige Eos" am Morgenhimmel unsres neuen Bildungstages und eröffnet der aufgehenden Sonne deutscher Geistesgröße das nächtliche Thor.

Der Gegenstand des heutigen Bildes der Gartenlaube ist ebenfalls dem Leben einer hochbegabten thüringischen Fürstin aus der patriarchalischen Periode entnommen. In den thüringischen Geschichtsbüchern öfter verzeichnet, ist die Begebenheit, welche unser Maler in so trefflicher Weise dargestellt hat, zumeist doch durch Schiller's unsterbliche Feder allgemein bekannt worden. Es ist die Gräfin Katharina von Schwarzburg, geborne Gräfin von Hennenberg, welche gleich der ein Jahrhundert spätern Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen als Landesregentin ihren Unterthanen zu Liebe einen wahren Heldenmuth entwickelte, der um so glänzender in die Augen springt, als sie sich dem fürchterlichsten unbeugsam-sten Menschen des mittlern 16. Jahrhunderts, dem Herzog Alba, gegenüber geltend machte.

Katharina war die Wittwe des regierenden Grafen Heinrich 37., eifrigen Beförderers der Reformation in seinen Landen, und sie fuhr in seinem Geiste zu regieren fort, suchte unablässig die gereinigte Lehre anzubreiten, den Schulunterricht zu verbessern und die Güter der säculariſirten Klöster zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Ihre Thätigkeit zum Besten ihrer Unterthanen war unermüdlich; in jeder Beziehung eine echte Landesmutter, verweigerte sie bedrängte Liebesthat auch Fremden nicht, die hülfsbedürftig sich hilfend an sie wandten. Namentlich schützte und unterstützte sie protestantische Geistliche, die um der neuen Lehre willen aus dem Amte vertrieben und verfolgt wurden.

Ihr ganzes Leben gibt ein schönes Bild von versorglicher Menschenliebe, Uebereinzungstreue, Standhaftigkeit und Heldenmuth, und jener landesmütterlichen Gewissenhaftigkeit, welche, wie wir schon bemerkt, diese Zeitperiode kennzeichnet. — Die Begebenheit, welche den Vorwurf unseres Bildes abgibt, hat ihr aber in der Geschichte den Beinamen der „Heldenmüthigen" erworben, und in Betracht der Umstände ist er kein unverdienter.

Die Sache des jungen Protestantismus hatte am 24. April 1547 in der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe den esten schlimmen und anscheinend tödtlichen Schlag erhalten; der siegreiche Kaiser Karl V. zog mit dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen durch Thüringen und Franken nach Böhmen, um sich Prag zu unterwerfen. Die schwarzburgische Regentin hatte sich von ihm einen Schutzbrief zum Besten ihrer Unterthanen gegen nicht unwahrscheinliche Exzesse der kaiserlichen Truppen ausgewirkt, wogegen sie sich anheischig machte, die durch das Saalthal ziehenden Heerhaufen gegen billige Vergütung mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Bewohner der nahegelegenen Dörfer kursten ihre werthvollen Habseligkeiten auf dem Fürstenschlosse in Rudolstadt bergen.

Nachdem sie so mit kluger Umsicht die zweckmäßigsten Anordnungen zum Schutze des Lebens und Eigenthums ihrer Unterthanen getroffen, lud sich der spanische General des Kaisers, Herzog Alba, dessen Kaltblütigkeit die Schlacht bei Mühlberg gewonnen und der mit dem triumphirenden Stolze des Siegers einherzog, bei der Gräfin zu einem Frühstück zu Gast. Die Fürstin antwortete höflich, der Herzog möge mit dem vorlieb nehmen, was ihr Haus zu bieten vermöchte, auch hätte sie geziement nicht zu vergessen, daß sie im Besitz eines kaiserlichen Schutzbriefes sei.

Der Herzog erschien in Begleitung des berüchtigten Herzogs Heinrich von Braunschweig und seiner Söhne, die, von den protestantischen Bewohnern der welfischen Lande vertrieben, mit dem Heere des Kaisers zogen, um sich später mit dessen Hülfe wieder einsetzen zu lassen. Die Gäste waren also die grimmigsten Feinde des unterlegenen Lutherthums und entschlossene Herren vom Schwerte. Die Gräfin war lutherisch und hatte nichts als den kaiserlichen Schutzbrief und ihre Höflichkeit, mit welcher sie nach Kräften gut gewirthete. Die Gäste wurden munter und galant gegen die Wirthin; es ging Alles gut. Plötzlich wurde die Fürstin hinausgerufen; man meldete ihr, daß die spanischen Soldaten in mehreren schwarzburgischen Dörfern geplündert und das Vieh weggetrieben hätten. Empört über dieses wortbrüchige Verfahren, läßt sie in größter Eile das Thor des Schlosses schließen und ihre ganze männliche Dienerschaft bewaffnet die Thür des Speisesaals betreten, in welchen sie nun wieder mit dem Stolz beleidigter Frauenwürde eintritt, den noch bei der Flasche sitzenden Herren mittheilt, was ihr soeben hinterbracht worden, und daran die Beschwerde knüpft, wie schlecht die Soldaten des Kaisers den ihr von ihm verpfändeten Schutzbrief respectiren.

Herzog Alba entgegnete ihr lachend, das gehe im Kriege nicht anders, und beim Durchmarsch eines Heeres, namentlich eines siegreichen katholischen durch protestantische Länder, dürfe man dergleichen kleine Anschreitungen nicht so hoch anschlagen; sie ließen sich eben nicht verhindern, trotz Kaiserwort und Schutzbrief.

„Meint Ew. Excellenz wirklich so?" rief die Gräfin auf's Aeußerste entrüstet. „Wir wollen sehen, ob es sich so verhält. Denn ich sage Euch, meinem armen Unterthanen muß ihr Eigenthum zurückerstattet werden, oder — bei Gott! — Fürstenblut für Ochsenblut!"

Mit diesen drohend gesprochenen Worten war sie aufgesprungen, hatte die Thür des Zimmers aufgerissen und die Bewaffneten hereingerufen. Es drang ein hübsches Häuflein herein, und sie sahen so wenig wie ihre Gebieterin aus, als sei die Sache blutiger Scherz. Dem eisenfesten Herzog Alba, der durch nichts gerührt werden konnte, wurde es nicht wohl beim Anblick dieser feuerbaren Veranstaltung. Die Herren sahen einander verdutzt an. Von ihren eigenen Soldaten getrennt, in einem festen Burgschlosse, einer zum Aeußersten entschlossenen heldenmüthigen Frau und ihren ihr ganz ergebenen Leuten mit bewehrten Fäusten gegenüber, blieb den fürstlichen Kriegsmännern nichts weiter übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Der Herzog von Braunschweig fand zuerst den schicklichsten Ausweg aus dieser unerwarteten Klemme, indem er ein lautes Gelächter ausbrach, der beleidigten Fürstin eine schmeichelhafte Anerkennung ihrer landesmütterlichen Besorge und ihres entschlossenen Muthes aussprach und ihr das Versprechen gab, es beim Herzog Alba dahin zu bringen, daß der Handel zu ihrer Zufriedenheit beigelegt werde. Der Spanier ließ sich dazu auch bereitwillig finden, indem er unverzüglich einen Befehl an sein Heer ausfertigte, das geraubte Vieh ohne Zeitverlust den Eigenthümern zurückzustellen.

Die Gräfin ließ ihre gefangenen Gäste aber nicht eher vom Schlosse, als bis sie der Zurückgabe des Raubes gewiß war; hernach bedankte sie sich schönstens bei denselben, die dann auch sehr höflich sich von ihr beurlaubten.

Herzog Alba hatte die Bekanntschaft einer deutschen Landesmutter gemacht.

Im folgenden Jahre, als Kaiser Karl den protestantischen Fürsten sein berüchtigtes Interim aufgenöthigt hatte, diesen abscheulichen Gewaltstreich gegen die Gewissensfreiheit, dessen sich die Katholiken stanthaft erwehrten, hatte ein talentvoller Prediger in der nahen Stadt Saalfeld, Kaspar Aquila, wie viele seiner Amtsgenossen, muthig gegen die kaiserliche Glaubensvorschrift von der Kanzel geprediget. Aber ihm widerfuhr die Ehre vor vielen Andern, daß der Kaiser fünftausend Gulden auf seinen Kopf setzte, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil Aquila schon früher als Feldprediger im Heere des Kaisers in den Niederlanden sich standhaft geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, und deshalb zum Tode verdammt nur durch Zufall gerettet worden war.

Gräfin Katharina verbarg den bedrohten Geistlichen Monate lang auf ihrem Schlosse und pflegte seiner mit der edelsten Menschenliebe.

So waltete sie in vielbewegter Zeit fast dreißig Jahre als guter Engel über dem kleinen Lande und starb im 58. Lebensjahre von allen Schwarzburgern tief betrauert. Und noch heute wird ihr Andenken dort in hohen Ehren gehalten.

Digitized by Google

Die Spiritualisten und die Wissenschaft.

Der weissagende Ring im Glase.

Die Gartenlaube hat vor Kurzem durch einen Artikel über den Spiritualisten-Spuk gezeigt, daß es noch viele Gebiete gibt, auf denen sich Betrügerei und Leichtgläubigkeit begegnen. Aber der indirecte Beweis, der in der Besprechung jener Thatsachen der Naturforschung gemacht wurde, als ob an ihr und an ihrem Indifferentismus solchen „Zeichen der Zeit" gegenüber die Schuld läge, trifft nicht sowohl die Wissenschaft, als Jene, die sich ihrer Früchte nicht theilhaftig machen wollen. Es gibt eine ganze Species von Menschen, denen der Schauer des Geheimnißvollen ein größeres Vergnügen gewährt, als die Erkenntniß des Wahren, und die deswegen den Nahrungen des Verstandes gegenüber ihre Ohren verstopfen, um sich den angenehmen Kitzel, der mit einer gelinden Furcht immer verbunden zu sein pflegt, nicht rauben zu lassen.

Mucker und Pietisten kehren zu wollen, hält die Wissenschaft allerdings unter ihrer Würde; sie betritt ihr Gebiet, auf dem die Schauderfähle der Menschheit Wurzel schlagen, einmal, die Wahrheit verkündende, aber nie wieder, und es ist deshalb ihr kein Vorwurf zu machen, sondern lediglich jenen, welche den Zuruf heut überhören oder morgen vergessen, um im alten Schlamme fortzuwühlen.

Die Naturforscher haben dies Urtheil der Wahrheit auch über das Tischdrehen und die Geisterklopferei gesprochen, und zwar schon zu einer Zeit, als sehr vernünftige Menschen noch „Ketten bisdeten" — es wurde versucht, weil es gar so prosaisch war, immer wieder den alten bekannten Gesetzen und den alten Kräften zu begegnen. Nicht einmal Elektricität sollte im Spiele sein. Aber die Blicke, welche uns die Gartenlaube in das Getriebe der Spiritualisten thun ließ, forderen uns dringend auf, noch einmal den Versuch zu wagen, wenn auch nicht diejenigen zu überzeugen, welche die Breter vor ihren Köpfen hefragen, denn diese Art Leute bilden eine stille Gemeinde des unnahbaren Blödsinns, so doch den noch Unbefangenen durch den strieten Beweis das Unsittliche und Vernunftwidrige jenes Gebahrens zu enthüllen.

Wenn wir die in der Gartenlaube mitgetheilten Fälle von Geistercitationen betrachten, so finden wir bei ihnen eine Menge von Umständen so plumper Art vereinigt, um die Menschen zu täuschen, daß wir uns unmöglich die Mühe geben können, dergleichen einzeln zu untersuchen. Wollen mit Bildererscheinungen, Hände, die aus dem Nebel hervorlangen, Stimmen und Musik, die man aus ganz unbestimmbarer Richtung zu hören glaubt, sind Effecte, die schon seit den frühesten Zeiten zu derartigem Gaukelspiel gedient haben, und die sich leicht durch optische und akustische Vorrichtungen in der verschiedensten Weise hervorbringen lassen. Sie sind in der That auch nicht das Wesentliche des heutigen Spukes. Dieser findet vielmehr seinen eigentlichen Drehpunkt in der vermeintlichen Fähigkeit der Menschen, auf allerhand leblose Gegenstände, vorzüglich auf Geräthe des täglichen Gebrauchs und unter diesen vor allen Dingen auf Tische dergestalt einzuwirken, daß durch dieselben Mittheilungen aus einer andern Welt, einer „Geisterwelt" empfangen werden können, also in dem eigentlichen Tischdrehen, Tischschreiben, Tischklopfen ꝛc. — und diesem wollen wir daher noch einmal wissenschaftlich zu Leibe gehen.

Um aber völlig deutlich zu werden, müssen wir auf ein altes Experiment zurückkommen, auf den bekannten „weissagenden Ring im Glase". Für diejenigen, denen das Experiment fremd geblieben sein sollte, wollen wir kurz erwähnen, worin dasselbe bestand. Es wurde ein Ring, an ein Haar oder einen feinen Seidenfaden gefnüpft, von der Person, die ihn befragen wollte, so in ein Glas gehalten, daß er, wenn er in pendelartige Bewegungen versetzt wurde, bei seinem Hin- und Wiederschwingen die Wände des Glases treffen und einen glockenähnlichen Ton hervorbringen mußte. In der Anzahl von Schlägen, durch welche der Ring auf die betreffende Frage das Glas zum Tönen brachte, war die Antwort enthalten. War nach Zahlen gefragt worden, so erhielt man direct Auskunft — nur auf Brüche verstand sich das Orakel nicht —; Worte mußten aber erst übersetzt werden; das hatte jedoch keine Schwierigkeit, denn die Zahl der einander ohne längere Pausen folgenden Schläge bezeichnete die Stellung des Buchstaben im Alphabet. Man brachte als Ursache dieser Erscheinung bald den Magnetismus, bald die Elektricität, bald noch unbekannte Kräfte, bald das sogenannte Od auf's Tapet, und diejenigen, bei denen das Experiment am leichtesten gelang, nannte man Sensitive oder Medien (Medium, das Mittel, durch welches uns armen kurzsichtigen Menschenkindern, denen der Einblick in eine übersinnliche Welt verwehrt ist, Offenbarungen aus jener Welt gemacht werden).

Als ein untrüglicher Beweis, daß das Spiel des Ringes durch eine eigenthümliche, außerhalb des Menschen liegende Kraft hervorgerufen und geregelt werden sollte, galt die vermeintlich gemachte Beobachtung, daß sich der Ring über verschiedenen Metallen, wenn man dieselben in das Glas legte oder in die Hand nahm, in verschiedener Weise bewegen sollte, bald von rechts nach links, bald umgekehrt, bald in Kreisen, bald in Ellipsen, bald flotzende, bald in ruhigen Linien.

Wir wollen bei der Discussion dieses Phänomens systematisch zu Werke gehen, und untersuchen:

1. Bewegt sich der Ring, wenn er in der angegebenen Art gehalten wird, überhaupt? Ja.
2. Schlägt er, oder hat er wirklich an das Glas geschlagen, daß man aus der Aufeinanderfolge der Schläge nach einer bestimmten Deutungsweise die Antwort herauslesen konnte? Auch das soll nicht gelegnet werden.
3. Ist die Ursache davon aber in einer eigenthümlichen Kraft des Ringes zu suchen? Nein, sondern im Menschen, der den Faden zwischen seinen Fingern hält.

Um endlich 4. Wenn die bewegende Kraft im Menschen liegt, ist sie eine bewendere, nur gewissen Menschen, den sogenannten Medien oder Sensitiven, innewohnende Kraft? Durchaus nicht, denn sie beruht nur in der Schwäche und Erschlaffung der Muskel- und Nerventhätigkeit, in der nur mangelhaften Controle, welche die meisten Menschen über sich selbst auszuüben vermögen, und in einer nur dadurch hervorgerufenen Selbsttäuschung.

Das ist also zu beweisen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß wir unsre Muskeln nur eine verhältnißmäßig sehr kurze Zeit in dem Zustande der Anspannung erhalten können. Sie erschlaffen allmählich und gehen zurück, allein ehe sie ihre Spannung völlig verlieren, gerathen sie in den Zustand des Zitterns, der in einem rasch abwechselnden Nachlassen und Wiederzusammenziehen der Muskelfasern besteht. Jede neue Anspannung oder Contraction ist von einer erneuten Nerventhätigkeit abhängig, wenn wir auch nicht einen erneuten Entschluß, der als Wille auch durch die Nerven fortgepflanzt werden würde, als nothwendig annehmen wollen. Versagt der Nerv seinen Dienst, so hört auch der Muskel auf thätig zu sein. Schwache Menschen, die unfähig sind ihren Willen constant zu erhalten, wechselnde faselhafte Naturen, werden viel eher vom Zittern befallen, als kräftige, ruhige, willensstarke Charaktere, deren Seele den wechselnden Eindrücken, die auf sie einstürmen, minder leicht nachgibt; denn der Muskel bleibt nur so lange contrahirt, als der Wille in derselben Weise auf den Nerv wirkt.

Wie dies mit dem weissagenden Ringe zusammenhängt, das wird und sogleich klar werden, wenn wir uns ein wenig um das Mechanische der Pendelbewegung kümmern. Jener Ring ist ja nichts Anderes, als ein freischwebendes Pendel. Wir können ein solches in Bewegung versetzen, wenn wir seinen Schwerpunkt aus der Ruhelage — senkrecht unter dem Aufhängungspunkte — bringen, entweder dadurch, daß wir ihm einen Stoß geben, oder dadurch, daß wir den Aufhängungspunkt verrücken, sodaß derselbe nicht mehr senkrecht über dem Schwerpunkte liegt. In beiden Fällen sucht der Schwerpunkt sich wieder unter den Aufhängungspunkt zu begeben, welches Bestreben die bekannten Schwingungen zur Folge hat.

Hält man also den Faden, an welchem der Ring befestigt ist, zwischen den Fingern, so wird jede kleine Ausweichung derselben — als eine Verrückung des Aufhängepunktes — kleine Schwingungen des Ringes hervorrufen, genau so, als ob man den am einem völlig unverrückbaren Punkte aufgehangenen Ringe entsprechende kleine Stöße beigebracht hätte. Läßt man aber auf einen freischwebenden Körper in regelmäßigen Zwischenräumen rasche Stöße, und wenn sie auch nur gering sind, einwirken, so wird derselbe alle die kleinen Kraftportionen in sich auffspeichern, zu ein-

Digitized by Google

ander addiren, die anfänglich vielleicht kaum sichtbaren Ausweichungen werden sich mit jedem neuen Stoße vergrößern, und endlich werden wir eine Kraftstellung neur uns haben, als ob wir die Gesammtsumme aller jener geringen Kraftäußerungen auf einmal hätten auf den schwebenden Körper wirken lassen.

Die Erfurter Glocke kann ein einziger Mensch zum Anschlagen bringen, aber es dauert vielleicht eine Stunde und länger, ehe sie die nöthige Schwingung erhält. Indem nun die Hand den Faden des Ringes hält, erschlafft sie allmählich, und durch das Zittern derselben, sowie durch die regelmäßig wiederkehrenden Pulsschläge, wird der Aufhängungspunkt fortwährend verrückt, was, wie wir gesehen haben, ebenso wirkt, als ob auf den Ring selbst entsprechende kleine Stöße erfolgt wären. Die Wirkung wird sein, daß der Ring, wie die immer größere Bogen beschreibende Glocke immer weitere Schwingungen macht, endlich an die Wände des Glases anstrifft und diese zum Klingen bringt.

Aber wir merken ja nichts vom Zittern? Weil unsere Auffassungskraft auf den Ring gerichtet ist, und weil auch die Vibrationen nur eine geringe ist, die erst in ihrer Gesammtwirkung sichtbar wird. Ehe diese eintritt, vergeht daher auch eine gewisse Zeit, die um so größer sein wird, je ruhiger das Temperament des Haltenden ist, je mehr derselbe seine Stimme beisammen, seine Nerven und Muskeln in der Gewalt hat. Nervöse, aufgeregte, unklare, krankhafte Naturen kommen viel eher zum Ziel, das sind die echten Medien, durch die der Geist des Ringes spricht, die besten Sensitiven. Man soll den Versuch machen, und man wird Leben, der das Viertralla in den Fingern hat, noch viel sensitiver als selbst das sensitivste Frauenzimmer finden.

Damit, daß sich als die Ursache der Bewegung des Ringes eine ganz gewöhnliche Muskelvibration herausgestellt hat, ist aber erst die eine Hälfte des Phänomens erklärt. Die andere, obwohl sie scheinbar die geheimnißvollste ist, ist viel einfacherer Natur. Die Anzahl der Schläge an das Glas nämlich, durch die uns das dämonische Orakel kundgegeben wird, hängt lediglich von dem Willen desjenigen ab, der den Faden hält. Wenn dieser die zu gebende Antwort, wie es ja bei den gewöhnlichen Fragen nach Alter, Zeit ꝛc. meist der Fall ist, oder hat er ein dunkles Gefühl davon, indem er etwas darauf Bezügliches noch nicht ganz vergessen hat, so wird er dem Ringe erlauben, so viel Schläge zu thun, als nöthig sind. Ist der letzte geschehen, so wird unwillkürlich der Muskel gespannt, daß die so leicht zu bewimmende Bewegung aufgehoben wird. Freilich will er das nicht thun, er thut es eben unwillkürlich. Denn hat man von der Antwort gar keine Idee und kennt man auch die Grenzen nicht, innerhalb welcher sie etwa liegen könnte, so kommt allemal Unsinn zu Tage, falls nicht etwa, was unter den tausend und abertausend Fällen, in denen diese Narrethei getrieben worden ist, wohl einmal möglich wäre, zufällig das Richtige gerathen worden ist, wie so Vieles gerathen wird. Aber selbst in diesem Falle hat nicht der Ring, sondern der wißbegierige Freund den glücklichen Griff gethan.

Sein schlagender Beweis, daß dieser Theil der Erscheinung lediglich durch den unbewußt wirkenden Willen bestimmt wird, liegt in Folgendem. Das Pendel, wie man auch einem am Faden oder Gelseden aufgehangenen Ringe oder aus einem bleiernen Knopfe an einem Zwirnsfaden bestehen, schwingt über Gold oder Silber, Kupfer oder Guano, gleichviel über allen in derselben Weise, vorausgesetzt nämlich, daß derjenige, welcher es hält, unbefangen und noch nicht in seine tiefsten Geheimnisse eingeweiht ist. Hat er aber erfahren, daß es über einem Ducaten in einer von rechts nach links geneigten Ellipse, über einem Kreuzer in einer Kreislinie schwingen muß, so geht von Stund an das Pendel, ohne nur ein einzigesMal zu irren, in diesen Bahnen, während es bei einem Anderen, dem man das Umgekehrte gesagt hat, auch folgerichtig umgekehrt schwingt.

Blätter und Blüthen.

Londoner Industrieen (Zur Warnung). „Capitalien zu placiren!“ Unter dieser Aufschrift bezogner man sehr häufig in den geistesten Zeitungen verschiedenen Nuancen, welche jedem Geldbedürftigen den schätzbaren Antrag machen, ihm beliebige Summen gegen niedrige Zinsen und geringe Sicherheit ohne alle Weiterungen vorzuschießen. Gewöhnlich sind es bündel runde Beträge, etwa von 100,000 Pfunden oder 1,000,000 Thaler preuß. Cour., womit die armen britischen Capitalisten weiter nichts anzufangen wissen, als sie auf dem Continent, insbesondere in unserm lieben, vertrauenden Deutschland, unterzubringen. Die Bibermänner geben sich dabei ganz das Ansehen, als wollten sie den Leuten so gelegentlich ein Anlehen leihen; man wende sich nur an die bezeichnete Adresse, London, Tottenham Road oder Chelsea, und umgehend trägt die Silberstotze oder der gewichtige Papiermanilius ein. Geldbedürftige gibt es überall, also auch in Deutschland; aber so blindlings zugreifende, ergiebige Leute, wie hier, gibt es leider nicht überall. Viele haben sich an die verführerischen Londoner Anstten gewendet, insbesondere Geschäftsleute aus Oppenheim, Westphalen, Hamburg und Sachsen. Aus allen diesen Gegenden liegen constante Nachrichten über den Ausgang derartiger Geschäfte vor. Auch der Schreiber dieser Zeilen hat sich, freilich nur des Versuchs halber und zu seinem speciellen Zweck der Veröffentlichung — an ein solches Londoner Haus gewendet, nämlich an die Herren Roberts, Barclay & Comp., welche „Kaufleuten, Fabrikanten und Verschiedenen aller Art 100,000 Pfund Sterling und darüber gegen mäßigen Zinsfuß zur Verfügung stellten“, falls dieselben nur „gute Referenzen“ beibringen könnten. Dazu fehlte es nun meinem portofreien Antrag durchaus nicht; aber das obenerwähnte Londoner Haus mußte sich trotzdem gerathen oder klüglich finden, denn es gab mir auf meinen Vertrauensbrief nicht einmal Antwort. Ich kann daher nur erzählen, wie es Andern gegangen ist, aber aus ganz authentischen Quellen. Der Verlauf ist stets, mit nur geringen Modificationen, der folgende:

Der Hülfesuchende wendet sich in einem kaufmännischen Schreiben an die zuvorkommende Geldquelle in London, er sendet einen wahrheitsgetreuen — oder auch gelehmirten! — Bericht über seine Verhältnisse ein, nennt seine Bürgen und begehrt ein Anlehen. Umgehend erhält er die Antwort, die sind — ein verbindliches Antwortschreiben: Das Geld liegt parat, es hat die Verabredung desselben gar keinen Anstand — nur wird der verehrte Darleihnsucher doch hoffentlich einsehen, daß man ohne alle Sicherheit doch kein Geld verleihen kann, namentlich ins Ausland; er wird daher freundlich angelordert, diejenige Sicherheit namhaft zu machen, die er allenfalls bieten kann, wobei nicht unerwähnt zu verstehen gegeben wird, daß man dies der Form wegen so verstehen müsse, ein Auge zudrücken und ungerade gerade sein lassen werde. Der Geldverlustige setzt die Hülfe kocht und nahe vor sich — aber wer sich nach London wendet, der hat gewöhnlich schon in Deutschland verdorbenheit, was möglich war, wenn auch sonst seine Lage eine ganz gute und er nur durch die Calamität der Krisis in ernstliche Verlegenheit gerathen sein mag, bei der Zerrbeilame seines Geschäftes bedroht. Mit beiden Kopf durchstinkt er nunmehr alle Möglichkeiten der Beschaffung einer Sicherstellung; allein es fällt ihm nichts ein, als — ein Accept. Dies ist der gewöhnliche Weg. Schlägt aber der Mann einen andern ein, bietet er Burgschaft, Nachhypothek, Hauptfand, Policen — so wird ihm kühl höflich entgegnet: Das sei allerdings etwas, aber nicht genug; zu mehrerer Sicherheit sei sein Accept verschiedener Usancen, als 4, 6 Monate sicht nothwendig. Was soll er thun? Schon zu sehr hat er sich in den Gedanken hineingelockt, mit einem Male aller der drückenden Cautionen los zu werden, die ihm seither das Leben zur Hölle gemacht haben; er sagt sich, daß es ihm ja mit Hülfe des zufliessenden Capitals leicht möglich sein werde, zur verlangten Deckung zu beschaffen; er denkt, er bekomme ja den Werth seines Accepts in die Hand und könne dabei selbst im schlimmsten Falle nichts verlieren; endlich ist er durch die erbetenen Zinsfristen fast sicher, daß man von seinen Wechseln keinen Gebrauch machen, sondern sie bloß als ein Unterpfand betrachten werde — kurz, er acceptirt und sendet die gestempelten Unglückspapiere nach London.

In sieberhafter Spannung erwartet er nunmehr die Rimessen; er späht der Zukunft des Postwagen täglich stundenlang entgegen — endlich kommt er, endlich, mit einem dicken Brief aus London, declarirt 10,000 Pfund Sterling! Gluck auf, Erlösung! Mit zitternden Händen bezahlt der gute Mann das hohe Porto, kaum vermag er zu quittiren, kaum das Couvert zu öffnen. Die Scheine purzeln ihm entgegen, sie bedeuten: so viel Geld ist lange nicht in's Haus gekommen, eine neue bessere Zukunft hat sich aufgethan. Aber nur auf einen Augenblick; das Londoner Schreiben enthält nicht Banknoten, sondern Wechsel, ordentlich ausgestellt, schwindelerregende, aber doch nur Wechsel. Erste Enttäuschung. „Ich werde ich mich daran verlieren müssen!“ brummt der Herr; „indessen auch das wird zu tragen sein; Hauptsache ist jetzt Cassa!“ — Und er wandelt bald zerknirscht zu seinem Banquier, um die Wechsel zu discontiren. Dieser setzt sie bereitwilligen einen nach dem andern hastbeissig zurück und sie dann kopfschüttelnd zurück: „Kann ich nicht gebrauchen; ganz unbekannte Firmen.“ — Erbost ragt der Besitzer seine Papiere zum zweiten, zum dritten Bankier — überall dieselbe Antwort; doch nein, der dritte macht ihm ein Vorschlag, gegen billige Provision das Ding zu verwerthen. Der Mann braucht zwar baares Geld, aber was will er machen? er übergibt die Wechsel theilweise zum Incasso, einige verwendet er auch zur Deckung von Schulden. Nun glaube er sich etwas Luft geschafft zu haben; er denkt an die Rückkehr zur Scheidung einer sehr entrüsteten Briefs an seine Londoner Geschäftsfreunde, worin er dieselben sür sämmtliche Spesen verantwortlich macht — erhält aber darauf kein Stechenswörtchen Antwort. Da senket eines schönen Morgens der Banquier nach ihm; mit Hast folgt er dem Einladung, denn er hofft auf Silber; da empfängt ihn unter der Thüre schon das Donnerwort: „Ihre Wechsel sind falsch! Solche Firmen existiren nicht, oder wenn sie existiren, sind sie zahlungsunfähig!“ — Und so ist es, der arme Gesäuschte hat ein ganz werthloses Papier in Händen, und steht wieder auf dem alten Flecke. Doch nein, er ist noch weit schlimmer daran, er hat sich selber ruinirt. Die Acceptz, welche er

Digitized by Google

gegeben, erscheinen, sind gültig, einerlei, ob er Wechl dafür empfangen hat oder nicht, ob er geprellt oder solid bedient worden ist. Das Wechselgeleg richtet sich als furchtbares Phantom vor ihm auf in seiner ganzen Strenge; da hilft kein Sinnreden, keine Ausflucht; er ist verloren. — Seines Londoner Schutzen-Hand hat die Accepte sofort verkauft an einen Spekulanten, der, nach vorher eingeholter, meist telegraphischer Erkundigung, ziemlich genau weiß, was er dafür geben kann; oft ist das verzweifelt wenig, oder die Schwindler machen dennoch ein gutes „Geschäft". Der unmittelbare Besitzer tritt die Wechsel am Verfalltage präsentirten, und zwar der größeren Sicherheit und Bequemlichkeit halber vielleicht durch die London Association for protection of Trade (die Londoner Gesellschaft zum Schutz des Handels), welche natürlich den vorbergegangenen Operationen nichts weiß und nichts kennt. Sie zieht also den Continental-Advocaten, dem sie die Sache übergibt, Protest erheben, und zieht bleiben dem Acceptanten nur drei Mittel: Zahlen, Wechselarrest oder Concurs. Das letztere ist natürlich das Gewöhnliche, und meistens nimmt in diesem Falle der zweite Londoner Spekulant noch mehr aus der Masse, als er für die Papiere gezahlt hat. Die Darlehnsverschafter aber in London zu verklagen, dazu gehört Geld, Zeit und die Verschcerung, daß auch bei der Klage etwas herauskommen; an allen diesen Bedingungen fehlt es aber gänzlich; man klagt daher nicht, und so ist es am Ende auch das Klagste. Man ist eben in eine Räuberhöhle gefallen. Daher muß folgender Erlaß des Polizei-Präsidiums in Berlin mit Dank begrüßt und zur Warnung weit bin verbreitet werden:

„Seit längerer Zeit finden sich in den Zeitungen Bekanntmachungen, in welchen anständige — angeblich — Handelsfirmen Setter zu mäßigen Zinsen offeriren. Die angeblichen Ermittelungen haben ergeben, daß mit diesen Anerbietungen lediglich auf die Leichtgläubigkeit Einzelner berechnete Wuchergeschäfte beabsichtigt werden, um sich in schändliche Verluste für diejenigen herbeizuführen haben, welche auf derartigen Anerbietungen sich eingelassen haben.

Das Polizei-Präsidium unterläßt nicht, das Publicum vor dieser Art der Betrugs hiermit zu warnen.

Berlin, den 1. October 1860."

Einen anderen Warnungsruf erlassen wir hiermit als Advokat, namentlich für junge, frisch etablirte Kanfleute. Sie mögen sich hüten vor Annoncen, etwa wie folgende: „Ein Geschäft Es und Co. in Hamburg, das sich eine Collectivfirma oder eine bekannte Comptoirfirma, meist französische, und hat stets in London), welches gegenwärtig eine besondere Agentur in Hongkong (Valparaiso, Buenos-Ayres, Sidney, Shanghai rc.) errichtet hat, welche die Verbindungen des europäischen Handelsstandes mit jenen fernen Gegenden erleichtern und verbessern soll, und dessen Capital sich gegenwärtig auf 20, 30, 40 Millionen Francs (10 Millionen auf oder ad, barauf kommt es nicht so genau an!) beläuft, gibt hiermit bekannt, daß seine Agenturen sich von jetzt ab Weder engagiren. Es erlaubt sich daffelbe dabei, den Herren Kaufleuten mitzutheilen, daß es in der angenehmen Lage ist, ihnen direct und zu den günstigsten Bedingungen jeden Credit zu eröffnen, selben sie zu Zahlungen von dort eingehenden Trockentern nöthig haben!" — Diese Ankündigungen erlügt, der rast mit verruchtester Stimme: „Aufgepaßt!"

Nur zum Schluß die letzte Warnung, vorzugsweise an junge tüchtige Geschäftsleute mit geringem Capital, welche schnell reich werden wollen. Diese entlehnen vor der freilichen klassischen Industriestadt Deutschlands, Bonner in Chemnitz; es ist verbwendig und nützlich, in dieser Zeit des Schwindels solche ernste Worte weiter zu predigen: „Der gefährlichste Abzweg ist das Consignirern der Waaren in andere Weltheile, wo häufig 40—50 Procent, oft auch Alles verloren geht. Junge und kaufmännisch gebildete Kanfleute sich von einem Londoner, leider oft auch von einem Hamburger oder Bremer Hause verleiten, unter den glänzendsten Vorspiegelungen Anordnungen nach Valparaiso rc. rc. zu machen, und die Verbindungen damit für sich zu schaffen, oder bei Hamburger oder Bremer Commissionair Vorschüsse auf die consignirten Waaren macht. — Wenn nun die Waare einmal in Valparaiso rc. ist, dann mag sich der Auslender nur selbst anschaffen, denn es gibt Fälle, wo 3 bis 4 Jahre verfließen, ehe nur eine Nachrichtenerkundigung kommt, und wenn dann ja noch ein Jahr, ehe die Rimessen — durch die Verkaufsrechnungen der Herren Commissionaire natürlich beschmitten, bis auf den angeführte Procentsätze — endlich eintreffen. Derartige Geschäfte sind für wenig bemittelte und überdies noch unerfahrene Geschäftsleute meist der Ruin, und wir haben Beispiele genug, wo das Consignirten Häuser banketerott gemacht hat, die deine noch bestehen würden, wenn sie der Versührung, mit fremden Mitteln zu arbeiten, widerstanden hätten. Conjunctivisis- und Correspondenzsätze muß man Lernen, nach Kaufmännischen von Geist und Geld überlassen, für Andere sind derartige Geschäfte nicht nur höchst unpassend, sondern auch frevelhaft.

Leichen und Kunder aus Böhmen. (In der Jakobskirche zu Prag.) Die Jakobskirche in der Altstadt, in der Nähe des Theinhofes und der Fleischscharnne, ist die längste aller Prager Kirchen, dabei hoch, aber schmal und düster. Sie macht einen unheimlichen Eindruck, wie das anstoßende Minoritenkloster, zu welchem sie gehört. Das Kloster war von jeher ein berühmtes liche Gotteshchen. Einst war das Kloster sehr reich; König Wenzel I., welcher 1228 gestorben ward, hatte es gestiftet und mit glänzenden Einkünften versehen; jetzt ist das Kloster ertarmt, nur wenige Mönche leben darin und haben ihre großen Besitzerien, den Weinhandel und eine Reihe anderer Gewölber als Speicher und Waarenniederlagen an Juden vermiethet. In den gothischen Kreuzgängen weht es nun feucht und dumpfig an, eine große Darstellung des letzten Gerichtes in Kindermeeds und seltsame alte Bilder blicken von den Wänden herab, und auf dem Steinpflaster liegen hier und dort Waarenballen umher. Nähern wir uns dem Kirchengang, so begrüßt uns ein düsteres memento mori: eine vergilbte Tafel an einem Betpult, auf welchem die Namen der verstorbenen Klosterbrüder in langen Reihen aufgezeichnet sind. Zu Anfang dieses Jahrhunderts füllte sich diese Sterbetafel rasch mit neuen Namen: ein junger Mönch vergiftete den Guardian und sieben Ordensbrüder, weil er auf diese Art zur Stelle eines Klostervorstandes zu gelangen meinte. Er wurde den Mönchen gewandte entdeckt und gleich einem andern gemeinen Verbrecher gerichtet. Seine Halsverbesserin, eine Küchenmagd, saß zwanzig Jahre auf dem Spielberge, wurde später begnadigt und ging zahrelang als Hausterin in den Straßen Prags umher; in der Januwoche 1848 soll sie selbst als das Opfer einer Lynchjustiz gefallen sein. Ein altes Weib wurde damals vom Volk gesteinigt, weil man bei ihr Patronen fand und meinte, sie trage dieselben dem Militär zu; in der Todten wollen die Leichenbeseger die Geschmeidigkeit von St. Jakob erlernt haben.

Als im Jahre 1689 französische Mordbrenner, von den Minister Ludwig's XIV. entsendet, in Prag an mehreren Orten Feuer anlegten, lief auch die Jakobskirche durch den Brand, ihr Gewölbe stürzte ein und mußte neu gebaut werden. Nach der Wiederherstellung malte Sebastian Zeiler, ein junger Prager Künstler, im Jahre 1713 während einer furchtbaren Pest in dieser Kirche und wurde von der Seuche bis zum letzten Pinselstrich am Hochaltarbild von St. Jakob verschont; kaum aber war dieses fertig geworden, erkrankte der Maler und wurde zwei Tage später auf den Pestkirchhof zu Wolschan hinausgeschafft").

Links vom Hochaltar erhebt sich ein prachtvolles Mausoleum, ein Meisterwerk, das J. Ferdinand Brokoff noch einem Entwurf des genialen Architekten von Erlach ausführte. Auf einem Sarg, über welchem ein kolossaler Ruhmesengel schwebt, wird ein stattlicher Mann in voller Ritterrüstung und den Zeichen des Malteserordens, eine Allonge auf dem Haupte, von der allgerechten Hand der Religion geführt. Der verschönerte Tod, den hier Barbara Leslie, die Gemahlin des Kanzler und Großprior des Malteserordens in Böhmen, Johann Wenzel Graf Wratislaw von Mitrowic († 1712), unter drei Kaisern erster Staatsminister und der Gründer der böhmischen Hofkanzlei in Wien. Die Freude am diesem Leben drückt Leslie's Grabschrift aus, welche an der Sarge, der Kanzler Wratislaw sei scheintodt begraben worden, in der Gruft bei St. Jakob wiedererwacht und unten entsetzlich zu Grunde gegangen. Man hörte in der Kirche ein Pochen, ein Aechzen und Stöhnen, leider aber lag der Todtengräber an Gelbsucht darnieder und konnte nicht eilen, als der am ersten möglichen Scheintod; anstatt die Gruft zu öffnen, begnügte man sich, den Grufteisen mit Wasserkalk zu besprengen. Als gesunde Leiche nachher das Erbbegräbniß eine neue Leiche aufnehmen sollte, fand man, nach der Sage, den Sarg des Obersthanzlers gesprengt und beiden Gerippe auf dem Steinpflaster liegen!

Im Kirchenschiff, gleich rechts vom Haupteingang, hängt an einem Pfeiler an einer kurzen Kette eine wiederich verrostete Menschenhand, deren Finger zusammengeschrumpft, ein höchst unangenehmer Anblick. Ehe wir uns bei dem Küster nach der Bedeutung dieses seltsamen Kirchenschmucks erkundigen, erblicken wir am nächsten Pfeiler ein stark nachgeschnitztes Bild, dessen Unterschrift in drei Sprachen, in der deutschen, in der böhmischen und in der lateinischen, nähere Nachrichten über jene Todtenhand enthält. In einer baarsträubenden Ortheographie sind da folgende Zeilen zu lesen: „Anno 1400 bei Lebzeiten des Bensiaj, Pabsten, dieses Namens Romanen, bei Regierung des Königs Wenzeslaus und des Kaiserthums Ersplichseit zu Prag, die Mutter Gottes, Jungfrau Maria in ihrem Bethrerdeid, welches allhier in der Kirche zu derselben Zeit bei einem abseitigen Pfeiler umweit vom Altar des hl. Crasmi gesetzet und sehr andächtig verehret, von einem Gottlosen Räuber, welcher die Kleinoden von ermähntem Bild beranben wollte, bei der Hand gehauen, bis er abgeschnitten werden, gehalten, die seinige Hand vermittelst des Gerichtes ist ihm abgehauen worden und die heutigen Tag allhier aufgehänget sich befindet." Das Bild stellt eine weite gothische Kirchenhalle vor, an einem Pfeiler sieht man den Staatsminister und den Räuberhand. Auf dem letzteren klebt die wilde Gestalt des Kirchenräubers, der eben nach dem Schmuck desselben gefaßt hat und vom Marienbild schgehalten wird. Durch die Kirche eilen einige Minoritenmönche herbei, mit großen Gebärden des Staunens und Entsetzens. An der zweiten Kirchenhalle ist die Verstümmelung des Räubers, dem der Jakobskirche die rechte Hand abgehauen wird.

Das Marienbild, welches in dieser Wundergeschichte eine Rolle spielt, steht jetzt, in bunte Flitter gekleidet, auf dem Hauptaltar der Jakobskirche, in welcher noch im vorigen Jahrhundert ein ganz altes, mit lateinischen Oktavrium aufgeführt zu werden pflegte. Es feierte die „Geschichte" vom Jahre 1400. Das Marienbild und der Kirchenräuber sangen die Hauptpartien darin, zuerst Sotenummern, dann ein Duetto, in welchem nur selbst den unbilligsten Ansprüchen genügt und zu besserm sucht, hierauf trat ein Chor der Häscher ein rc.

Kaiser Joseph II., bekanntlich kein Freund von Wundern, Wunderbildern, Processionen u. dergl., befahl im Jahre 1784 die verrottete Hand des Kirchenräubers aus der Kirche zu entfernen, und man that nach seinem Gebeiß. Wohl siebzig Jahre mag die Kette, welche jene Hand trug, leer an der Wand gehaftet haben; ein einiger Zeit tauchte die Hand des Kirchenräubers wieder auf und hängt als ein schrecklicher Exempel an ihrer alten Stelle, wie sie das man schreibt, am Jahre des Heils 1860. F. v. Z.

*) Sebastian Zeiler's Grabmal ist noch in Wolschan zu sehen. In seiner Grabschrift heißt es u. A.: „Sebastian Zeiler, ein Maler war er und wußte das Licht von dem Schatten zu unterscheiden. Anjetzo ist er selbst ein Schatten worden."

Aus der Natur. Der heutigen Nummer unserer Zeitschrift liegt die Anzeige einer Zeitschrift bei, auf die wir unsere Leser noch besonders aufmerksam machen. „Aus der Natur", wie sich die jetzige Wochenschrift nennt, erschien früher in größerformat und hieß anfangs namentlich die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. 1860.

Die Garfenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die schwerste Schuld.

Von dem Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder.

(Fortsetzung.)

Man muß es den Franzosen auch jener Zeit lassen: keine Frechheit, kein Hohn, keine Gewalt war für sie in Deutschland gegen Deutsche frech und empörend genug, daß sie davon hätten abstehen sollen; jener Sitte des Duelles, die Muth und conventionelle Ehre von ihnen forderten, entzogen sie sich selten, durfte namentlich der Officier, wenn sein Corps davon erfuhr, sich nie entziehen. Der Advocat brachte das junge Mädchen nach Hause.

„Sie müssen sich mit dem Menschen schlagen?“ fragte sie ihn entsetzt.

„Möchte es mir gelingen, den französischen Uebermuth zu züchtigen!“

„Aber wenn er der Sieger bleibt, wenn er Sie —“

Sie konnte das Wort, das sie auf den Lippen hatte, nicht aussprechen. Sie zitterte heftiger als vorher an der Seite des Franzosen.

„Mein Fräulein,“ erwiderte er ihr ruhig, aber im Tone tiefer Trauer, „falle ich, so hat fast ein gütiges Schicksal mich betroffen. Sie sind Polin, keine Deutsche —“

„O, mein Herr —“ rief das Mädchen.

Er hatte die Worte nicht gehört.

„Sie,“ fuhr er fort, „fühlen das Elend, die Schmach nicht, unter denen Deutschland seufzt.“

„O doch,“ mußte das Mädchen ihn nochmals unterbrechen.

„Wohlan, so müssen Sie auch den Druck fühlen, der auf jedes Deutschen Brust lastet, die Schmach, die ihn zu vernichten droht.“

Sie waren an der Wohnung des Mädchens angelangt. Ein anderer Gedanke erfüllte auf einmal ihr Inneres. „Mein Vater!“ rief sie mit neuem Entsetzen. „Wenn er es erfährt!“

„Ich werde von meiner Seite Alles aufbieten, daß er nichts erfährt. Leben Sie wohl.“

Sie hatte in ihrer Angst ihren Dank vergessen. Sie wollte ihm solchen zurufen, aber er war schon fort. Ein Gefühl wie der Schuld des Undanks brannte in ihrem Herzen. Fast heiser brannte sie noch der Händedruck, mit dem er rasch von ihr geschieden war.

Am andern Mittag erhielt sie die Nachricht, daß der Advocat Rohden den Adjutanten des Obersten im Duell erschossen habe. Ueber die Veranlassung des Duells hatte man nur erfahren, daß die Beiden am Abende vorher bei einem zufälligen Begegnen in einen heftigen Streit gerathen seien. Das Duell hatte am frühen Morgen stattgefunden. Vorher hatte, außer den zunächst Betheiligten, Niemand etwas davon gewußt. Der Oberst des Regiments war in mancher Beziehung ein Ehrenmann, der seine nachsichtige Schwäche gegen seinen Neffen sich oft zum Vorwurfe gemacht hatte. Er verbot seinen Officieren auf das Strengste, für den Tod ihres Cameraden an dem Advocaten Rohden irgend Rache zu nehmen. Die Ursache des Duells erfuhr längere Zeit auch ferner Niemand.

Das junge Mädchen nahm keine Stunden in der Stadt mehr. Sie vermied es mehr als früher, sich außer dem Hause zu zeigen. Man sah sie fast nur in Begleitung ihres Vaters. Nur zweimal war sie seitdem dem jungen Advocaten begegnet, der ihr Retter gewesen war. Er hatte sie stumm und ehrerbietig gegrüßt, wie früher. Aber sie hatte seinen Gruß erwidert. Ihr Vater hatte finster das Gesicht abgewandt, freilich wie immer, wenn ihm Jemand begegnete. —

Beinahe ein Jahr war seit dem Duell vergangen. Elvire Krajewska war mit ihrem Vater spazieren gegangen. Sie verließ fast nur mit ihm das Haus. Er liebte auf seinen Spaziergängen ihre Begleitung. Die ältere kränkliche Tochter verließ die nächste Umgebung des Landhauses nie. Sie kamen aus einer Waldung und betraten die zu der Stadt führende Landstraße, welche sie eine Strecke verfolgen mußten, um dann in einen Seitenweg einzubiegen, der sie näher zu ihrer Wohnung führte. Sie waren noch keine dreißig Schritte gegangen, als sie aus einer Biegung der Straße einen Trupp Officiere sich entgegen kommen sahen. Es waren jüngere Officiere des in der Stadt garnisonirenden Regiments. Sie waren laut, besonders zwei von ihnen, die betrunken zu sein schienen. Die Miene des finsteren Greises verfinsterte sich mehr, als er sie sah. Seine Tochter wurde ängstlich.

„Kehren wir zurück, Vater,“ wollte sie bitten. Aber es war nicht mehr möglich. Die Franzosen hatten sie schon gesehen, und einer der Betrunkenen hatte bereits mit der Hand nach ihnen gezeigt.

„Ah, la voilà!“ hatte der andere gerufen.

Zurückgehen wäre Flucht, die Flucht wäre eine Aufforderung für die betrunkene Rohheit zu einer lauten, frechen Verfolgung gewesen.

„Fasse Muth, mein Kind,“ sagte der Greis.

„Ich fürchte nur für Dich, mein Vater.“

Sie hatte wohl für ihn zu fürchten, wenn sie sah, wie in seinem bleichen, von den tiefen Furchen durchzogenen Gesicht ein starker, edler Zorn, und dann auf einmal eine so sonderbare angstbaste Scheu mit einander kämpften. Er führte sie am Arme, und dieser Arm zitterte heftig.

„Fasse Du Muth, mein armer Vater,“ drängte es sie, ihn zu bitten. Sie durfte es nicht wagen, denn sie schien zu erken-

Digitized by Google

nen, daß er sich selbst wie im Angesicht einer Gefahr, einer entsetzlichen Entscheidung fühlte, daß er aber auch selbst fürchtete, nicht den Muth zu besitzen, dessen er bedurfte. Sie durfte seine Verwirrung nicht vermehren.

Aber was war es, was dem hohen Greise den Muth nahm, seine Ehre, selbst die Ehre seiner Tochter zu schützen? Eine Todesangst hatte sie gefaßt. Sie zitterte heftiger als er. Ihre Füße versagten ihr fast den Dienst. Die Officiere kamen ihnen näher.

„Ja, ja, sie ist es wirklich!“ rief einer der Betrunkenen. „Die Mörderin des armen Delaparte.“

Die Anderen wollten ihm Schweigen gebieten.

„Was wollt ihr?“ rief er lauter. „Warum soll es die Welt nicht wissen, daß sie die Mörderin ist? Er ist todt, sie leben; he Mademoiselle —“

Sie standen keine fünf Schritte mehr von einander, der Betrunkene mit seinen Begleitern, der Greis mit seiner Tochter. Das Mädchen mußte sich krampfhaft an dem Vater festhalten. Sein Gesicht war mit Schweiß bedeckt. Der Betrunkene wollte auf das Mädchen losstürzen. Seine Cameraden suchten vergebens ihn zu halten. Etwas Anderes hielt ihn. Aus der Biegung der Landstraße kam in Galopp ein Reiter herangesprengt. Er mußte das laute, tobende Rasen des Betrunkenen vernommen haben.

„Der Oberst!“ riefen die Officiere. Sie standen wie erstarrt, selbst der am meisten Betrunkene. Es war ihr Oberst. Er sprengte an sie heran und maß sie mit dem Blicke der strafenden Entrüstung des Vorgesetzten.

„Meine Herren, Sie versügen sich sofort sämmtlich zum Arrest.“

Die Officiere kehrten gehorsam und schweigend zu der Stadt zurück. Der Oberst wandte sich an das junge Mädchen.

„Mein Fräulein, die Schuldigen werden bestraft werden, nach der strengsten Strenge der Gesetze, aber es ist das nur eine geringe Genugthuung für die Armee des Kaisers, für den französischen Namen. Für Sie, mein Fräulein, habe ich nur Eine Genugthuung, die Bitte an Ihr edles Herz, die Nothzeit, die jene Elenden gegen Sie gezeigt haben, mir, ihrem Vorgesetzten, verzeihen zu wollen.“

„O, mein Herr, ich verzeihe Allen!“ preßte das weinende Mädchen hervor.

„Sie sind ein Engel an Güte und Brauchbeit des Herzens.“ Er zog seinen Hut tief vor ihr; dann gab er seinem Pferde die Sporen. Von ihrem Vater hatte er keine Notiz genommen. Nicht sein flüchtigster Blick hatte ihn getroffen. Doch indem er sein Pferd weiter in Bewegung setzen wollte, kehrte er sich nach dem Greise um, aber mit einem Blicke der unbeschreiblichsten Verachtung. So sprengte er davon. Die Tochter hatte den Blick nicht gesehen. Wohl ihr! Der alte, finstere Mann aber war zusammengebrochen. Er mußte sich auf einem Steine, der an der Straße stand, niederlassen, um Kräfte zum Weitergehen zu sammeln. Auf dem Wege sprach er kein Wort mehr. Zu Hause mußte das Mädchen ihm erzählen. Er hörte ihr still zu und er blieb auch den ganzen Abend stumm. Er schien einen Entschluß zu suchen. Am andern Morgen hatte er ihn gefunden. Er ging zu dem Avocaten Rohden. Er hielt sich höher aufrecht, als man ihn je gesehen hatte. Seine Augen zeigten eine stille Wehmuth. Er drückte dem jungen Avocaten die Hand.

„Mein Herr, ich habe gestern gehört, was Sie für mein Kind gethan haben; ich kann mich seit gestern bei dem Namen eines Deutschen wieder erheben.“

„Und Sie sind selber ein Deutscher?“ fragte ihn der junge Mann.

Der Greis hebte bei der Frage. „Ja!“ sagte er leise.

Dann nahm er wieder die Hand des Avocaten. Er hatte noch etwas auf dem Herzen. „Mein Herr! nebst meinem Danke hat mich eine Bitte zu Ihnen geführt.“

„Sprechen Sie sie aus, mein Herr.“

„Ich stehe nicht weit mehr vom Grabe. Nach meinem Tode sind meine beiden Töchter in der Welt völlig allein. Ich habe in Ihnen den Mann gefunden, dem ich sie anvertrauen kann. Darf ich sie Ihnen anvertrauen?“

Das Gesicht des jungen Avocaten war von einer dunklen Gluth übergossen.

„Mein Herr,“ rief er, „ich werde keine heiligere Pflicht kennen, als die Sie mir da anvertrauen wollen.“

Da athmete der Greis tief auf, wie aus einer plötzlich von einer schweren Last erleichterten Brust. „O, jetzt wird der Tod mir Befreiung sein!“

Er schien wirklich seit der Zeit ruhiger und freier zu sein. Finster und schweigsam blieb er immer. Momente eines tiefen, die Brust ihm durchwühlenden Grames ergriffen ihn auch noch. Aber der ewig schwere Trend, der früher ihn niedergebeugt hatte, lastete mit jener Schwere nicht mehr auf ihm.

Der Avocat Rohden durfte sortan sein Haus besuchen. Die sämmtlichen Officiere, die an jenem Ueberfalle Theil genommen hatten, waren vom Regiment entfernt worden.

---

3. Die Schwestern.

Wir müssen zu dem Anfange des vorigen Capitels zurückkehren. Die beiden Schwestern saßen beisammen, Melanie, die ältere kränkliche, Elvire, das weiche Kind von achtzehn Jahren, die in das goldene Alter der Jungfrau mehr unter Thränen und Sorgen, als unter Lachen und Spiel eingetreten war. Der Tag neigte sich. Man hatte durch die Fenster des Wohnzimmers den Anblick des benachbarten Gebirges. Die letzten Strahlen der Abendsonne färbten den herbstlich gelben Gebirgswald dunkler. Es war behaglich in der hellen Stube. Auch die Kälte des anbrechenden Octoberabends war nicht hineingedrungen. Die ältere Schwester hatte sich dennoch in einen dichten wollenen Shawl eingehüllt. Sie fror. So saß sie auf dem Sopha, mit den großen schwarzen Augen in einen dunkler und dunkler werdenden Winkel des Gemachs hinein starrend. Die Jüngere saß mit einer Arbeit am Fenster. Sie war indeß nicht bei der Arbeit, sondern sah unruhig auf die vorüberführende Landstraße hinaus.

„Wo der Vater heute bleiben mag? Er hat sich noch nie so verspätet.“ Sie sagte es mehr für sich, als zu der Schwester. Diese hatte dennoch darauf geachtet.

„Wo er bleibt?“ sagte sie. „Ich sehe ihn. Er ist in der Tiefe des Waldes und kehrt schwer belastet von einem neuen Unglück nach Hause zurück. — Wie er leucht unter der Last dieses neuen Unglücks!“

Sie sprach ebenfalls mehr für sich, langsam, abgebrochen, mit hohl klingender Stimme. Ihr starrer Blick war unheimlicher geworden, er schien den dunklen Winkel durchbohren zu wollen.

Die jüngere Schwester seufzte leise vor sich hin und sah mit einer scheuen Besorgniß zu ihr hinüber. „Die Unglückliche!“ sagten mehr ihre Augen, als ihre Lippen. „Sie war lange ruhig. Sollte es jetzt wieder schlimmer mit ihr werden? Und sollte gar wirklich ein Unglück wieder herannahen wollen? Auch damals war sie so, zur Zeit jener entsetzlichen Geschichte — Melanie!“ sagte sie beruhigend. Die Kranke schreckte auf.

„Ha, Du, Elvire!“ Dann wurde der irre Blick auf einmal trübe. „Auch Du! Auch Du! Für Dich thut es mir weh. Du bist noch so jung. Du solltest glücklich werden können! Aber es faßt auch nach Dir. Es hat Dich schon.“

Elvire war aufgestanden und trat zu der Schwester.

„Gib die Träume auf, Melanie. Komm, steh' auf. Es ist kalt in der Stube; auch mich friert. Gib mir Deinen Arm; wir spazieren durch die Stube, so erwärmen wir uns.“

„Dich friert?“ sagte die Kranke. „Mir ist heiß.“

Sie wickelte sich fester in ihr wärmendes Tuch. Dann fuhr sie fort: „Den Armen friert. Er hat Hunger und Kälte. Das Unglück brennt, verzehrt mit wilder Gluth. Geld haben wir, ja, aber auch das Unglück haben wir, und wir haben es uns selbst herbei gerufen. Auch für Dich, Du armes Kind. Und dem Unglück ruft man nicht vergebens. Es kommt —! Horch! Es klopft von selber an — Horch! Horch!“

An die Thür der Stube wurde geklopft. „Horch!“ wiederholte die Kranke.

Elvire war bleich geworden. „Wer mag da sein?“

„Das Unglück!“ rief die Kranke.

Es wurde zum zweiten Male geklopft.

„Herein!“ mußte Elvire rufen.

Die Thür öffnete sich. Ein Unterofficier von der französischen Besatzung des Städtchens trat ein. Er trug ein kleines versiegeltes Schreiben, welches er der jungen Dame übergab.

„Von dem Herrn Obersten, an Herrn Krajewski. Der Herr Oberst schickt zugleich seine Complimente.“

Er entfernte sich wieder. Elvire hatte die Aufschrift besehen. Der Brief, oder vielmehr das Billet, war an ihren Vater. Die

Digitized by Google

Handschrift schien aus der Militärkanzlei des Obersten zu kommen. Das Siegel war aber kein amtliches. Das junge Mädchen war bleicher geworden. Das dünne Papier zitterte in ihrer Hand.

„Was mag es enthalten? Was kann der französische Oberst von dem Vater wollen?“

Sie sann vergebens nach und unwillkürlich mußte sie einen Blick auf die Schwester werfen, die das Unglück angemeldet hatte. Die Kranke saß unbeweglich auf dem Sopha; sie starrte wieder in den Winkel hinein, der völlig dunkel geworden war. Sie träumte wieder; oder sah sie wieder entsetzliche Bilder eines irren Geistes?

„Licht!“ rief Elvire durch die Thür dem Diener zu.

Sie mußte Licht haben. Die Sonne war untergegangen. Die Dunkelheit des Abends nahm immer mehr im Zimmer überhand. Dem Mädchen wurde unheimlich in der Finsterniß, allein mit der Schwester, die nur Bilder des Irrsinns und des Unglücks sah. Der Diener brachte Licht herein. Das Auge der Kranken glänzte wirr in dem Scheine. Auf einmal richtete sie sich auf.

„Er kommt,“ sagte sie.

„Der Vater?“ fragte die jüngere Schwester.

„Der Andere!“

„Rohden?“

„Der Bierte in unserem Bunde des Unglücks! Hatte es denn an Dreien genug? Hat es je genug?“

„Melanie!“ bat die Schwester.

„Melanie!“ rief die Kranke, in deren Augen auf einmal wilder und wilder eine dunkle Gluth aufloderte. „Nenne mich Kassandra. Kassandra ist mein Name, und ich bin sie Euch, zu Eurem und zu meinem eigenen Fluche. Meine Weissagungen sind für Euch nicht da, aber sie treffen Euch dennoch. Auch ihn, der Dein Herz liebt. Du bist zum Unglücke, zum Untergang verdammt, wie ich es war. Und auch Du wirst das mit in Dein Unglück hineinziehen, was Dein Herz liebt, wie ich es mußte. Auch ihn, auch ihn, Dein Herz möchte ihn dann aufgeben, von sich stoßen können, wie mein Herz es nicht konnte. Ich konnte, ich konnte es nicht!“ schrie sie lauter auf. „Wehe mir! Ich kann es noch nicht!“

Sie war völlig aufgesprungen. Eine helle Röthe flog durch ihr Gesicht. Sie schlug auf ihre Brust. Sie wollte ihr Haar zerreißen. Elvire flog in ihre Arme, hielt ihr die Hände.

„Melanie, Du tödtest Dich, Du tödtest mich, unseren armen Vater —“

„Ihn!“ schrie die Kranke wieder wild auf. „Ihn? O —“

Sie ließ die Arme sinken; sie ließ sich ohne Widerstreben zu dem Sopha zurückführen, in dessen Kissen sie niedersank. Ein Strom von Thränen floß aus ihren Augen. Sie bedeckte die Augen mit den Händen. Der heftige Nervenanfall, der plötzlich sie ergriffen hatte, aber was es sonst war, war ebenso plötzlich vorübergegangen. Sie konnte nur noch still weinen. Die jüngere Schwester störte sie nicht.

Nach einer Weile ließen sich draußen vor dem Zimmer Schritte vernehmen. Auch die Kranke hörte sie und stand auf. Sie enthüllte ihr Gesicht; es war ruhig, aber von einer furchtbaren Blässe bedeckt.

„Es ist Rohden,“ sagte sie mit einer milden, ruhigen Stimme, „Er darf mich so nicht sehen. O, Elvire, mein liebes Kind, möchtest Du glücklich werden können! Mit ihm! Aber —“

Sie schüttelte schmerzlich das bleiche Haupt und ging in ein Nebenzimmer. An die Thür, vor der die Schritte gehört worden waren, wurde geklopft.

„Herein!“ rief leise das junge Mädchen, indem sie sich mühsam zu fassen suchte.

Der Avocat Rohden trat ein; er war ein schöner Mann mit seinem geistvollen, muthigen, besonnenen, kräftigen Gesicht. Man fühlte sich unwillkürlich beruhigt und sicher in seiner Nähe. Heute war seine Stirn umwölkt; sie wurde es noch mehr, als er sein Auge durch das Zimmer geworfen hatte, und sein erster Blick den Brief traf, den der französische Unteroffizier gebracht hatte, und der auf dem Tische lag.

„Auch hier? ich hatte es gedacht!“ sagte er.

Seine Besorgniß machte das Mädchen von neuem ängstlich.

„Sie haben etwas, Rohden.“

„Ja, liebe Elvire,“ erwiderte er, „und etwas recht Schweres.“

„Sie dürfen es mir mittheilen?“

„Ich muß es.“

Sie waren Freunde, das junge Mädchen und der junge Mann, der sie aus schwerer Gefahr errettet, der dann sein Leben für sie eingesetzt hatte. Ihre Herzen standen sich vielleicht noch näher. Und sie wußten es vielleicht auch. Gesagt hatten sie es sich noch nicht. Sie waren vertraute Freunde, die sich mittheilen mußten, was sie auf dem Herzen hatten. Nur die Geheimnisse der Familie, das schwere, entsetzliche Geheimniß der unglücklichen Familie, kannte er nicht.

„Ich bringe Ihnen mehrfache traurige Nachrichten,“ sagte er zu dem ängstlich horchenden Mädchen. „Fassen Sie mich mit der schrecklichsten beginnen. Sie betrifft uns Alle, sie vernichtet uns Alle, unser ganzes deutsches Vaterland. Sie wissen, man erwartete täglich die Nachricht von einer entscheidenden Schlacht zwischen den Alliirten und Franzosen.“

„Man erwartete, sie werde in Sachsen stattfinden,“ sagte das Mädchen.

„Sie hat dort stattgefunden — in der Nähe Leipzigs.“

„Und die Franzosen haben gesiegt?“

„Sie haben gesiegt. Napoleon hat einen großen, glänzenden, entscheidenden Sieg über die Verbündeten davon getragen — vorgestern, am sechszehnten. Den ganzen Tag hat der furchtbare Kampf gewüthet. Am Abend waren die Deutschen geschlagen, und der Kaiser Napoleon konnte Couriere nach allen Seiten mit der Nachricht des erfochtenen Sieges absenden. Einer von ihnen kam heute Nachmittag hier durch, die Nachricht dem Regimente zu überbringen. Als er Leipzig verlassen, hatten die Glocken der deutschen Stadt zu dem Siege der Franzosen über die Deutschen läuten müssen. Noch einmal ist unser Vaterland verloren. O, auf wie lange!“

Dem jungen Advocaten standen Thränen in den Augen. Das junge Mädchen hatte einen anderen für sie tieferen Schmerz.

„Mein Vater! mein armer Vater!“ rief sie aus.

Der Advocat sammelte sich.

„Zu der Nachricht des Schreckens und der Trauer gesellt sich die Schmach. In der Stadt herrscht lauter Jubel über die Siegesnachricht. Die französischen Soldaten sind außer sich vor Freude. Die deutschen Beamten schließen sich ihnen an, sie wollen nicht zurückstehen, sie wollen jene überbieten. Sie nennen es Patriotismus! O, der furchtbaren, der ewigen Schmach!“

Die Stimme drohete ihm zu ersticken, er war leichenblaß geworden. Das Mädchen stand zitternd und leichenblaß vor ihm. Sie hatten Beide nicht gehört, wie sich langsam und leise die Thür des Zimmers geöffnet hatte. Der hohe finstere Greis war eingetreten und stand auf einmal vor ihnen, einem Gespenste ähnlich, das dem Grabe entstiegen ist. Die Gesichtszüge waren entstellt, verzerrt. Er wankte stumm zum Sopha. Er verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Vater, mein Vater!“ eilte das Mädchen zu ihm. „Du hast es schon vernommen?“

Er antwortete nicht.

„Du weißt es! O, sprich, sprich! Bereinige Deinen Schmerz mit dem unsrigen, damit er Dich nicht tödtet.“

„Ich weiß es,“ sagte der Greis tonlos, „ich erfuhr es auf dem Rückwege. Sie sprachen davon,“ sagte er dann zu Rohden, „fahren Sie fort.“

„Sie wissen auch den Jubel, die Schmach?“ fragte Rohden.

„Ich weiß Alles.“

Der Advocat fuhr fort:

„Das Schwerste, das Empörendste erwartet uns noch. Morgen soll in der Kirche ein feierliches Tedeum gehalten werden. Heute Abend gibt das Officiercorps einen glänzenden Ball. Wer zu jenem, wie zu diesem nicht erscheint, soll als ein Verräther des Vaterlandes, als ein Feind des Kaisers behandelt werden.“

Elvire hatte bebend den Brief des Regimentsobersten ergriffen und übergab ihn ihrem Vater.

„Von dem Obersten,“ sagte sie, „ein Unterofficier brachte ihn vor einer Stunde.“

Der Greis wollte aufspringen, vermochte es aber nicht. Seine Kräfte schienen auf einmal wie von einem furchtbaren Schlage erschöpft zu sein. Er streckte die zitternde Hand nach dem Briefe aus, sank aber wie gelähmt zurück.

„Lies Du!“ sagte er leise.

Sie erbrach das Billet und las:

„Der Oberst Charoul gibt sich die Ehre, Herrn Krajewski

mit seiner Familie zu dem Balle einzuladen, welchen das Officiercorps der Garnison heute Abend um neun Uhr zur Feier des großen französischen Sieges bei Leipzig veranstaltet hat. Man hat das Vertrauen zu dem Patriotismus und zu der Treue und dem Gehorsam des Herrn Eingeladenen gegen unseren erhabenen Souverain, den Kaiser, daß er dieser Einladung gern Folge leisten wird."

Elvire sah stumm ihren Vater an, nachdem sie zu Ende gelesen hatte. Er sah bewegungslos mit dem verhüllten Gesicht da.

„Wir gehen nicht hin, Vater!" sagte das Mädchen. Sie sprach es halb entschieden, halb bittend.

Er antwortete nicht; er bewegte sich nicht. Rohden nahm ihre Hand und führte sie auf die Seite.

„Er ist in einem furchtbaren Zustande," flüsterte er ihr zu. „So ist er immer, wenn von diesem Kriege, von Deutschland, von Franzosen gesprochen wird. Darum hatte ich Sie gebeten, nie mit ihm über die Zustände unseres Vaterlandes zu reden."

„Ich hatte es geahnt, ich wußte es," sagte der Advocat für sich. „Und da liegt sein und der Familie Geheimniß."

„Drängen Sie ihn nicht, Elvire," fuhr er zu dem Mädchen fort. „Hören Sie mir vorher zu. Wir sind in einer verzweifelten Lage, und ich bin Ihnen volle Offenheit schuldig."

„Reden Sie," bat das Mädchen.

„Der Oberst und die Behörden legen auf diesen Ball ein besonderes Gewicht. Sie haben ihn absichtlich und in böser Absicht veranstaltet. Der deutsche Geist, wie in ganz Deutschland, ist auch hier erwacht, unmittelbar unter der französischen Herrschaft selbst. Er konnte, daß er nicht in Thaten sich kundgab, nur durch den strengsten Terrorismus niedergedrückt werden. Dennoch war er unter den Siegen der Alliirten in Schlesien, in Brandenburg, in Sachsen lauter und lauter geworden. Unsere Unterdrücker begannen schon sich wie in fremdem Lande zu fühlen und in dem fremden Lande sich zu fürchten. Auf einmal heute die Siegesnachricht. Auf ihre Furcht folgt der Triumph, der Uebermuth und zugleich das Verlangen, Rache dafür zu nehmen, daß sie sich hatten fürchten müssen. Dafür morgen das Tedeum, heute dieser Ball. Wehe dem, der nicht erscheint! Gegen Ihren Vater, Elvire, hat man einen ganz besonderen Haß —"

„Wegen meiner —" sagte das Mädchen.

„Nicht blos deshalb. Es ist auch noch ein anderer und wahrscheinlich viel dringenderer Grund da."

„Welcher könnte das sein?"

„Ich weiß es nicht, nur der Oberst scheint ihn zu kennen, vielleicht auch der Oberprocurator. Ich habe nur wie von einem tiefen Geheimniß davon sprechen hören. Aber bestimmt wollte man dabei wissen, daß bei dem ersten revolutionären Symptome, das sich in der Bevölkerung zeige, Ihr Vater der Erste sein werde, den man vor ein Kriegsgericht stelle, um ihn zu erschießen."

„Allmächtiger Gott!" rief das zum Tode erblaßte Mädchen. „Es ist so, Elvire, und ich mußte es Ihnen jetzt, bei dem Herannahen der Gefahr, sagen."

„Was machen wir, Rohden?"

„Vor allen Dingen darf er kein Wort von dem erfahren, was ich Ihnen hier mittheilte; er würde sonst keine Wahl mehr haben."

„Wir würden ihn müssen. Aber müssen wir das nicht immer?"

„Erwägen Sie auch das Andere, Elvire, Ihre Lage."

„Lassen Sie uns nicht an mich denken, mein Freund."

„Ihre Lage ist zugleich wieder die Ihres Vaters. Das Officiercorps haßt Sie. Die Rache, die man an Ihnen nehmen will, hat bisher nur mühsam unterdrückt werden können. Wird sie in dem Uebermuthe des heutigen Abends nicht um so mehr, vielleicht um so roher sich Luft zu machen suchen? Und was wird dann Ihr Vater thun? Sie kennen seine Liebe für Sie, seinen Stolz, seinen heftigen, krankhaft heftigen Charakter."

Das Mädchen stand in sprachloser Angst.

„Erwägen Sie dagegen freilich," fuhr der junge Mann fort, „daß mit Ihnen ich da sein werde, und daß Sie zu allernächst unter meinem Schutze stehen werden."

Ein neues Entsetzen hatte die Arme erfaßt.

„Sie, Rohden? Ihr Leben sollte ich zum zweiten Male auf das Spiel setzen? Nimmer. Ich gehe nicht zu diesem unglücklichen Ball."

„Und Ihr Vater dann, Elvire?"

Die Arme durfte nicht einmal laut weinen, damit ihr Vater es nicht hörte.

„O," schluchzte sie in ihr nasses Tuch hinein, „e, wohl hatte die arme Schwester Recht, mit jenem Briefe meinet sich das Unglück bei uns an; es ist jetzt da. — Was machen wir, Rohden?" fragte sie dann, „rathen Sie."

Der muthige, stets entschlossene junge Mann mußte sich doch besinnen. Aber nur einen Augenblick lang. Eine Gefahr war immer da; sein Muth und seine Ehre entschieden für die Gefahr, die auch für ihn da war; einer andern Stimme, als der des Muthes und der Ehre, gehorchte er nicht. Die Geliebte — das schöne, brave, junge Mädchen war ihm schon längst die Geliebte seines Herzens — sie war freilich mit in der Gefahr, die auch für ihn da war, nur um ihretwillen konnte er hinein gerathen. Aber er durfte das nicht weiter beachten.

„Wir gehen, Elvire, Sie, Ihr Vater und ich."

„Auch Sie?"

„Ich führe Sie in den Saal."

„Es muß so sein," sagte sie.

Sie drückte ihm die Hand. Er drückte sie ihr herzlich wieder. Der warme Druck gab Muth in ihr Herz. Mit Muth und noch immer mit Angst, und durch beide mit stiller, inniger Liebe blickte sie in seine Augen, die voll Liebe auf ihr ruhten.

Der junge Advocat hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Ich habe Ihnen noch eine recht traurige Nachricht mitzutheilen, Elvire; Ihr Vater darf sie nicht erfahren."

„Sie betrifft ihn, Rohden?"

„Sie betrifft ihn nicht; aber sie würde ihn gerade heute unangenehm berühren. Die Gensd'armerie haben vor kaum einer halben Stunde einen preußischen Officier eingebracht, der die Grenze überschreiten wollte."

„Einen preußischen Officier?"

„Einen vormaligen wenigstens. Er war mit dem Schill'schen Corps gefangen genommen, in das Innere von Frankreich geschleppt und auf die Galeeren gebracht. Es war ihm geglückt zu entkommen, aber nur bis hier. Ein Zufall muß ihn verrathen haben. Seit gestern war die gesammte Gensd'armerie der Gegend zu seiner Verfolgung aufgeboten. Gerade an der Grenze hat man heute ihn ergriffen."

Elvire war aufmerksam geworden, dann unruhig.

„Ein Officier des Schill'schen Corps?"

„So heißt es in der Stadt."

„Haben Sie seinen Namen gehört?"

Er nannte einen Namen.

„Großer Gott!" rief das Mädchen.

Die Arme mußte krampfhaft das Tuch vor den Mund drücken, um den Ausruf des Schreckens zu dämpfen.

„Sie wissen von ihm?" fragte Rohden.

„Ich hoffe nicht."

„Aber Sie erschraken!"

„Ich hatte den Namen von meiner Schwester gehört, in ihren Nervenanfällen, ohne nähern Zusammenhang. Aber der Name ist ein vielverbreiteter, auch in der preußischen Armee. Auf seinen Fall, Sie haben Recht, darf mein Vater von der traurigen Begebenheit hören. Lassen Sie uns zu ihm gehen."

Sie kehrten zu dem Greis zurück; er saß noch immer mit verhülltem Gesichte da. Ein furchtbarer Schmerz mußte in ihm wühlen; ein schwerer Kampf war vielleicht hinzugetreten.

„Wir gehen zu dem Balle, Vater," redete ihn, mit ihrer weichen Stimme bittend, die Tochter an. „Rohden begleitet uns," setzte sie hinzu.

Er fuhr auf, er hatte ihre Stimme gehört, aber nicht ihre Worte.

„Was sagtest Du?" fragte er.

„Wir gehen zum Ball," wiederholte sie, „Rohden wird uns begleiten."

Einen Augenblick starrte er sie an. In seinem Innern wälzten und drängten sich Gedanken und Pläne. Auf einmal schien er etwas festzuhalten.

„Wir gehen!" sagte er hastig. „Mache Dich fertig."

Er verließ das Zimmer. Der Advocat sah ihm kopfschüttelnd, Elvire mit schwerer Sorge nach.

„Hätte ich es ihm nicht gesagt! Er hat etwas vor. Es gibt ein Unglück. Kassandra, Kassandra, ich glaube Dir."

„Fassen Sie Muth, Elvire, ich verlasse Sie nicht."

Fortsetzung folgt.)

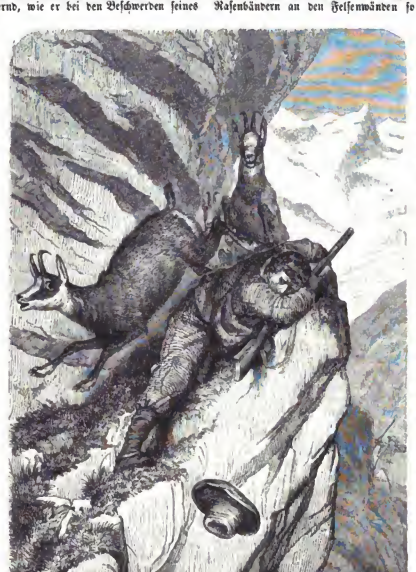
Digitized by Google

Die Gems- und Bärenjagd in den Schweizer Alpen.

Von H. A. von Berlepsch.*

Der Aelpler ist eine feste, kernige, einfache Erscheinung in allen seinen Lebensbeziehungen, in allen seinen Lebensäußerungen. Ebenso genügsam, wie er in seinen Bedürfnissen, ebenso ungekünstelt, wie er in seinen Sitten, ebenso muthig, wie er in Gefahren, und ebenso ausdauernd, wie er bei den Beschwerden seines Erwerbes ist, — ebenso kühn und beharrlich, frisch und entschrend ist er auch auf der Jagd. Sie steht im vollen Einklange mit seinem ganzen Wesen und mit der gewaltigen, großartigen Natur, die ihn umgibt.

Der Pirschgang auf Alpenthiere ist nach Terrain, Suche und Jagdart eine völlig anderen Bedingungen unterstellte, gänzlich anderen Umständen unterliegende Thätigkeit, als die zur Wissenschaft und noblen Passion ausgebildete hohe Jagd im Hügel- und Flachlande. Der größte Theil jener Praktiken, welche dort zulässig oder sogar geboten sind, und deren genaue Kenntniß und fertige Handhabung den flotten Jäger kennzeichnen, können in den Alpen nicht in Anwendung kommen; es ist keine paragraphisch-systematistirte Waidmannskunst, die sich theoretisch aus Büchern einschulen läßt, um ritterlich-elegante Komödie damit zu treiben, sondern so unmittelbar derb und wild, wie die Alpen selbst, ist auch die Jagd. Wer nicht das Zeug dazu in Knochen und Blut, in Muskeln und Fasern hat, wer nicht Gefahren und Strapazen lachend die Stirn bieten kann, wessen Auge nicht scharf und schwindelfrei in Abgründe zu blicken vermag, der lasse den Stutzen daheim, oder versuche sein Glück drunten im blassen, dürren Stoppelfelde und zwischen den Kramädern, wo ihm der Hund den Hasen fangen hilft oder die Kitte Hühner vor den Schuß bringt. In den Alpen gilt's wilden Bestien: Bären, Wölfen, Adlern und Geiern, oder der flüchtigen, weit witternden Gemse, oder den schlauen, scheuen Stein- und Schneehühnern. Es kann Einer ein perfecter Nimrod auf Rothwild sein und in der Saubah schon mancher Bache den Garaus gemacht haben, ohne auch nur eins der bezeichneten Alpenthiere erlegen zu können.



Abenteuer auf der Gemsjagd in Appenzell.

Zuvörderst gehört Mark in den Knochen dazu, ein leichter, sicherer Tritt, der, wenn auch Geröll und faulendes Gestein an jäher Bergwand ihm unter den harten, stachelbewaffneten Sohlen weicht, dennoch mit Sicherheit und kalter Ruhe darüber hinweg eilt, der sich zu helfen weiß im Labyrinth der Gletscher-Spalten und an der glatten, trügerischen Firnhalde, der nicht vorm Wagesprung zurückschreckt in den kahlen Kalkklippen, und der auf den Rasenbändern an den Felsenwänden so unbefangen geht wie der Dachdecker am Kirchthurm-Gesimse; — mit einem Wort, der Alpenjäger soll ein guter, ausdauernder Berggänger sein. Denn auf flinkem Jagdroß kann man nicht in die Flühenen reiten, wo das Wild haust; der eigene, feste Fuß muß den Alpenschichten hinauf in die zackige Gebirgs-Wildniß zum Waidwerk tragen. Dann ferner soll er vertraut mit den Revieren sein, in denen er sein Glück versuchen will. Er muß die Gebirgs-Stöcke und ihre Sippschaft, die Grate, Joche, Zinken und Kämme, den inneren Zusammenhang der Schluchten und gewundenen Felsengassen kennen, um sich nicht zu verstiegen, wie weiland Kaiser Max an der Martinswand in Tyrol, oder Rudolph Bläß von Schwanden, dessen haarsträubendes Jagdabenteuer der Dichter Reithard in seiner bekannten poetischen Erzählung: „Die beiden Gemsjäger" aufbewahrt hat. Es ist wohl kaum ein rechter Bergschütz, der nicht schon oft in ähnliche Lagen gerieth und nur durch einen Verzweiflungs-Sprung sein Leben rettete. Wie viele schen dabei zu Tode stürzten oder einsam verhungerten, ist nicht zu berechnen. — Und endlich muß er entbehren können, entbehren Speise und Trank, Ruhe und Wärme. Wer bedenkt, daß die Jagd in den Bergen meist erst aufgeht, wenn die Alpen von den Heerden verlassen sind, daß also in den Hütten keine labende, kuhwarme Milch, kein Imbiß Brod zu haben ist, wer bedenkt, daß der Schütze oft vier bis fünf Tage in der Einöde unbeschwerlich, ohne inzwischen zu seiner tief unten im Thale liegenden Wohnung hinabzusteigen, daß er also seine Mahlzeiten knapp eintheilen muß, um mit dem wenigen trocknen Brod und Käse und seinem Fläschchen „Chriesiwasser" (Kirschgeist) auszureichen, — wer endlich erwägt, daß nicht einmal der rauhe Wildheusach in dürftiger Alphütte ihm eine gegen Kälte und Wetter schützende Lagerstätte bietet, sondern daß der Mann auf hartem Stein, in irgend einer Felsenspalte gar oft zu übernachten ge-

* Zweite Bild- und Textprobe aus dem soeben erschienenen Pracht-Werke unseres verehrten Mitarbeiters: „Die Alpen in Natur- und Lebensbildern". Das schön ausgestattete Buch ist, wie bereits früher gemeldet, mit 16 größeren Illustrationen von Rittmeyer verziert und eignet sich seinem inneren und äußeren Werth nach sehr zu einer Festgabe.

D. Red.

Digitized by Google

zwungen wird, wenn ihn die Nebel in den Höhen überfallen, und er ohne äußerste Gefahr nicht von der Stelle gehen darf, — der wird zugestehen, daß ein ungemein an Entbehrungen gewöhnter Körper außer den oben angeführten Eigenschaften zur Ausübung der Jagd in den Alpen gehört. Alle diese körperlichen Requisiten bedingt die edle Hochjagd in Deutschlands Auen und Wäldern nicht.

Das Capitel von den Gemsen und deren Jagd ist von dem gründlichen Kenner der Alpen, Fr. v. Tschudi, in seinem „Thierleben" erschöpft. Indem wir auf dasselbe verweisen, tragen wir zur Ausfüllung des Rahmens, der unsere Bilder umschließt, blos einige charakteristische Jagdabenteuer nach.

Jäger-Spürsinn und Wild-Instinct sind neben den soeben aufgezählten körperlichen Erfordernissen die ersten bedingenden Eigenschaften des Gemsen-Jägers. Er muß die Standquartiere, die Weidegänge und Nachtlager erforschen, um mit einiger Sicherheit berechnen zu können, in welcher Gegend er um irgend eine bestimmte Zeit Gemsen zu treffen hoffen dürfe. Der Spitzler Jan aus dem Graubündner Münsterthale, seines Gewerkes eigentlich ein Musikant, zugleich aber einer der verwegensten Gemsenschützen, soll mehrmals Wetten gewonnen haben, weil er genau Stunde und Platz angab, an denen man so und so viel Stück antreffen müsse. — Kennt er nun überhaupt den Jagdplatz, auf dem er seine Beute holen will, so bricht er, je nach der Entfernung seines Wohnortes (wenn er, wie dies die besten Gemsjäger immer thun, allein jagt), um Mitternacht oder bald nachher auf und steigt in schweigender Nacht so weit empor, als er unbeschadet seines Jäger-Vortheils kommen kann. Hierbei achtet er sorgfältig auf die Richtung des Windes, damit derselbe nicht den Gemsen Witterung und Schall des Kommenden zutrage. Ist er nun den Thieren im Rücken, die noch ruhend im Grase liegen und nur die „Bogajk" als Posten auf erhöhtem Felsenblock aufgestellt haben, so schleicht er, noch unter dem Schutze der Dämmerung, so nahe als immerhin möglich sich heran und sucht seinen Körper durch irgend einen Felsenblock, Baumstrunk oder sonstwie zu decken. Hier wartet er, schußfertig, den Anbruch des Tages ab. Welche unendliche Behutsamkeit und Vorsicht gehört zu diesem katzenartigen Vorgehen, welch äußerst spannended Lauern bei größter Ruhe und Kälte! Erst nachdem sich die Thiere erhoben haben, wählt er sein Opfer aus und schießt. Oft begegnet's, daß der resolute Jäger, bevor das erschreckene Gemsenvolk die Gegend auseinander, von welcher Gefahr droht, noch ein zweites Thier mit seiner Doppelbüchse erlegt. Hat er gut getroffen, so schnellt die Gemse hoch auf und stürzt rasch zusammen; es trifft aber auch, daß angeschossene Thiere, die nicht tödtlich verwundet wurden, mit dem ganzen Rudel auf und davon jagen. Mitunter gibt es auffallende große Gesellschaften dieses Wildes, die bis zur Paarung bei einander bleiben; der bekannte Berggänger Statthalter Gottl. Studer in Bern sah deren einst im Wallis 60 zusammen weiden. Solchen pflegen in der Regel keine Hunde mitzunehmen.

Der gewaltigste Gemsenjäger der Jetztzeit möchte vielleicht Ignaz Troger von Ober-Ems in Eischol (Wallis) sein; wenigstens erzählen die Hirten auf den Alpen des Turtmann- und Nicolai-Thales völlige Wunderdinge von ihm. Er scheint ein moderner Colani der dortigen Gegend zu sein, der ein mehrere Quadratmeilen großes Gebiet stillschweigend als ausschließlich nur ihm zustämiges Jagdrevier usurpirt hat und in welches kein anderer Schütze sich getraut. Außerdem umgibt ihn der Volkssage mit einem unheimlichen, sagenhaften Nimbus und macht ihn zu einem Freischützen, der auf jeden Schuß sich holen könne, was er verlange. Jedenfalls steht es fest, daß er im ganzen Kanton Wallis der beste Alpenjäger ist, und wahrscheinlich mag der Umstand, daß er unter schlauer Benutzung gemachter Erfahrungen vielleicht an einem Tage 3 und 4 Gemsen schoß, diese geschickt verbarg und dann eine nach der anderen in seine Wohnung hinabtrug, Veranlassung zu allerlei Fabeleien gegeben haben. Zugleich ist er der verwegenste und unternehmendste Berggänger; wenn die Ersteigung des Weißhornes je möglich sei, so erreiche Troger zuerst die Spitze, so behaupten es die Walliser. — Ein anderer vortrefflicher Schütze, der sein jährlich seine 20 bis 30 Gemsen schießt und auch schon zwei Bären erlegte, ist Battista Margnia im Val Calanca, der einen Theil des Jahres als Glaser die deutsche Schweiz, namentlich den Kanton Glarus durchzieht. In Graubünden gilt gegenwärtig Benedette Cathomen von Briegels im Vorder-Rheinthale als der größte Gemsenjäger, auf den dann der berühmte Bären-Nimrod Fili, Postmeister in Zernetz, Jakob Spinas von Tinzen, Zinoli von Scharans u. A. folgen.

Minder gefährlich ist das von den weniger hervorragenden Jägern gesellschaftlich unternommene Treibjagen auf Gemsen. Es findet meist in den ziemlich wildarmen Voralpen statt und nähert sich in manchen Beziehungen der organisirten hohen Jagd des Flachlandes, weil eine Aufstellung der Jäger, wie beim Anstand, stattfindet und oft auch Hunde zum Zutreiben benutzt werden.

Diese Jagdweise hat indessen auch wieder ihre eigenthümlichen Eigenschaften, die nach der Ursache und Veranlassung bei der Selejagd verhältnißmäßig weniger vorkommen können. Wie bei jedem Treibjagen, so muß auch hier ein Plan, eine gewisse Verständigung unter den Jägern und Treibern stattfinden; wird die getroffene Abrede durch einen der im Gebirge leicht möglichen, unvorhergesehenen Zwischenfälle nicht genau inne gehalten, so ist leicht ein gänzliches Fehlschlagen des Jagdtages das Resultat vieler Anstrengungen. Einen solchen Moment repräsentirt unser Bild. Drei wohlgeübte Schützen des Appenzellerlandes jagten an der Gleggern, jener hohen Wand südöstlich von der Scealp, an dem Wege gelegen, wenn man vom Weißbad über Meglisalp zum Sentis aufsteigt. Einer derselben ging diesen unteren Weg, ein zweiter droben über Marwies, und der dritte Jäger über ein schmales Rasenband an der Felsenwand, zwischen den beiden zuerst Genannten. Auf dieses Rasenband waren die Gemsen getrieben. Der zu unterst und zu oberst Gehende hatten leichteren Marsch und kamen früher an der Stelle an, wo das gemeinschaftliche Schießen beginnen sollte. Ersterer sieht die Thiere auf sich zukommen, thun dieses in den Schuß gehen, wartet und wartet und erblickt immer noch nicht den auf dem Rasenband treibenden Jäger. Die Gemsen kommen immer näher; er befürchtet nun den Schuß zu kommen, legt fieberhaft aufgeregt an, drückt los und — aufgeschreckt durch den Knall, fehren die Thiere sofort um und fliehen in jagendster Hast auf dem Rasenbande den Weg zurück, den sie gekommen waren. Fast an einer sehr schmalen abschüssigen Stelle von kaum etwas mehr Breite, als für einen Menschen zum Gehen nöthig ist, da, wo es um eine Felsen-Ecke biegt, stoßen sie in wildester Flucht auf den mühsam emporkletternden Jäger. Ein Begegnen Beider in aufrechter Stellung, auf diesem schwindelnden Felsenbande, hätte unfehlbar den Sturze des Jägers in eine mehr als hundert Fuß abfallende Klippentiefe führen müssen, da die Gemsen instinctmäßig in der Angst der Verzweiflung den Durchpaß zwischen der Felsenwand und dem Jäger gesucht haben würden. Dies erkennt der besonnene Mann, und um sein Leben zu retten, wirft er sich nieder, und läßt das ganze Rudel in flüchtigen Sprunge über sich hinwegbrausen. — Ein anderer Jäger, im Gebirgerlande, in ähnlicher Lage an kritischer Stelle, glaube dennoch durch raschen Entschluß seine Beute erlegen zu können und lauerte sich sitzend, fest an die Felsenwand gestemmt, nieder und schoß. Die Ladung ging fehl, die Gemse setzte über ihn hinweg, berührte ihn aber im schnellenden, elastischen Sprung mit einem der Hinterläufe an seiner Jacke und riß ihm das oberste Knopfloch aus; ein Hängenbleiben hätte unfehlbar zum zerschmetternden Sturze Beider geführt.

Von einem tessiner Gemsenjäger aus dem Val Blegno wird folgende verbürgte Force-Tour erzählt. Ihrer Zwei waren auf's Treiben ausgegangen. Da kommt der Eine von ihnen zum Schuß, trifft den Gemsbock gut in's Vorderblatt, der verwundet und blutend dennoch forrennt und den andern Jäger in einem Defilé zwischen zwei felsenfesten Felsblöcken entgegenkommt. Dieser, durch den einen Bleigedenk, so daß das gejagteste Thier ihn nicht sehen kann, schlägt an, drückt los, — aber das Gewehr versagt. Rasch entschlossen wirft der Tessiner seine Waffe fort, springt dem großen Gemsbock in dem Augenblick entgegen, als dieser in der Felsengasse weder rechts noch links fortkann, packt ihn glücklich erst mit einer, dann auch mit der andern Hand bei den Hörnern und läßt sich von dem wahre Löwenkräfte entwickelnden Thiere 30 bis 40 Schritte weit über Rasen und Gestein bis dicht an einen Abgrund schleifen, wo dasselbe erschöpft zusammenbricht. Noch zwei oder drei Sprünge, und der Abgrund hätte Beide aufgenommen. Hier am Rande der Tiefe entsteht nach einer Secunde, in einer Blutlache, nochmals ein Ringen Beider. Mit der einen Hand hält der Jäger krampfhaft den zähen Zweig einer Föhre fest, während er mit der anderen die Hörner des Thieres umspannt,

Digitized by Google

auf dessen Halse er kniet. So verweilt er einige Minuten, bis sein Gefährte herbeieilt und durch einige Stiche mit dem Brodmesser den Leben des bis zum Tode sich wehrenden Thieres ein Ende macht.

Bei Streifzügen durch die Alpen begegnet's höchst selten, daß Touristen, wenn auch nur in großer Entfernung, Gemsen zu sehen bekommen. Eine Stelle gibt's, wo man im Frühsommer fast täglich sehr nahe Gemsen sehen kann; dies ist in den Churfirsten-Alpen oberhalb Wallenstad im Kanton St. Gallen. Diese Berge zwischen dem Speer und dem Gonzen sind zu „Freibergen" von der Regierung erklärt, — dort darf bei hoher Strafe keinerlei Wild geschossen werden. Wer in Wallenstat übernachtet und frühzeitig nach den Alpen Leistä und Büls aufsteigt, wird außer einem großartigen Gebirgs-Panorama leicht Gemsen zu sehen bekommen. Der Weg ist ganz bequem, selbst für Damen praktikabel.

Die Bärenjagd ist nichs, wie die Gemsenjagd, ein zur Leidenschaft gewordener Act waidmännischen Vergnügens oder des Geldverdienstes; sie ist entweder (und zwar in den seltensten Fällen) eine unfreiwillige, durch den Zufall herbeigeführte Muthprobe für den Aelpler, — oder ein absichtlich aufgesuchter, höchst gefahrvoller Vernichtungskampf gegen den gefürchten Heerden-Räuber. In beiden Fällen ist diese Jagd nicht minder beschwerlich und drohend als jene, nur daß die Gefahr weniger in dem zu passirenden unzugänglichen Terrain, als vielmehr in der Natur des zu erlegenden Wildes beruht.

Die eigentliche Bärenheimath in den Alpen sind die Kantone Wallis und Graubünden. Als das am schwächsten bevölkerte Alpenland, welches zugleich noch die ausgedehntesten, dichtesten Waldungen und umfangreiche, wenig betretene Gebirgsreviere besitzt, bietet es dem großen Raubvieh die beste Gelegenheit zu ungestörtem Aufenthalt. Es gab vergleich sein Jahr in den rhätischen und wallifer Alpen, daß nicht bald hier, bald dort die Schreckensbotschaft in's Thal hinabkommt, der Bär habe wiederum Schafe, Kälber oder überhaupt Jungvieh auf der Alp zerrissen. Aber zur Genugthuung der allgemeinen Sicherheit verbreitet sich dann auch oft die freudig wiederhallende Kunde durch die Berge, daß, oft unter den abenteuerlichsten Umständen, wieder ein Bär erlegt worden sei. Die Summe der in den Alpen geschossenen Bären darf in neuerer Zeit immerhin jährlich auf 12 bis 20 Stück angenommen werden. Es gibt, möchte man sagen, Bärenjahre, in denen sich diese Bestien außerordentlich zahlreich zeigen, und viele derselben in engen Grenzen geschossen werden, und wieder andere Jahre, in denen wenig von diesem Raubthiere verlautet. Die Menge der erlegten Bären würde bei weitem größer sein, wenn es mehr Jäger in den Bergen gäbe und die gesetzte Schußprämie größer wäre. (Graubünden z. B. zahlt von Regierungswegen nur 28 Francs für jeden erlegten Bären, ob alt oder jung, wobei dem Schützen dann das Thier sammt Fell zum Verkauf noch bleibt.) Taxationen von Forst- und Jagd-Männern schätzen den Bären-Reichthum von den Grajischen Alpen bis hinaus nach Steyermark und Krain auf etwa 500 Stück; doch ist diese Annahme um so unsicherer, als erwiesen ist, daß der Bär in fortwährendem Wandern zwischen dem Osten und Westen Europa's begriffen ist und nur für unbestimmte Zeit feste Standquartiere bezieht.

Münchhausen ist nicht blos ein College der Jäger des Hügel- und Flachlandes, er hat auch Niederlassung bei den Alpenjägern gesucht und gefunden; daher kommt's, daß eine Menge der übertriebensten Anekdoten von Bärenjagden existiren. Dies schließt indessen nicht aus, daß es Jagdabenteuer gibt, die zu den wirklich drastischen gehören.

Eine höchst tragikomische Bären-Attaque trug sich im Sommer 1857 in der Tiefe des Engadiner Val d'Uina zu. Schon mehrfach hatte ein hungeriger Muy Heerden angefallen, die unterm Grianfopse und an den Abhängen des Piz Cornet weideten, so daß man Jagd auf ihn machte. Ein Mann von Sins begegnet in wilder Eindse dem zottigen Gesellen, legt auf ihn an und brennt ihm eine Kugel auf den Pelz. Der Bär, zu gering verwundet, um durch den Schuß kampfesunfähig zu werden, wendet sich zornig gegen den Jäger, der, das Gefahrvolle seiner Lage sofort erkennend, sich hinter einen großen, ringsum freien Felsblock flüchtet. Während der laut brummende Bär hinkend ihn verfolgt, ladet der Jäger auf's Neue, indem er den Felsen fortwährend umläuft. Da, als die Büchse wieder schußfertig ist, stellt er sich zum zweiten Mal, und trifft das Thier, abermals jedoch, ohne es tödtlich verwundet niederzustrecken. Die Wuth des Bären wird dadurch nur gesteigert, und bald rechts, bald links den Block umgehend, entsteht nun ein Haschens- und Versteckens-Spiel zwischen dem fortwährend blutenden Thiere und seinem flüchtenden Verfolger, das von Augenblick zu Augenblick schrecklicher zu werden beginnt. Denn weit und breit nur felsige, todte Einöde, — kein rettender Freund, kein kampfunterstützender Jagd-Genosse. Der Sinser Bauer verliert immer noch nicht seine Geistes-Gegenwart und die gewiß seltene Kaltblütigkeit; im Springen gelingt es ihm, die Büchse zum dritten Mal zu laden und den dritten Schuß auf seinen Gegner abzufeuern. Ob dieler traf, ist unbestimmt. Zu seinem Entsetzen entdeckt aber der Jäger nun, daß seine Munition zu Ende ist; wahrscheinlich hatte er einen Theil derselben während des springenden Ladens verloren. Das Verfolgungsspiel beginnt gräßlich zu werden. Zwar zeigen sich die Blutverluste des Bären immer mächtiger, aber auch die Wuth desselben steigert sich immer mehr. Noch eine Zeitlang setzt der nun fast die Besinnung verlierende Aelpler das Flüchtspiel um den Felsenblock fort und glaubt das Thier so zu ermatten, daß ihm zuletzt die Kraft zur weiteren Verfolgung fehle; — aber vergeblich. Stets fort und fort sieht er sich von dem lautbrüllenden Ungeheuer auf Schritt und Tritt verfolgt, bald unmittelbar dicht hinter sich, bald durch Umkehr ihm entgegenkommend. Die Kniee zittern ihm, der Fuß wird unsicher und strauchelt ein übers andere Mal, — der Athem geht ihm aus, und in Schweiß gebadet wähnt er jede Secunde ohnmächtig niederstürzen zu müssen. Da endlich ermattet auch das Raubthier, sein Gebrüll ertönt nur noch stoßweise, und Unterbrechungen im Laufe treten ein. Diesen Umstand benützt der auf den Tod geängstete Jäger und stürmt, mit letzem Aufwand aller seiner Kräfte, dem Thale zu, — lange Zeit ohne umzuschauen, ob er verfolgt werde oder nicht. Er war gerettet, vermochte aber kaum seine Wohnung zu erreichen. Eine schwere Krankheit warf ihn auf's Siechbett. — Nachbarn, die am andern Morgen gut bewaffnet an die bezeichnete Stelle gingen, fanden, den Blutspuren folgend, das Thier in ziemlicher Entfernung vom Schauplatze des entsetzlichen Jagdspieles verendet.

Nicht mindere Geistesgegenwart und rettende Entschlossenheit entwickelte einst der als Gemsenjäger hoch berühmte Colani von Pontresina im Ober-Engadin. Auf seinen Streifzügen entdeckte er eines Tages die unverkennbaren Fährten eines Bären und verfolgte dieselben über ein nur wenig Fuß breites Felsenband (ähnlich dem, wie es unsere Abbildung des Gemsenjagd-Abenteuers zeigt) bis zu einer Höhle, vor welcher der Pfad ausliet. Da es schon spät am Tage war, und er nur eine leichte Büchse bei sich trug, so beschloß er den Angriff auf das Thier zu verschieben, und nahm seinen Rückweg mit der größten Vorsicht.

Am andern Morgen, zu rechter Jägerzeit, noch ehe es tagte, ging er, von seinem damals zwölfjährigen Sohne begleitet, mit der besten Doppelbüchse bewaffnet, vor die Bärenhöhle; auch der Knabe trug eine gleiche Waffe. Nicht lange liegen Beide auf der Lauer, der Alte kniet zwölbrecht, der Knabe dicht hinter ihm, als es da drinnen lebendig zu werden beginnt. Bald funkeln zwei Augen, den Kohlen gleich, aus dem Dunkel der Höhle hervor, und der altersfahrene Schütze fendet ihnen die erste, wohlgezielte Kugel entgegen. Sie hat getroffen, denn laut stöhnendes Gebeul erschallt aus der Tiefe; zugleich aber auch entwickeln sich die dunkelen Umrisse immer mehr, und im nächsten Augenblick kriecht eine gewaltig große Bärenmutter aus der Höhle hervor. So wie Colani des Schusses sicher zu sein glaubt, gibt er die zweite Salve. Sie zerschmettert dem Ungethüm die rechte Vorderpfote, das mit donnerndem Gebrüll zwar niederstürzt, jedoch sofort sich wieder erhebt, vollends hervorkriecht und sich zum Kampfe auf den beiden Hinterbeinen emporrichtet, da ihm die vorderen den Dienst versagen. — „Vater! soll ich schießen?" ruft der über seines Vaters Rücken im Anschlag liegende Knabe, vor Begierde zitternd. Aber der alte Colani verliert nicht einen Augenblick seine entschlossene Jäger-Ruhe und kalte Besonnenheit. Der nächste Schuß mußte unbedingt dem Thier ein Ende machen, sonst war's um ihn und sein Kind geschehen. — „Gib mir die Büchse!" herrscht er, ohne den Blick von seiner Beute zu verwenden, dem Knaben zu und wechselt, während der Bär nur wenige Schritte von ihm entfernt ist, mit fester Hand die Waffe. So läßt er das hochaufgerichtete Thier in fürchterlicher Ruhe so dicht herankommen, daß fast die Mündung der Rohre in den weit aufgerissenen Rachen der Bestie reicht. —

Digitized by Google

Ein Druck, — der erste Schuß versagt, — der zweite knallt, und die Kugel jagt durch das Gehirn, daß das Raubthier mit schwerem Fall zusammenstürzt. Da leidet's den Bub nicht mehr; im Nu hat er am jähen Abhang den Vater umklettert und hämmert mit verkehrter Büchse auf den Schädel des röchelnden Feindes ein, daß diesem der letzte Lebensfunken entfliegt. — Colani ist schon lange gestorben, aber der 12jährige Bub ist jetzt ein muthiger Gemsjäger und im Sommer Führer zu dem Gipfel des Piz Languard.

Frau von Krüdener und die heilige Alliance.

Die letzte Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Oesterreich mit dem Prinz-Regenten von Preußen hat in der Seele der Völker Befürchtungen und Erinnerungen an die früher so genannte „heilige Alliance" geweckt, welche zum großen Theil die Verirrungen des heutigen Europa herbeigeführt und verschuldet hat. Die ursprüngliche Idee zu diesem Bündnisse der Reaction gegen die Freiheit und politische Entwickelung der Völker rührte von einer Frau her, deren ganze Erscheinung und Schicksale ein hohes Interesse in Anspruch nehmen.

Juliane Freifrau von Krüdener wurde am 21. November 1764 in Riga geboren. Ihr Vater, der Baron Vietinghoff, war einer der reichsten Gutsbesitzer in Kurland, ihre Mutter eine Tochter des bekannten Generals Münnich, der eine Zeit lang als Verbannter in Sibirien lebte. Schon als Kind verrieth sie ungewöhnliche Anlagen und eine gewisse Frühreife des Verstandes. Noch im zarten Alter begleitete sie ihre Eltern nach Paris, wo ihr Vater ein bedeutendes Haus aufmachte und mit den berühmtesten französischen Gelehrten vielfach in Berührung kam. Ohne auffallend schön zu sein, zeigte die heranwachsende Jungfrau ein interessantes Gesicht, von Geist belebte Züge und eine hinreißende Liebenswürdigkeit, sodaß es ihr nicht an Bewerbern fehlte, von denen der Baron von Krüdener, ein bekannter Diplomat, ihre Hand erhielt. Ihre Ehe war anfänglich eine glückliche, sie gebar ihrem Gatten einen Sohn und eine Tochter, nachdem sie ihm auf seinen Posten nach Venedig gefolgt war. Hier wurde der geistreichen und liebenswürdigen Frau von allen Seiten gehuldigt; bald war sie der Mittelpunkt der großen Welt und in einen Strudel von Zerstreuungen, Festen, Bällen und Vergnügungen aller Art hineingerissen, wie sie damals die üppige Lagunenstadt in reichster Fülle bot. Unter Andern lernte sie daselbst den Grafen Alexis Stackieff kennen, der eine glühende Leidenschaft für die junge Frau des Gesandten faßte, die zwar von ihr nicht erwidert wurde, aber nicht ohne Einfluß auf ihr serneres Leben blieb, da die entsagende Liebe des Jünglings unwillkürlich einen mächtigen Eindruck auf ihr nur zu empfängliches Herz machen mußte. Sie begann über ihr eheliches Verhältniß nachzudenken und fühlte sich unbefriedigt, um so mehr, als Herr von Krüdener sich ausschließlich seinen diplomatischen Geschäften überließ und nach dem Brauch der damaligen vornehmen Welt sich wenig mit seiner Gattin beschäftigte. Sein kalter Verstand bei sonst schätzenswerthen Eigenschaften des Geistes und des Herzens vertrug sich nicht mit ihrer Schwärmerei. Dazu kamen Zerrüttung der Vermögensverhältnisse, herbeigeführt durch den mit seinem Posten verbundenen übermäßigen Aufwand, und anfortem Kränklichkeit der nervösen Frau, die auf Anrathen der Aerzte über Paris nach dem südlichen Frankreich ging, wo sie eine Zeit lang getrennt von ihrem Gatten lebte. Auf ihrer Reise kam sie mit verschiedenen interessanten Personen in Berührung, unter denen der berühmte Schriftsteller Bernardin de St. Pierre, der Verfasser des allgemein bewunderten Romans „Paul und Virginie", die erste Stelle einnahm. Es war in den ersten Tagen der großen französischen Revolution, als Frau von Krüdener den Boden Frankreichs betrat, und auch sie schwärmte damals mit für Freiheit und Menschenwohl, wie dies bei ihrem empfänglichen und leicht beweglichen Wesen wohl natürlich war.

In Montpellier, wo sie mehrere Monate blieb, machte sie die verhängnißvolle Bekanntschaft eines jungen Husarenofficiers, des Grafen Fregeville; in seiner Gesellschaft besuchte sie die romantischen Quellen von Vaucluse, die Petrarca durch seine Liebessonette für immer verherrlicht hat, und lernte nur zu schnell ihre Pflichten als Gattin und Mutter vergessen. Die Fortschritte der Revolution zwangen den Geliebten, der als Adliger und Soldat des Königs doppelt verdächtig war, zu fliehen; er begleitete Frau von Krüdener über Brüssel durch Deutschland in ihre Heimath, wo sie von ihrem Gatten geschieden zu werden verlangte. Familienrücksichten bestimmten sie indeß, von dieser Forderung wieder abzustehen; sie zog es vor, eine Art von Scheinehe fortzuführen, wozu ihr nur allzunachsichtiger Gatte willig die Hand bot. Nachdem der Geliebte sie verlassen, um dem aufgehenden Gestirn Napoleons zu folgen, ging sie selbst nach Paris zurück, wo sie bald ganz und gar in das Treiben der großen Welt gerieth, mit Leichtsinn neue Verhältnisse knüpfte, um sie eben so schnell wieder zu lösen. Unter Andern soll der Sänger Garat, ein wilder und frivoler Mann, längere Zeit ihr Herz beseffen haben. Indeß schützte sie ihr Geist und eine gewisse Idealität, die noch nicht ganz in ihr erstorben war, vor dem völligen Untergang. Sie suchte die Gesellschaft der bedeutendsten Männer und Frauen auf, und zugleich erwachte auch in ihr das Streben, sich als Schriftstellerin auszuzeichnen. Sie veröffentlichte ihren ersten Roman „Valérie", worin sie ihr eigenes Verhältniß zu dem Grafen Stackieff mit bewunderungswürdiger Talente und leidenschaftlicher Gluth schilderte. Das Erscheinen dieses Buches erregte in Paris ein ungemeines Aufsehen, das sie und ihre Freunde noch durch künstliche Mittel zu fördern suchten. In vollen Zügen genoß sie ihren ersten schriftstellerischen Triumph bis zur Uebersättigung.

Auf den Wunsch ihrer kranken Mutter verließ sie Paris, um nach Riga zurückzukehren. Hier sah sie eines Tages unter ihrem Fenster einen Freund ihrer Familie plötzlich vom Schlage gerührt todt niederstürzen. Der Anblick des Sterbenden machte einen furchtbaren Eindruck auf die reizbare, nervenschwache Frau. Unaufhörlich umschwebte sie das Bild des Todes, so daß sie in eine fast an Wahnsinn grenzende Melancholie verfiel. Unwillkürlich wendete sich ihre bedrängte Seele dem Himmel zu, den sie um Kraft und Erleuchtung vergebens anflehte. In solcher Stimmung wurde sie mit einem frommen Schuster bekannt, der gekommen war, um ihr ein Paar Schuhe anzupassen. Seine Heiterkeit und sein zufriedenes Aussehen fiel ihr auf, so daß sie sich veranlaßt sah, nach dem Grunde zu fragen. Er gab sich ihr als ein Herrnhuter zu erkennen und pries ihr die Macht des Gebetes und die Heilkraft der Religion für alle Bedrängnisse des Lebens an. — In ihrer Leidensstätte, von Genossen aller Art erschöpft, blasirt und angeekelt von der Welt, warf sich Frau von Krüdener mit derselben Leidenschaftlichkeit in die Arme des Glaubens, wie früher in die des Vergnügens. So wurde sie aus einer sinnlichen Weltdame eine fromme Bekehrte, eine Pietistin, indem sie nur den Gegenstand ihres schwärmerischen Eifers wechselte.

Zur Vollendung ihrer Umwandlung ging sie nach Deutschland, wo sie zunächst die verschiedenen Herrnhuter-Gemeinden besuchte und in innige Verbindung mit dem bekannten Geisterseher Jung-Stilling trat. Immer tiefer versank sie in die Abgründe eines phantastischen Mysticismus, worin sie ein abenteuerlicher Pastor Fontaine und eine Bäuerin Kummrin, welche als Prophetin unter den Eingeweihten galt, nur noch mehr bestärkten. In diese Zeit siel auch ihre nähere Bekanntschaft mit der Königin Louise von Preußen, welche auf ihren Glauben, den Armen das Evangelium zu verkündigen. Ihr erstes öffentliches Hervortreten geschah in Heidelberg, wo sie mit einem Erbauungsbuche in der Hand sich in das Gefängniß begab, wo sie das verhärtete Gemüth der Straßenräuber und Diebe zu rühren und zu bekehren suchte. Natürlich erregten ihre derartigen Bestrebungen ein großes Aufsehen; sie fielen noch dazu in eine Zeit, welche reich an welterschütternden Begebenheiten, wie die Flucht Napoleons aus Rußland und seine

Digitized by Google

nachfolgende Besiegung durch die Völkerschlacht bei Leipzig, an und für sich geeignet war, das Walten der Vorsehung anzuerkennen und einer religiösen Stimmung nachzugehen. Besonders war der Kaiser Alexander von Rußland von einer ähnlichen Richtung ergriffen und von der Heiligkeit seiner Aufgabe nur zu sehr erfüllt, nachdem auch er den Becher des Lebens fast bis zum Grunde erschöpft hatte und durch Zerstreuungen aller Art übersättigt und blasirt war. Die verwandten Naturen suchten und fanden sich durch Vermittlung des Fräulein von Stourdza, einer Hofdame der Kaiserin Elisabeth, deren Bekanntschaft Frau von Krüdener in Karlsruhe gemacht hatte. Es war in Heilbronn, wo Alexander auf seinem zweiten Siegeszuge nach Paris mit ihr zusammentraf. Sie redete zu dem mächtigen Autokraten wie eine Prophetin des alten Bundes; rücksichtslos tadelte sie ihn wegen seines vergangenen Lebens und imponirte ihm durch ihre kühnen, nie zuvor von ihm gehörten Worte.

„Nein, Sire!“ sagte sie im Laufe jener denkwürdigen Unterhaltung, „Sie haben sich noch nicht gebeugt vor dem Erlöser wie ein Verbrecher, der um Gnade fleht. Sie haben noch nicht Verzeihung von dem erbeten, der allein Ihnen die Sünden vergeben kann; Sie haben sich noch nicht gedemüthigt vor Jesus Christus; Sie haben noch nicht wie der Zöllner aus tiefster Seele zu ihm geschrieen: — O Gott! sei mir gnädig, der ich ein großer Sünder bin! — Deshalb können Sie auch keinen Frieden finden! — Hören Sie auf die Stimme einer Frau, welche ebenfalls eine große Sünderin war, welche aber Vergebung zu den Füßen des Kreuzes gefunden hat.“

Alexander hörte tief bewegt ihre Rede und bedeckte weinend sein Gesicht mit beiden Händen. Jetzt erst schien sich Frau von Krüdener zu erinnern, daß sie vor dem größten Autokraten Europa's stand, und suchte sich zu entschuldigen.

„Nein, Madame!“ entgegnete er, „Ihre Worte sind Musik für meine arme Seele.“

Drei volle Stunden dauerte die Unterredung, bis der Morgen graute, worauf sie der Kaiser tief erschüttert erst entließ.

„Seien Sie ohne Furcht,“ sagte er, ihr zum Abschiede die Hand reichend, „Ihre Worte haben mein Herz gekräftigt und geläutert. Sie haben mich in seiner Tiefe Dinge entdecken lassen, die ich nie zuvor gekannt. Ich danke Gott dafür, aber ich flehe die Sehnsucht nach ähnlichen Belehrungen und deshalb bitte ich Sie, in meiner Nähe zu bleiben.“

Frau von Krüdener folgte Alexander auf seinen ausdrücklichen Wunsch nach Paris, dem früheren Schauplatz ihrer frivolen Weltlust. Hier hielt sie jetzt ihre religiösen Versammlungen, zu denen sich Männer und Frauen aus allen Ständen drängten. In der Faubourg St. Honoré bezog sie das Hotel Montchenu, ganz in der Nähe des Palastes Elysee-Bourbon, wo der Kaiser residirte. Eine geheime Thüre, zu der er den Schlüssel hatte, führte ihn zu ihr, so oft er sich aus dem rauschenden Getümmel der Welt fortsehnte, um den Offenbarungen der neuen Pythia zu lauschen. In der Stille ihrer einsamen Wohnung reifte in ihm der Entschluß zu jener „heiligen Alliance“, deren erster Gedanke allen Nachrichten nach von ihr herrührte. Nur in dem phantastischen Kopfe einer schwärmerischen Frau konnte die Idee entstehen, das Christenthum mit der Diplomatie, den Himmel mit der Hölle zu verbinden. Alexander, erfüllt von seiner weltgeschichtlichen Mission, beabsichtigte nichts Geringeres, als das Evangelium zur Grundlage der Politik zu machen und somit seinen Ukasen nicht nur für Rußland, sondern für das ganze übrige Europa die Bedeutung und Geltung göttlicher Offenbarungen zu verschaffen. Frau von Krüdener gab der Sache auch den Namen, indem sie auf die bekannten Prophezeiungen im Buche Daniel sich stützte, worin eine heilige Verbindung der Könige des Nordens und des Südens verkündigt wird. Der Kaiser selbst schrieb den ganzen Entwurf eigenhändig nieder und übergab ihr denselben mit der Bitte, ihn durchzusehen und zu corrigiren. Sie gab einige Bemerkungen dazu und den Namen „heilige Alliance“. Das merkwürdige Actenstück lautete folgendermaßen:

„Im Namen der hochheiligen und untheilbaren Dreieinigkeit.

Da Ihre Majestäten, der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland, in Folge der großen Begebenheiten, welche die letzten drei Jahre in Europa auszeichneten, und besonders in Folge der Wohlthaten, die es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, über die Staaten zu verbreiten, deren Regierungen ihr Zutrauen mit ihrer Hoffnung allein auf sie setzen, die innige Ueberzeugung von der Nothwendigkeit erhalten haben, den von den Mächten in ihren gegenseitigen Beziehungen beobachteten Gang auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche uns die heilige Religion unseres Heilandes lehrt, so erklären Sie feierlich, daß gegenwärtiger Act nichts Anderes zum Gegenstande hat, als im Angesichte der ganzen Welt Ihren unerschütterlichen Entschluß zu erkennen zu geben, sowohl in der Verwaltung ihrer Staaten, als in den politischen Verhältnissen mit jeder andern Regierung blos die Vorschriften jener heiligen Religion zur Richtschnur zu nehmen, nämlich die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens, die, weit entfernt, blos auf das Privatleben anwendbar zu sein, vielmehr auf die Entschlüsse der Fürsten unmittelbar Einfluß haben und alle ihre Schritte leiten müssen, da sie das einzige Mittel sind, die menschlichen Einrichtungen fest zu begründen und deren Unvollkommenheiten abzuhelfen. Dem zufolge sind Ihre Majestäten über folgende Artikel übereingekommen:

1. Den Worten der heiligen Schrift gemäß, welche verordnen, daß sich alle Menschen als Brüder ansehen sollen, werden die drei Monarchen durch die Bande einer wahren und unzertrennlichen Brüderschaft vereinigt bleiben, und da Sie Sich als Landsleute betrachten, so werden Sie Sich bei aller Gelegenheit und in jedem Falle Hülfe und Beistand leisten; da Sie Sich ferner in Hinsicht Ihrer Unterthanen und Ihrer Armeen als Familienväter ansehen, so werden Sie selbige in eben dem Geiste der Brüderschaft leiten, wovon Sie zum Schutze der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit beseelt sind.

2. Der einzige Grundsatz, der fewohl zwischen den besagten Regierungen, als zwischen ihren Unterthanen in Kraft sein muß, wird demnach der sein, sich gegenseitig Dienste zu leisten, sich durch unverbrüchliches Wohlwollen die gegenseitige Zuneigung zu bezeugen, wovon sie beseelt sein müssen, sich alle nur als Mitglieder einer und derselben christlichen Nation anzusehen, indem Sich die drei alliirten Monarchen selbst nur als Bevollmächtigte der Vorsehung betrachten, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen, nämlich Oesterreich, Preußen und Rußland, wodurch Sie mithin erklären, daß die christliche Religion, wovon Sie und Ihre Völker gehören, in der That keinen andern Souverain hat, als denjenigen, dem allein die Macht gehört, da sich in Ihm allein alle Schätze der Liebe, der Wissenschaft und der unendlichen Weisheit befinden, nämlich in Gott, unserm göttlichen Erlöser Jesus Christus, dem Worte des Allerhöchsten, dem Worte des Lebens. Ihre Majestäten empfehlen daher Ihren Völkern mit der zärtlichsten Sorgfalt als das einzige Mittel, dieses Frieden zu genießen, der aus einem guten Gewissen entspringt und allein dauerhaft ist, sich täglich mehr in den Grundsätzen und in den Anübungen der Pflichten zu bestärken, welche der göttliche Heiland den Menschen gelehrt hat.

3. Alle diejenigen Mächte, welche die heiligen Grundsätze, von denen die gegenwärtige Acte eingegeben worden, feierlich anerkennen wollen und die es einsehen werden, wie wichtig es für das Glück der nur zu lange beunruhigten Nationen sei, daß diese Wahrheiten künftig auf die menschlichen Schicksale gehörigen Einfluß haben, werden mit eben so viel Bereitwilligkeit als Zuneigung in diese heilige Alliance aufgenommen werden.“ —

Dieses Actenstück wurde zunächst von den drei genannten Monarchen unterzeichnet; später traten demselben sämmtliche christliche Regierungen in Europa mit Ausnahme des Papstes bei, wobei der König von Frankreich und der Prinz-Regent von England die Vorsicht gebrauchten, sich nur persönlich zu verpflichten, ohne dem Lande irgend eine politische Verbindlichkeit aufzuerlegen. Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt es sich annehmen, daß die heilige Alliance ihre geheimen Artikel hatte, die bis zu diesem Augenblicke noch nicht bekannt geworden sind. —

So tugendhaft und fromm-christlich auch die ausgesprochenen Grundsätze dieses neuen Bundes lauteten, so schnell zeigte die Praxis ihre Gefährlichkeit für die Freiheit der Völker. In der Hand eines Metternich und des von der Revolutionsfurcht geqnälten Alexander bot die heilige Alliance eine willkommene Handhabe zur Unterdrückung jeder freisinnigen Bewegung, jeder nationalen Erhebung. Mit ihrer Hülfe wurden die italienischen Liberalen unterjocht, in Spanien die constitutionelle Regierung gestürzt und die grauenvollste Reaction herbeigeführt. Auch Deutschland hat einen großen Theil seiner früheren Leiden und noch vorhan-

Digitized by Google

denen Uebel der heiligen Allianz zu verdanken, die weit eher den Namen der „unheiligen“ verdiente und darum von den Völkern mehr und mehr gehaßt wurde. Ursprünglich in der Theorie von den Ideen der größten Humanität und Christenliebe ausgehend, war sie in der Praxis die Feindin jedes Fortschrittes, die Ursache aller Unterdrückung, bis sie zuletzt von ihrer schwindelnden, phantastischen Höhe der allgemeinen Menschenbeglückung zu einer gewöhnlichen europäischen Polizei-Anstalt herabsank. Statt des erträumten Friedens brachte sie nur neue Kriege und Verwirrungen, statt der ausgesprochenen Bruderliebe säte sie nur Haß, Zwietracht und Verfolgung aus. Der schwärmerische Alexander sah seine eigene Schöpfung sich bei Gelegenheit des griechischen Aufstandes gegen ihn kehren, indem der schlaue Metternich den Kaiser mit den eignen Waffen schlug und ihn zurückhielt, seinen bedrängten Glaubensbrüdern erfolgreich beizustehen. Nach und nach lockerte sich das Bündniß, wenn auch die Sister desselben bis zu ihrem Tode befreundet blieben. Die heilige Alliance löste sich stillschweigend auf und starb auf Mangel an innerer Lebensfähigkeit, ein trauriges Angedenken an ihre mehr verderblichen als segensvollen Wirkungen hinterlassend.

Frau von Krüdener selbst erkannte wahrscheinlich, daß die Großen dieser Welt nur wenig geeignet waren, das von ihr verkündigte Evangelium in sich aufzunehmen; sie wandte sich deshalb von Neuem und ausschließlich dem Volke und zwar vorzugsweise den Armen, Leidenden und Hülfsbedürftigen zu, wobei sie jedoch nicht mit der nöthigen Vorsicht verfuhr und mehr Schaden als Nutzen stiftete. Zunächst ging sie nach Basel, wo sie in Gemeinschaft mit dem jungen Empeytaz öffentliche Vorträge hielt, die besonders von Frauen und Mädchen aus den niederen Ständen besucht wurden und zu allerlei ärgerlichen Auftritten Veranlassung gaben, sodaß die Obrigkeit sich veranlaßt fand, Frau von Krüdener auszuweisen. Nicht besser erging es ihr in Lörrach und Aarau, wohin sie sich später wandte. Im Jahre 1816 hielt sie sich in der Nähe von Basel, aber auf badenschem Gebiete, in dem sogenannten Grenzacher-Horn auf, wo sie Tausende von Armen, welche durch die damalige Hungersnoth außerordentlich litten, um sich versammelte. In ihren Predigten eiferte sie gegen die Reichen und empfahl statt Arbeit und Gebuld eine gedankenlose Frömmigkeit und die alleinige Heilkraft des Gebetes. Auch die badensche Regierung fürchtete, und, wie es scheint, nicht ohne Grund, Störungen der öffentlichen Ordnung, zumal sich auf dem Grenzacher-Horn eine völlige Bettlergemeinde angesiedelt hatte. Sie ließ deshalb die Wohnung der Frau von Krüdener von Landjägern des Nachts umringen und die zahlreichen Armen gewaltsam nach Lörrach abführen. Frau von Krüdener wandte sich in Folge dieses Vorfalls an den damaligen Minister des Innern, Herrn v. Berkheim, in einem merkwürdigen Schreiben, worin sie ihm die Noth des Volkes und ihre eigenen Bestrebungen in der eindringlichsten Sprache vorstellte, indem sie zugleich dem Befehle der Obrigkeit das Gebot Gottes entgegensetzte, sich der Hülflosen anzunehmen.

Gezwungen Baden zu verlassen, trat sie ihre Irrfahrten durch ganz Deutschland an; überall, wo sie erschien, erregte sie das größte Aufsehen durch ihre Predigten, die sie im Freien hielt und in denen sie ungescheut ihre pietistisch-socialen Grundsätze aussprach; überall frömmten ihr die Menschen und besonders die Armen zu, so daß sie oft dreitausend Zuhörer und mehr bei ihren Reden zählte, aber überall wurde sie auch bald polizeilich ausgewiesen und verfolgt. Einige Ruhe war ihr nur in Leipzig gegönnt, aber auch hier sah man sich veranlaßt, sie endlich auszuweisen und mit Hülfe der preußischen Behörden über die Grenze nach Rußland zu bringen, wo ihr der Aufenthalt unter manchen Beschränkungen gestattet wurde. Trotz ihres früheren freundschaftlichen Verhältnisses mit dem Kaiser Alexander mußte sie Petersburg für immer vermeiden, wo sie sich allzu lebhaft für die Befreiung des griechischen Volkes ausgesprochen hatte, ebenso mußte sie auf jede öffentliche Wirksamkeit verzichten.

Leidend und lebensfatt zog sie sich nach der Krim in selbstgewählte Verbannung zurück, wo sie am 13. December 1824 zu Karasubasar in den Armen ihrer Tochter starb. Max Ring.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

IX.

Ein hervorragender Zug in Wilhelminens Wesen war ihre thätige Menschenliebe. Tausend Beweise ihrer Güte und Großmuth sind bekannt, eben so viel, wenn nicht mehr, hat sie im Stillen gethan, und es war nicht jenes gleichgültige Dingehen von Ohnmessen, womit so Viele genug zu thun meinen, nicht jenes hastige Schlossaufen von den Ansprüchen, die Krankheit, Alter und Armuth nun einmal an die Bestzenden machen — es war ein inniges schmerzliches Theilnehmen an den Leiden ihrer Mitmenschen, ein unablässiges Bestreben, nach Kräften dem Elend abzuhelfen, das sie auf ihren Wegen fand.

Die Wechselwirkung blieb nicht aus. Wilhelmine Schröder-Devrient war die wohlthätige Frau, zu der sich alle Bedrängten flüchteten, der sie vertrauensvoll ihre großen und kleinen Sorgen an's Herz legten. Unter den Papieren der Verewigten befanden sich unzählige Bittschriften und Danksagungen. Bald hat sie ein Concert zum Besten der Abgebrannten gegeben, bald den Ertrag eines Gastspiels den Ueberschwemmten zu Gute kommen lassen, oder für die hungernden Spitzenklöpplerinnen im Gebirge, oder für den Hülfsverein der Deutschen in Paris gesungen. Ein armer Student bittet sie um ein paar Louisd'or, eine verzweifelnde Mutter um Brod für ihre Kleinen, oder ein Schauspieler ohne Engagement schreibt ihr, daß er sich und die Seinen keine Rettung weiß, wenn sie nicht einschreitet. Eine Menge junger Talente haben es nur ihrem Beistand zu danken, daß sie nicht im Kampf mit Noth und Muthlosigkeit untergegangen sind; einige derselben hat sie erst entdeckt und hat ihnen die Mittel zu ihrer Ausbildung gegeben, und nie hat einer ihrer Kunstgenossen vergebens um ihren Beistand gebeten. Die letzten Concerte, in denen sie sang, waren zum Besten ehemaliger Collegen oder wohlthätiger Stiftungen. Noch im Winter 1858, als ihre Kraft schon durch Krankheit gebrechen war, unterrichtete sie ein paar arme junge Mädchen, die sich zu Sängerinnen ausbilden wollten, und wenige Monate vor ihrem Tode scheute sie weder Unruhe noch Anstrengung, um einen jungen Künstler durch die Verlosung eines Bildes zu unterstützen, das sie nicht selber kaufen konnte.

Sie war aber nicht allein barmherzig und mildthätig, sie war auch großmüthig, wenn es galt Freude zu bereiten. So hatte sie sich einst einen neuen Flügel angeschafft, wollte ihr älteres Instrument verkaufen und ließ es im Anzeiger bekannt machen. Der erste Käufer, der sich meldete, war ein ziemlich dürftig aussehender junger Mann, ein Schulamtscandidat, der beim Anblick des schönen Instruments zwar sogleich erkannte, daß es nicht für ihn paßte, doch dem Verlangen es zu probiren nicht widerstehen konnte. Er spielte gut, und während er sich mehr und mehr in seinen Phantasien verlor, trat Wilhelmine Schröder-Devrient ins Zimmer. Bewirrt sprang er auf, als er sie bemerkte, aber sie knüpfte in ihrer freundlichen Weise ein Gespräch mit ihm an, ließ sich von seinen Verhältnissen erzählen und flößte dem Schüchternen so viel Zutrauen ein, daß er sie endlich fragte: ob sie ihm das fragliche Instrument unter der Bedingung überlassen würde, daß er ihr eine geringe Summe — seine ganze Baarschaft — anzahle und den Rest nach und nach abtrage. Die Künstlerin erwiderte ziemlich kurz, daß sie sich darauf nicht einlassen könne, und der arme junge Mann ging in dem Bewußtsein, eine Unschicklichkeit begangen zu haben, schweren Herzens an sein Tagewerk. Als er aber nach Hause kam, stand das Instrument in seiner Stube, und darauf lag ein Billet Wilhelminens mit der Bitte, das Geschenk freundlich von ihr anzunehmen.

So lange Wilhelmine Schröder-Devrient in Dresden engagirt war, veranstaltete sie alljährlich eine große Weihnachtsbescheerung für ihre Armen. Zuweilen waren 20 bis 30 Personen zu beschenken, und gewiß fand sie für jeden das heraus, was ihm am

Digitized by Google

nöthigsten war. Die Großmutter brauchte einen warmen Rock, der Vater eine Pelzmütze, die Kinder hatten keine Kleider, um zur Schule zu gehen, die Mutter hatte das eigene Bett geplündert, um dem Jüngstgebornen ein warmes Nestchen zu machen. Oder es fehlte an Wäsche, an warmen Strümpfen, an derben Schuhen. Wochentag trug Wilhelmine mit eigenen Händen alles Nöthige zusammen. Es war ein eigenthümlicher Anblick, die stattliche Frau im schwarzen Atlasmantel, den schwarzen Federhut auf den blonden Locken, mitten im Gedränge des Christmarktes zu sehen; in einem Arme einen Ballen Leinwand, im andern ein Packet rothen Flanell; dazu ein halbes Dutzend Paar Filzschuhe an einen Bindfaden gereiht oder ein Paar windseleerne Knabenstiefel; bunte wollene Shawls, Fausthandschuhe, Kinderklappern, Puppen, Pferdchen für die Kleinen — es war unbegreiflich, wie sie so viel auf einmal forttragen konnte. Aber es war ihre größte Lust, und wenn sie in einer der Buden etwas entdeckte, was ihren Schützlingen Freude machen konnte, nahm sie es mit, eben so unbekümmert um die Last, die sie sich aufbürdete, wie um die verwunderten Blicke, die ihr folgten. Begegnete ihr ein Bekannter, so wurde er unbarmherzig mit Stiefeln, Flanell und Leinwandballen beladen, während sie sich selbst mit andern Dingen belud. Entschuldigungen, wie „nicht Zeit haben", ließ sie nicht gelten. „Ihr könnt auch einmal was für die Armen thun" sagte sie; „denn Ihr habt doch Euer Lebtag noch nicht daran gedacht", und die Furcht vor ihrem Spott hat mehr als einmal einen eiteln Patron in Lackstiefeln gezwungen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und beladen wie ein Eselsesther bis zu ihrer Wohnung neben ihr herzugehen, während er vor Verlegenheit in die Erde sinken zu müssen glaubte. Zu Hause wurde eifrig zugeschnitten und genäht, und fast alle Strümpfe, die Wilhelmine zu Weihnachten verschenkte, hatte sie mit eigenen Händen gestrickt. Da es ihr somit an Zeit fehlte, hatte sie die Gewohnheit angenommen, für ihre Armen zu stricken, während sie sich frisiren ließ — ein Gebrauch, dem sie viele Jahre lang treu geblieben ist. —

Erst wenn Alles für die Armen in Bereitschaft war, kam das Suchen und Wählen für die Freunde an die Reihe; aber auch bei der Bescheerung am Weihnachtsabend hatten die Armen das Vorrecht. Ein ungeheurer Baum war für sie angeputzt, überladen mit den feinsten Süßigkeiten. „Die Armen sollen auch einmal wissen, wie die schönen Sachen schmecken, die sie sonst nur an den Schaufenstern sehen", sagte Wilhelmine, als einer ihrer Bekannten meinte, sie hätte besser gethan, statt dieser theuern Näschereien etwas Nützliches zu kaufen. Rings um den Baum wurden die Geschenke aufgelegt. Auch das besorgte Wilhelmine selbst, und immer wußte sie die Röcke und Kappen, die Wirthschaftsgeräthe und Spielsachen zu einem anmuthigen Bilde zu vereinigen. War Alles in Ordnung, so nahm sie ein Glöckchen zur Hand, öffnete die Thür, ließ die ersehnten Töne erschallen, und nun stürmte die Schaar ihrer Pfleglinge herein, um geblendet vom Glanze wieder stehen zu bleiben, bis sie jedem Einzelnen mit einem freundlichen Worte, einem Scherz, einer Mahnung das ihm Bestimmte zuwies. Wenn der erste Jubel verklungen war, wurde der Baum geplündert — es war Wilhelminens Freude zu sehen, wie sich Alt und Jung um die besten Stücke rissen — und dann brachte sie die Danksagungen, die von allen Seiten auf sie einstürmten, durch ein scherzhaftes: „Macht, daß Ihr fortkommt!" zu Ende.

Wilhelminens ältester Sohn wurde in einem Dresdner Institut erzogen; er verlebte die Weihnachtsabende bei der Mutter, bekam aber nicht eher bescheert, bis er ein paar arme Knaben von der Straße mitbrachte, die dann auch ihren Antheil erhielten. „Der Junge soll sich von Jugend auf gewöhnen, an die Armen zu denken," sagte sie; aber so leicht die Aufgabe des Kleinen zu sein schien, so schwer war sie oft zu erfüllen. Viele der Eingeladenen waren der Meinung, daß man sich einen Scherz mit ihnen machen wolle, und antworteten durch Grobheiten auf die freundlichen Aufforderungen. Einmal kam Wilhelm sogar im höchsten Zorn ganz allein von seinem Streifzuge zurück. Der Abend war stürmisch, heftige Schneeschauer hielten die Meisten, die sich sonst auf dem Christmarkt herumtrieben, in den Häusern fest. Erst nach langem Suchen war es ihm gelungen, wenigstens einen Bettelbuben zum Mitgehen zu bewegen. Bis an das Schloßthor war er ihm denn auch willig gefolgt, aber als es seitwärts ging, in die dunkle Ferne, wo der Wind so unheimlich mit dem Wasser um die Wette rauschte, — Wilhelmine wohnte damals an der Elbe in dem jetzigen Hotel Bellevue — wurde der Kleine bedenklich. Nur die lebhafte Schilderung der Herrlichkeiten, die ihn erwarteten, brachte ihn noch vorwärts, doch nur bis an die katholische Kirche — hier blieb er stehen und erklärte seinem Führer, daß er unter keiner Bedingung weiter ginge. Vergebens ging Wilhelm von Bitten zu Drohungen über, vergebens nahm er endlich sogar zu Gewaltmaßregeln seine Zuflucht — der Sohn des Sollers ließ ihm einen Zipfel der Jacke in den Händen zurück und stürzte mit lautem Geschrei, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, der lieben vertrauten Region der Schloßgasse wieder zu.

Eine große Aufgabe für Wilhelmine war auch das Gevatterstehen bei armen Leuten. Unter dem Dienstpersonal des Theaters und den dabei beschäftigten Arbeitern mag kaum eine Familie sein, in der sie nicht einmal wenigstens als Pathe figurirt hätte. Aber auch Leute, mit denen sie sonst gar nicht in Berührung kam, nahmen sie in Anspruch, weil es allgemein bekannt war, daß sie dem Täufling jedesmal eine ansehnliche Gabe einband. Wilhelmine wußte natürlich ganz genau, warum ihr die „Ehre" des Gevatterstehens so oft zu Theil wurde, aber nie hat sie sich damit begnügt, nur das Geld zu geben. Sie kam selbst und hielt das Kind über die Taufe — es widerstrebte ihrem Gefühl, dem Armen gegenüber das heilige Symbol wie eine Speculation zu behandeln.

Und wie sie in dieser Beziehung zartsinnig war, so war sie es auch in jeder andern. Die Art und Weise, wie sie half, verdoppelte den Werth ihrer Gaben. Sie fragte nicht erst nach Werth oder Unwerth des Bedürftigen — wo Noth war, trat sie ein. Nie maßte sie sich ein Recht über die ihr Beschuldeten an; nie zog sie bei ihren Wohlthaten in Betracht, ob sie Dank dafür ernten würde; nie gab sie tropfenweise, sondern sie half durchgreifend, wo sie irgend konnte.

So kannte sie einen Tänzer aus dem Corps de Ballet, der das Bein gebrochen hatte und in Folge dessen für seinen Beruf untauglich geworden war, eine Leihbibliothek und gründete ihm so eine neue Existenz. Einen armen Knaben, den sie Holz sammelnd im großen Gehege fand und der ihr in kindlicher Vertraulichkeit klagte, daß er alle Tage hinaus müßte, um Brennmaterial zu suchen, während er viel lieber zu Hause bleiben würde, um zu zeichnen — ließ sie, als sie wirklich Talent in ihm fand, zum Maler ausbilden. Und wenn ein Handwerker das Meisterwerden nicht bezahlen konnte, wenn es einer Braut an der nöthigen Aussteuer fehlte — bei Wilhelmine fanden sie immer ein offenes Herz und eine hilfreiche Hand.

Der fromme Dichter schrieb ihr einmal, ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung:

„Hoch vom Ruhm emporgetragen
Strahlt Dein Nam' im Glanze dieser Welt.
Was Du im Stuhl in stillen Tagen,
Das wird in ein Rechnungsbuch getragen,
Das ein Engel dort in jener hält."

Aber sich selber that sie nie genug. In einem ihrer Tagebücher schreibt sie:

„Warum sind wir nicht im Stande, ein prickelndes, peinigendes Gefühl zu überwinden, was der abscheulichste Egoismus erzeugt? Wir haben mitunter die Mittel, die oft so beschämenden Wünsche eines Nebenmenschen zu erfüllen, ja wir fühlen uns oft mächtig zu einer solchen That gedrängt — und doch unterlassen wir sie, weil das fatale Ich sich hervordrängt und ängstlich ruft: das entzieht Dir mir! Wie viel reine Freuden verscherzen wir um dieses nichtswürdigen Egoismus willen! — Unverhoffte Freude in einer freudoleen Brust entzünden, längst aufgegebene Hoffnungen erfüllen, Thränen des Kummers und der Sorge in Thränen der Freude und Wonne zu verwandeln, — gibt es eine größere Seligkeit? O wir erbärmlichen Menschen, warum thun wir nicht immer, nicht gleich, wozu uns das Herz drängt, wenn wir die Ueberzeugung haben, daß es eine gute, edle That ist?"

Wie Wilhelmine dazu kommen konnte, sich diese Vorwürfe zu machen, ist nicht zu begreifen. Hätte sie etwas bekämpfen müssen, so wäre es gewiß nicht jenes egoistische Zweifeln und Zögern gewesen, von dem sie hier spricht, sondern allein der übermächtige Drang, der sie oft trieb über ihre Kräfte zu geben. Aber sie hat sich in dieser Beziehung nie zu beschränken vermocht, und mehr als einmal hat sie sich selbst in Verlegenheit gebracht, um Andern zu helfen.

Digitized by Google

Einmal war sie, auf die Nachricht hin, daß ihr jüngster Sohn erkrankt wäre, mitten im Winter in großer Eile nach Hannover gereist. Sie hatte das Kind schon wieder außer Bett gefunden und kehrte nun eben so schnell nach Dresden zurück, wohin sie ihre Berufspflichten riefen. Sie fuhr mit der Schnellpost — Eisenbahnen gab es damals noch nicht — und kam ohne Abenteuer bis Magdeburg. Wie überall waren auch hier am Posthause eine Anzahl Menschen versammelt, um die Fremden ankommen zu sehen, und unter der Menge erblickte sie eine jammervolle Gestalt — ein Mädchen von 10—12 Jahren, das statt aller Bekleidung einen schmutzigen, zerfetzten Rock wie einen Mantel um den Hals gebunden hatte. Das Haar hing in wirren Strähnen um das blasse Gesicht, die nackten Arme und Beine waren von Hunger oder Krankheit abgezehrt, der ganze Körper bebte vor Kälte, und die Augen des Kindes sahen halb wild, halb blödsinnig umher. Auf ihre Erkundigungen erfuhr Wilhelmine, daß die Kleine in den elendesten Verhältnissen lebte, daß sie von ihrem Stiefvater entsetzlich gemißhandelt würde und nicht eher zu essen bekäme, bis sie eine gewisse Summe zusammen gebettelt hätte. Der Künstlerin standen die hellen Thränen in den Augen; sie zog ihre Börse heraus und schüttete den ganzen Inhalt derselben in die Hände des Kindes, das mit starrer Verwunderung auf die Gold- und Silbermünzen blickte, während die großmüthige Geberin sich den Augen der Umstehenden entzog, um mit der Freundin, die sie begleitete, im nächsten Gasthofe zu frühstücken. Erst als sie den Kellner bezahlen wollte, fiel ihr ein, daß sie ihr Geld bis auf den letzten Pfennig hingegeben hatte. Zum Glück fand ihre Begleiterin so viel zusammen, daß sie bis Leipzig kamen, wo sich Wilhelmine in einer befreundeten Familie das Geld zur Weiterreise borgen konnte.

Aber nicht nur verübergehende Verlegenheiten hat sich Wilhelmine zugezogen, sie hat sich schwere, dauernde Entbehrungen auferlegt, um Andern beistehen zu können. Jahrzehnte lang hat sie die Versorgung ganzer Familien gewesen, hat Alt und Jung gespeist und gekleidet, hat die Töchter erziehen, die Söhne studiren lassen, hat Badereisen für die Kranken und Vergnügungsreisen für die Gesunden bezahlt — während sie selbst, umsonst nach Ruhe, nach Erholung seufzend, in den heißesten Sommertagen angestrengt arbeitete. Und wie oft ist sie von Gastspielen, die andern Künstlern goldne Früchte tragen, nicht nur mit leerer Cässe, sondern auch mit ganz geleerten Koffern heimgekehrt, weil nicht nur ihre Börse, sondern auch ihre Kleider, ihre Theatergarderobe, ihre Wäsche sogar, in die Hände einer ihr befreundeten Schauspielerin übergegangen waren!

Und doch ist es ihr nur selten gelungen, sich — wie es in der Schrift heißt — „Freunde zu schaffen mit dem ungerechten Mammon." Wenn für sie selbst Zeiten der Verlegenheit kamen, war Niemand da von allen denen, die sie so lange benutzt hatten, ihr die Hand zu erleichtern. Niemand, der ihr auch nur vorübergehend die Hand zur Hülfe gegeben hätte. Künstler, in deren Concerten sie unzählige Mal gesungen hatte, sagten nein, als Wilhelmine sie zum ersten und einzigen Male um ihre Mitwirkung bat, und von der Schwelle eines Hauses, das ihre Güte allein zu einer behaglichen Wohnstätte gemacht hatte, wurde sie unter nichtigen Vorwänden abgewiesen, als sie nur auf ein paar Wochen Gastfreundschaft suchte. Ich könnte eine Menge solcher Beispiele, auch noch aus Wilhelminens letzter Lebenszeit anführen — aber ich will dies Thema abbrechen. Die Schonung für die Lebenden, die ich mir zum Gesetz gemacht habe, erscheint mir, wenn ich mich in diese Erinnerungen vertiefe, wie ein Unrecht gegen die Todte.

Vielleicht entsprang der Undank, der Wilhelminen so vielfach begegnete, zum Theil wenigstens aus der allgemein verbreiteten Ansicht, daß es ihr kein Opfer koste, mit vollen Händen zu geben und überall zu helfen und zu unterstützen, weil sie dies immer mit freundlichem Gesicht und freudigem Herzen that. Die Empfänger bedachten aber nicht, daß sich auch der mächtigste Strom erschöpfen muß, wenn seine Fluth in tausend und aber tausend Canäle vertheilt wird. Zum Theil war aber auch nur die gewöhnliche Erbärmlichkeit kleiner Seelen daran schuld, denen die Dankbarkeit eine Last ist, die sie entweder schnell von sich abwälzen, oder durch die sie sich zur Erbitterung, zur Feindseligkeit sogar getrieben fühlen. Wilhelmine hat furchtbar dadurch gelitten. Es gab Momente, in denen sie an aller Liebe und Treue, an allem Menschenwerth verzweifelte und sich selbst gelobte, nie mehr auch nur das Geringste für Andere zu thun. Aber das waren immer nur Vorsätze, die, sobald sie zu Thaten werden sollten, in Nichts zerflossen.

Ich selbst habe eine ganz charakteristische Scene mit ihr erlebt. Es war um die Osterzeit des vergangenen Jahres. Wilhelmine war sehr krank und oft sehr verstimmt — den einen Morgen noch mehr als gewöhnlich. Sie hatte alle Briefe durchgelesen und sich dabei an allerhand bittere Erfahrungen erinnert. Um sie zu zerstreuen, fingen wir an von der Zukunft zu sprechen, und sie vertiefte sich wieder einmal in die Schilderung des Hauses, das zu erwerben ihr liebster Traum war. In ihrer Verstimmung kam sie auf den Einfall, eine Art von Festung daraus zu machen, die durch Wall und Graben von der Welt geschieden sein sollte. Das Wächteramt wollte sie einem halben Dutzend großer Bulldoggen übertragen; „die sollen mir Jeden vom Hofe hetzen, der sich unterfteht, mir mit einer Bitte nah zu kommen," sagte sie mit dem finstern Ausdruck, der in der Krankheit zuweilen auf dem sonst so himmlisch freundlichen Antlitz lag. „Ich will Niemand mehr helfen, will endlich ebenso liebtos, so hart sein, wie man es gegen mich immer und immer gewesen ist. Ich will endlich einmal für mich selbst leben."

In diesem Augenblick kam die Kammerjungfer herein und meldete, es wäre ein Mann draußen, ein Drechsler, der einen Stickrahmen zu verkaufen wünsche. Er sähe blaß und traurig aus und hätte erzählt, daß er lange krank, also ohne Verdienst gewesen wäre.

Das Gesicht der Kranken drückte das innigste Mitleid aus. „Was will er dafür haben?" fragte sie in ganz verändertem Ton, indem sie das kunstlose Machwerk beschaute; das Kammermädchen nannte die sehr geringe Summe. „Was, ist der Mensch verrückt?" rief Wilhelmine; „dafür hat er ja kaum das Holz!" Sie schickte ihm das Doppelte seiner Forderung und freute sich den ganzen Tag wie ein Kind über den „hübschen Rahmen, den sie so billig gekauft hatte".

Und wie hier im Kleinen, so war es auch im Großen. Es konnte in Frage kommen, ob sich Wilhelmine, im Fall ihrer Genesung, die längst ersehnte Reise nach Italien gestatten dürfe, oder sie hat nie auch nur einen Augenblick in Frage gestellt, ob sie die großen Summen, die sie zur Unterstützung befreundeter Familien ausgesetzt hatte, fortzahlen würde. Die Bemerkung Lessing's, daß wir am meisten von den Eigenschaften sprechen, die wir nicht haben, wurde durch sie auf's Glänzendste bestätigt. Nie habe ich einen Menschen so viel von der eigenen Hartherzigkeit reden hören, als Wilhelmine Schröder-Devrient, während die Worte Großmuth, Wohlthätigkeit, Erbarmen gar nicht für sie zu existiren schienen.

Die Eckernförde-Halle auf der Coburger Veste.

An demselben Platze, wo im Frühjahre 1628 die Dänen unter Christian IV. die deutschen Kaiserlruppen schlugen und wo sie am 7. December 1813 von der deutschen Legion unter Wallmoden geschlagen wurden, in Eckernförde wurde am 5. April 1849 unter dem Commando des Herzogs von Coburg-Gotha das dänische Linienschiff Christian VIII. in die Luft gesprengt, die Fregatte Gefion aber gefangen genommen und Eckernförde gelaufl. Der Gefion gestrichene rothe Flagge mit dem weißen Kreuz ist jetzt segelförmig ausgebreitet auf der Hinterwand einer Halle auf der Coburger Veste; von derselben steht mächtig aufgerichtet der Schnabel jenes in die Luft gesprengten Schiffes, das Gallionsbild König Christian VIII., Scepter und Reichsapfel tragend. Links und rechts an der decorirten Wand hängen Capitain Paludans Degen und andere eroberte Siegeszeichen. Durch eine weite und hohe Glasthüre ist die Halle vom innern Hof der Veste geschieden.

Am 26. Aug. d. J., am Nachmittag eines schönen Sonntags, aber stand jene Halle weit offen, geschützt von einem sie umziehenden Halbkreis der Coburger Turner; in diesem Halbkreis flatterte die von den

Die Gesions-Flagge und das Gallionbild Christian VIII.

Turnern bis jetzt bewahrte und hieher getragene Fahne, die die schleswig-holstein'schen Turner bei dem großen Feste in Coburg geschwenkt und dann zurückgelassen hatten als heiligmahnendes Vermächtniß, weil sie es nicht wagen durften und wollten, sie zurückzubringen in ihr geknechtetes Land. — Wie es nach der Beschreibung des Coburger Turnfestes in Nr. 27 der Gartenlaube so allgemein und lebhaft gewünscht wurde, hatte der Sieger bei Eckernförde es genehmigt, die Fahne sollte aufgestellt werden dürfen als mahnendes Symbol in jener verheißenden Halle, doch einfach, still und ernst, wie die stille ernste Sache es gebiete. Und so geschah es denn auch; unter den Klängen „Schleswig-Holstein meerumschlungen" schritten die Turner in feierlichem Ernst zur Halle, bildeten den Halbkreis, entblößten ihre Häupter, schmückten die verwaiste Fahne mit dem Ehrenbande eines Turners und trugen sie in die Halle. Das Alles geschah wortlos, in grabesernster Stille; tiefes Schweigen lag auch auf der weithin versammelten Menge. Dieses Schweigen, diese Stille sprachen seltsam ergreifend zu Allen; lauter und mahnender, als alle Reden und Gesänge es vermocht hätten. — Nun aber plötzlich ein dreifaches, donnerndes Gutheil auf Schleswig-Holsteins freiere Zukunft — und die Halle wurde geschlossen. — Möchte sie bald wieder auffliegen, um neue Siegeszeichen zu empfangen! Möchte die freie Zukunft des armen Landes schon in schwellender Knospe liegen!

A. S.

Die deutschen Genossenschaften.

Wiederum müssen wir des erfreulichen Aufschwungs gedenken, den die deutschen Erwerbs-Genossenschaften (Associationen) der Handwerker, Arbeiter und kleinen Gewerbtreibenden im verflossenen Jahre genommen haben, indem wir auf den deshalb erstatteten höchst interessanten Bericht ihres Förderers und Anwalts, Schulze-Delitzsch, wegen des Einzelnen verweisen.* Derselbe umfaßt diesmal die in den zwei Hauptarten der Genossenschaf-

* Jahresbericht für 1859 über die auf dem Princip der Selbsthülfe der Betheiligten beruhenden deutschen Genossenschaften der Handwerker und Arbeiter. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1860.

Digitized by Google

ten, den Vorschuß- und Credit-Vereinen und den Associationen in speciellen Handwerken, gewonnenen Resultate, welche zum Theil in übersichtlichen statistischen Tabellen gruppirt vorgeführt werden. Wir entnehmen daraus Folgendes.

Die verbreitetste und ihrem Geschäftsverkehr nach bisher bedeutendste Art der Genossenschaften sind noch immer die auf der Selbsthülfe der Creditbedürftigen aus dem kleinen und mittleren Gewerb- und Arbeiterstande beruhenden Vorschuß- und Creditvereine, welche diesen bisher thatsächlich vom eigentlichen Bankverkehr ausgeschlossenen Leuten die nöthige Baarschaft in ihren Geschäften zuführen. Das Specielle über ihre Einrichtung ergibt die bekannte Schrift ihres Gründers: „Vorschuß- und Creditvereine als Volksbanken. Zweite Auflage. Leipzig 1859, bei C. Keil." Als Marken, wodurch sich die hierher gehörigen Vereine von andern mehr oder weniger durch fremde Unterstützung gestifteten Instituten zu gleichem Zwecke unterscheiden, hebt der Bericht hervor:

„1) daß die Vorschußsuchenden selbst Träger und Leiter des auf Befriedigung ihres Creditbedürfnisses abzielenden Bank-Geschäftes, alle Mitglieder des Vereins, und Risico wie Gewinn ihnen gemeinsam sind;

2) daß der durch den Verein vermittelte Geldverkehr überall auf geschäftlichem Fuße (Leistung und Gegenleistung) und nach den üblichen Bedingungen des Geldmarktes geregelt wird, daß also den Vereinsgläubigern durch die Vereinscasse, und der Vereinscasse durch die Verschußnehmer die gewöhnlichen Zinsen und Provisionen gewährt, den Vereinsbeamten auch angemessene Besoldungen gezahlt werden;

3) daß durch sofortige Einzahlung oder allmählich durch fortlaufende geringe Beisteuern der Mitglieder Geschäftsantheile (Guthaben) derselben in der Vereinscasse von gewisser Höhe gebildet werden, welche, gleich Actien, den Stammfond des Vereins bilden und denen auch die Dividenden bis zur Erreichung der Normalhöhe zugeschrieben werden, wogegen die zum Betrieb der Bankgeschäfte noch außerdem erforderlichen fremden Gelder anlehnsweise auf den gemeinschaftlichen Credit und unter der Gesammthaft aller Mitglieder aufgenommen werden."

Mit Recht legt der Bericht die größte Wichtigkeit auf den letzten Punkt. Wenn auch die eigene Capitalbildung der Mitglieder ein wesentliches, ganz unentbehrliches Element für die betreffenden Vereine ist, so kann es doch, wollte man dem wirklich vorhandenen Creditbedürfniß genügen, vor Allem darauf an, durch Organisation der Vereine eine Creditbasis zu schaffen, welche denselben fremde Capitalien ebenso gut zuströmen machte, wie den Unternehmungen der Großindustrie, da durch die schaarweisen Ansammlungen unter den meist der unbemittelten Classe angehörigen Mitgliedern allein ein andrerseits fehlendes Mehr beschafft werden wird. In wie ausreichender Weise dies durch die erwähnte Gesammt- oder Solidarhaft der Mitglieder für die Vereinsschulden gelungen ist, davon geben die beigebrachten Ueberschüsse und Rechnungsabschlüsse Zeugniß, in welchen die wenigen darunter mit begriffenen bloßen Sparvereine ganz außerordentlich hinter den andern zurückbleiben und sich nur innerhalb der engsten Verkehrsgrenzen bewegen. Dasselbe ist auch mit den auf Subventionen von außenher beruhenden Vorschuß- und Hülfsvereinen der Fall, von denen der Bericht ebenfalls eine Anzahl Abschlüsse und in ihnen neue Belege für die vom Verfasser so oft verfochtene Ansicht bringt: daß auf dem Unterstützungswege niemals dem vorhandenen Bedürfniß der betheiligten Classen genügt werden könne.

Der Zahl nach übersteigen die nach dem von Schulze-Delitzsch vertretenen System operirenden Vorschußvereine gegenwärtig 200, von denen 183 in einer dem Bericht beigefügten Liste namhaft gemacht sind, die indessen seit dem Druck einigen Berichtigungen und Ergänzungen unterliegt, welche von einer späteren Veröffentlichung zu erwarten sind. Am dichtesten sind die Vereine im preußischen Herzogthum Sachsen, dem eigentlichen Heerd der ganzen Genossenschaftsbewegung, wobei sich anhaltischen Ländern, und in dem Königreich Sachsen, indem ersteres allein 30, letzteres 34, das kleine Dessau-Cöthen aber bereits 8 aufzuweisen hat, eine Zahl, die jetzt bereits überschritten ist. Von 80 Vereinen gibt eine dem Bericht angehängte statistische Tabelle die Rechnungsabschlüsse pro 1859, welche wahrhaft überraschende Resultate nachweist. Obschon 28 unter diesen 80 Vereinen, die erst Ende 1858 und im Laufe 1859 gestiftet sind, nur den ersten, meist nicht einmal ein volles Jahr umfassenden Abschluß geben, oder natürlich unter dem durchschnittlichen Verkehrsumfang, wie er sich erst in den folgenden Jahren entwickelt, weit zurückbleibt, so beträgt die Gesammtsumme der von allen, meist bis zu 3 Monaten im Jahre 1859 gewährten Vorschüsse und Prolongationen doch bereits 4,131,436 Thaler, das aufgesammelte eigene Capital der Mitglieder in den Vereinscassen 276,846 Thaler in 246,000 Thaler Geschäftsantheilen, 30,846 Thaler Reserven, während an fremden Capitalien in den Vereinscassen zusammen 1,014,145 Thaler am Jahresschlusse befindlich waren. Dagegen betrugen die Verluste bei sämmtlichen 80 Vereinen im genannten Jahre nur 470 Thaler, der Nettogewinn aber 22,173 Thlr., welcher zum Theil der Reserve, meist den Geschäftsantheilen der Mitglieder zugeschrieben ist.

Hiernach wird man, wenn man die in der Tabelle fehlenden Abschlüsse aller solcher 1859 bereits thätigen Vereine, deren Zahl der Bericht auf circa 150 schätzt, in Anschlag bringt, den auf 6 Millionen Thaler angeschlagenen Gesammtverkehr derselben sicher nicht zu hoch finden, welcher im laufenden Jahre, wenn man aus einigen schon mitgetheilten Viertel- und Halbjahrabschlüssen einen Schluß ziehen darf, sich auf 10—12 Millionen Thaler steigern dürfte. In der That sind dies Anfänge, welche an der Lösung der Aufgabe, dem kleinen Gewerbe- und Arbeiterstande durch Zuführung des erforderlichen Capitals das allmähliche Emporkommen in den der neuern Industrie eröffneten Bahnen zu ermöglichen und ihm dadurch seine Selbstständigkeit zu erhalten, nicht versprechen lassen.

Die zweite ebenfalls höchst wichtige, wenn auch noch nicht in demselben Grade verbreitete Art der Genossenschaften, welche der Bericht aufführt, sind die Associationen von Meistern eines einzelnen Handwerks, z. B. der Schuhmacher, Tischler, Schneider, Weber, Buchbinder u. A., über deren Einrichtung die Schrift des Verfassers: Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter, Leipzig 1853, bei E. Keil, Auskunft gibt. Dieselben haben zunächst den gemeinschaftlichen Ankauf der zu verarbeitenden Rohstoffe im Großen und aus der ersten Hand zum Zweck, wodurch man in einem Associationslager den unvermeidenen Mittelgewinn auch bei Entnahme kleiner Partieen den Vortheil der Engrospreise sowie die beste Qualität zur Auswahl und somit die ersten Bedingungen zum lohnenden Geschäftsbetriebe sichert. Und nicht dies, daß die Mitglieder auf diese Weise der Ausbeutung durch die Zwischenhändler entzogen werden, welche ihnen durch Lieferung schlechter Waare zu theuren Preisen oft den besten Theil ihres Arbeitsverdienstes entzogen, bilden sie sich noch durch den in Form von Dividenden auf sie fallenden Gewinn des Associationsgeschäfts allmählich eigne Capitalien, die als Geschäftsantheile in der Associationscasse bleiben und einen Theil ihrer künftigen Alterversorgung bilden. Der Hauptbebel auch bei dieser Art der Genossenschaft ist aber wiederum die Solidarschaft der Mitglieder für die Vereinsschulden als Creditbasis, welche ihnen, wie bei den Vorschußbanken, fremdes Capital in ausreichender Menge zuführt und den Credit bei den Fabrikanten auf das Entgegenkommendste flüssig macht.

Ist dieser erste Schritt zur Erprobung der großen Macht des genossenschaftlichen Zusammenwirkens für den Kleinerwerb einmal gethan, so führt er bald zu weiteren. Da associirt man sich zur gemeinschaftlichen Anschaffung von kostspieligen Arbeitsvorrichtungen, Maschinen u. dergl., zum gemeinschaftlichen Verkauf der gefertigten Waaren in Associationsbuden und Magazinen, in welche die Einzelnen ihre Producte für ihre Rechnung einstellen. Und wo an gewissen Orten und in gewissen Industriezweigen das Publicum stehende Läden fertiger Waaren verlangt, geht man endlich hier und da zu der höchsten Stufe der Genossenschaft, zur Production für gemeinsame Rechnung über. Wie in den reinen Rohstoffvereinen aus leicht erklärlichen Gründen (den theuren Lederpreisen) das ehrsame Gewerk der Schuhmacher allen übrigen vorangeht, sind es in der gemeinschaftlichen Production die Schneider und Tischler, bei welchen das Bedürfniß nach Kleider- und Möbelmagazinen am meisten drängt. Dabei ist aber diesen Associationen Eins für Bezeichnung des deutschen Standpunktes, im Gegensatz zu den englischen und französischen gleicher Art eigenthümlich. Während in den letzteren die Mitglieder ihre selbstständige Stellung zu Gunsten des Associationsgeschäfts völlig aufgeben und lediglich als Arbeiter in dasselbe

Digitized by Google

eintreten, behalten unsere Handwerksmeister meist ihre Separatgeschäfte für ihre Einzelrechnung bei und betreiben nur das Associationsgeschäft noch außerdem auf gemeinsame Rechnung, indem sie in dem letztern meist nur dann Arbeit suchen, wenn es ihnen selbst an Bestellungen mangelt. Ob dies auf die Länge durchzuführen und für den Aufschwung des Associationsgeschäfts gedeihlich ist, mag hier dahingestellt bleiben, jedenfalls ist es der für unsere Verhältnisse passendste Uebergang, was schon darin seine Bestätigung findet, daß da, wo man in Deutschland sofort sich nach englischem Muster associrte, ohne erst den echten Associationsgeist in den niedern Stufen der Vereinigung auszubilden, die Vereine (z. B. die Schneiderassociationen in mehrern großen Städten) in kurzer Zeit sich wieder auflösten.

Die Zahl solcher **Handwerker-Associationen** schätzt der Bericht, obschon die Statistik hierbei weit mangelhafter ist, als bei den **Vorschußvereinen**, jedenfalls über 100, hauptsächlich im deutschen Norden, von denen vielleicht der sechste Theil zur gemeinsamen Production und Magazinirung übergang, und 67 davon werden namentlich aufgeführt. Die Mitgliederzahl mag zwischen 5000—6000 betragen, und der Gesammtumsatz im letzten Jahre circa 400—500,000 Thaler. Eine dem Bericht beigegebene Tabelle stellt die Rechnungsabschlüsse des letzten Jahres von 15 solchen Genossenschaften zusammen, von denen 13 sich auf das Rohstoffgeschäft beschränkten, 2 gemeinschaftlich producirten und magazinirten. Dieselben hatten am Jahresschlusse 764 Mitglieder, einen Umsatz von circa 100,000 Thalern und circa 2600 Thaler Reingewinn.

Von besonderer Wichtigkeit für die weitere Entwickelung des **Genossenschaftswesens**, welche mit jedem Jahre sich steigert, ist aber namentlich, daß Herr Schulze-Delitzsch den von uns (vergl. Nr. 23 der Gartenlaube) mehrfach befürworteten Verhandlungen einer Anzahl Associationen nachgegeben hat, und seine ganze Thätigkeit für dieselben fortan sich auf die Dauer gewonnen ist. Zwar beträgt nach der Zusammenstellung des betreffenden Comité's das demselben bis 1859 durch $^1/_4$—2 Procent vom jährlichen Reingewinn der einzelnen Vereine gewährte Salair einschließlich der Bureaukosten nur 250 Thaler, indeß hat sich die Anzahl der beitretenden Vereine vermehrt, sodaß für das laufende Jahr die Verdoppelung dieser Summe in Aussicht steht, und in den folgenden Jahren sicher soviel herauskommt, um dem Manne, der seine ganze Zeit und Kraft der Sache widmen muß, einigermaßen eine Existenz zu gewähren, die es ihm ermöglicht, von einer Anstellung im Staats- oder Privatdienst abzusehen, wie sie ihm gegenwärtig kaum entgehen könnte. Bedarf doch gerade die große Anzahl der neuentstehenden Vereine am meisten seines Rathes und seiner Beihülfe, und es ist nicht anzunehmen, daß die Genossenschaften im Allgemeinen ihr Interesse so sehr verkennen sollten, sich einen solchen Anwalt entgehen zu lassen, besonders da es sich um eine so äußerst geringfügige Aufwendung für sie handelt. Hat sich doch seine Thätigkeit neuerdings wieder durch den von ihm dem letzten Vereinstag der Vorschußvereine in Gotha vorgelegten **Gesetzentwurf zur Erleichterung der Legitimation der Vereine bei Rechtsgeschäften und Processen** bewährt, welcher die Billigung des **Congresses** in Cöln erhielt und demnächst bei den gesetzgebenden Körpern der deutschen Einzelstaaten, im Petitionswege eingebracht werden soll. Ebenso sind durch ihn den im Verbande stehenden Vereinen werthvolle Beziehungen im Geldverkehr mit größeren Bankinstituten und sonst vermittelt und Geschäftsverbindungen angebahnt, wie sie den betheiligten Instituten in jeder Hinsicht förderlich werden müssen. — Die Anmeldung neuer Vereine bei dem Centralbureau erfolgt übrigens gegenwärtig bei Herrn Schulze in Delitzsch selbst, nicht mehr bei dem bisherigen Comité in Luckenwalde, welches vielmehr seine Functionen beendet hat.

So möchten wir denn schließlich nur noch unsern Handwerkern die Worte am Ende des Berichts zur Beherzigung empfehlen, damit sie in der zunehmenden Bedrängniß, in welche sie das riesige Wachsthum der Fabrikindustrie versetzt, von der unglücklichen Idee des Polizeischutzes in der Rückkehr zu den alten Gewerbsbeschränkungen zurück- und auf den Weg kommen, wo ein jung für sie das Heil liegt: „sich die Mächte, welche der Großindustrie die Ueberlegenheit über ihre Betriebsweise verleihen (Capital und Intelligenz), selbst dienstbar zu machen, um mit derselben auf ihrem eigenen Felde zu concurriren, anstatt sich im vergeblichen Kampfe dagegen aufzureiben. Dies aber wird nur mittelst der **Genossenschaft** ihnen möglich, deren wirthschaftliche und gewerbliche Tragweite sie nur erst einmal recht erproben müssen, um von ihren unfruchtbaren, auf die Dauer unmöglichen Zunftbestrebungen für immer geheilt zu werden."

Blätter und Blüthen.

Ein zweiter Graf Gleichen. Neulich erzählte man mir in Schleswig eine alterthümliche Geschichte, und glaubwürdige Leute verbürgten deren Wahrheit. Ich will sie wiedererzählen, so gut ich kann; sie ist folgende: „Auf einem der großen Güter des von der Natur so reich gesegneten Landes lebte vor mehreren Jahren ein Edelpaar in glücklicher Ehe. Beide Gatten erschienen in jedem Frühjahre kurz nach einander; das Männchen kam, wie saß bei allen Vögeln, zuerst, das Weibchen einige Tage später an; dann wurde das Nest ausgebessert und die zärtliche Liebe derber Gatten bald durch Nachkommenschaft belohnt. Im vorigen (oder vorvorigen) Frühlinge erschien Herr Storch ebenfalls zur gewöhnlichen Zeit. Sprechende Bewegungen des edlen Hauptes fand:n tausend Grüße zu den Schwalbereien des Sommergastes hinab, und nach sprechendes Schnabelgeklapper gab der Fremde auch der langen Reise wieder daheim zu sein, verebten Ausdruck; kurz Fr. und Storch war glücklich, sehr glücklich. Aber nur einen, — zwei, — drei Tage lang, denn — seine theure Hälfte, die Mutter seiner früheren Kinderschaaren, die sie in früheren Jahrgängen, alle, alle

wachten sah mit Mutterlust," —

sie, die Zierde des Nestes, erschien nicht! Lag hier ein Fall von Untreue vor? Hatte ein anderer jungverliebter Storch die schöne Alte verlockt? Aber war gar ein Mißgeschick hier, der Gatten Treue, ungeachtet, alle diese Fälle waren möglich. Sogar unter den gefiederten Schönen kommt leider, leider — und deshalb noch immer nicht zur Entschuldigung anderer Weiberschen — auch unter den Vögeln sogar kommt Untreue vor; es gibt treulose Vogelgattungen, welche die heiligen und mit den glühendsten Worten vorgekrächzten oder geklapperten, geschwatzten, gepfiffenen, gesüßten, gesungenen Liebesschwüre vergessen können; es gibt Gatten, deren Gedächtnisse zuweilen die unzweifelhaftesten Beweise einiger Liebe und Zärtlichkeit, welche sie von ihren Ehehälften erhalten, entschwinden können! Und was das Unglück anlangt: — ach, ich weiß selbst nur zu gut, wie weit die Reise bis in die Winterdenberge der Störche ist! Wahrscheinlich hatten sie zwischen den einzelnen Dobbenhäuschen der Felder Ost-Sundwig, wo ich im Frühlinge stets Tausende von Störchen sitzen sah, von einander Abschied genommen und sich seitdem nicht wieder gesehen; möglicherweise war ein müßiger nilbelahmter Engländer auf den unseligen Gedanken gekommen, seine Büchse auf einen Storchsinnen abzuschießen, und hatte merkwürdigerweise auch getroffen; möglicherweise — doch das kann ich ja hürzer sagen:

„Denn mit des Geschicke's Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten —
Und das Unglück schreitet schnell!"

Der arme Storchmann! Traurig saß er am vierten oder fünften Tage auf seinem Neste; kein Gruß wurde in den Lüften gewechselt, keine Buchsche Fuge abgeklappert; nur zuweilen schien er aus tiefen Träumen zu erwachen, oder von jugendlichen Weiben, vielleicht von dem abschreitenden Philisterpaar incompletus, erweckt zu werden — und wieder kam Zerstreutheit an seinem Federmanne herum. Er war tief betrübt, das sah ihm Jedermann schon von weitem an; es geht sogar die Rede, daß er drei Tage lang nicht gefressen habe, woran ich jedoch zweifeln muß, weil der Storch ein verständiges Thier ist. Endlich aber schien es, als ob ein Lichtstrahl in sein trübes Dunkel seiner bekümmerten Seele fiel, als ob ihm ein guter Gedanke gekommen wäre. Er erhob das Haupt, sah etwas freier in die schöne Welt hinaus oder hinab und schien einen Entschluß gefaßt zu haben. Urplötzlich erhob er sich und trieb mit gewohnter Meisterschaft in den herrlichen Schraubenlinien zum Himmel auf, wandte sich dann einer entgegengesetzten und bestimmteren Richtung zu und verschwand. Later sahen alle sicheren Berichte über den Weg, welchen er nahm, und man weiß eben nur soviel, daß der Bekümmerte getröstet heimkehrte, und zwar in der Gestalten — in Gesellschaft der liebenswürdigsten Störchin der Erde, allem Anschein nach sogar einer Storchjungfrau. Daß diese sich entschlossen hatte, daß dem weiblichen Geschlechte so tief verdrießt Joch der Ehe auf sich zu nehmen, konnte nicht bezweifelt werden; denn sie verbreitete nicht einen jener Liebesgeklapper ihres Anbeters mit einem beifälligen aber noch zarteren anderen, sondern begann auch sofort das Nest wieder herzurichten, und es war wohl blos Zufall, falls es überhaupt bezündet ist, daß dabei ein Kräutlein mit kleinen blauen Blumen, welches früher von den Gatten des Gutsherrn zart gepflegt, später und verstreut aber wiedergewesen war, und dennoch auf dem Storchneste wieder Wurzel gefchlagen hatte, herausgerissen und dadurch in den Staub gesetzt wurde, seine Unvertilgbarkeit nochmals zu beweisen.

Das weitere Nest war nach kurzer Arbeit in guten Stand gekommen, und schon am folgenden Tage lag das erste Ei, die erste Frucht der neuen Liebe, in ihm. Man kann sich die Freude des neuvermählten Paares denken! Uebereilig erhob Er das Haupt und klapperte eine Idylle nach der andern zum Himmel; Sie aber lag, noch etwas erschöpft von der Anstrengung des Legens, ruhig auf ihrem Wochenbette und wärmte einst-

Digitized by Google

weilen das Pfaud ihrer Liebe. Doch nur noch ein Tag des Glückes sollte dem Paare beschieden sein: der folgende. Er verging unter wechselseitiger Zärtlichkeit. Am nächsten Tag die junge Gattin wieder auf ihrem Bette und war im Begriff, ihrem Gatte einen neuen Sprossen zu schenken: da erschien doch über den Friedlichen ein finstrer Stern ihres Bundes. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel stürzte sich plötzlich — die erste Gattin des Restaurateurs herab auf ihr Haus und ihren Willens zu sein — natürlich unter aller Berücksichtigung der weiblichen Sanftmuth und Friedfertigkeit — ihr altes, gutes, von Papa Storch beschirmtes Recht zu beanspruchen. Eine halbe Stunde großer Verlegenheit für den Hausvater folgte. Das Geklapper der Neuangekommenen war sehr entschieden, anfangend, vernichtend, das des Hofstaates entschuldigend, verlegen, unsicher; die junge Gattin schwieg im Bewußtsein ihres Werthes und der Dichtung ihres Rechts; sie stand vor etwaigen Angriffen der Nebenbuhlerin durch den einen über sie gebreiteten Flügel gewährte. Ohne Unterbrechung verbanden das alte Paar; sie klapperte während den so beliebten Stoßzänker her:

„Ach, ich armes unglückliches Weib! Treuloser, Abscheulicher!"

Er antwortete männlich bescheiden und verbündend:

„Aber so nimm doch nur Vernunft an, Weib; es wurde mir gar zu öde in dem alten, leeren Hause; ich dachte, Du wärest mir untreu geworden oder gar gestorben — —"

Neues Geklapper der Störchin; neue Entschuldigungen von seiner Seite; barmherziges Schweigen der kreißenden Lieblingsgattin! Aber, o Wunder! Mitten, verschönernd wirkt sie die Geschäfte, Ehrerbietige, freundlicher der Herr Gemahl. Die Schönere Schwingen weit ausbreitend, zweil er sich sonst nicht in seinem ganzen Umfange zeigen kann), und das Klappern spricht unzweifelhaft von alter Erinnerung:n. Die Liebe ist allmächtig, die weibliche Hergensgüte erhaben: Sie verzeiht; man vermeint sich — und die freilich jetzt etwas unzurechnungsfähige junge Störchin scheint Alles zufrieden zu sein. Vor ihren Augen überhäuft der Herr Gemahl seine alte Gattin mit Zärtlichkeiten und Liebesbeweisen, wie nur die Ehe sie rechtfertigen kann; ehe sie noch ihr zweites Ei gelegt, haben die Geschiedenen sich wieder vereinigt ihres Leben, Und — einzige Probe der Seelengröße des weiblichen Geschlechtes! — am andern Tage beginnt das alte Paar die Grundlagen eines zweiten Nestes herbeizuschaffen und dicht neben dem ersten zu verbauen — und die junge Gattin hilft ihrer Vorgängerin mit Mitschaffensmunterkeit und Eifer; freilich wird der stolze Bau, und gelegt werden auch dort die Eier; und beide Störchinnen brüten in Frieden nebeneinander, und Papa Storch-Gleichen sieht glückselig dazwischen und klappert bald Frau Ottilia und bald der schönen Reichsfrau seine Liebesgrüße zu und freut sich des reichen Kinderlegens.

So ist es geschehen, gewiß und wahrhaftig geschehen, wie man mir sagte; aber so hübsch, als es mir erzählt wurde, habe ich's doch nicht wieder erzählen können! Den Erzähler aber grüße ich hiermit von Herzen!

Dr. Brehm.

Unter den Christbaum. Jetzt, wo die Anschaffungen von Jugendschriften für den Weihnachtstisch an der Tagesordnung sind und unter vielem Gehaltlosen manche Spreu mit unterläuft, sei es mir in den Spalten der Gartenlaube vergönnt, zu Nutz und Frommen für Eltern und Kinder einiger Jugendschriften und deren Verfassers zu gedenken. Wer Kinder hat und weiß, was es heißt, der munteren Schaar Geschenke zu werben, Geschichten zu erzählen, natürlich allemal zu einer Zeit, wo man sich von den Mühen des Tages zu erholen gedenkt und sich dem Genuß der Dämmerstunden hingeben will, der kennt erst ein Buch schätzen, das einem darüber behilflich, hinter selbst erfundene zu müssen, oder doch wenigstens aus der Erinnerung in der eigenen Jugend Gehörtes halbwegs wiederzugeben. Was habe ich schon, trotzdem daß mein Aeltester erst sieben Jahre alt ist, für Geschichten erzählt, wobei ich nicht verlangen will, daß gerade solche Stunden, in denen es geschah, zu den glücklichsten gehörten. Mit dem herabgesunkenen Gesichte, seiner Pflicht am Tage nachgekommen zu sein, nun im traulichen hirschgeweihgeschmückten Stübchen dem warmen Ofen gegenüber zu sitzen und den knisternden Flammen und dem flackernden Scheine nachzuträumen, ist mir bisher ein wahrhaft gemüthlicher Genuß, den übrigens nur unser Winter gewähren kann. Da hört man's denn draußen stampfen, ein Zeichen, daß der Junge aus der Schule kommt. Lustiges Blicken und rother Nase, die die kalte Luft gebeizt hat, jubelt er beim Eintreten schon, den Papa am „Strähleckchen" sitzen zu sehen, wobei das kleine Schwesterchen, welches die bisher ruhig „gewuppet" hat, jauchzend einstimmt. In größter Eile ist der Ranzen abgelegt, sind die für ihn etwa parat gelegten Aepfel in Empfang genommen; dennoch kommt er zu spät, um auf dem rechten Beine des Papa's zu sitzen (was für einen Vorzug gilt), da das „Mütterchen", das Mädel, schon darauf Beschlag ergriffen hat. Nicht immer reflgiert dann der Junge, sondern unweilen entspinnt sich ein Kampf, namentlich wenn das rechte Bein schon Mittags „Reiten" hat schreit das Mädel, „von der Bank" bis der Bamphertutsche, oder" — corrigirt sie sich — „vom Hasenhäusel, das so gruß, wie der Maulwurf das gestrobene Eichhörnel begräbt."

„Ja, Papa, ja bas!" stimmen nun auch der Junge bittend ein, und die streitenden Mächte werden mäuschenstill, sobald das gewichtige „Also" anhebt. Nun ist die erste Geschichte aus, aber diese Nimmersatte sind damit durchaus nicht zufrieden gestellt; man möchte wie eine Zauberquelle Geschichten herausspruden. Da verräthet man sie denn endlich mit dem Versprechen: wenn Licht angebrannt sei, etwas aus einem der schönen Bücher vorzulesen, die man die Jahre her zur Freude der Kinder und sich zur Erbauung, um nicht immer selbst Geschichten erdenken zu müssen, angeschafft hat. Aber wie häufig findet man sich, daß es ganz mögliche Geschichten, denn von den kindisch sein sollenden, aber kindisch angefallenen rede ich gar nicht, sich zum unmittelbaren Vorlesen gar nicht eignen! Man kann nur frei weiter erzählen, aber auch wenigstens beim Vorlesen ändern und weglassen, so ungenügend ist das Fassungs- und Auffassungsvermögen der Kinder dabei in Anbetracht gegen Andern. Der Styl ist wie für Erwachsene, wenigstens nur für die reifere Jugend gehalten, sodaß der Ton die kleinen Zuhörer unbeirrt läßt. Alle diese so häufig vorkommenden Mängel finden wir z. B. von Hermann Oelckers, Lehrer an einer Bürgerschule in Dresden, Verfasser von am Schlusse verzeichneten Büchern, glücklich vermieden.

Seine Geschichten, ernste wie heitere, haben der Alten einen moralischen, aber hineinwegs schmunzelnden Ton, durch welchen sie Recht als zusammen „Familienlesen für Kinderherzen" heißen, wie sie ganz auf das kindliche Gemüth eingehend gehalten, sowie die Sprache, ohne alle unverständlichen Redensarten, der kindlichen Art und Weise angepaßt ist. Man darf sie nur ablesen, und das Kind wird an Eindruck empfangen, als höre es eine freie Erzählung; also für Eltern, die sie erzählen, sowie für Kinder, die sie anhören, eine wahre Freude! Und darum bin ich meinem Herzensdrange gefolgt, das große Contingent der Leier der Gartenlaube auf die so beliebten, durch unsichere Auflagen bewährten Schriften des anbruchsloien Verfassers, der selbst ein geborener Erzieher der Jugend ist, aufmerksam zu machen, überzeugt, daß wir so mancher Vater, so manche Mutter dafür danken wird."

Guido Hammer.

Die Bücher heißen: Für das Alter von 6—8 Jahren: 1) Sammelsurium für Kinderherzen, nebst Anhang. 4. Aufl. 1870. Mit vielen kleinen die bildliche Geschichte erzählen. 2. Aufl. 3) Buntes Geschichten für eine Mutter und die Kinder. 2. Auflage. 4) Thierbüchlein, mit Bildern von G. Süs. 2. Aufl. 5) Im Wald, auf Hof und Feld, mit Bildern von G. Süs 8—12 Jahr: 6) Der Goldbronnen. 2. Aufl. 7) Geschichten, wie sie die Kinder gern haben. Neu erschienen. 12—14 Jahr: 8) Der treue Knecht, oder wahre und falsche Freude. 9) Das Vaterunser und das Leben. 2. Aufl.

* Wir benutzen zugleich diese Gelegenheit, auf die Fortsetzung des Gerstäcker'schen Bildungswerks: „Die Welt im Kleinen für die reifere Welt", welches vor Kurzem wieder drei Bändchen: Asien und Afrika, erschienen sind, aufmerksam zu machen. Als Festgeschenk, namentlich für Knabenunsitute, möchten wir auch das jüngst erschienene Büchlein: Das Turnen im Spiel, von Moritz Klos, empfehlen. Es enthält eine Auswahl der einfacheren Jugend- und Turnspiele, die mit 16 erklärenden Abbildungen gut illustrirt sind.

D. Red.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Auerbach, deutscher Volkskalender 1861. Mit Bildern von Romberg und Menzel. broch. 12½ Ngr.

Bock, Buch vom gesunden und kranken Menschen. Mit 25 feinen Abbildungen. Dritte vermehrte Auflage. broch. 1 Thlr. 22½ Ngr., eleg. geb. 2 Thlr.

Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar. . . . . . broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gartenlaube, 1855. 1856. 1857. 1858. 1859. broch. à 2 Thlr., eleg. geb. in gepreßter Decke à 2½ Thlr.

Gerstäcker, Gemsjagd in Tirol. Mit 34 Illustrationen. eleg. broch. 3 Thlr. 10 Ngr., in engl. Preßdecken 4 Thlr. 5 Ngr.

Oelckers, meine Mitgefangenen. Gedichte. . . . . . broch. 1 Thlr.

Roßmäßler, der Mensch im Spiegel der Natur. Mit Holzschnitten. 5 Bde. 2. Auflage broch. à Bd. 15 Ngr.

Stolle, Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise. Zweite Auflage. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stolle, ausgewählte Schriften. Volks- und Familienausgabe. 27 Bände. Zweite Auflage. broch. à Band 7½ Ngr.

Storch, Gedichte. . . . . . eleg. cart. 1 Thlr. 6 Ngr., prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Ngr.

Storch, ausgewählte Romane und Erzählungen. Volks- und Familienausgabe. 19 Bde. broch. à Bd. 7½ Ngr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die schwerste Schuld.

Vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder.

(Fortsetzung.)

4. Ein deutscher Festball.

Der Casinosaal des Städtchens war zu einem eleganten Ballsaal eingerichtet. Die Officiere des Regiments hatten Alles aufgeboten, um auch durch den Ball, den sie gaben, die Feier des Sieges bei Leipzig zu einem so glänzenden wie möglich zu machen. Und es war ein Sieg der Franzosen über Deutsche, und Franzosen feierten ihn im deutschen Lande, und zwangen die Deutschen mitzufeiern. Wie Mancher freilich feierte auch freiwillig mit und trug eifrig seinen Theil zur Schau! Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Ohne daß sie es wußten, feierten sie einen andern Sieg, der wirklich erfochten war.

Am 16. October hatte Napoleon wohl gemeint, oder auch sich selbst nur vorgeredet, er sei der Sieger des Tages geblieben, und er hatte Couriere mit der Siegesbotschaft nach allen Richtungen ausgesandt, und Leipzigs Glocken hatten läuten müssen. Am 18. October aber entschied der Herr der Schlachten und der Geschicke der Völker anders, und während sie da hinten in der kleinen Stadt tief im westphälischen Gebirge den Sieg des großen französischen Kaisers feierten, in derselben Stunde war der französische Kaiser von den Deutschen auf das Haupt geschlagen, sein Heer war vernichtet, und der geschlagene Kaiser und was von seinen Soldaten übrig geblieben war, mußte in wilder Flucht sein Heil suchen. Zu derselben Stunde waren freilich auch die Fluren Leipzigs mit anderthalbhunderttausend Todten und Verwundeten bedeckt.

In dem Casinosaal des Städtchens tanzten sie lustig, französische Herren und deutsche Frauen und Jungfrauen. Auch deutsche Herren; vielleicht mehr als französische. Doch nicht Alle waren sie lustig, diese deutschen Männer und Frauen. Wie Manche hatte nur die Furcht hergetrieben, die elende Feigheit! Wie Manchen aber auch die zwingenden Verhältnisse! Das Glück eines Kindes, das Wohl eines Bruders, die Existenz einer Familie stand auf dem Spiele. Die Verhältnisse sind die besten Freunde des Despotismus und der Tyrannei, und die verderblichsten Feinde der Sitte, des Muthes, der Manneś- und Frauenwürde. Sie tanzten und scherzten; sie liebten und flüsterten, sie tranken Champagner und wurden laut. Auf dem Schlachtfelde bei Leipzig stöhnten und ächzten Tausende und Tausende im Todeskampfe. —

„Pardieu, Morel, haben Sie den Monsieur Krajewski mit seiner schönen Tochter noch nicht gesehen?"

„Sie meinen den Polen, Bourquin? Er ist noch nicht da."

„Pole? Woher wissen Sie, daß er ein Pole ist?"

„Man sagt es doch."

„Noch Niemand hat ihn Polnisch reden hören. Er spricht ein reines Deutsch. Und der Oberst, wenn er wollte, würde uns genau genug seine deutsche Heimath angeben können."

„Man versichert es."

„Ich weiß es bestimmt."

„Indeß gleichviel. Seine Tochter ist schön und reizend, wie man nur je eine Polin sich denken kann."

„Aber auch gefährlich, mein lieber Morel. Der arme Delaparte hat durch sie schon das Leben eingebüßt, und zwei von unsern Cameraden sitzen um ihretwillen noch heute auf der Festung."

„Ihr Geliebter ist auch noch nicht da, wie ich sehe."

„Er wird nicht ohne seine Dame kommen."

„Wenn sie überhaupt kommen werden."

„Pardieu, Morel, ich glaube der Oberst ließe den Alten morgen füsilliren, wenn sie nicht kämen."

„Glauben Sie, Bourquin?"

„Können Sie zweifeln? Der Delaparte war sein Neffe, sein Liebling. Der Dienst verbot ihm, Rache zu nehmen. Um so lebendiger lebt das so lange verschlossene Rachegefühl in seiner Brust."

„Ventro-saint, Bourquin, auch wir sind unsern Cameraden noch die Revanche schuldig. Was meinen Sie? Heute wäre die Zeit —"

„Und an wem sollen wir die Rache nehmen?"

„An der Dame, dem Liebhaber, an Allen, die hierher kommen."

„An der Dame, Morel? Sie ist eben eine Dame."

„Pah, eine Deutsche! Und durch sie kränken wir die Andern um desto empfindlicher."

„Freilich die Laune des Obersten ist heute, wie man sie nicht besser wünschen kann. „Zum Teufel!" hörte ich ihn noch vorhin sagen, „diese Deutschen wollten anfangen, von ihrer Freiheit zu träumen. Man muß ihnen einmal wieder die strengen Herren zeigen. Erniedrigen wir sie heute noch durch unsere Herablassung. Vive l'Empereur sollen sie mit uns rufen, lauter als wir. Vive le vainqueur de Leipzig! Morgen knechten wir sie. Morgen Standrecht, Füsilladen, wenn eine Stimme ohne unsere Erlaubniß laut wird.""

„Also, Bourquin?"

„Wohlan, Morel! Und siehe da, gerade kommen sie."

Die Thüre des Saals hatte sich geöffnet. Verspätete Gäste traten noch ein: der alte Krajewski, am Arme seiner Tochter

Digitized by Google

Elvire. Beiden folgte der Advocat Rohden. Das Gesicht des Greises war finster wie immer; aber es trug heute noch zugleich den Ausdruck eines herausfordernden Stolzes. Welcher schwere Druck dennoch auf seinem Innern lastete, das verrieth die unwillkürlich gebeugte Haltung seiner hohen Gestalt. Der Advocat Rohden zeigte die ernstesten, verschlossensten Geschäftszüge; man sah den Mann, der unter allen Umständen sich beherrschen, sich aber auch nichts vergeben wollte. Elvire Krajewska hatte sich so einfach gekleidet, wie sie durfte, ohne den Anstand zu verletzen. Sie war in ihrer Einfachheit doppelt schön. Ihr Gesicht war sehr blaß und sie zitterte, als sie an dem Arme ihres Vaters in den Saal trat. Sie erregte dennoch die Bewunderung Aller, die sie sahen.

Ein Adjutant des Obersten gab ihr seinen Arm, sie zu ihrem Platze zu führen. An seinem Arme zitterte sie nicht. Das weiche Mädchen war stark, wenn es sein mußte.

„Pardieu, Morel," sagte der Herr von Bourquin, „sie ist schön. Man möchte lieber ihre Liebe, als ihren Haß zu gewinnen suchen."

„Sie haßt uns schon, Bourquin, mehr als wir glauben. Nur noch auf Rache für unsere Cameraden kommt es an."

„Sie sprechen von Rache für unsere Cameraden, meine Herren? Sie meinen gewiß die kleine Krajewska? Da bin ich dabei. Der brave Delaparte war mein Freund."

Ein Dritter, der zu den beiden Officieren herangetreten war, sprach die Worte. Er trug ebenfalls die französische Officiersuniform, auch die des nämlichen Regiments, dennoch war er anders als jene Beiden. Man konnte den Unterschied in der verschiedenen Gesichtsbildung finden; sie war bei ihm keine französische, sie war eine deutsche. Noch mehr zeigte ihn der Ausdruck des Gesichts. Auch die Franzosen trugen Uebermuth im Gesicht, aber einen leichten, frivolen, unbekümmerten. Das deutsche Gesicht des jungen Mannes in der Uniform des französischen Officiers hatte einen gemeinen, zugleich cynischen und kriechenden Uebermuth. Mit diesem cynischen und kriechenden Uebermuthe hatte er die Worte gesprochen. Selbst seine Cameraden sahen ihn mit einiger Verwunderung an.

„Sie wollen gemeinschaftliche Sache mit uns machen, Herr von Aschersleben? Gegen Ihre Landsleute?"

„Diese plumpen Westphalen sind meine Landsleute nicht."

„Die Dame und ihr Vater sind keine Westphalen."

„Bah, Polen denn."

„Auch das wohl nicht —"

„Nun, meinethalben auch Deutsche. Ich gehöre der großen Nation an. Aber lassen Sie uns zur Sache kommen; hatten Sie schon einen Plan gemacht?"

„Noch nicht."

„So wüßte ich einen."

„Lassen Sie hören, Herr von Aschersleben."

„Indeß, wozu noch erst ein weitläufiger Plan? Die Sache ist sehr einfach und macht sich von selbst. Man fordert die junge Dame zum Tanze auf, tritt mit ihr an, und läßt sie auf einmal ohne alle Veranlassung in möglich auffallender Weise stehen."

„Und wer soll die Rolle übernehmen, Herr von Aschersleben?"

„Ich bin bereit dazu. Warum nicht?"

Die beiden Franzosen sahen sich an. „Er ist ein elender Deutscher," sagte der Blick des einen.

„Aber er thut es und nicht wir," antworteten die Augen des anderen. —

Die Franzosen hatten Recht. Es war ein elender, einer der elendesten, der verächtlichsten Deutschen, der so handeln konnte. Der elenden, verächtlichen Menschen gibt es viele, in allen Nationen; Deutschland hatte ihrer zu jener Zeit sehr viele, und besonders bekanntlich unter dem Adel. Aber freilich war es französische Nichtswürdigkeit, die an ihnen gearbeitet und verdorben hatte, lange vor dem Jahre 1807 schon an den deutschen Höfen, deren schmachvolle Aufgabe es geworden war, die Sittenlosigkeit des französischen Hofes in möglichst roher Weise nachzuahmen; die französische Fremdherrschaft in Deutschland hatte dann alles deutsche Ehr- und Nationalgefühl systematisch zu untergraben und zu vernichten gesucht. Die Renegaten sind überall die eifrigsten Lumpe. Sie werden dafür am meisten von denen verachtet, denen sie dienen.

„Weiter," sagten die Franzosen zu dem Deutschen.

„Das Weitere, meine Herren, gibt sich gleichfalls von selbst. Der Liebhaber, der Vater werden Genugthuung fordern. Man wirft sie heute hinaus, um gibt ihnen morgen Genugthuung. Man ist sie ihnen schuldig."

„Ja, man wäre sie ihm schuldig."

„Und Sie werden dabei sein."

„Dabei allerdings."

„So wären wir fertig."

„Morgen rechnen Sie auf uns."

„Da beginnt gerade ein Tanz. Ich gehe die Dame aufzufordern."

Er wollte gehen, mußte aber seinen Schritt anhalten.

„Was, zum Teufel, ist das?"

„Der Oberst geht zu der Dame."

„Er selbst scheint sie auffordern zu wollen."

„In der That. Horchen wir, was er sagt."

Der Oberst des Regiments war auf Elvire Krajewska zugegangen. Er verbeugte sich mit der vollen Galanterie des französischen Officiers vor ihr.

„Mademoiselle, schenken Sie mir die Ehre dieses Tanzes! Sie hatten mir einst versprochen, zeigen Sie den Ernst Ihrer Verzeihung."

Elvire wurde verlegen. Sie hatte sich fest vorgenommen, nicht zu tanzen. Jedem Anderen hätte sie es ruhig mit der Festigkeit ihres Vorsatzes gesagt. Auf eine Aufforderung des Obersten war sie nicht vorbereitet. Sie erröthete tief. Aber ihr starkes und muthiges Herz verließ sie auch hier nicht.

„Herr Oberst," sagte sie klar und entschieden, „mein Vater und ich haben Ihre Einladung unter den herrschenden Umständen als einen Befehl ansehen müssen, dem man sich nicht entziehen dürfe. Tanzen kann ich aber heute nicht. Ich muß Ihnen danken für die Ehre, die Sie mir erweisen wollten."

„Wenn ich Sie nun zugleich gerade um Ihrentwillen bäte, Mademoiselle?"

Der schon etwas bejahrte Officier sah sie wohlwollend an. Sie mußte sich gleichwohl noch besinnen.

„Nur eine einzige Tour, Mademoiselle."

Sie reichte ihm die Hand. Er eröffnete mit ihr den Tanz. Er tanzte, wie er versprochen hatte, nur eine Tour mit ihr. Dann führte er sie mit seiner ganzen Höflichkeit auf ihren Platz zurück. Die drei Officiere standen noch beisammen.

„Was hat er denn gewollt?"

„Hat er einen Eigensinn durchsetzen wollen?"

„Oder wollte er sich zu ihrem Beschützer erklären?"

„Gegen wen?"

„Gegen uns. Er war vorher in unserer Nähe, er kann aus unserem Gespräch einzelne Worte aufgefangen, er kann es aus unseren Mienen errathen haben."

„Sie wird es in der That sein."

„Gleichviel."

„Sie wollen den Obersten herausfordern, Herr von Aschersleben?"

„Ich habe als Tänzer eben so viel Recht, wie der Oberst."

„Das heißt?"

„Das heißt: Ich werde sie auffordern, wie er that. Sie wird mir den Tanz abschlagen. Was ist dann meine Sache? Und die Ihrige, wenn Sie ferner mit mir balten wollen?"

„Sie wollen die Dame also nicht beschimpfen?"

„Es bedarf dessen jetzt nicht mehr."

„Wohlan!"

„Zum nächsten Tanz also!"

Sie wollten auseinander gehen. Ein vierter Officier kam auf sie zu. Er war soeben in den Saal getreten. Es war ein Adjutant des Regiments. Er trug das Abzeichen des Dienstes. Er wandte sich an die beiden Franzosen.

„Herr von Bourquin und Herr von Morel, Sie sind auf morgen früh um neun Uhr zum Kriegsgericht commandirt."

„Zum Standrecht? Was wäre vorgefallen?"

„Ein entwichener Galeerensträfling ist hier eingefangen."

„Und über ihn sollen wir zu Gericht sitzen?"

„Es ist ein ehemaliger preußischer Officier, der gefangen genommen und zu lebenswieriger Galeerenstrafe verurtheilt war. Vor vierzehn Tagen war er aus dem Bagne entwichen. Er war an der ganzen Grenze signalisirt. Wen Paris war der Befehl gekommen, ihn sofort, wenn er ergriffen sei, vor ein Kriegsgericht

Digitized by Google

zu stellen und zum Erschießen zu verurtheilen. Er ist heute Abend ergriffen. Morgen früh wird das Kriegsgericht zusammen treten."

„Mit dem Befehle, ihn zum Tode zu verurtheilen?"

„Bis morgen Mittag muß das Urtheil vollzogen sein. So lautet der Befehl."

„Sehr wohl."

„Und ich bin zu der Sitzung des Gerichtes nicht commandirt?" fragte der Herr von Aschersleben.

„Nein, mein Herr," sagte der Adjutant. Auch er mußte den Mann mit Verachtung ansehen.

Der Renegat sah es nicht.

„Ach," sagte er, „da beginnt ein neuer Tanz. Werden Sie bereit sein?"

„Wir werden bereit sein," sagten die Herren von Morel und von Beurgnon.

Der Adjutant hatte sich wieder entfernt. Elvire Krajewska saß noch auf demselben Platze, zu dem nach ihrem Eintreten der Adjutant sie geführt und nach dem Tanze der Oberst sie zurückgeführt hatte — zwischen Damen, die sie wenig oder gar nicht kannte. Sie hatte sich einstweilig mit ihnen unterhalten. Ihre Aufmerksamkeit war auf ihren Vater und auf Rohden gerichtet, und auf die drei Officiere, die zusammengestanden und angelegentlich mit einander geredet hatten. Die Blicke der Drei waren manchmal verstohlen auf sie gerichtet gewesen; man sprach also von ihr. Es waren keine freundlichen Blicke gewesen. Was sollte ihr auch aus jenem Kreise Gutes oder Wohlwollendes kommen? Besonders von dem deutschen Verräther! Sie wahrte um so sorgsamer und ängstlicher mit ihren Augen den Vater und den Geliebten — denn ihr war Rohden der Geliebte ihres Herzens.

Für den Vater hatte sie eine besondere Sorge. Sein plötzlicher hastiger Entschluß, zu dem Balle zu gehen, hatte sie stutzig gemacht. Er war dann in einer fortdauernden, oft zerstreuten und oft wieder tief ängstlichen, schonen Unruhe geblieben. Dabei war er stumm, verschlossen. Die Worte, die er gesprochen, hatten nur zur Eile getrieben. Er hatte etwas vor. Es mußte wichtig, entscheidend, gefährlich sein. Sie suchte vergebens zu errathen, was es sein könne. Auf dem Balle hatte er sich zusammengenommen, aber sogleich, nachdem er gesehen, wie der Oberst mit wohlwollender, fast ehrerbietiger Höflichkeit seine Tochter zum Tanze führte, hatte er den Saal verlassen. Er war still fortgegangen, wie nun nicht bemerkt zu werden, und wie in der Meinung, als werde er nicht bemerkt. Elvire hatte ihn wohl gesehen. Sie kannte ihr inneres Erbeben nicht verrathen. Der Tanz war zu Ende. Der Oberst hatte sie zu ihrem Platze zurückgeführt. Sie winkte mit den Augen Rohden zu sich.

„Mein Vater ist fortgegangen."

„Ich habe es gleichfalls gesehen."

„Sie wissen nicht, wohin?"

„Ich suche es vergebens zu errathen."

„Er hat etwas vor."

„Es schien so."

„Etwas Unglückliches."

„Fürchten wir nicht gleich Schlimmes."

„Melanie! Sie war mir lange die Kassandra, der ich nicht glauben wollte. Heute hat mich jedes ihrer Worte centnerschwer."

„Verlieren Sie nicht Ihren Muth, Elvire. Ich werde nachsehen, wohin Ihr Vater gegangen ist."

Sie mußte von neuem erbeben. „Auch Sie wollen mich verlassen?" schwebte es ihr auf den Lippen. Sie drängte die Worte zurück. Sie hätte Mittheilung über die heimliche Unterhaltung und die feindlichen Blicke der drei Officiere machen müssen, und sie wollte den Geliebten ohne Noth weder aufregen, noch beunruhigen.

„Bleiben Sie nicht zu lange," bat sie ihn.

Er ging und kam nach kurzer Zeit zurück. Er hatte keine Nachricht. Niemand hatte den Greis gesehen. Er war um so besorgter. Auch Elvire wurde es.

„Aber," ermahnte er, „lassen Sie uns keine Unruhe zeigen. Sie würde die Abwesenheit Ihres Vaters auch den Andern auffallend machen, und er wollte sich unbemerkt entfernen."

Er trat von der jungen Dame zurück. Sie sollte nicht lange mehr grübeln können, was ihr Vater vorhaben, was ihn betreffen haben möge.

„Melanie!" hatte sie gesagt, „sie ist mir heute keine Kassandra mehr, der ich nicht glauben wollte." Und sie hatte an das Unglück gedacht. Es nahete sich ihr.

Der deutsche Ceremann in der Uniform des französischen Officiers schritt auf sie zu. Sie sah ihn kommen. Sie konnte sich auch nicht darüber täuschen, daß er mit einem bösen Vorsatze zu ihr kam. Er zeigte eine süße Freundlichkeit. Sie hatte vorher die feindlichen Blicke gesehen und war auf Alles gefaßt. Sie hatte sich gegen Alles mit ihrer klarsten Ruhe bewaffnet.

„Mein Fräulein, dürfte ich Sie unterthänig um diesen Tanz bitten?"

„Mein Herr, ich danke Ihnen. Ich werde heute nicht mehr tanzen."

„Aber Sie tanzten schon, mein Fräulein."

„Darum sagte ich, daß ich nicht mehr tanzen würde."

„Und aus welchem Grunde würden Sie nicht mehr tanzen?"

Eine leise Röthe des Zorns stieg doch in ihr Gesicht.

„Mein Herr, ich würde als Herr mich nicht berechtigt glauben, eine Dame so zu drängen."

Er warf seine freundliche Höflichkeit von sich, um näher zu seinem Ziele zu kommen.

„Mein Fräulein, Sie verfagen mir den Tanz, unmittelbar nachdem Sie mit dem Herrn Obersten getanzt haben. Die Welt wird darin eine Beleidigung für mich finden."

„Ich wüßte nicht, wie das sein könnte."

„Dem subalternen Lieutenant glauben Sie es bieten zu können."

Sie konnte lächeln.

„Mein Herr, ich glaube, die jüngern Officiere sind bei allen Damen die bevorzugten Tänzer."

„Aber dem Deutschen wagten Sie es zu bieten."

Da fehlte dennech, allen ihren Vorsätzen zum Trotze, die helle Flamme des Zornes in ihr schönes Gesicht. Sie manches Gefühl mußte mit voller Lebendigkeit, mit voller Gewalt in ihr erwachen.

„Sie haben mich herausgefordert, mein Herr," sagte sie. „So erfahren Sie denn von mir die Wahrheit. Ich kann hier heute Abend nicht tanzen, weil ich als deutsches Mädchen, und ich bin ein deutsches Mädchen, für einen Triumph Fremder über Deutsche nur Schmerz und Trauer habe. Ich kann mich überhaupt nicht der Freude hingeben, in dem Gedanken, daß in diesem Augenblicke ein ungeheueres Schlachtfeld mit Tausenden von Leichen und von armen, wimmernden, verwundeten Menschen bedeckt ist, die den Tod ersehen, um von ihren Leiden und Qualen befreit zu werden. Aber, mein Herr, hielte mich das Alles auch nicht zurück, Ihnen, wissen Sie es, Sie müssen es aus deutschem Munde hören, Ihnen, einem Manne, der, anstatt zur Hülfe, zur Befreiung seines deutschen Vaterlandes zu eilen, dem Feinde seines Vaterlandes seinen Arm, seinen Degen weihet, nein, in schnödem Fremdendienste sich selbst entweihet, einem solchen Menschen nur die Spitze meines Fingers zu reichen — es wäre eine Entehrung für mich!"

Sie hatte sich nicht mehr mäßigen können. Sie hatte sich so lange zusammennehmen, Alles, was an schönem, edlem, deutschem Gefühl in ihr war, gewaltsam zurückdrängen, der persönlichen, frechen Beleidigung, die ihr drohte, die ihr wurde, Ruhe und Selbstverleugnung entgegen setzen müssen. Sie konnte es nicht mehr; das Band zerriß, mit dem sie sich eingeschnürt hatte, und als es einmal zerrissen war, mußte Alles heraus, was sie auf dem Herzen hatte. An das, was folgen werde, dachte sie nicht mehr, konnte sie nicht denken. Sie war Weib — ein großherziges, edles Weib.

Der Officier stand vernichtet. Er hatte angreifen wollen; er war angegriffen, und wie er angegriffen war, war er besiegt, geschlagen, zerschmettert. Das Mädchen hatte laut gesprochen. Nicht blos die Damen in ihrer Umgebung hatten ihre Worte gehört, auch Herren, die in der Nähe standen. Er war kreideweiß geworden. Eine furchtbare Wuth kochte in ihm. Er konnte keinen Entschluß fassen. Nur Eins wollte er, konnte er wollen. Aber konnte er es ausführen? Durfte er, als Officier, öffentlich eine Dame mißhandeln? Er hatte dennoch den Arm, die Hand erhoben. Die Wuth stieg in ihm. Ein Moment, und er wußte nicht mehr, was er that.

Da trat Jemand auf ihn zu. Der Advocat Rohden hatte Elvire nur einen Augenblick aus den Augen verloren, um sich

Digitized by Google

nach ihrem Vater umzusehen; zwischen den Beiden war seine Aufmerksamkeit getheilt. In dem Augenblicke hatte der Officier mit der Dame gesprochen. Als er zurückkehrte, sah er das hochercröthete Gesicht Elvire's, das kreideweiße des Officiers. Er wußte, was geschehen war. Er eilte zu den Beiden. Er stellte sich vor den Officier, ruhig, kalt, muthig, stolz.

„Mein Herr, wünschen Sie von der Dame etwas? Ich stehe Ihnen zu Diensten."

Die Wuth des Officiers hatte ihren höchsten Grad erreicht. Sie hätte ein Ziel, das sie angreifen durfte, das sie glaubte angreifen zu dürfen. Seine Hand fuhr an seinen Degen. Rohden war unbewaffnet. Eine fremde Hand legte sich fest auf die Hand des Herrn von Aschersleben.

„Herr Lieutenant, keine Handlung der Ehrlosigkeit." Der Oberst des Regiments sagte es kurz, gemessen, befehlend. Er war der höhere Franzose, dieser Oberst, ein Mann der ritterlichen Ehre gegen den Einzelnen, der freche, höhnende, übermüthige Unterdrücker gegenüber einem fremden Volke.

Der Lieutenant von Aschersleben stand einen Augenblick unbeweglich.

„Sie werden mir Genugthuung geben, mein Herr," sagte er dann zu Rohden.

„Jede, mein Herr!"

Der Officier entfernte sich. Der Oberst wollte ihm folgen, wurde aber aufgehalten. Ein Adjutant, derselbe, der vorhin die Officiere zum Kriegsgerichte commandirt hatte, war in den Saal getreten. Sein Gesicht zeigte Bestürzung. Er eilte auf den Oberst zu. Er sprach heimliche, flüchtige Worte zu ihm. Der Oberst erschrak sichtlich.

„Der Gefangene?" hörte man ihn rufen.

„Zu Befehl, mein Oberst."

„Und der Herr Krajewski, sagen Sie?"

„Der Herr Krajewski."

„Kommen Sie." Er verließ mit dem Adjutanten in größter Eile den Saal.

Rohden hatte Elviren den Arm geboten, sie fortzuführen. Sie konnten Beide nicht ferner bleiben. Seine Augen suchten auch ihren Vater. Da hörte er den Obersten den Namen Krajewski aussprechen. Er erbebte. Auch Elvire hatte ihn gehört.

„Mein Vater?" rief sie.

„Er ist nicht hier."

„Wo ist er? Was ist mit ihm geschehen?"

Er wußte es so wenig wie sie.

„Lassen Sie uns eilen. Mein Vater! Was ist mit meinem Vater geschehen?"

5. Deutsche Ehre.

Die Hauptwache der Garnison war in der Mitte der kleinen Stadt. Sie lag neben dem städtischen Rathhause. In dem Rathhause selbst war das Militairgefängniß. Es befand sich im Erdgeschosse des nicht besonders großen Gebäudes und bestand aus einer einzigen Zelle, zu der ein schmaler Gang führte. Es war in der elften Stunde der Nacht. Vor dem Gange, der zu der Zelle führte, ging eine Schildwache auf und ab. Eine zweite Schildwache war in dem Gange. Eine dritte hörte man draußen unter dem Fenster der Zelle in ihrem langsamen, einförmigen Schritt hin und hergehen.

Die Schildwache in dem Gange war nicht allein. Eine trübe Lampe brannte an der Mauer des Ganges. In ihrem Scheine sah man einen alten Mann, der unmittelbar vor der starken, mit Eisen beschlagenen Thür des Gefängnisses auf einem Stuhle saß. Er war eine noch immer kräftige, gedrungene Figur, ein starknochiges Gesicht mit einem großen, grauen Schnurrbart. Der Mann war unverkennbar ein ehemaliger Soldat. Jetzt trug er eine Art von Civiluniform, wie städtische Gefangenwärter sie zu tragen pflegten. Er sah mürrisch, verdrießlich aus, man konnte sogar Spuren des Kummers in dem alten, eisenfesten Soldatengesichte zu entdecken meinen.

Es hatte kurz vorher die Ablösung der Schildwachen stattgefunden. Der alte Gefangenwärter sah den neuen Posten an, freilich ohne besondere Theilnahme oder Neugierde. Die Zeit mochte ihm wohl lang werden, trotz seines Mißmuthes, und er wollte sich den Soldaten ansehen, ob er mit ihm plaudern könne. Vielleicht hatte er auch etwas Besonderes auf dem Herzen.

Der Soldat war ein noch sehr junger Mensch, wahrscheinlich ein Rekrut noch. Wie viele Menschen aus dem weiten französischen Reiche hatte der russische Feldzug, und dann wieder der Krieg in Deutschland hingerafft! Frankreich mußte immer neue Opfer liefern; Knaben, die kaum zu Jünglingen gereift waren, mußten den Fahnen des Eroberers folgen, der jetzt freilich nur noch um seine Existenz, aber desto erbitterter kämpfte.

„Woher des Landes?" redete der Gefangenwärter in gebrochenem Französisch den Soldaten an.

„Aus Nantes," antwortete französisch der Soldat.

„Ein Hund von einem Franzosen!" knurrte der Gefangenwärter vor sich hin.

„Aber ich spreche deutsch," fuhr in deutscher Sprache der Soldat fort. „Und eben so gut wie französisch."

Ein wenig heiterte das Gesicht des Gefangenwärters sich auf.

„So, mein Sohn? Und wo hast Du das gelernt?"

„Meine Eltern sind Deutsche. Mein Vater war der Unterthan eines deutschen Edelmannes, der arm war und Gelüste auf meines Vaters Vermögen hatte, und der daher meinen Vater wegen geheimer revolutionärer Verbindungen, wie es hieß, zur Untersuchung ziehen lassen wollte."

„Der Edelmann, Bursch?" fragte der Gefangenwärter.

„Nun ja. In Deutschland sind ja auch ein halbes Tausend Edelleute souveraine Landesherren."

„Jetzt nicht mehr, mein Sohn."

„So waren sie es doch früher."

„Erzähle weiter."

„Die Geschichte ist kurz. Mein Vater hatte keine Lust, zu warten, bis man ihm seinen Kopf und, worauf es am meisten abgesehen war, sein Vermögen nahm. Er suchte seine Sachen zusammen und ging mit Frau und Kind nach Frankreich, wo er Verwandte hatte und vor dem Hängen oder Köpfen und Confiscircen der deutschen Excellenz sicher war."

„Und sein Sohn," brummte der alte Gefangenwärter, „will jetzt das, was seinem Vater von dem deutschen Excellenz geschehen ist, dem deutschen Bürger und Bauer entgelten lassen!"

„Habe ich das gesagt?"

„Du bist als französischer Soldat hier."

„Bin ich es freiwillig? War ich nicht gezwungen? Und was wollen Sie denn? Sie sind auch ein Deutscher, und dienen hier eben so gut den Franzosen, wie ich, und sogar freiwillig."

„Ich, Bursch?" fuhr der Gefangenwärter auf. „Ich diene dem Magistrate dieser Stadt, und dies ist hier eine deutsche Stadt und ein deutscher Magistrat. Das Gefängniß hier —"

„Ja, das Gefängniß hier!"

„Das haben wir den Franzosen nur geliehen."

„Um Deutsche darin zu bewachen. Der da drinnen ist ein Deutscher."

„Was soll man thun?"

„Der arme Mensch wird wortdeutsch strenge bewacht."

„Wer morgen erschossen werden soll, den läßt man heute Nacht nicht entlaufen."

„Steht es wirklich so schlimm mit ihm?"

„Der Befehl von Paris ist da. Da geht es nicht anders."

„Es soll ein preußischer Officier sein."

„Ja."

„Der arme Mensch thut mir leid."

„Mir auch."

„Und doch müssen wir Beide ihn bewachen!"

„Ja, Bursch, das geht so in der Welt. Das ist die Pflicht, an der ein ehrlicher Kerl festhalten muß. Die großen Herren wissen Gebrauch davon zu machen. So werden Deutsche gegen Italiener, Holländer und Italiener gegen Deutsche, und die Franzosen gegen Alle gebraucht. Nun, mit den Franzosen — Höre mein Sohn, Du hast doch Dein echtes deutsches Blut und Herz bewahrt?"

„Ich denke."

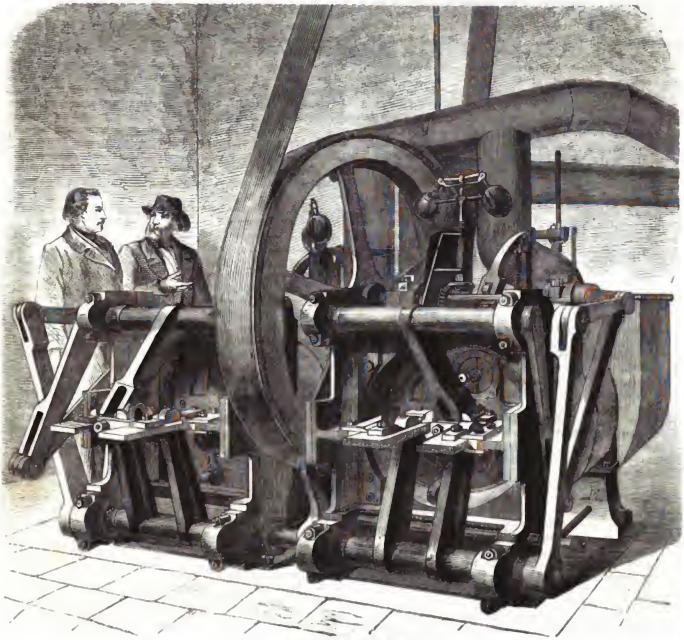
„Und wenn Du könntest, Du dientest zehnmal lieber dem Könige von Preußen, um die Franzosen aus dem Lande zu jagen, als daß Du da den französischen Rock trägst?"

„Wahrhaftig, zehnmal, hundertmal lieber."

„Das ist brav von Dir, und da kann man ein vernünftiges Wort mit Dir sprechen."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Die calorische Maschine.

Wenn wir den verehrten Lesern im Nachfolgenden über den neuen Bewegungsmechanismus, die calorische Maschine, berichten, so hoffen wir ein doppeltes Interesse aus dem Grunde in Anspruch nehmen zu dürfen, weil einmal der Gegenstand an sich ein höchst wichtiger, für das ganze praktische Leben bereuender ist, und sodann, weil die hunderttausend Exemplare der Gartenlaube seit einiger Zeit mit Hülfe dieses Motors gedruckt werden. Und hoffentlich besteht zwischen ihr und ihrem weiten Leserkreise ein Band der Anhänglichkeit und Neigung, das es dem Letzteren gewiß wünschenswerth macht, über die Technik der Herstellung des Blattes von Zeit zu Zeit ein Wörtchen zu hören. Außerdem wird aber auch dem Laien eine verständliche Darstellung der Geschichte und des Wesens der calorischen Maschine, welche gegenwärtig allenthalben so großes Aufsehen macht, und zwar nicht blos bei den Männern des Fachs, sicherlich willkommen sein.

Es ist eine unwiderlegbare Thatsache, daß die Dampfmaschine, diese großartige Bewegungskraft, welcher der Erdball seine jetzige Gestalt verdankt, keineswegs ein vollkommener Mechanismus ist und nicht allen Ansprüchen genügt, welche man an einen Motor dieser Art zu stellen berechtigt zu sein glaubt. Seitdem daher der Dampf seine Herrschaft im praktischen Leben begründet hat, fehlte es nicht an Versuchen mannichfachster Art, einen Ersatz für ihn zu finden ohne die ihm anklebenden Mängel. Das Ausdehnungsvermögen der erwärmten Luft, die Expansivkraft, ist es in erster Reihe gewesen, welche dazu vorgeschlagen wurde, und zahlreiche Experimente beschäftigten sich seit Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Verwirklichung des Gedankens. Luftexpansionsmaschinen, theils im Modell, theils in ganzer Ausführung, waren von England und Schottland aus dem Publicum schon mehrmals angepriesen worden, ohne daß eine einzige dieser Erfindungen es vermocht hätte, sich Bahn zu brechen, oder ein mehr als vorübergehendes, locales Aufsehen zu erregen. Da erschien im Jahre 1833 der schwedische Ingenieur Johannes Ericson, geboren 1803, mit einer Heißluftmaschine in London, welche er Calorie Engine nannte. Dem Berichte nach arbeitete dieselbe zur Zufriedenheit; die Männer der Wissenschaft sprachen sich günstig darüber aus, beste unglücklicher die Praktiker, die Constructeure, die Dampfmaschinenfabrikanten. Gekränkt wanderte Ericson nach Nordamerika, wo es ihm bald gelang, sich einen berühmten Namen zu erwerben; insbesondere schreibt man ihm, wenn auch mit Unrecht, die Erfindung der Schiffsschraube zu. Aber über seinen übrigen Arbeiten vernachlässigte er nicht sein Lieblingskind, die calorische Maschine. Es gelang ihm im Jahre 1848 eine solche erste von 5 Pferdekraft in einer Maschinenfabrik von New-York aufzustellen

Digitized by Google

und in Gang zu bringen, welcher bald eine zweite von 60 Pferdekraft folgte. Bei der Weltausstellung in London, im Jahre 1851, war eine Ericsson'sche calorische Maschine in der amerikanischen Abtheilung ausgestellt; sie wurde aber mehr als ein Spielwerk, denn als ein nützlicher Mechanismus betrachtet. Dagegen gab sie Anlaß zu einer heftigen Reclamation, welche die Erfindung für einen Deutschen in Anspruch nahm.

Der Amtmann Prehn in Lauenburg hatte sich sein ganzes Leben lang mit mathematischen und physikalischen Experimenten beschäftigt, und es war ihm angeblich schon im Jahre 1820 gelungen, auf dem Papier eine Maschine zu construiren, in welcher die Expansivkraft der atmosphärischen Luft als mächtiges Triebwerk benutzt wurde. Als der Erfinder durch Unglücksfälle sein ganzes Vermögen verlor, baute er auf diese seine Idee die Hoffnungen einer neuen Zukunft. Aber in England wie in Preußen vermochte er nicht anzukommen in Folge der mangelhaften Patentgesetzgebung, obgleich in ersterem Lande Maryhrfen und Stephenson, in letzterem Alexander von Humboldt sich lebhaft für ihn und seine Sache interessirten. Darüber starb der Mann an gebrochenem Herzen. Seine Erfindung ward durch Professor Karsten in Kiel der dänischen Regierung vorgelegt und ist seitdem verschollen. — Wenn auch die Möglichkeit nicht abgeleugnet werden darf, daß Ericson von dem Project des lauenburgischen Amtmanns näher hätte unterrichtet sein können, so ist doch auch hinwiederum die Thatsache um so mehr unerwiesen, als schon in England zahlreiche Patente auf Luftexpansionsmaschinen ausgegeben waren und viele Physiker, wie schon erwähnt, sich selbstständig mit dem Problem beschäftigt hatten. Da konnten denn recht gut auch zwei Männer von Begabung auf annähernd denselben Gedanken der Ausführung gerathen. Jedenfalls ist es bezeichnend, daß die Pläne und Arbeiten Prehn's in den dänischen Archiven so spurlos verschwunden sind; obgleich dies nicht auffallen kann, da ja schon so vieles gut Deutsche in Dänemark in spurlosem Verschwinden gebracht worden ist.

Auf den Gipfelpunkt ihres Glanzes und Ruhmes sehen die calorische Maschine zu treten am 15. Februar 1853, dem Tage, an welchem der „Ericson", ein Schiff von 2200 Tonnen Gehalt, mit ihr in einer Stärke von 600 Pferdekraft seine erste Probefahrt machte. Allein diese, wenn sie gleich gelang, schien leider das Grab der Erfindung gewesen zu sein. Es hatten sich so viele Mängel bei dem neuen Bewegungsapparat herausgestellt, daß nach dem Urtheil aller Sachverständigen an eine dauernde, wirksame Benutzung desselben nicht gedacht werden konnte. Zwar unternahm Ericson mit aller Energie sofort verschiedene Aenderungen, allein auch diese erwiesen sich nicht als hinreichend, so daß es kaum mehr überraschte, als man noch in demselben Jahre vernahm, die calorischen Maschinen seien aus dem Schiff entfernt und an deren Stelle eine gewöhnliche Dampfmaschine eingesetzt worden. Von nun an hörte man Nichts weiter über die calorische Maschine.

Aber der Genius ihres Erfinders schlummerte nicht. Der Hauptgedanke bei der früheren Construction war die unaufhörliche Benutzung der einmal erzeugten Wärme, so daß nach der Anfeuerung dem Brennstoff blos die Aufgabe blieb, den unvermeidlichen Wärmeverlust durch Ausstrahlung, Undichtheit u. s. w. zu ersetzen. Ericson verwirklichte diesen genialen Gedanken durch die sogenannten Regenerateren, Systeme von zahlreichen, feinmaschigen Drahtsieben, welche einestheils der heißen Luft ihren Wärmegehalt entzogen und sie so abkühlten, anderntheils der abgekühlten Luft wieder die in ihren Geweben angesammelte Hitze mittheilten. So sinnreich diese Construction in der Theorie erscheint, so wenig bewährte sie sich in der Praxis; sie mußte daher mit sammt ihrem Princip aufgegeben werden, und Ericson entschloß sich dazu, wenn auch nur mit schwerem Herzen. Denn es kann mit aller Bestimmtheit gesagt werden, daß das System der Regenerateren der merkwürdigste und interessanteste Theil bei der Construction der alten calorischen Maschine gewesen ist, und daß die neue erst dann ihre Vollkommenheit erreichen wird, wenn es gelungen ist, dasselbe wieder auf eine oder die andere sichere Art daran anzubringen.

In Deutschland hatte die calorische Maschine von Anfang an keinen rechten Anklang gefunden, man hatte sie schlechtweg, als eine Tändelei ohne Werth, verworfen. Um so überraschter war man, als man plötzlich erfuhr, daß in Nordamerika schon Tausende, in der einzigen Stadt New-York über 200 calorische Maschinen in Thätigkeit seien und Nichts zu wünschen übrig ließen. Da galt es denn, der alten Welt einen wichtigen Vortheil zu erobern. Das Verdienst, die neue Bewegungskraft in Deutschland eingeführt zu haben, gebührt dem Ingenieur Brami Andreä der Maschinenfabrik zu Buckau, welcher in Nordamerika seine Studien gemacht hatte. Unter seiner Leitung wurde die erste deutsche calorische Maschine gebaut und in der Hänel'schen Hofbuchdruckerei in Magdeburg aufgestellt. Sie bewährte sich so trefflich, daß alsbald zahlreiche Aufträge erfolgten; gleichzeitig war die Wilhelmshütte bei Sprottau in Schlesien mit der Fabrikation calorischer Maschinen vorangegangen und hatte verschiedene wesentliche Verbesserungen an denselben angebracht; viele andere Maschinenfabriken ergriffen gleichfalls das neue Unternehmen, und gegenwärtig sind wohl schon Hunderte von calorischen Maschinen in Deutschland thätig und viel mehr noch wahrscheinlich in Bestellung gegeben.

Um die Construction der calorischen Maschinen in ihrer jetzigen Gestalt so viel wie möglich kennen zu lernen, ersuchen wir die werthen Leser, uns in das Sonntervain der Wiede'schen Buchdruckerei zu Leipzig zu begleiten, wo die Gartenlaube gedruckt wird. Geleitet von dem freundlichen Herrn Factor steigen wir nieder, und alsbald führt uns ein regelmäßiger Schall, ähnlich dem des abwechselnden Aufschlagens mehrerer Hämmer, nach dem engen, gewölbten Raum, wo die Maschine, wie es die Localität erlaubt, aufgestellt ist. Beim Oeffnen der Thüre schlägt uns eine heiße Luft entgegen, die jedoch zur strengen Winterszeit und mit einiger Gewöhnung ganz gut zu ertragen ist. Da die Druckerei wahrscheinlich bald in das eigne Haus des Besitzers übersiedeln wird, so sind noch nicht alle Anordnungen so getroffen, wie es wünschenswerth wäre, namentlich wird die abgängige heiße Luft nicht zur Erwärmung der Locale benutzt, sondern weiter geleitet; dieselbe dürfte jedoch stärkeln, wenn die gehörigen Vorkehrungen getroffen worden sind, ebenfalls zur Verwendung gebracht werden. Mit der größten Verwunderung betrachtet man die nette, kleine Maschine, welche einen so gewaltigen Nutzeffect gewährt. Sie nimmt nicht mehr Raum ein, als ein großer Tisch, und wie sie dasteht, ist sie fertig, ohne Anhängsel, Kessel, Brunnen, Röhren u. s. w. Die Maschine, in der Stärke von 4 Pferdekraft, ist eine doppelte, d. h. sie hat 2 Cylinder von je 24 Zoll Durchmesser. Bei 170 – 180° R. betreibt sie sechs Schnellpressen von König & Bauer, darunter vier doppelte, sehr bequem, und es ist eine wahre Freude zu sehen, in welcher Gleichmäßigkeit, Accuratesse und Schönheit die Bogen der Gartenlaube daraus hervorfliegen. Die Leistung kann erhöht und die heiße Luft ohne Gefahr bis auf 250° R. gespannt werden. Der Brennmaterialverbrauch beträgt, im Maximum von 13 Stunden, 4 sächsische oder 8 berliner Scheffel leichte Braucoals. In gewöhnlichen Betrieb versetzt die Maschine die Arbeit von 15—18 Menschen; ihren Anlaufspreis ohne Transmission te. auf 1500 Thaler berechnet, läßt sich nunmehr sehr leicht das Facit der Betriebskosten und der Ersparnisse ziehen.

Die nunmehrige Construction der calorischen Maschine ist die folgende, einerlei, ob dieselbe einfach oder doppelt sei. In dem Cylinder arbeiten zwei Kolben, von welchen der eine, der Arbeitskolben, mit zwei Ventilen zur Lufteinsaugung und Ausstoßung versehen ist und vermittelst des auf ihn wirkenden Ueberdrucks der heißen Luft die Betriebswelle in Bewegung setzt. Der weite, der Speisekolben, hat mit der Bewegungsübertragung Nichts zu thun, sondern er dient nur dem Arbeitskolben zum Schutz gegen die directe Wärmewirkung der Feuerwand, so wie er auch durch seine pumpende Wirkung beim Zurückgehen das Ventil öffnet, welches die frische Luft zulüftet. Zur Erreichung des ersteren Zweckes besteht der Kern des Speisekolbens aus Holz und Kohlenpulver in einer dünnen Metallhülle; er geht nicht so dicht in dem Cylinder, wie der Arbeitskolben, zu dessen Dichtung eine einfache Lederung, die mit Talg gefchmiert ist, völlig hinreicht. Nach der Seite der Feuerung hin ist der Cylinder durch eine mit Chamotte ausgekleidete Wand, welche zugleich diejenige des Ofens bildet, verschlossen, auf der andern Seite hingegen ist er offen, mit der Luft in Verbindung. Einen wichtigen Theil bildet bei einfachen Maschinen das Schwungrad, von besonderer Schwere und mittelst eingegossenen Bleies auf seinem Kranze ungleich belastet. An der inneren Seite des letzteren hat es Einschnitte, in die ein Hebelwerk greift, so daß damit beim Beginn der Arbeit der Schwerpunkt des Schwungrads etwas über den Gipfel seiner Peripherie hinausgerückt werden kann, worauf dasselbe sofort in regelmäßigen Umschwung tritt. Bei einer doppelten

Digitized by Google

Maschine jedoch ist der Kranz des Schwungrads gleich schwer. Die heiße Luft wirkt in der calorischen Maschine nicht direct auf den Kolben, wie der Dampf in der Dampfmaschine, sondern in entgegengesetzter Weise. Bei dem Niedgang des Speisekolbens in größerer Geschwindigkeit, als des Arbeitskolbens, wird die verbrauchte heiße Luft durch das eine Ventil im Arbeitskolben entfernt; dasselbe schließt sich wieder, ehe der Speisekolben am Ende seines Laufs ist, so daß die übrig gebliebene heiße Luft zusammengepreßt wird und das flüchtene Ringventil über dem Kranze des Speisekolbens schließt, welches ungefähr die Stelle des Schiebers bei der Dampfmaschine vertritt. Rings an seinem Rande hat der Speisekolben schräge Einschnitte von etwa 2 Zoll Breite und $^1/_4$ Zoll Tiefe, durch welche die Luft von der einen auf die andere Seite des Kolbens passirt, wenn das Ringventil offen ist. Indem sich nun der Speisekolben rasch von dem Arbeitskolben entfernt, bildet sich zwischen beiden eine Art leerer Raum, wodurch die Ventile des Arbeitskolbens sich öffnen und atmosphärische Luft mit hinreichendem Druck zwischen beide Kolben tritt. Auf diese Weise wird stets die Zufuhr frischer Luft ganz leicht ermöglicht. Bewegt sich hingegen der Speisekolben dem Arbeitskolben entgegen, so wird nach dem Schluß der Ventile in letzterem die Luft zwischen beiden so zusammengepreßt, daß der Stahlring des Speisekolbens sich verschiebt, wodurch dann die frische Luft durch die Einschnitte des letzteren zwischen den Boden des Speisekolbens in die Feuerwand tritt. Von der letzteren empfängt sie sofort durch Strahlung Wärme und Ausdehnungsvermögen, das Stahlringventil des Speisekolbens drückt sich wieder zu, und beide Kolben werden nunmehr mit gleicher Kraft nach vorwärts getrieben, worauf sodann der ganze Bergang wieder von Neuem beginnt. — Wir wissen nicht, ob wir in dieser möglichst zusammengedrängten Beschreibung so klar gewesen sind, wie wir wünschen, hoffen indessen, daß dieselbe genügen werde, um dem werthen Leser wenigstens ein ungefähres Bild von der Thätigkeit der calorischen Maschine zu verschaffen.

Wenn eine neue Maschine sich so rasch Geltung verschafft, wie der calorischen gelungen ist, so müssen ganz besondere Gründe dafür vorhanden sein. In der That lassen sich derselben folgende Vorzüge gegenüber der Dampfmaschine vindiciren.

1) Brennmaterialersparniß. Diese beläuft sich, übereinstimmenden Urtheilen und Erfahrungen nach, auf zwei Drittheile, ein nicht genug zu beachtender Vortheil, zumal die abgehende Wärme bequem zur Heizung von vielerlei Räumlichkeiten verwendet werden kann. Auch das Aufseuern der calorischen Maschine dauert nicht so lange, wie bei der Dampfmaschine, und geschieht in höchstens einer halben Stunde.

2) Sie erfordert zur Aufstellung nur einen sehr geringen Raum und gar keine Baulichkeiten, weder Kesselhäuser und hohe Schornsteine, noch Brunnen. Jede gewöhnliche Rauchesse kann den abgehenden Rauch weiter führen.

3) Sie ist völlig gefahrlos; da Kessel und Wasser wegfallen, so ist an eine Explosion nicht zu denken. Ebenso ist sie nicht feuergefährlicher, als jeder Zimmerofen. Deshalb bedarf es zu ihrer Aufstellung und Inganbringung weder der obrigkeitlichen Concession, noch der Prüfung, noch der polizeilichen Ueberwachung, und damit ist der Besitzer einer Masse von Chicanen überhoben, an welchen bekanntlich der Dampfmaschineneigenthümer stets an der Kette liegt.

4) Die Wartung ist so einfach, daß jeder Arbeiter sie sofort übernehmen kann und es keines gelernten Feuermanns dazu bedarf; ebenso ist die Unterhaltung leicht, und der Gang wird nicht wie bei der Dampfmaschine, durch Kesselräumung u. s. w. unterbrochen.

5) Die calorische Maschine läßt sich leicht von einem Orte zum andern transportiren und kann auch wahrscheinlich gleich als transportable Maschine eingerichtet werden.

6) Sie arbeitet gleichmäßiger als eine Dampfmaschine von der nämlichen Pferdekraft und ist, besonders in kleinen Dimensionen, wo die letztere am meisten zu wünschen übrig läßt, effectreicher als diese.

Den aufgezählten bedeutenden Vorzügen treten allerdings einige Nachtheile entgegen, welche wir, um gerecht zu sein, nicht verschweigen dürfen. Dahin gehört, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, stärkere calorische Maschinen als von 6 Pferdekraft zu construiren, und dies auch schwerlich gelingen wird, weil es unmöglich ist, bei einem größeren Cylinderdurchmesser, als 32 Zoll, die Dichtheit des Kolbengangs auf längere Zeit hin zu garantiren. Die öftere Abnutzung des Speisekolbens ist ebenfalls ein Uebelstand, glücklicherweise ist derselbe aber leicht und wohlfeil zu repariren. Dagegen muß das Geräusch, welches die Maschine durch das Spiel ihrer Federhebel, Ventile u. s. w. verursacht, allerdings lästig genannt werden; inzwischen ist es schon durch geschickte Metallcombinationen theilweise beseitigt worden. Daß die Feuerungseinrichtung noch eine ziemlich unvollkommene ist, wollen wir als Nebensache gelten lassen; jedenfalls wird es immer wünschenswerth bleiben, die verbrauchte heiße Luft mindestens theilweise wieder zur Speisung der Flammen zu verwenden.

Die calorische Maschine will und wird die Dampfmaschine zwar nicht ersetzen, dahingegen wird sie ein wichtiges Glied in der großen Kette der Hülfsmittel menschlicher Industrie bilden, indem sie da helfend und fördernd eintritt, wo nur eine geringe Anzahl von Menschenkräften durch die mechanische Kraft ersetzt werden soll. Je kleiner die Kraft, um so theurer, unvortheilhafter arbeiten die Dampfmaschinen; umgekehrt ist es bei den calorischen Maschinen, in welchen die Kunst, das Handwerk, das Gewerbe nunmehr das langersehnte Mittel erhalten haben, sich zur Industrie empor zu schwingen und vermittelst mit dem Capital des Fabricanten zu concurriren. Für Buchdruckereien, lithographische Anstalten, Schlosserwerkstätten, Drehereien, Schleifereien, für Pumpwerke, Eisengießereien, Poliranstalten ꝛc. wird inskünftig die calorische Maschine das bevorzugte Triebwerk sein, und von ihrer Einführung an wird der Aufschwung dieser Gewerbe datiren. Ebenso derjenige der Landwirthschaft. Dieser hatte es bisher, namentlich in Deutschland, an einer billigen und gefahrlosen Bewegungskraft gemangelt, wie ihr Betrieb dieselbe verlangt. Dem Gebrauch der transportablen Dampfmaschinen setzten sich theils die hohen Unterhaltungskosten, theils die verletzenden und verrotteten Ansichten der Feuerpolizei und der Versicherungsgesellschaften entgegen. Keiner dieser Einwände kann gegen die calorische Maschine erhoben werden; sie ist für den Landwirth eine Bürgschaft besserer Zukunft. Und gern unterschreiben wir das Urtheil der Amerikaner, wenn sie über dieselbe sagen: „Eine Maschine, welche die Handarbeit des Menschen für jährlich 25 Dollars verrichtet und dabei fünfmal weniger kostet, als ein Negersclave, welche ihren Besitzer niemals ärgert, ihm nie davonläuft, keine Arbeit verlangt und nicht mit Ruhe gegen die Arbeitgeber droht, eine solche Arbeitskraft ist dazu berufen, in der kürzesten Zeit alle Maschinen und Geräthe des Ackerbaues in Bewegung zu setzen, dem Menschen alle unreinlichen, gesundheitsschädlichen und gefährlichen Verrichtungen abzunehmen, die kostspielige Sclavenarbeit gänzlich aufzuheben und die Sclaven halter zum Nachdenken zu zwingen, wie sie ihre armen, gepeinigten schwarzen Brüder am schnellsten los werden. Und dazu berufen ist die calorische Maschine."

Die materiellen Grundlagen des menschlichen Lebens und Verstandes.

Der Mensch ist nicht blos ein lebendes, sondern auch ein verständiges Wesen. Um beides sein zu können, bedarf er ebensowohl eines Apparates für das Leben, wie auch eines solchen für den Verstand. Von dem Zustande dieser Apparate hängt natürlich der Zustand des Lebens und des Verstandes ab; der Verstand wird, wie sich von selbst versteht, nicht ohne Leben im menschlichen Körper existiren können, wohl aber kann der menschliche Körper leben, ohne Verstand zu haben. Im letztern Falle vegetirt der Mensch gleich einer Pflanze einem lebenden, organischen Körper ohne Verstandesbegaben, nur gleicht nicht etwa einem Thiere, da die Thiere ein derartiges Organ, nur nach ihrer höhern oder tiefern Stellung im Thierreiche in verschiedener Vollkommenheit und sonach auch mit verschiedener Verstandesthätigkeit, besitzen (j. Gartenlaube 1860, Nr. 9 und 10).

Digitized by Google

Der Lebens-Apparat besteht aus einer Anzahl von Organen, von denen ein jedes einem besondern Zwecke dient, alle zusammen aber zur Unterhaltung des Stoffwechsels (der Vegetation, Ernährung) vorhanden sind (s. Gartenl. 1854, Nr. 9). Diese Organe sind: die Verdauungs-, Athmungs-, Blutlaufs-, Blutbildungs- und Blutreinigungs-Organe; also hauptsächlich: Magen und Darmcanal (s. Gartenl. 1853, Nr. 232), Lungen (s. Gartenl. 1853, Nr. 16), Herz und Adern (s. Gartenl. 1853, Nr. 9), Haut (s. Gartenl. 1854, Nr. 44), Leber (s. Gartenl. 1856, Nr. 27), Milz und Nieren. — Zum Verstandes-Apparate gehört dagegen: das Gehirn mit seinen Empfindungs- und Bewegungsnerven (Hirnnerven), die Sinnes- und Sprachorgane, sowie die willkürlichen Muskeln. Diese Verstandesorgane bedürfen natürlich, wenn sie gehörig thätig sein sollen, ebenso gut, wie die vegetativen Organe, einer richtigen Ernährung. Diese kann aber nur dann eine richtige sein, wenn beim nöthigen Wechsel zwischen Thätigsein und Ruhen dieser Organe in denselben immerfort neue Organsubstanz angebildet und die alte abgebrauchte weggeführt wird. Dies hat nun das Blut (s. Gartenl. 1853, Nr. 45) zu besorgen, welches fortwährend alle die verschiedenen Körpertheile zusammensetzenden Materien (s. Gartenl. 1855, Nr. 32) durch die Nahrung mit Hülfe des Verdauungsapparates zugeführt bekommt, die alten abgestorbenen Organtheilchen (Gewebsschladen) aber durch Lunge, Leber, Haut und Nieren aus sich herauswirft. Um sich aber mausern, verjüngen und reinigen, den Körper also ernähren zu können, muß das Blut immerfort durch alle Theile des Körpers hindurchströmen (d. i. der Blutumlauf, s. Gartenl. 1853, Nr. 9) und durchaus ununterbrochen Sauerstoff (Lebensluft) aus der atmosphärischen Luft aufnehmen. Dem letztern Zwecke dienen die Lungen, dem ersteren das Herz und die Blutröhren. — Wer also gute Lebens- und Verstandesapparate haben will, muß für ordentliche Ernährung, Thätigkeit und Ruhe derselben Sorge tragen.

Die Lebens- wie Verstandesapparate sind nun aber, selbst wenn sie ihre naturgemäße Zusammensetzung und Form haben, nicht etwa aus eigenem Antriebe thätig, sondern sie bedürfen einestheils der Anregung zum Thätigsein, anderntheils der Speisung zum fernern Fortbestehen, sonach der Zufuhr von Erregungsmitteln und Erhaltungsmitteln. Für die Thätigkeit der Lebensorgane (und insofern als durch diese der Verstandesapparat ernährt wird, auch für das Bestehen der Verstandesorgane) sind die sogen. Lebensbedingungen und Lebensreize, wie Wasser, Nahrung, Luft, Wärme und Licht, Elektricität u. s. f. unentbehrlich; dagegen braucht der Verstandesapparat, wenn er den Verstand entwickeln soll, noch eine besondere Verstandesnahrung, und diese besteht in den Eindrücken, welche die Außenwelt und unser eigenes Ich mit Hülfe zuleitender Nervenröhren auf unser Gehirn machen. — Daß Jemand nicht leben kann, dem Speise und Trank, Luft und Wärme entzogen werden, weiß jedes Kind; daß aber der Verstand sich nicht entwickeln kann, wenn dem Gehirne nicht die gehörige Verstandesspeise (durch Schrift und Wort, durch Vorbilder zur Nachahmung, durch Naturkörper und Naturerscheinungen) zugeführt wird, wollen Viele noch nicht einsehen. — Nach der Art der Anregung und Speisung muß natürlich die Thätigkeit im Lebens- wie Verstandesapparate verschieden vor sich gehen. Widernatürliche Reizung und Speisung des Lebensapparates ruft Unordnung in den Lebenserscheinungen (Krankheit) hervor; ungeeignete Einwirkte auf den Verstandesapparat erzeugen Unverstand. Es ist das größte Unglück in der Jetztzeit, daß Eltern und Erzieher dem Abergläuben huldigen, daß der Verstand angeboren und daß er mit den Jahren schon von selbst kommen werde. Die Folge davon ist, daß sie es dem Zufalle überlassen, ob diese oder jene Verstandesspeise dem Gehirne ihrer Pfleglinge zugeführt wird, während sie doch durch richtige Wahl derselben einen gesunden Verstand zu bilden im Stande wären.

Die Lebens- wie Verstandesnahrung wird nicht sofort und unmittelbar in den Mittelpunkt des Lebens- und Verstandesapparats (also in das Blut und Gehirn) eingeführt, sondern durch röhrenförmige Zubringer (Lymphgefäße und Nervenröhren) dahin gebracht. Die wichtigsten Zubringer der Lebens- wie Verstandesspeise, und das sind die, welche von der Außenwelt die Nahrung beziehen, besitzen ganz besondere Aufnahmeapparate. Zur Aufnahme der Lebensnahrung sind der Verdauungs- und Athmungsapparat, zum Fassen der Verstandesnahrung die Sinnesorgane vorhanden. Von den erstern wird dann die Nahrung aus dem Verdauungsapparate durch die Milchsaftgefäße und aus den Lungenbläschen in das Blut, von den letztern durch die Sinnesnerven zum Gehirn geschafft. Aus unserm eigenen Körper, und zwar von allen Theilen desselben her, bringen die Saugadern Lebensspeise, die Empfindungsnerven dagegen Verstandesnahrung (die übrigens beide erst der Außenwelteinnahrung ihre Existenz verdanken) zum Lebens- und Verstandescentrum, nämlich Lymphe in das Blut und Eigengefühle zum Gehirn. — Hiernach reicht es also nicht hin, um zu leben und verständig zu sein, nur gute Lebens- und Verstandesapparate zu besitzen, sowie richtige Nahrung für dieselben zu beschaffen; es müssen durchaus auch die die Nahrung aufnehmenden und in's Blut und Gehirn führenden Apparate in der gehörigen Ordnung sein. Bei Krankheiten des Verdauungs- und Athmungsapparates wird das Leben, bei Störungen in den Sinnesorganen der Verstand benachtheiligt werden. Taube und Blinde können niemals den Verstand wie Solche, die Herren aller ihrer Sinne sind, erreichen; Lungen- und Magenkranke werden stets an körperlichem Wohlsein herunterkommen.

Was nun von Nahrung durch die Zubringer in den Mittelpunkt des Lebens- und Verstandesapparats geschafft wurde, wird hier zum weitern Verbrauche (der in Erhaltung des Lebens und Bildung des Verstandes besteht) erst noch verarbeitet, und dies geschieht in beiden Apparaten mit Hülfe von bestimmten chemischen Materien und von Bläschen oder Zellen. So wird der Lebens- oder leibliche Speisesaft im Blute durch den eingeathmeten Sauerstoff mit Betheiligung der Blutkörperchen zur Gewebs-Bildung vorgerichtet, während im Gehirne die Gefühls- und Sinneseindrücke durch die Hirnzellen in Verbindung mit phosphorhaltigem Fette zu Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, also zu Gedanken verarbeitet werden. Dieses Verarbeiten der Lebens- wie Verstandesnahrung geschieht aber um so leichter und besser, je reger das Zellenleben (der Blutkörperchen und Hirnzellen) vor sich geht. Für das Blut würde in dieser Beziehung alles, was die Circulation desselben recht flott und regelrecht erhält, vom größten Vortheil sein (besonders zweckmäßige Bewegungen); für das Gehirn dagegen ist natürlich stets, neben tüchtiger Ernährung und dem Thätigsein gehörig angepaßter Ruhe, eine wohlgeordnete Uebung, wie sie eine zeitgemäße Erziehung vorschreibt, unentbehrlich. Daß die allermeisten Menschen noch nicht so verständig sind, als sie sein könnten und sollten, liegt nur daran, daß man die Verarbeitung der ersten Kindheit an viel dem Einzelnen selbst und dem Zufalle überläßt, während eigentlich doch jeder Mensch von seiner dem Zufalle überläßt, während eigentlich doch jeder Mensch von seiner ersten Kindheit an von Seiten vernünftiger Erzieher ebensowohl eine gesunde Verstandesspeise, wie die Anleitung zur richtigen Verarbeitung derselben erhalten müßte. Sollte dies einstens noch einmal geschehen, woran wohl nicht zu zweifeln ist, dann wird man sicherlich nicht so viel dumme und schlechte Menschen auf Gottes schöner Erde herumstolziren sehen, wie jetzt. Ebenso werden einst auch nicht mehr solche Unmassen von Kranken und Krüppeln existiren können, wenn in Haus und Schule die Lebens- und Gesundheits-Gesetze gehörig gelehrt und dann gekannt, auch besser befolgt werden, als zur Zeit.

Nach der Verarbeitung der Lebensnahrung im Blute und der Verstandesspeise im Gehirne werden dann Beide zu ihrem bestimmten Zwecke verwendet, nämlich zur Unterhaltung des Lebens und zum verständigen Thun. Die erstere wird mit dem Blutstrome durch die Blutröhren nach allen Theilen, Organen und Geweben unseres Körpers geschafft, bringt hier theilweise durch die äußerst dünnen Wände der feinsten Haargefäßchen heraus, verläßt also das Blut und wird nun auf dieselbe Weise verständiges Handeln in die Erscheinung bringen können. Zu diesen Apparaten gehört der Stimm- und Sprachapparat, wie überhaupt das willkürliche Muskelsystem, zumal der Muskelapparat der Haut und des Armes. — Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß nach der bessern

oder schlechtern Verarbeitung der Verstandesspeise im Gehirn auch das daraus hervorgehende Handeln ein mehr oder weniger verständiges sein wird. Ebenso muß ganz natürlich der Zustand des den Verstand offenbarenden Bewegungsorgans (an den Enden der im Gehirne wurzelnden Nervenröhren) Einfluß darauf äußern. So könnte z. B. auch der Verständige nicht durch die Rede wirken, wenn sein Sprachapparat mangelhaft wäre, während er durch die Schrift Großes zu leisten im Stande ist u. s. f.

Was folgt nun aus diesem Vergleiche des Lebens- mit dem Verstandes-Processe? Es folgt darauf, daß, wer ein gesundes Leben und einen richtigen Verstand haben will, zuvörderst die Apparate seines Körpers, welche dem einen oder dem andern dieser Zwecke dienen, den Naturgesetzen gemäß behandeln, also richtig ernähren, gehörig thätig sein und ordentlich ruhen lassen muß; daß er ihnen ferner die passenden Erregungs- und Speisungsmittel (mit Hülfe gesunder Zubringer) zuführen und deren Verarbeitung im Lebens- und Verstandescentrum (Blut und Gehirn) zweckmäßig fördern muß; daß er schließlich den Austritt des durch die Verarbeitung dieser Mittel Geschaffenen aus dem Verarbeitungsorgane so viel als möglich erleichtern muß, damit sich das Leben und der Verstand recht ordentlich äußern könne.

Bock.

Berliner Bilder.

Von E. Kossak.

Nr. 11. Der Zauberer von Berlin.

Jeder Mensch beobachtet und zieht nach seinen geistigen Anlagen aus den angestellten Beobachtungen Resultate. Aber dieser innerliche Proceß geht nur selten mit mehrerer Geschwindigkeit vor sich, und die Mehrzahl der Menschen braucht längere Zeit, ehe sie mit den sittlichen Resultaten zu Stande kommt. Daher liebt sie es, zur unterhaltenden und belehrenden Beobachtung meistens solche Persönlichkeiten auszusuchen, welche leicht und häufig der Besichtigung ausgesetzt sind und sich derselben nicht wohl entziehen können. So kommt es, daß Jedermann zunächst seine Aufmerksamkeit auf die Nachtarschaft richtet, seine Lebenserfahrungen aus ihrer Geschichte sammelt, seinen Humor an ihrem Gebahren labt und sein Album mit ihren Gestalten bereichert. Dagegen ließe sich nun nichts einwenden, wenn nicht sehr Viele, namentlich Beobachter weiblichen Geschlechtes, weiter gingen und der lockenden Versuchung erlägen, sich in fremde Schicksale zu mischen und die Handlungen ihrer Nachbaren einer in der Regel übelen Kritik zu unterwerfen, welche nach dem traurigen Laufe dieser mangelhaften Welt nicht selten Schimpfworte, Handgreiflichkeiten und Injurienprocesse im Gefolge hat.

Dieser ein wenig philosophisch-ausschende Satz mußte vorausgeschickt werden, da die folgende wahrhafte Geschichte wesentlich auf einer derartigen Beobachtung beruht und die Gefahr nahe lag, sämmtliche darin vorkommende Personen durch etwaige mißliebige Kritik zu kränken; der Chronist hat sich daher so viel als möglich auf einfache Berichterstattung beschränkt, überläßt dem Leser die höhere Kritik und ist zufrieden, ein anspruchloses Gemeinbild aus dem Leben aufgerollt zu haben.

Wenn das Wetter günstig ist, liebe ich es, Morgens und Abends den Kopf aus dem Fenster zu stecken und alle ansiedenden Gegenstände zu beobachten, welche jede Straße einer großen Stadt darbietet. Ich besichtige die Wetterfahnen und den aufsteigenden Rauch der Schornsteine, die Jungen, wenn sie nach der Schule gehen und sich unter einander prügeln, die Milchkarren mit ihrem Vorspann von verdrießlichen Hunden, die Bäckerburschen mit Körben voller Semmeln am Arm, namentlich aber die Bevölkerung des benachbarten Hauses. Im Verlaufe der Jahre hatte ich zwei seiner Einwohner sogar so lieb gewonnen, wie ein Naturforscher seine Magnetnadel, sein Barometer oder Thermometer, täglich ruhten meine Augen mit Wohlgefallen auf ihnen, und ich fühlte mich verstimmt, wenn ich nicht wenigstens eines dieser beiden Exemplare ansichtig wurde.

Der Aeltere von ihnen bewohnte ein Zimmer im zweiten Stock und brachte einen beträchtlichen Theil des Tages damit zu, aus dem Fenster zu sehen und aus einer langen Pfeife zu rauchen. Doch that er Beides mit dem Zartgefühl eines gebildeten Mannes, er widerstand heroisch der Versuchung, auf die Köpfe der Vorübergehenden zu spucken oder die Pfeife über ihnen auszuklopfen, was lettige Herren so gerne thun, wenn kein Polizeibeamter sich in der Nähe aufhält. Der Herr konnte etwa ein halbes Jahrhundert erlebt haben, trug einen gut unterhaltenen Schnurr- und Knebelbart, und bedeckte seinen kahlen Scheitel vorsichtig mit dem Haarwuchs des Hinterkopfes. Unverkennbar gehörte er zu jenen biedern Militairpersonen, die in der tiefen Muße eines langen Friedens über Vieles nachgedacht haben und endlich zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß aus einem wohlverdienten Krieger nothwendiger Weise ein Philosoph werden müsse. Auf seiner bleichen melancholischen Stirn lag etwas Nachdenkliches, jene Wolke, welche wir nicht selten im Antlitz alter, nicht sonderlich wissenschaftlicher Herren bemerken, wenn sie sich, um doch irgend eine Beschäftigung zu haben, auf die unklarsten Dinge legen, und in Magnetismus, Od und Tischrückerei arbeiten. Die Schwermuth meines Nachbars zeigte aber noch einen auf minder sublime Sorgen deutenden Anstrich; er sah aus wie ein Mann, der nicht im Gothe sitzt und, um nicht elendiglich zu verkommen, das Seinige ängstlich zu Rathe halten muß. Er besaß nur wenige Röcke und bediente sich ihrer sehr lange, auf seinen Hüten leuchtete ein poetisches Abendroth, er trug sich ferner stets diplomatisch zugeknöpft, und in der heißen Jahreszeit ältere phantastische Sommerröcke, aber dessen ungeachtet blieb er immer ein stattlicher Mann von grader Haltung und von vornehmem Wesen.

Einen Stock höher wohnte gleichfalls in einem vereinzelten Gemach ein junger Mann zur Miethe, dessen Profession aus jeder seiner Gebehrden, aus der Art, wie er ging, stand, aus dem Dachfenster sah und die Aufmerksamkeit der Menschheit in Anspruch nahm, hervorging. Auch wenn man ihn Morgens nicht mit der schwarzen Tasche unter dem linken Arme aus der Hausthür treten und mit einem kühnen Satz über den Rinnstein springen, während dessen aber der Conditormamsell gegenüber eine flüchtige Kußhand zuwerfen sah, mußte man ihn nach seiner gewöhlten Haltung für einen Schüler Figaro's bewundern. Hatte mich am Morgen der Anblick des schwurbärtigen Herren mit poetischer Schwermuth erfüllt, so erquickte ich mich Abends an dem lebensfrischen Bilde dieses Jünglings, wenn er nach dem Schluß seiner Berufsthätigkeit mit einer Guitarre im Arme dicht unter dem Dache auf dem Fensterbrete saß, und die Hauptmotive der eben beliebten Oper sang. Beide Herren bildeten auch in sozialer Hinsicht große Gegensätze. Wenn der wehmuthsvolle Kahlkopf einsam von einer kleinen Pension leben mochte, so nährte sich der Jüngling mitten in der Gesellschaft durch die Dienste, welche er von früh bis spät dem menschlichen Geschlechte erwies. Da er das Barbiereramen hinter sich, aber kein Geld hatte, um sich zu etabliren, so trieb er ein fliegendes Geschäft, freilich hinter dem Rücken des Gewerberathes und ganz wider die Gesetze des Zunftzwanges. Er rasirte, frisirte, zog Zähne aus und verkittete sie, falls Rettung noch möglich war, setzte Blutegel, schröpfte, ließ zur Ader, verband die in Bierhäuſern Bleſſirten, legte Magenpflaster, beschnitt die Hühneraugen, und genoß das Vertrauen eines Schönlein oder Frerich bei der gesammten dienenden Classe des Reviers. Ich hatte seine Bekanntschaft gemacht, als ich in Folge einer unerwarteten, nicht wohl abzulehnenden Einladung von vornehmer Seite sein Talent als Friseur in Anspruch zu nehmen genöthigt war, und in ihm eine seltene Begabung für Haarschnitt und verwegene Kräuselei entdeckte. Von diesem Abende an bediente ich mich stets seiner leichten und sicheren Hand, und verdankte ihm außerdem eine Menge des merkwürdigsten Memoirenstoffes aus unserer Gegend, über den er mir frei zu disponiren gestattete, da ihm die moderne Pedanterie der Lehre vom geistigen Eigenthum durchaus fremd war. Selbst als ich wegen Vergrößerung meiner Familie in eine entfernte fremdlichere Stadtgegend zog, blieb ich ihm treu, und bei Gelegenheit von Bällen und Gesellschaften waren die Meinigen stets mit seinen Leistungen im Felde des Haarputzes außerordentlich zufrieden.

Digitized by Google

Inzwischen hatte ich den anderen Nachbar, dessen Namen ich bisher aus Bequemlichkeit verschwiegen habe, da er sich schwer aussprechen und nur vorsichtig niederschreiben läßt, ganz aus den Augen verloren und über einer längeren Sommerreise beinahe vergessen. Als ich aber wenige Tage nach meiner Heimkehr um die Abendstunde, in welcher die Equipagenbesitzer frische Luft zu schöpfen pflegen, vor meiner Thür saß, und das elegante Berlin im Thiergarten die Revue passiren ließ, sollte ich auf die unerwartetste Weise an ihn erinnert werden. Eben fand ein lebhafteres Gedränge der Equipagen statt, und dicht vor mir mußte ein anständiger Halbwagen still halten, in dem ich Herrn Manfuetus von Sczkrippinski erblickte. Aber welche glänzende Veränderung war mit ihm vorgegangen! Der fergewelke Ausdruck seiner Gesichtszüge hatte einem stillen Behagen Platz gemacht, wie es sich für einen Mann schickt, der an seinem eigenen Tische speist und über einen vollständig eingerichteten Weinkeller disponirt. Manfuetus, wie ich ihn billiger und kurzer Weise als alten Bekannten wohl nennen darf, war in eine elegante Sommertracht aus einem hellgrauen Stoffe gehüllt und abwärts durch eine gestickte seidenwollene Decke gegen die kühle Abendluft geschützt. Sein edles Haupt hatte er mit einem Panamahute feinster Qualität und seine etwas großen Füßchen mit Parisersandschuhen von Jeuvin bedeckt; sein Aeußeres entsprach mithin allen Anforderungen eines guten Geschmackes. Ich hätte das Ganze für eine jener unheimlichen Gesichtstäuschungen halten können, vor denen Niemand sicher ist, wenn mir nicht eine zur Rechten Manfuetis sitzende ältere Dame sofort den Zusammenhang erklärt hätte. Ich that ihr wohl nicht Unrecht, wenn ich sie für ein längere Zeit unverheiratet gebliebenes, wohlhabendes „junges Mädchen" hielt, das mit Herrn von Sczkrippinski ein Ehevertheilnig eingegangen war, um ihm für den Genuß seines adligen Namens die Theilnahme an ihren reichlichen irdischen Gütern gestattete. Auch aus der Haltung und dem Aufsehen der Frau von Sczkrippinska ging hervor, daß die stillen Wünsche eines fehnsüchtigen Herzens befriedigt waren, und die Dame in ihrem jungen Ehestande sich ganz glücklich fühlte. Allerdings hatte sie die Vergaltbeit, eine Folge der allzu langen Dauer ihres vestalischen Zustandes, nicht verloren, doch war die bekannte Schärfe der Oppositien gegen das undankbare männliche Geschlecht, welche aus den meisten Gesichtern unverbeglicher übereifer Damen spricht, einer gelassenen Zufriedenheit gewichen. Man hätte die beiden Portraits gleich als Muster eines guten Ehepaares photographiren lassen können. Die Pferde zogen jetzt an, und das Paar entschwand aus meinem Gesichtskreise; aber meine Neugier war im höchsten Grade erregt. Nur mein freier Künstler, der talentvolle Haarkünstler und Barthaarer, konnte mir die nöthige Auskunft geben. Sofort warf ich mich an den Schreibtisch und lud ihn ein, meinem in der Fremde arg mißhandelten Haupte und Barthaar wieder einen kunstgerechten Schnitt zu geben.

Am nächsten Morgen erschien das Factotum aller Barbiere und äußerte auf angemessene Weise seine Freude, mich wiedersehen. Ich ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ich habe Sie nicht allein meinetwegen, sondern auch eines alten Bekannten wegen citirt," hub ich an; „gestern habe ich Herrn Manfuetus von Sczkrippinski vorbeifahren gesehen . . . ."

Der Barbier lächelte verschmitzt.

„Neben ihm saß eine Dame, ohne Zweifel seine Gemahlin. Sie müssen den Zusammenhang der Sache kennen!"

„Ob ich ihn kenne!" sagte schmunzelnd Figaro jun.

„Erzählen Sie mir den ganzen Handel; die Sache ist ja unbegreiflich rasch gegangen."

„Natürlich, in zwei Monaten war Alles abgemacht, sie sind ein für alle Mal aufgeboten worden und haben am darauf folgenden Sonntage ihre Hochzeit gefeiert."

„Aber wie war das möglich?" rief ich stannend.

„Der Zauberei ist Alles möglich, höhere Kräfte der Natur, ohne mich hätten sich die armen Leute niemals kennen gelernt, hätten sie ihr Leben einsam vertrauern müssen. Nun ist Allen geholfen!" Das Wort „Allen" betonte der Bader auf eine stark ironisch vergnügliche Weise.

„Soll ich noch lange warten?"

„Sie wissen, daß Herr von Sczkrippinski ein starker Mystiker ist und zu einer kleinen Fraction von Tischrückern und Psychographiern gehört, welche sämmtlich kein Geld haben und wöchentlich einmal die polirten Breter und Pappiafeln befragen, ob es dem Geisterreiche nicht möglich sei, ihre leidigen Umstände zu verbessern. Wenn ich am Tage darauf zum Rasiren kam, pflegte er mir regelmäßig den Hergang der Geisterbeschwörungen des verflossenen Abends zu erzählen. Etwa vor einem Vierteljahre fand ich ihn einmal Morgens sehr aufgeregt und sein Bein reibend. „Hören Sie, Meister, wie es mir gestern ergangen ist," sagte er sehr ernsthaft, „ich war in unserem Club, und wir hatten uns im tiefsten Dunkel um einen Tisch gesetzt. Das Medium hatte uns nämlich angezeigt, Horaz von Forne, ein berüchtigter böser Geist, wolle sich uns ausnahmsweise heute körperlich manifestiren. Wir saßen eine Viertelstunde, eine halbe, eine ganze Stunde mäuschenstill beisammen, aber Horaz ließ sich nicht hören und sehen. Ich saß neben einem Collegen von ihnen, einem alten Chirurgus, der sich während an allen Gliedern hebte und mit den Zähnen klapperte. Er hielt in Todesangst meine Hand fest, dann sagte er plötzlich: „„Da, ich sehe ihn, dort sitzt er unter dem Tisch, er redet Sie an, er meint, Sie würden in kurzem Ihr Glück durch eine reiche Heirath machen. Jetzt zeigt er mir die Zähne und streckt die Zunge hervor!"" Kaum hatte der Chirurgus ausgesprochen, als unser Vorsteher auch schon rief: „„Sie werden das doch nicht leiden? Rasch, stoßen Sie ihm mit dem Stiefel in die Schnauze; das fehlte noch, daß ich mir in meinem eigenen Hause dergleichen von einem bösen Geiste gefallen ließe."" — Der Chirurgus holte aus und that nach Horaz von Forne unter dem Tische einen gewaltigen Stoß. Der Geist war augenblicklich verschwunden, wie der Chirurgus sagte, aber ich lag auf dem Fußboden. Der Stoß hatte eigentlich mein Bein getroffen und mich niedergeworfen. Ich schrie laut auf, der Hausknecht kam mit einer Lampe herein, und ich ließ mir eine Droschke holen, da ich unmöglich zu Fuße nach Hause gehen konnte." — „Herr von Sczkrippinski," sagte ich, „Sie wissen, daß ich über die psychographisch eitirten Geister noch nicht recht im Klaren bin und nach Allem, was Sie mir von Horaz von Forne erzählt haben, namentlich ihn für einen sehr unzuverlässigen Charakter halte, aber diesmal hat er eine entschiedene Wahrheit ausgesprochen. Auch mir ist dieser Gedanke vor kurzem durch den Kopf gegangen; Sie müssen ein reiches Frauenzimmer heirathen." Herr von Sczkrippinski schmunzelte, meinte aber, daß er vermöge seiner in der Abnahme begriffenen Persönlichkeit auf keinen sonderlichen Erfolg bei bemittelten Damen zu hoffen habe."

„Der gute Manfuetus ist wirklich ein vermögender Mann, ich habe mich nicht in ihm geirrt," warf ich halblaut ein, aber mein geistreicher Barbier bemerkte auch nicht ganz übel: „Wenn er mit Ihrer gewöhnlichen Hopochondrie zu Werke gegangen wäre, müßte er sich noch heute mit dreihundert Thalern jährlich behelfen und könnte sich nicht einen gemachten Mann nennen. Nein, die Sache nahm eine andere Wendung. Ich sprach ihm Muth ein und machte ihn darauf aufmerksam, daß Herren vom Militär schon durch ihre geradere Haltung und ihre soldatisch strenge Sergfalt in der Tracht zehn Jahre länger jung bleiben, als die meisten nachlässigen Civilisten. Das leuchtete ihm ein, und er gestand mir, daß er schon längst sein Auge auf eine würdige, seinen Jahren entsprechende Dame geworfen habe, aber aus Furcht, schmählich abgewiesen zu werden, nicht wage, einen Heirathsantrag zu formuliren. — „Darf man den Namen der Schönen wissen?" — „Es ist Fräulein Klemke, dort in dem Hause neben der Apotheke, die reiche Rentiere," sagte Herr von Sczkrippinski etwas verschämt. Kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, als der Plan, nicht allein den guten Herrn zu verheirathen, sondern auch mir endlich zu einem eigenen Geschäftskreise zu verhelfen, fertig vor meiner Seele stand. „Herr von Sczkrippinski," sagte ich, „Sie setzen mich in Erstaunen, ich habe sonst nicht viel von Psychographien und Geistern gehalten, aber hier geht etwas vor, und ich möchte fast glauben, daß die Geister unter dem Tische auch unter einander zusammenhalten. Ich zweifle nicht, daß Sie bei der Dame reüssiren werden, aber lassen Sie mich machen, in einigen Tagen sollen Sie näheren Bescheid erhalten, ich werde Alles anbahnen —"" Bei diesen Worten schwieg der Barbier und sah mich fragend an.

„Warum fahren Sie nicht fort?" fragte ich erstaunt.

„Kann ich mich ganz auf Sie verlassen? Ich verlange nur, daß Sie noch vierzehn Tage über die Geschichte schweigen, dann dürfen Sie dieselbe Jedermann erzählen, dem sie einigen Spaß macht," meinte der College des gleichfalls ungläubigen Barthscheeres im Don Quixote.

Digitized by Google

„Selbst vierzehn Wochen oder Monate will ich schweigen, wenn es nöthig ist, bringen Sie aber nur Ihre Geschichte zu Ende."

„Sehen Sie, das reiche alte Fräulein hielt auch viel von dem Psychographen, und ihre Mamsell, übrigens ein hübsches Mädchen, für das ich mich längst interessire, dient ihr als Medium."

„Nun dachten Sie, wenn ich recht verstehe, daß auch die jungen Leute ausgestattet und verheirathet werden könnten, wenn man nur erst die beiden Alten unter die Haube gebracht hätte, nicht wahr?"

„Fänden Sie etwas Unrechtes darin?"

„Durchaus nicht, wenn Alle glücklich geworden sind; aber wie trug sich die Sache weiter zu?"

„Noch an demselben Tage besprach ich mich mit Marien, der Mamsell, und theilte ihr den Wunsch des Herrn von Szczrippinski mit, wie auch meine Hoffnung, bei der Sache könne für uns Beide etwas herauskommen und sie auf eine gute Art Frau Meisterin werden. Ihr schien das Ganze sehr einleuchtend, und sie versprach mir von Stund an ihre Unterstützung. Brauche ich Ihnen das Nähere zu schildern? Noch an demselben Abende ließ Marie den Psychographen spielen und theilte ihrer Herrin durch den Mund eines guten Geistes mit, daß ein Herr von Adel für sie im Geheimen schwärme. Für den ersten Abend war dies genug. Das alte Fräulein Klemke hatte eine schlaflose Nacht und konnte kaum den Abend des nächsten Tages erwarten, wo das Verhör des guten Geistes fortgesetzt wurde. Ich hatte Marien gesagt, daß sie den Geist heute schon denunciren lassen könne: der Herr von Adel befuche häufig das Odeum. Damit war schon viel gewonnen, die gute Dame wollte in ihrer Aufregung gleich wissen, wie der Herr heiße, aber das Medium erklärte sich auf meinen vorsichtigen Rath vorläufig noch schwach und incompetent. Fräulein Klemke ließ sich natürlich nicht abhalten, Nachmittags das Odeum zu besuchen und meinen dort bereits anwesenden Heirathscandidaten zu bedauern. Am Abend darauf war der Geist schon mittheilsamer, die heirathslustige Dame hatte den Amoroso sich wohl eingeprägt und beschrieb ihn, da er ihr nicht mißfallen, dem Geiste so genau, daß er sofort seinen Namen schriftlich durch das Medium offenbarte. Hätte Fräulein Klemke etwas weniger Vertrauen in die Mittheilungen aus dem Jenseits gesetzt, so wäre die Sache wohl bei dieser Gelegenheit schief abgelaufen."

„Was geschah denn? Es trat doch nicht ein böser Geist unvermuthet auf, wie es wohl zu geschehen pflegt, und durchkreuzte die Fülle der Geschicke?" fragte ich besorgt.

„Nein," berichtete der Barbier, „das Fräulein hätte der Orthographie wegen leicht Lunte riechen können. Das Medium, das natürlich in den polnischen Familiennamen nicht recht katfest ist, schrieb den des Herrn von Szczrippinski immer schlechtweg „Schrippinski"."

„Und wie verhielt sich Fräulein Klemke dabei?"

„Sie fand den Namen eigentlich nicht recht vornehm, da er sie an ein volksthümliches Gebäck erinnerte, welches Droschkenkutscher und Lehrjungen sehr gerne essen, als aber bald darauf nach gemachter Bekanntschaft der Heirathscandidat zu einer Visite erschien, und seine Karte mit einem stattlichen Wappen und der Inschrift: „Manfuetus von Szczrippinski" in das Empfangszimmer sandte, beruhigte sie sich vollständig und verliebte sich nebenbei auch in die waserpolatische Romantik des Namens."

„Sie hätte als eine gewiegte Psychographin auch schwerlich Argwohn geschöpft, denn die Rechtschreibung fremder Namen, wie überhaupt Kenntnisse in alten und neuen Sprachen, bilden nicht die starke Seite der citirten Geister, und notorische Seelige sind in Wissensmüdigkeiten schon hie und da von soliden Quartanern tief verdammt worden!" sagte ich, um die Erinnerung meines Barbiers zu beruhigen.

„Von da an war seine Gefahr mehr vorhanden. Sobald die guten Leutchen einander persönlich kennen gelernt hatten und handelseinig geworden waren, gerieth bei Beiden der Psychograph vollständig in Mißcredit."

„Doch nicht auch das Medium?"

„Keineswegs. Marie brach eines Abends in Thränen aus und meinte, sie würde nach des Fräuleins Verheirathung wohl das Haus verlassen müssen, diese aber umarmte sie gerührt und versprach ihr, als sie das Geständniß ihrer Neigung zu mir abgelegt hatte, aus Dankbarkeit für ihre Dienste als Medium und treue Kammerzofe eine Aussteuer von fünfhundert Thalern. Nun war uns geholfen."

„Bewieß sich denn nicht der beglückte Heirathscandidat gleichfalls dankbar, denn er sieht mir wirklich zufrieden und fett genug aus?"

„Er hat mir an unserem Hochzeitstage hundert Thaler und außerdem die ewige Erhaltung seiner Kundschaft versprochen!"

„Das ist immerhin etwas, aber wann wird die Hochzeit sein?"

„In vierzehn Tagen, dann können Sie, wie gesagt, die Geschichte Jedermann erzählen."

„Schade," sagte ich nachdenklich, als ich den lustigen Handel angehört hatte, „daß unsere heutigen Barbiere nicht mehr Inschriften und Titel der Geschäfte über den meßingenen Becken anbringen; für Sie, mein Lieber, wüßte ich eine unvergleichliche Signatur."

„Und die wäre?" rief der Barbier neugierig, indem er meine grauen Nähnenreste von den Rockärmeln klopfte und mir nach Bollendung seines Geschäftes eine wohlgefällige Verbeugung machte.

„Sie müßten über den Becken einen Psychographen befestigen und darauf schreiben: „Zum Zauberer von Berlin"!

Aus dem Norden.

Von Dr. A. E. Brehm.

I. Wie man in Norwegen reist.

Wer im alten überbildeten Europa noch reisen will, muß nach Norwegen gehen. Wir Binnenländer reisen schon lange nicht mehr; — wir rasen blos noch. Unsere lauteste Reisefröhlichkeit wird von dem Gerassel der Wagen, welche auf den eisernen Wegen dahindrausen, übertönt und vernichtet, unsere Reisebehaglichkeit durch den tausendfältigen Jammer der Reise zerstört, unser freier selbstständiger Wille dem Wollen der Masse untergeordnet; wir gehören uns selbst nicht mehr an, wenn wir reisen, denn wir sind Spielball der Andern geworden; wir werden gerechtet und gepreßt von Dem und Denen, welchen wir zu entfliehen vermeinten. Mit einem Worte: wir wollen nicht mehr, sondern wir müssen. Es ist ganz prächtig, daß man jetzt dieselben Strecken in Stunden durchfliegen kann, durch welche die alte Postschnecke ihr vollgepfropftes Gehäus in langen Tagfahrten schleppte: aber die eigentliche Reiselust, die Reisefreidung hat mit dem Erleben der Eisenbahnen aufgehört, und nur zu tief begründet ist der Stoßseufzer des Dichters:

„O Eisenbahn, was bist Du kommen,
Hast unser Postborn uns genommen?"

In unseren Tagen muß man es sich schon ein besonderes Trinkgeld kosten lassen, — und ich habe ein solches oft genug gegeben! — wenn man will, daß das alte liebe Posthorn in einer stillen Sommernacht im dunklen Walde wiedertönt und damit jene wohlige Träumerei in der Seele erweckt, welche aus dem Klange im Walde die lieblichsten Bilder zusammen zu weben und den ganzen Menschen so hoch zu beglücken versteht. Und selbst da, wo wir Eisenbahnen und Post zurücklassen und auf schmalen gewundenen Fußpfaden über blumige Wiesen wandeln oder und in das Dunkel der Wälder versenken, begegnen und überall die widerwärtigsten Gestalten jener überdürren Reisemenschen, welche eben nur die große Kunst verstehen, den Rest angeborner Gemüthstigkeit des Landbewohners vollends zu rauben und die Gewinnsucht wach zu rufen.

Kurz, alles gemüthliche Reisen, im Süden und Westen und in der Mitte Europa's hat geendet. Doch was rede ich noch länger von dem, was ein Jeder schon hundertmal selbst gefühlt hat!

Im Norden Europa's und vor allem in Norwegen reist man noch. Hier gehört man sich selbst an; hier fühlt man sich selbstständig. Man ist aus allen alten Verhältnissen herausgetreten und frei geworden, so wie man die grüne Haidinsel betritt. Das ist ein Genuß, welchen ich Allen wünschen möchte, welche durch die Verhältnisse an die Scholle gefettet sind und den Kreislauf im Triebrade der Geschäfte jeden Morgen neu beginnen müssen; das

Digitized by Google

ist ein Genuß, den man sich niemals zu theuer erkaufen kann. Eine Reise in Norwegen stärkt Leib und Seele und bleibt ein Gewinn für das ganze Leben. Zwar hat man auch in Norwegen Eisenbahn und Dampfschiff, aber glücklicher Weise noch nicht in den schönsten Gegenden: dort hat man vielmehr die liebe, liebe Landstraße, von welcher mein alter Freund Baldwin stets behauptet hat, daß sie für jeden vernünftigen Menschen der schönste Aufenthalt auf dieser Erde sei.

Mit der Post reist man allerdings nicht; und deshalb kann das Reisen in Norwegen Philisterseelen, nervenschwache Frauenzimmer und andere begehrliche Menschenkinder wohl zuweilen zu dem sehnsüchtigen Ausruf verleiten, daß es doch in der Heimath am schönsten sei. Allein für einen Menschen, welcher Wanderlust im Herzen, Kraft und Saft in den Gliedern, einen heilen Blick und vor allen die Eigenschaft hat, etwas Reisenbequemlichkeit als Würze des Wanderns zu betrachten, ist Norwegen der geeignetste Ort zum Reisen, den man sich denken kann. Und so sehr unbequem ist das Reisen wirklich nicht. Die Post nimmt Einen freilich nicht mit; denn sie befördert nur den Gedankenaustausch des Menschen, nicht aber den Menschen selbst: dafür aber gibt es in ganz Norwegen die beste Reiseanstalt, die man sich denken kann, nämlich den „Stydd" (spricht Schüß). Im ganzen Lande findet man Leute, denen die Verpflichtung obliegt, die Reisenden zu befördern, und Höfe, in denen ein Raum für dieselben hergerichtet ist. Für eine fest bestimmte, überall gleich hohe Summe erhält man in diesen Gehöften, Stiften genannt, Pferde und Wagen bis zur nächsten Wechselstelle, entweder sogleich oder auf Bestellung innerhalb einer Frist von 1 bis 3 Stunden, je nachdem die Wechselstelle eine sogenannte feste oder unfeste, d. h. eine solche ist, in welcher der Reisende vorher angesagt werden muß. Dank dieser Anstalt ist man im Stande, in Norwegen in der allergemüthlichsten und lustigsten Weise zu reisen, und zwar zugleich so rasch, als man eben verlangen kann.

Es wird wohl kaum einen Fremden geben, welcher sich mit der herrschenden Einrichtung nicht in der kürzesten Zeit befreunden sollte. Die Unabhängigkeit, die Selbstständigkeit des Einzelnen wird durch sie gewahrt, wie durch keine andere Verkehrsanstalt. Man ist auf der norwegischen Landstraße frei wie der Vogel, welcher ohne bestimmte Landstraße durch die Bläue zieht, frei wie der Wanderbursch, welcher auf gut Glück, aber mit vollem Beutel in die schöne Welt hinaussteuert, ohne sich einen jener unglückseligen

Im Karrjol, — frische Fahrt.

Pläne zu machen, mit welchen uns jetzt sogar unsere Reisehandbücher maßregeln und im Lande herum hetzen. Will man rasch reisen: man kann es; will man schlendern, gemächlich fahren, sich der herrlichen Natur nach Herzenslust freuen: man kann es auch; braucht man Obdach vor etwa hereinbrechenden Regengüssen: man findet es; will man reisen und jagen zugleich: ein ewig dienstbarer, stets gegenwärtiger Gefährte fährt das Rößlein, während man dem edlen Waidwerk obliegt. Die Hauptwege sind gut, stellenweise sogar sehr gut, weit besser als manche Landstraße im glücklichen Deutschland, welche zum Besten der Rittergüter großer Herren die steilsten Berge hinauf sich schlängelt, anstatt im Thale hinzugehen; der Weg ist immer unterhaltend, bietet bei aller Rehnlichkeit des ganzen Landes immer etwas Neues und Schönes. Das Tosen eines Wasserfalls fesselt unser Ohr: wir halten unser Rößlein an und weiden uns nach Herzenslust an dem prachtvollen Schauspiel und Genuß; ein freundlich Gehöft am Wege lockt uns an: wir lenken unser Gefährt durch sein Thor und verplaudern

Digitized by Google

ein Stündchen mit dem Wirthe; ein schattiges Plätzchen fesselt uns: wir haben keine Eile. Oder aber wir stürmen, und das kleine Thier vor unserm Gefährt durchmißt mit uns eine Strecke von 1½ deutschen Meilen in weniger, als einer Stunde Zeit. Kurz, was man thun will, kann man thun; wenn man frei sein will, kann man es in der vollsten Bedeutung des Wortes sein. Dies alles vereinigen die Verkehrsanstalten Norwegens.

Es ist wohl nothwendig, daß wir sie etwas schärfer in's Auge fassen. Betrachten wir zuerst Roß und Wagen. Das Zugthier Norwegens ist ein kleines ponyartiges, aber munteres, rasches und kräftiges Pferd, welches Ermüdung kaum kennt und dabei fromm und sanft ist, wie ein Lamm. Isabellgelb ist die Hauptfarbe der norwegischen Pferde; doch kommen auch Braune und Rappen vor. Nur auf den sehr stark befahrenen Wegen erhält man abgetriebene Miethgäule. Gewöhnlich sind die Thiere gut genährt und dem entsprechend frisch und lustig. Verwöhnte Pferde gibt es in Norwegen nicht. Der Hafer ist ihnen eine Speise, welche sie nur dann zu sehen bekommen, wenn es kein grünes Futter mehr gibt (se lange dieses vorhanden ist, ernähren die Pferde sich auf freier Weide selbst, oder bekommen Stalle-Heu vorgelegt); der Aufenthalt im Freien stählt sie gegen die Einflüsse der Witterung und macht sie vertraut mit der Natur. Sie schrecken nicht, sie fürchten sich nicht vor Wind, vor Regen, sie erzittern vor keinem Donner, sie prallen nicht zurück, wenn ein Wasserfall plötzlich vor ihnen herabbraust, sie gehen so sicher wie ein Saumthier bergauf und bergab.

Das dem Lande ureigene Reisegefährt ist diesen Pferden ganz angepaßt. Es ist ein merkwürdiger Wagen, das Karrjol, wie der Norweger es nennt; jeder Fremde betrachtet es zuerst mit Lachen und gewinnt es später so lieb, daß er es oft herbei sehnt, wenn er statt seiner die böse Stolkjärre geliefert bekommt und sich auf ihr Stunden ja Tage lang herum schütteln lassen muß, daß ihm fast die Reiselust und Reisefreudigkeit vergeht. Kein anderer Reisewagen kann so leicht, so zweckmäßig, so bequem sein, wie eben das Karrjol. Auf einer Achse oder eigentlich auf der Gabeldeichsel, ruht ein Sitz, halb Stuhl, halb Kutschkasten, in welchem eben nur ein Reisender Platz hat, und wenn er Mann ist, kaum genug für seine Beine, welche deshalb außen in besonderen eisernen Auftritten eingestellt werden. Hinter ihm liegt ein Bret quer über die verlängerten Deichselhölzer, und auf dieses Bret kommt der unvermeidliche Begleiter zu sitzen, wenn der Weg Dies gestattet. Die Deichsel selbst federt und läßt die Unebenheiten des Weges sehr verschwinden; man sitzt leicht und bequem, wenn auch etwas sonderbar und ungewöhnlich darin, so ungewöhnlich, daß ein deutscher Reisender, welcher dies Gefährt in Bewegung, aber nur von fern gesehen hatte, sich zu dem Ausspruch veranlaßt fand: „Die Norweger haben die merkwürdigsten Wagen von der Welt; ich sah einen fahren, der hatte zwei Räder unter sich und das Pferd zwischen den Beinen und führ wie der Blitz davon." Der Mann hat Recht, von fern gesehen erscheint ein reisender Normann auf seinem Wagen genau in der Lage, welche jener Berichterstatter wahrzunehmen glaubte. Noch eigenthümlicher aber, als er, nimmt sich das schöne Geschlecht im Karrjol aus. Schon der jetzt auch in Norwegen allgemein übliche Reifrock macht Schwierigkeiten, der Sonnen- oder Regenschirm erschwert das Fahren, und das weibliche Ungeschick im Lenken des Wägleins thut häufig genug das Seinige, um einen Schreckensschrei aus dem schönen Mund zu rechtfertigen. Eigentlich muß auch jede Dame selbst ihr Roß lenken, so lange es der dienstbare Begleiter hierzu kommen läßt; bei großen Steilungen aber ist das eigenhändige Fahren für Damen eine mißliche Sache, und es ist nur ein Wunder, daß so wenig Unglück dabei geschieht. Gegenwärtig ziehen übrigens die reisenden Damen meistens einen Gesellschaftswagen vor, und man sieht deshalb in den Blättern, daß eine Gesellschafterin für irgend eine Reisestrecke gesucht wird, weil ja doch der Weg durch angenehme Unterhaltung möglichst verkürzt und durch eine Gefährtin auch der Kostenpunkt bedeutend ermäßigt wird.

Auf der Stolkjärre, — etwas in Verlegenheit.

In gleicher Lage, wie eine Dame auf dem Karrjol, befindet sich oft der männliche Reisende, wenn ihm das Schicksal die Stolkjärre bescheert. Dies ist eine Art Wagen, welche mit dem Karrjol die eine Aehnlichkeit hat, daß sie eben auch auf zwei Rädern läuft; im Uebrigen aber ist es ein wahres Ungeheuer von Reisekutsche, eine Marteranstalt für jedes Muttersöhnchen und auch für den Nichtverwöhnten jedenfalls ein höchst unangenehmes Beförderungsmittel. Auf einer Art von Kasten, welche sonst auch zum Einfahren von Früchten benutzt wird, ruht ein bankartiger Sitz, welcher in den meisten Fällen gleich auf dem Kasten angelegt ist, der feinerseits wieder ohne Federn auf der strafferen Deichsel und bezüglich der Achse liegt. Da gelangt denn jeder Stoß unvermindert bis zu dem Körper des Reisenden, und dieser wird so gründlich durchgeschüttelt und durchgewalkt, als man es nur wünschen oder vielmehr nicht wünschen kann. Die bessere, verebelte Stelkjärre ist allerdings bequemer: ihr Sitz hängt in hölzernen oder eisernen Federn, und deshalb empfinden blos die auf den Kasten gestellten Beine das Gerumpele vom Wagen. Allein dieser Federsitz hat auch seine Schattenseiten. Seine Befestigung läßt oft sehr viel zu wünschen übrig, ja sie macht die Fahrt auf der Stelkjärre oft ge-

Digitized by Google

radezu lebensgefährlich. Dazu kommt, daß der Karren, der niemals gehemmt werden kann, bei Steilungen leicht in Schuß geräth und an dem Geschirr des Pferdes irgend etwas in Unordnung bringt, wodurch dieses trotz seiner Sanftmuth oft in große Aufregung versetzt werden kann. Unter solchen Umständen ist dann die Fahrt mit der Stolkjärre eben nicht erbaulich und, wie bemerkt, wirklich gefährlich. Ein Freund von mir brach sich das Schlüsselbein, indem er plötzlich mit sammt seinem Sitze auf der Erde lag, während der Untertheil des Karrens mit dem Pferde lustig weiter fuhr. Nur einen Vortheil dürfte die Stolsjärre vor dem Karrjol besitzen: sie gewährt eine leichtere, bis auf das durch die Stöße erregte Zähneklappern nicht so oft unterbrochene Unterhaltung mit dem Skydsgut oder dem Begleiter, welcher jedem Reisenden von der Wechselstelle mitgegeben wird, damit er Pferd und Wagen nach ihr zurückbringe.

Auch diesen Mann, oder vielmehr diesen Knaben, müssen wir uns etwas genauer ansehen. Jeder Beruf erzeugt seine eignen Leute, und so auch der, welcher diesen Leuten obliegt, welche den Verkehr der Menschen so wesentlich vermitteln helfen. Der vielfache Umgang mit allerlei Volk hat sie gebildet oder wenigstens gewitzigt; mancher Reisende hat ihnen aus reiner Langweile seine Reiseanekdoten erzählt, die er sonst wegen ihrer vorweidingerschen Beschaffenheit nicht mehr gut anbringen konnte; ein anderer hat sich mit ihnen in ernstere Gespräche eingelassen, und der oder jener Professor hat ihnen wohl gar ein Stück Weltweisheit oder andere Wissenschaften mitgetheilt: kurz, die Leute haben Erziehung genossen und sind als Gebildete zu betrachten und auch darnach zu behandeln. Damit ist noch nicht gesagt, daß sich ihre geistigen Fähigkeiten weit über die ihrer Mitbürger erheben. Sie haben eben einen gewissen Schliff erlangt und verstehen es, sich in die Laune der Reisenden vortrefflich zu schicken, weil sie gelernt haben, daß ihnen doch nur Derjenige ein Trinkgeld verabreicht, dessen Wohlwollen sie sich erworben haben. Hierin beruht wesentlich der Zauber, welcher ihr Betragen gegen den Reisenden regelt. Sie sind sehr artig, dienstfertig, unterhaltend und zuvorkommend gegen Den, welcher ihnen freigebig erscheint; sie sind liebenswürdig gegen das schöne Geschlecht und wissen den tausend Bedürfnissen desselben billig Rechnung zu tragen, ohne jemals die Geduld zu verlieren; sie sind aber auch grob und unverschämt, sobald sie merken, daß ihnen kein Trinkgeld zuerkannt werden wird, und verstehen es dann meisterhaft, den Reisenden zu ärgern und zu plagen. Was natürlicher, als daß man sich mit ihnen auf den möglichst guten Fuß zu stellen und sich ihre Freundschaft vermittelst eines in Ausdicht gestellten Silbergroschens zu erkaufen sucht?! Dann erfährt man von ihnen, was man erfahren will, und hat einen flinken und gewecken, dabei auch wohlerfahrenen Begleiter sich erworben, welcher in allen Lagen und Fährlichkeiten entschieden besseren Bescheid weiß, als der Reisende selbst, und dabei durch seine geistigen wie leiblichen Fähigkeiten von großem Nutzen sein kann. Ein solcher Skydsgut verkürzt den Weg oft in angenehmer Weise und hilft Einem glücklich über manche langweilige Stelle hinweg.

Mit solchem Roß und Wagen und mit solcher Begleitung durchsieht man nun nach Belieben das schöne herrliche Land. Obdach und Nahrung gewähret die Wechselstelle selbst; das Zimmer, welches für den Reisenden bestimmt ist, enthält die nothwendigen Bequemlichkeiten und vor Allem regelmäßig gute und reinliche Betten; die Bedienung läßt Nichts zu wünschen übrig, und die Zeche wird so billig berechnet, als man verlangen kann. An Nahrungsmitteln ist freilich manchmal einiger Mangel: aber die Freundlichkeit des Wirths ersetzt ja viel, und für den Genügsamen ist immer genug vorhanden. Man bricht gewöhnlich mit Tagesanbruch auf und durcheilt rasch einige Meilen, dann wird ein kleiner Halt gemacht und die Reise nach Belieben fortgesetzt bis gegen Abend, wo man dann die Hauptmahlzeit zu sich nimmt, um durch das Warten auf dieselbe nicht viel Zeit zu verlieren. In den höheren Gebirgen, über welche Hochstraßen führen, sind diese Wechselstellen oft die einzigen Gebäude weit und breit, und die Bewohner leben wie die Einsiedler, da sie blos mit den eilig Vorüberziehenden und ihren beiden stetigen Nachbarn an der Straße in Berührung kommen.

Die Styssbeförderung gilt auch für das Wasser. Dort erhält man Boote anstatt Pferd und Wagen und wenigstens zwei Ruderer anstatt des Skydsgut. Diese Leute sind gewöhnlich eben so rasch bei der Hand, wie Pferde und Wagen auf den Wechselstellen zu Lande, und erfüllen das ihnen anvertraute Amt regelmäßig zu großer Zufriedenheit des Reisenden. Eine ausschäbare Eigenschaft haben überhaupt alle diese norwegischen Reisegefährten mit einander gemein: sie sind in jeder Beziehung ehrlich und gewissenhaft.

Die Alles sind Dinge, welche das Reisen in Norwegen höchst angenehm machen: — was solch' eine Reise aber dem Geiste und Herzen bringen kann, will ich nächstens schildern und dann ein Reisebild nachzuzeichnen versuchen, so gut es eben die stumpfe Feder erlaubt.

Der Lachsfang in Wales.

Die Kymry, wie einst in ihrer Größe und Blüthe die Celten genannt wurden, als sie noch das ganze westliche Europa einnahmen und mit Bildung überzogen, diese Kymry sprechen und leben im Herzen von Wales, wohin sie von den Anglo-Sachsen nach langen, blutigen Kämpfen zurückgedrängt wurden, noch heute so, wie vor Cäsar, vor Christi Geburt in England. Ihre Stammbrüder in der Bretagne, auf den Höhen Schottlands und in Irland haben sich vielfach geändert, und auch in das blaue, schieferige, felsige Wales sind Engländer mit ihrer Industrie und Sprache eingedrungen; aber unten am Meere und an Flußthälern und in einsamen Gebirgshütten findet man noch originale Abkömmlinge der alten Celten-Nation, wie sie unter ihren großen und guten Könige Hoël Dha, dem Ritter und Dichterfreunde, ihrer Macht und Blüthung sich ward. Hier sprechen sie noch ihre alte, seltsame Sprache, die von keinem andern Menschen in der Welt verstanden und ausgesprochen werden kann (ausgenommen von einigen Deutschen, wie Zeus, Siegfried u. s. w.). Selbst ihren Kindern machen Wörter von dreizehn Consonanten und gar keinem Vocale nicht die geringste Schwierigkeit. Sie sprechen, lesen und schreiben noch so wie vor Jahrtausenden. Als Fischer und Schiffer sind sie jedenfalls die größte Merkwürdigkeit, da sie auf die älteste, originellste und gefährlichste Weise die besten Lachse der Welt auf die englischen Märkte und die Festtafeln der Lords, Bischöfe und Banquiers liefern. Die Lachse von Wales, besonders aus den Flüssen Severn, Dee und Conway, sind die theuersten und besten in ganz England und das schmackhafteste Gericht unter allen Delicatessen, wenn es nach dem Rezepte der Fischerweiber von Wales, wie es durch Jahrtausende hindurch sich erhielt, bereitet wird.

Außerdem glänzt und rauscht noch mancher dunkele See, noch mancher Bergstrom, noch mancher auf schneigen Gebirgsspitzen geborene Teich von silbernen Blitzen gewaltiger Fische, bis sie dem wuchtigen Speere des Jägers, Fischers und Schiffers (in einer Person) zum Opfer fallen.

Der beste und malerischste Lachs-Jagd-Kampfplatz streckt sich am Dee-Flusse an den Wasserfällen von Pybystod in der Grafschaft Flintshire. Hier eilt die wilde Deva (jetzt Dee) wie eine todwahnsinnig gewordene Nymphe zwischen schauerlichen Felsengestalten an einen Abgrund und stürzt sich schäumend, donnernd, in weißem Gischt aufbrausend hinunter in eine tiefe, schwarze Wasserwasse. Kein Fluß, kein Wasser der Erde verbindet mit einer eigenthümlichen, dunkelsten Schwärze eine so heitere, transparente, diamantene Klarheit, als die des Wassers der Deva, die auf Felsen geboren, durch Felsen schäumend, von Felsen auf Felsen stürzend, von feinem Sande und Schlamme getrübt und so bis in ihre ungewöhnlichen Tiefen klar und rein erhalten wird. Wie polirt-silbern glänzen die mächtigen Lachse aus dieser schwarzen Klarheit empor! Kein malerischeres, närrischeres Schauspiel, als die einzelnen drovon oder „Heerden" von Lachsen stromaufwärts zum Laichen und mit dem wüthenden Wasserfalle kämpfen zu sehen. Sie drängen sich dicht heran an den Katarakt, und suchen die Stromschnelle mit ihren breiten, muskulösen Schweifen zu hemmen und zu dämmen, sich überstürzend und über eineinander wegpurzelnd, weil Jeder der Erste und Vorderste sein will. Wie sie aufspringen in wilden und wilderen Sätzen, fallend und immer fallend, um toller und immer toller dieselben Mnthsprünge zu versuchen! Das klatscht und plätschert und plauscht und glitzert in der Luft wie eine silberne, le-

Digitized by Google

bendige Fontaine von Fischen auf dem Wasserfalle empor, und klatschert und buttert das Wasser unten zu milchweißem Schaum und läßt nicht nach und wiederholt dieselben vergeblichen Sprünge immer wüthender, bis es endlich Einem nach dem Andern doch gelingt, sich oben hinaufzuschleudern und dann durch blitzschnelle, mächtige Ruderkunststücke sich in der reißenden Stromschnelle weiter aufwärts zu schieben. Aber ehe das gelingt und überwunden ist! Wie eine Bande von Luftspringern in glänzenden Rüstungen und im engsten, fleischfarbenen Tricot schleudern sie sich in die Luft, um, mehrfach überschlagend, wieder herunter zu fallen, immer elastischer und wüthender anspringend, sich immer höher zu schleudern, und endlich oben 50—60 Fuß vom Falle auszuruhen und die Nachzügler abzuwarten. Hier aber lauert der mit tückischem Speer bewaffnete Feind, und spießt sie auf mit dem sichern Stoße seiner geübten Hand. Aber nicht jeder Lachs begibt sich in das Bereich dieser Speere am Lande, so daß man ihnen häufiger entgegenkommt und sie mitten auf dem Flusse zu angeln sucht. Dieses Lachs-Angeln nun ist die eigentliche Leidenschaft und heroische Kunst der männlichen Jugend von Wales, die, obgleich größtentheils in englischen Kohlen- und Eisenminen beschäftigt, doch ihre halben freien Tage mit Abjag an ihrem Lohne zu erkaufen weiß, blos um sich auf der Erde in eine andere Gefahr zu begeben, wenn sie nicht unter derselben sich den „bösen Wettern" und sonstigen Feinden des Lebens preis gibt. Sie angelt Lachse in ihren „Coracles".

Der Fremde, der zum ersten Male die Ufer der Dova und die Wasserfälle von Ysbitlock besucht, wird über Vieles erstaunen, aber nichts so sehr, als die am Ufer erscheinenden, wandernden, weißen Riesenmuscheln. Riesige, wandernde, weiße Austernschalen! Was kann es sein? Das sich neugierig schärfende Auge entdeckt unter der großen Muschel zunächst ein Paar menschliche Beine. Diese öffnet sich, und enthüllt einen ganzen Menschen unter einem Pute, der ganz mit Fliegen und Käfern, theils natürlichen, theils künstlich nachgemachten, besteckt ist. Dies und mächtige Angelwerkzeuge verrathen, was er will. Wozu aber die mächtige Austernschale von Leinwand? Das ist sein Coracle, sein Kahn.

Noch dieselben merkwürdigen Fahrzeuge, über welche die Physicier und später Cäsar staunten, als sie die britischen Küsten besuchten, obgleich sie damals aus einem von Leder überzogenen Holzgitterwerk bestanden, während sie jetzt von Leinwand gemacht werden. Doch die Bienenkorbform hat sich erhalten durch alle Jahrtausende. Ein Gestell, früher Korbgeflecht, jetzt in der Regel ein Gitterwerk von Eichen- oder Weidenholz, wird mit Leinwand und diese mit einem wasserdichten Lack überzogen, und das Coracle ist fertig, nicht größer, als ein etwas vergrößerter Bienenkorb, und keinen gewöhnlichen Menschen, der etwa überm Wasser hineintreten sollte, nur eine Viertelminute auf dem ruhigsten Teiche tragend. Der echte wälsche Angler balancirt darin spielend auf Wassern umher, die kein anderer Wasserwerkständiger ungestraft mit dem vollkommensten Boote befahren würde. Es ist schon eine Kunst, das Coracle geschickt auf's Wasser zu werfen, und dann eben hineinzurreten. Wer das nicht vollkommen gelernt hat, kippt sofort um, so daß der Leinwandlahn umgekehrt ihm auf den Kopf fällt, als wollt' er ihm als Grabdeckel dienen.

Es gilt, ganz genau in die Mitte zu treten und den Schwerpunkt immer in der Mitte zu halten, weder rechts noch links zu balanciren, weder zu ziehen noch zu stoßen; es gilt, die feinste Kunst eines Balancirkünstlers auf gespanntem Seile zwischen Felsenjacken und wüthenden Wassermassen zu üben.

So wie der Künstler richtig in seinen Wasserschuh von Leinwand getreten ist, kauert er nieder und schiebt sich mit seinen Rudern hinaus in den tobenden Fluß, auf welchem er zwischen scharfen Felsenklanten, deren er keine ungestraft am Leben berühren darf, leicht umherspielt, oft dicht am Wasserfalle, wo keine Gewalt und kein Geschick einen gewöhnlichen Kahn steuern und halten könnte.

Groß und geheimnißvoll ist schon die Kunst, vom sichern Ufer aus die Angel so zu werfen und zu halten, daß Fische anbeißen, aber die Art, wie diese Welchmen in ihren Nußschalen mit den Wogen kämpfen und ebbei lachent und fingend gewaltige Lachse aus der Tiefe holen, grenzt an Zauberei. Da, wo der kühne, donnernde Bogen der Cascade den lockenden weißen Schaum unten berührt, wo Blasen auf Blasen an die Höhe schießen und prismatisch vielfarbig in der Sonne glänzen, wo in den Seiten unzählige kleinere Wasserfälle durch Felsenrippen zischen und an Spitzen und Kanten klingend und krachend zerschellen und springen wie wahnsinnige, lebendige Wesen in ihrem Schmerz — hier in dieser Hölle von tobenden Wassern angelt der moderne Nymre noch eben so und eben so furchtlos und sicher, wie zu Cäsar's Zeiten, seine Lachse. Wie leicht und gleichsam ohne körperliche Schwere sie mit ihren Nußschalen auf rollenden Wogenströmen hinschießen! Nur mit der linken Hand rudern, steuern und balanciren sie, während die rechte mit der langen wuchtigen Angelruthe spielt und die Rederstiege bald hier, bald da in die siedende Wassermasse wirft. Ein kleiner Fehler in der Bewegung des Körpers oder der winzigen Schale von Kahn, und sie sind des Todes!

Aber sie fingen dabei in ihrer vielsonnantigen alten Sprache dieselben Melodieen und Weisen, wie während der Zeit ihres dichterischen Königs Heeil Tha oder des Heiden Gadwallader.

Und dann welches Leben, wenn ein gehalter Fisch in Wuth und Schmerz unten durch die Wasser peitscht und den Feind oben mit seiner Nußschale unbarmherzig mit sich zieht zwischen Felsenzacken und verwirrte Wassergewächse hin und her, auf und ab über der dunkeln wüthenden Tiefe! Ungeweihte Zuschauer zittern für sein Leben, aber er ruhert und steuert und balanciert kaltblütig dem Opfer unten ganz zu willen, ohne ihn jemals locker zu lassen, bis er schlüpft, daß er sich erschöpft habe. Dann müssen die Zähne den gewaltigen Angelstock halten, während er mit der rechten Hand die Leine allmählich aufzieht und den Fisch so nahe bringt, daß er ihm mit dem Hausspeere den letzten Gnadenstoß versetzen kann. Das in letzten Zügen zappelnde Ungethüm wird nun ans Tageslicht und ans Ufer gebracht, wo Zuschauer beiderlei Geschlechts, Männer und Mädchen, oft unterknitzlich in Flanell gewickelt, den sie von der Bleiche holten (wälscher Flanell ist fein Zahrtausenden berühmt), dem Helden ihr Lob spenden und den Fisch taxiren. Sie wissen freilich nicht, wie enorm theuer er vielleicht schon am nächsten Tage von der mit amerikanischem Eise gekühlten Marmorplatte des artistkratischen Fischhändlers im Westende von London weggekauft wird. Der Held, der sein Leben wagte, bekommt nicht ein Drittel davon, ist aber vollkommen damit zufrieden und wagt am nächsten Tage sein Leben wieder für denselben Preis, der vielleicht freilich auch oft durch den Beifall einer angebeteten Flanell-Bleicherin erhöht wird. Sie sieht für unsere Aesthetik etwas komisch aus in ihrem großen schwarzen Mannshute (alle echten Töchter von Wales tragen, wie seit Jahrtausenden, Angströhren und der blauen Jacke, den seltsam geflochtenen Haaren und den großen Ohrringen; aber der echte Kymrier hat nur Augen und Ohren für die Reize echter Landsmännninnen und liebt und heirathet nie eine Schönheit fremden Stammes.

Unweit der Coracles steht nicht selten im charakteristischen Gegensatze zu den Wälschen ein Engländer herauf im reißenden Strome und hält mit beiden Händen eine 22 Fuß lange, beste Altrod'sche Lachs-Angelruthe in das tobende Gefälle und hofft, daß er für seine schweren Auslagen — Angelapparat 5 bis 8 Pfund Sterling, Stiefeln auch nicht billig — und seine lebensgefährliche Position endlich einmal durch einen „Anbiß" belohnt werden möge. Vergebens. Er begibt sich endlich erschöpft an Kraft und Hoffnung auf's Trockne und kauft sich von einem Coracle-Mann seinen Lachs. Mancher läßt sich auch durch alles Zureden nicht abhalten und steigt in ein Coracle, um in wälscher Manier zu angeln. Sie sind natürlich in diesem Falle gleich bei der Hand, ihn nach dem ersten Schritte an den Beinen unter dem Coracle hervor aus seiner „Versürzung" zu ziehen. Aber die Coracles kosten jetzo Jahr mehreren Dutzenden von Engländern, größtentheils hoffnungsvollen, übermüthigen Studenten von Oxford oder Cambridge, das Leben. Sie bestechen, kaufen förmlich echte Coracle-Männer, damit sie mit in ihr Leinwandboot nehmen. Diese sind nicht für zwei Mann gemacht, aber mit der feinsten Balancirkunst können sich zwei echte Wälschmänner wohl darin halten, nur nicht ein Wälschmann mit einem Anglo-Sachsen. Beide fallen natürlich in's Wasser. Beide haben sich darauf gefaßt gemacht und sich auf ihre Schwimmkunst verlassen. Aber nur der Wälschmann rettet sich, der Engländer ertrinkt unter der umgelippten Nußschale und wird vom Strome fortgerissen, ehe ihm Jemand zu Hülfe kommen kann.

Die Coracles sind einmal ein altes Privilegium für die echten Söhne St. Davids. Nur die, welche am St. Davids-Tage Schnittlauch am Hute tragen, „Ap" hinter ihre Namen schreiben und 10—13 Consonanten hinter einander ohne Vocal-

Digitized by Google

Hülfe aussprechen können und sich dabei die Kinnladen nicht verrenken, nur diese dürfen ungestraft in den alten Coracles angeln, nachdem sie ihre zwei Jahre gelernt und 30 bis 50 Mal aus dem Wasser gezogen wurden. Die Wälschleute essen natürlich auch viele Lachse selber, aber besser, als der reichste Lucullus oder Crösus mit dem besten französischen Koche. Ihre Zubereitungsart ist seit Jahrtausenden ein Geheimniß und noch niemals verrathen worden.

Blätter und Blüthen.

Des Weibes Schöpfung.

Als Gott am sechsten Schöpfungstage sind
Vor seinen Werken sinnend stand
Und, sich an seinen Wundern labend,
Sie alle gut und herrlich fand:

Da zog ein Lächeln sel'ger Wonne
Verklärend auf sein Angesicht,
Verbeugt wie die Frühlingssonne,
Und lieblich wie das Morgenlicht.

Von diesen Lächeln Strahlengrüßen
Erblühten dann in Wald und Flur,
Auf Berg und Thal der Rosen Blüthen,
Mit Silberthränen zu umschlingen
Des Friedens dess'gen Hirtenstab.

Auch wollten sie die Blümlein schmücken
Mit Perlen-Thau im Morgenschein,
Und an die selge Brust sie drücken,
Als gute liebe Schwesterlein!

Dann wollten sie zusammen leben,
Und in den Lenzes grünem Hag
Andächtig zu Jehova beten
Am hehren, heil'gen Sabbathtag!

Jetzt nahten sie den Blümlein plaudernd,
Doch diese lächelten nur still,
„Wie schad' ist's," sprachen sie beim Scheiden,
„Daß Ihr's von ihnen reden will!"

Und Gott vernahm der Engel Klage,
Und gab der Ros' und Lilie Leib:
Sein Lächeln schuf am Sabbathtage
Die Blume, die da spricht — das Weib!

Der Badcort Salzloch. Nichts eignet sich wohl besser zur Satire als das heutige Badewesen und die darauf bezüglichen Badeschriften. Es war daher ein glücklicher Gedanke vom Bruder des weltbekannten „Struwwelpeter" (dem Herrn Dr. med. H. Hoffmann), daß er in einer völlig den Stil vieler neueren Badeempfehlungen nachahmenden Broschüre („Der Badeort Salzloch, seine Jod-, Brom-, eisen- und kalihaltigen Schwefelquellen und die sanitätlichen anomalischen Luftbäder, nebst einer Apologie des Haarabfalles. Dargestellt von Dr. Polykarpus Gastiegen, fürstlich Schnadenberg'schem Medicinalrathe und Brunnenarzte, Mitglied der agnostischen Gesellschaft, des teutschen Touche Vereins, des Cosinus und des Kegelclubs zu Schnadenberg, so wie vieler anderer gelehrter Gesellschaften correspondirendem und Ehrenmitgliede u. s. w. Frankfurt a. M. Literar. Anstalt 1861. 8.") die Geißel des Humors lustig über dieses Treiben schwingt. Seine Satire, in bester Laune geschrieben, macht um so mehr Wirkung, da sie sich ganz treu an die Wirklichkeit hält und fast nur durch große Oeffentlichkeit derselben den Stempel naiver Lächerlichkeit aufdrückt. Wer z. B. erkennt nicht gewiß, in West-deutschland allenthalben in Hotels anzubringende Annoncen wieder, wenn er liest: „Es bietet unsere Bude den Pointeuren 75 Procent mehr Vortheil, als alle anderen Banken. Man spielt Roulette mit ½ Zero und Trente et quarante mit ½ Rekait und Pharao. An Sonntagen wird Roulette (für die unmöglichen Landleute, Bf.) mit nur 1 Zero gespielt." — Oder die Rebensarten gewisser Brunnenschriftsteller in den Floskeln: „Man bezeichnet die Quelle als die stille Freundin des vegetativen Lebens," „der Kranke sich in den Organismus schrecklende Schmerzlichkeiten", „das balsamartige Gefühl bei dem Trinken", „jedes Bad muß in seinem Gesammtapparat als ein medicinisches Ganzes betrachtet werden;" „eine chemische Analyse mit ihrer Zahlenreihe ist ein traurige Steif" u. dergl. mehr. — Natürlich durften in des Herrn Dr. Gastiegen Musterbad alle die Beigaben modernen Curmetheden nicht fehlen, welche jetzt von den Curorten ausgebeutet zu werden pflegen, als da sind: Heileletricität und Magnetismus, Heilgymnastik, Inhalationen, Pastillen de Kalzech, Trauben- und Kefeirmolken Cur, Wellenbäder (NB. in 8 Abtheilungen, als Streichel-, Kitzel-, Wiegen-, Schaukel-, Stoß-, Schlag-, Rüttel- und Sturm-Bäder!), Fichtennadel- und Schaummbäder, Quellsalzseife u. s. w. — Die „lanuinaren animalischen Luftbäder" bestehen darin, daß der Patient den Dunst der heringen Siedereien einathmet. (Grimmen an die weitausposaunten Inhalations-Apparate eines gewissen Curorts, welche, in der Nähe belehen, aus einem Hofsyaken voll Siedesalze bestehen, den man neben das Bett des Curgastes hinstellt!) — Das Haarabspiel der Curorte wird auf höchst satirische Weise als medicinische Staatsanstalt und als „phydelatrische" Curmethode in Schutz genommen. — So empfehlen wir denn das Büchlein unbefangenen Aerzten wie Laien zur ernsteren Lectüre.

„Das erste deutsche Turn- und Jugendfest in Coburg, den 16. bis 18. Juni 1860. Im Auftrag des Festausschusses herausgegeben von Th. Georgii. Mit einer Ansicht von Coburg." Unter diesem Titel und zu dem billigen Preise von ⅓ Thaler ist so eben bei Ernst Keil in Leipzig das Album des Coburger Turnfestes erschienen. Außer einer amüsanten Beschreibung des Festes selbst enthält dasselbe den stenographischen Bericht der Verhandlungen des ersten deutschen Turntags, die eingegangenen Telegramme und Zuschriften, sowie als Musikbeilage das Festlied, componirt von Bd. Speidel und den Festmarsch von G. Hartwig. — Ein Buch nicht nur für Turner, sondern für Jeden, der sich an einem Stück echt deutschen Wettlebens erfreut!

Schach.

Auflösungen und Briefwechsel.

Nr. 3: 1. D a 7. 2. S f 2 oder D h 7 †. Richtig gelöst von Mattkeilt in Lassedune, Franck, Schwedkeget und H— in Leipzig, ferner von einem Ungenannten in Langenhaya. — Nr. 4: 1. D d 6 † a 8. 2. D e 5 † c 6. 3. T d 8, D e 8. 4. T e 8 †. Eingesendet von R. L., H—n, C. W. und G. B., Weise und Schauß in Leipzig, ferner von Mattkeilt, B. Kdr. in R., Thewe in Stettin, W. B. in Bromberg, A. Meßter in Mitweida, H. C. in Hildesheim, Reell in Bitterfeld, Hempel in Wappen, Döring in Quedlinburg. — Nr. 5: 1. S e 5 † d 5 †. 2. S e 6 nebst 3. D. gibt †. Gelöst von R. L., Walther in Zwickau, W. B. in Bromberg, Rauscher in Arpasn R. B. d. W., Thewe und Schulz in Stettin, Döring, Mattkeilt, Dittmer, Riege, Wochmann in Lassedune. — Nr. 6: 1. S e 7 † 2. a 7 † 3. S. d 6 † 4. e d 5. d 7 †. Eingesendet von Rauscher, Bloch in Memel, Hermanger in Königsbrück. Nr. 7: 1. T h 8 † 2. T e 4 † 3. T h 8 † 4. T 7. 5. S b 6 †. Richtig angegeben von Steiner in Zeachimsthal, Bloch in Memel, Walther in Zwickau, S. v. Gähler in Ilzenburg, C. L. in Braunsels, G. Flad in Wädenswyl, R. Gaertner in Dresden, der Mannei in Buttelstedt, Pfarrer Walter, Berninger. — Bei Nr. 3 übersehen Einige den Zwischenzug 1. L e 3, Andere nach 1. D f 3 † S f 3 †. 2. S f 2† das Schach des schwarzen Thurmes b 6. — Die von A. L. in Berlin, R. B. und R. Sch. in Leipzig offerirten Compositionen erschienen weder schwierig noch interessant genug; andere Offerten behielten sich specieller Prüfung. — A. A. in Herlian läßt bei Nr. 1. den schwarzen Bauer a 3 außer Acht, und die Berichtigungen von A. W. hier können wir bei dem correcten Drucke der Gartenlaube nicht theilen.

Nicht zu übersehen!

Für diejenigen Abonnenten, welche sich die Gartenlaube einbinden lassen, sind durch uns auch zum Jahrg. 1860 höchst **geschmackvolle Decken mit Goldbruck**

nach eigens dazu angefertigter Zeichnung zu beziehen. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, dieselben zu dem billigen Preise von 13 Ngr. zu liefern. Zu den Jahrgängen 1854 bis 1859 stehen ebenfalls Decken zu dem gleichen Preise zur Verfügung.

Die Verlagshandlung.

Nicht zu übersehen!

Mit Nr. 52 schließt das vierte Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die schwerste Schuld.

Von dem Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder.

(Schluß)

Nach einer Pause fuhr der Gefangenwärter zu dem Soldaten gewendet fort: „So höre denn zuerst, daß ich ein alter preußischer Unteroffizier bin, der mit bei Jena focht, aber nicht zu den Ausreißern gehörte, sondern schwer verwundet für todt auf dem Schlachtfelde liegen blieb und wie durch ein Wunder gerettet wurde. Ueberhaupt lag es nicht an den Soldaten, daß die Schlacht von Jena verloren wurde und der brave König von Preußen mit Weib und Kind wie ein armer gehetzter Flüchtling in der Welt herum irren mußte. Die Soldaten haben sich tapfer und muthig genug geschlagen. Aber die Generale und Officiere, die zu den Lieutenants, sie, die Edelleute, die auch Deinen Vater nach Frankreich vertrieben haben, die haben auch ihren König in das Unglück gebracht und aus seiner Heimath und aus seinem Lande vertrieben. Die Soldaten haben auch nicht alle die schönen, großen, starken Festungen ohne Schwertstreich und Kanonenkugel dem Feinde übergeben. Elende, feige, verrätherische, vornehme Generale waren es. D Bursch, wenn ich daran denke, dann läuft mir noch immer alles Blut zum Herzen, daß ich meine, das alte Ding müsse mir zerspringen. Das war eine allgemeine Nichtswürdigkeit — nur den alten Büchern nehme ich aus und noch einige Wenige, die gegen all das andere vornehme Pack nicht aufstemmen konnten. Aber ich wollte von etwas Anderem sprechen; das Alter macht geschwätzig, und ich habe lange nicht frisch von der Leber reden können. Von der jetzigen Zeit, mein Bursch. Sieh, jetzt sind die vernünftiger geworden in Deutschland, auch der König von Preußen. Auf die Edelleute und Junker, die ihn damals verrathen und feige im Stiche gelassen haben, verläßt er sich nicht mehr; das Volk, sein braves preußisches Volk hat er angerufen, und das Volk hat sich überall zu ihm gestellt, und wo es mit ihm erschienen ist, da haben sie die Franzosen auf das Haupt geschlagen. Junge Burschen, die seit sechs oder vier Wochen die Muskete tragen, haben die alten, tapfern Garden des französischen Kaisers geschlagen und vernichtet. Ja, mein Bursch, diese Landwehren retteten Preußen und Deutschland. Mit der Landwehr wäre der König im Jahre 1806 Sieger geblieben; mit der Landwehr wird er jetzt die Franzosen zum Lande hinaus jagen; mit seiner Landwehr wird Preußen immer unüberwindlich bleiben. Aber mit seinen Junkern ist es schon einmal vernichtet und wird es immer zu Grunde gehen. — Ja, mein Sohn, mit der Landwehr werden die Franzosen aus dem Lande gejagt werden. Jetzt, in den nächsten Tagen. Vielleicht sind sie jetzt schon geschlagen und auf der Flucht, in diesem nämlichen Augenblicke, wo sie hier mit Ball und Tedeum und großer Parade einen Sieg feiern, an den ich nicht glauben kann. Ich verstehe auch noch etwas von dem Kriegshandwerk, und ich habe die Zeitungen studirt. Da konnte Napoleon gestern in einem einzigen Tage eine solche Armee, wie sie ihm bei Leipzig entgegen stand, nicht vernichtet haben, und wenn er es auch durch noch so viele Couriere aller Welt hat anfagen lassen. Es war nicht möglich, und ich bin Du Acht, mein Sohn, übermorgen vielleicht schon sehen wir flüchtige Franzosen hier, und mit oder gar vor ihnen die Kosaken, die schon vor drei Wochen in Kassel waren. Ja, mein Bursch, dann wird es wieder ein anderes Leben in unserem Deutschland geben. Ueber die Freiheit, über einen freien Mann geht noch nichts."

Das kräftige Gesicht des alten Mannes erglühte, als er ausgeredet hatte. Er hatte sich erhoben und stolz und muthig aufgerichtet. Er war eine kräftige, militärische Gestalt, trotzdem daß der linke Arm ihm gelähmt herunter hing. Der junge Soldat mußte ihn fast ehrerbietig ansehen. Auch in ihm war ein Feuer entzündet.

„Warum habe ich nicht dabei sein können?" rief er.

„Das ist eben Dein Unglück, Bursch."

„Auch der arme Mensch, den wir hier bewachen müssen, hat wohl diese Freiheit gewollt."

„Es ist möglich. Dafür wird er morgen erschossen."

„Und übermorgen wären seine Retter, seine Landsleute hier, zu denen er wollte?"

„Vielleicht morgen schon. Sie würden ihn dennoch vorher erschießen."

„Sie sagen das so kalt, Herr Gefangenwärter?"

„Ich kann ihn nicht retten. Wie soll ich mich da für ihn ereifern? Und dann, Bursch — der arme Mensch kann nicht dafür — aber er trägt nun einmal den Namen eines jener Generale, die dem Könige seine Festungen verrathen haben, und ich sagte Dir schon, wenn ich an die Menschen denke, dann will mir das Herz im Leibe zerspringen."

„Aber der arme Lieutenant ist doch unschuldig daran!"

„Ja, das ist er, aber —"

Ein Diener des Magistrats trat in den Gang und unterbrach den Gefangenwärter.

„Sie möchten einen Augenblick herauskommen."

„Was gibt es?"

„Es will Sie Jemand sprechen."

Der Gefangenwärter verließ den Gang. Er durfte es. Er war nur auf Befehl seiner vorgesetzten Behörde, des Magistrats,

Digitized by Google

da, und nur um danach zu sehen, daß auf Seite des Militärs in dem der Stadt gehörigen Locale Alles ordentlich hergehe. Draußen vor dem Gange stand ein hoher tief in einen Mantel gehüllter Mann vor ihm.

„Folgen Sie mir wenige Schritte," sagte der Mann.

Er ging hierauf sogleich auch dem Gebäude auf die Straße. In der dunkeln Straße blieb er stehen. Der Gefangenwärter war ihm gefolgt. Der Mann wandte sich zu ihm zurück.

„Sie bewachen einen Gefangenen, der morgen erschossen werden soll?"

„Ja."

„Er ist ein preußischer Officier?"

„Ich weiß es."

„Können Sie ihn retten?"

„Ich?"

„Sie können. Wollen Sie es?"

„Ich weiß nicht, Herr, was ich Ihnen darauf antworten soll."

„Sie kennen mich?"

„Sie sind der Herr Krajewski."

„So nenne ich mich. Sie waren früher preußischer Unterofficier?"

„Das war ich."

„Sie wurden am 14. October 1806 bei Auerstädt schwer verwundet?"

„Ich lag für todt auf dem Schlachtfelde."

„Neben Ihnen lag ein eben so schwer verwundeter Officier?"

„Er war ein preußischer Hauptmann."

„Nach dem Hauptmann wurde gesucht. Er wurde gefunden. Man wollte ihn fortbringen. „Es liegt noch ein schwer Verwundeter in der Nähe," sagte er, man solle auch den retten. Er meinte Sie. Sie lagen schwach, bald ohnmächtig da, hatten kein Zeichen des Lebens mehr von sich geben können. Man suchte Sie, fand noch Leben in Ihnen und nahm Sie mit. So wurden Sie gerettet. Jenem Hauptmann verdanken Sie das Leben."

„Was ist aus dem braven Mann geworden, Herr?"

„Er ist jetzt Oberst und wird in diesen Tagen mit bei Leipzig gekämpft haben. Aber ein Verwandter, ein naher Verwandter von ihm ist in diesem Augenblicke hier."

„Hier in der Stadt?"

„Sein jüngerer, einziger Bruder ist der Gefangene, der morgen von den Franzosen erschossen werden soll. Wollen Sie ihn retten?"

„Herr des Himmels!" rief der erschütterte alte Soldat.

Aber er hatte nur noch einen Augenblick geschwankt.

„Herr," sagte er, „ich wäre nicht mehr werth zu leben, wenn ich ihn nicht rettete. Ich stehe allein in der Welt, ich habe nicht Weib und nicht Kind, und bin ein alter Kerl, an dem nichts mehr gelegen ist. Der Officier soll frei sein."

„Wie?" fragte ihn der Greis.

„Seine Zelle steht mit einem andern Gefängnisse in Verbindung, aus dem man in einen Hinterhof des Rathhauses gelangt."

„Der Hof ist nicht bewacht?"

„Er ist unbewacht."

„Und frei?"

„Ein unverschlossenes Seitenpförtchen führt in die freie Straße. Nur die beiden Gefängnißthüren sind verschlossen."

„Und wer hat die Schlüssel?"

„Ich. Folgen Sie mir, Herr. Ich schließe sogleich auf und überliefere Ihnen den Gefangenen."

„Nicht so," sagte der Greis. „Sie geben mir den Schlüssel, Sie gehen auf Ihren Posten zurück und bleiben dort. Sie sollen keinen Augenblick in Gefahr kommen. Die Thüren schließe ich wieder ab und die Schlüssel gebe ich Ihnen zurück. Keine Spur wird den Weg anzeigen, auf dem der Gefangene entkommen ist. Auf Sie kann am wenigsten ein Verdacht fallen, da die Schildwache wird bezeugen müssen, daß Sie immer auf Ihrem Platze waren. Tragen Sie die Schlüssel bei sich?"

„Hier sind sie."

„Wo liefere ich sie Ihnen zurück?"

„Legen Sie sie in jene Mauernische. Ich hole sie nach einer halben Stunde von da ab."

„Gut."

Der Gefangenwärter kehrte auf seinen Posten zurück. Der Greis ging mit den Schlüsseln in die Straße hinein. Das Rathhaus lag mit seinen kleinern Anbauten frei. An seinen beiden Nebenseiten liefen schmale Gassen. In eine dieser Gassen ging der Greis. Er kam an eine Mauer, in der sich ein kleines Pförtchen befand, das wiederum in einen kleinen dunklen Hof führte. Leise schritt er darüber hin, einem dunklen offenen Gange zu und fand bald eine Thüre, die er mit einem der Schlüssel öffnete. Er durchschritt die Thür und befand sich in einem engen Raume. Er mußte in dem Gefängnisse sein, das an der Zelle des Officiers lag, den er befreien wollte. Er fühlte umher und fand eine zweite Thür. Er versuchte auch sie zu öffnen. Der zweite Schlüssel schloß sie auf. Er hatte Alles leise, kaum hörbar gethan. Auch in der Zelle, die er aufgeschlossen hatte, herrschte völliges Dunkel. Er hörte Geräusch darin.

„Still!" rief er leise hinein.

Das Geräusch hörte auf, er trat in die Zelle.

„Keinen Laut!" sagte er zu dem Menschen, der in der Zelle war. Es war der Gefangene, den er suchte, den er befreien wollte. Die vollste Geräuschlosigkeit war nöthig. Unmittelbar unter dem Fenster des Gefängnisses ging eine Schildwache. Unmittelbar vor seiner verschlossenen Eingangsthür stand eine zweite. Man konnte hören, wie dort und hier der Sand unter ihren Füßen knarrte. Sie mußten jeden Laut in dem Gefängnisse hören können.

Der Gefangene hatte in einem Winkel der Zelle auf einer Pritsche gelegen. Er hatte sich erhoben und stellte sich dem dunklen, tief in den Mantel gehüllten Manne gegenüber, der zu ihm eingetreten war.

„Wer ist da?" fragte er, aber leise, mit gedämpfter Stimme.

„Folgen Sie mir," sagte ihm der Greis. „Sie sind frei."

„Und wer verkündet mir die Freiheit?"

„Folgen Sie mir."

Da hatte der Gefangene die Stimme erkannt.

„Ihnen?" sagte er. „Und Ihnen soll ich auch noch meine Freiheit verdanken?" Seine Stimme zeigte Entrüstung, Entsetzen, Abscheu.

„Adalbert," entgegnete ihm eine bittende, eine schmerzlich und demüthig bittende Stimme, die Stimme des Greises, dessen hohe, gebrückte Gestalt sich tiefer beugte. „Adalbert, folge mir, ich beschwöre Dich."

Aber der Gefangene trat zurück.

„Sprechen Sie nicht so zu mir. Nennen Sie meinen Namen nicht. Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen. Nie!"

„Adalbert! Adalbert!"

„Verlassen Sie mich. Ich will auch die Freiheit, das Leben nicht von Ihnen. Es wäre ein Leben der Schande, der Schmach."

„Adalbert, kann ich gehen ohne Dich?"

„Ich habe nichts gemein mit Ihnen, mit einem Verräther seines Königs, seines Vaterlandes, seiner Ehre. Gehen Sie! Gehen Sie! Berühren Sie mich nicht. Ich darf Ihrer Schmach nicht theilhaftig werden. Ich will sterben als Mann von Ehre, als ehrlicher, preußischer Officier."

„Und Melanie?" rief die zitternde Stimme des Greises.

„Melanie?" rief der Gefangene, und neues Entsetzen hatte ihn ergriffen, aber auch ein heftiger, gewaltsamer Schmerz war ihm mit dem Namen in das Herz gedrungen. „Melanie? Wo ist die Unglückliche? Lebt sie?"

„Sie lebt. Und um ihretwillen denn beschwöre ich Dich, folge mir, nimm Deine Freiheit, Dein Leben. Dein Tod würde sie wahnsinnig machen. Sie steht schon so nahe an dem Wahnsinn. Rette sie. Rette mein Kind, Deine —"

„Kommen Sie," sagte mit einem gewaltsamen Entschlusse der Gefangene. „Führen Sie mich zu ihr."

„Folge mir."

Der Gefangene folgte dem Greise. Sie gingen leise. Der Greis schloß die Thüren der beiden Gefängnisse ab. Die Schlüssel legte er in die Mauernische, die der Gefangenwärter ihm angezeigt hatte. Fand der Gefangenwärter sie dort — und er mußte sie finden — so war es unmöglich zu entdecken, in welcher Weise und auf welchem Wege der Gefangene befreit war. Der Greis führte den Befreiten zu seiner Wohnung vor der Stadt. Sie gingen schweigend. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Sie erreichten das einsame Landhaus. Der Greis trug den Schlüssel zu der Hausthür bei sich. Er schloß sie auf. Sie traten in das Haus, in das Wohnzimmer der Familie. Es war erleuchtet, aber leer.

Digitized by Google

„Melanie wird in ihrer Stube sein," sagte der Greis. „Ich führe sie hierher."

Er wollte das Zimmer verlassen. Er hatte mit einer so sonderbar tonlosen Stimme gesprochen. Der Befreite mußte ihn ansehen. Er sah ihn zum ersten Male in der Helle des Lichts. Er blickte in ein entstelltes Gesicht; die Lippe des Greises zuckte; die Augen standen weit, aber glanzlos auf. Der junge Mann erschrak. Er kämpfte mit sich.

„Onkel!" rief er endlich. „Onkel, was ist Ihnen?"

Der Greis blieb stehen. Er wandte sich um. Sein Gesicht drückte den tiefsten menschlichen Schmerz aus.

„Was mir ist?" sagte er langsam. „Ich wollte Dir das Leben retten; Du wolltest es von mir nicht annehmen. Du mußtest es von mir annehmen, um einer Anderen willen; Du hattest kein Wort des Dankes für mich."

„Konnte ich?" mußte der junge Mann antworten, und er rief es mit einem Schmerze, der vielleicht nicht geringer war, als der des Greises.

Aber da beugte sich die Gestalt des alten unglücklichen Mannes noch tiefer, und mit einer Stimme, die kaum vernehmbar war, sagte er:

„Nein, Du konntest es nicht. Ich bin und bleibe ein Elender, ein Verwerfener." Er verließ das Zimmer.

6. Sühnung.

Der Oberst hatte mit dem Adjutanten eilig den Ballsaal verlassen. Sie kamen bei der Hauptwache, bei dem Militärgefängnisse an. Die Zelle, in welcher man den vormaligen preußischen Officier gefangen gehalten hatte, war leer. Doch nein, nur der Officier war fort. An seiner Stelle waren drei andere Gefangene da, die beiden Schildwachen, die unmittelbar an der Zelle ihren Posten gehabt hatten, und der alte städtische Gefangenwärter. Der Officier der Runde hatte vor einer halben Stunde das Verschwinden des Gefangenen entdeckt. Er hatte sofort dem Adjutanten vom Dienste Mittheilung gemacht. Beide hatten die vorläufigen Anordnungen getroffen. Dann war dem Obersten Meldung gemacht worden. Zugleich wurde ihm die auffällige frühe Entfernung des Herrn Krajewski vom Balle rapportirt.

Der Oberst untersuchte näher. Die Flucht blieb unerklärlich. Die sämmtlichen Schildwachen und der Gefangenwärter waren auf ihren Posten gewesen. Keiner von ihnen konnte auch nur das Geringste über das Entweichen angeben. Die sämmtlichen Schlüssel zu den Gefängnissen wurden in dem Besitze des Gefangenwärters gefunden. Keine Spur des Entweichens und des Entweichenen war zu entdecken. Nur Eins konnte vermuthet werden: ein complottmäßiges Zusammenhandeln des Gefangenwärters mit den beiden Schildwachen. Aber es war nicht anzunehmen. Sie verwickelten sich nicht in Widersprüche. Der Officier der Wache konnte zudem bezeugen, daß die beiden Schildwachen immer auf ihren Posten gewesen seien. Die Schildwachen bezeugten dasselbe von dem Gefangenwärter.

„So werden sie alle Drei büßen," entschied dennoch der Oberst. Seine Entscheidung brachte kein anderes Resultat. Die Schildwachen und der Gefangenwärter blieben bei ihren Aussagen. Die Entscheidung des Obersten war im strengsten Sinne des Worts sein Ernst. Ein ehrenhafter Mann, wie er in so manchen Dingen war, war er auch im Dienst ebenso strenge. Die Besonderheit des Falles und auch seiner Lage kam hinzu.

„Der Kaiser," erklärte er, „hat die Erschießung des Entflohenen befohlen. Er wird statt seines den Kopf des an seiner Flucht Schuldigen fordern. Ermittle ich keinen andern Schuldigen, so bin ich unschuldig es selbst."

Das sahen Alle ein, denen er es erklärte. Die Flucht des preußischen Officiers war ein Ereigniß. Das Ereigniß war unter den Officieren schnell bekannt geworden. Auf dem Balle hatte die plötzliche Entfernung des Obersten mit dem Adjutanten schon Aufsehen gemacht. Die meisten Officiere des Regiments waren in der Hauptwache versammelt.

„Meine Herren," befahl der Oberst, „constituiren Sie sich sofort zum standrechtlichen Kriegsgericht. Der Schuldige wird zur Strafe des Erschießens verurtheilt. Kraft der mir vom Kaiser verliehenen Machtvollkommenheit werde ich das Urtheil sofort bestätigen. Es wird noch in dieser Nacht vollzogen. Gerade in gegenwärtiger Zeit muß ein Beispiel der Strenge aufgestellt werden. Wer weiß, welche Nachrichten uns schon morgen von dem Kriegsschauplatze ereilen!"

Das Kriegsgericht setzte sich auf der Stelle unter dem Vorsitze eines Commandanten des Regiments zusammen. Der Oberst blieb stummer, finsterer Zuschauer. Er hatte nachher nur das Urtheil zu bestätigen. Die drei Angeklagten wurden vorgeführt. Der Adjutant des Regiments trug als Ankläger die Anklage vor. Er beantragte die Todesstrafe des Erschießens gegen alle Drei.

Da wollte der Gefangenwärter, der alte preußische Unterofficier, sich erheben. Zu welchem Zwecke, das sah man dem breiten, kräftigen Gesichte wohl an, wie es mit Ruhe auf die beiden jungen Rekruten an seiner Seite und mit Stolz auf die Richter blickte. „Das junge, unschuldige Blut soll um meinetwillen nicht vergossen werden," sagte das Auge des alten Soldaten, der dem Tode schon mehr als einmal ruhig in das Gesicht geblickt hatte. Das wollte er laut sagen. Ein Anderer kam ihm zuvor. Auch eine alte Soldatengestalt, aber nicht stolz, sondern tief niedergedrückt, nicht mit dem klaren, ruhigen Muthe einer guten That, sondern mit dem entstellten Gesichte und dem scheuen Blick des Gefühls der inneren Zerrissenheit, der Schande, die nicht mehr leben läßt. So wurde von einer Schildwache der Greis hereingeführt, der in dem Landhause vor dem Städtchen unter dem Namen Krajewski lebte.

„Der Herr hat dem Herrn Obersten eine Mittheilung zu machen," sagte die Schildwache.

Eine allgemeine Neugierde hatte den Greis empfangen. Der Oberst erhob sich. Sein Gesicht allein war unbeweglich geblieben.

„Was wünschen Sie, mein Herr?" fragte er, kalt, stolz, mit einem verächtlichen, wegwerfenden Stolze.

Die Gestalt des Greises beugte sich tiefer.

„Ich vernehme," sagte er, „daß hier ein Kriegsgericht gehalten wird gegen Personen, die einen gefangenen fremden Officier befreit haben sollen. Die Angeklagten sind unschuldig. Ich habe den Gefangenen befreit, ich allein. Ich bin der allein Schuldige."

Die Versammlung sah mit einem unverhohlenen Erstaunen auf ihn. Nur der Oberst blieb wieder unbeweglich.

„Ihre That überrascht mich nicht," sagte er mit jener stolzen Verachtung. „Wer einmal an seiner Ehre, wer an seinem Fürsten und Kriegsherrn zum Verräther werden, wer einen edlen Namen, die hohe Stellung eines Generals beschimpfen konnte —"

Den Greis hatte es furchtbar durchzuckt. Er mußte sich gewaltsam aufrechthalten. Dann konnte er sich noch einmal erheben, hoch, stolz vor dem fremden Officier. Es konnte noch ein Stolz in ihm sein, noch einmal, in der letzten Stunde seines Lebens.

„Mein Herr," sprach er strenge. „Sie sind hier mein Richter, aber Ihnen steht nicht das Recht zu, mich zu schmähen."

„Sie haben Recht," sagte der Oberst mit seiner schneidenden Kälte. „Wenden Sie sich an das Kriegsgericht dort."

Er setzte sich ruhig wieder hin. Der Greis wiederholte vor dem Kriegsgericht sein Bekenntniß. Er gab alle Einzelnheiten an, die es glaubwürdig machen mußten. Nur darüber, woher er die Schlüssel zu den geöffneten Gefängnissen erhalten habe, verweigerte er entschieden jede Erklärung. Der alte Gefangenwärter wurde wohl unruhig dabei; aber der Greis warf ihm beschlende Blicke zu schweigen zu. Die Richter blickten den unruhigen alten Mann wohl fragend an; aber ihnen befahl der Oberst kurz: „Es ist genug!"

Es trat verblieb bei dem Bekenntnisse des Greises. Das Verfahren war kurz. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Die anderen Angeklagten wurden freigesprochen.

„Ich bestätige das Urtheil im Namen meines Kaisers!" sprach finster, mit fester Stimme der Oberst.

„Das Urtheil werde vollzogen!" befahl der Vorsitzende des Gerichts.

„Auf dem Platze vor der Hauptwache," befahl der Oberst. „Kann auch das Volk in dieser Mitternachtsstunde nicht unmittelbarer Zeuge sein, das Krachen unserer Gewehre soll ihm doch verkünden, wie der Verrath bestraft wird. Die Wache trete unter das Gewehr und erfülle ihre Pflicht."

Zwei Soldaten führten den Greis hinaus. Er ging stolz in ihrer Mitte. Dies war sein letzter Stolz, der Stolz, daß er ergeben ein furchtbares Schicksal lange ertragen habe, daß er es in einer Weise ende, würdig des Ehrenmanns und des Generals. Der

Digitized by Google

Adjutant des Regiments war ihm gefolgt. Der Officier der Wache war vorausgeschritten. Nach einer Minute hörte man draußen ein halblautes Commando. Die Soldaten der Wache traten unter das Gewehr. Noch einmal wurde commandirt. Zwanzig Schüsse fielen wie einer.

„Es ist geschehen," sagte der Oberst zu den Officieren, die mit ihm zurückgeblieben waren. „Der Tod sühnt Alles, selbst seine That. Dieser Mann, meine Herren — erfahren Sie es, damit Sie ein Beispiel sehen, wie Verrath und Feigheit sich bestrafen — dieser Mann, Edelmann und Soldat — ich nenne seinen Namen nicht — war einer von jenen Generalen, die nach der Schlacht von Jena schmachvoll die Festungen ihres Königs übergaben."

Der Advocat Rohden und Elvire Krajewska waren an dem einsamen Landhause vor der Stadt angelangt. Es lag in nächtlicher Ruhe vor ihnen. Nur das Wohnzimmer war erleuchtet. Sie hatten es erwarten können.

„Der Vater wird da sein," sagte Elvire, und ihre Angst strafte ihre Hoffnung Lügen.

Die Hausthür war unverschlossen. Sie gingen in das Haus, und traten in das Wohnzimmer. Melanie war da. Sie war bleicher, als je. Aber ihr Gesicht war nicht von welker, heller Gluth durchflogen, und der Blick ihrer Augen bohrte sich nicht stechend in einen Winkel und irrte nicht mit dunkelglühendem Feuer wirr umher. Ein mildes, wenn auch zum Sterben mattes Lächeln umspielte ihre feinen Lippen, und ein klarer, stiller Glanz hatte ihre schönen Augen erhellt. So saß sie an der Seite eines hohen jungen Mannes, der sie mit seinen Armen umschlungen hielt und tief und traurend in das Gesicht sah, das dem Gesichte einer Sterbenden, einer glücklich Sterbenden glich. Sie hatten sich wiedergefunden, die beiden Liebenden, nach siebenjähriger Trennung, nachdem keines von ihnen in dieser ganzen langen Zeit nur ein einziges Mal die Hoffnung gehabt hatte, daß das Auge des Einen jemals werde wieder in das Auge des Anderen blicken können. Sie durften sich liebend wieder in die Augen sehen, sie durften in alter Liebe wieder die Herzen an einander schlagen lassen. Auch in der alten Hoffnung?

Der preußische Officier, den der Greis befreit hatte, war der Neffe des Generals. Er und seine Cousine Melanie waren zusammen aufgewachsen. Sie hatten früh einander geliebt. Ihre Liebe war die innigste, herzlichste, sie war wie der Nerv und das Blut ihres Lebens in ihre Herzen hineingewachsen. Die Eltern hatten den Bund ihrer Herzen gesegnet. Da kam der unglückliche Tag von Jena. Ihm folgten die schmachvolle Tage jenes Berraths und jener Feigheit preußischer Generale, die kaum ein edler hochherziger Tod wieder sühnen konnte. Der Neffe, der Verlobte seiner Cousine, selbst Officier, Assistant seines Oheims, nannte den General einen Ehrlosen, warf ihm seinen zerbrochenen Degen vor die Füße, und entsloh einer Liebe, die er seiner Ehre opfern mußte. Er suchte den Tod in den Schlachten von Eylau und Friedland, später in dem Schill'schen Corps. Er fand nicht den Tod, aber eine furchtbare Gefangenschaft in den französischen Bagno's. Er ertrug sie. Was sollte er in der Heimath? Die Liebe war ihm verloren; sein Vaterland war von Fremden geknechtet. Da hörte er von dem Wiedererwachen des Geistes der Freiheit in dem deutschen Volke, von den Kämpfen, um die Freiheit des Vaterlandes wiederzuerobern, die fremden Unterdrücker wieder zum Lande hinauszujagen. Es litt ihn nicht mehr in den fremden Fesseln. Für sein Leben war wieder ein Ziel, ein hehres, edles Ziel da. Er setzte sein Leben an seine Freiheit, um es dann an die Freiheit seines Vaterlandes zu setzen. Er entkam. Er wurde wieder gefangen im letzten Momente. Er wurde wieder befreit von jenem Manne, an den die heiligsten Bande ihn fesselten, den er einen Ehrlosen genannt hatte, hatte nennen müssen, von dem er die Freiheit nicht hatte annehmen wollen, dem er für sein Leben nicht hatte danken können.

Er fand die Geliebte wieder. Der Vater selbst hatte sie zu ihm geführt. Die Ueberraschung hatte sie nicht gebrochen, nicht den Körper, nicht ihren Geist. Ihr Körper war schon kräftig in seinem Lebenskeime zerrüttet. Aber in der Nähe des Verlobten zog auf einmal eine mächtige Kraft des Willens in ihre Brust ein, der ihr den Körper aufrecht hielt und den Geist erhob. Nur wenige Minuten konnte der Geliebte bei ihr weilen, er sollte sie stark und kräftig finden. Sie erlag nicht den Anstrengungen, die es sie kostete.

So fanden Elvire und Rohden sie. Elvire hatte das Unglück ihrer Schwester gekannt, aber nicht seine Veranlassung. Sie war zu jener Zeit ein Kind gewesen, der man die Schande ihres Vaters hatte vorenthalten können. Man hatte sie später sorgsam davor gehütet, sie zu erfahren. Sie erfuhr durch flüchtige Worte die Wiederkehr und die nochmalige Befreiung des Geliebten ihrer Schwester. Die Angst des jungen Mädchens um den Vater vermehrte sich.

„Wo ist der Vater?" rief sie.

„Was ist mit meinem Vater geschehen?" waren ihre letzten Worte gewesen, als sie den Ball verließ. Er war auch im Hause nicht.

„Er verließ mich," sagte die ältere Schwester, „nachdem er mir Adalberts Ankunft angekündigt und mich hierher geführt hatte. Ich glaubte, er würde zu Dir zurückkehren."

„Ich habe ihn nicht wieder gesehen." Es ist ihm ein Unglück begegnet. Du selbst, Melanie, hattest es verkündet —"

Da — war es die Aufregung der Schwester, war es etwas Anderes — auf einmal flog wieder die wilde Fieberglut durch das Gesicht der ältern Schwester. Sie riß sich aus den Armen des Geliebten. Ihre Augen starrten in den dunkeln Winkel. Dann sprang sie auf. Ein fürchterlicher Schrei entriß sich ihrer Brust.

„Er ist todt!" schrie sie auf. „O, sie tödten ihn, ich sehe es, ich sehe es! Vorbei — vorbei, eine Leiche!"

Sie fiel, selbst einer Leiche ähnlich, in die Arme des Geliebten.

„Die Unglückliche!" sagten die Anderen. Aber sie standen doch erstarrt um sie her.

Und wenige Augenblicke später trat, gebeugten Hauptes, das durchfurchte Gesicht voll Thränen, ein alter Mann in das Zimmer.

„Herr," sagte der alte Gefangenwärter zu dem jungen Officier, „man sucht Sie. Kommen Sie mit mir. Ich führe Sie sicher über die Grenze."

„Und mein Vater?" rief die jüngere Schwester ihm zu.

Der alte Mann beugte das Haupt tiefer.

„Er gab sich selbst als den Befreier des Herrn an. Sie verurtheilten ihn zum Tode, und —"

„Und haben ihn erschossen?"

„Ich hörte die Schüsse, als ich die Stadt verließ."

Elvire war in Ohnmacht gefallen.

„Ewiger, gerechter Gott!" rief entsetzt der junge Officier. „Und ich habe ihn in den Tod gejagt! Für mich mußte er sterben!"

Melanie's Geist war wieder klar erwacht. Jener Anfall war der letzte ihres Lebens gewesen. Sie hatte die Worte des Gefangenwärters gehört.

„Nicht für Dich, Adalbert," sprach sie klar und ruhig. „Für seine Ehre ist er gestorben. Für seine Ehre mußte er sterben, jetzt, gerade jetzt. Der Feind wird aus dem Lande vertrieben, überall wird Deutschland wieder frei. Wohin sollte er dann? Hier hatte er in der tiefsten Verborgenheit ein Asyl gefunden. Morgen, übermorgen oder später, wenn siegreich unsere Truppen hier einrücken, war es für ihn verloren. Sollte, konnte er ein neues aufsuchen? War nicht Alles, jeder Sieg unserer Waffen, Deutschlands Freiheit und Deutschlands Ruhm, für ihn — laßt mich das Wort aussprechen — das arme Kind dort in seiner glücklichen Ohnmacht hört es ja nicht — war nicht Alles seine Schmach, seine Vernichtung? Er ist für seine Ehre gestorben. Wohl dem Unglücklichen! — Geh Du jetzt, Adalbert. Wir sehen uns wieder, wenn auch nur bei ihm. Denn Dir wird ein langes Leben voll Ruhm blühen, und ich — Aber geh, geh!"

Sie reichte ihm die Hand. Er preßte einen heißen Kuß auf ihre bleichen Lippen. Dann ging er, und seine Thränen fielen vor ihm nieder. Der alte Gefangenwärter folgte ihm. Als er fort war, gab die Kranke dem Advocaten die Hand.

„Rohden," sagte sie, „das Unglück dieses Hauses ist kein Geheimniß mehr für Sie. Es hat sich erfüllt. Es ist gnädig an diesem armen Kinde vorüber gegangen. Machen Sie sie ganz und immer glücklich. Lassen Sie sie nie erfahren, was Sie heute hier vernommen haben. Sie erwacht, trösten wir sie!"

Waren auch jene Worte der Unglücklichen nicht die Worte einer Seherin, sie gingen in Erfüllung. Schon am folgenden Tage ging die Nachricht von dem vollständigen Siege der Verbündeten über Napoleons Heerschaaren bei Leipzig ein. Die mit einer Hast sonder Gleichen fliehenden Trümmer der großen französischen Armee zogen auch das Regiment des Städtchens in ihre wilde Flucht

Digitized by Google

hinein. Unmittelbar nachher waren schon die überall umher schwärmenden Kosaken da. An ihre Privathändel hatten die französischen Officiere nicht mehr denken können.

Wenige Wochen später langten preußische Truppen auf ihrem Zuge nach Frankreich an. Unter ihnen war der Officier, den sein Onkel mit seinem eigenen Leben befreit hatte. Er war Führer eines Bataillon's der tapfern preußischen Landwehr. Er konnte nur einen Tag in dem Städtchen sich aufhalten, und nur um eine schwere Pflicht zu erfüllen. Er geleitete die sterblichen Reste Melanies zum Grabe. —

Der Advocat Rohden hat Elvire glücklich gemacht. Ihr Vetter — er hat eine lange Bahn der Ehre und des Ruhmes durchschritten, wie die Geliebte es ihm verkündet hatte. Er ist vor wenigen Jahren gestorben, nachdem er unvermählt geblieben war und den Namen, den der Oheim mit Schmach bedeckt, wieder hoch zu Ehren gebracht hatte. Auch wir wollen heute diesen Namen nicht nennen.

Wie dem deutschen Vaterlande von Westen her wieder neue Erniedrigung drohen darf — der tapfere Degen hat es nicht mehr erlebt. Wohl ihm! Möge das deutsche Volk dafür einstehen, daß wir diese Erniedrigung nicht erleben.

Deutsche Bilder.

Nr. 7.

Dänemarks Demüthigung durch den deutschen Hansabund, in Stralsund 1370.

Es war im Jahre 1315, als zum ersten Male in den Urkunden der Geschichte der Name des „deutschen Hansabundes" genannt wurde; allein bereits ein Jahrhundert früher finden wir Verbindungen einzelner Städte unter einander, um durch ein engeres Aneinanderschließen den bei der Zersplitterung Deutschlands und der Raub- und Beutesucht des Adels vielfach gefährdeten Handelsverkehr nach dem Innern wie nach dem Auslande zu sichern und zu fördern. Im Laufe der Zeit erweiterten sich diese Verbindungen, und in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts — ein bestimmtes Jahr läßt sich nicht angeben — mögen diese Vereine wohl ihre erste Organisation als wirklicher Bund erhalten haben. Zunächst waren es Seestädte Niederdeutschlands, die sich

Digitized by Google

zu gemeinsamer Wehr gegen Seeräuber und zur Gründung von Niederlagen in den Ländern, mit denen sie einen lebendigen Handelsverkehr unterhielten, verbanden; und wenn sich auch diese erste Wirksamkeit des neuen Bundes anfangs nicht über die Küstenländer der Ostsee hinaus erstreckte, so werden am Ende des 13. Jahrhunderts doch bereits 23 (größtentheils niederdeutsche) Städte genannt, die dem Bunde zugehörten, während sich im folgenden Jahrhundert sein mächtigeres Gebiet vom Ausflusse der Schelde bis nach Esthland erstreckte. Im Jahre 1343 ertheilte Magnus, König von Schweden und Norwegen, den Städten Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswalde und der „deutschen Hansa" überhaupt ausgedehnte Handelsfreiheiten, um durch Anlockung an diese bedeutsame Macht und den Beistand derselben die innern Wirren, die seine Königreiche zerrütteten, stillen zu können. Allein nicht immer gelang es dem Städtebund, sich auf solch friedliche Weise seine kostbaren Handelsprivilegien zu sichern, und oft sah er sich genöthigt, zum Schwerte zu greifen, um das gefährdete Recht gegen die eifersüchtigen Nachbarn und Fürsten zu vertheidigen. Eine der blutigsten Fehden hatte die Hansa gegen Dänemark zu bestehen, das sich jedoch endlich dem siegreichen Bunde beugen und unterwerfen mußte.

Als König Waldemar III. Atterdag den dänischen Thron bestieg, kam ein neues und besseres Leben in das zerrüttete, von Parteiungen zerrissene Reich. Er zwang die deutschen Fürsten im Wendenlande, in Cassubien, Pommern und Rügen, die sich der dänischen Lehnshoheit entzogen hatten, dieselbe wieder anzuerkennen; gewaltsam wurden die schwedischen Inseln Oeland und Gottland von ihm besetzt; namentlich empfand die auf letzterer gelegene, durch ihren blühenden Handel berühmte Stadt Wisby den Zorn des neuen Herrschers, der sie trotz ihrer Verbindung mit der mächtigen Hansa (1361) von Grund aus zerstören ließ. In Wisby hatten die deutschen Seefahrer und Kaufleute seit langen Jahren wichtige Handelsniederlagen, hier waren namentlich die Deutschen so zahlreich vertreten, daß sie einen ansehnlichen Theil der Stadt innehatten, Bürgerrecht besaßen und an der Magistratur theilnahmen. Achtzehnhundert Bürger, Deutsche und Gottländer, fanden unter den Mauern der Stadt den Heldentod gegen Waldemar's Heer, und eine unermeßliche Beute fiel in die Hände der Sieger, deren König zu dem Titel eines Königs der Dänen und Wenden jetzt noch den eines Königs der Gothen hinzufügte.

Das unverschuldete Leiden der unglücklichen Schwesterstadt weckte die deutschen Communen aus ihrem Schlummer und forderte sie zur ungesäumten Rache auf. Zunächst schlossen sie mit Waldemar's Feinden, den Königen Magnus von Schweden und Haken von Norwegen, ein Bündniß; die Städte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Anklam, Stettin und Colberg traten enger zusammen; die preußischen Städte boten allen Handel mit Dänemark auf und bewilligten einen Pfundzoll; zu ihnen gesellten sich noch von deutscher Seite der Graf Heinrich von Holstein und der Herzog Heinrich von Mecklenburg. An ihrer Spitze standen der Graf von Holstein und der lübeckische Bürgermeister Johann Wittenborg. Endlich schlossen sich noch vier andere Städte, Bremen, Hamburg, Riel und Neustargard, mit Mannschaft und Schiffen dem Bunde an.

Anfänglich begünstigte sie das Glück; Oeland und Gottland wurden dem Dänenkönige wieder entrissen; die dänische Flotte erlitt eine nicht unbedeutende Niederlage; der sie befehligende Prinz Christoph empfing dabei eine tödliche Wunde. Bald aber nahm die Sache der Deutschen eine unglückliche Wendung. Kaum war die Macht der Städte an den dänischen Küsten gelandet, als ihre Schiffe überfallen und mit bedeutendem Verluste nach den deutschen Häfen zurückgetrieben wurden. Man gab der Sorglosigkeit Wittenborgs das Unglück der deutschen Waffen schuld; der arme Bürgermeister wurde eingekerkert und nach zweijähriger Haft auf dem Marktplatze zu Lübeck enthauptet. Inzwischen gelang es jedoch den Städten, einen Waffenstillstand mit Dänemark abzuschließen, dem im nächsten Jahre (1363) ein Friede folgte, welcher aber auch nur von kurzer Dauer war. Zwar hatte König Waldemar mit mehreren Königen und Fürsten Europa's neue Verbindungen angeknüpft und sogar von Kaiser Karl IV. einen Befehl an die Stadt Lübeck ausgewirkt, welcher dieser gebot, die dem Könige verpfändete und seit der Fehde ihm vorenthaltene Reichssteuer anszuzahlen; zwar hatte ihm Papst Urban V. den mächtigen Schutz des heiligen Stuhles zugesagt; zwar war ein päpstlicher Befehl an die Bischöfe von Kammin, Lübeck und Linköping ergangen, kraft dessen sie alle Rebellen und alle mit ihnen verbundenen Fürsten und Städte mit dem Banne belegen sollten. Allein dies Alles konnte den Muth der Communen der Ostsee nicht beugen; je stärker die Gefahr von außen sie bedrohte, desto mächtiger wuchs mit dem Bewußtsein ihrer guten Sache die stolze Zuversicht, und ein festes Zusammenschließen sollte ihnen die Kraft verleihen, dem feindlichen Heere, wie zahlreich es immer auch sein möge, siegreich begegnen zu können. Zu Köln am Rhein traten die Genossen der Hansa zu einer engeren Verbindung zusammen (1364), und so sah Deutschland zum ersten Male, wie seine Bürger sich einigten, um dem Uebermuthe des Auslandes gerüstet entgegen zu treten. Nach der einstimmigen Aussage selbst dänischer Geschichtschreiber empfing Waldemar von siebenundsiebzig deutschen Hansa-Städten Fehde- und Absagebriefe. Zwar konnten die entfernteren und weniger bedeutenden Landstädte nur durch Geldbeiträge und durch einen Pfundzoll ihre Theilnahme am Kriege bethätigen; dafür rüsteten sich aber die deutschen Städte der Ost-, Nord- und Zuyder-See desto eifriger und gaben ein Beispiel von Eintracht, wie solches in der Geschichte Deutschlands kaum noch gefunden werden war.

Die Südersee'schen Städte rüsteten ihre Schiffe zu Campen aus und erschienen, die ersten, an den Küsten von Dänemark; kurz nach ihnen trafen die von der Ostsee ein, die trotz des kurz vorher abgeschlossenen Friedens dem Könige die Fehde ansagten, weil die Hansa solches beschlossen habe und sie diesem Beschlusse Folge leisten müßten; am eifrigsten zeigte sich Lübeck, das um diese Zeit überhaupt die bedeutendste Rolle in der deutschen Hansa spielte. Waldemar Atterdag spottete Anfangs der hanseatischen Fehdebriefe und glaubte die Macht der Städte, an deren Einigkeit er zweifelte, leicht brechen zu können; allein nur zu bald rückte die Gefahr ihm näher auf den Leib und zwang ihn, an seine Räthe die Aufforderung ergehen zu lassen: „Alles anzuwenden, um den Zorn der deutschen Communen zu besprechen oder wenigstens ihre Verbindung wo möglich zu trennen." Wirklich glückte es auch dem Herzoge Barnim von Pommern-Stettin, als Vermittler des Königs Waldemar, mit den dänischen Reichsräthen, noch in demselben Jahre einen Waffenstillstand und im nächstfolgenden (1365) einen Frieden festzustellen, der die Handelsfreiheiten der genannten Städte, wie überhaupt „aller Herren und Städte der deutschen Hansa", bestätigte und vielfach erweiterte. Allein auch dieser Friede war nur von kurzer Dauer. Die Könige Magnus und sein Sohn Haken von Schweden und Norwegen waren von ihrem Volke des Thrones entsetzt und an ihre Stelle der Freund der deutschen Städte und der Hansa, Herzog Albrecht von Mecklenburg, zum König erhoben worden. Waldemar sagte den Vertriebenen seinen Schutz zu, und nur durch Abtretung von Schonen, Gotland und Oeland konnte der neue Herrscher sich den Frieden mit Dänemark erkaufen. Dies erbitterte die Hansestädte, die noch einmal einen Bund mit Waldemar's Feinden zu Stande brachten (1368). Außer dem neugewählten Könige Albrecht von Schweden traten dessen Verwandte, die Herzöge von Mecklenburg, die Grafen von Holstein und der aufgestandene norddeutsche Adel mit den Städten der Hansa zusammen, um das dänische Reich zu erobern und zu theilen, wobei namentlich die Hansen die ausgedehntesten Handelsprivilegien in den zu erobernden Ländern Dänemarks zugestanden erhielten.

Diesmal fürchtete Waldemar, den drohenden Sturm nicht, wie früher, beschwören zu können; nur in eiliger Flucht erschien ihm ein Mittel der Rettung. Heimlich verließ er daher sein Reich und wendete sich nach Deutschland, wo ihm in Kaiser Karl IV. ein Freund und Beschützer lebte, dessen Hülfe er nicht vergebens anzusprechen hoffen konnte, während ihm die gerettete Schätze die Mittel zur Werbung von Truppen gegen den mächtigen Bund der Feinde verschaffen sollten. Allein Kaiser Karl konnte ihm keine andere Hülfe reichen, als einen ohnmächtigen Bannstrahl gegen alle seine Feinde und Rebellen, einen Blitz, der damals so wenig zündete, wie in unseren Tagen. Inzwischen wußten die verlassenen Räthe Waldemar's, Henning von Podebusk, des Reiches Hauptmann, an ihrer Spitze, sich kaum zu retten und dem nahenden Sturm zu widerstehen. Zwar zogen sich die Verbündeten der Hansa ziemlich unthätig zurück, und König Albrecht von Schweden, der Mächtigste derselben, mußte selbst den Beistand der Städte in Anspruch nehmen, als er von König Hakon von Norwegen mit gewaffneter Hand überfallen wurde; allein die Hansestädte fühlten sich in ihrer Einigkeit kräftig genug, um allein den Kampf bestehen zu können. Zunächst überfielen sie, da König Hakon von seiner Neutralität

Digitized by Google

hören wollte, die norwegischen Küsten, plünderten Kirchen und Klöster, verheerten mit Feuer und Schwert mehrere Städte und fünfzehn Kirchspiele und brannten gegen zweihundert norwegische Dörfer nieder. Dieses durch Geist und Sitte der Zeit gerechtfertigte Verfahren bestimmte Haken, um einen Waffenstillstand und Frieden mit den Städten nachzusuchen, wobei er allen Ansprüchen auf die schwedische Krone entsagte, den hanseatisch-gesinnten Albrecht von Mecklenburg als König von Schweden anerkannte und alle Handelsfreiheiten, welche die Hansa jemals in Norwegen besessen, von Neuem bestätigte. Dies geschah im Jahre 1370.

Unterdessen hatte dasselbe Glück die Städte auf ihrem Zuge gegen Dänemark begleitet. Gleich bei Eröffnung des Kampfes 1368 verheerte die hanseatische Flotte einen Theil der dänischen Küsten, vornehmlich Schonen, von wo sie König Albrechts Kriegsthaten unterstützte. Im folgenden Jahre eroberten die Hanseaten die Hauptstadt Kopenhagen und den Schlüssel des Sunds, das wichtige Helsingör, dann Nyköping, Falsterbro, Kanoer und Ellsholm; gleichzeitig verheerten sie die seeländischen Küsten, nebst den Inseln Amak und Hveen. Ihre kühnsten Hoffnungen waren weit übertroffen worden; sie waren Herren des Sundes und im Besitz der vortrefflichsten Punkte der Halbinsel Schonen, von wo aus sie Handel und Gewerbe im Norden Europa's zu beherrschen vermochten.

Auch in diesem Kampfe leuchtete Lübeck's Beispiel den übrigen Hansestädten hochherrlich voran; sechszehnhundert rüstige Männer dieser Stadt zeichneten sich rühmlichst dabei aus. Ihre Rathsmänner, Everhard von Mörs und Gottschalk von Attendorn, befehligten die Flotte; Bruno von Warendorp, eines lübeckischen Bürgermeisters Sohn, war ihr Hauptmann. Ihn traf im Kampfe ein tödtliches Geschoß; aber die Hochachtung und Liebe seiner Mitbürger folgte dem verdienten Manne über das Grab hinaus; seine Asche wurde im Chor von St. Marien zu Lübeck beigesetzt und über der Gruft sein Bildniß, sein Schild und sein Helm den späteren Geschlechtern zur Nachahmung aufgestellt.

Vor diesem seltenen Glücke des deutschen Hansahauptes erschraken die dänischen Reichs-Hauptmann und Räthe, die in des Königs Abwesenheit die Regierung führten, und der ganze Gang des Krieges schien ihnen so gefährlich zu werden, daß sie schleunigst zu Strasfund Unterhandlungen mit den siegreichen Städten anknüpften. Ritter und Prälaten Dänemarks traten mit den Vertretern der Hansa zusammen und unterwarfen sich dem Machtspruche der Städte. Der ganze Trotz des siegreichen Bürgerthums, welches längst in Fürsten und Adel einen seiner Hauptfeinde zu erblicken begann, entfaltete sich den hoffährtigen Rittern gegenüber, welche in dem Kaufmannsstande ein niedriges Gewerbe erblickten und lieber auf wohlfeilere Weise zu Reichthum und Schätzen zu gelangen suchten. Unmuth von den Bannern der von ihnen vertretenen Stärke empfingen die Hanseaten die Abgeordneten des gedemüthigten Dänemark; sitzend gaben sie den stehenden Rittern und Prälaten ihren Willen kund, und wie hart auch immer die Bedingungen waren, Dänemark sah sich zur Annahme derselben gezwungen. Die festen Plätze auf Schonen mit den dazu gehörigen Landstrecken, somit fast das ganze Land, wurden nebst zwei Dritteln der daselbst eingehenden königlichen Einkünfte auf funfzehn Jahre den Siegern als Schadenersatz überlassen. Falls aber der König auf diese Bedingungen nicht eingehen würde, so versprachen die Räthe des Reichs gleichzeitig, ihm die Rückkehr in sein Königreich so lange zu verweigern, bis er sie angenommen und diesen Frieden ratificirt haben würde. Nach einem längeren Schriftenwechsel zwischen den Betheiligten fügte sich der bedrängte König endlich nothgedrungen dem Willen der Hansa. Er versprach noch außerdem, daß, wenn durch fremde Hand den Städten die ihnen auf funfzehn Jahre verpfändeten Schlösser auf Schonen entrissen werden sollten, er mit seinen und des Reichs Waffen sie dem gemeinschaftlichen Feinde wieder abnehmen und sie der Hansa überliefern wolle. Zum Unterpfand für diese neue Zusage trat er ihnen, außer den obengenannten Ortschaften, das Schloß Warberg in Hallant ab, und versprach endlich noch, falls er die Krone niederlegen und einen Andern zum Könige von Dänemark bestellen würde, nur hierdurch sich und seinen Nachfolger der geleisteten Zusage zu entledigen, so sollten des Reichs Räthe und Stände sich dagegen zu setzen berechtigt sein; keiner sollte zur Krone von Dänemark ohne Rath und Einwilligung der Hansestädte gelangen dürfen und keiner als rechtmäßiger König anerkannt werden, bevor er nicht die den Städten bewilligten Rechte und Freiheiten und diese von Waldemar mit ihnen eingegangenen Verträge bestätigt haben würde. Gleichzeitig erhielten die Städte, theils in gemeinschaftlichem Namen, theils einzeln, verschiedene Freibriefe für ihren Handel auf den dänischen Provinzen, vermöge welcher nicht nur die ältern Freiheiten bestätigt, sondern auch verschiedene neuere ihnen zugesichert wurden.

So glücklich waren von den Hansestädten Zeit und Umstände benutzt, so zweckmäßig ihre Kräfte verwendet, so glorreich diese erste bedeutsame Fehde beendigt worden, daß fortan der Name und das Ansehen des Hansebundes im ganzen Norden in hohen Ehren stand und die handeltreibenden Völker Europa's sich willig dem Machtgebote der Hansa beugten. Und was war das Mittel, durch welches so hohes Ziel erreicht wurde? Der gegenseitige Beistand und die unverbrüchliche Eintracht der Glieder des Bundes, welche muthig den Kampf mit den Fürsten des Auslandes bestanden. Dies war sonst — und jetzt? Auch dem Freigeist im deutschen Volke steigt die Schamröthe glühend in's Angesicht, wenn er des letzten Jahrzehnts und des Uebermuths der Dänen und ihrer Willkürlichkeiten gedenkt! Wann aber — fragen wir mit zornerfülltem Herzen — wann wird das Schamerröthen sich zur muthigen That umwandeln, welche die verlorne Ehre des deutschen Volks in Schleswig-Holstein wieder einlöst und mit dem Schwerte gut macht, was die Feder der Diplomaten gesündigt?! Wann wird das befleckte Blatt deutscher Schmach und Schande wieder herausgerissen werden aus den Jahrbüchern unserer Geschichte?! Die Fürsten Europa's und ihre geheimen Räthe mögen darauf Antwort geben. Wir aber wollen nicht müde werden, zu mahnen und zu drängen, bis die ersehnte Stunde schlägt, wo das deutsche Volk sich rein wäscht von seiner Schuld, welche Andere auf seine Schultern geladen!

Sclaverei und Viehzucht bei den Ameisen.

Wohin wir blicken, überall herrscht in der Natur das Recht des Stärkeren, allenthalben wird der Schwächere unterdrückt, mißbraucht, vernichtet, wie es eben das Bedürfniß oder die Laune des Augenblicks erheischt. Selbst die scheinbar wehrlose Pflanze lebt im steten Kampfe mit Ihresgleichen. Im Thierreiche hört dieser Krieg auf Tod und Leben niemals auf, und bei uns Menschen vermag erst die immer mehr sich ausbreitende Gesittung einen rechtlichen, friedlichen Zustand herbeizuführen. Das eben ist die Ursache von dem unaufhörlichen Kampfe der Gewalthaber gegen den gesinnungen Fortschritt und die moralische Veredelung der Völker, mit welcher dieses permanente Faustrecht völlig unverträglich ist; die rohe Gewalt kämpft eben um ihr historisches Recht. Eine wirre Verwirrung der Begriffe, noch verstummend aus jener Zeit, wo die Menschheit sich geistig kaum über die Thiere erhoben hatte, hat jenen gewaltthätigen Männern, welche ganze Völker zu Mord und Raub führten, wenn sie vom Glücke begünstigt waren, das Prädicat „der Große“ gegeben. Der unwissende Haufe staunt sie an, diese Vertilger der friedlichen Ebenbilder Gottes und ihrer Werke, und Niemand denkt dabei, daß ein solcher Held vielleicht für immer die geistigen Errungenschaften von Jahrhunderten vernichtet hat, um berühmt und mächtig zu werden. Auch unser Jahrhundert ist trotz seiner gerühmten Bildung und Humanität nur zu reich an solchen großen Männern, und was man noch bei wenigen Jahren von friedlichem Fortschritt, von der Unmöglichkeit blutiger Kriege für die Zukunft phantasirte, hat nur zu schnell eine traurige Widerlegung gefunden in den großartigen Schlächtereien der jüngsten Zeit.

Wenn wir als Idealisten darum an der Menschheit verzweifeln möchten, dann gewährt oft noch die Betrachtung der Natur den einzig möglichen Trost; denn sie führt uns auf den thatsächlichen Standpunkt zurück. Wir wollen deshalb einmal untersuchen, ob die Naturwissenschaft derartige Vergewaltungen nicht wenigstens

Digitized by Google

dadurch erträglicher zu machen im Stande ist, daß sie dieselben als Folge eines Naturgesetzes nachweist. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen uns freilich jene von der gefangenlosen Masse angebeteten Kriegs- und Zwingherren des Menschengeschlechtes, entkleidet von dem Nimbus der wahren Menschenwürde, kaum auf höherer sittlicher Stufe, als jene Raubthiere, die aus bloßer Mordlust weit über ihr Nahrungsbedürfniß Alles tödten, was sie erreichen können.

Als der scharfsinnige Beobachter der geselig lebenden Insecten, Fr. Huber, zuerst bekannt machte, daß die röthliche Ameise (Formica rufescens) die Arbeiterpuppen anderer Ameisenarten raubt, um die daraus erzogenen Jungen zu ihren eigenen häuslichen und auswärtigen Verrichtungen zu benutzen, da war es wohl Niemandem zu verargen, wenn eine so unglaublich scheinende Erzählung als die Ausgeburt einer krankhaften Phantasie angesehen nur zu den zahlreichen Fabeln gezählt wurde, welche von Aristoteles und Plinius an bis zum Anfange dieses Jahrhunderts zur Erbauung leichtgläubiger Leser in den Naturgeschichten paradirten und nicht wenig dazu beitrugen, die Wahrheitsliebe der Naturbeschreiber verrächtig zu machen. Als man sich aber endlich doch dazu entschloß, die Sache selbst zu beobachten, wurden Huber's Wahrnehmungen durch Lucteile, Bevigt, Haubart, Schenk und viele Andere in allen ihren Theilen bestätigt und noch vielfach vermehrt. In der neuesten Zeit hat auch der gediegene Darwin diesem Vorgange seine Aufmerksamkeit zugewendet, und als Resultat seiner Beobachtungen die völlige Abhängigkeit der räuberischen Ameise von ihren Sklaven bekannt gemacht, so zwar, daß dieselbe noch nicht einmal ohne deren Hülfe fressen könne und dem sicheren Hungertode erliegen müßte, wenn man ihr die Diener nähme, welche, im Puppenzustande geraubt, sich ganz so betragen, als gehörten sie zu dem ihnen doch ursprünglich fremden Staate.

Nach Darwin arbeiten die Männchen und fruchtbaren Weibchen dieser Ameisenart durchaus nichts; sie besorgen nur die Fortpflanzung, die geschlechtslosen Arbeiter aber beschäftigen sich ausschließlich mit dem Raube der Puppen anderer Ameisenarten, wobei sie sich übrigens sehr muthig und thatkräftig benehmen. Nicht einmal ihre Nester können sie selbst bauen, ihre Jungen nicht verpflegen. Ist das alte Nest auf irgend eine Weise unbrauchbar geworden, so erwählen die Sklaven einen passenden Platz für ein neues Nest und schleppen, wenn sie dasselbe fertig gebaut haben, ihre Herren vorsichtig zwischen ihren Kinnladen in die neue Wohnung. — Huber sperrte dreißig röthliche Ameisen mit ihren Larven und Puppen und einer reichlichen Menge des besten Futters ein, ohne ihnen Sklaven beizugeben; sie fütterten weder die Larven, noch fraßen sie selbst, sondern verhungerten größtentheils. Darauf brachte er einen einzigen Sklaven, eine braune Ameise in den Behälter; dieser begann sogleich die noch lebenden zu füttern, baute einige Zellen für die Larven, verpflegte sie mit der größten Sorgfalt und hielt von nun an den kleinen Staat in der besten Ordnung.

Auch von der blutrothen Ameise, welche in Süd-England, Deutschland und der Schweiz lebt, berichtet Huber, daß sie Puppen anderer Ameisenarten raubt; P. H. Smith und Darwin bestätigen diese Beobachtung. Letzterer öffnete 14 Nesthaufen dieser Ameisenart und fand in jedem derselben schwarzbraune Ameisen als Sklaven, aber immer nur Arbeiter, kein Männchen oder Weibchen, es scheint demnach, daß der Flug der Sklaven vorzugsweise auf dieser Ameisenart lastet, obgleich wir später sehen werden, daß auch mehrere andere Arten, wenn auch seltener, diesem Geschicke nicht entgehen können. Diese schwarzbraunen Sklaven sind nur halb so groß, als ihre rothen Herren. Stört man den Haufen nur ein wenig, so kommen Herren und Diener hervor, um zu sehen, was da vorgeht; hat man dabei auch Puppen ausgeschaart, so eilen Herren und Diener, sie wieder in Sicherheit zu bringen. — In der Regel sieht man die Sklaven nie außer der Wohnung, wo sie nur mit der Pflege der Jungen beschäftigt zu sein scheinen; sie erscheinen aber am Morgen und schließen am Abend die Eingänge zu ihrer Wohnung. Das Herbeischleppen von Baumaterial und Futter ist Sache der stärkeren Herren, nur wenn die Diener zahlreich sind, geht ein Theil derselben aus, um Blattläuse zu melken. Diese Ameisenart ist kräftig und tapfer; bei ihren Wanderungen trägt sie die um die Hälfte kleineren schwarzbraunen Sklaven in ihren Freßzangen mit, also das umgekehrte Verhältniß, wie bei der röthlichen Ameise, auch nehmen die Arbeiter ihrer eigenen Art an allen Geschäften des Staates thätigen Antheil. — Schenk fand außer der gewöhnlichen schwarzbraunen auch noch in geringerer Zahl Sklaven von zwei anderen Arten (F. cunicularia und alienu) in ihren Nestern.

Da die blutrothe Ameise in Deutschland nicht selten, die schwarzbraune aber sehr gemein ist, kann man ihre Raubzüge häufig beobachten. Darwin beschreibt einen Ueberfall eines Haufens der schwarzbraunen Ameise durch blutrothe; der Kampf war mörderisch und endete mit der Niederlage der Angegriffenen. Die Leichen der geblieben Feinde wurden von den Siegern in ihre Wohnung getragen, wahrscheinlich nur dort gefressen zu werden denn man findet oft in ihren Nestern zahlreiche Leichen anderer Ameisenarten); die erbeuteten Puppen schleppten sie im Triumphe nach Haus. — Wer denkt bei diesem Auftreffen der geübten Feinde nicht an die Bewohner der Südseeinseln und manche Negerstämme? —

Auch die kleine, aber sehr muthige gelbe Ameise wird nach Smith und Schenk zuweilen von der blutrothen zu Sklaven gemacht. Darwin fand einst zwei Nester beider Arten über einander nur durch einen flachen Stein getrennt; beim Aufheben des Steines wurden beide Colonien gestört; es entspann sich ein wüthender Kampf, wobei die blutrothen anfangs vor den Puppen, sogar vor der Erde aus den Nester der gelben die Flucht ergriffen; erst als die letzteren alle sich entfernt hatten, trugen die ersteren deren zurückgelassene Puppen in den ungestört gebliebenen Theil ihrer Wohnung.

Eines Abends fand Darwin in der Nähe eines Haufens der blutrothen Ameise eine Anzahl derselben, auf dem Heimwege, Leichen und Puppen der schwarzbraunen Ameise mit sich schleppend. Er verfolgte diesen beutebeladenen Heereszug 40 Ellen weit bis zu einem dichten Haitegebüsche, wo er noch den letzten der Räuber, mit einer Puppe zwischen den Freßzangen, hervorkommen sah. Das zerstörte Nest konnte er jedoch nicht finden; einige schwarzbraune Ameisen liefen in der größten Aufregung umher, eine lung bewegungslos an einem Haitezweige, alle hielten gerettete Puppen im Maule.

Bemerkenswerth ist der Gegensatz in dem Verhältniß dieser beiden Ameisenarten zu ihren Sklaven. Die röthliche Ameise ist von Natur hülflos, und darum von ihren Dienern in Allem abhängig; sie bestimmt weder ihre eigene Wanderungen, noch baut sie selbst ihr Nest, oder wählt auch nur den Platz zu demselben; sie läßt sich sogar von ihnen füttern, und ihre Art würde demnach ohne einen zahlreichen Sklavenstand schnell aussterben, denn ihre einzigen Verrichtungen sind die Fortpflanzung ihres hülflosen Geschlechtes und der Sklavenraub. —

Die blutrothe Ameise dagegen kann auch für sich bestehen; sie findet es aber bequemer, zur Zeit der vermehrten Arbeit sich fremde Hülfe zu verschaffen, darum hat sie auch im Anfange des Sommers nur wenige Sklaven, von da an vermehrt sie aber beständig die Zahl derselben. Die Ausführung der Raubzüge, die Wahl des Ortes zu einer neuen Wohnung sind allein Sache der stärkeren Herren, die überdies auf den Wanderungen die schwächeren und kleineren Sklaven zu tragen pflegen. — Die Erziehung der Jungen und die inneren Arbeiten in der Wohnung, welche weniger Kraft erfordern, fallen diesen anheim, die auch am Morgen die Wohnung öffnen und am Abende schließen müssen. Herren und Sklaven arbeiten aber zusammen, um Baumaterial und Nahrung herbeizuschaffen; das Melken der Blattläuse dagegen ist vorzüglich das Geschäft der Diener.

Für das Denkvermögen dieser Thierchen spricht der Umstand, daß nicht in jedem Lande diese Ameisenarten von ihren Dienern gleiche Hülfe in Anspruch nehmen; in der Schweiz verrichten die Sklaven der blutrothen Ameise, welche dort auch viel zahlreicher sind, als in England, wie mehr Dienste, als dort, und dieser Umstand muß uns wohl auf den Gedanken führen, daß das Sklavenhalten kein angeborner Trieb, sondern das Ergebniß einer zufällig gemachten Beobachtung dieser Insecten sei, worin wohl manche zum Behufe der Nahrung geraubte Puppen in ihrer Wohnung zu Ameisen erwachsen mochten, die sich dann durch Arbeit nützlich machten, woraus später allmählich die Sklaverei hervorging.

Wie läßt sich aber diese Einrichtung bei der so ganz hülflosen röthlichen Ameise erklären? Ist diese Art vielleicht erst durch das Sklavenhalten bis zu ihrer jetzigen Verkommenheit herabgesunken? etwa wie manche Großen im Orients, die jedoch außer der Fähigkeit, ihr Geschlecht fortzupflanzen, noch das Vermögen, ohne fremde Beihülfe zu essen, behalten haben. — Andererseits ist aber auch nicht denkbar, daß eine Thierart von Anbeginn an

Digitized by Google

in einer so trostlosen Abhängigkeit könnte gelebt haben, ohne schnell auszusterben. Der jetzige Zustand kann nur ein völlig abnormer sein, eine Folge des Sklavenhaltens; eine ernste Mahnung für das Menschengeschlecht, das freilich daraus so wenig lernen wird, wie aus seiner eigenen Geschichte. Es sind übrigens die beiden erwähnten Ameisenarten keineswegs die einzigen, welche die Puppen anderer rauben, um die aus denselben erzogenen Arbeiter als Sklaven zu benutzen, wir kennen deren bereits mit Sicherheit acht, und es ist diese Sitte vielleicht der ganzen Ameisenfamilie eigen.

Nicht weniger auffallend, als das Sklavenwesen der Ameisen, ist die Art, wie sie die Aussonderungen mancher anderen Insecten benutzen, und die Schonung und Pflege, welche sie, die doch ihre eigenen Stammverwandten zu fressen pflegen, diesen ihnen ganz fremden Thieren zu Theil werden lassen; ein Verfahren, das nur mit unserer Viehzucht verglichen werden kann, und das sonst nirgends im ganzen Thierreiche wahrgenommen wird. Vor Allen sind es die Blattläuse, deren süße Aussonderung, bekannt unter dem Namen Honigthau, häufig im Anfange des Sommers die Blätter vieler Bäume mit einem verderblichen Firniß überzieht, und außer manchen anderen Insecten besonders die Ameisen anlockt. Man sieht diese dann in zahlreichen Zügen an den Bäumen auf- und ablaufen und theils von den Blättern den Honigsaft ablecken, noch öfter aber sich auf eine Weise mit den Blattläusen beschäftigen, welche Huber sehr treffend mit dem Melken der Kühe verglichen hat. — Die Blattlaus gibt nämlich aus zwei an ihrem Hinterleibe emporgerichteten Röhrchen den erwähnten Honigsaft von sich, und wird von der Ameise durch Kitzeln vermittelst ihrer Fühler zu einer reichlicheren Entleerung derselben veranlaßt, worauf diese sogleich die austretenden Tröpfchen einschlürft.

Darwin beobachtete dieses Melken der Blattläuse, indem er ein Dutzend derselben einsperrte und die Ameisen sorgfältig von ihnen abhielt. Nach einigen Stunden hatte noch keine der Gefangenen Honigsaft ausgeschwitzt; er stichelte sie nun mit einem Haare am Bauche, wie es die Ameisen mit ihren Fühlern zu thun pflegen, aber es erfolgte auch da keine Absonderung. Endlich ließ er eine einzige Ameise in den Behälter; diese lief begierig von einer Blattlaus zur anderen, und sobald sie mit ihren Fühlern den Bauch derselben berührte, sonderte diese einen Tropfen Honig ab, den die Ameise begierig aufleckte; dasselbe thaten sogar die mittlerweile gebornen noch winzig kleinen Blattläuse. — Dieses Melken ist doch unstreitig das Ergebniß der Erfahrung und eines auf dieselbe gegründeten Schlusses.

Bei einer mexicanischen Ameisenart (Myrmecocystus) findet man außer Männchen und Weibchen noch zwei verschiedene Kasten von Arbeitern oder Geschlechtslosen; die eine derselben arbeitet nicht, und verläßt nie das Nest; sie wird von den eigentlichen Arbeitern gefüttert; dafür aber scheidet sie in ihrem umfangreichen Bauche eine große Menge Honig ab, welcher von den andern Bewohnern des Staates gefressen wird; sie bilden gewissermaßen den Viehstand der Gesellschaft. Dieses Verhältniß ist da noch auffallender, wo ganz fremdartige, mitunter im Vergleiche zu den Ameisen riesengroße Insecten theils aus freiem Willen sich in die Pflege derselben begeben, theils von denselben in ihre Wohnungen geschleppt und dort auf das Sorgfältigste mit allem Nothwendigen versehen werden, wogegen die Ameisen deren Excremente für sich in Anspruch nehmen.

Wir kennen viele Insecten, welche mit einigen oder vielen Ameisenarten in solchem häuslichen Verhältniß stehen. Märkel zählt deren schon 284 auf; es sind darunter Hautflügler, selbst Schlupfwespen, die doch als Larven in anderen Insecten leben, Fliegen, Asseln und zahlreiche Käferarten, von welchen manche ihr Larvenleben nur in den Haufen gewisser Ameisen zubringen. — Sehr auffallend ist die sorgsame Pflege, deren sich die Blattläuse (welche sich von den Wurzelsäften benachbarter Gewächse nähren, oder in Baumnestern von den Säften des jungen Holzes) von Seiten der Arbeitsameisen erfreuen; ihre kleinen schwarzen Eierchen, sowie die ausgebildeten Blattläuse selbst, werden von denselben ebenso sorgfältig gepflegt, hin und her getragen und bei vorkommender Gefahr gerettet, wie ihre eigenen Puppen; sie stehen vollkommen in dem Verhältniß unserer Hausthiere.

Was wir hier über das Sklavenwesen und, wenn wir uns des Ausdruckes bedienen dürfen, über die Viehzucht der Ameisen berichtet haben, ist das Ergebniß fleißiger Forschungen wahrheitsliebender Männer, frei von jeglicher Zuthat der Phantasie, die allerdings in der Kindheitsperiode der Naturwissenschaft sich nicht selten erlaubt hat, die Beobachtungen auf Kosten der Wahrheit mit ihren Gebilden auszuschmücken. — Wir dürfen jedoch die betreffenden Untersuchungen noch lange nicht als abgeschlossen betrachten und können gewiß in nicht sehr ferner Zeit über die Lebensweise der Ameisen neue Aufschlüsse erwarten, die das geistige Leben dieser Insecten, sowie der Thiere überhaupt, auf ungleich höherer Stufe werden erscheinen lassen, als die, auf welche eine einseitige Dogmatik, vereint mit dem Uebermuthe der Unwissenheit, sie zu stellen beliebt hat.

Die angeführten Thatsachen als wahr vorausgesetzt (und Jeder kann sie ja leicht selbst beobachten), ist es doch wohl nicht möglich, diesen kleinen Insecten das Denkvermögen abzusprechen, den geistigen Fortschritt zu leugnen, welcher ihre je nach den Umständen mannichfach abgeänderte Handlungsweise so augenscheinlich beurkundet; sie sind offenbar beseelt, wie wir, und wenn wir zwischen ihrer und unserer Seelenthätigkeit einen Vergleich anstellen wollten, so würden wir die Verschiedenheit beider vorzugsweise darin begründet finden, daß ihre Denkobjecte nur materieller, die unserigen auch oft geistiger Art sind, sobald nur erst die Bedürfnisse unseres Körpers ihre Befriedigung gefunden haben.

Alles schon dagewesen!

Obgleich wir unserer Zeit durch das Sprüchwort: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“ ein zu starkes Armuthszeugniß ausstellen, ist es doch richtig, daß die meisten unserer stolzen Erfindungen, Entdeckungen und Fortschritte nur aufgewärmte alte Geschichten, ja sogar Abschwächungen alter Originale sind. Mit unsern kühnsten Fortschritten in der „Freiheit“ erreichen wir noch lange nicht das älteste, deutsche, freie Gau- und Gemeindeleben, dessen sich unsere Bärenhäuter von Vorfahren erfreuten, ehe Christus geboren und die Hermann-Schlacht gewonnen ward. Unsere glorreichsten Erfindungen, Schießpulver, Buchdruckerkunst, Dampf als Pferdekraft ꝛc. sind zum Theil schon vor Jahrtausenden gemacht worden. Hero von Alexandrien spielte schon vor 2 Jahrtausenden mit Dampf als einer bewegenden Kraft, die Chinesen schossen mit Pulver wohl 800 Jahre früher, als es in Deutschland einen Berthold Schwarz gab, und sie druckten Bücher, als die abendländische Welt weder Papier noch Tinte und Feder kannte. Sie curirten Krankheiten durch Brennen (moxa) und Stechen der Haut schon vor Christi Geburt, eben so wie die Japanesen, Indier und Libyer. Diese Brenn- und Stech-Praxis kam in Europa erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts als etwas ganz Neues zum Vorschein, und erst vor Kurzem ließ sich ein deutscher Arzt ein Instrument, das aus Nadeln und einer Sprungfeder besteht und womit man rheumatische und gichtische Haut „zu neuem Leben erweckt“, — patentiren.

Künstliche Unempfindlichkeit bei Leidenden und Kranken wußten schon die alten Egypter, Griechen und Römer zu erzeugen, wenn auch nicht durch Chloroform, wohl aber durch den Saft der Mandragora, die jetzt in der Liste officineller Apothekerkräuter gestrichen ist. Der berühmte Paracelsus sprach schon das Princip der Homöopathie aus, da er an einer Stelle wörtlich rieth, man solle Gleiches durch Gleiches vertreiben, und der alte Arzt Avicenna praktizirte schon 500 Jahre vor Hahnemann als Homöopath, da er hauptsächlich die tödtlichen Gifte in unendlich kleinen Dosen als Arznei gab. Der berühmte Priessenitz Kartesius tödtete sich durch Anwendung des homöopathischen Princips in großen Dosen: er wollte sich ein Fieber durch wiederholtes Einnehmen großer Quantitäten Alkohol curiren und starb daran.

Der Kaiser Augustus, unter dessen Regierung Christus geboren ward, ließ sich von Priessnitz, dem großen Wasserdoctor, curiren, wenigstens von dem ersten Hydropathen Musa Antonius. Der Kaiser ließ ihm dafür eine bronzene Statue setzen. Freilich den Nessen des Kaisers, Marcellus, tödtete er durch seine kalten Douchen.

Macadamisirung der Straßen und öffentlichen Wege, in Europa erst während dieses Jahrhunderts als etwas ganz Neues auf-

Digitized by Google

tretend, war bei den alten Römern schon Jahrhunderte vor Christi Geburt etwas Altes und Gewöhnliches. Sind aber Heiraths-Bureaux nichts Neues? Vielleicht in der Praxis, aber die Idee dazu gab schon der alte griechische Philosoph Plato in allem Ernste und in der Absicht, Ehen zu erleichtern und die Zahl auf vorhergegangene Prüfung und genauere Bekanntschaft zu gründen.

Selbst was nur als eine Blüthe des ganz modernen Handelns und Schacherns, Anpreisens und „Pussens“ erscheint, das marktschreierische Anzeige-Unwesen, ist bei den Chinesen nicht nur sehr ausgebildet, sondern auch schon alt. Die chinesischen Doctoren der Medicin und Heilkunst haben ungeheure Schilder vor ihren Thüren mit großen goldenen und buntgemalten Buchstaben und innerhalb ihrer „Bjans“ d. h. Verzeichniß von Tausenden, die durch sie und ihre Mittel vom Tode gerettet wurden. Aehnliche Pusserei ist unter andern concurrirenden Professionen und Händlern in den verschiedensten, schreienden Formen ganz an der Tagesordnung. Vor mehr als tausend Jahren waren die Wände Roms mit ungeheuren Placaten geschmückt, farbigen, gemalten Theaterzetteln, Einladungen zu Gladiatur-, Wett- und Gaukelspielen aller Art, wenn auch nicht von Papier, aber doch von Holz, das man oft in größter Ausdehnung anwendete und schwarz und roth bemalte, um gehörig zu „pussen“. Gedruckt wurde noch nicht, insofern es sich um Anzeigen und Bücher handelte, aber die Druck- und Setzerkunst war nicht nur bekannt, sondern auch im Gebrauch. Die Töpfer und sonstige keramische Künstler pflegten bei den alten Römern schon lange vor Christi Geburt mit Hülfe beweglicher Lettern und Zeichen ihre Namen und Devisen auf Geschirre und Vasen zu drucken.

Wir könnten dieses Thema noch weiter und in größern Einzelheiten verfolgen, wollen uns aber hier damit begnügen, das hohe Alter und die große Verbreitung des während der letzten zehn Jahre als ganz neu und unerhört auftretenden Tischrehens und Geisterklopfens nachzuweisen. Unter den ägyptischen Priestern wurde die geisterhafte Tischdreherei schon Jahrtausende vor Christi Geburt betrieben. Von ihnen ging das Geschäft auf griechische und römische Geistliche und Betrüger über. Bei den Römern war schon vorher die Sieb-Dreherei Mode gewesen. Später kamen die Dreifüße und Tische an die Reihe. Marcellinus, der unter dem Kaiser Diocletian wegen der Verfolgung vom Christenthume wieder zum Heidenthume übergieng, verfolgte und denuncirte die damaligen Christen besonders wegen ihrer Praxis mit „mensae divinatoriae“, göttlichen, weissagenden, redenden Tischen. Schon Tertullian eiferte gegen die Sieb- und Tischdreherei und alle Personen, „die an Engel und Dämonen glauben und sich von Ziegen und Tischen wahrsagen lassen.“

Aus den Zeiten des Kaisers Valens ist noch ein Actenstück übrig, in welchem eine mysteriöse Tischdreherei für Offenbarungszwecke genauer beschrieben ist. Unzufriedene hatten sich gegen das Leben des Kaisers verschworen und waren entdeckt worden. Im Verhör gestanden sie, daß sie einen „prophetischen Tisch“ um Rath befragt hätten, um die rechte Art und Weise der Ermordung zu hören. Eine Stelle ihrer Aussagen lautet: „Ethadene Richter, wir haben einen kleinen Tisch nach Muster des Dreifußes, auf welchem das Orakel zu Delphi weissagte, gebaut und ihn mit feierlichen Sprüchen und Zweigen des heiligen Lorbeer geschmückt. Nach Vorschrift alter Gebräuche haben wir ihn mit verschiedenen Zierden umgeben und ihn mit Zauberformeln, mystischen Versen und Talismans geheiligt. Nachdem dies geschehen, ließen wir ihn sich bewegen.“ Nach einem weiteren Berichte über ihr Verfahren beschreiben sie die Art, wie sie das Zimmer und das Haus, worin der Tisch seine Weisheit leuchten lassen sollte, reinigten und läuterten, und wie die metallische Grundlage, auf welcher er stand, beschaffen war. Am Rande dieser Grundlage ringsum waren die 24 Buchstaben des Alphabets eingegraben und zwar in gleichen Entfernungen von einander. Mit Hülfe dieser Buchstaben gab der drehende und tanzende Tisch dem Fragen stellenden Priester seine weisen Antworten, die wenigstens für weiser gehalten wurden, als alle Gedanken und Vernunftgründe der „mit Geist begabten“ Menschen. Der Priester war ganz weiß gekleidet und hatte einen Zweig Eisenkraut in der Hand. Vom tanzenden Tische hingen Ringe herab, von denen manchmal einer einen Buchstaben unten berührte. Der Priester schrieb jedesmal einen solchen Buchstaben auf und stoppelte endlich so eine Antwort auf seine Frage zusammen. Für Erzeugung der geheimnißvollen Kraft, welche dem Tische Bewegung gab, galten, wie auch beim modernen Spiritualismus, die ausgelegten Hände von Frauen, Mädchen und Kindern für die wirksamsten. Die Beschwörer unter Valens hatten sich freilich wegen der Heimlichkeit unter sich und ohne weibliche und Kinderhände behelfen müssen. Ihr tanzender Tisch stieg mit seinen kämpfenden Ringen zuerst hintereinander die Buchstaben Th und E, als er Antwort auf die Frage gehen sollte, wer der rechte Nachfolger des Valens sei. Nach allgemeiner Ansicht war es Theodorus. Dies glaubten auch die Verschworuen, so daß ihr Priester den Tisch nicht weiter bemühte; die beiden Anfangsbuchstaben galten für hinreichend. Kaiser Valens hatte inzwischen auch auf eine höchst seierlich übernatürliche Weise erfahren, wer sein Nachfolger sei. Er hatte zu diesem Zweck zu der schwarzen Kunst der Aleetryomantie Zuflucht genommen. Dies war eine sehr naive und einfache Art, die Geheimnisse und den Willen der alten Diplomaten von römischen und griechischen Priestern zu erfahren. Hier ist nämlich blos ein Henning, ein König des Hühnerhofes, ein gemeiner Kiterikl nöthig. Man wirft die Buchstaben des Alphabets auf die Erde, bestreut sie mit Getreidekörnern und läßt den Hahn nach Herzenslust aufpicken. Der Buchstabe, den er zuerst rein frißt, ist der erste der Antwort und so fort. Nun begab es sich, daß der alectryomantirende Hahn des Kaisers Valens nach einander die Buchstaben Th — E — O — D rein pickte; also kein Zweifel: auch er, Freund Henning von Kiterifi, war der Ansicht, daß Theodorus als Kaiser folgen müsse. Valens aber haßte den Theodorus und ließ ihn, um dem göttlichen Hahne einen Streich zu spielen, todt machen. Aber Hahn blieb Hahn im Korbe, und auch der Tisch der Verschwornen behauptete sein Recht: dem Kaiser Valens folgte nämlich ein Held, der sich „The“ und „Theod“ anfing, nämlich Theodosius, so daß Hahnenfraß und Tischtanz zugleich einen Triumph über menschliche Diplomatie und Macht feierten. — Und solche Triumphe sind nicht einmal etwas Wunderbares, da in einem gut gearbeiteten Tische allerdings oft viel mehr Verstand steckt, als in den weisesten und schlauesten Plänen der Diplomatie, so daß auch ein gemeiner Mistkof-Absolutist mit seinem Bischen Gehirn leicht zum Haupt-Hahne unter den Leuten werden kann, die Weisheit und Offenbarung krähen.

Tischdreherei und noch ganz andere Locomotiv-Zauberkünste sind bekannt in Indien, Cochin-China, Tibet und andern orientalisch-asiatischen Ländern. Die cochin-chinesischen Zauberer drehen nicht nur Tische, sondern ziehen auch Kähne und Boote vom Ufer aus durch geheimnißvolle Kräfte auf dem Wasser hin. Wenigstens las ich etwas der Art in einem Reisebuche über Cochin-China. Von Jesuiten-Missionären, denen es gelang, bis in das Innere des absolutesten, verschlossensten Priesterstaates, Tibet, zu dringen, haben wir vernommen, daß die Lamas oder Priester nicht nur Tische tanzen lassen, wie sie pfeifen, sondern auch, wie Home, sie in der Luft schwebend erhalten. Ein Russe berichtet aus eigener Erfahrung, daß diese Tische dazu abgerichtet sind, unter Leitung der Priester als Denuncianten und Entdecker von Verbrechen zu dienen. Ist ein Mord begangen worden und der Mörder unbekannt, so wird ein Lama zu Rathe gezogen, welcher sich an einen Tisch wendet, der ihn erleuchten soll. Er setzt sich vor dem Tische auf den Boden, legt eine Hand auf den Tisch und sieht scheinbar Viertelstunden lang ganz unbeweglich aus einem dicken heiligen Buche. Etwas nach einer halben Stunde steht er auf und legt den ganzen Arm über den Tisch, der nun anfängt, Beine zu kriegen oder vielmehr Flügel; denn er erhebt sich und fliegt nach einer Richtung fort, welcher der Priester mit ausgelegtem Arme folgt, was oft sehr schwer wird, da der Tisch sich nicht nur sehr schnell dreht, sondern auch in einer Richtung vorwärts fliegt. Doch bald wird er müde, legt sich auf eine Seite und verpufft sich, der geistervolle Tisch. In der Richtung, die er nahm, muß man nach dem Verbrecher suchen. Bei einer solchen Gelegenheit hatte der betreffende Lama Tisch schon erklärt, daß ihn der Tisch irre geleitet habe, da in der von ihm angedeuteten Richtung der unbekannte Urheber eines Diebstahls nicht entdeckt werden konnte. Der Lama versuchte es ein zweites und drittes Mal, aber vergebens, der Tisch blieb sich in der Richtung total geirrt zu haben. Doch nach dem dritten Laufe des Tisches — stets in derselben Richtung — hing sich ein Mann, der in dieser Richtung wohnte, auf. Man untersuchte dessen Behausung und fand das gestohlene Gut. Natürlich, wie hätte sich auch so ein gottbegabter Tisch irren können? — Der Russe, der diesen Fall als Augenzeuge erzählte, fügte hinzu, daß eine genaue Untersuchung

Digitized by Google

des Tisches durchaus keine Spur von geheimer Maschinerie oder Humbug gezeigt habe.

Der alte Gottesgelahrte Kirchner schrieb vor 200 Jahren schon über den thierischen Magnetismus und behauptete, daß Körper mit natürlichem oder künstlich mitgetheiltem thierischen Magnetismus — frei gesetzt oder gestellt — sich entweder vorwärts bewegen oder drehen würden. Die Drehungen von Flüssigkeiten auf den Polen künstlicher Magnete sind bekannt. Der alte Professor Schweigger in Halle bewies zu meiner Zeit auf der Universität, daß die alten Zwillingsfiguren Griechenlands, Castor und Pollux, Verstümmlichungen dieser magnetisch erzeugten Drehungen seien. Die wissenschaftlichen Spiritualisten unserer Tage haben gefunden, daß Tische und andere künstlich in Bewegung gesetzte Körper fast immer nach Norden sich bewegen, wenn die zu starke Drehung um ihre eigene Achse diese Richtung nicht überwindet. Aber die Tische drehen sich nicht blos, die Geister bedienen sich ihrer auch zu einer, allerdings sehr unbedeutenden und unsichern, Zeichensprache. Auch unsern finden sich Spuren im fernsten Alterthume. Mit animalischem Magnetismus wirthschafteten ägyptische Priester schon vor den Zeiten des Moses. Ihre Kunst ging bald zu den Griechen über, welche die professionellen Magnetiseurs Oneiropoleä nannten, d. h. Traumhändler. Personen, die Rath von den Göttern, Mittel gegen körperliche und geistige Leiden begehrten, wandten sich an solche Oneiropoleten, welche sich nun im Tempel durch magnetische Operation in Schlaf versenkten, für ihre Patienten schliefen und träumten und daraus Rath und Mittel für dieselben entnahmen. Den magnetischen Schlaf erzeugten sie ebenso, wie es heut zu Tage häufig gemacht wird, durch Reibungen und Bestreichungen oder bloße Bewegungen mit der Hand vor dem Gesichte, durch festen Blick auf einen von oben herabhängenden Gegenstand oder auf einen Spiegel, der auf einer Wasserfläche schwamm.

Der heilige Augustin, Vater des Ausspruches: „Credo quia absurdum" (Ich glaube, weil es Unsinn ist), berichtete von einem Geistlichen der christlichen Kirche, daß er sich ganz nach Belieben in einen ganz todähnlichen Zustand versetzen konnte, so daß er weder Stiche, noch Schläge und Verwundungen fühlte. Nach einem andern Berichterstatter über diesen Priester brachte er sich ganz nach Art der griechischen Oneiropoleten in magnetischen Schlaf, in welchem er, wie die modernen mesmerisirten Schläfer, unbewußt aber mit göttlicher Allweisheit auf an ihn gerichtete Fragen antwortete, auch zuweilen in den Zustand eines hellsehenden Somnambulismus gerieth. Weitviele magnetischen Hellsehens werden von alten Schriftstellern des Heidenthums erwähnt, und wir haben Ursache anzunehmen, daß das Orakel zu Delphi und die weissagende Pythia auf dem Dreifuß unter dem Einflusse eines künstlich gereizten thierischen Magnetismus im Schlafe sprachen. Die „Eleusinischen Mysterien" der alten Griechen beruhten auf unvollkommen verstandener Naturwissenschaft, auf elektrischen und magnetischen Erscheinungen. Auch die alten Sibyllen Roms waren magnetisch Schlafende oder in den Zustand des Hellsehens Magnetisirte, wofür wir in alten und neueren Schriftstellern viele Belege finden.

Wir sehen also, daß Tischdreherei, Geisterklopferei, Weissagekunst, Hellseherei, Mesmerismus und sonstige moderne schwarze Künste vielleicht älter sind, als die Sphinxe und Pyramiden Egyptens, und daß sich Spuren davon in allen Zeiten und Zonen finden. Nichts Neues also. Aber mit dem Trofte, daß diese Dinge in das Gebiet des Aberglaubens, des Wahns gehören, schwächen wir deren ungeheure Macht und Hartleibigkeit nicht. „Das Schreckliche der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn." Der Wahn ist oft eine größere Macht, als ein ganzes Xerxes-Heer. Ein Gedanke, eine Idee — und sei's für spätere Zeiten die verrückteste — reißt oft Millionen Menschen in Tod und Verderben, gegen Kanonenmündungen, in's Unmögliche, Unbegreifliche. Wahn, Einbildungen, Täuschungen — materiell weniger als homöopathische Dosen — können Berge versetzen, was 10,000 Arbeiter mit Hacken und Spitzäxten nicht vermögen. Man lerne Respect haben vor diesen unmateriellen Gespenstern des Wahns und der Täuschung. Die ganze preußische Armee auf dem Kriegsfuße kann zum Schatten, zur Spreu im Winde werden vor einer Idee.

Steckt auch kein Atom reeller, wägbarer Wahrheit hinter allen diesen Täuschungen und Mysterien, die Wissenschaft darf alle diese Dinge doch nicht vornehm ignoriren, damit es nicht von den gelehrten Herren heiße, was der Teufel im Faust ihnen vorwirft:

„Daran erkenn' ich die gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, glaubt ihr, gelte nicht."

Aus dem Hundeleben!

In einer früheren Nummer dieses Blattes ist uns eine höchst anziehende Schilderung unseres lieben Hausthieres, des Hundes, gegeben, der seit undenklichen Zeiten der treueste Gefährte des Menschen war. Erlauben Sie mir heute diese Schilderung durch einige Specialbilder zu ergänzen, die vielleicht auch nicht ohne Interesse für Ihre Leser sein dürften.

Wer von Euch, meine lieben Leser, hat wohl noch einen Mops gesehen? Einen echten fistfofzähigen Mops von 16 Ahnen? Erstaunt sehet Ihr mich an und versteht nicht einmal die Frage, geschweige, daß ein solches Geschöpf je leibhaftig vor Eure Augen gekommen wäre. In meiner frühen Jugend habe ich sie noch gekannt, diese hechariskokratische Hunderace mit den dummen Glotzaugen, im Abendrothe ihrer Existenz. Ich habe noch das Ende ihrer Blüthezeit erlebt, wo kein wohlgenährter geistlicher Würdenträger, kein invalider Baron, keine vornehme nervenschwache Dame staatsgemäß leben konnte, ohne einen solchen mit wappenverziertem Halsbande geschmückten Klöffer. „Otium cum dignitate" war der Wahlspruch dieser verwöhnten Bestien, deren einziges Geschäft darin bestand, zu schlafen und Zuckerwerk zu fressen, und zu ihrer Unterhaltung mit der hochgeborenen Gebieterin um die Wette die bürgerlichen Untergebenen anzukeifen. Wahrhaft wundervoll war der Takt, mit welchem ein gut erzogener Mops den Adel von der bürgerlichen Canaille zu unterscheiden wußte; ja, ich kann mich der persönlichen Bekanntschaft eines Mopsgenies rühmen, das aus dem bürgerlichen Händen kein Zuckerbrod nahm, den Rang der Besucher auf den ersten Blick erkannte, und als vollendeter Höfling darnach sein Benehmen einrichtete.

So war denn der Mops das getreue Abbild des bornirten Uebermuthes der höheren Stände im vorigen Jahrhundert, gepaart mit gedankenloser Faulheit, ohne irgend eine jener schätzbaren Eigenschaften, die das Hundegeschlecht in seinen zahlreichen Racen zu treuen Freunden des Menschen macht. — Es ist auffallend, daß dieses Geschöpf weder auf Bildwerken des Alterthums noch des Mittelalters zu finden ist; wohl aber bildet es im 17. und 18. Jahrhunderte die gewöhnliche Staffage auf den Portraits schlemmender Sinecuristen und alter Damen aus den privilegirten Ständen. Seit dem Verfalle der Zopfzeit ist er gleich anderen Ausgeburten einer verrnünftigen Civilisation immer seltener geworden, und es dürfte in einem Menschenalter schwerlich bei uns noch ein lebendes Exemplar dieser wenig begabten Hunderace am Leben sein. Die Verhältnisse, welche Sinecuristen und Möpse mit in's Leben riefen, scheinen in unserem Vaterlande glücklich beseitigt; mit ihnen aber sind beide gekommen und ausgestorben.

Als ob die Natur nicht genug Häßlichkeit an diesen Thiere verschwendet hätte, ersteckte man dasselbe noch durch abgestutzte Ohren; und weil der beständige Genuß von Zuckerwerk und Mangel an Bewegung den Magen fortwährend in dem Zustande der Indigestion erhielt (denn auf Spaziergängen mußte die Zofe der gnädigen Gebieterin den feisten Hund nachtragen), lagerten auf seinem von Natur schon grämlichen Gesichte beständig hypochondrische Gewitterwolken, die sich bei der geringsten Veranlassung in knurrenden Tönen entluden.

Der Mops lernte nichts, als etwa aufrecht sitzen und ein Pfötchen geben. Seine Schönheit bestand in einem runden Kopfe mit ganz kurzer, dicker, schwarzer Schnauze und sehr faltiger Stirn, seine Ohren waren von Natur klein und hingen ihm am Kopfe herab; um ihn noch schöner zu machen und den Kopf ganz rund erscheinen zu lassen, wurden den Jungen die Ohren ganz kurz am

Digitized by Google

Köpfe weggeschnitten, oder auch ganz abgereißt. Der Schweif ward niemals gestutzt, der Mops trug ihn eng zusammengewunden auf dem Rücken, er mußte aussehen wie eine Brezel. Seine Farbe war fahl mit schwarzem Rückenstreifen. Seiten gab es weiße Möpse, schwarze und scheckige fast gar nicht.

Wie jetzt die schwachen Nerven von unseren Damen als ein Beweis ihrer feineren Bildung zur Schau getragen werden, so gehörten damals Migräne und Vapeurs zu den Vorrechten der höheren Stände. Auch dem Mopse fehlten letztere nicht, was aber keineswegs dazu beitrug, ihn liebenswürdiger zu machen; kurz, es war dieses Geschöpf in Allem ein Abbild seiner Zeit, einer Zeit, welcher sammt dem unschuldigen Mopsgeschlechte durch den boshaften Voltaire und seine Geistesverwandten zu Grabe geläutet worden ist. — Ach, gar Vieles haben die leidigen Aufklärer verschuldet, manchen alten Lebensnerv durchschnitten! Nur auf hocharistokratischem Boden konnte diese Hunderace gedeihen, auf bürgerlichem Gebiete starb sie ab, wie eine wässerige Sumpfpflanze, die man in fruchtbares Ackerland versetzt. So entgehen auch die Thiere nicht den Einflüssen der großen Epochen der Menschengeschichte, so sind auch sie nur ein Glied in der Kette der Schöpfung; und wie der Sturz von Perrücke und Zopf der Vorläufer war von dem Falle eines königlichen Hauptes, so war mit dem Abhandenkommen einer faulen Aristokratie das Todesurtheil des Mopsgeschlechtes ausgesprochen.

Vor einigen Jahren wünschte die Königin Victoria ein Paar Möpse zu besitzen; in England waren aber deren nirgends mehr aufzutreiben; da wendeten sich die englischen Agenten endlich an den Sitz des deutschen Bundestages, und es gelang ihnen auch, in Frankfurt noch ein Paar dieser antediluvianischen Geschöpfe zu entdecken. Leider befanden sie sich im getrennten Besitze zweier alten Damen, wovon die eine sich nicht einmal für englisches Gold von diesem Schatze, einem echten Vollblutmopse, trennen wollte. So war denn die letzte Hoffnung geschwunden, das edle Geschlecht der Nachwelt erhalten zu sehen!

Da, im letzten Augenblicke, war es den rastlosen Bemühungen der englischen Diplomatie doch endlich noch gelungen, zu dem in Frankfurt erworbenen Mopse im äußersten Sibirien, da wo an der Grenze des himmlischen Reiches Knute und Zopf in freundnachbarlichem Verkehr sich begegnen, die letzte Mopshündin von reinem Geblüte aufzufinden und zu annectiren. Von den aus dieser frankfurt-chinesischen Liaison unter dem günstigen Einfluß der Hofatmosphäre entsprossenen Descendenten ist laut Zeitungsnachricht ein hoffnungsvolles Paar durch den englischen Hof an den russischen übersendet worden, und hat auch dort sich bereits vermehrt.

Affenpinscher, Hirtenhund und Mops.
Originalzeichnung von Wegener in Dresden.

So ist denn doch wieder Hoffnung vorhanden, daß das edle Geschlecht der Möpse in den höheren Sphären fortlebe, und unsere Kindeskinder nicht vergebens zu fragen brauchen: „Was ist das wohl für ein Thier, das Gelüert beim Mondenscheine spazieren gehen läßt?"

Eigenthümlich ist die Wahrnehmung, daß bei den Möpsen, wie bei manchen anderen alten Geschlechtern, schon seit langer Zeit die Ehen nur wenig fruchtbar waren. Darwin sieht dieses im Allgemeinen als einen Beweis an, daß die betreffenden Geschöpfe aufgehört haben, zeitgemäß zu sein, und deshalb ihrem Untergange entgegen gehen. — Ueberhaupt legt dieser geistreiche Naturforscher in Betreff der Entstehung und des Aussterbens der Thier- und Pflanzenarten, wovon uns jede Gebirgsformation in ihren fossilen Ueberresten zahlreiche Beispiele liefert, ein großes Gewicht auf den Einfluß äußerer Verhältnisse, die seinen Wahrnehmungen zufolge die Eigenthümlichkeiten der organischen Schöpfungen bedingen, die Arten hervorbringen und verschwinden machen. — Wie der Mops

Digitized by Google

im vorigen Jahrhundert sich der Gunst decrepiter Frauen und der Männer neutrius generis erfreute, so war damals seiner Gelehrigkeit wegen der possenhafte Pudel die Freude der Jugend, der Stolz der Bummler; auch er ist schon außer Mode gekommen, seit der zunehmende Ernst des Lebens dem Geschmack an solcherlei Kunststückchen sehr enge Grenzen gesteckt hat. Bereits gehört er zu den seltneren Hunden, er wird jedoch nicht ganz aussterben, so lange Gaukler und Affentheater das Volk belustigen, und Faulenzer das Bedürfniß fühlen, ihre Zeit mit nobelen Passionen vertzutödtigen.

Im Gegensatze zu dem weiblichen Mopse des 18. Jahrhunderts erscheint vom Alterthume an bis über das 17. Jahrhundert hinaus der gewaltige, kluge und tapfere Fanghund als Begleiter abgehärteter, thatkräftiger Männer aus den höheren Ständen; er ist jedoch seit der überhandnehmenden Verweichlichung immer seltener geworden und wird bald aus dem übercivilisirten Europa ganz verschwunden sein. Bei dem höheren Bürgerstande hat dafür jetzt der philanthropische Neufundländer sich besonderer Gunst zu erfreuen. Auch der Spitz, der Cincinnatus unter den Hunden, der treue unbestechliche Wächter von Haus und Hof, nähert sich bereits in manchen Gegenden dem Verfalle seines Geschlechts; in den Städten hat ihn der spießbürgerliche gemeine Pinscher schon zum größten Theile verdrängt. Der bürgerliche, flüchtigere Spitz, noch sehr verbreitet und geschätzt bei dem biedern, einfachen Schweizervolke, bewacht bei uns nur noch das Schiff des Flußschiffers und den einsamen Meierhof, fern von dem Geräusche der Stadt; wo aber der Landmann bereits das städtische Gewand angenommen hat, da findet man auch bei diesem meist nur moderne Hundeformen von unreiner Race. Woher die zahlreichen, in ihren Eigenschaften oft sehr ausgezeichneten Hunderacen stammen, welchen Arten sie ihren Ursprung verdanken, das wird wohl mit Gewißheit nie ermittelt werden; wissen wir doch über die neuesten derselben, die kaum einige Jahrzehnte bekannt sind, nichts Zuverlässiges; sie erscheinen, werden Mode und verschwinden, um wieder von anderen Formen ersetzt zu werden. Nur wo der Mensch unter unveränderten Verhältnissen dahinlebt, nur da bleibt auch sein treuer Begleiter sich gleich.

Eine bisher unbekannte Race, der Affen- und Stachelpinscher, ein Mittelding zwischen dem kleinen Spitz und dem spanischen Pinscher, war bestimmt die Stelle des Mopses einzunehmen. Der Kopf dieses Monstrums ist spitz und lang, die Ohren spitz und aufrecht stehend, das Gesicht erinnert an die Physiognomie des Pavians, das Haar ist schwarz mit gelben Spitzen, borstenartig und dünn, so daß die Haut an mehreren Stellen durchsichtig. Der Schweif ist fast bis 10 Zoll lang und wird in leichtem sichelförmigem Bogen aufrechtstehend getragen. Dies ist die Gestalt des Affen- oder Stachelpinschers. Er ist schon ausgeartet und zeigt meistens einen starken Bart um die Nase und Unterkiefer, die buschigen, fuchsigen Augenbraunen haben sich zum Schleier über die Augen verlängert, und der Körper ist bei manchen mit langen seidenen Haaren bekleidet. Die Farbe wechselt, sie ist bald weiß, bald gelb, grau, rostfarben, schwarz und schwarz mit gelber Abzeichnung; blaugraue Seidenpinscher werden sehr geschätzt.

Auffallend ist der Charakter dieser Hunde. Sie haben wenig Ortsinn, suchen ihren Herrn mehr mit den Augen als mit der Spur, verlaufen sich leicht, halten sich lieber bei den Pferden im Stalle, als in der Stube bei den Menschen auf, sind sehr wachsam und muthig und große Feinde der Ratten, daher sie auch Rattenfänger und Stallpinscher genannt werden. Eine kleinere Art dieser Hunde heißt Stettiner Terriers. Der Affenpinscher läßt sich leicht mit dem Pferde verkaufen, weil er dieses mit wenig Ausnahmen mehr liebt als den Herrn. Der Affenpinscher auf unserem Bilde rettete schon zweimal einem Pferde das Leben und behütete seinen Herrn vor großem Verluste. Ein Pferd des Generals v. M. hatte sich des Nachts die Halfter vom Kopfe gestreift und dieselbe sich derart um den Hals gedreht, daß es dem Erstickungstode nahe, röchelnd und stöhnend im Stalle lag. Plötzlich machte der bei dem Pferde wachende Hund einen solchen Lärm, daß der im nahen Hause schlafende Reitknecht aufwachte und, durch das eigenthümliche angstvolle Bellen und Schreien des Hundes bewogen, in den Stall ging, wo er das röchelnde Pferd fand. Er konnte dasselbe nicht allein lösen, sondern mußte mehrere Leute zum Beistand holen, die das Pferd denn auch glücklich retteten. Unser Hund ließ sonst Niemanden in den Stall, selbst seinen eigenen Herrn nicht, wenn er in Civil war, diese Nacht aber duldete er nicht einmal und begrüßte die Fremden ungewöhnlich freundlich.

Ein Pferd, das einmal verloren wurde und nicht gleich wieder zurück kam, suchte er auf und ließ sieben Stunden von Dresden bis Großenhain und kehrte dann mit demselben zurück. Als die Pferde verkauft wurden, blieb er bei seinem Lieblingspferde.

Unser alter treuer Hirten- und Viehhund, dessen ausführliche Charakteristik wir nächstens bringen werden, stammt unbedingt von den Steppenhunden ab, die in den großen unabsehbaren Ebenen Asiens von der Jagd auf Antilopen leben. Man ist darüber einig, daß der wilde Hund, namentlich die eine, dem Wolf und Schakal ähnliche Form, schwarz von Farbe war, mit gelbbrauner Abzeichnung und gelbbraunen Flecken über den Augen. Wir finden dergleichen Hunde, besonders als Vieh-, Hirten- und Hofhund, noch überall auf dem flachen Lande, wie in den Hochgebirgen Deutschlands, Italiens und Frankreichs, in Norwegen und Schweden. Er ist meistentheils langhaarig, hat einen spitzen, glatten Kopf, spitz aufrechtstehende Ohren, eine Haarkrause, welche Hals und Kopf umschließt. Die Beine (Läufe) sind kurz behaart, zuweilen nach hinten gefranzt, der Schweif ist langbehaart, buschig und bildet eine sogenannte Fahne oder Wedel und wird aufrecht in halbmondförmigem Bogen getragen. Von diesem Urbilde des Hundes, wie er eben noch vorkommt, leiten die Naturforscher alle Hunderacen ab.

Nach den auf und gekommenen Beschreibungen und Abbildungen kannten die Alten so verschiedene Hunderacen, wie wir deren zu Tage haben, nicht. Wir finden den Windhund, den Haus- und Hirtenhund mit spitzen Ohren und gedrungener Gestalt, und einen dem Pudel ähnlichen Hund. Ob Nimrod und Esau, die gewaltigen Jäger, Hunde hatten, wissen wir nicht.

Die Besteigung eines neuen Vulcans in Nicaragua.

Der Europäer, welcher an der atlantischen Küste von Central-Amerika landet, fühlt sich in seinen Erwartungen meist getäuscht. Die Erodoerfläche jener Küstenstriche und ihre geologische Physiognomie unterscheidet sich fast in nichts von dem, was man zu sehen gewohnt ist. Die Felsen sind nicht anders gestaltet als daheim, es ist derselbe Boden, und die Abwechselung von Hügeln, Bergen, Thälern und Ebenen bietet keine neue, auffallende Erscheinung. Anders ist der Eindruck, wenn der Fremde das tropische Wunderland zuerst an der Küste des stillen Oceans betritt. Hier umgibt ihn mit einem Schlage eine ganz neue Welt von eigenthümlicher Gestalt und Production. Er steht mitten in der Region der Vulcane. Vulcanische Kegel bis zu einer Höhe von 14,500 Fuß treten ihm überall gleichsam als Wächter der Landschaft entgegen. Sie krönen das Tafelland der Anden, erheben sich bald einzeln, bald in Gruppen mit der Regelmäßigkeit und Symmetrie von Pyramiden aus der flachen Ebene oder an den ungeheuern Seen des Landes und lassen ihre Rauchfahnen weithin am Horizonte wehen bis über die Hügel und wolligen Ebenen von Mexico. Die ganze pacifische Küste ist gleichsam mit feuerspeienden Bergen besäet. Einige, wie der 3600 Fuß hohe Conseguina und der 4800 Fuß hohe Conchagua steigen direct aus dem Ocean empor; zwischen dem Isthmus von Panama und Tehuantepec aber zieht sich eine beinahe ununterbrochene Kette von mehreren hundert vulcanischen Pics einige Meilen von der Küste entfernt und parallel mit dieser hin.

Trotz der noch alljährlich stattfindenden Eruptionen, welche ganze Städte und Landschaften verwüsten, scheinen seit den letzten dreihundert Jahren die vulcanischen Erscheinungen in Mittelamerika im Abnehmen begriffen zu sein. Die meisten Vulcane sind erloschen oder haben seit Jahrhunderten kein anderes Lebenszeichen, als eine über ihrem Gipfel schwebende Rauchwolke, von sich gegeben. Nichts desto weniger haben sich auch neue Krater geöffnet und neue Vulcane sind entstanden. Der Izalco, in der kleinen Republik San Salvador, welcher gegenwärtig eine Höhe von 4000 Fuß, also etwa die des Vesuvs hat und sich in fortwährender Thätigkeit befindet, datirt sein Dasein erst aus dem Jahre 1770, und ich selbst hatte im Jahre 1859, zur Zeit meines Aufenthaltes im Staate Nicaragua

Digitized by Google

Gelegenheit, ein derartiges Naturereigniß in kleinerem Maßstabe zu beobachten. Da die Entstehungsart des vulcanischen Kegels, dessen Anfänge ich faß, nicht nur fast bei allen Feuerberge in Centralamerika, sondern vielleicht mit wenigen Ausnahmen die aller Vulcane der Erde ist, so dürfte ein kurzer Bericht über das Phänomen für die Leser der Gartenlaube nicht ohne Interesse sein.

Es war am 11. April des besagten Jahres, als die Bewohner der Stadt Leon durch ein Getöse beunruhigt wurden, das fernem Donner glich und aus der Richtung des Momotombo zu kommen schien, eines 7300 Fuß hohen Vulcans, der, obgleich seit längerer Zeit in Ruhe, dennoch fortwährend Asche und Rauch auswirft und dann und wann wie im unruhigen Schlafe zu murmeln scheint. In der Nacht vom 12. zum 13. April wurde das Getöse stärker und anhaltender, und es folgten nun Erderschütterungen, die in Leon zwar nur schwach wahrzunehmen waren, in der Nähe der Berge aber die Landbewohner mit Schrecken erfüllten. Am Morgen des 13. April öffnete sich am Fuße des erloschenen Vulcans Las Pilas ein Krater. Eine dicke Schicht alter Lava wurde durchbrochen, eine Feuersäule stieg empor, und geschmolzene Lava wurde weit und breit umhergeschleudert. Diese ersten gewaltigen Ausbrüche währten indessen nur wenige Stunden; dann ergoß sich ein breiter Strom glühender Lava über den Rand des Kraters und floß, Alles verheerend was sich ihm in den Weg stellte, westlich nach einem etwas tiefer liegenden Terrain ab. Während dieses Lavaergusses war die Erde fast vollkommen ruhig. Am 14. hörte die Lava auf zu fließen, und nun folgte eine Reihe von Eruptionen, die regelmäßig drei Minuten währten und nach einer Pause von genau drei Minuten wiederkehrten. Jeder Ausbruch war von einer Erderschütterung begleitet und begann mit dem mehr als hundert Fuß hohen Aufsteigen einer Flammensäule, welcher Massen rothglühender Steine folgten. Der größte Theil derselben stürzte in den Krater zurück, ein Theil hingegen fiel am Rande desselben nieder und bildete in Kurzem einen kegelförmigen Hügel. Diese Explosionen währten sieben Tage und konnten Nachts von Leon aus sehr deutlich wahrgenommen werden.

Am Morgen des 22. April machte ich mich in Begleitung eines Freundes auf, um den neuen feuerspeienden Berg genauer zu besichtigen. Noch hatte Niemand gewagt, sich dem Orte zu nähern, dennoch gelang es uns, einige Vaqueros* von der Hacienda** Orota zu bestimmen, und als Führer zu dienen. Der Weg, den wir anfänglich zu Pferde machten, führte über alte zerrissene Lavabetten, die nur mit großer Vorsicht zu passiren waren, und nachdem wir etwa drei Viertheile unserer Wanderung zurückgelegt, sahen wir uns genöthigt, unsere Thiere zurückzulassen und uns unsern eigenen Füßen anzuvertrauen. Um vorerst einen Ueberblick zu gewinnen, erkletterten wir eine kahle, von Lava und Schlacken gebildete Höhe, von welcher ab wir den neuen Vulcan überschauen konnten. Er erschien von diesem Punkte wie ein umgekehrter umgestürzter Kessel, in dessen Boden sich ein hoch, der Krater, befand. Aus diesem Krater rann an einer Seite des Steinhaufens hinab ein glühender Lavastrom, über welchem sich die Luft in zitternder Bewegung befand. Das Auswerfen von Steinen hatte seit diesem Morgen aufgehört. Nur eine dichte Rauchwolke stieg langsam aufwärts und wurde von einem starken Nordost über die Wipfel der Bäume hingeweht. Der ganze, aus losem Steingerölle gebildete Kegel war von dem durch alle Spalten aufsteigenden Schwefeldampfe gelb gefärbt, die Bäume, über denen derselbe dinstrich, hatten ihre Blätter und zarten Zweige verloren und glichen riesenhaften Skeletten.

Diese anscheinende Ruhe verlockte uns, den jungen Vulcan näher in Augenschein zu nehmen, und trotz der Warnungen unserer Führer verließen wir unsern sichern Standpunkt und gingen windwärts an noch heißen Lavasümpfen vorüber, durch Felder von flachzigen Cactusfeigen und Agaven dem Feuerberge zu. Es hatte seine Schwierigkeiten, den Fuß des Kegels zu erreichen, der von ganz regelmäßiger Gestalt an seiner Basis etwa 800 Fuß im Durchmesser haben und zweihundert Fuß hoch sein mochte. Die Steine, aus denen er aufgebaut war, zeigten sich fast alle mehr oder weniger abgerundet und von der verschiedensten Größe. Die kleinsten wechsten ein Pfund, die großern vielleicht 500 Pfund wiegen. Wir hörten bei unserer Annäherung nichts, als ein leises, unterirdisches Donnern, welches von einem fast unmerklichen Zittern des Bodens begleitet war. Begierig, die Wahrheit des Volksglaubens zu prüfen, nach welchem eine Eruption losbricht, sobald sich ein menschlicher Fuß dem Krater eines thätigen Vulcans nähert, machten wir uns daran, den Kegel zu ersteigen. Da ich fürchtete, die Steine, an die wir uns beim Emporklimmen halten mußten, in der Nähe des Kraters noch zu heiß zu finden, versah ich mich mit zwei Stöcken, die mir zur Stütze dienen sollten; mein Freund verachtete dies Hülfsmittel, hatte aber bald Ursache, das zu bereuen.

Unsere Aufgabe erwies sich als ziemlich schwierig, denn die losen Steine wichen bei jedem Schritte unter unsern Füßen und rollten polternd den Abhang hinab; dennoch war es uns gelungen, uns zu einer ziemlichen Höhe hinauf zu arbeiten, als mein Freund, der um einige Schritte voraus war, plötzlich einen Schmerzenslaut ausstieß. Er hatte einen faß glühenden Stein angefaßt, und seine Hand verwandelte sich augenblicklich in eine einzige Brandblase. Der kleine, für meinen Freund nicht eben angenehme Verfall brachte einen Aufenthalt von wenigen Minuten hervor, und ich war eben beschäftigt, die mühsam erklommene Höhe nach dem Augenmaße zu schätzen, als mich ein neuer Angstruf meines Gefährten aufschreckte. In demselben Moment fühlte ich mich faß betäubt von einem ganz nahen entsetzlichen Getöse, welchem ein Gestöhl folgte, als drehe sich der Steinkegel mit mir im Kreise und sänke dann in sich zusammen. Schneller als ein Gedanke sah ich aufwärts und erblickte über mir eine ungeheure Wolke von Rauch, Steinen und Asche, durchzuckt von unzähligen Blitzen. Alles dies war das Werk eines Augenblicks — im nächsten Momente flog ich in fast übereinstehenden Sätzen über die rollenden Steine hinab. Ich erreichte den Boden zugleich mit meinem Gefährten und gerade früh genug, um einem Regen von Steinen zu entgehen, der im nächsten Augenblicke an der Stelle niederprasselte, auf der wir noch eben gestanden hatten. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß wir keine Zeit verloren, um uns, trotz sträflicher Tactlaße und Müdigkeit, in größter Schnelligkeit aus der gefährlichen Nähe des Gegenstandes unserer Neugier zurück zu ziehen.

Die Eruption dauerte etwa eine Stunde und wurde nur von Zeit zu Zeit durch einen Moment der Ruhe unterbrochen, in welchem der Berg schwere, röchelnde Athemzüge zu thun schien. Das Ende der Explosion war ein ebenso plötzliches wie der Ausbruch, und vergebens warteten wir mehrere Stunden auf ein neues ungestümes Lebenszeichen. Unsere Führer versicherten zwar, daß es, um ein solches hervorzurufen, nur eines zweiten Versuchs bedürfe, den Kegel zu ersteigen, aber wir hatten nicht eben Lust, dies noch einmal zu riskiren.

Von jener Zeit bis zu meiner Entfernung aus Central-America habe ich nur noch von einer einzigen Eruption des jungen, hoffnungsvollen Vulcans gehört. Dieselbe fand in Folge des ersten starken Regens statt. Ob er später seine Thätigkeit so energisch fortgesetzt hat, wie der Anfang erwarten ließ, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Wenige Tage bevor ich und mein Freund unsere Inspectionsreise nach diesem feuerspeienden Berge unternahmen, traf in Leon eine Deputation der Bewohner jener Gegend ein, welche den Bischof ersuchte, sich nach dem Orte des Schreckens zu begeben und den neuen Vulcan zu taufen. Die christliche Handlung, hofften sie, sollte ihn beruhigen und seine Ausbrüche wenigstens für das Leben der Menschen unschädlich machen. Der Prälat versprach, diesen Wunsch zu erfüllen, und einige Tage war in der Stadt von nichts die Rede, als von dieser Taufe — da die Ausbrüche aber nachließen, so wurde die Ceremonie, zu meinem nicht geringen Aerger, auf gelegenere Zeit verschoben.

Die Taufe der Vulcane ist übrigens in Mittelamerika ein sehr alter Gebrauch. Nach der Eroberung des Landes durch die Spanier vollzog man die Ceremonie an allen Vulcanen in Nicaragua. Nur der Momotombe, dessen Höhe bis jetzt keines Menschen Fuß betreten hat, empfing die christliche Weihe nicht. Die Priester, welche beauftragt waren, das Kreuz auf seinem Gipfel aufzupflanzen, verunglückten wahrscheinlich, ehe sie ihre Aufgabe zu erfüllen vermochten; wenigstens hat man nie wieder etwas von ihnen gehört.

*) Hirten.
**) Meierei.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Kein Schwindel! Eine ganz wunderbare, mächtige Empfindung ist es, die den sonst muthigsten Menschen plötzlich mit arger Furcht erfüllen kann, die ihn, den Kopf schwer machend, in die Tiefe zieht und mit Schauder und Verbarren, seine Glieder widerstandslos erschlaffen macht; — beim Anblick einer eigentlich gar nicht vorhandenen Gefahr. Ist es doch so leicht, auf kleinem Raum ruhig und sicher zu stehen, sich auf einer schmalen Fläche sicher und zwanglos zu bewegen. Und doch wird diese solide Fläche von der nächsten, aber doch eigentlich ganz ähnlichen Umgebung nur zuweilen getrennt oder gar gehoben, so entheben und steigern sich Balance-Schwierigkeiten in ganz unbegreiflicher Weise. Nicht jeder Mensch ist der Schwäche des Schwindels unterworfen — von dem Krankheitszustand sehe ich ab, — Kinder kennen gar nicht, was es heißt, vermag ja doch der Mensch selbst viel gegen denselben. — Aber auch der Gesättete ist nicht sicher vor seinen gefährlichen Mach, welche nicht allein die Augen, sondern alle Sinne zu seinem Unheil unvorhergesehen ergreifen kann, um ihn zu Verderben zu stürzen.

Wer hat nicht schon von den Martinswand im Tiroler Inntbal sprechen hören, eine Abtheilung derselben gesehen oder eine Beschreibung gelesen von jenem berühmten Gebirgs-Punkt, von welchem die Sage den Kaiser Maximilian I., der, ein leidenschaftlicher Jäger, sich während einer Gemsjagd dahin verstieg, und zwei Tage dort verweilen mußte, durch einen Engel retten läßt? — Heut zu Tage ist es dort nicht mehr so gefährlich, als damals, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, und auf gangbaren, wenn auch nicht immer bequemen Pfade kann der Reisende den berühmten Punkt jetzt erreichen, der heimliche Wunsch in uns sich aufbreitende Punkt und auf die gegenüber liegenden Gebirge genießen und ohne große Gefahr wieder herunter gelangen. — In unsern praktischen Zeiten braucht man keine Engel mehr und benutzt sich im schlimmsten Falle, gegen billiges Honorar, auch wunderlichen Hirtenknaben.

Im Sommer des Jahres 1843 — ich war damals Cadet eines österreichischen Infanterie-Regiments, welches in Innsbruck zur Zeit garnisonirte — beschlossen 4 meiner Collegen einen Herbstag zu benutzen um einen Besuch auf der Martinswand zu machen. Ich schloß mich der Partie an, und so machten wir uns, 5 an der Zahl, eines frühen Morgens auf die Beine und erreichten, längs des linken Innufers stromaufwärts schreitend, den etwa 4—5 Stunden westwärts von Innsbruck gelegenen Martinsberg in der Nähe des Dorfes Zirl. Der Weg bringt zu jenem, hoch an die Fels abstürzenden Berge heran, während jenseit des Flusses, den etwas weiter stromaufwärts eine schöne Brücke ziert, das Thal sich etwas ausbreitet und in Hügel-Gruppirungen sucessive erhebt. Von einem durch vorspringende Felsmassen sehr beschränkten abgetragen Platz kann man indeß auch vom rechten Ufer aus, mit etwas erhobenem Haupte, einen deutlichen Anblick der Martinswand gewinnen. Dieselbe stürzt mit geringen Unterbrechungen beinahe lotrecht nieder. Etwa 600 Fuß hoch sieht man in dieser platt scheinenden Felsenwand gar wunderlich, beinahe wand eine offenbar künstlich hergestellte Höhle, an deren Rand Christus am Kreuz nebst den beiden Standbildern Maria und Johannes, in Erzguß ausgeführt, angebracht zu erblicken sind, — und so von unten betrachtet, scheint es beinahe ganz unmöglich, ohne Benutzung des Luftballons dahin gelangen zu können.

Zur richtigen Angriffsstelle geleitet, schritten wir alsbald heiter plaudernd und scherzend den sich steil hin und her schlängelnden, ziemlich bequemen Weg hergauf, und waren nur erstaunt, aller Augenblicke unseren kleinen, im Thale mitgenommenen, etwa 9 Jahre alten Führer verschwinden und dann wieder in beträchtlicher Höhe über uns auf irgend einem Felsen thron und sein mitgebrachtes Brod kauen zu sehen. Der kleine Knabe verschmähte den gebotenen Lohn und schwang sich mit der Leichtigkeit einer Gemse, der er seine Kunstfläche abgelernt zu haben schien, in die Höhe, unter Herumnahen immer abwärtend, um wieder in ähnlicher Weise vorauf zu springen. Jetzt aber blieb er thun und ließ uns dicht an sich heran kommen. Wir waren so etwa 400 Fuß hoch gestiegen, sagt's unsern Sabeln weg, ob könnt's nur geh'n damit",* sagte der kundige Führer. Wir aber trugen Bedenken unsere Säbeln so mir nichts dir nichts ohne Obhut im Freien liegen zu lassen. „Es braucht's ent net z'fürchten, s'kimmt Keiner, der uns was stehlen will, ** — meinte der Knabe, und wir, seinen biederen Worten vertrauend, entschlossen uns seinem erfahrenen Rath zu folgen. — Der Junge schritt jetzt langsamer vor uns her, indeß noch bedeutende gangs, so daß wir 8 im Gänsemarsch folgenden denn der Weg fing an, immer mehr markanterhervor zu treten, ohne Ausdehnung in die Breite zu gleichen; unsere Lungen in enge Contributionen setzen mußten, um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Die Bergluft ging indeß, wenn auch nicht unerheuchtig, doch ohne namhafte Schwierigkeiten ein, bis wir die Höhe des Felsen erreicht hatten, wo ein etwas platt scheinende Felsband hinaus treten mußten. In den Granit ist da künstlich ein Pfad gehrengt und gemeißelt und die oben überhängende Felswand ab und zu mit eisernen Ringen, welche in das Gestein mittelst Blei festgegossen sind, versehen.

Bestiegen habe Herrschaften oder reiche Engländer z. in Begleitung von Damen die Martinswand, wobei die Damen sich unten im Thal bereitgehaltener Bänkleider bedienen, dann kann auf Verlangen und gegen entsprechendes Honorar noch viel Mehr für sie gearbeitet und ihnen Bequemlichkeit hergestellt werden. Wir aber hatten von dieser Vorrichtung nur den Vortheil, daß wir die 6—8 und mehr Schritte auseinander reichenden Ringe als Ruhepunkte benutzen konnten, was allerdings auch nicht unwesentlich war. — Kaum hatten wir etwa 20 Schritte diesen wirklich gefährlichen Pfades zurückgelegt, als der Vorderste meiner Cameraden einen unarticulirten Schrei ausstieß! Ich, in der Meinung, er sei gefällt, drängte mich augenblicklich erschrickt dichter an die Wand, sah indeß, in die Tiefe zu meiner Rechten starrend, daß es nur eine Mütze war, welche hinab fiel und, von der abstürzenden Felswand kaum im senkrechten Falle gehindert, rasch die uns Thal hinunter gelangte. Der Besitzer der Mütze, plötzlich vom Schwindel ergriffen, hatte sich noch glücklich niedergenommen und war um seinen Preis zu vermögen wieder aufzustehen oder auch nur den Kopf zu erheben, den er mit schgeschlossenen Augen an die Felswand drängte. Das Alles konnte ich zwar anklänglich nicht sehen, da zwischen mir und dem am Boden Liegenden noch 2 Personen waren, die mir die Aussicht sperrten. Als wir uns jedoch nach einigen Abwarten und vergeblichem Zurfprechen entschlossen hatten, ohne den vom Schwindel Ergriffenen vorwärts zu schreiten, warten meine beiden Vorderleute über jenen hinweggestiegen, so daß ich zu dem an der Felswand wie Leblos Liegenden gelangte. Seine unteren Beinen stellte ich mich nun über denselben, und so gelang es mir, ihm nach und nach solche Stütze zu leisten, daß er endlich bis zum Knieen aufgerichtet war. Jetzt trat ich ganz hinüber und faßte deßen rechten Arm, während mein Hintermann seinen linken ergriff, und so, alle drei die Besitzer der Felswand zugekehrt, gelang es uns, den noch immer an allen Gliedmaßen Schlotternden seitwärts die gefährlichste Strecke zurück zu schieben.

Wieder auf einigermaßen sicherem, moosbewachsenem Boden angelangt, überfiel den Getroffenen eine Hitze und Nässe durch die andern, in Begleitung der heftigsten Erbrechungen, und es war demnach keine Aussicht, daß der Anfall verübergehen und mein Camerad in den Stand kommen würde, die Gegend wieder antreten zu können; aber auch meinem Hintermann war die Lust weiter zu steigen vergangen, und wir Beiden machten mit den Vorschlag, bei dem Waffenvorrat meine und der anderen Beiden Rückkehr zu erwarten, falls ich noch Lust hätte in die Höhle hinauf zu steigen.

Gesagt — gethan; ich stieg wieder dergauf! — Der Führer und die beiden Cameraden waren natürlich in Besorgniß um mich, als ich sie nicht mehr erblicken konnte. Der offene Platz lag indeß unfehlbar vor mir; ich stieg also doch und höher, Hollabo! schrieb, und in ungähligen Echo's mir wiederum zurückklang, so daß ich nicht wußte, ob es meine eigene Stimme oder die Antwort meiner Cameraden war, die ich vernahm. — Etwa 10—12 Minuten lang war ich allein! da oben, zwischen Himmel und Erde, an die Felswand geklebt. Es wurde mir doch ein wenig schauerlich zu Muthe, und ich dachte, wenig es Gott, an Gefahren, die mir wahrscheinlich in Gesellschaft niemals eingefallen wären. Jetzt, immer rüstig vorwärts schreitend, erreichte ich einen Ring nach dem andern und stand nach einer kurzen Wendung vor etwa 6—8, wenn auch weit auseinander reichenden, doch förmlichen Stufen, welche in die nunmehr erreichte Martinswand-Höhle hineinführten.

Meine beiden Cameraden waren bereits mit dem Führer in derselben und ließen den Blick ins weite Thal über den Inn hinüber schweifen. „Hollabo!" schrie ich, denn die oben bemerkten, mit der Bewunderung des Tiefgesehenen liegenden mit Dichtern und Malern noch gesegnichten Mittelgebirges eifrig beschäftigt, meine Anwäherung nicht.

„Ah!" rief Einer der Beiden, durch mein Gejohle aufmerksam gemacht, zu mir herunter; „ihß Du wirklich auch da, Franz? Wir dachten schon, Du bätest auch die Courage verloren!"

Ein paar tuzige Sprünge, und ich war oben in der sicheren Höhle. — „Ihr habt Unrecht," demonstrirte ich, ganz den Zweck meines hohen Höhlen-Besuches im ersten Eifer vergessend, — „Ihr habt Unrecht, unseren Cameraden der Verlassenheit zu überlassen, — da ist ihn doch sonst als einen kecken, unerschrockenen und kaltblütigen Burschen kennt." Und es ist wahr, der Ertrankte hatte schon mehr als einmal wirklich entschiedenen Muth gezeigt, und wir alle haben ihn früher, bei tollkühnen Ritten einen Dactlo ruhig in die Flanken Schaumbrand seines Gegners drücken, dem er dann als Zweiter zum Schuß ins dicke Fleisch des Oberschenkels, wie es das verbrochen hatte, schoß. — „Der Schwindel," fuhr ich fort, „ist eine Krankheit wie jede andere, es läßt sich dagegen wenig thun."

„Was da Schwindel?" entgegnete der Eine, „der feste Wille kann ihn besiegen. —"

„Wenn Du das besser weißt," antwortete ich, „so mag es sein; ich kann wenig davon sagen, da ich seinen Schwindel nie sah."

„So k" fuhr der erste Sprecher fort; „dann steige da hinauf und blicke hinunter in das Thal; dann wirst Du ihn gleich kennen lernen!" und dabei deutete er lachend auf das ungefähr 12—14 Fuß hohe, dicht am Rande der Höhle befestigte Eisenkreuz.

„Meinethalben!" antwortete ich in einem Anflage leichtsinnigen Muthwillens und stieg auf die in der Höhle bis etwa 3½ Fuß quer vor die Oeffnung der Höhle gelegte Eisenstange, welche, die erwähnten 3 Standbilder, mit ihren Füßen an sich hielt, und die sie selbst verlieh und festigte, und ergriff, ein haltbares Geländer für die Höhlenbesucher bildet. — Selbst nahe an jedem Fuß lang, war es mir von da aus leicht, den Querbalken des Kreuzes zu erreichen, und eins, zwei, drei, faß ich dem eisernen Christus auf den Schultern. Wöhlig griff mir der Cameraden mit beiden Händen an das Kreuz, und indem er daran zu rütteln versuchte, schrie er wie im Schreck auf: „Jesus Maria — das Kreuz stürzt!"

Bannte das Kreuz wirklich, oder wankte nur mein innerer Mensch? Das Eine wie das Andere geschah in dürchtbarer Weise. Dinge verkehrten Gestalt und Form, meine Besinnung war din, und ich stürzte mit gewaltigem Schlage nieder. Das war die letzte Empfindung, deren ich mich dumpf erinnerte! Nach einigen Minuten erwachend, fand ich mich mit wundgeschlagenen Gliedmaßen im Hintergrunde der Höhle liegend. Mir war als mit einem Satz vom Kreuz gesprungen, um glücklich in die Höhe zurück, wo ich augenblicklich besinnungslos niederstürzte.

Es ist ein schlechter Spaß, den ich da erzählte, lieber Leser, das sehe ich heute wohl ein, wir waren sämmtlich 19—20jährige Burschen und junge Leibaten, deren Uebermuth man schon etwas zu Gute hatten kann. — Als ich erwacht und kurz darauf wieder leidlich fest auf den Beinen war, fragen mich meine Cameraden, ob ich nun wisse, was der Schwindel ist? —

* Regt enere Säbel weg (ab), ihr könnt nicht weiter damit gehen.

** Ihr braucht euch nicht zu fürchten, es kommt Keiner hierher, der euch etwas stehlen würde.

Digitized by Google

und meinetwegen, jetzt könnte ich erst beweisen, es ich wirklich Muth habe, da ein schönes Stückchen Brode unmmgänglich vor mir läge, und hergab die Furcht noch schlimmer als hergaut sei. — Es dauerte eine ganze Weile, ehe ich mich entschließen konnte, an den Heimweg zu gehen. Mit meinem sichern Dahinscheinen war es vorbei, und ich hatte meine liebe Noth, mich an ihnen zu Stellen aufrecht zu erhalten. Nur dem Letzten wollen, den Blick weder nach oben noch unten, sondern scharf und gerade auf den Weg vor mir zu richten, hatte ich es zu verdanken, daß ich an der glücklichen Ort sahr nicht mehr schadlos verübe gibt. Durch meinen Muthwillen hatte ich mir für alle Zeiten die Möglichkeit verscherzt, zuschliss in einen Abgrund blicken zu können, obgleich meine Natur eigentlich nicht zum Schwindel geneigt ist. Selbst bei Leibe nur war ich noch kaum so weit gekommen, daß ich mich wieder ein Mensch gefühlt, daß sich die Erde drehe. Walter v. S.

Ein Züricher Brief. Sie sollen sich, mein lieber Freund, nach einer Erziehungsanstalten in der deutschen Schweiz für eine junge deutsche Dame erkundigen. Ich gebe Ihnen gern Auskunft. Zunächst sieve ich mich, daß Sie von der deutschen Schweiz sprechen. Die französische Schweiz ist zwar der eigentliche Sitz der Erziehungsinstitute für junge Damen. Die deutschen Schweizer leidet, wenn sie es gleich können, schicken ihre Töchter mindestens auf ein Jahr in eine Pension der französischen Schweiz, und können sie es nicht, so tauschen sie in der Art, daß sie ihr Kind dorthin auf ein Jahr in eine Familie geben, wogegen dieß ihnen ihr Kind auf so lange zusendet. Eine Sitte, die schon ein Schriftsteller zur Zeit Ludwig's eine alte nannte. Aber dieß Mittel, das Französische parfaiten lernen, reicht das eine, wie das andere aus. Sie lernen in der Institution auch Musik und etwas Englisch und ein Stückchen Botanik und Physik und ein wenig Geschichte dazu, auch, da diese Institute, wenn sie sich recht halten wollen, fremde sein müssen, in aller Sinne Religion. Eine gründliche und harmonische Ausbildung des Geistes und des Herzens zu verschaffen, dazu möchten aber nur sehr wenige der Dameninstitute in der französischen Schweiz im Stande sein. Für den Augenblick ist mir keine, die den Anforderungen genügen dürfte, bekannt, da habe freilich keine specielle Bekanntschaft in der welschen Schweiz. Früher, weiß ich, war das berühmte Institut der Madame Richerer in Genf. Aus ihr mehr konnte sich nun verwundern, daß in der deutschen Schweiz im Ganzen überhaupt ein Mangel an weiblichen Erziehungsinstituten herrscht. Man begnügt sich hier meist mit dem, was man in Deutschland höhere Töchterschulen nennt. Der Grund leuchtet indeß ein. Es ist eben jener Umstand, daß die meisten Schweizer ihre Töchter in die französische Schweiz zu schicken pflegen. Der Mangel ist sühlbar da, freilich mit Ausnahmen, aber sehr wenigen. An ausreichende Erziehungsinstitute in den kleinen Cantonen und Städten ist nicht zu denken. Von den größeren Städten habe ich zunächst Bern zu nennen, das

SCHIEDER 1952
Handbuch Industrie